



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

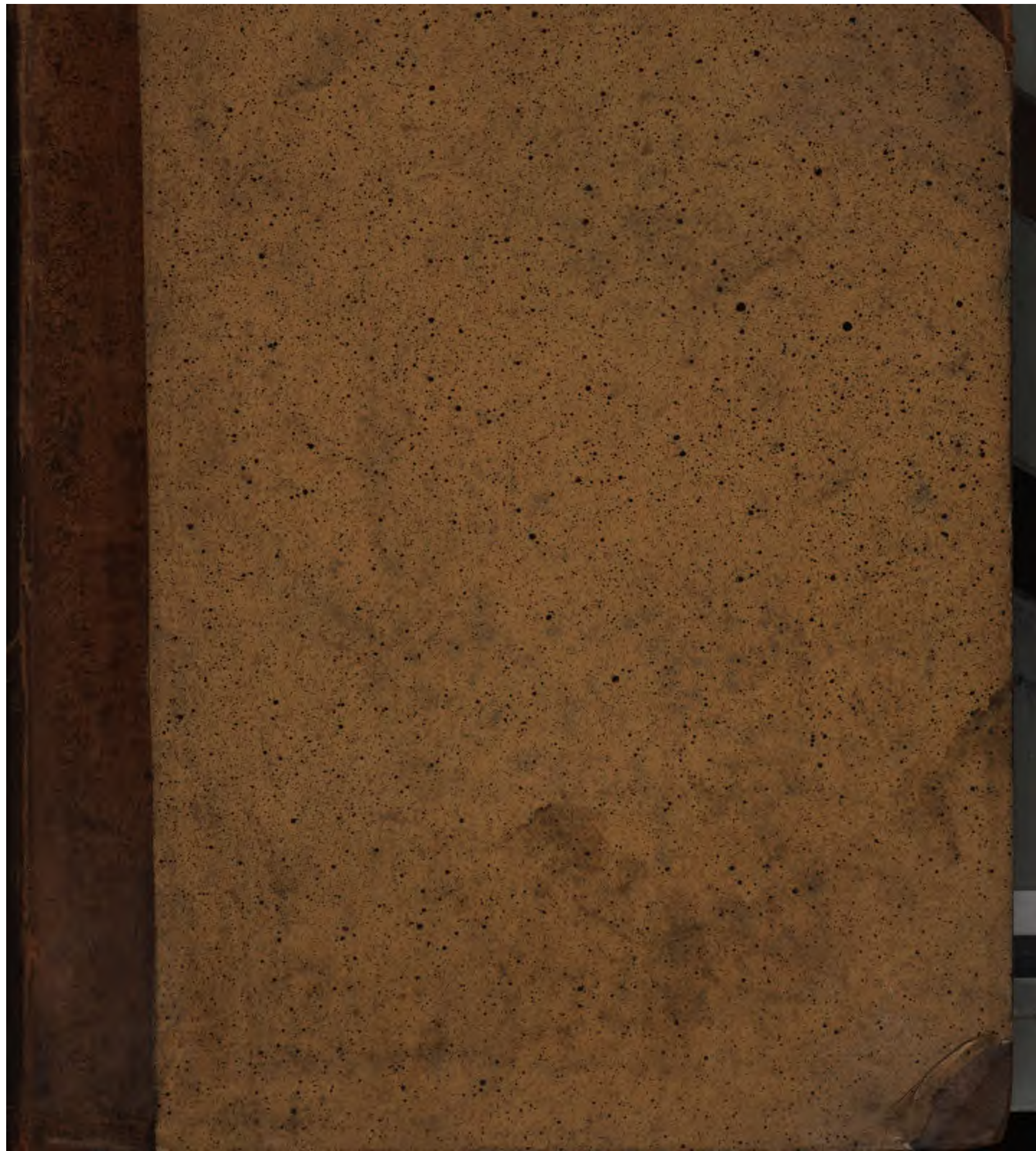
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

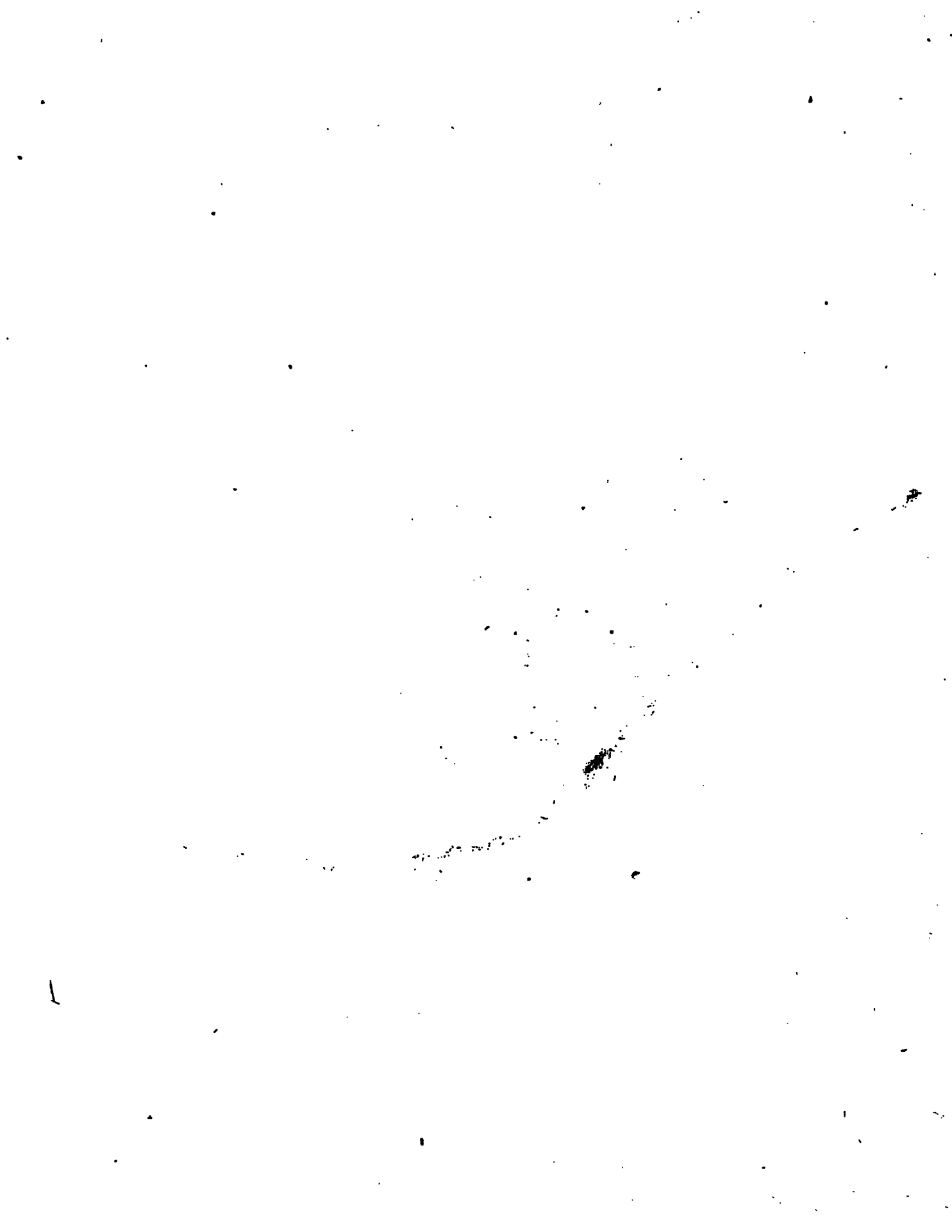
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

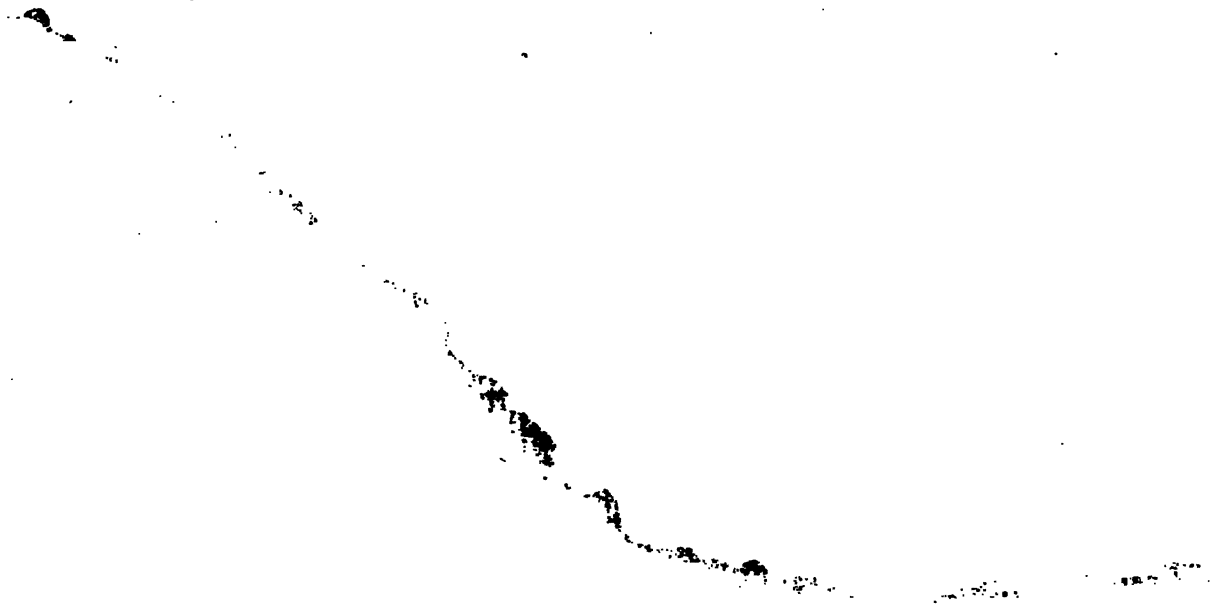


~~V 1056^c(6)~~

E. w. G. III. (6.)







Allgemeine
Encyclopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section

O — Z.

Herausgegeben von

M. H. C. Meier und L. F. Kämpf.

Sechster Theil.

ORPHANITEN — OSTEOLOGIE.

Leipzig:

F. A. Brodhau s.

1835.

wi

AE 27
AG
Sect. 3

v. 6



78

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

D r i t t e S e c t i o n

O — Z.

Sechster Theil.

ORPHANITEN — OSTEOLOGIE.



**Verzeichniss der Tafeln,
welche mit dem Sechsten Theile der Dritten Section der Allgemeinen Encyclopädie,
zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:**

ORT, ORTSARBEIT, ORTSLÄNGE, ORTSTES und ORTUNG.	Bergbau.
ORTSPROFIL.	Bergbau.
ORT.	Geometrie.





O R P H A N I T E N .

ORPHANITEN, eine Partei, zum Theil auch Secte Hussiten, waren bis zu ihres Feldherrn Ziska's *) Tode 1424 eins mit den Taboriten, trennten sich aber als ein Theil derselben zu Ziska's Nachfolger Procop (Procopius Rarus) wählten, versicherten, es niemand in der Welt würdig, dem verstorbenen Ziska zu folgen, nannten sich Waisen, und ließen aller mehr Hauptleute verrichten, unter welchen Procop die Kleinere der vorzüglichste. Die vier Parteien deren (Taboriten, Orphaniten, Drebiten und Prager) trugen sich nur dann und handelten gemeinschaftlich, sie von einem auswärtigen Feind angegriffen wurden, oder ein, zwei, drei Parteien schlossen sich aneinander, wenn sie einen Raubzug in das Ausland thun, oder dem Ausdrucke der Hussiten das Land der Philister, Sumder und Moabiter heimsuchen wollten. Zwischen Taboriten und den sich von ihnen trennenden Drebiten blieb noch immer eine engere Verbindung, als zwischen ihnen und den andern Parteien. Die Orphaniten mit den Taboriten vereinigend, eroberten im J. 1424 die Stadt Weinwanczyz und viele Schlösser in Mähren. Endlich hierauf die Taboriten mit den Pragern in Böhmen und Österreich einfielen, erfüllten die Waisen mit den Drebiten den ganzen Herbst hindurch Schlesien und Mähren mit Raub, Brand und Mord. Bei den Drebiten erschienen im J. 1425 die Magister Prábram, an Medicus und Peter von Wladonowicz, welche in Pragern, weil sie sich mit Petrus Anglicus nicht einigen konnten, waren auf das Rathhaus gefangen worden und dann auf Vorbiten des Magister Johann Wokisch freigelassen worden, und klagten über die Prager. Die Waisen hörten dieses gern, da sie eine Ursache hatten, ihrem heimlichen Grolle gegen die Prager Luft zu thun. Sie zogen 4000 Mann stark vor Prag, welche Stadt die Prager besetzt hatten, weil diese dem zum prager Bisthum gehört, nahmen sie durch die Drebiten und schleiften sie. Von hier zogen sie ihren Brüdern Taboriten, zu Hilfe, welche die Stadt Swietla eroberten, erstürmten und verbrannten sie. Herzog Albrecht, welcher die Stadt entsetzen wollte, kam mit seiner Heere zu spät, und verlor in der Schlacht vom 5.

Nov. 1425 den Sieg. Die Sieger verbrannten hierauf Meyto, welches die Prager inne hatten, und machten dann den 6. Dec. einen nächtlichen Angriff auf Prag selbst, wurden jedoch von den Mauern wieder herabgetrieben. Die Prager klagten des Morgens darauf durch eine Gesandtschaft über diesen Angriff ohne Ursache auf die Hauptstadt des Landes, und der den Pragern holde Procop Holy brachte es bei den Waisen und Taboriten dahin, daß sie einen Frieden mit den Pragern ausrichteten. Um Ostern des J. 1426 wollten die Taboriten und Waisen, welche in Klattau überwintert, in das Baiernland einfallen. Da aber überall das Gerücht erscholl, wie sich die deutschen Fürsten zur Ausrottung der aufwüthrischen Böhmen verbunden, unterließen sie den Einfall ins Baiernland und verglichen sich mit den Pragern, um dem gemeinsamen Feinde begegnen zu können *). Der gefährlichste Gegner der Hussiten unter den deutschen Fürsten, welche außer dem Herzog Albrecht von Österreich ziemlich unthätig blieben, war der Kurfürst Friedrich der Streitbare, dessen Heer im J. 1425 den Hussiten, als sie nach Zerstörung der Stadt Tachau im Heimzuge begriffen, einen Verlust von über 3000 beibrachte **), jedoch selbst gegen 4000, worunter acht Grafen, in der unglücklichen Schlacht bei Briz verlor ***). Im J. 1426 vereinigten sich die Waisen, Taboriten, Prager und andere Hussiten, und beschloßen, die Deutschen völlig aus Böhmen zu vertreiben. Nach Eroberung und Zerstörung von Leipe, Biela, Trebnitz, Töplitz und Kraupen *) ward den 6. Jun. zur Belagerung von Außig geschritten. Zur Entsetzung sandte die Kurfürstin Katharina, welche in Abwesenheit ihres Gemahls auf dem Reichstage zu Nürnberg die Regierung führte, ein Heer der Meißner und Thüringer von ungefähr 20,000 Mann. Dieses griff,

2) Theobald, Hussitenkrieg. S. 314—320. 3) Hermann. Corner. Chron. bei Eccard. Corp. Hist. Med. Aev. T. II. p. 1267. 4) Eberhard Windeck, Gesch. des Kaisers Siegmund, Cap. 143, bei Mencke. Script. T. III. Windeck setzt Prude (Briz, Briz) nach Meissen selbst, da es doch an den Markgrafen von Meissen nur verpfändet war, und im böhmischen Gebiete lag. Seine Angabe der Zahl des Verlustes der Meißner in der Schlacht bei Briz wird von Engelhus Chron. bei Leibnitz, Script. T. II. p. 1142, und der Fortsetzung desselben bei bemselb. S. 85 bestätigt. 5) Balbinus, Epitome Hist. Boh. Lib. IV. p. 467.

Aeneas Sylvius, Histor. Bohemica. Cap. 47. Opera Geographica et Historica. p. 72, 73.

1848. d. W. u. K. Dritte Section. VI.

noch von dem Tag und Nacht fortgesetzten Marsch ermüdet, sogleich die hinter ihrer Wagenburg verschanzten Hussiten den 15. Jun. wüthig an, focht den ganzen Tag auf das Hartnäckigste, verlor jedoch den Sieg und gegen 12,000 Mann, unter ihnen viele Grafen und Edelleute auf der Wahlstatt, während der Verlust der Böhmen nur 3000 betrug. Die Sieger eroberten die Nacht darauf Aufsig und machten es zu einer Einöde⁶⁾. Durch den Sieg bei Aufsig gewannen die Hussiten, wie die deutschschreibenden Zeitgenossen sie nennen, sowie auch speciell die Orphaniten⁷⁾, einen den Deutschen Schrecken einflößenden Namen und hierdurch viel an Gefährlichkeit. Als die Waisen und Taboriten von Aufsig gekommen, gedachten sie ihrer alten Feindschaft gegen Boczko von Podiebrad, weil er seinen Vetter Gindrich heimlich auf dem Schlosse Kostomblat gefangen genommen, belagerten den 6. Aug. das Schloß Podiebrad, erlitten bei Bestürmung großen Verlust, da Boczko's Büchsenmeister die berühmtesten in ganz Böhmen waren, setzten die Belagerung bis den 3. Nov. fort, wo sie wegen der nahenden Kälte, des Mangels an Lebensmitteln und der Festigkeit des Schloßes abzogen. Boczko that hierauf auf das von ihnen eingenommene Nimburg, wo sie überwinterten, einen unglücklichen Angriff den 25. Nov., wobei er das Leben verlor. Die aus Prag vertriebenen Magister Peter von Wladonowicz, Hussens getreuer Gehilfe auf dem Foksniger Concil, Johann Przibram und Christianus Medicus waren, weil sich die Orphaniten ihrer angenommen, wieder in ihre vorigen Stellen eingesetzt worden. Während ihrer Verbannung hatte Petrus Anglicus (Peyne) sich ungestört vernehmen lassen, daß das Brod des hochwürdigen Sacraments des Altars schlechtes Brod, der Wein ein schlechter sei, also daß man den Leib und das Blut Christi allein durch den Glauben empfangen müsse. Jetzt suchten die zurückgekehrten Lehrer ihn von seiner Meinung zurückzubringen, und den 3. Jan. 1427 disputirte Przibram öffentlich wider ihn, woraus die Flamme von Neuem emporzuschlug. Wegen des Bankens und Lärmens, besonders in der Fasten, nahmen die Prager, die es mit Petrus Anglicus hielten, die genannten Lehrer,

denen die Waisen und Taboriten Beifall gaben, und Magister Laurentius, Pfarrherrn bei St. Heinrich, den Pfarrherrn in der Kirche zum heiligen Kreuz und andere mehr gefangen, und schafften auch die Taboriten aus dem Prager-Städtlein. Deshalb lagerten sie sich den 24. März vor Prag, erst bei Modzan, dann bei Zabiehlitz, und verlangten in Prag eingelassen zu werden. Dieses geschah nur mit Procop Holy, Jan Rohacz, Jan Balkam vom schwarzen Adler, und Procopius dem Kleinen, dem Hauptmanne der Waisen, der Friedensunterhandlungen wegen. Zu diesem Behufe schickten auch die Saager, Launer und Schlaner ihre Gesandten nach Prag. Aber die Unterhandlung führte zu nichts, da die Taboriten mit List umgingen, denn Jan Rohacz berücksichtigte nur seinen Vortheil, und suchte eine Gelegenheit, die Stadt zu überwältigen. Da dieses den Prageren verathen ward, mußten alle Taboriten (und Waisen, wie der Zusammenhang lehrt) sogleich Prag verlassen. Während die Waisen und Taboriten mit den genannten Hauptleuten wegen ihrer eignen Streitigkeiten mit den Prageren vor Prag lagen, und außerdem von den böhmischen Herren angetrieben wurden, den von den Prageren gefangen gehaltenen Siegismund Koribut durch Gewalt befreien zu helfen, jedoch in dieses aus Mißtrauen gegen Koribut nicht eingehen wollten, sammelten sich diejenigen Taboriten und Waisen, welche um Jaromir, Rahod, Königingráz, Trautenaw, Politz und Latisch überwintert, wählten zum Hauptmanne Welek Kaudelink, thaten einen Einfall nach Schlesien, und verwüsteten Goldberg, Lauban, Brieg und andere kleinere Städte, Dörfer und nicht wohl verwahrte Schloßer, und brachten so viel Raub, namentlich geraubtes Vieh, heim, daß sie 15 Ochsen oder Kühe um zwei böhmische Schock oder zwei Thaler verkauften. Auf ihrer Heimkehr eilten sie denen von Königingráz und Königshoff, welche das Schloß Rottenburg belagerten, zu Hilfe, und erstürmten und schleiften es. Da jene Waisen und Taboriten vor Prag gesehen, daß sie nichts ausrichteten, hatten sie sich gegen das mit den Prageren verbundene Schlan gewendet, und es nach heftiger Belagerung den 25. April überwältigt, und darin alle ohne Unterschied erschlagen. Von Schlan zogen sie nach Leitmeritz und nahmen es durch Übergabe ein. Die Waisen, die unlängst mit ihrem Hauptmanne Welek Kaudelink in Schlesien gewüthet, stießen zu ihren Brüdern, raubten und brannten um Kaurzum und Böhmisches Brod, und erstürmten Kwietnicze, den Sitz des Protropel Arczka, den sie darin mit all den Seinen verbrannten, suchten dann den pilsener Kreis mit Raub, Brand und Mord heim, eroberten die Schloßer Schwibow und Dborzischitz, stießen wieder zu ihren Brüdern, belagerten und nahmen das Schloß Pleby, und lagerten sich dann vor Prag bei Wrchowicz. Da schickten die Saager Gesandten zu den Waisen und Taboriten und den Prageren, und ließen sie ermahnen, daß sie sich vergleichen sollten, weil der Kaiser das ganze römische Reich aufgeboten und sie bezwingen wolle. Die Gesandten brachten auch einen Frieden zu Stande, vermöge dessen die gefangenen Magister freigelassen wurden. Doch weil

6) Annal. Vetro-Cellens. bei Mencke, T. II. p. 416. Fortsetzung derselben bei demf. S. 417, 418. Rothe, Thüring. Chr. bei demf. S. 1818, 1819. Andreas, Presbyter Ratisbonensis, Diarium Sexennale bei Oefele, Script. T. I. p. 27, 28. Chron. Terrae Misnensis bei Mencke T. II. p. 336. Hermann. Corner. p. 1268, 1269. Vergl. Horn, Lebensgesch. Friedrichs des Streitbaren. S. 514—530. Dubravius, Histor. Boeh. Lib. XXVII. p. 704. Hageccus, Boehm. Chron. p. 732. 7) So erwähnt bei dem furchtbarsten aller Einfälle in das benachbarte Land im J. 1430 Hermann Corner bloß der Waisen, obgleich auch die Taboriten Theil nahmen, indem er sagt: *Haeretici Hussitae de secta Orphanorum intrantes Misniam cum grandi exercitu etc.* und zum J. 1432 S. 1314 sagt er: *Magdeburgenses quia alias Hussitarum et Orphanorum haeticorum verisimiliter formidantes etc.* Hussiten in engerer Bedeutung hießen die Prager, so z. B. sagt Winderl c. 215. S. 1274: etliche hießen sich Hussiten, etliche die Waisen, die andern die von Tabor, so sagt Kunze, der Kastellan des Schloßes Karlstein, in seinem Briefe an den Kaiser (bei Hermann Corner S. 1338): *Exercitus autem Hussitarum et Orphanorum ac Taboritarum etc.*

die Prager fürchteten, daß die Taboriten (und Waisen) etwas im Schilde führten, wollten sie sie nicht in die Stadt lassen, setzten auch einige Rathsherrn, welche es mit ihnen hielten, ab⁸⁾. Der von dem Papsie nach Teutschland gesandte Cardinal Heinrich von Winchester betrieb den von den Kurfürsten beschlossenen Zug gegen die Böhmen mit großem Eifer. Drei Heere drangen in Böhmen von verschiedenen Seiten ein. Das eine, wie man vermuthet, das meißnische, lagerte sich den 23. Jun. vor Mies⁹⁾. Die Prager hatten sich unterdessen gerüstet, zu den Waisen und Taboriten gesendet, und sie ermahnt, das Vaterland in dieser Gefahr nicht im Stiche zu lassen. Die Waisen und Taboriten zogen nach Prag, wo sie die Nachricht von der Belagerung von Mies hörten. Die Prager waren so in Schrecken, daß ihr Mißtrauen gegen die Waisen und Taboriten überwogen ward, und sie dieselben durch die Stadt ziehen ließen. So gingen durch Prag den 12. Jul. Waisen und Taboriten mit 300 Wagen, den 13. Jul. andere Orphaniten mit 200 Wagen und den 15. Jul. Procop Holy mit 1000 Mann und 200 Wagen¹⁰⁾. Sobald das Heer vor Mies den 21. Jul. die Hussen anrücken sah, vertauschte es, von allgemeinem Schrecken ergriffen, die Belagerung mit der Flucht, und brachte in die erst heranziehenden Heere ebenfalls Unordnung. Gegen 10,000 wurden von den nachsehenden Böhmen getödtet und sehr viele Kriegsgeräthe erbeutet, worauf die Sieger Tachau belagerten, den 11. Aug. erstürmten, ein fürchterliches Blutbad anrichteten¹¹⁾ und mit Taboriten die Stadt als Grenzmauer besetzten. Die Waisen nahmen als Denkmal ihres Sieges ein übergroßes Stück Büchse, genannt Chemyl, mit nach ihrer Stadt Tabor. Unterwegs wollten sie ihr Glück an Pilsen versuchen, erlitten aber von der Bürgerschaft so tapfern Widerstand, daß sie nur die Vorstadt anzünden konnten. Während die Böhmen sämmtlich gegen die Teutschen ziehen mußten, machten die Schlesier einen Einfall in Böhmen, um sich wegen des Schadens zu rächen, den ihnen die Waisen im Frühlinge dieses Jahres (1427) zugefügt, belagerten Nachod, zogen ab, als sie die Niederlage der Teutschen erfuhren, brachten den nachsehenden Nachbarn und Grägern eine große Niederlage bei, belagerten Nachod von Neuem, zogen aber ab, als die Kriegsmacht der Prager, welche von ihrer Heersfahrt gegen die Teutschen heingekehrt, heranzog. Da Divisch Borzek, der Hauptmann der Stadt Kolin, sich den Waisen und Taboriten und Pragern widersetzte, beschloß Procop Holy diese Stadt in Verbindung mit den Pragern zu belagern. Um auf die Prager desto größern Einfluß üben zu können, bewirkte Procop Holy durch Einflüsterung, daß die Neustadt sich von der Altstadt trennte,

und sich selbst einen Rath setzte, erhielt auch von den Pragern eine ziemlich starke Hilfe, und rückte mit ihr und den Taboriten und Waisen vor Kolin, welches an drei Orten belagert ward, wobei die Waisen unten gegen das Wasser lagen. Den 15. Oct. thaten die Kolinier einen Ausfall in das Lager der Prager, und brachten diese in große Noth, bis die Taboriten ihnen zu Hilfe eilten. Den 17. Nov. versuchten die Waisen ihr Glück an der Stadt, und nahmen zuerst die Mühle und zündeten sie an, und dann die Badestuben. Als sie aber die Stadt ersteigen wollten, erschlugen ihnen die Kolinier, die einen Ausfall machten, 150 Mann. Die Taboriten, welche oben gegen das Wasser lagen, sahen der Waisen tollkühnes Unternehmen und große Gefahr, wollten ihnen keine Hilfe leisten, sondern spotteten ihrer und fragten sie, wie die Rohaczen oder Martinshörnlein geschmeckt. Den 25. Nov. unternahmen die Taboriten, Waisen und Prager einen Gesamtaufstand, aber da das Eis brach, mit solchem Verluste, daß sie den Entschluß faßten, die Stadt bloß durch Hunger zu bezwingen. Den 3. Dec. mußte sich dann auch die Stadt übergeben, und ward mit Taboriten, Waisen und Pragern besetzt. Auch verglichen sich jetzt die drei Parteien dahin, daß sie auf einer Zusammenkunft zum neuen Jahre zu Beraun sich in der Religion vereinigen wollten. Bei dieser Zusammenkunft der Taboriten, Waisen und Prager den 1. Jan. 1428 geriethen sie wegen der Kirchengebräuche bald in Uneinigkeit, denn Procop Holy, der Taboritenanführer, der stübt hatte und der Sachen kundig war, und mit ihm die Taboriten sagten, man könne wol ohne die Kutten die Messe halten und den Gottesdienst verrichten; man sollte auch die Elevation nicht gebrauchen, vielweniger das gesegnete Brod anbeten oder ihm göttliche Ehre erweisen. Die sieben Sacramente wollten sie nicht ganz, und von dem freien Willen des Menschen, von der Rechtfertigung, von der ewigen Gnadenwahl zu dem ewigen Leben, die Lehre der Prager nicht annehmen, sondern begaben sich hinweg, und wurden, als sie nach Prag kamen, nicht eingelassen, und Procop Holy ging erzürnt nach Raubnitz, Waisen dagegen durften in Prag einkehren. Die drei Parteien schickten Gesandte mit Vollmachten nach Kolin, um sich wegen dieser Stadt zu vergleichen. Sie stellten die Entscheidung dem Loos anheim. Dieses fiel den Waisen zu, welche nun ihre Hauptleute dahin schickten und die Stadt regieren ließen. Zu Kuttenberg hielten die Waisen eine Zusammenkunft und verhandelten über die Kriegsangelegenheiten, besonders zogen sie die Belagerung des Schlosses Lichtenberg in Berathung, weil ihnen von demselben mächtiger Schade geschah. Ungeachtet der Heimlichkeit dieser Verhandlung erlangten doch die auf dem Schlosse Kenntniß davon, nahmen zur List ihre Zuflucht, und verlangten auf 14 Tage einen Stillstand, damit sie sich mit ihnen vergleichen möchten. Die Waisen versahen sich keiner List, willigten ein und unterhandelten so lange in guter Hoffnung, bis die Versammlung in Kuttenberg ein Ende nahm. Da schrieben die vom Schloß an den orphanitischen Hauptmann, Welfo Kudelnik, dem die ganze Sache befohlen worden

8) Theobald S. 321—334. 9) Nach Theobald S. 334 vereinigten sich die drei Heere den 13. Juni bei Taus, und schlugen vereint den 23. Juni ihr Lager bei Mies auf. Die von den nähern Umständen dieses Zuges sich widersprechenden Nachrichten beleuchtet Horn S. 530—534. 10) Theobald S. 334, 335. 11) Aeneas Sylvius Cap. 48. p. 74, 75. Chronicon Monasterii Melicensis bei Petz, Script. Hist. T. I. p. 255. Bindedt Cap. 151, 152. S. 1201, 1202. Balbinus Lib. IV. p. 462.

war, sie könnten sich mit einem solchen Räubervolk in keine Verbindung einlassen. Obwohl diese Antwort die Waisen sehr verdross, konnten sie sich doch sobald nicht rächen, sondern zogen in der Fastenzeit (1428) nach Schlessien, und übten, wie sie gewohnt waren, Raub und Brand. Als ihr Hauptmann, Welko Kudelnik, den 11. März durch einen Sturz vom Pferde das Bein brach, und in Daczicz der Heilung wegen verbleiben mußte, wollten die Waisen wieder nach Hause, doch einige waren dagegen und brachten es dahin, daß sie Blasius von Kralup zum Heersführer wählten, der dann um Tauer, Parchwitz, Neumark und Lissa alles mit Raub, Brand und Mord erfüllte. Da aber die Breslauer sich ihnen entgegenstellen wollten, wandten sie sich nach Mähren, machten unterwegs einen Anfall auf die Stadt Neisse, die aber in zu gutem Vertheidigungszustande war, als daß sie sie hätten nehmen können. In Mähren knüpfte sie mit einigen Bürgern jener Stadt eine Verbindung des Verräthes gegen dieselbe an. Da sie sich jedoch zu schwach fühlten, schickten sie an den Procop Holy, der ihnen auch zu Hilfe eilte. Da sie aber die Sache jener eingeleiteten Verbindung nicht schnell genug verfolgten, erhielt die Stadt Brünn Kunde davon, ging damit so verstockt um, daß weder die Verräther, noch die Waisen zu erfahren vermochten, daß ihr Vorhaben entdeckt sei, ermahnnte ihre Bürger wegen der streifenden Feinde bis auf den 14. Mai in der Rüstung zu sein, ließ an diesem Tage die Stadt schließen, die Bürgerschaft versammeln und die aufgefangenen Briefe öffentlich verlesen, die Verräther gefangen nehmen und keinen Menschen aus der Stadt sich entfernen. Am 17. Mai, dem festgesetzten Tage, wo die Stadt übergeben werden sollte, zogen die Waisen früh vor Tages Anbruch in aller Stille vor die Stadt, wählten, da sie Niemanden auf den Mauern oder sonst Anstalten zum Widerstande bemerkten, alles sei der Verabredung gemäß angeordnet, und ließen sich in die Gräben hinab, um die Stadt zu ersteigen. Als eine gute Anzahl sich in den Gräben befand, fiel die Bürgerschaft aus den Thoren mit gewaltigem Getöse unter die erschrockenen, nicht geordneten Feinde. Die in den Gräben sich befindenden wurden sämmtlich mit Steinen zu Tode geworfen. Vor der Stadt währte das Gemetzel drei Stunden, bis beide Theile schlüchelten und darauf mit erneuerter Wuth einander anfielen. Das Geschütz auf den Mauern brachte die Feinde zum Weichen. Procop Holy, welcher sich in dem Nachzuge verzögert hatte, erhielt Nachricht, wie es den Waisen erging, eilte zu Hilfe, und kam eben noch zur rechten Zeit, da die Waisen sich bereits zerstreut auf der Flucht und die Brünnner in frischem Niedermetzeln derselben befanden. Nun nahm die Schlacht einen neuen Schwung und währte bis vier Uhr, wo die Brünnner, da die Feinde auch abgemattet waren, unbelästigt in die Stadt zurückzogen. Den Böhmen hatte der tapfere Widerstand der Bürger die Hoffnung zur Einnahme der Stadt abgekühlt, und sie zogen in der Nacht davon, die Waisen nach Böhmen, die Laboriten nach Osterreich. Die Waisen kamen eben zu gelegener Zeit in Böhmen an. Während Pro-

cop Holy außer Landes war, hatten die auf dem Schlosse Bechine das Schloß Rabischtin unterhalb Tabor eingenommen und angezündet, die von den Laboriten erbaute Festung Stromecz erobert und geschleift, die Stadt Przi-beniczlan zu einer Brandstätte gemacht, und waren vor Tabor, den Hauptsitz der Waisen, gezogen, welchen sie erobert hätten, wenn sie von den aus Mähren heimkehrenden Waisen nichts hätten befürchten müssen. Als Procop Holy von seinem Raubzug aus Osterreich zurückkam, sammelte er alle Laboriten und belagerte seit dem 16. Jul. das Schloß Bechine. Procop der Kleine nahm die Waisen zu sich und belagerte das Schloß Lichtenberg, da die Lichtenberger im Frühlinge die Waisen so meisterlich zum Besten gehabt. Im September sandte Kaiser Siegismund eine Botschaft an die Prager, Waisen und Laboriten. Sie ward von den Pragern und Waisen zu Kuttenberg angehört, und suchte den rechtlichen Anspruch des Kaisers auf die böhmische Krone geltend zu machen. Die Prager und Waisen antworteten: er habe sich selbst der Krone beraubt, und nichts Freundliches wäre von dem zu erwarten, der so viele feindliche Heere in ihr Land geschickt. Procop Holy hingegen schöpfe aus der Zusage, welche Siegismund Ziska'n gethan, Hoffnung, dergleichen Ehre und Hoheit zu bekommen, ließ sich in Unterhandlung mit der kaiserlichen Botschaft, die sich bestig über die Prager und Waisen beklagte, ein. Während Procop Holy das Schloß Bechine zur Übergabe, welche den 14. Oct. statthatte, zwang, lagen auch die Waisen noch vor dem Schlosse Lichtenberg, in fester Überzeugung, es zu erobern. Da es ihnen aber an Proviant zu mangeln anfing, gedachten sie an die reiche Beute, die sie in Schlessien gemacht, besetzten alle von ihnen vor dem Schloß aufgeworfenen Schanzen, machten darüber zu Hauptleuten Kralowecz und Welko, und zogen den 1. Nov. nach dem schlesischen Lande. Nun machte der lichtenberger Schloßhauptmann einen nächtlichen Ausfall, bei welchem er gegen 100 Mann Waisen erlegte, und die Bäume, mit welchen die Belagerer das Schloß umgaben, zerriß und verbrannte, und führte ohne Verlust seine Schar auf die Feste zurück. Als die Waisen die Niederlage der Ihrigen erfuhren, schickten sie eilig Verstärkung, um den Belagerten das Ausfallen zu verwehren. Kralowecz, der mit seinen Brüdern in Schlessien¹²⁾, nämlich nach dem ältern unbestimmten Sprachgebrauche, nach welchem auch die Lausitz mit unter Schlessien begriffen wird¹³⁾, eingefallen, brachte um Bittau raubend, so viel Vieh und Getreide zusammen, daß er hinlänglichen Proviant für den Winter zu haben glaubte. Während er aber sorglos nach Hause zog, wurde er von den Schlessiern (wie aus dem Zusammenhange zu schließen, zum Theil auch Lausitzern) bei dem Städtchen Chrastawa (Kraßau an der Neisse) angegriffen. Bevor sich die Wai-

12) So Theobald S. 351. 13) So nennen sich z. B. Michael Reander von Sorau in der Lausitz und Adam Schröder von Bittau Schlessier, s. *Monituz*, Comment. Rer. Lusatic. Lib. I. Cap. 40. de Lusatia, quod non sit pars Silesiae bei Hoffmann, Script. Rer. Lusat. T. I. p. 146.

sen gehörig aufstellen konnten, wurden sie getrennt, niedergelassen, in die Flucht geschlagen und bis gegen Reichenbach verfolgt, so daß 600 Orphaniten auf dem Wahlplatze blieben, und aller Raub wieder verloren ging. Die Waisen, zu Hause angekommen, benachrichtigten Procop Holy'a von der durch die Schlesier erlittenen Schmach, sammelten auch selbst eine Anzahl Volk, griffen zuerst die Umgegend um Glas an, und raubten dann die Reize hinab nach Möglichkeit. Die Schlesier, die neulich den Sieg über sie erhalten, sammelten sich, namentlich Fürst Johann von Münsterberg und Fürst Wenceslaus von Troppau, und warteten, wenn die Räuber heimkehren würden. Da fiel im scharfen Treffen auf Seite der Waisen Wyßo von Gira, jüngst Hauptmann zum Bünzel, und auf Seite der Schlesier Johann von Münsterberg. Da aber kein Theil weichen wollte, und die Orphaniten sich auf den nachfolgenden Procop Holy verließen, lagerten sich beide Theile gegen einander, bis die Schlesier, von Procop's Anzuge benachrichtigt, sich über den Fluß begaben und alle ihre Wagen verlassen mußten, welche die Böhmen in ihr Land führten. Als im J. 1429 der Winter so hart war, daß man nicht wohl zu Felde liegen konnte, suchten die Hauptleute der Taboriten und Waisen die beiden prager Städte zu vereinigen, die aus geringen Ursachen sich so entzweit hatten, daß ein Theil den andern auszuwotten trachtete, und ordnete hierzu Welko Kaudelnik und Bazko Bobkowsky ab, die zwar alle Mittel, die Prager zu vergleichen, anwandten, aber vergebens, weil ein Theil auf den andern so erbittert war, daß sie die Entscheidung der Sache nur dem Schwert anheim geben wollten. Die Altstädter, welche der Neustädter Vorhaben merkten, erwählten sich zum Hauptmanne Gzarda'n, setzten ihn als Burggrafen auf das Schloß, und ließen gegen die Neustadt auf den Gräben hölzerne Schranken bauen. Die Neustädter beriefen Welf Kaudelnik mit den Waisen, welcher auch den 20. Jan. erschien. Die Neustädter schossen mit ihren Feldschlangen in die Altstadt, und die Altstädter antworteten mit Feuerpfeilen, bis Gzarda mit Kaudelnik zusammenkam und einen Friedensstand bis auf Pauli Befehring machte. Dieser ward den Tag vor Lichtmess bis Jacobi erneuert. Den Sonntag vor Faschnacht verhandelten alle Stände der Krone Böhmen im großen Collegiengebäude zu Prag, wie man den Frieden herstellen und den Kaiser Siegismond annehmen könnte. Procop Holy ließ die Frage herumgehen, ob sie Siegismond, wenn er sich zu ihrem Glauben bekennen wollte, annehmen wollten. Einhellig ward dieses bejaht. Nur die Neustädter und die Waisen bedachten sich, und gaben zur Antwort, sie wollten ihn als König und Herrn anerkennen, wenn er nebst den Ungern das göttliche Gesetz annähme, das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfangen und ihnen in allen Dingen zu Willen wäre. Procopius schickte eine Gesandtschaft an den Kaiser, aber ohne Erfolg, da Siegismond die katholische Religion nicht aufgeben wollte. Nun schlug nicht nur die Flamme des Bürgerkrieges in Böhmen zwischen den Katholischen und Hussiten wieder verderblich auf, sondern die Lava wälzte

sich auch wieder über die böhmischen Gebirge herab. Die Waisen und die andern Hussiten beschloßen, die Weisner auf den Herbst heimzusuchen, welche nicht mehr der kriegserfahrene Friedrich der Streitbare, sondern sein noch junger Sohn und Nachfolger, Friedrich der Sanftmüthige, regierte. Als die Waisen und ihre Glaubensgenossen sich zum Einfall nach Weissen versammelt, nahmen sie zuvor die Sache der Prager vor, und stellten zwischen ihnen einen mit 4000 Schock verbürgten Frieden auf, und wählten dann Procop Holy zum allgemeinen Heerführer¹⁴⁾. Die Waisen und ihre Verbündeten fielen nun in Weissen ein, ließen zuerst die Gegend zwischen Dippoldswalde und Pirna ihre Wuth empfinden, belagerten Pirna und den Sonnenstein vergebens, nahmen Altdresden ein und verbrannten das Kloster der Eremiten; Friedrich war nach Dresden geeilt, und ließ den Thurm auf der Brücke anzünden, damit ihn der Feind nicht eroberte. Da die Wütheriche nicht fleißig Wache hielten, that der Hauptmann der Stadt einen nächtlichen Ausfall, zündete die Badstuben an, schlug den Feind in die Flucht und warf die Gefangenen in die Elbe. Die Waisen und ihre Verbündeten verbrannten hierauf die Weinpressen zu Ketschwar, verwüsteten die Weinberge, beraubten die Dörfer bis an die Stadt Weissen, fielen diese an, nahmen den Bischof Johann IV., der auf dem Concil zu Konnik Hussen hatte verdammen helfen, gefangen, beraubten die Kirchen, unterließen aus Furcht vor dem Adel und der Pürgerschaft die Belagerung der Stadt selbst, verschütteten hierauf die Bergwerke zu Scharfenberg, versuchten sich vergebens an der wohlbesetzten Stadt Hain, verheerten weit und breit das Land, verbrannten das Kloster Nissa, die Stadt Strehla, Belgern, die Vorstadt zu Torgau, und raubten bis an das Stift Magdeburg, da Niemand sich ihnen entgegenzustellen wagte. Auch der Erzbischof Günther von Magdeburg wollte ihnen keine Schlacht anbieten, obwohl er ein wohlgerüstetes Heer versammelt hatte. Sie ließen deshalb Magdeburg in Frieden, schlugen eine Schiffbrücke über die Elbe, durchstreiften die Mark und die Lausitz, ohne jedoch feste Städte anzugreifen, verbrannten und zerstörten nur die unbefestigten Orte, äscherten das Kloster der Stadt Suben ein, machten die Stadt zu einem Grab und Steinhäufen, hieben den Mönchen des Klosters Altenzelle Arm und Bein ab, foderten Görlitz auf, sich loszukaufen, welches aber ihre Gesandten ersäufte, und von dem Grimm und der Rache der Feinde nichts litt, da diesen das Belagerungszeug abging, und hofften Baugen einzunehmen, da sie ein heimliches Verständniß mit dem besetzten Stadtschreiber hatten, der Wasser in das Pulver goß. Doch der Verrath wurde noch zeitig genug entdeckt und der Stadtschreiber büßte durch Verrath. Durch Unterhandlung eines Herrn von Gotbus, der auch den Verrath entdeckt, kaufte Baugen sich für 300 böhmische Schock los¹⁵⁾. Um Weihnachten kehrten die Wä-

14) Zheobald S. 335. 15) Rothe, Thür. Chr. S. 1819, 1820. Matth. Doering, Continuat. Chron. Engelbusii, bei Mencke T. III. p. 5.

war, sie könnten sich mit einem solchen Räubervolk in keine Verbindung einlassen. Obwohl diese Antwort die Waisen sehr verdroß, konnten sie sich doch sobald nicht rächen, sondern zogen in der Fastenzeit (1428) nach Schlessien, und übten, wie sie gewohnt waren, Raub und Brand. Als ihr Hauptmann, Welko Kudelnik, den 11. März durch einen Sturz vom Pferde das Bein brach, und in Daczicz der Heilung wegen verbleiben mußte, wollten die Waisen wieder nach Hause, doch einige waren dagegen und brachten es dahin, daß sie Blasius von Kralup zum Heersführer wählten, der dann um Tauer, Parchwitz, Neumark und Lissa alles mit Raub, Brand und Mord erfüllte. Da aber die Breslauer sich ihnen entgegenstellen wollten, wandten sie sich nach Mähren, machten unterwegs einen Anfall auf die Stadt Neisse, die aber in zu gutem Vertheidigungszustande war, als daß sie sie hätten nehmen können. In Mähren knüpfen sie mit einigen Bürgern jener Stadt eine Verbindung des Verrathes gegen dieselbe an. Da sie sich jedoch zu schwach fühlten, schickten sie an den Procop Holy, der ihnen auch zu Hilfe eilte. Da sie aber die Sache jener eingeleiteten Verbindung nicht schnell genug verfolgten, erhielt die Stadt Brünn Kunde davon, ging damit so versteckt um, daß weder die Verräther, noch die Waisen zu erfahren vermochten, daß ihr Vorhaben entdeckt sei, ermahnnte ihre Bürger wegen der streifenden Feinde bis auf den 14. Mai in der Rüstung zu sein, ließ an diesem Tage die Stadt schließen, die Bürgerschaft versammeln und die aufgefangenen Briefe öffentlich verlesen, die Verräther gefangen nehmen und keinen Menschen aus der Stadt sich entfernen. Am 17. Mai, dem festgesetzten Tage, wo die Stadt übergeben werden sollte, zogen die Waisen früh vor Tages Anbruch in aller Stille vor die Stadt, wählten, da sie Niemanden auf den Mauern oder sonst Anstalten zum Widerstande bemerkten, alles sei der Verabredung gemäß angeordnet, und ließen sich in die Gräben hinab, um die Stadt zu ersteigen. Als eine gute Anzahl sich in den Gräben befand, fiel die Bürgerschaft aus den Thoren mit gewaltigem Getöse unter die erschrockenen, nicht geordneten Feinde. Die in den Gräben sich befindenden wurden sämmtlich mit Steinen zu Tode geworfen. Vor der Stadt währte das Gemetzel drei Stunden, bis beide Theile stülhielten und darauf mit erneuerter Wuth einander anfielen. Das Geschütz auf den Mauern brachte die Feinde zum Weichen. Procop Holy, welcher sich in dem Nachzuge verzögert hatte, erhielt Nachricht, wie es den Waisen erging, eilte zu Hilfe, und kam eben noch zur rechten Zeit, da die Waisen sich bereits zerstreut auf der Flucht und die Brünnner in frischem Niedermetzeln derselben befanden. Nun nahm die Schlacht einen neuen Schwung und währte bis vier Uhr, wo die Brünnner, da die Feinde auch abgemattet waren, unbelästigt in die Stadt zurückzogen. Den Böhmen hatte der tapfere Widerstand der Bürger die Hoffnung zur Einnahme der Stadt abgekühlt, und sie zogen in der Nacht davon, die Waisen nach Böhmen, die Taboriten nach Osterreich. Die Waisen kamen eben zu gelegener Zeit in Böhmen an. Während Pro-

cop Holy außer Landes war, hatten die auf dem Schlosse Bechine das Schloß Radischtin unterhalb Tabor eingenommen und angezündet, die von den Taboriten erbaute Festung Stromecz erobert und geschleift, die Stadt Przi-beniczlan zu einer Brandstätte gemacht, und waren vor Tabor, den Hauptstiz der Waisen, gezogen, welchen sie erobert hätten, wenn sie von den aus Mähren heimkehrenden Waisen nichts hätten befürchten müssen. Als Procop Holy von seinem Raubzug aus Osterreich zurückkam, sammelte er alle Taboriten und belagerte seit dem 16. Jul. das Schloß Bechine. Procop Holy nahm die Waisen zu sich und belagerte das Schloß Lichtenberg, da die Lichtenberger im Frühlinge die Waisen so meisterlich zum Besten gehabt. Im September sandte Kaiser Siegismund eine Botschaft an die Prager, Waisen und Taboriten. Sie ward von den Pragen und Waisen zu Kuttenberg angehört, und suchte den rechtlichen Anspruch des Kaisers auf die böhmische Krone geltend zu machen. Die Prager und Waisen antworteten: er habe sich selbst der Krone beraubt, und nichts Freundliches wäre von dem zu erwarten, der so viele feindliche Heere in ihr Land geschickt. Procop Holy hingegen schöpfte aus der Zusage, welche Siegismund Ziska'n gethan, Hoffnung, dergleichen Ehre und Hobeit zu bekommen, ließ sich in Unterhandlung mit der kaiserlichen Botschaft, die sich bestig über die Prager und Waisen beklagte, ein. Während Procop Holy das Schloß Bechine zur Übergabe, welche den 14. Oct. statthatte, zwang, lagen auch die Waisen noch vor dem Schlosse Lichtenberg, in fester Überzeugung, es zu erobern. Da es ihnen aber an Proviant zu mangeln anfing, gedachten sie an die reiche Beute, die sie in Schlessien gemacht, besetzten alle von ihnen vor dem Schloß aufgeworfenen Schanzen, machten darüber zu Hauptleuten Kralowecz und Welko, und zogen den 1. Nov. nach dem schlesischen Lande. Nun machte der lichtenberger Schloßhauptmann einen nächtlichen Ausfall, bei welchem er gegen 100 Mann Waisen erlegte, und die Säune, mit welchen die Belagerer das Schloß umgaben, zerriß und verbrannte, und führte ohne Verlust seine Schar auf die Feste zurück. Als die Waisen die Niederlage der Ihrigen erfuhren, schickten sie eilig Verstärkung, um den Belagerten das Ausfallen zu verwehren. Kralowecz, der mit seinen Brüdern in Schlessien¹²⁾, nämlich nach dem ältern unbestimmten Sprachgebrauche, nach welchem auch die Lausitz mit unter Schlessien begriffen wird¹³⁾, eingefallen, brachte um Zittau raubend, so viel Vieh und Getreide zusammen, daß er hinlänglichen Proviant für den Winter zu haben glaubte. Während er aber sorglos nach Hause zog, wurde er von den Schlessiern (wie aus dem Zusammenhange zu schließen, zum Theil auch Lausitzern) bei dem Städtchen Chrastawa (Kraßau an der Neisse) angegriffen. Bevor sich die Wai-

12) So Theobold S. 351. 13) So nennen sich z. B. Michael Reander von Sorau in der Lausitz und Adam Schröter von Zittau Schlessier, s. *Monituz*, Comment. Rer. Lusatic. Lib. I. Cap. 40. de Lusatia, quod non sit pars Silesiae bei Hoffmann, Script. Rer. Lusat. T. I. p. 146.

fen gehörig aufstellen konnten, wurden sie getrennt, niedergehauen, in die Flucht geschlagen und bis gegen Reichenbach verfolgt, sodaß 600 Orphaniten auf dem Wahlplatze blieben, und aller Raub wieder verloren ging. Die Waisen, zu Hause angekommen, benachrichtigten Procop Holy'n von der durch die Schlesier erlittenen Schmach, sammelten auch selbst eine Anzahl Volk, griffen zuerst die Umgegend um Glatz an, und raubten dann die Reize hinab nach Möglichkeit. Die Schlesier, die neulich den Sieg über sie erhalten, sammelten sich, namentlich Fürst Johann von Münsterberg und Fürst Wenceslaus von Troppau, und warteten, wenn die Räuber heimkehren würden. Da fiel im scharfen Treffen auf Seite der Waisen Wyffo von Bira, jüngst Hauptmann zum Bünzel, und auf Seite der Schlesier Johann von Münsterberg. Da aber kein Theil weichen wollte, und die Orphaniten sich auf den nachfolgenden Procop Holy verließen, lagerten sich beide Theile gegen einander, bis die Schlesier, von Procop's Anzuge benachrichtigt, sich über den Fluß begaben und alle ihre Wagen verlassen mußten, welche die Böhmen in ihr Land führten. Als im J. 1429 der Winter so hart war, daß man nicht wohl zu Felde liegen konnte, suchten die Hauptleute der Taboriten und Waisen die beiden prager Städte zu vereinigen, die aus geringen Ursachen sich so entzweit hatten, daß ein Theil den andern auszurotten trachtete, und ordneten hierzu Welko Kaudelnik und Wazko Bobkowsky ab, die zwar alle Mittel, die Prager zu vergleichen, anwandten, aber vergebens, weil ein Theil auf den andern so erbittert war, daß sie die Entscheidung der Sache nur dem Schwert anheim geben wollten. Die Altstädter, welche der Neustädter Vorhaben merkten, erwählten sich zum Hauptmanne Szarda'n, setzten ihn als Burggrafen auf das Schloß, und ließen gegen die Neustadt auf den Gräben hölzerne Schranken bauen. Die Neustädter beriefen Welek Kaudelnik mit den Waisen, welcher auch den 20. Jan. erschien. Die Neustädter schossen mit ihren Feldschlangen in die Altstadt, und die Altstädter antworteten mit Feuerpfeilen, bis Szarda mit Kaudelnik zusammenkam und einen Friedensstand bis auf Pauli Bekehrung machte. Dieser ward den Tag vor Lichtmess bis Jacobi erneuert. Den Sonntag vor Fastnacht verhandelten alle Stände der Krone Böhmen im großen Collegiengebäude zu Prag, wie man den Frieden herstellen und den Kaiser Siegismond annehmen könnte. Procop Holy ließ die Frage herumgehen, ob sie Siegismond, wenn er sich zu ihrem Glauben bekennen wollte, annehmen wollten. Einhellig ward dieses bejaht. Nur die Neustädter und die Waisen bedachten sich, und gaben zur Antwort, sie wollten ihn als König und Herrn anerkennen, wenn er nebst den Ungern das göttliche Gesetz annähme, das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfinge und ihnen in allen Dingen zu Willen wäre. Procopius schickte eine Gesandtschaft an den Kaiser, aber ohne Erfolg, da Siegismond die katholische Religion nicht aufgeben wollte. Nun schlug nicht nur die Flamme des Bürgerkrieges in Böhmen zwischen den Katholischen und Hussiten wieder verderblich auf, sondern die Lava wälzte

sich auch wieder über die böhmischen Gebirge herab. Die Waisen und die andern Hussiten beschloßen, die Meißner auf den Herbst heimzusuchen, welche nicht mehr der kriegserfahrene Friedrich der Streitbare, sondern sein noch junger Sohn und Nachfolger, Friedrich der Sanftmüthige, regierte. Als die Waisen und ihre Glaubensgenossen sich zum Einfall nach Meissen versammelt, nahmen sie zuvor die Sache der Prager vor, und stellten zwischen ihnen einen mit 4000 Schock verbürgten Frieden auf, und wählten dann Procop Holy zum allgemeinen Heerführer¹⁴⁾. Die Waisen und ihre Verbündeten fielen nun in Meissen ein, ließen zuerst die Gegend zwischen Dippoldiswalde und Pirna ihre Wuth empfinden, belagerten Pirna und den Sonnenstein vergebens, nahmen Altdresden ein und verbrannten das Kloster der Eremiten; Friedrich war nach Dresden geeilt, und ließ den Thurm auf der Brücke anzünden, damit ihn der Feind nicht eroberte. Da die Wütheriche nicht fleißig Wache hielten, that der Hauptmann der Stadt einen nächtlichen Ausfall, zündete die Badstuben an, schlug den Feind in die Flucht und warf die Gefangenen in die Elbe. Die Waisen und ihre Verbündeten verbrannten hierauf die Weinpressen zu Ketschwar, verwüsteten die Weinberge, beraubten die Dörfer bis an die Stadt Meissen, fielen diese an, nahmen den Bischof Johann IV., der auf dem Concil zu Konstantinopel hatte verdammen helfen, gefangen, beraubten die Kirchen, unterließen aus Furcht vor dem Adel und der Bürgerschaft die Belagerung der Stadt selbst, verschütteten hierauf die Bergwerke zu Scharfenberg, versuchten sich vergebens an der wohlbesetzten Stadt Hain, verheerten weit und breit das Land, verbrannten das Kloster Nissa, die Stadt Strehla, Belgern, die Vorstadt zu Torgau, und raubten bis an das Stift Magdeburg, da Niemand sich ihnen entgegenzustellen wagte. Auch der Erzbischof Günther von Magdeburg wollte ihnen keine Schlacht anbieten, obwohl er ein wohlgerüstetes Heer versammelt hatte. Sie ließen deshalb Magdeburg in Frieden, schlugen eine Schiffbrücke über die Elbe, durchstreiften die Mark und die Lausitz, ohne jedoch feste Städte anzugreifen, verbrannten und zerstörten nur die unbefestigten Orte, äscherten das Kloster der Stadt Guben ein, machten die Stadt zu einem Grab und Steinhäufen, hieben den Mönchen des Klosters Altenzelle Arm und Bein ab, foderten Görlich auf, sich loszukaufen, welches aber ihre Gesandten erkaufte, und von dem Grimm und der Rache der Feinde nichts litt, da diesen das Belagerungszeug abging, und hofften Baugen einzunehmen, da sie ein heimliches Verständniß mit dem bestochenen Stadtschreiber hatten, der Wasser in das Pulver goß. Doch der Verrath wurde noch zeitig genug entdeckt und der Stadtschreiber büßte durch Viertelung. Durch Unterhandlung eines Herrn von Cöbus, der auch den Verrath entdeckt, kaufte Baugen sich für 300 böhmische Schock los¹⁵⁾. Um Weihnachten kehrten die Wä-

14) Theobald S. 335. 15) Rothe, Thür. Chr. S. 1819, 1820. Matth. Doering, Continuat. Chron. Engelbusii, bei Mencke T. III. p. 5.

therische mit großem Raube heim¹⁶⁾, der aber ihre Raub-
 begierde nicht sättigte, sondern nur noch mehr entflammte,
 indem sie zugleich durch Rachgier gesteigert ward. Durch
 einen Überfall, zwei Tageweiten von Görlitz, hatte ihnen
 der schlesische Landeshauptmann wol 120 Wagen abge-
 nommen, und 500 der Besten gefangen, und mehr als
 500 Mann erschlagen¹⁷⁾. Mit den Waisen vereinigten
 sich nach dem neuen Jahre 1430 nicht nur die übrigen
 hussitischen Böhmen, sondern auch die Mähren. Ganzer
 acht Tage rathschlagten sie, was sie thun wollten, einige
 wollten nach Osterreich, andre nach Baiern, andre nach
 Schlesien, andre nach Polen. Endlich wählten sie wie-
 der Meißen zum Schauplatz ihrer Greuel, und zu Haupt-
 leuten Procop Holy und Jmrylyk¹⁸⁾, kamen wieder vor
 das zu feste Pirna, zogen vor Dresden vorüber, vor
 Lommahsch, verbrannten Kolbitz, Mügeln, Döbeln, Dah-
 len und Dschag und die Dörfer, erschlugen die Bauern u.
 Aus Dschag hatte vor ihnen der Markgraf von Bran-
 denburg nach Leipzig weichen müssen, wo der Erzbischof
 Günther von Magdeburg, der Kurfürst von Sachsen,
 seine Brüder und andre Fürsten, Grafen und Herren
 mit einem Heere gegen 100,000 Mann stark lagen, wäh-
 rend das Heer der Waisen und ihrer Verbündeten gegen
 70,000 oder nach Windeck und andern, z. B. dem Ver-
 fasser des Bilderzeitbuches (bei Leibniz T. III. S. 405)
 auch gegen 100,000 betrug. Ein Theil des teutsch-
 Heeres (800 Reifige) unter Johann von Polenz griff die
 Böhmen vor Grimma in ihrer Wagenburg an. Diese
 fielen heraus, singen gegen 150, unter ihnen den stand-
 haften Bannersführer, Georg von Wigleben und Berka,
 erlegten gegen 400, unter denen viele vom Adel, na-
 mentlich Dietrich von Wigleben, des Landgrafen von
 Thüringen Rath, Georg von Wangenheim, Friedrich
 Wigthum. An Leipzig wagten sich die Sieger nicht, da
 ein starkes Heer sich darin befand, plünderten Altenburg
 aus, wütheten gegen die Einwohner und Klöster, und
 verbrannten, um, wie sie sagten, Hussiten einen Grab-
 stein aufzurichten, die Stadt, sowie auch Schmölln, Grim-
 mitschau, Werdau und Reichenbach, erstürmten das Schloß
 zu Plauen, machten Alles darin bis auf die Frauen nie-
 der, verwüsteten die Stadt¹⁹⁾, sowie auch Hof, Bai-
 reuth, Kulmbach²⁰⁾, ließen Bamberg sich für 12,000
 und Nürnberg für 13,000 Gulden loskaufen. Über 100
 Städte und Schlösser und gegen 1400 Dörfer hatten sie
 auf diesem Zuge verwüstet, und so viel Beute gemacht,
 daß sie kaum auf ihren 3000 Wagen, von denen einige
 mit 12 bis 14 Pferden bespannt waren, fortgebracht wer-
 den konnte²¹⁾. Doch noch waren die Räuber nicht ge-
 sättigt, sondern fielen in drei Haufen getheilt noch im

nämlichen Jahre mit dem einen in Polen, mit dem an-
 dern in Osterreich und mit dem dritten (10,000 Mann)
 in Ungern ein²²⁾, wo sie die Schlacht bei Zirnau ge-
 wannen²³⁾. Als sie hörten, wie der über ihre Siege
 erschrockene Kaiser einen Reichstag auf das künftige Jahr
 (1431) zu Nürnberg ausgeschrieben, sannten sie auf Mit-
 tel, wie sie der drohenden Gefahr begegnen könnten, und
 ließen auf den Frühling (1431) eine Versammlung der
 Geistlichen ausschreiben, um in der Religion, in der sie
 keineswegs einig waren, sich zu vereinigen. Den 1. Mai
 1431 hatte die Versammlung der Geistlichen, der unter
 beiderlei Gestalt communicirenden Böhmen statt, und wa-
 ren in drei Theile getheilt, nämlich in Prager, vorzugs-
 weise die Hussiten genannt, in Taboriten, welche später
 die Brüder hießen, und in Waisen, welche später mit
 dem Namen Boleslavianer (von Boleslavia, Alt-Bunz-
 lau) bezeichnet wurden. Heftig stritten sie mit einander,
 und die Nachricht, wie sich die Reichsfürsten zu einer
 Heeresfahrt anschickten, Herzog Albrecht von Osterreich
 schon mit Heeresmacht gegen Böhmen anrückte, und daß
 auch schon ein Einfall bei Biela geschehen, bewirkte, daß
 sie unverrichteter Sache nach Hause zogen, und statt der
 Vertreibung des Wortkampfes sich zum Schwertkampfe
 rüsteten. Im Frühlinge 1431 zog Albrecht mit seinem
 Heere gegen Böhmen bis Eromaw (Krumau), hob aber
 dessen Belagerung auf, als die Taboriten, Prager und
 Waisen im Anzuge waren, und wandte sich nach Mäh-
 ren, und von da nach Hause. Im August 1431 rückte
 das große vom Kaiser durch Anfeuerung des päpstlichen
 Legaten Julianus Casarinus zusammengebrachte Heer der
 Reichstruppen, das von einigen auf 80,000, von andern
 auf 130,000 Mann angegeben wird, unter dem Kurfür-
 sten Friedrich von Brandenburg als obersten Befehlshab-
 er in Böhmen ein, während Herzog Albrecht von Osterreich
 auf der Seite von Mähren das Unternehmen un-
 terstützte, richtete hussitengleiche Verheerungen an, und
 belagerte das mit Taboriten besetzte Tachau. Da eilte
 von den Pragern gerufen eilig Procop Holy, der mit sei-
 nen Taboriten und den Waisen im pilsener Kreise bei Cho-
 stischow lag, um die Grenze zu beschließen, zu den Pra-
 gern bei Mieß, und zog so heimlich als möglich den bes-
 lagerten Tachauern zu Hilfe; doch ward sein Anrücken
 den Feinden bekannt, und diese verließen Tachau und
 setzten sich bei Taus. Da schöpften die Waisen und ihre
 Verbündeten, als sie sahen, wie das große Heer ihnen
 auswich, Muth, eilten ihm nach, und als die Nachricht
 von ihrem Anrücken sich im Lager der Reichstruppen ver-
 breitete, brachen die Herzoge von Baiern mit ihren Völ-
 kern noch in der Nacht auf, und eilten in größter Un-
 ordnung nach Regensburg. Der oberste Befehlshaber
 selbst, der Kurfürst von Brandenburg, zog fliehend sich
 in den frauenburger Wald. Nun ward die Unordnung
 unter dem gemeinen Volke so groß, daß es zum Theil
 seine Fahnen selbst zerriß und davon lief. Der erstaunte
 Cardinal Julian sammelte wieder einen Theil der Flücht-

16) Theobald S. 357, 358. 17) Windeck Cap. 44.
 S. 1208, 1209. 18) Theobald S. 359. 19) Nothe S.
 1820, 1821. Continuatio Chron. Engelhusii, bei Leibnitz p. 86.
 Fortsetzung der altzeilischen Jahrbücher. S. 418. Chron. Ter-
 roe Misnens. p. 357. Theobald S. 360. 20) Matth. Doe-
 ring p. 6. 21) Windeck Cap. 168. S. 1219. Vergl. über
 der Waisen und ihrer Verbündeten größte Raubzüge Häberlin,
 Reichshistorie. 5. Th. S. 460. Not. q. und S. 475. Not. d. und
 die von ihm angeführten böhmischen Schriftsteller.

22) Hermann Eörner S. 1295. 23) Windeck Cap.
 170. S. 1221.

tigen bei Miesenburg. Als jedoch die Waisen und ihre Verbündeten anrückten, erneuerte sich das Schrecken unter den Reichstruppen, und die Böhmen hatten nichts zu thun, als die Fliehenden niederzumegeln, und mehr als 8000 Wagen mit Büchsen, Pfeilen und Pulver und Spießsen in Empfang zu nehmen²⁴). Im November 1432 thaten die Waisen²⁵) einen Einfall in Osterreich, während die Taboriten Ungern, und auf ihrer Rückkehr Mähren heimsuchten. Auf dem böhmischen Landtage 1432, auf welchem verhandelt ward, ob man Gesandte auf das Concil zu Basel, das die Böhmen hierzu eingeladen, und die von den Böhmen den 27. April beschlossene Form, nach welcher man sich auf dem Concil verhalten wollte, bestätigt hatte, schicken sollte, wollten dieses die Herren nebst den Hussiten in engerer Bedeutung, die Waisen, Taboriten und Drebitten, nebst dem gemeinen Manne das Gegentheil, indem sie darauf hinwiesen, wie es Hussiten und Hieronymus auf dem Concil zu Konstanz ergangen. Doch siegte die Überredung Mainhards von Neuhaus. An die Spitze der Gesandtschaft stellte sich Procop Holy, der Einäscherer so vieler Städte, der Würgengel so vieler Menschen, vorzüglich der Mönche und Nonnen, und zeigte dadurch, daß er das Concil trotz Hussens Feuertod zu besuchen wagte, noch größern Muth, als er in der Schlacht gezeigt. Dem Concil wurden die vier sogenannten prager Artikel (s. d.) vorgelegt. Vom 16. Jan. bis 6. März 1433 ward auch über die vier Artikel hinaus disputirt, ohne daß man sich vereinigen konnte. Vorzüglich hinderte dieses der Haß der Waisen und Taboriten gegen das Mönchswesen, welcher noch dadurch gesteigert ward, daß die beiden Procope, der Geschorene, Anführer der Taboriten, und der Kleine, vornehmer Hauptmann der Waisen, abgefallene Mönche waren. Um die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen, schickte das Concil eine Gesandtschaft nach Prag. Die gemäßigten Hussiten oder die Calixtiner, die hauptsächlich nur auf den Gebrauch des Kelches im Abendmahle bestanden, waren zum Vergleiche bereitwillig; aber die Waisen und Taboriten widerstrebten. Diese Spaltung mußte die baseler Gesandtschaft zu geschicht zu benutzen, daß sie mit den Calixtinern zu Prag den unter dem Namen der Compacten bekannten Vergleich den 30. Nov. 1433 zu Stande brachten, durch welchen die Communion unter beiden Ge-

stalten bewilligt und die übrigen Forderungen durch weite Einschränkungen gemildert wurden²⁶). Die Waisen und Taboriten schalten auf die Herren und den Adel, daß sie dem Concil zu viel nachgegeben. Daher wurden die Herren gezwungen, daß sie rathschlagten und klagten, daß sie ohne königlichen Herrn lebten und einem beschorenen Pfaffen (dem Procop) dienten, und brachten es dahin, daß in dem folgenden J. 1434 den 2. Jan. zu Prag ein allgemeiner Landtag gehalten werden sollte²⁷). Noch im J. 1433 kam Czazko (Czazek), der Heersführer der Waisen, aus Preußen zurück, wo er dem polnischen Könige wider die Kreuzherren beigestanden²⁸), und den Preußen schrecklichen Schaden zugesügt²⁹), und zog nebst Wilhelm Coska und dem Priester Bedrzich, welche in Mähren und Böhmen viel Kriegsvolk zusammengebracht, den Taboriten vor Pilsen zu Hilfe, welche Stadt als Hauptsitz der Katholiken, die sich mit den Hussischen Böhmen nicht vereinigen wollten, Procop Holy seit dem 15. Jul. 1433 belagerte. Da die große vor Pilsen versammelte Macht das Wachhalten vernachlässigte, erlitten durch einen Ausfall der Pilsener die Waisen großen Verlust an Menschen und Habe, und unter dieser ihr Kameel, welches sie so verdroß, daß sie nicht abziehen wollten, als bis sie ihr Kameel wieder hätten. Aber es ging ihnen so wenig nach Wunsche, daß die Pilsener das Kameel behielten, und zum ewigen Zeugniß ihrer Ausdauer im Widerstande vom Kaiser Siegismond ein Kameel in ihr Wapen bekamen. Auf dem Landtag im Februar 1434 stellte Mainhard vor, wie Böhmen durch die bisherigen Verhältnisse zerrüttet und dem Untergange nahe gebracht worden, und Niemand dadurch Nutzen geschehen, als dem Procop, dessen Joch die Böhmen trügen, und schlug als Heilmittel vor, einen aus der Ritterschaft zu wählen, welcher nebst andern die Regierung führe. Die Stände nahmen dieses an, und wählten zum Gubernator Alex Brzeschtiewsky (Alzo de Rezemburg [Miesenburg], alias de Wiziestiw, Gubernator Regni Bohemiae, wie er sich selbst in einer Urkunde³⁰) von 1335, Alscio de Riesenburg, wie ihn Aeneas Sylvius nennt), und gaben ihm den Fürsten Mainhard von Neuhaus, nebst den Herren Ptaczek und Czenko von Welis bei Mainhard, schickten die zu Basel versammelten Väter, welche das von den Waisen und Taboriten auf das Äußerste bedrängte Pilsen um Hilfe gebeten, 8000 Dukaten, damit er Kriegsvolk anwerbe und Pilsen entsehe. Zu dieser Zeit waren die Streitigkeiten zwischen den Pragern oder den Hussiten in engerer Bedeutung auf der einen und den Waisen und Taboriten auf der andern Seite dahingekommen, daß die Neustädter sich mit den Waisen und Taboriten vereinigt hatten, und die Waisen die Neustadt besetzt hielten. Befehlshaber dieser Besatzung war der

24) Theobald S. 365, 367, 368. Windex Cap. 179. S. 1238, 1239. Aeneas Sylvius, Cap. 48. p. 75, 76. Matth. Doering p. 6. Andreas Ratisbonens. Chron. bei Schiller, Script. p. 48, 50. Balbinus p. 476. 25) Waife auch waren vermuthlich bei Procopius, als dieser mit seinen Taboriten im J. 1431 das Egerland, und hierauf Schlessen und im J. 1432 das Voigtland und Pleissenland heimsuchte. Da jedoch die Waisen nicht ausdrücklich bei diesen Raubfahrten genannt werden, so deuten wir sie nur an, und verweisen in Beziehung auf die Belagerung von Reichenbach im J. 1431 und die Vertreibung der Hussiten aus Schlessen auf Rothe S. 1321 (vergl. Weiße, Gesch. der sächs. Staaten. 1. Bd. S. 299, und in Beziehung auf die übrigen Umstände der Heerfahrten von 1431 und 1432, und namentlich der Eroberung Tauscha's auf Theobald S. 366 und 393. (Vergl. Strinrich, Handbuch der sächs. Gesch. 1. Th. S. 385, 306.)

26) Compacta Pragensia inter legatos Concilii Basiliensis et Bohemos bei Leibnitz, Mantissa Cod. Jur. Gentium. P. II. N. 18. p. 138—140 enthalten zugleich auch die vier prager Artikel. 27) Aeneas Sylvius Cap. 51. p. 80, 81. 28) Theobald S. 396—405. 29) Matth. Doering p. 7. Aeneas Sylvius p. 83. 30) urf. bei Leibnitz, Mant. C. J. G. P. II. N. 19. p. 141.

dem Kothycjan feindliche Presbyter Lupus, welcher gegen ihn das Volk durch Predigten aufreizte, während Kothycjan in der Altstadt wohnte und auf Lupus schmähte. Da so die Erbitterung wuchs, verschlossen die Waisen den Zugang der Altstadt in die Neustadt, errichteten hohe hölzerne Thürme und beschossen die Altstadt. Diese Gelegenheit benutzte Aleß, stellte den Ständen vor, wie seine Regierung nichtig sei, da sie von den Waisen und Laboriten verachtet werde. Da ward beschlossen, mit der durch Mainhard zum Entsage Pilsens zusammengebrachten Mannschaft erst nach Prag zu gehen. Als man in die Altstadt gelangt, ward der Befehl an die Waisen erlassen, die hölzernen Thürme hinwegzuschaffen und dem Aleß zu gehorchen. Die Waisen sagten, daß Aleß nicht als Gubernator gelten könne, da weder sie selbst, noch die Laboriten ihn als solchen angenommen. Nun ein Einfall der Altstädter in die Neustadt bei einem Rossmarkte, dann gegenseitige Beschießung der Altstadt durch die Neustadt, und dieser durch jene, den Tag darauf Untergrabung der Palisaden der Waisen durch die Altstädter und Einnahme der Neustadt. Als viele der Waisen gefallen, rettete sich ihr Befehlshaber, Lupus, durch die Flucht³¹⁾. Großer Schatz der Waisen und Laboriten, welchen sie auf ihren Raubzügen zusammengebracht, fiel in die Hände der Sieger³²⁾. Diese verstärkten noch ihre Streitmacht, indem sie alles Volk in Prag unter ihre Fahnen versammelten. Die Waisen und Laboriten unter Procep Holy, welche Pilsen bedrängten, hoben von den Pilsenern verhöhnt, als sie gewisse Nachricht von der Niederlage ihrer Brüder erhielten, die Belagerung auf, eilten grimmig gegen Prag und verwarfen den ihnen von gemeinsamen Freunden angetragenen Friedensvertrag, in welchen sie nur willigen wollten, wenn ihnen die Prager Neustadt zurückersetzt und Pilsen in den Stand zurückgebracht würde, in welchem es vor Aufhebung der Belagerung gewesen. Die streng katholischen Pilsener dagegen waren so klug, sich durch Annahme der vier Artikel mit den Pragern zu vergleichen und Mainhards Kriegsmacht zu verstärken. Da von dem alles mit Feuer und Schwert verheerenden Laboriten und Waisen kein Friede zu hoffen, schlug Mainhard mit seiner Kriegsmacht gegen sie die Schlacht bei Hrziby auf einer großen Ebene unter Leipan zwischen Prag und Kaurzim den 28. Mai 1434. Durch verstellte Flucht ließen sich die Waisen und Laboriten aus ihrer Wagenburg, welche sie schon vor mancher Niederlage geschützt, herauslocken, und fanden größtentheils (nach gleichzeitiger Sage einiger, welche Andreas von Regensburg aufbewahrt, über 10,000) ihren Tod, und unter ihnen nach heidenmüthigstem Kampfe die beiden Procope und andre Hauptleute. Nur wenige entkamen mit Czapek, der die Reiterei beschligte. Alle ihre Wagen, Geschütze u. c. fielen in die Hände der Sieger³³⁾.

Viele Tausende Waisen und Laboriten wurden zu Gefangenen gemacht. Ihnen, denen Krieg und Raub zu Gewohnheit geworden, die Freiheit wieder zu geben, schien mit solcher Gefahr für die Ruhe des Landes verbunden, daß man, um die gefährlicheren aus den minder gefährlichen, nämlich von den Bauern, welche zum Kriegsdienste gezwungen worden waren, auszuscheiden und zu verderben, auf Mainhards Rath zu folgender Arglist und Grausamkeit seine Zuflucht nahm. Man ließ durch Herolde ausrufen, wie da Czapek entkommen, der Krieg noch nicht zu Ende sei, sondern man Kolin, in welches er sich geworfen, erobern müsse, und wie man auch die Böhmen benachbarten Völker, welche Böhmen verheerten, bezähmen müsse; man brauche hierzu tapfere, kampfgewohnte Leute, die unter den beiden Procopen gedient, und wolle solche besolden; es möchten daher alle, welche Kriegsdienste nehmen wollten, sich in die nächsten Scheunen begeben, aber keine in dem Kriegshandwerk Unerfahren mit hineinflassen, diese sollten vielmehr die Felder bebauen. Mehrere Tausende abgehärtete Waisen und Laboriten begaben sich in die Scheunen, wurden darin verschlossen und verbrannt³⁴⁾. So ward die Macht der Waisen und Laboriten nur durch die Böhmen selbst, welche der zwanzigjährigen Unruhen müde geworden, nicht durch auswärtige Macht³⁵⁾ gebrochen. Nach langen Unterhandlungen wurde auch Czapek dahingebracht, daß er sich mit den Waisen und der Stadt Labor dem Gubernator unterwarf. Bei der Gesandtschaft der Böhmen, welche den 26. Jun. 1434 von Laus nach Regensburg zum Kaiser sich begab, war von Seiten der Waisen Czapek. Böhmen war noch nicht ganz beruhigt, weil sich die Geistlichen, vorzüglich die Laboriten, nicht vertragen konnten. Während daher im J. 1435 die böhmischen Herren durch Waffengewalt die Laboriten zur Ruhe zwangen, indem sie das von den Laboriten erkaute Schloß Dstrowecz schleiften, Przebencicz, das auch den Laboriten gehörte, eroberten und die Stadt Kompnicz zur Übergabe zwangen, hatten die Waisen ihre Ansprüche auf Kolin erneuert, es belagert und eingenommen. Doch der Priester Bedzich zog mit seinem Volke vor Kolin, und entriß es den Waisen wieder. Darum wollten sie ihn überziehen und zum Friedenhalten zwingen, aber die Laboriten legten sich ins Mittel, sodas die Stadt Kolin unter Mainhard so lange sequestriert ward, bis sich die Waisen und Laboriten darum vergleichen würden. Aus den 14 Artikeln, welche die Böhmen dem Kaiser Siegiemund, als sie ihn wieder zu ihrem Herrn annahmen, vorschrieben, und der Kaiser annahm, heben wir den neunten aus, welcher die Waisen allein betrifft, nämlich, daß sich die Waisen ohne Bewilligung ihrer Freunde nicht verheirathen dürfen. Auf der Ver-

nomine *Orphani vocantur* etc. Er nennt bei der Belagerung von Pilsen und der Schlacht bei Hrziby bloß die Waisen, wegen ihrer bedeutenden dabei gespielten Rolle.

34) *Aeneas Sylvius* p. 84, 85. 35) Siehe die Betrachtungen Windeck's (Cap. 194. S. 1250, 1251) welche er an die Beschlagung der Thaberer (Laboriten) und Waisen zu Wischerab und in der neuen Stadt zu Prag und an die darauf folgende anbreiterte Ausrottung derselben anknüpft.

31) *Aeneas Sylvius* Cap. 51. p. 81, 82. 32) *Therobald* S. 357—409. 33) *Hermann. Corner.* p. 1333. 34) Bericht Kunzo's des Kapellans von Karlstein, welcher der Schlacht beiwohnte, bei *Hermann Corner* S. 1338, 1339. *Andreas Ratishon.* sagt p. 54: *Ex hinc quum praedicti Hussitae, qui singulari*

sammlung der Geistlichen zu Beraun ward den 18. Jul. 1435 die Vereinigung völlig getroffen, nach Art und Form, wie sie in den Compacten enthalten ist, indem diese die Waisen nebst den Taboriten, den Hussiten und den Lehrern der prager Universität annahmen. Im J. 1436 beschwor auch der Kaiser, der sie noch ergänzte³⁶⁾, und Herzog Albrecht die Compacten. Siegmund ward den 23. Sept. 1436 von den Böhmen herrlich empfangen, und begabte besonders Tabor, die Stadt der Taboriten und Waisen, mit Freiheiten³⁷⁾. Da die Waisen und Taboriten vermittels der von ihren eigenen Landesleuten erlittenen Niederlagen so geschwächt waren, so schrieb man ihr Fortbestehen, welches den Zeitgenossen ein Greuel war, nicht mit Unrecht der weisen Gültigkeit des Kaisers zu³⁸⁾. Die Überbleibsel der Orphaniten erhielten von ihrem nachmaligen Hauptstätt Alt-Bunzlau (Boleslavia) den besondern Namen Boleslavianer, besser Boleslavienser (Boleslavienses), und werden mit ihren andern Glaubensverwandten unter dem allgemeinen Namen der böhmischen und mährischen Brüder begriffen.

(Ferdinand Wachter.)

Orphanotropheum, f. Waisenhaus.

ORPHEIDES *Hübner* (Insecta), Tagfaltergattung, deren Arten sich durch die an beiden Seiten mit einem Augenfleck bezeichneten Hinterflügel auszeichnen. Es gehört hierher *Papilio Demoleus Linné* und *Erithonius Cramer* uit. Kapell. 231. A. B. (D. Thon.)

ORPHEUS, ein mythischer Sänger der griechischen Urzeit, dessen mit der Finsterniß verwandter Name sehr sprechend das Dunkel vorbedeutet, das durch Mystik alter und neuer Zeit über seine Gestalt gehäuft ist. Es ist ihm eben gegangen wie den Delasgern: beiden schreibt eine spätere Zeit, die nicht viel Einzelnes mehr von ihnen zu sagen weiß, eine hohe Bedeutsamkeit in ihrer verschwundenen Vorwelt zu, zwischen welcher und der berichtenden Zeit selbst Jahrhunderte liegen, die kaum eine Spur vom Dasein Weider andeuten. Könnte man nun wegen dieser Ähnlichkeit der Schicksale zu dem Vorurtheile veranlaßt werden, als seien das verlorne Volk und der verlorne Sänger in ihrem Dasein zusammenzubringen, so muß die historische Kritik gegen alle Vorurtheile dieser Art von vorn herein protestiren, nicht minder aber protestirt dieselbe gegen jede willkürliche Behauptung, die

den Orpheus aus dem uralten Kreise, den ihm die Freiheit für seine Zeit spätern ältesten Nachrichten anweisen, zu verbannen sucht, mit eben der Entschiedenheit, mit welcher jeder Versuch, die Delasger aus Griechenland wegzuklügeln, weil die ältesten uns aufbehaltenen Gedichte ihrer dort nicht mehr erwähnen, abgewiesen werden muß. Denn indem es bei jeder Untersuchung höchst wesentlich, daß wir uns die Beschaffenheit unsrer Quellen beständig klar vor Augen halten, so ist hier vor Allem darauf aufmerksam zu machen, wie die unwiderprechliche Thatsache vorliegt, daß wir über die Zustände des europäischen Griechenlands durchaus keine gleichzeitige einheimische, auf Localität gegründete Zeugnisse haben vor den Gedichten, die man mit dem weit ausgedehnten Namen des Hesiodos bezeichnet. Denn glaube man immer noch, nicht die vollendende Kunst eines Dichters, sondern der abrundende Sinn eines glücklichen, sicher und richtig auffassenden Volks habe die künstlerisch befriedigende Einheit zu Stande gebracht, die jeder, der den Homer oft genug und besonnen genug gelesen hat und sich nicht verblenden will, darin erkennt, so kann sich doch nicht leicht ein neuerer Untersucher zu der Thorheit verleiten lassen, als sei eine Commission in Ionien aus allen Theilen Griechenlands, etwa von allen Völkerschaften, die der Schiffs katalog aufzählt, zusammengekommen, um in diesen Gedichten wenigstens von allem Vaterländischen etwas repräsentiren zu lassen; sondern die Homerischen Gedichte sind durch auch mit Leib und Seele ionisch, sie enthalten ohne Zweifel Sagen, die wirklich im Norden und Süden des europäischen Griechenlands geboren sind, aber keine anders vorgetragen, keine Zustände anders dargelegt, als wie dieselben auf den Sinn des rüstigen, unbefangenen, heitern, aber auch zu rechter Zeit ernsten Ioniers zu der Zeit, von welcher der Spruch galt: „Vor Alters waren kräftig die Milesier,“ poetisch ergreifend und erfreuend einwirken konnten. Was diesen gleichgültig war, und galt es in Bötien oder Delphi oder Sparta auch noch so heilig, darum kümmerte der ionische Dichter, einer oder hundert, sich nicht, und wenn er etwas davon erwähnte, so geschah es beiläufig, es geschah mit dem Vorurtheil ionischer Auffassung. Daher wissen wir so sehr wenig von den Götterdiensten und heiligen Gebräuchen des eigentlichen Griechenlands, finden nur obenhin den pythischen Apoll, die Athene von Makkomená, die Here von Agraos berührt, und ebenso andere Götter, ohne alle nähere Andeutung der eigenthümlichen Weise ihrer Verehrung. Die Mannichfaltigkeit dieser Weise darum wegzuleugnen, weil man sich auf den Inseln Joniens darum nicht bekümmerte, ist nichts mehr und nichts minder, als völlig unkritisch. Dagegen gebieten die kritischen Gesetze gesunder und einfacher historischer Combination, da das einheimische Griechenland nach den Homerischen Nachrichten in Hinsicht der Stammeseigenthümlichkeiten in allen Dingen, namentlich in allen auf den Götterdienst bezüglichen, ein mit wenigen zerstreuten Schiffern hier und da bezeichnetes leeres Feld darbietet, uns aus spätern Nachrichten, sobald diese hervortreten, namentlich aus den zum Theil ebenso alten Hesiodischen, diese wenigen Bruchstücke theils

36) Littera Imperatoris Sigismundi data regno Bohemiae et Marchionatu Moraviae super quibusdam articulis in Compactatis non sufficienter provisus, quos ipse Dominus Imperator adimplere et adimpleri facere, ipsique Regno et Marchionatu adversus talium articulorum turbatores effectualiter assistere promittit. Dat. Albae Regali 6. Jan. 1436 bei *Leibnitz* l. c. N. 20. p. 141. 37) *Theobald* S. 406—424. 38) *Windeck* Cap. 215. S. 1274: Also lag der Kaiser lange Zeit zu Prag, bis er das Volk eines guten Theils bewandte von ihrem Glauben und bösen Willen, wenn (da) sie doch in zwanzig Jahren auf waren gewachsen in Kriege und in bösem Vornehmen, und hielten ihre Kezerei fest und der Kaiser kam alles darcin mit seiner weisen Gültigkeit, daß ihrer dennoch waren ein Theil Waisen und die von dem Tabor, also waren doch zu Böhheim viererlei Volks die frommen Böhheim und Teutschen, und etliche hießen sich Hussen und etliche die Waisen, die andern die von Tabor.

zu erklären, theils zu vervollständigen, und nur das mit Bestimmtheit für jünger zu erklären, was das Kennzeichen späterer Entstehung trägt; aber nicht sofern es gegen den ionischen Homer, sondern sofern es gegen den europäisch einheimischen Hesiodos und dessen Zeitgenossen gehalten wird. Diese deutliche Erklärung unsers historischen Glaubensbekenntnisses war der nachfolgenden Darstellung voranzuschicken, um die Grundsätze der darin befolgten Kritik klar zu machen und zu befestigen als notwendig; namentlich da neuerdings eben in diesen Untersuchungen von sehr achtbarer Stimme die für den, der die eben ausgesprochenen Gedanken unbefangen erwägt, unbegreifliche Meinung ausgesprochen ist, als müsse die im Homer dargelegte Ansicht der Lebensverhältnisse uns in seiner Zeit als für ganz Griechenland gemeingültig erscheinen, gemeingültig etwa um 900 v. Chr. dem durch die mannichfachen Verwirrungen und Eroberungen zerrissenen Peloponnes, Böotien, Thessalien mit dem wohlhabenden, ungestört thätigen, blühenden Jonien. Der Gegenstand selbst aber, der uns vorliegt, wird sich am anschaulichsten so behandeln lassen, daß wir zuerst das vom Orpheus selbst unter den Griechen herrschende Bild darlegen nach den in den Schriftstellern von ihm überlieferten Sagen, nebst der Bestimmung der Orphisch genannten Vorstellungsweise über Götter und Welt, worin dieselbe zu wurzeln scheint und wie sie von der Verbrüderung fortgebildet wurde, die man mit dem Namen der Orphiker bezeichnet; ferner wie die Vorstellungen von Orpheus in Unehre gerathen mußten durch das häufiger werdende Auftreten bettlerischer Gaukler, die mit Weisformeln, die sie vom Orpheus hergeschrieben, zauberische Künste ausübten, des Gefindels der sogenannten Orpheotelesten, endlich aber eine Übersicht der vorzüglichsten Orphischen Göttersagen und Lehren. Die Behandlung der Orphischen Schriften gehört jedoch hierher nur in Bezug auf ihren Inhalt, die der Orpheotelesten nur in Hinsicht auf ihren Einfluß auf die Vorstellungen vom Orpheus, da dieser Artikel sich in den Grenzen des Mythologischen hält. Was aber die Sagen vom Orpheus betrifft, ist zu bemerken, daß unter allen sogenannten Orphischen Schriften, deren Verzeichnisse Clemens¹⁾ und Suidas²⁾ geben, und Lobecks Aglaophamus³⁾ vervollständigt, keiner einzigen mit irgend einiger Wahrscheinlichkeit die Darstellung von eigenen Schicksalen des Orpheus als Gegenstand zugeschrieben werden kann außer der Hinabfahrt in den Hades, *Katáβασις εἰς Ἅιδου*, die Clemens dem Samier Prodikos, Suidas dem Perinthier Herodikos zuschreibt, welche Namen durch eine nicht unwahrscheinliche Vermuthung für Eins unter sich und mit dem des Phokäers Prodikos erklärt sind⁴⁾, wonach das Gedicht für Eins zu halten wäre mit der Mi-

nyas dieses Verfassers, aus der mehre Schilderungen von Götterfeinden, die im Hades gestraft werden, angeführt sind, Thamyris wegen des Frevels gegen die Muses Amphion wegen des gegen Leto⁵⁾, Theseus und Perithoos wegen der gegen den Hades⁶⁾, denen sehr ähnlich diejenigen durch Vermuthung beigelegt sind, auf sich der Name des Gedichts zu beziehen scheint, die Laster des Minyas, die das Fest des Bakchos zu feiern wagten⁷⁾. Diese Schilderungen stehen so wenig gleichzeitig neben einander, daß die Hinabfahrt des Orpheus wahrscheinlich wird als Anhalt des Ganzen, das Gedicht war auf jeden Fall alt, stimmte in Manchem mit Nekyia der Odyssee und den Nosten⁸⁾, im Tode des Megareos durch Apollon mit den Eöen überein⁹⁾, enthält also einfache Darstellungen ohne mythische Verschönerung und Überspannung, und Polygnot, Kimons Freund hatte Manches daraus in der delphischen Halle dargestellt¹⁰⁾. Die *Katáβασις* ward nun vom Rhodier Egenes in der Alexandrinischen Zeit dem Pythagoreer Klops zugeschrieben¹¹⁾, vom Suidas weiterhin dem Karäer Orpheus. Dies deutet wahrscheinlich auf Uebersetzungen, wie so viele Orphische Gedichte sie erhalten haben in der Zeit der Orphischen Secte, das Alter ursprünglichen Minyas aber steht sicher genug wenigstens neben dem der spätern Hesiodischen Gedichte. Daß Orpheus' Hinabfahrt der Gegenstand war, bleibt nun noch bloß Vermuthung, uns bleibt aber keine Spur irgend eines andern Gedichts, das den Namen des Orpheus in Griechenland berühmt gemacht hätte. Denn die demsten Sänger zugeschriebene Argonautik erweist sich nicht bloß durch Sprache, Versbau und Geographie als Nachwerk der römischen Zeit¹²⁾, sondern ihre Unächtheit wenn man mit Vorsicht nachhomerische Verfasser annimmt, ist schon daraus klar, daß Pherekydes sie nicht kannte, der angab, nicht Orpheus, sondern Philammon sei als Seher mit den Argonauten gezogen¹³⁾. Daß einzelnen von Orpheus erzählten Sagen in der Zeit der Orphiker erfunden sind, ist auch bei denen, für die älteres Zeugniß aufzuweisen ist, nicht wahrscheinlich, sie den Charakter der Sage, nicht der Fabel trugen und da die Schriftsteller, die sie erzählen, meistens alten epischen Quellen geschöpft haben. Wir haben volles Recht anzunehmen, daß wenigstens zur Zeit der Lyriker Sagen vom Orpheus in Griechenland nicht sehr verbreitet, denn das erweist ihr ausdrückliches Zeugniß, sondern auch zum Theil in einem Epos bearbeitet waren, und es liegt nahe, als dies die Minyas anzunehmen; wir haben ferner noch sicherer als dies Recht zu erkennen, daß diese Sagen vom Orpheus, die entweder die Minyas oder ein anderes Epos in die Poesie einführen in Griechenland selbst gebildet sind, weil alle Namen

1) Clem. Strom. I, 397. 2) Suid. Ὀρφεύς. 3) Aglaoph. L. II. P. I. c. 6. p. 352 sq. Den vorzüglichsten Untersuchungen dieses Werkes ist gleich hier unser Dank auszusprechen, wenn wir gleich manches Resultat anders zu fassen, weiter zu führen oder zurückzuweisen genöthigt waren. 4) Müller Orphom. S. 18. Not. 3.

5) Paus. IV, 83, 7. 6) Ib. IX, 5, 9. 7) Ib. X, 2. 8) Lobeck Agl. I. p. 360. 9) Paus. X, 28, 7. 10) Ib. X, 31, 8. 11) Ib. X, 28, 2. 12) Clem. Strom. I. 13) Hermann. Dissert. de aetate script. Argon. in edit. C. phicor. p. 675 sq. und Opusc. II. De argumentis cet. Schol. Apollon. I, 23. Vergl. Müller Orphom. 260.

haus griechischen Stammes sind (wobei nicht geleugert werden soll, daß Erzählungen eines nicht hellenischen Ursprungs die Anlässe, ja sehr wesentliche Umstände und Einzelheiten dafür dargeboten haben); ferner, daß diese Sagenbildung nicht später fällt, als in die Zeit, wo man überhaupt in Griechenland hierin am thätigsten war, bis den Zeiten der Tragiker die Erfindungskraft des Volks neben den politischen, poetischen und gymnastischen Interessen von dieser Production ablenkte, hierin nur das Nützliche lieferte, allerdings nicht ganz ohne Umbildung, weiter abwärts, übrigens aber sich auf Anekdoten warf, da man die Thaten des Augenblicks hatte, von denen so viel zu erzählen war, daß man an den Helden der Vorzeit nicht mehr auszuschnücken brauchte, und wo man noch etwas von ihnen vortrug, diesen Erfindungen selbst anerkennenden Charakter gab. Das hier Aufgezeigte, was aller Sagenbildung gilt, bestätigt (eine solche Bestätigung ist willkommen, weil solche Grenzen in der Geschichte nie absolut sind) und bestimmt sich für die von Orpheus besonders dadurch, daß die Herrschaft über diesen Gedankenkreis sich die Dichter und nachher die Dichterepiker in diesem Zeitraume der höchsten Blüthe Griechenlands völlig und ausschließlich zueigneten, sodas, wenn eine Sage in dieser Zeit entstanden wäre, die Einwirkung jener oder dieser, über deren Verfahren wir uns sehr unterrichten können, sich in ihrer Gestaltung und ihrem Inhalt aufs Deutlichste müßte nachweisen lassen.

Sagen von Orpheus haben aber keineswegs einen Gedankenkreis der Dichter oder Dichterepiker zugehörigen Charakter, sie sind also älter, als die allgemeine Sage der ersten. Aber auch die von diesen verarbeiteten Dichtersagen sind größtentheils älter, ja zum Theil wol sehr alt, wirkliche Göttersagen so gut wie die Heroischen, eine Chronologie aber im Einzelnen anzugeben, wie alt, wie alt namentlich in Griechenland und dort einheimisch oder nicht, wäre ein durchaus nichtiges Unternehmen. Was sich hierbei thun läßt, ohne die Vorwürfe sich einzulassen, durch Verfolgung deutlicher Spuren bei besonders hervorragenden Merkmalen einzelner wenigen unter diesen Gedanken, namentlich aber die Aushebung dessen, was in dem ganzen Gedankenkreise bedeutend und auch auf die edlere griechische Bildung ansehnlich genannt werden kann, wird seines Orts geschehen. Worin jene alten Ideen ausgesprochen waren, ist eine Frage, die ebenfalls dorthin gehört und hier nur erwähnt ist, um dem möglichen Vorurtheile zu begegnen, als könnte man dergleichen in der Katabasis oder das annehmen, wovon sich durchaus keine Spur

Sagen von Orpheus. Als den Vater von Orpheus nannte schon Pindar den Dagros¹⁶⁾, derselbe Dichter aber bezeichnet ihn als Sohn des Apollon, indem er die Göttersöhne zusammenstellt, die sich mit Jason zum Nautenzuge vereinigten, Zeus' Söhne Herakles, Ka-

stor, Polydeukes, Poseidons Euphemos und Periklymenos, Hermes' Söhne Ichon und Erytos, Boreas' Söhne Zetes und Kalais. Mitten unter diesen steht Orpheus, der Harfner, der Vater der Gesänge, vom Apollon gesendet¹⁶⁾, nicht ausdrücklich als sein Sohn genannt, aber schwerlich anders zu verstehen, da bei allen jenen andern eben die Väter die Aussender sind. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Dichter, eben weil er die Sage vom Dagros anerkannte, darum hier den Apollon nicht ausdrücklich als Vater bezeichnete, sondern nur die enge Verbindung des Gottes, den er gewiß auf jeden Fall als Ahnherrn dachte, mit dem Sänger andeuten wollte. Schon die Meinung der alten Ausleger war getheilt, Ammonius verstand die Erwähnung des Apollon nur von seiner Herrschaft über die Sänger, Chäris erkannte den Orpheus als Sohn des Apollon an mit Berufung auf einen Orakelspruch, den Menachmus, wahrscheinlich der Siphonier aus der Zeit des ersten Ptolemäus, in Delphi aufgezeichnet haben sollte, und worin Orpheus ausdrücklich Sohn des Apollon hieß¹⁷⁾. Auf jeden Fall können wir hiernach beide Sagen, die vom Dagros, wie die vom Apollon, als dem Pindar bekannt annehmen. Dies bestätigt sich durch die aus dem sechsten Buche der Tragodumena des Asklepiades aufbehaltene Angabe, nach der Apollon und die Muse Kalliope den Hymenaios, den Zalmos und den Orpheus erzeugten, welche offenbar aus einem Tragiker geschöpft ist¹⁸⁾. Statt der Kalliope gaben ihm Andere die Polymnia oder die Klio zur Mutter, die ihn dem Dagros geboren habe¹⁹⁾. Auch Apollodor, der alte Epiker oder doch Logographen zu Quellen hat, nennt den Orpheus Sohn der Kalliope und des Dagros oder Apollon und gibt ihm den Linos zum Bruder von demselben Doppelvater und derselben Mutter her²⁰⁾. Das Elternpaar Dagros und Kalliope ist nachher in der allgemeinen Meinung herrschend geworden, und wenn die Spätesten aus der Muse Kalliope eine Tochter des Königs Pieros machen²¹⁾, so ist das eine Spur der auch in die Dichtersagen eingebrungenen Euhemeristischen Behandlung, worüber nicht weiter zu reden ist, als um nachzuweisen, daß wie es bei so späten Umbildungen vollends nicht anders erwartet werden kann, sich auch hierin keine Spur einer nähern Bestimmung des Gedankens vom Orpheus findet, als der seines Zusammenhangs mit den Musen und deren pierischem Dienst. Orpheus erscheint in allen Sagen als Thraker, aber schlechthin als solcher, ohne bestimmte Heimath, daher denn die Erinnerung an ihn an die ganze Ausdehnung des thrakischen Landes geheftet wurde. Erscheint er daher einerseits handelnd und leidend am Olympus in der Stadt Flevia, was Libethra oder Pimpleis mag bedeuten sollen, am Fluß

16) Pind. Pyth. IV, 176. 17) Alle diese Angaben Schol. Pind. Pyth. ib. Das Orakel lautet: Feindliche Schmach sollt ihr, schwerdübende Pierer, büßen, Weil ihr den Orpheus schlugt, den geliebten Sohn des Apollon. 18) Schol. Pind. l. c. und Schol. Apollon. I, 23 aus Herodor. 19) Herodor a. a. D., wo er sowohl Asklepiades' Meinung, wie auch die abweichenden Ungenannter angibt. Eust. II, X, 441. 20) Apollod. I, 3, 2. Vergl. I, 9, 16. II, 4, 9. 21) Paus. IX, 30, 4.

15) Pind. fr. 86 aus Schol. Pind. Pyth. IV, 176; und ein Schol. Eur. Rhes. 395. Vergl. Plat. Symp. 7 und 19.

Enipeus²²⁾, als König der Maledonen und Dryser²³⁾, so wird er ebenso wol König des bistonischen Pieriens²⁴⁾ also am Hebrus genannt, in den der Fluß Sagros falle, und Kikone²⁵⁾, am Vorgebirge Serrhion, wo er seine Weihen gehalten habe²⁶⁾, bei den Städten Zone und Drys, wohin er die Eichen aus Pierien durch die Zauberkrast seines Gesanges sich nachgeführt habe²⁷⁾, dann wieder im Binnenlande, namentlich am Pangäon²⁸⁾. Sithonier heißt sein Vater Sagros²⁹⁾, also bei Pallene zu Hause, dann wieder am Pangäon einheimisch in Lykurgos' Reich, also Edone³⁰⁾, oder auch Flußgott, aus dem der Hebrus herfließt, daher dieser selbst Sagrisch³¹⁾, ja mit den Sithoniern selbst an den Pontus verschlagen³²⁾. Am Hämös bewahrte man bei einem Drakel des Dionysos Tafeln von Orpheus auf³³⁾, und überhaupt erzählten die Griechen von den Thrakern, daß sie ihre Weiber zur beständigen Strafe und Erinnerung an die Ermordung des Orpheus tattowirten³⁴⁾. Wie aber in Pierien um den Olympus und um Libethra die meisten Sagen den Orpheus festhalten, so war das berühmteste Grab desselben, das man aufzeigte, zu Dion in Maledonien, nahe bei Pydna, wo sein Haupt beerdigt sein sollte unter einem Denkmale, das die Inschrift trug: hier hätten die Musen den Thraker Orpheus bestattet, der von Zeus' Blitz erschlagen³⁵⁾ sei. Hierher zieht ihn offenbar ein alter Musendienst jener pierischen Gegenden, sonst schwebt er völlig unbestimmt in Thrakien umher. Auch von seinem Vater Sagros verlaudet Nichts, als in spätern Nachrichten entweder daß er Flußgott gewesen sei³⁶⁾, was vielleicht nur fixirende Erfindung von Grammatikern ist, oder daß er Sohn des Charops war, dieser aber ein Thraker am Pangäon, der den Dionysos warnte vor den Nachstellungen des Lykurgos, worauf ihn der Gott nach dessen Vernichtung durch die Königswürde und die Mittheilung seiner Mysterien belohnte, welche Güter beide forterbten auf den Sagros und von diesem auf den Orpheus³⁷⁾. Diese ängstliche Herleitung der Weihen durch Sohn, Vater, Großvater, von der Mittheilung des Gottes verräth den spätern redactorischen Ursprung, und auf diese Erzählung ist gar Nichts zu geben; aber auch sie zeigt an, wie beziehungslos Orpheus dastand; denn der Name des Charops bezeichnet den fröhlich Blickenden, ein

gewöhnliches Beiwort reisender Thiere, namentlich der, welche die Große Mutter und den Dionysos umschweben, also nur daraus hergeleitet. Als alte Sage bleibt das Geschlecht des Orpheus also nur Apollon oder Lykos und Kalliope, als Heimath das Pangäon mit Maledonischen oder der Olymp mit der pierischen Umgegend, namentlich Libethra. Die mythische Bedeutung des Apollon als Vater und der Kalliope als Mutter leuchtet an, was die Feldeinsamkeit des Vaters Sagros will, was uns dagegen weder aus der Natur des Gottes, statt dessen er eintritt, noch des Kindes oder seiner Umgebungen klar. Der Gedanke an Bakchisches Umherschweifen, dahin die Zusammenstellung mit Charops in der einen Erzählung führen könnte, ist bestimmt abzuweisen, weil die Bakchische Taumel weder vereinzelt schwärmt, sondern durchaus in großem Festzuge, noch auch auf den Feldern sondern in Wald und Gebirg. Die einzige nicht wahrscheinliche, aber wegen ihrer Beziehungslosigkeit noch aus unsichere Muthmaßung, die sich uns ergeben könnte, wäre die, den Orpheus, in Stammverbindung mit Lykos gedacht, zu fassen vom Findling unbekanntem Ursprungs, von der einsam im Felde gefundenen Waise, dann ebenso gut Sohn des einsamen Feldes, als des Gottes, von dem ihr Leben vorzüglich abhängig ist, genannt werden kann. Um diese Annahme zu rechtfertigen wären aber fernere Beziehungen darauf aus den Sagen vom Leben des Orpheus nachzuweisen.

Orpheus' Leben wird dadurch bestimmt, daß er von Apollon die von Hermes erfundene Laute erhält³⁸⁾. Die Sage ist alt, so gut wie die Homerische von der Übertragung des Scepters von Hand zu Hand. Was hinzugefügt wird, daß Hermes derselben sieben Saiten mehr der Zahl der Atlantiden, Orpheus neun nach der Zahl der Musen gegeben habe, erweist sich als später, theils durch die künstliche Genauigkeit, theils daraus, daß wir wissen, daß die Instrumente der alten Lyrik einfach waren und auf die Saiten des Timotheus von Milet. Mit der Laute nun rührt Orpheus nicht bloß die Ohren der Menschen, sondern auch die der Thiere; während seines lieblichen Gesanges umflattern sein Haupt unzählige Vögel und die Fische springen aufrecht empor aus dunkler Fluth, ja auch Raubthiere versammelt sein Citherspiel am Dryas, und selbst Bäume kommen um ihn zusammen, selbst Felsen folgen ihm nach, und wen er will, bezaubert sein Wort³⁹⁾. Seine Stimme führt aber Alles zur Freude⁴⁰⁾, daher die schönste, die das Ohr hören kann, daher Orpheus der berühmteste⁴¹⁾, der goldharfige⁴²⁾, der harfenspielende Vater der Gesänge, der wohlgelobte⁴³⁾.

22) Hygin. f. 14. Auf dem Olymp läßt Euripides ihn sitzen Bacch. 560. An der pimpelischen Warte sollte Kalliope ihn geboren haben, Apollon. I, 25. Libethra, Orpheus' gewöhnlicher Wohnort, Conon. 45. 23) Conon. 45. 24) Apollon. I, 34. Zerissen von den bistonischen Weibern bei Phanokles Stob. 64. p. 399. Anthol. Epigr. inc. 482. 25) Serv. Virg. Georg. IV, 524. Diod. V, 77. Suid. Am Rhodope. Virg. Georg. IV, 461. Ovid. Met. X, 11, 50. 26) Solin. 15. 27) Apollon. I, 28. Nicand. Theriac. 462. 28) Aeschylus bei Eratosth. 24. Max. Tyr. XXXVIII, 6, 210. Jamblich. Vit. Pyth. 28, 306, aus altem *τερός λόγος*. 29) Nonn. XXII, 179. 30) Diod. III, 65. 31) Virg. Georg. IV, 524 mit Serv. 32) Lebeck, Aglaoph. p. 294. 33) Schol. Eur. Hec. 1267. Orpheus' Gesang am Hämös Hor. Od. I, 2, 6. 34) Phanokles bei Stobaeus 64. p. 400 und Plutarch. Ser. Num. Vind. p. 557. Anthol. Epigr. inc. 482. 35) Epigr. inc. fr. 483 und bei Diog. L. Prooem. 5. 36) Serv. Virg. Aen. 645. Vergl. Not. 31. 37) Diog. III, 65.

38) Eratosth. Cat. 24. Hyg. Astr. II, 7. 39) So schenkt ihn schon Simonides fr. 9. (Anal. I, 122.) Nachgraben Apollon. I, 573. 40) Eurip. Bacch. 562. Hor. Od. I, 2, 14: *auditam arboribus fidem*. Epist. II, 3, 392: *dictus ob hunc lenire tigres rabidosque leones*. Ja Winde und Flüsse Od. 12, 7. Virg. Georg. IV, 510: *Mulcentem tigres et agente carmine quercus*. 41) Eurip. Iph. Aul. 1211. Eratosth. Cat. 24, vielleicht aus Aeschylus. Apollod. I, 3, 2. 42) Aesc. Agam. 1629. 43) Eurip. Med. 543. 44) Iphigenia bei Priscian. VI, 723. 45) *Χρυσάωγος* Pind. fr. 84. 46) Pind. Pyth. IV, 176. Vergl. noch Plat. Legg. VIII. p. 829. D. Jon. 53

Vom Ruhme seines Gesanges nehmen die Sagen Anlaß, den Orpheus unter die Argonauten einzureihen. Dem widersprach Pherekydes, ein Zeugniß, daß die Sage Bestand⁴⁷⁾, Pindar aber erkennt sie an und führt den Orpheus auf unter den sich um Jason versammelnden Göttersöhnen⁴⁸⁾. Nach Herodor rieth Cheiron dem Jason, den Orpheus aufzufodern zur Mitfahrt, weil die Argonauten ohne ihn bei den Sirenen nicht würden ohne Unheil vorüberfahren können; denn Orpheus war keineswegs durch Körperstärke berühmt, sodas an seinem Arme den Unternehmern hätte gelegen sein können⁴⁹⁾. Sein Gesang übertraf oder übertönte wirklich den der Sirenen und mit Verluß eines Gefährten kamen die Argonauten glücklich vorüber⁵⁰⁾. Orpheus' Verdienste um die Fahrt wurden in andern Sagen gehäuft, erst der Zauber seines Gesanges rief die Argo von der Werfte, wo sie hartnäckig haftete, ins Meer⁵¹⁾. Er beförderte Jasons Wahl zum Anführer, rief die Argonauten von Lemnos weg, fesselte die Symplegaden und schlüferte den kolchischen Drachen ein⁵²⁾, Geschichten, deren Erfindung vielleicht erst dem Verfasser der Argonautik zukommt, wo noch mehreres der Art zu lesen ist, die aber, namentlich die Abwehr der Symplegaden, den Charakter der Orphischen Sagen nicht verlassen, dagegen die Sühnung des Schattens des Kyzikos und der Rhea, die Emporrufung der Hekate, um die Thore zum heiligen Haine zu öffnen, und das Höhlenleben des Orpheus nach der Rückkehr, die Einwirkung der Orphischen Bearbeiter zeigen⁵³⁾. Dahin ist vielleicht auch schon zu rechnen, daß auf seinen Rath die Argonauten zu Samothrake anlegen, um die Weißen zu empfangen⁵⁴⁾. Sonst halten sich die Schilderungen des Apollonius darin genau an den Charakter der alten Sagen, daß sie vorzugsweise den Apollon von Orpheus verehrt werden lassen⁵⁵⁾; diesem heißt Orpheus zweimal einen Altar errichten, das eine Mal mit der Weihung seiner Lyra in Bezug auf den kleinasiatischen Ort an der Nordküste, Lyra⁵⁶⁾, einmal einen Dreifuß weihen am tritonischen See⁵⁷⁾, wie er auch zu Folkos die einheimische Göttin Artemis besingt⁵⁸⁾. Es ist charakteristisch, daß in der Orphischen Argonautik eine solche Rücksicht auf den Apollon gar nicht mehr vorkommt, daß da vielmehr Orpheus von Bakchos redet und nur in den ersten Versen den Apollon anruft, wie sonst die Musen angerufen werden.

Wenn in den Sagen über die Argonautenfahrt Orpheus nur als untergeordneter Theilnehmer, als durch dichterische Verknüpfung hereingezogen erscheint, so ist er dagegen allein thätig in der berühmtesten Sage von seinem Leben, in der Hinabfahrt in den Hades. Die älteste Erwähnung findet sich bei Platon in der Rede des Phädrod im Symposion, die mit mehren Mythen spielt⁵⁹⁾.

Orpheus, dem Sohne des Zagros, sei sein Weib gestorben, und er habe, um sie wieder zu erlangen, lebend sich in den Hades gewagt; die Götter aber hätten ihm nicht sie selbst gegeben, sondern ihm ein Scheinbild gezeigt, weil er nicht den Muth gehabt, für die Vereinigung mit ihr zu sterben; ja sie hätten ihm, nachdem er unverrichteter Sache aus dem Hades entlassen sei, noch dazu Tod von Weiberhand zur Strafe für seine Weichlichkeit, die der Natur eines Citherspielers freilich angemessen sei, beschieden. Es ist bekannt, daß Platon überhaupt die von ihm redend eingeführten Personen mit den Mythen und deren Charakteren ein witziges Spiel treiben läßt, namentlich im Symposion. Der angeführte Grund der Verweigerung der wirklichen Gattin ist durchaus nicht alterthümlich, in der ganzen heroischen Zeit gilt das Leben für das höchste Gut und das Dasein im Hades für einen kümmerlichen, schattenähnlichen Traum. Es kann also keine Frage sein, daß die alte Darstellung in dem Versuche des Orpheus, seiner Gattin das Leben von den Todesmächten zurückzugewinnen, eine kühne und große That erkannte. Die von Platon angegebenen Motive fallen also für uns weg, und es bleiben nur die Thatsachen, daß Orpheus lebend in den Hades hinabstieg, um sein gestorbenes Weib wieder zu gewinnen, daß ihm die Götter aber nicht sie selbst gaben, sondern ein Scheinbild von ihr zeigten. Die nächsten Nachrichten der Zeit nach, abgerechnet, daß schon Euripides eine Spur von dieser Sage zu zeigen scheint⁶⁰⁾, finden wir beim Hermesianax⁶¹⁾, Orpheus habe, als sein Weib Agriope gestorben sei, es gewagt, allein über den Kokytos zu schiffen und den Höllenhund zu scheuen, sein Citherspiel habe die dortigen Mächte alle gewonnen und Agriope den Hauch des Lebens zurückgehalten. Zunächst stehen Apollodors Nachrichten, die uns wol für die ältesten, selbst älter als die Platonischen, gelten können⁶²⁾: Orpheus habe es gewagt, als sein Weib Eurydike an einem Schlangenbisse gestorben sei, in den Hades hinabzusteigen und den Pluton durch die Macht seines Gesanges bewogen, sie ihm zurückzugeben, aber unter der Bedingung, daß Eurydike hinter ihm wandle und er nicht nach ihr umblicke, bis beide in seiner Wohnung angelangt seien; ihn aber habe unterwegs die Zuversicht verlassen, und so wie er sich umgesehen habe, sei sie genöthigt gewesen zum Hades zurückzukehren. Diese Sage scheint auch Platons kurze Darstellung anzuerkennen, denn so lange Eurydike ihm nicht auch für den Anblick sicher war, hatte er allerdings nur ein Scheinbild an ihr; auch stimmen die übrigen spätern Erzähler, Konon⁶³⁾, Virgil und Ovid⁶⁴⁾, völlig damit

47) Schol. Apollon. I, 23. 48) Pind. Pyth. IV, 176. Apollod. I, 9, 16. 49) Schol. Apoll. I, 23, 31. 50) Apollon. IV, 905. Apollod. I, 9, 25. Orph. Argon. 1272. 51) Orph. Arg. 264. 52) Ib. 306, 473, 702, 899. 53) Ib. 570, 614, 940, 1370. 54) Apollon. I, 915. Diod. IV, 43 und 48. Orph. Arg. 464. 55) Hyg. Astr. II, 7. 56) Apollon. II, 685, 928. 57) Ib. IV, 1547. 58) Ib. I, 570. 59) Plat. Symp. 7.

60) Eurip. Alc. 968. Hier werden zwar weder der Hades noch Eurydike erwähnt, aber die von der Orphischen Feier ausgezeichneten Heilmittel, mit denen die Phobos den Asklepiaden gegeben, zusammengestellt. Weibe, heißt es, seien nicht stärker als die Nothwendigkeit. Dies scheint auf den verunglückten Versuch sowohl des Orpheus wie des Asklepios zu gehen, Todte zu erwecken und die Erweckten lebendig zu erhalten. 61) Aus dem dritten Buche seiner Leontion, wo er ein Verzeichniß der *ἑσπερία* gab, bei Athen. XIII, 597. 62) Apollod. I, 3, 2. 63) Konon. 45. 64) Virg. Georg. 455. Ovid. Met. X, init. Die

überein, nur daß die letzten poetischer das Umschauen in den Augenblick setzen, da Orpheus über die letzte Grenze des Hades schreitet, und daß Virgil den Schlangenbiß geschehen läßt auf der Flucht der Eurydike vor den Nachstellungen des Aristäus, bei welcher Verknüpfung es ungewiß ist, ob sie der Erfindung des Virgil oder früherer Bearbeiter zuzuschreiben ist. Da alle diese Schriftsteller, die meistens aus epischen oder logographischen Quellen schöpfen, die Gestorbene Eurydike nennen, kann die Agriope des Hermestianax höchstens auf einer vereinzelt Sage, wahrscheinlich nur auf einer Verwechslung mit der Agriope, die sonst Thamyris' Geliebte heißt, dem Hermestianax eine andere gibt, beruhen; denn Thamyris steht auch in andern Dingen neben Orpheus. Der Sinn übrigens, in dem die Sage gebildet ist, wird leicht aufgezeigt. Der Sänger wagt sich im Vertrauen auf seine Apollinische Kunst in das für dieselbe sonst unzugängliche Todtenreich und bewegt durch seine Gesänge wirklich dessen Mächte zur Willfährigkeit, aber sie sobern nun auch dafür das dem Schutze des Apollon bewiesene rücksichtslose Vertrauen von ihm, und entziehen, da er dies nicht leistet, sogleich wieder ihre Bewilligung.

An die Erzählungen von der Eurydike schließen sich die von Orpheus' Tode, die fast allgemein mit jenen in nähere oder entferntere Beziehung gesetzt werden. Zeugniß für die Verbindung gibt schon Platon in der angeführten Rede im Symposium, wo die Götter dem Orpheus den Tod durch Weiberhand senden, weil er nicht stark gewesen sei, den Tod für Eurydike zu ertragen⁶⁵). Wir haben nachgewiesen, daß dies Motiv nur jener Darstellung des Phädrus angemessen ist, aber mit der Aufhebung desselben fällt die Beziehung zwischen beiden Begebenheiten nicht weg. Das älteste Zeugniß indeß für den Tod des Orpheus spricht diese Beziehung nicht aus, Aeschylus läßt den Dionysos, erzürnt darüber, daß Orpheus ihm die Verehrung verweigert, die Bassariden gegen denselben ausfinden und ihn von diesen zerreißen⁶⁶). Im Gegentheil gegen den Dionysos wird zugleich angeführt, daß Orpheus den Helios für den größten der Götter gehalten und denselben auch Apollon genannt habe, daß er daher Nachts in der Frühstunde aufgestanden und auf das Gebirge Pangäon hinaufgestiegen sei, um die Sonne zuerst zu sehen; ferner daß die Musen seine von den Bassariden zerrissenen Glieder gesammelt und zu Libethra begraben hätten. Ob dies Alles auch, wie von jenem zuerst Erwähnten ausdrücklich gesagt wird, aus Aeschylus sei, ist nicht ganz sicher, es widerspricht aber keine der Vorstellungen der Darstellungsweise des Aeschylus. Denn obgleich dieser sonst nicht, wie Euripides ausdrücklich, und zwar mit Beziehung auf die Kenntniß der geheimen Namen der Götter⁶⁷), wodurch unstreitig Mit-

theilung Orphischer Lehren bezeichnet wird, den Apollon und Helios identificirt, so parallelisirt er doch beide so gern und nah, daß die Vereinigung unmittelbar daran liegt⁶⁸), den Gedanken aber, daß Helios der größte der Götter sei, finden wir wenigstens bei Sophokles, und zwar, wie es scheint, ebenfalls mit ausdrücklicher Beziehung auf Orphische Lehre, indem es heißt, daß den Helios die Weisen den Erzeuger der Götter und den Vater Aller nennen⁶⁹). Daß die ganze Erzählung aus Aeschylus ist, scheint die Vergleichung mit Hygin, der den Eratosthenes excerpirte, zu bestätigen; denn dieser verläßt den einfachen Gang, schiebt jeder einzelnen Thatsache neue künstliche Motive unter, wovon Eratosthenes nichts weiß, und für das Gebirg Pangäon den Olympus ein⁷⁰). Die Zerreißung des Orpheus durch die Mänaden wird vielfach bestätigt und meistens die natürliche Angabe beibehalten, daß die Ursache im Zorne des Dionysos wegen der Vernachlässigung seines Dienstes liegt, wie in den Sagen von Pentheus und Lykurgos. Aber als Orpheus in die Bakchischen Drgien hineingezogen war und für deren Stifter galt, mußten diese Motive verändert werden. Nun erzählte man entweder, die thrakischen Weiber seien auf ihn erzürnt gewesen, weil er die Männer so an sich festhalte, daß sie von seiner Nähe nicht lassen wollten und jene vernachlässigten⁷¹), oder weil er die Knabenliebe bei den Thrakern einführt⁷²), oder weil er ihnen die Drgien nicht mittheilen wollte und alle Weiber mied wegen seines unglücklichen Verlustes⁷³), oder endlich weil er ihnen die Drgien ablauschte⁷⁴). Andre ließen den Dionysos aus dem Spiel und leiteten die Wuth der Weiber von der Aprobite her, die sich mit der Persephone um den Besitz des Adonis gestritten und von Zeus auf die Entscheidung der Kalliope verwiesen sei, diese habe den Besitz zwischen beide zu halbjährigem Wechsel getheilt, Aprobite aber, damit nicht zufrieden, habe, um sich an der Kalliope zu rächen, den thrakischen Weibern eine solche Liebeswuth gegen deren Sohn Orpheus eingefloßt, daß sie sich durch Zerreißung in seine Glieder getheilt hätten⁷⁵). Wieder Andere, und zwar die Sage des makedonischen Dion mit der Inschrift an Orpheus' Grabe, nannten den Orpheus von Zeus' Blitze getödtet, und als Anlaß gaben die Einwohner (nicht die Inschrift) an, daß er den Menschen gegen den Willen der Götter die heiligen Geheimlehren mitgetheilt habe⁷⁶). Endlich sollte er sich selbst umgebracht haben aus Gram über den zweiten Verlust der Eurydike⁷⁷). Bei allen diesen Geschichten ist, abgerechnet die Sage von Dion, in den Übertreibungen und

Hauptzüge auch Diod. IV, 25. Hyg. f. 164. Paus. IX, 30, 4. Eine Anspielung Plat. Ser. Num. Vind. p. 566.

65) Not. 59. 66) Eratosth. Cat. 24. Die Zerreißung schlechtthin bestätigen Plat. Rep. X, 620. Isocr. Paneg. 16. Apollod. I, 3, 2. 67) Eurip. Phaeth. fr. II. v. 11: ο χρυσοφρυγής "Μι, ὡς μὲ ἀπόλεσας καὶ τόνδ' Ἀπόλλω δ' ἐν βροτοῖς ὁ ὀρθῶς καλεῖ, ὅστις τὰ σιγῶντ' ἄνοματ' οἶδε δαιμόνων.

68) Aesch. Suppl. 212—215. 79) Soph. inc. fr. 772. Cf. Oed. Tyr. 660. 70) Hyg. Astr. II, 7. 71) Paus. IX, 30, 5. 72) Phanokles bei Stob. 64, 399. Ovid. Met. X, 93. Hyg. l. c. Die Bestrafung der Weiber übernimmt bei Ovid Bakchos, indem er sie in Bäume verwandelt und aus dem Lande, das der Mord ihm verhaßt gemacht hat, nach Phrygien geht. Met. XI, 67 sq. 86 sq., wahrscheinlich des Dichters eigene Erfindungen. 73) Conon. 45. Virg. Georg. IV, 520. Ovid. Met. X, 79. 74) Hyg. l. c. 75) Hyg. l. c. 76) Paus. IX, 30, 5. Die Inschrift Not. 85. Eine andere zu Dion erzählte Sage gab an, er sei von den Weibern zerrissen. Paus. l. c. 7. 77) Paus. l. c. 6.

dem Gesuchten der Motive der armselige, anekdotenartige Ursprung unverkennbar, und nicht daran zu denken, als könnten diese für alte im Volke lebende Sagen gelten, die nie ohne gemüthliche Bedeutsamkeit und Poesie sind, weil ohne diese Eigenschaften eine solche Erzählung zwischen dem dritten und vierten Ohre verklingt. Ein Beispiel anekdotenartiger Ausführung jener ersten Sagenform, die den Zorn des Dionysos als Grund annimmt, gibt die Angabe, Orpheus habe im Hades, als er Eurydike zurückzugewinnen suchte, das ganze Göttergeschlecht gepriesen, nur den Dionysos nicht, und dies habe dessen Zorn erregt⁷⁸⁾. Die Vorstellung, als habe Orpheus, der um seiner Gattin willen in den Hades hinabgestiegen war, statt eindringlicher Bitten um diese den dortigen Mächten eine Theogonie vorgesungen, hätte weder in alter wirklicher Poesie, noch in wirklicher Volks Sage Anklang finden können. Um nichts besser sind die Einzelheiten, die von den verschiedenen Erzählern als Umstände seines Todes berichtet werden. Bei Konon feiert er mit den thrakischen Männern zu Libethra die Orgien in einem dazu eingerichteten Gebäude (also zwischen Wänden, wie die Orpheotelesten, ohne Erinnerung an freies Bakchisches Schwärmen), vor dessen Thür jene die Waffen ablegten; die Weiber rauben diese, zerhacken den Orpheus, da er heraustritt, und werfen die Glieder ins Meer. Eine Seuche plagt darauf das Land, das Drakel gebietet Orpheus' Haupt zu bestatten. Dies wird durch einen Fischer an der Mündung des Meles gefunden, singend und weder vom Meere noch von der Verwesung verschert. Die Thraker errichteten ein Denkmal darüber, schlossen es mit einem heiligen Bezirk ein, und hielten es erst als Heroon, nachher aber in göttlichen Ehren⁷⁹⁾. Die Astronomen versetzten die Lyra, diese Überwinderin der Taubheit des Hades, unter die Sterne, auf Fürbitte der Mufen oder auf Betrieb des Apollon und Zeus, wobei es merkwürdig ist, daß Bakchos wieder nicht genannt wird⁸⁰⁾. Die Späteren fanden in ihren Saiten die Darstellung der Sphärenharmonie⁸¹⁾. Die sinnreiche Dichtung des Phanokles unter Ptolemäus Philadelphus ließ sie klingend vom Meere nach Lesbos getragen und dort feierlich beigelegt werden, und daher sei die Insel die gesangreichste unter allen⁸²⁾. Philostratos erwähnt daselbst ein wahrscheinlich von ihm nur fingirtes Orphisches Drakel, das die Achäer von Troja aus befragt hätten⁸³⁾; denn die ganze Dichtung will offenbar Nichts weiter sagen, als was Andere damit ausdrücken, daß sie den Terpander, der wiederum auch Erfinder der sieben-saitigen Lyra heißt, Nachahmer des Orpheus nennen⁸⁴⁾. Doch mag die Sage in Lesbos einheimisch sein, wenigstens erzählt Lucian, die Lyra des Orpheus sei zu Pittakos' Zeit daselbst aufbewahrt⁸⁵⁾. Von heroischer Wir-

kungskraft des Orpheus nach seinem Tode wurden in Makedonien mancherlei Legenden erzählt: die an seinem Grabe nistenden Nachtigallen sangen lieblicher und lauter⁸⁶⁾; der Fluß Helikon hatte die Mörderinnen des Orpheus, als sie das Blut abwuschen, ersäuft⁸⁷⁾; auf Orpheus' Grabe zu Libethra habe ein Hirt im Schlafe gesungen, dadurch sei eine Menge von Menschen herbeigeloct und im Gedränge das Denkmal umgestoßen worden, sodaß die Sonne Orpheus' Gebeine beschien, worauf in der Nacht der Bach Sys anschwell und die Stadt zerstörte, gemäß einer Warnung vom Drakel des Dionysos, und darauf seien die Gebeine nach Dion gebracht⁸⁸⁾. Ähnlicher Art ist, was Ovid von der durch Apollon verfeinerten Schlange erzählt, die in den in Lesbos antreibenden Kopf einbeißen wollte⁸⁹⁾. Denn in Lesbos zeigte man auch die Stätte, wo dieser Kopf bestattet sei, und erzählte Legenden von ihm und von der im Tempel aufbewahrten Lyra, auf der Pittakos' Sohn, Neanthos, der sie durch Bestechung von den Priestern zu erhalten wußte, spielte, um die Thiere um sich zu versammeln. Es kamen aber nur Hunde, die wüthend wurden und ihn zerrißen⁹⁰⁾. Noch als Alexander den Perseerkrieg unternahm, gab das schweigende Holzbild des Orpheus bei Libethra ihm dafür ein Wahrzeichen⁹¹⁾.

Blicken wir nun zurück, so erscheint uns ein dreifacher selbständiger Sagenkreis von Orpheus. Die Gewalt seines Gesanges über Thiere, Bäume und Felsen, die Wirkung desselben über die fühllosen Herzen der Mächte der Unterwelt und sein Tod durch den Zorn des Dionysos. Alle drei sind uns als alt verbürgt und alle drei stehen auch in bedeutungsvoller Beziehung. Gemeinsam ist nach griechischer Auffassung allen die dem Orpheus gegebene Apollinische Kraft, die sowol die Taubheit des Steins als des Hades bezwingt und der schwärmenden Trunkenheit des Dionysos sich widerseht. Es ist nun zu erwägen, wie die griechische Lebensansicht alter Zeit diese Thätigkeiten des Orpheus beurtheilt haben muß, da uns alle Darstellungen derselben im echten Geist alter epischer Poesie, ja selbst alle lyrische und dramatische, aus denen man das poetische Urtheil dieser Zeiten kennen lernen könnte, verloren sind.

Erinnern wir uns der festgezogenen Grenzen, die jedes Einzelne, was in der Welt da ist, von dem Andern scheiden, die nicht überschritten werden dürfen ohne Eingriff in fremdes Gebiet, weil die ewige Vertheilung ein-

78) Hyg. Astr. II, 7. 79) Conon. 45. 80) Eratosth. 24. Hyg. l. c. Manil. I, 324. 81) Lucian. de Astrol. 10. Serv. Virg. Aen. VI, 645. 82) Not. 72. 83) Philostr. Heroic. 704 unter Phloktet. 84) Plutarch. de Music. 5. Plutarch. Nicom. Harm. Eleach. L. II, p. 29. (Moib.) 85) Luc. Adv. Indoct. 12.

86) Paus. IX, 30, 6. 87) Ib. 8. 88) Ib. 9—11. Das Drakel hatte verheißen, wenn die Sonne Orpheus' Gebeine sähe, werde ein Schwein die Stadt zerstören. Orpheus' Grab ist hier also, wie manche Heroengräber, namentlich das des Odipus bei Sophokles, als Unterpfeiler der Sicherheit des Staates gefaßt, so lange es ungestört bleibt, und wie das Grab des Odipus geheim gehalten wird, so sollen auch Orpheus' Gebeine ewig verborgen liegen. Dieser Gedanke scheint aber hier noch besonders hervorgehoben zu sein durch den Gegensatz des Finstertlichen, des Orpheus, gegen das Sonnenlicht. Ein Schwein vollzieht die Rache als gewöhnliches Schuldopfer. 89) Ovid. Met. XI, 56. 90) Die Grabstätte des Kopfs Serv. Virg. Georg. IV, 523. Vergl. Hyg. Astr. II, 7. Die Legende bei Lucian, Not. 85. 91) Plutarch. Alex. 14.

mal feststeht und weil Niemand frei ist, Niemand willkürliche Gewalt hat außer Zeus, der selbst eine solche nicht übt, sondern die bei der Vertheilung gezogenen Grenzen ehrt, so wird uns die von Orpheus geübte Zauberkräft des Gesanges als etwas für griechischen Verstand Bedenkliches erscheinen. Jede Peitho, jede Überredung, erscheint so, theils weil sie die natürliche Fortbildung der Verhältnisse verrückt, theils weil durch dieselbe einer bisher herrschenden Macht der Einfluß entzogen wird. Die Wildheit der Raubthiere, die Starrheit der Felsen, die Hartnäckigkeit der Bäume sind ihre wesentlichen Eigenschaften, werden diese verwirrt, so geht bald die Welt irre durch einander. Dies kann demnach schon genügen, um Zeus' Blic auf den Orpheus zu lenken, ja die Aufschrift in Dion scheint eigentlich ebendiese Meinung zu haben. Der Thebaner Amphion, der eben wie Orpheus, das Leblose mit seiner Laute rührt, die Steine mit zusammenführt und fügt, wird ebenfalls von Zeus' Blic erschlagen⁹²⁾, schwerlich ursprünglich aus anderm Grund, als wegen dieser die Grenze des Menschlichen überschreitenden Macht. Ein zweites Verrücken gesetzmäßiger Grenzen ist die Kühnheit, mit der Orpheus in den Hades eindringt. Dessen Pfad sind für den Apollon ewig unzugänglich, der Hades ist der einzige Gott, der keine Bitten hört, nicht Geschenke annimmt, nicht Opfer. Orpheus bewegt ihn zum Hören, ja zum Gewähren, das ewig einzige Beispiel einer solchen Begebenheit, das am Ende sein Wunsch nicht erfüllt wird, geht hervor aus seiner menschlichen Gebrechlichkeit, die einerseits freilich zeigt, daß menschliche Kraft auch mit solcher Erhöhung doch nichts Wesentliches zu Stande bringt, andererseits aber auch wie wenig angemessen eine solche Waffe solcher Hand ist. Auch dieses Unternehmen konnte daher den Blic des Zeus herausfordern, so gut wie derselbe den auch Apollinischen Todtnerwecker Asklepios schlägt. Auch ein anderer mit Gesang ausgezeichnet begabter Thraker, Thamyris, vermischt sich gegen die Götter, gegen die Mufen selbst, und wird dafür mit Blindheit und Gesanglosigkeit geschlagen. Als vermessen galt überhaupt der thrakische Volksharakter⁹³⁾. Wir haben den Orpheus die-

sem gemäß keineswegs als friedlichen Frommen in ältester Anschauung zu betrachten; so lange der Name Thraker dem Griechen bedeutsam und ohne, wie nachher in diesem Falle durch Nebenvorstellungen übertäubt zu werden, ins Ohr klang, war das unmöglich, seine Cithar muß mächtig geklungen haben, sodaß sie das Mark der Bäume und den Kern der Felsen, ja die Tiefen der Hölle erschütterte, und auf diese Gewalt muß er vertraut haben mit kühnem Geist, als eine harte, wagende Seele, als ein *οὐράνιος*, wie es auch gemäß ist dem Sohne des gewaltigen Gottes Apollon. Dabei haben wir ihn jedoch nicht zu denken als vermessen in der Rede, wie Thamyris, wenigstens ist davon durchaus keine Spur, wol aber überschreitet und verrückt er, wie einmal Asklepios, so in Allem, was er unternimmt, die von der ewigen Ordnung einmal gezogenen Grenzen. Hier glauben wir seinen Begriff zu erfassen. Alles, was da Orphisch genannt wird, gründet sich auf Verschiebung oder Auflösung der dem Gegenstand einmal beschiedenen Grenzen durch die Macht des Worts und des Gedankens. Wenn auch den Griechen keineswegs beim Gebrauche des Worts dies immer klar bewußt gewesen sein mag, so doch gewiß sehr oft und auf jeden Fall ist es der allgemeine Grundgedanke. Ja aus einer solchen Beziehung scheint die Erfindung des Namens seiner Gattin Eurydike hervorgegangen zu sein; denn der letzte Theil desselben bezeichnet die Gebühr, den gesetzmäßigen Zustand jedes Gegenstandes innerhalb der ihm einmal beschiedenen Grenzen, die Ausdehnung solcher Grenzen aber durch den weit um sich greifenden Charakter eines Mannes bezeichnen die Sagen öfters mit Namen wie Eurytos, Eurytion⁹⁴⁾. Für diesen gewaltigen Helden des Worts schickt sich eben nicht übel der Ursprung, der, wie wir angeedeutet haben, in seinem und seines Vaters Namen liegen kann, der auf dem Feld einsam gefundenen Waise, die in der Welt auftritt, ohne daß man weiß, woher, mit bisher unbekannter Zauberergewalt der Waffen Apollons und der Kalliope. Um jedoch diese Muthmaßung als irgend bestätigt gelten zu lassen, müßte ein Beispiel ähnlicher griechischer Vorstellungen dazu treffen, welches uns nicht vorliegt. Denn der etruskische Dämon Tages, seine Fremdartigkeit abgerechnet, der allerdings aus dem Feld entspringt unter der Pflugschar und nach seinen Offenbarungen wieder verschwindet, mag mehr den Erdgeborenen bedeuten. Es kann also dieser Vorstellung nichts zuer-

92) Wenigstens erscheint sein Haus, das er gebaut hat, vom Blicke verbrannt, bei Aeschylus in *Aristoph.* Av. 1247. In der Unterwelt ließ ihn die Minyas dieselbe Strafe leiden, wie den Thamyris, *Paus.* IX, 5, 8. Die Späteren gaben als Grund die Beteidigung der Leto an, aber gegen diese hatte nicht Amphion zu prahlen, sondern Niobe, und eine bloße Prahlerei motivirt wol die Rache der Götter, aber keine ewige Strafe. Wol aber scheint Amphion sich seiner Apollinischen Waffe gegen den Gott selbst erhoben zu haben, wie Thamyris; denn in andern Sagen stürmte er, nach dortiger Darstellung wegen des Todes seiner Kinder, den Tempel des Apollon und wird von demselben getödtet. *Hyg.* f. 9. Auch Linos, Apollons eigener Sohn, wird nach einer Sage vom Apollon erschossen. *Diog. L. Prooem.* 4. Die Minyas scheint eben dargestellt zu haben, wie Orpheus durch den Anblick so vieler in der Unterwelt für Vermessenheit Gestraften sich hätte warnen lassen sollen, wie er aber dennoch nachher dem Dionysos, so gut, wie die Minyaden, die er dort sah, die Ehre verweigert habe, so daß er durch dessen Zorn fiel. Vergl. Not. 5—8. 93) Mit der *εὐκολαία* der Thraker, meinte Herakleus von Milét (fr. 144) stimmten die großsprecherischen Verheißungen des Dithyoneus von Ka-

bassos, das er am Hämös finden wollte, bei Homer (II. XIII, 866) wohl zusammen. Pinbar, da er den Tod des Orpheus erwähnt, nennt diesen die Bändigung der Gewalt des Sohns des Dagros im Fragment Schol. Val. Luc. Rhes. 895: *ὅτι πεδαδέρτα ἀδελφός υἱὸν Ὀλάγρου* nach Welckers Herstellung.

94) Vergl. den Art. Oechalia. Gewissermaßen gibt allerdings die Sage von Amphion eine Parallele. Dieser, Sohn des Zeus und der Antiope (wie Orpheus der Kalliope), der Tochter des Nykteus (des Nächtlichen, wie Orpheus selbst der Dunkle sein kann) des Sohns des Chthonios (des Unterirdischen) wird von seiner Mutter ausgesetzt und als Findling bei einem Hirten erzogen, erhält von Hermes die Peier zc. Offenbar spielt hier der nächtliche unterirdische Hermes herein. Vergl. *Apollod.* III, 5, 5.

kannst werden, als das Zeugniß, daß sie dem übrigen Bilde von Orpheus nicht widerspricht.

Im Verhältnisse des Orpheus zum Dionysos nun endlich, das nach den meisten und als alt am besten bestätigten Sagen ihm den Tod bringt, trifft die ähnliche Wirkungsweise zweier verschiedener Mächte zusammen. Orpheus bezwingt alles, was ihm nahe kommt, mit Apollinischer Gewalt, Dionysos mit seiner eigenen; ein Conflict kann kaum ausbleiben. Apollon ist der starke Gott, dessen Macht sich in Allem, wodurch Seele und Leib gestärkt oder überwältigt werden, am allgemeinsten offenbart, die Mittel aber, die er wählt, sind nach dem persönlichen Bilde von ihm einfach, rein und scharf bestimmt, zur Überwältigung Schlagsuß, augenblicklich vernichtende Seuche, zur Stärkung unmittelbare Mittheilung höherer Kraft und Vervollständigung der bisherigen in den Gliedern zur Rüstigkeit, wie im Geiste zu Sehergabe und Dichtkunst. Dionysos steht dicht neben ihm, er kann ihm zugeordnet genannt werden, er ist ebenfalls der starke, stärkende und überwältigende Gott, aber durch physikalische Vermittelung, durch die Anwendung der Naturkräfte, daher der Gott des treibenden Lebens, wie in den Raubthieren, besonders aber in der Pflanzenwelt, namentlich in der Rebe, und der überwältigende Gott durch den Wein⁹⁵⁾. Wer in Apollons Weise wirkt, kann nicht in der des Dionysos wirken, also kann Orpheus den Dionysos nicht verehren, er kann aber als Mensch auf die Länge sich mit dem Gotte nicht messen, und dessen Zorn bringt ihm den Tod. In ähnlicher Art werden von demselben Gotte Pentheus und Lykurgos vernichtet; die Weise der Rache steht dem Pentheus näher, aber daran ist wenig gelegen; im Widerstande dagegen steht der Thraker Orpheus dem Thraker Lykurgos näher, als dem Kadmeer Pentheus; denn dieser widersteht sich nur der Verehrung und hindert das Fest, worauf im eigenen und fremden Wahnsinne Dionysos' Gewalt über ihn kommt; Lykurgos aber tritt gegen den Gott thätig auf, verjagt seine Ammen, wüthet gegen sie und den Weinstock mit der Hacke; ja verschleucht den Gott selbst in die Arme des Meeres⁹⁶⁾. Von Orpheus wird kein Angriff berichtet, auf keinen Fall hat er die Wildheit des Lykurgos, aber sein ganzer Charakter macht ihn nicht bloß zu passivem Widerstande, sondern zu thätigem Gegensatze geeignet; es scheint daher kaum zweifelhaft, daß die Sagen den eigentlichen Anlaß von Dionysos' Zorn in eine Schmälerung seiner Macht entweder über die Raubthiere oder über die Mänaden durch den gewaltigen Gesangeszauber des Orpheus gelegt haben. Aus diesen Betrachtungen ergibt sich, um dies beiläufig zu bemerken, inwiefern Horazens Darstellung des Orpheus als Entwöhners der Menschen von Mord und scheußlicher Nahrung⁹⁷⁾, in al-

ter Ansicht begründet ist. Dionysos ist Robesser, *ἀνομιόγος*; im Gegensatze gegen ihn und gegen die rohen Naturmächte fesselt Orpheus die Gemüther an die Apollinische Geselligkeit durch die Gewalt des Apollinischen Gesangs. Und so haben wir hier, wiewol indirect, das Zeugniß, wie er der Macht des Dionysos Eintrag thut; ein zweites, wiewol auch nicht unbedingt sicheres, werden wir nachher aufzeigen.

Indem wir nach all diesen Angaben den Charakter des Orpheus durchaus als vom Apollon abhängig erkennen, wie namentlich auch sein Werkzeug durchaus nur die Cithar ist, und seine Kunst mit dem Flötenspiele durchaus nichts zu schaffen hat⁹⁸⁾, wie ihm denn auch alle Dichter und Künstler nur die Cithar geben, die Dienerin und das Eigenthum des Apollon, während Dionysos die Flöte liebt, wie seine ganze Handlungsweise so sehr aus der Apollinischen Kühnheit hervorgeht, wie sie der Bakchischen Tollkühnheit fremd ist, tritt uns nun das bestrebende Räthsel entgegen, daß Orpheus in vielen Darstellungen, namentlich der spätern Mythologen, als Diener und Förderer des Bacchos und der Bakchischen Orgien erscheint; wovon einzelne Beispiele bereits im Vorigen bei anderweitigen Gelegenheiten angeführt sind. Hiermit wäre leicht fertig zu werden, wenn es sich als Mißverständnis der Mythologen nachweisen ließe, aber theils wäre auch hierbei noch aufzuzeigen, woraus dann ein solches Mißverständnis, den entschiedensten Gegner des Gottes für seinen eifrigsten Verehrer zu nehmen, zu erklären wäre, theils steht auch ein altes Zeugniß auf einem Kunstdenkmal aus Pl. 77 entgegen, sodas wir auch mit der Annahme, als sei diese Verbindung aus einer durch die Orpheotelesten herbeigeführten Vermischung der Orphischen und Bakchischen Weihen entstanden, nicht durchkommen. Da aber dies Zeugniß ein Kunstdenkmal ist, wird es zweckmäßig sein, erst durch Aufführung sämtlicher wichtigsten künstlerischen Darstellungen von Orpheus, so viel uns deren bekannt geworden sind, die bisherige Schilderung des alten dichterischen Bildes vom Orpheus, woran die meisten sich anschließen, zu vervollständigen. Am häufigsten ist die Darstellung der ersten Sage, der von der Überwindung der Natur durch Orpheus. Da die Bewegung von Felsen und Bäumen sich bildlich nicht darstellen läßt, waren die Künstler hier meist auf Versammlung verschiedenartiger Thiere um den Orpheus beschränkt. So sitzt Orpheus auf einem Löwen, selbst in leichter griechischer Kleidung, mit dem Apollinischen Lorbeer bekränzt und mit Apollinischer Verklärung der Gesichtszüge, in der linken Hand die Cithar, in der rechten das Plektron, hinter ihm ein Baum mit Vögeln auf einem Basrelief, um dessen Mittelfeld vier Vögel, einer an jeder Ecke, flattern, und rund umher in acht Feldern verschiedenartige Thiere, Hirsch, Pferd, Bock, Tiger, Reh, Hund, Steinbock, Luchs⁹⁹⁾. Die Darstellung ist sehr zu loben, na-

95) Vergl. den Art. Orakel. Bot kann Apollo, wenn er durch Naturkräfte die Erhellung des Geistes hervorruft, Dionysisch wirken, aber dann stellt er sich eben, wie dort, den Dionysos zu, und Apollinische und Dionysische Wirkungsweise bleiben an sich verschieden, sodas nie ein Mensch in einfachem Lebensloose die Weise beider in sich vereinigen kann. 96) H. VI, 181. 97) Hor.

K. Encycl. d. W. u. L. Dritte Section. VI.

Epist. II, 3, 392: caedibus et victu foedo deterruit. Das deterruit deutet auf den mächtigen Gesang.

98) Plut. de Mus. 5. 99) Millin, Myth. Gall. CVII, 423.

mentlich die des Orpheus selbst, so viel die Zeichnung erkennen läßt. Auf dem vom jüngern Philostratus ¹⁾ beschriebenen Gemälde sitzt er, umgeben von Löwen, Ebern, Hirschen und Hasen, die vor jenen keine Scheu zeigen, Schafen und Vögeln, namentlich einem Adler, und Bäumen, den linken Fuß auf die Erde gestützt, zum Halt für die auf der Hüfte ruhende Cithar, mit dem rechten tritt er den Takt, die rechte Hand hält das Plektron, die linke schlägt mit graden Fingern die Saiten. Auf dem Helikon war er dargestellt dicht an der Gruppe der Mufen zusammen mit Thamyris, der geblendet die zerbrochene Lyra hielt, Arion auf dem Delphin, Sakadas mit Fildten, Hesiod mit der Cithar auf den Knien. Um den Orpheus standen horchende Thiere von Erz und Stein ²⁾. Er selbst war bekleidet mit griechischem Gewand, aber mit persischer (vielmehr thrakischer) Tiara. Als einzelne Thiere werden genannt Vogel, Raubthiere, Pferd, Rind, Fische ³⁾. Als Charakterzeichen stand neben ihm die Telete, die Weihe, wie Pausanias angibt. Alt waren diese Weibbilder überhaupt nicht, auch die Symbole nach Pausanias' Urtheil nicht bei Allen sehr wohl gewählt, bei Orpheus für die spätere Ansicht durchaus passend; aber sie bezeugen auch eben die spätere Bildung, die ältere benutzt weder Tiara noch Telete, wenn sie den Orpheus überhaupt Apollinisch, nicht etwa in hieratischer Beziehung, wovon nachher Beispiele folgen, darstellt. Im langen pythischen Gewand erscheint Orpheus ebenfalls, von Thieren umgeben, soweit griechisch, aber mit phrygisch thrakischer Mütze und mit Weinkleidern ⁴⁾. Ferner manche Gemmen: Orpheus mit leichtem griechischem Gewand und phrygischer Mütze, die Cithar schlagend, von Bäumen, Vögeln, Thieren umgeben ⁵⁾; ebenso in Mütze und langem Gewande mit Kameelen, Ochsen, Löwen, Vögeln, Bäumen, vor ihm ein Sarkophag ⁶⁾, und auf einer Münze von sehr schlechter Arbeit, das Gewand um die Hüften geschlagen, die Cithar spielend, neben der ein A steht, was Gronovius auf Delos bezieht ⁷⁾. Noch eine Gemme zeigt Orpheus unter einem Baume sitzend, vor ihm einen horchenden Vogel ⁸⁾. Dann ein Basrelief schlechterer Art, Orpheus auf einem Felsen sitzend in griechischem Gewande, von Thieren umgeben ⁹⁾. Ferner sind zwei Darstellungen zu erwähnen ¹⁰⁾, die noch nicht herausgegeben sind, eine auf einem Sarkophag von gewöhnlicher Größe, in einem Viereck Orpheus von der Brust ab zu sehen mit einer Wendung links, den rechten Fuß auf dem Boden, den linken auf einen Felsen gestützt, um auf dem gebogenen Knie die Laute zu hal-

ten, die er mit der Linken bei den Saiten anfaßt, während er in der Rechten, nahe an der Brust, das Plektron trägt. Orpheus ist unbärtig, wie immer, langhaarig, mit thrakischem Hute (nicht Mütze), thrakischem Kleide mit langen Ärmeln und Hosen, dabei weiter Schlamys mit einem Haft auf der rechten Schulter, die vom Rücken über die Schenkel zieht und längs des rechten Beins fast bis auf die Erde hängt, an den Füßen Aluten. An dem Felsen, worauf er den Fuß setzt, liegen zwei Schafe, das eine den Kopf nach ihm gewandt. Hinten zwei große belaubte Bäume, vielleicht Lorbeern; zur Seite zwei satyrhafte Kinder, einen Hasen emporhaltend, wonach ein Hund springt. Die zweite ist auf einer Platte mit runder Vertiefung, worin ein hölzern gearbeitetes Relief. Orpheus mit langem Haare, halbnackt, den faltigen Mantel um die Hüften, Sandalen um die Füße, auf einem Felsen, mit der Laute, in der rechten Hand das Plektron und damit die Saiten rührend, dazu singend mit etwas peinlicher Begeisterung. Hinter ihm unten auf dem Felsen liegen Löwe, Wolf, Stier, dahinter ein weidendes Pferd und ein Hirsch. In der christlichen Zeit stellte man Christus, der für den Glauben gewinnt, oft unter dem Bilde des Thier und Bäume bezauberns den Orpheus auf Sarkophagen vor, zuweilen mit phrygischer Mütze ¹¹⁾.

An diese Darstellungen der ersten Sage schließt sich ein sehr gut gearbeitetes Basrelief an, in welchem ein Lautenspieler halbnackt, das Gewand um Hüfte und Schulter geschlagen, links auf einem Felsen sitzt, vor ihm eine Löwin, (denn für nichts anderes ist es süglich zu erkennen; zum Cerberus, den Winkelmann darin fand, fehlen ihm alle Kennzeichen, den Löwen aber hat Orpheus auf den meisten Denkmälern sich zunächst, ja in dem ersten von uns angeführten sitzt er auf einem Löwen). Neben dem Orpheus, wenn dieser wirklich gemeint ist, stehen zwei weibliche Gestalten, nach ihm hingewandt, von denen die erste einen bedeckten Eimer am Henkel, die zweite eine Schale hält ¹²⁾. Was diese wollen, ist nicht völlig klar; Winkelmann hielt sie für Danaiden, danach sehen sie weder selbst noch ihre Geschirre aus, noch paßt dazu die Umgebung; vielleicht bezeichnet der Eimer die Wasserträgerin, die Schale die Weinschenklin und das ganze Bild Orpheus' Gewalt über Menschen und Thiere, namentlich über die Frauen. Denn wenn diese ihn zerreißen, so ist dagegen zu erinnern theils die natürliche Neigung der Frauen für Tonkunst und Gesang, aus mythischen Zeugnissen aber sowol die Erzählung von der Leidenschaft der Weiber für Orpheus, als auch die Schilderungen von der Trauer der historischen Weiber um denselben ¹³⁾, was wol nur auf den Schmerz über ihre eigene That nach zurückgekehrter Besinnung gehen kann. Denn wenn wir vorher jene Erzählung von der

1) *Philostr. jun. Imag.* 6. 2) *Paus.* IX, 30, 2-4. 3) *Callistr. Stat.* 7. Welkers Vermuthung (*Philostr.* p. 611), daß Pausanias und Kallistratos, welche Beide den Felsen ausdrücklich nennen, dasselbe Bild beschreiben, ist einleuchtend richtig. Daß Kallistratos dabei neun Saiten an der Lyra erwähnt, ist ein feraciter Beweis der spätern Arbeit. 4) *Caylus Recueil* III, 13, 1. 5) *Gronov. Thesaur.* Vol. I. Orpheus. 6) *Ibid.* 7) *Offenbar ähnliche Vorstellung*, s. *Not.* 11. auf folg. Sp. 8) *Ibid.* 9) *Winkelmann, Pierres de Stosch.* III, 1, 43. 10) *Caylus* IV, 4, 1. 11) Aus Zoega's Papieren, mir von Welker mitgetheilt.

11) Nachweisungen *Millin, Tombeau de Canosa.* p. 21. Deffenbar ist der Seelenzähmer und hieratische Todesbändiger Orpheus gemischt zu der Vorstellung, die hier zum Grunde liegt. 12) *Winkelmann, Monum. ined.* 50. 13) *Anth. Epigr. inc.* 482. Von der Liebeswuth s. *Not.* 75. S. 14.

Liebeswuth als eine schlechte Anekdote verwerfen mußten, so klingen selbst in diesen in ihrer wunderlichen Verdrehung sehr oft Anspielungen auf alte bedeutende Sagen hervor. Alles bestätigt uns also den einfachen Grundgedanken, daß, da der Wahnsinn der Weiber nur ein vorübergehender ist, von der Wuth der Orgienlust durch Dionysos' Zorn angeregt und auf Orpheus gewandt, Orpheus vorher dem Dionysos Eintrag gethan, und namentlich der Bassariden manche sich gewonnen hatte: und für diesen Eingriff in Dionysos' Gebiet kann vielleicht dies Denkmal ein indirectes Zeugniß sein. Auch die Mörderinnen des Pentheus zerfleischen im Wahnsinne den Geliebtesten, es ist völlig der Ausdruck der furchtbaren Gewalt des Gottes, daß er das Herz so ganz zu verkehren vermag. Für thrakische Matronen erklärte die beiden Frauen mit Bestimmtheit auch Zoega, nur daß er den Orpheus als Lehrer der Bakchischen Weihen nimmt. Dann aber müßte die Darstellung der durch seinen Gesang Eingenommenen wol nicht die ruhige, würdig gehaltene, sondern eine ekstatische sein. Ein ganz ähnliches Henkelgefäß und eine solche Schale tragen auch sonst Diener des Bakchos und Bakchantinnen. Halten wir hiermit die Löwin zusammen, so finden wir Bakchos' Reich in der Menschens- und Thierwelt vom Apollinischen Orpheus überwunden. Die Stellung der beiden Frauen, die beide den Orpheus fest anblicken, indem die eine beide Arme schlaff herunterhängen läßt, die andere die Schale grade vor sich hinhält, paßt für den Ausdruck der von unerwarteten und ungewohnten Tönen mit Überraschung Ergriffenen.

Orpheus' zweite große That ist die Überwindung der Starrheit des Hades. Dessen Schrecken haben zum bezeichnendsten Symbol den Cerberus. Auf einer Gemme tritt Orpheus nackt, das lockige Haar zusammengehalten mit einem Band, auf einen Stein mit dem einen Fuß, den andern am Boden, und rührt die in der linken Hand getragene, auf das ihr sich entgegenhebende Knie gestützte Cithar. Hinter ihm sieht man einen Baum: vor ihm liegt in seiner Felsenhöhle der dreiköpfige Höllenhund¹⁴⁾. Auf einem ganz neulich bekannt gewordenen Vasengemälde¹⁵⁾, das sich auf Bakchische Weihen bezieht, reicht Orpheus dem vor dem unterirdischen Gotte mit ihm zusammentreffenden Jünglinge, der die Weihe empfangen soll, als Symbol derselben die Laute dar, die er in der rechten Hand hält, während unter derselben der dreiköpfige Cerberus gefesselt vor der linken herspringt, die ihn an der Kette hält. Ohne hier einzugehen auf die Bedeutung des ganzen Bildes, erkennen wir in dieser guten Arbeit den Gedanken der Befiegung aller unterweltlichen Schrecken und Gefahren durch die Laute wieder, und nicht unpassend erscheint bei diesem Anlaß Eurydike, welche in der Frau angedeutet scheint, die hinter Orpheus' Rücken nach der Seite zu ihm den Rücken zuwendend, aber nach ihm umblickend, in Gewänder gehüllt sitzt. Orpheus selbst trägt einen Weispappelkranz, wie auch in der Mitte des Bildes hinter ihm und dem Gott ein hoher Weispappel-

baum, Andeutung der Unterwelt, der Haine der Persephone steht; ein faltenreiches Übergewand um die Hüften und die eine Schulter geschlungen, und Sohlen; mit der Brust lehnt er sich, da keine Hand frei ist, auf seinen Stab. Neben Eurydike sieht man eine Myrthe als ihr Symbol in Beziehung auf den Gatten. Eine zweite hieratische Vorstellung dieser Art führt den Orpheus in reichem Gewande mit phrygischer Diara in die Unterwelt ein, in der Gemeinschaft des Hades, der Demeter und des chthonischen Dionysos¹⁶⁾.

Aber auch den Schmerz der Trennung beim zweiten Verluste der Eurydike stellen uns Denkmale dar. Auf einem schönen Vasrelief¹⁷⁾, das in dreifacher Wiederholung erhalten ist, steht rechts Orpheus mit der Sturmhaube, in Chiton und Mantel, ganz griechisch, hält in der linken Hand die Lyra herab, mit der rechten umfaßt er die Hand, die ihm Eurydike auf die rechte Schulter legt. Diese steht in der Mitte in Gewänder gehüllt, ihn schmerzvoll anblickend, links hinter ihrem Rücken Hermes, der sie bei der herabhängenden rechten Hand faßt, um sie fortzuführen. Die Namen sind im albanischen und im neapolitanischen Denkmale richtig in griechischer Schrift beigeschrieben, im Borgheffischen sieht aus Verwechslung in lateinischen Buchstaben statt derselben Amphion, Antiope und Zethos; über die Bedeutung kann kein Zweifel sein. Im Borgheffischen Exemplar ist Orpheus' Rechte nicht fassend, sondern eindringlich gesticulirend, doch in ähnlicher Haltung dargestellt.

Orpheus' Tod durch die Hand der Mänaden finden wir ebenfalls dargestellt, einen Gegenstand, der sich freilich nur für Andeutung und für die Auffassung des ersten Moments des Todes, nicht für Ausführung eignete. So stellt eine Vase¹⁸⁾ ihn dar, wie er mit langem Haare, den Mantel um Hüfte und Schulter, die Cithar über dem Haupte haltend, flüchtend vor einer Mänade zusammenstürzt, indem er mit der linken Hand rückwärts sich auf den Boden stützen will. Die Mänade verfolgt ihn mit düsterm Blicke, mit der linken Hand nach ihm greifend, in der rechten das Schwert. Auf einem Topas wirft eine Frau mit flatterndem Schleier am Ufer des wogenden Meeres ein lorberbekränztes Haupt vor eine Herme des Priapos hin, wahrscheinlich eine Mänade mit Orpheus' Kopf¹⁹⁾. Auch den gestorbenen Orpheus haben die Griechen dargestellt; in Polygnots Gemälde von der Hinabfahrt des Odysseus in der delphischen Lesche²⁰⁾ saß Orpheus, in völlig griechischer Kleidung auf einer Anhöhe an eine Weide gelehnt, die zu den Hainen der Persephone gehört, mit der rechten Hand deren Zweige berührend, mit der linken die Cithar, während von der

14) Agostini II, 8. Schlichter. Gron. Thes. I. Dieselbe Maffei II, 49. 15) Musée Blacas. Vol. I. pl. 7.

16) Ein schönes Vasengemälde Millin, Tomb. de Canosa. t. 3. 17) Zoega Bassir. I, 42. Albanisch. Winkelmann Mon. ined. 85. Borgheffisch. Gerhard und Panofka, Neapels antike Bildw. S. 67. Neapolitanisch. 18) Mon. ined. dall. Inst. corr. arch. V, 2. 19) Winkelmann Stosch. III, 1, 52. Der Priapos stellt offenbar die Dionysischen Dämonen dar, deren Überwindung nun durch Orpheus' Tod gerächt ist. 20) Paus. X, 30, 6. Die Weide, wie in dem Not. 15 d. v. Sp. angeführten Vasengemälde die Weispappel.

andern Seite sich sein Zuhörer, Prometheus, in griechischer Tracht, von Polygnot erfunden, an den Baum lehnt. Wie wir den Orpheus hier im Hades bloß als geehrten Schatten, nichts besser als andere Heroen, erscheinen sehen, so spielt er nun aber vielfach in Beziehung auf die Unterwelt eine bedeutendere Rolle. Wie auf dem Helikon ihm die Weihe zur Seite gestellt, wie er auf den zwei erwähnten Vasengemälden als Bändiger des Todes und in der Gemeinschaft der unterirdischen Götter eingeführt war, so wurde auf dem Laygetos ein Holzbild des Orpheus, das man für uralt, für ein Werk der Pelasger hielt, im Tempel der eleusinischen Demeter aufbewahrt²¹). Hierbei nun sind die Stellen der Schriftsteller alter Zeit zu erwähnen, die dem Orpheus eine solche Bedeutsamkeit geben. Aristophanes stellt ihn in der Aufzählung der ältesten Dichter voran mit dem Zeugniß, er habe die Weihen gezeigt und daß man sich des Nordes enthalten solle²²). Ferner wird in der Tragödie Rhesus ausdrücklich gesagt, Orpheus habe die Offenbarungen der unsagbaren Mysterien gezeigt²³), und ebendasselbst die Tochter der Demeter sei schuldig, die dem Orpheus Befreundeten unverkennbar zu ehren²⁴); als der Ort aber, wo diese Mysterien einheimisch sind, wird das athenische Land bezeichnet²⁵). So leitet Platon die Weihen von Orpheus und den Seinigen (*τοὺς ἀμφὶ Ὀρφέα*), wie die Orakel von Musäus, das Epos von Homer und Hesiod her²⁶); Demosthenes sagt ausdrücklich, Orpheus habe den Athenern die heiligsten Weihen gezeigt²⁷); Gerweibete, die den Orpheus als Vorstand ehren, kennt Euripides²⁸). Daß im Rhesus und vom Demosthenes die Eleusinien gemeint sind, ist bestritten worden, weil unter den heiligsten Weihen auch die Orphischen könnten verstanden sein, die Athen ebenso gut als andern Staaten zu Ehre und Nutzen gereicht hätten, Orpheus aber sonst nichts mit den Eleusinien gemein habe, ja nicht einmal erzählt werde, er habe sich in Attika aufgehalten²⁹). Wir werden später sehen, wie die Herleitung der Eleusinien von Orpheus zu verstehen ist, und daß dem jenes Schweigen der Sagen von Orpheus in Attika nicht widerspricht. Was aber jene Stellen betrifft, so werden im Rhesus ausdrücklich die Mysterien als Athens besondere Gunst und Ehre von den Göttern her hervorgehoben; das können also nur die Eleusinien sein, nicht die Bakchisch-Orphischen, die alle andere auch haben; ferner wird die hohe Geltung des Orpheus bei der Persephone hervorgehoben, was ebenfalls durchaus nur auf die Eleusinien bezogen werden kann, in der Stelle des

Demosthenes aber können unter den heiligsten Weihen, die die Athener kennen, auch nur diese gemeint sein, theils weil kein Athener darüber im Zweifel sein konnte, ob die Eleusinien oder die Bakchischen Weihen ihm heiliger seien, theils aber weil vor Demosthenes diese Bakchischen Weihen zu Athen gar nicht öffentlich erlaubt, zu seiner Zeit aber durch den Unfug der Orpheotelesten in Unehre gerathen waren³⁰). Der Zusammenhang mit der eleusinischen Demeter ist ferner theils aus der Aufstellung des Holzbildes auf dem Laygetos erwiesen, theils aus mehreren Sagen anderer griechischer Stämme, die Ähnliches enthalten; denn die Lakédonier gaben den Tempel der rettenden Kora als entweder erbaut vom Thraker Orpheus oder vom Hyperboreer Ubaris an³¹), die rettende kann aber schwerlich eine andere sein, als die eleusinische, die Heil nach dem Tode verleiht. Dieselben leiteten den Dienst der Demeter Chthonia von Orpheus her³²), und daß Pausanias widerspricht, daran ist nichts gelegen, denn es kommt hier nur auf die echte Sage der Lakédonier an, in der der Verständige nur ihre Theorie, Niemand echte Wahrheit suchen wird. Die chthonische Demeter aber ist wiederum auch der eleusinischen verwandt, weil sie die unterirdische bezeichnet, und das Augenmerk der eleusinischen von der alleinigen Sorge für die Feldfrucht auf die Angelegenheiten der Unterwelt hin gelenkt ist. Die Agineten leiteten die Weihe ihrer hochverehrten Helate vom Thraker Orpheus her³³). Da wir nun namentlich in Sparta, wo Orpheus' Aufenthalt auch nicht aus Sagen nachgewiesen werden kann, eine Verbindung der Kora und der Demeter, ja ausdrücklich der eleusinischen, mit Orpheus wahrnehmen, da mehrfache Sagen seine Weihen auf die unterweltlichen Götter beziehen, da die unterweltlichen Dinge Hauptgegenstand der Eleusinien sind, da im Rhesus unwiderprechlich, im Demosthenes höchst wahrscheinlich die Eleusinien von Orpheus hergeleitet werden, so ist das Zeugniß eines späten Schriftstellers, des Theodor³⁴), keineswegs eben verwerflich, wenn er mit den Dionysien, Panathenäen und Thesmophorien auch die Eleusinien von Orpheus nach Athen bringen läßt; von allen jenen andern ist es aber sicherlich falsch, höchstens die Thesmophorien ausgenommen, weil jene nicht Weihen, sondern Feste sind. Es ist doch immer ein Band zwischen Orpheus und der attischen Volksmeinung, wenn Leos, der Heros Eponymos der Phyle der Leontiden, Orpheus' Sohn genannt wird³⁵). Die Eleusinien werden nun freilich vom Eumolpus hergeleitet in der gewöhnlichen Sage³⁶), dem wir wahrlich die Ehre nicht nehmen wollen, aber wo bestehen nicht zwei verschiedene Sagen über denselben Gegenstand? Dazu kommt, daß Eumolpus auch

21) Paus. III, 20, 5. 22) Arist. Ran. 1032: Τελετὰς δ' ἡμῖν κατέδειξε γόνων ἰ ἀπέχεσθαι. 23) Eur. Rhes. 943: Μυστηρίων τε τῶν ἀποδήτων γὰνὰς ἔδειξεν Ὀρφεύς. 24) Ib. 964: Νύμφην τὴν ἑνερὸν ἀνέχομαι . . . παῖδα Διμητρὸς θεῆς . . . ἀπειλείς δέ μοι τοὺς Ὀρφέως τιμῶσα φαινεσθαι φίλους. 25) Ib. 941. 26) Plat. Protag. p. 316. D. Platon und Aristophanes meinen zunächst die Orphisch-Bakchischen Weihen, die Dnomostritos redigirt hatte; sie reden hier aber allgemein, und die Eleusinien sind nicht bestimmt auszuschließen. 27) Dem. Aristog. I. p. 772. 28) Eurip. Hippi. 943. 29) Lobeck Aglaoph. p. 289 sq.

30) Not. 17. S. 34. 31) Paus. III, 13, 2. 32) Ib. III, 14, 5. 33) Ib. II, 80, 2. 34) Theodor. Therap. I, 699, im Aglaoph. p. 240. 35) Apostol. Prov. XI, 84, freilich ein spätes Zeugniß. Lobeck (Aglaoph. p. 239) weist es als nichtbedeutend zurück ohne Argument. 36) Hymn. Cerer. 474. Bgl. Sfrös, Ambrosion und Mesodor, Schol. Soph. O. C. 1047. Auch Anthol. Epigr. inc. 750.

ein Thraker ist, nach einstimmigem Bericht aller Sagen, und nach der herrschenden Sage freilich Poseidons Sohn, aber dies gewiß nur wegen lokaler Beziehung in Eleusis, weil dort Poseidon hochverehrt ward. Eine andere Sage nennt ihn Sohn des Apollon³⁷⁾, und Apollons Sohn, der thrakische Schönsänger ist wahrlich nichts als Orpheus selbst. Ich behaupte nicht, daß Eumolpus bloß eine Nebenfigur des Orpheus ist, die sich aus ihm abgelöst hat; Eumolpus' Name und Gestalt mag so alt sein, wie die des Orpheus, aber der Grundgedanke, aus dem Beide hervorgehen, ist derselbe; es lag also auch der Sage nah, sie einander zu nähern, ja zu vertauschen, namentlich da Eumolpus nie eine solche Bedeutsamkeit erlangte wie Orpheus.

Hiermit haben wir den Orpheus anerkannt als den alten Sänger, auf den sich mehr oder weniger die Offenbarung aller auf unterweltliche Dinge bezüglichen Weihen zurückführen ließ. Inwiefern er dabei nöthig sein kann, da die Götter doch diese Weihen Jedem mittheilen können, ist leicht aufzuzeigen. Die Zeichen der Weihen und die Festgebräuche werden den Stammältern der Geschlechter, deren Nachkommen sie auszuüben das Vorrecht haben, von den Göttern gezeigt, aber die Götter wollen auch bei diesen Weihen auf eine angemessene Weise angebetet und angerufen werden, dazu bedarf es der Hymnen und für diese eines Orpheus oder Eumolpus. So waren im Besitze der Elymiden alte kurze, dem Orpheus zugeschriebene Hymnen, die sie bei der Verrichtung der heiligen Gebräuche absangen, die Pausanias³⁸⁾ gelesen hatte, weil er mit einem Daduchen aus diesem Geschlechte sich befreundete, von deren Inhalt er aber außer einer kurzen, absichtlich undeutlichen Bemerkung über den Gros nichts sagen will, offenbar weil nur die Geweibten ihn kennen sollten. Ein neuer sicherer Beweis für die Geltung von Orpheus' Namen in den Eleusinien.

In den Sagen über das Leben des Orpheus, die wir erzählt und als alt und echt mit Sicherheit ausgeschieden haben, findet sich kein Anlaß für diese Verbindung mit den unterirdischen Göttern, vielmehr steht er, der alle seine Kraft vom Apollon hat, mit denselben in entschiedenem Gegensatz. Dagegen fanden wir einzelne hieratische Sagen, die ihn mit der Demeter und Kora und deren Weihen verbinden, gegen deren Alter auch nichts einzuwenden ist. Offenbar tritt nun Orpheus, indem ihm von diesen Mächten Begünstigung widerfährt, aus dem Apollinischen Kreise, dem er so eigenthümlich angehört, heraus, was gewissermaßen in der delphischen Sage ausgesprochen ist, Orpheus habe wegen seiner Erhabenheit in den auf die Weihen bezüglichen Reden und aus Stolz darauf an den Pythien keinen musischen Wettkampf mitmachen wollen³⁹⁾. Das wäre auch in rein Apollinischer Haltung nicht seine Sache gewesen, weil in seinem Gefange die göttliche zauberische Gewalt lag, die jeden Widerstreit besiegte und keinen Streit möglich ließ,

so aber fasten die Delpher es nicht auf, sondern sie erkannten den Grund in dem Stolz auf seine Weihen, die nicht Apollinisch sind. So erscheint uns in Wahrheit ein doppelter Orpheus, einer wie die Poesie und die meisten Künstler ihn bewahrt haben, der rein Apollinische; ein anderer der von Demeter, Kora und Hekate durch Mittheilung ihrer Weihen begünstigte. Dieser andere Orpheus, der hieratische, scheint sich schon früh in die Sagen der Orte eingedrängt zu haben, wo eine besondere Weibe sich passend von ihm herleiten ließ; übrigens blieb das Bild des poetischen allgemein herrschend. Wir müssen also wol unleugbar dem Herodor einen sehr richtigen Blick zugestehen, wenn er behauptete, es gebe einen zwiefachen Orpheus⁴⁰⁾. Zwischen den Sagen von jenem und denen von diesem ist kein Band; keineswegs kann er, darum weil er die Todtengötter zu rühren wußte, daß sie ihm Eurydike zurückgaben, als der unfehlbare Überwinder des Todes und insofern als Inhaber der Weihen angesehen werden, die ein Leben, ein kräftigeres und schöneres, als das Homerische Schattendasein, nach dem Tode zusichern; er kann das nicht, weil er sein Unternehmen nicht zu Ende geführt hat, weil er Eurydike wieder verlor. Es sind also keineswegs Apollinische Waffen, womit die Weihen die Schrecken des Todes besiegen; die Weihen sind nur gegeben durch die Gnade der Demeter und Kora, nicht weil das Herz dieser von Orpheus gerührt ist, sondern aus freier Bewilligung; ja man kann sagen, es werde in diesem Kreise des die Todtengötter rührenden Orpheus gar nicht gedacht. Aber warum ist denn Orpheus dieser Vermittler? Weil, obgleich in den Sagen durchaus kein Band zwischen dem Apollinischen und hieratischen Orpheus ist, obgleich man in dieser Beziehung sie völlig richtig trennt, doch die Natur, der Begriff beider durchaus derselbe ist, und sie insofern wieder durchaus als Eins gefaßt werden müssen. Man kann sagen, daß Aristophanes die beiden Formen des Orpheus verwechselt, indem er ihn als ältesten Dichter faßt und doch nicht seiner dichterischen Gewalt gedenkt, sondern nur der Weihen und Lehren, offenbar weil er, hierin unkritisch, ihm vorliegende orphische Gedichte für echt hielt; diese Verwechslung rechtfertigt sich aber einigermassen eben aus der Einheit der Natur; denn als den Begriff des Orpheus haben wir gesehen die Macht, die gesetzmäßigen Grenzen der Dinge zu verrücken durch die Kraft des Wortes. Beim poetischen Orpheus ist der Inhalt Apollinisch gedacht, wie bei Homer und allen echten Dichtern, beim hieratischen ist der Inhalt der auf den besondern Gottesdienst, auf den besondern Willen der Demeter oder der Kora, oder der Hekate bezügliche. Aber das Wort, der Vers, in dem auch der hieratische Orpheus redet, gehört Apollon an, die Form bleibt also immer Apollinisch, und dadurch wird die Beziehung zwischen Orpheus und Apollon eine nie ganz aufzubelebende, Orpheus bleibt immer so gut Apollons wie Zagros Sohn. Hier nun tritt uns bemerkens-

37) Photius *Evst.* 38) Paus. IX, 27, 2; 30, 12. 39) Ib. X, 7, 2.

40) Schol. Apollon. I, 23.

mentlich die des Orpheus selbst, so viel die Zeichnung erkennen läßt. Auf dem vom jüngern Philostratus ¹⁾ beschriebenen Gemälde sitzt er, umgeben von Löwen, Ebern, Hirschen und Hasen, die vor jenen keine Scheu zeigen, Schafen und Wölfen, Vögeln, namentlich einem Adler, und Bäumen, den linken Fuß auf die Erde gestützt, zum Halt für die auf der Hüfte ruhende Cithre, mit dem rechten tritt er den Takt, die rechte Hand hält das Plektron, die linke schlägt mit graden Fingern die Saiten. Auf dem Helikon war er dargestellt dicht an der Gruppe der Mufen zusammen mit Thamyras, der geblendet die zerbrochene Lyra hielt, Arion auf dem Delphin, Sakadas mit Flöten, Hesiod mit der Cithre auf den Knien. Um den Orpheus standen horchende Thiere von Erz und Stein ²⁾. Er selbst war bekleidet mit griechischem Gewand, aber mit persischer (vielmehr thrakischer) Tiara. Als einzelne Thiere werden genannt Vögel, Raubthiere, Pferd, Rind, Fische ³⁾. Als Charakterzeichen stand neben ihm die Telete, die Weihe, wie Pausanias angibt. Alt waren diese Weihbilder überhaupt nicht, auch die Symbole nach Pausanias' Urtheil nicht bei Allen sehr wohl gewährt, bei Orpheus für die spätere Ansicht durchaus passend; aber sie bezeugen auch eben die spätere Bildung, die ältere benutzte weder Tiare noch Telete, wenn sie den Orpheus überhaupt Apollinisch, nicht etwa in hieratischer Beziehung, wovon nachher Beispiele folgen, darstellt. Im langen pythischen Gewand erscheint Orpheus ebenfalls, von Thieren umgeben, soweit griechisch, aber mit phrygisch thrakischer Mütze und mit Weinkleidern ⁴⁾. Ferner manche Gemmen: Orpheus mit leichtem griechischem Gewand und phrygischer Mütze, die Cithre schlagend, von Bäumen, Vögeln, Thieren umgeben ⁵⁾; ebenso in Mütze und langem Gewande mit Kameelen, Ochsen, Löwen, Vögeln, Bäumen, vor ihm ein Sarkophag ⁶⁾, und auf einer Münze von sehr schlechter Arbeit, das Gewand um die Hüften geschlagen, die Cithre spielend, neben der ein A steht, was Gronovius auf Delos bezieht ⁷⁾. Noch eine Gemme zeigt Orpheus unter einem Baume sitzend, vor ihm einen horchenden Vogel ⁸⁾. Dann ein Basrelief schlechterer Art, Orpheus auf einem Felsen sitzend in griechischem Gewande, von Thieren umgeben ⁹⁾. Ferner sind zwei Darstellungen zu erwähnen ¹⁰⁾, die noch nicht herausgegeben sind, eine auf einem Sarkophage von gewöhnlicher Größe, in einem Viereck Orpheus von der Brust ab zu sehen mit einer Wendung links, den rechten Fuß auf dem Boden, den linken auf einen Felsen gestützt, um auf dem gebogenen Knie die Laute zu hal-

ten, die er mit der Linken bei den Saiten anfaßt, während er in der Rechten, nahe an der Brust, das Plektron trägt. Orpheus ist unbärtig, wie immer, langhaarig, mit thrakischem Hute (nicht Mütze), thrakischem Kleide mit langen Ärmeln und Hosen, dabei weiter Schlamys mit einem Haft auf der rechten Schulter, die vom Rücken über die Schenkel zieht und längs des rechten Beins fast bis auf die Erde hängt, an den Füßen Kluten. An dem Felsen, worauf er den Fuß setzt, liegen zwei Hasen, das eine den Kopf nach ihm gewandt. Hinten zwei große belaubte Bäume, vielleicht Lorbeern; zur Seite zwei satyrhafte Kinder, einen Hasen emporhaltend, wozu ein Hund springt. Die zweite ist auf einer Platte mit runder Vertiefung, worin ein hölzern gearbeitetes Relief. Orpheus mit langem Haare, halbnaakt, den faltigen Mantel um die Hüften, Sandalen um die Füße, auf einem Felsen, mit der Laute, in der rechten Hand das Plektron und damit die Saiten rührend, dazu singend mit etwas peinlicher Begeisterung. Hinter ihm unten auf dem Felsen liegen Löwe, Wolf, Stier, dahinter ein weibendes Pferd und ein Hirsch. In der christlichen Zeit stellte man Christus, der für den Glauben gewinnt, oft unter dem Bilde des Thier und Bäume bezaubers den Orpheus auf Sarkophagen vor, zuweilen mit phrygischer Mütze ¹¹⁾.

An diese Darstellungen der ersten Sage schließt sich ein sehr gut gearbeitetes Basrelief an, in welchem ein Lautenspieler halbnaakt, das Gewand um Hüfte und Schulter geschlagen, links auf einem Felsen sitzt, vor ihm eine Löwin, (denn für nichts anderes ist es füglich zu erkennen; zum Cerberus, den Winkelmann darin fand, fehlen ihm alle Kennzeichen, den Löwen aber hat Orpheus auf den meisten Denkmälern sich zunächst, ja in dem ersten von uns angeführten sitzt er auf einem Löwen). Neben dem Orpheus, wenn dieser wirklich gemeint ist, stehen zwei weibliche Gestalten, nach ihm hingewandt, von denen die erste einen bedeckten Eimer am Henkel, die zweite eine Schale hält ¹²⁾. Was diese wollen, ist nicht völlig klar; Winkelmann hielt sie für Danaiden, danach sehen sie weder selbst noch ihre Geschirre aus, noch paßt dazu die Umgebung; vielleicht bezeichnet der Eimer die Wasserträgerin, die Schale die Weinschenklin und das ganze Bild Orpheus' Gewalt über Menschen und Thiere, namentlich über die Frauen. Denn wenn diese ihn zerreißen, so ist dagegen zu erinnern theils die natürliche Neigung der Frauen für Tonkunst und Gesang, aus mythischen Zeugnissen aber sowol die Erzählung von der Leidenschaft der Weiber für Orpheus, als auch die Schilderungen von der Trauer der historischen Weiber um denselben ¹³⁾, was wol nur auf den Schmerz über ihre eigene That nach zurückgekehrter Besinnung gehen kann. Denn wenn wir vorher jene Erzählung von der

1) Philostr. jun. Imag. 6. 2) Paus. IX, 30, 2—4. 3) Callistr. Stat. 7. Wetters Vermuthung (Philostr. p. 611), daß Pausanias und Kalistratos, welche Beide den Helikon ausdrücklich nennen, dasselbe Bild beschreiben, ist einleuchtend richtig. Daß Kalistratos dabei neun Saiten an der Lyra erwähnt, ist ein fernerer Beweis der spätern Arbeit. 4) Caylus Rocueil III, 13, 1. 5) Gronov. Thesaur. Vol. I. Orpheus. 6) Ibid. Offenbar christliche Vorstellung, s. Not. 11. auf folg. Sp. 7) Ibid. 8) Winkelmann, Pierres de Stosch. III, 1, 48. 9) Caylus IV, 48, 1. 10) Aus Zoega's Papieren, mir von Wetters mitgetheilt.

11) Nachweisungen Millin, Tombeau de Canosa, p. 21. Offenbar ist der Seelenzähler und hieratische Todesbändiger Orpheus gemischt zu der Vorstellung, die hier zum Grunde liegt. 12) Winkelmann, Monum. ined. 50. 13) Anth. Epigr. inc. 482. Von der Liebeswuth s. Not. 75. S. 14.

Liebeswuth als eine schlechte Anekdote verwerfen mußten, so klingen selbst in diesen in ihrer wunderlichen Verdrehung sehr oft Anspielungen auf alte bedeutende Sagen hervor. Alles bestätigt uns also den einfachen Grundgedanken, daß, da der Wahnsinn der Weiber nur ein vorübergehender ist, von der Wuth der Drgienlust durch Dionysos' Zorn angeregt und auf Orpheus gewandt, Orpheus vorher dem Dionysos Eintrag gethan, und namentlich der Bassariden manche sich gewonnen hatte: und für diesen Eingriff in Dionysos' Gebiet kann vielleicht dies Denkmal ein indirectes Zeugniß sein. Auch die Mörderinnen des Pentheus zerfleischen im Wahnsinne den Geliebtesten, es ist völlig der Ausdruck der furchtbaren Gewalt des Gottes, daß er das Herz so ganz zu verkehren vermag. Für thrakische Matronen erklärte die beiden Frauen mit Bestimmtheit auch Zoega, nur daß er den Orpheus als Lehrer der Bakchischen Weiben nimmt. Dann aber mußte die Darstellung der durch seinen Gesang Eingenommenen wol nicht die ruhige, würdig gehaltene, sondern eine ekstatische sein. Ein ganz ähnliches Henkelgefaß und eine solche Schale tragen auch sonst Diener des Bakchos und Bakchantinnen. Halten wir hiermit die Löwin zusammen, so finden wir Bakchos' Reich in der Menschen- und Thierwelt vom Apollinischen Orpheus überwunden. Die Stellung der beiden Frauen, die beide den Orpheus fest anblicken, indem die eine beide Arme schlaff herunterhängen läßt, die andere die Schale grade vor sich hinhält, paßt für den Ausdruck der von unerwarteten und ungewohnten Tönen mit Überraschung Ergriffenen.

Orpheus' zweite große That ist die Überwindung der Starrheit des Hades. Dessen Schrecken haben zum bezeichnendsten Symbol den Cerberus. Auf einer Gemme tritt Orpheus nackt, das lockige Haar zusammengehalten mit einem Band, auf einen Stein mit dem einen Fuß, den andern am Boden, und rührt die in der linken Hand getragene, auf das ihr sich entgegenhebende Knie gestützte Cither. Hinter ihm sieht man einen Baum: vor ihm liegt in seiner Felsenhöhle der dreiköpfige Höllenhund¹⁴⁾. Auf einem ganz neulich bekannt gewordenen Vasengemälde¹⁵⁾, das sich auf Bakchische Weiben bezieht, reicht Orpheus dem vor dem unterirdischen Gotte mit ihm zusammentreffenden Jünglinge, der die Weihe empfangen soll, als Symbol derselben die Laute dar, die er in der rechten Hand hält, während unter derselben der dreiköpfige Cerberus gefesselt vor der linken herspringt, die ihn an der Kette hält. Ohne hier einzugehen auf die Bedeutung des ganzen Bildes, erkennen wir in dieser guten Arbeit den Gedanken der Besiegung aller unterweltlichen Schrecken und Gefahren durch die Laute wieder, und nicht unpassend erscheint bei diesem Anlaß Eurydike, welche in der Frau angedeutet scheint, die hinter Orpheus' Rücken nach der Seite zu ihm den Rücken zuwendend, aber nach ihm umblickend, in Gewänder gehüllt sitzt. Orpheus selbst trägt einen Weispappelkranz, wie auch in der Mitte des Bildes hinter ihm und dem Gott ein hoher Weispappel-

14) Agostini II. 8. Schlechter. Gron. Thea. I. Dieselbe Maffei II. 49. 15) Musée Blacas. Vol. I. pl. 7.

baum, Andeutung der Unterwelt, der Haine der Persephone steht; ein faltenreiches Dbergewand um die Hüften und die eine Schulter geschlungen, und Sohlen; mit der Brust lehnt er sich, da keine Hand frei ist, auf seinen Stab. Neben Eurydike sieht man eine Myrthe als ihr Symbol in Beziehung auf den Gatten. Eine zweite hieratische Vorstellung dieser Art führt den Orpheus in reichem Gewande mit phrygischer Tiara in die Unterwelt ein, in der Gemeinschaft des Hades, der Demeter und des chthonischen Dionysos¹⁶⁾.

Aber auch den Schmerz der Trennung beim zweiten Verluste der Eurydike stellen uns Denkmale dar. Auf einem schönen Basrelief¹⁷⁾, das in dreifacher Wiederholung erhalten ist, steht rechts Orpheus mit der Sturmhaube, in Chiton und Mantel, ganz griechisch, hält in der linken Hand die Lyra herab, mit der rechten umfaßt er die Hand, die ihm Eurydike auf die rechte Schulter legt. Diese steht in der Mitte in Gewänder gehüllt, ihn schmerzvoll anblickend, links hinter ihrem Rücken Hermes, der sie bei der herabhängenden rechten Hand faßt, um sie fortzuführen. Die Namen sind im albanischen und im neapolitanischen Denkmale richtig in griechischer Schrift beige geschrieben, im Borgheesischen steht aus Verwechslung in lateinischen Buchstaben statt derselben Amphion, Antiope und Zethos; über die Bedeutung kann kein Zweifel sein. Im Borgheesischen Exemplar ist Orpheus' Rechte nicht fassend, sondern eindringlich gestikulirend, doch in ähnlicher Haltung dargestellt.

Orpheus' Tod durch die Hand der Mänaden finden wir ebenfalls dargestellt, einen Gegenstand, der sich freilich nur für Andeutung und für die Auffassung des ersten Moments des Todes, nicht für Ausführung eignete. So stellt eine Vase¹⁸⁾ ihn dar, wie er mit langem Haare, den Mantel um Hüfte und Schulter, die Cither über dem Haupte haltend, flüchtend vor einer Mänade zusammensinkt, indem er mit der linken Hand rückwärts sich auf den Boden stützen will. Die Mänade verfolgt ihn mit düsterm Blicke, mit der linken Hand nach ihm greifend, in der rechten das Schwert. Auf einem Topas wirft eine Frau mit flatterndem Schleier am Ufer des wogenden Meeres ein lorberbekränztes Haupt vor eine Herme des Priapos hin, wahrscheinlich eine Mänade mit Orpheus' Kopf¹⁹⁾. Auch den gestorbenen Orpheus haben die Griechen dargestellt; in Polygnots Gemälde von der Hinabfahrt des Odysseus in der delphischen Lesche²⁰⁾ saß Orpheus, in völlig griechischer Kleidung auf einer Anhöhe an eine Weide gelehnt, die zu den Hainen der Persephone gehört, mit der rechten Hand deren Zweige berührend, mit der linken die Cither, während von der

16) Ein schönes Vasengemälde Millin, Tomb. de Canosa. t. 3. 17) Zoega Bassir. I. 42. Albanisch. Winckelmann Mon. ined. 85. Borgheesisch. Gerhard und Panofka, Rapels antike Bildw. S. 67. Neapolitanisch. 18) Mon. ined. dall. Inst. corr. arch. V. 2. 19) Winckelmann Stosch. III. 1. 52. Der Priapos stellt offenbar die Dionysischen Dämonen dar, deren Überwindung nun durch Orpheus' Tod gerächt ist. 20) Paus. X. 30. 6. Die Weide, wie in dem Not. 15 d. v. Sp. angeführten Vasengemälde die Weispappel.

werth die Angabe des Asklepiades⁴¹⁾ entgegen: „Apollons und der Kalliope ältester Sohn sei Linos, die drei jüngern Hymenaios, Ialemos und Orpheus; von den jüngern sei einem die Lust zu Andern gekommen (der Text ist verstümmelt, wahrscheinlich Hymenaios); Musik hätten sie alle geübt“, namentlich wenn sie verglichen wird mit der Angabe Apollodors⁴²⁾, der denselben Ältern den Linos und Orpheus zu Söhnen gibt und wiederholt dieselben Brüder nennt. Diese alle sind nichts als Säng-er, eigentlich nur Gesangsweisen, und insofern werden sie Söhne dieser Ältern genannt; denn was hätte der Ehegott Hymenaios mit denselben zu schaffen, wenn er nicht das Hochzeitslied bedeutete? Ialemos vollends ist ein Klagegesang, angestimmt zur Todtenklage, ein *γῶος*, nur bei Gelegenheiten erscheinend, mit denen Apollon durchaus nichts zu schaffen hat, noch auch haben will und kann⁴³⁾. Der Linos oder Stolinus ist, wie Welcker erwiesen hat⁴⁴⁾, nichts Anderes. Der Inhalt aller dieser drei, sowol der von Pindar als auch der von Apollodor mit Orpheus gepaarten Gesangsformen, die sehr leicht hin personificirt sind, ist dem Apollo fremd, ja widerstehend; wer mit ihnen zusammen in absichtlicher Parallele den Orpheus nennt, namentlich so ausdrücklich wie Asklepiades, muß erkannt haben, daß dessen Bedeutung eine ähnliche ist. Jene heißen ungeachtet jenes Inhalts doch Söhne des Apollon, auch der hieratische Orpheus singt einen dem Apollo völlig fremden Inhalt, aber er singt ihn, er stellt mit seiner Person eine Gesangsweise dar, und daher ist er Apollons Sohn so gut wie jene Gesangsweisen. Wie nun Hymenaios nichts ist, als die Gesangsweise des Brautlieds, Ialemos und Linos nichts als Gesangsweisen der Todtenklage, so ist der mit ihnen zusammengestellte Orpheus nichts als die Gesangsweise der Weihen, die telestische. Reicht also auf jenem Bildwerk⁴⁵⁾ Orpheus dem Einzeweihenden die Laute dar, so bezeichnet das Nichts als die Übertragung der Weihe auf denselben in ihrer eigenthümlichen Gesangsform; trägt auf andern ähnlichen Gemälden der eingeweihte Jüngling die Laute als Schutz in Gefahren, so bedeutet das eben nur, daß er durch die Kraft der ihm so überlieferten Weihe gesichert und gerettet wird; wird aber auf jenem ersten selbst die Laute über den gefesselten Cerberus hingehalten, als Zeichen, daß er durch sie gefesselt ist, so wird dadurch angedeutet, daß die Gesangsweise, worin die Weihe überliefert ist, nicht etwa äußere Form, sondern die mächtige innere Form ist, in der der Zauber des Wortes liegt, durch den einst die Schrecken des Todes besänftigt sind und für jeden Geweihten von Neuem besänftigt werden. Der hieratische Orpheus ist demnach wenig mehr als eine bloß allegorische Personification, ja wir können hier die zuerst angedeutete Erklärung des Namens aus dem Dun-

kel wieder aufnehmen, weil alle Weihe im Dunkel des Geheimnisses vorgeht und meist auch an düsterm Ort, und weil sie sich auf den allerdüstersten bezieht, nicht als ob wir uns für eine dieser Erklärungen entscheiden möchten, denn dazu schweben ihre Beziehungen zu lose; aber der Erwähnung sind diese Beziehungen werth, weil sie gewiß vielen Griechen bald so, bald so eingeleuchtet haben. In diesen mehr allegorischen hieratischen Orpheus, der eigentlich nur eine bestimmte Art und Weise anzeigt, wie das Wort, und durch dasselbe der Gedanke mit Gedanken verfährt, spielen nun die Erinnerungen an den poetischen herein, und seine Persönlichkeit hat er eigentlich nur von diesem. Wie Aristophanes die beiden in Eins schmilzt, so auch in manchen Erwähnungen Euripides. Jene Gewalt des Gesanges oder des Wortes, die Naturgrenzen zu verrücken, wird bald und leicht zur Gewalt der Zaubersformel, der *incantatio*, *ἐμψόη*, An-singung. Wie Orpheus Bäume durch Apollinischen Gesang bewegte, so hat man nun vom hieratischen Orpheus Gesangsformeln, Zauberslieder, mit denen man einzelne Vögel zum Wandern bringt⁴⁶⁾. Wie Orpheus' Apollinischer Gesang die Mächte des Todes rührte, so zeichnet der hieratische Orpheus die Formeln, die er zur Laute sangen, auf, um damit Todte ins Leben zu rufen und Kranke zu heilen, auf thralische Tafeln, und läßt diese für die Nachwelt aufbewahren⁴⁷⁾. Denn auf solche Heilformeln, solche heilende Sprüche bezieht sich Orpheus' ärztlicher Ruhm allein. Daraus entwickelt sich denn auch sehr natürlich die Erklärung der Gewalt über die Thiere aus Zaubersformeln; wie der Ägypter bei Pausanias meint, Orpheus und Amphion seien in der Magie sehr stark gewesen⁴⁸⁾. Vielleicht hängt hiermit die Einführung der Weihen der Hekate in Ägina durch ihn zusammen, hier scheinen Sühnungen und Heilungen, beides natürlich durch Orphische Formeln, erteilt zu sein; schon bei Aristophanes wird Philokleon, um von der Richter-sucht geheilt zu werden, erst korybantisch geweicht, dann auf Ägina, dann befragt er das Traumorakel des Asklepios, aber nichts von Allem will helfen⁴⁹⁾.

Dieser hieratische Orpheus also bezeichnet die telestische Gesangsweise, die Art und Weise der Zusammenstellung und Darstellung der Gedanken in den Weihformeln und in den auf diese Weihen und ihre Götter bezüglichen Hymnen. Wir haben schon erwähnt, daß diese telestische Gesangsweise keine äußere ist, sondern eine innere, die vorgetragenen Gedanken beherrschende. Und hier erblicken wir nun auf das Bestimmteste den Orphischen Namen in seiner eigenthümlichen Bedeutung gebraucht, die die Verrückung der vom Schicksale gezogenen Grenzen durch die Gewalt des Wortes anzeigt. Diese Grenzen beschränken den Menschen in aller Art, sie ordnen den einen an bürgerlichem Rang, an Recht, an Kraft dem andern unter, sie ordnen alle Menschen un-

41) Schol. Vathe. in Eur. Rhes. 895. Schol. Pind. Pyth. IV, 176. 42) Apollod. I, 8, 2; II, 4, 9. 43) Vergl. Aesch. Agam. 1075 und 1078. Den Apoll mit Wehtagen anzurufen, galt für ein *δυσφημισόν*, er hilft nur da, wo noch Hoffnung ist. 44) Allgem. Schulzeit. 1830. II. 2. 45) Not. 15. S. 19.

46) Eur. Cycl. 646. 47) Eur. Alc. 968. So meinte Targos diesem ganz gemäß, Orpheus habe die von der Schlange gebissene Eurubite durch *ἐμψόη* ins Leben zurückzurufen. Chil. I, 54. 48) Paus. VI, 20, 18. 49) Arist. Vesp. 122.

bedingt den Göttern unter. Namentlich aber sehen sie jedem Leben das Ziel des Todes; mit dem verhauchten Lebensathem, mit dem stockenden Blutlaufe, mit den verbrannten Gebeinen verschwindet rettungslos und unwiederbringlich alle Stärke und Schönheit in das Nichts, und nur ein geistig und körperlich kraftloser Schatten schwirrt als zweideutiges Überbleibsel umher in den traurigen Wohnungen des Todes. Dies ist aller Menschen ewiges gemeinsames Schicksal. Aber über diese vom Schicksal gezogenen Grenzen haben die Götter in menschlichen Dingen Macht, während sie in den Grenzen ihrer eignen Gebiete einander ehren müssen und insofern der Schicksalsvertheilung nicht überlegen sind. Einer ist Allen überlegen, Zeus, der die Schicksalsgrenzen nur anerkennt, wo er will; von diesem erzählen schon die ältesten griechischen Gesänge, daß er diese Grenze des Todes bei einigen Menschen aufgelöst, sie der Macht des Hades, dem sonst Alle verfallen müssen, entzogen habe aus freier willkürlicher Gunst, doch gewiß nicht ohne Hades' Zustimmung; Homer läßt den Menelaos und Rhadamantios ein ewiges wirkliches Leben führen in Elysion. Die Mächte nun, denen die Todten verfallen, können in ihrem Gebiete frei mit ihnen schalten. Der Herrscher ist Hades, mit ihm Persephone, beide unerbittlich streng den Todten festhaltend. Aber nur Hades bezeichnet das Festhalten im Nichts, im Schattendasein. Persephone ist die Tochter der Demeter, der freundlichen, das Menschengeschlecht durch das Getreide nährenden Erde. Wie der Same in der Erde verschwindet und in ihr geschwängert wird, so nimmt die Erde auch alle Überreste der Lebendigen, die Schatten, wie die Asche und die Gebeine auf. Aus der Erde aber sind nach allgemeinem Glauben die Menschen wie die Götter geboren; was die Erde einmal gethan hat, das Hervortreiben der menschlichen Keime, das kann sie wiederholen, so oft sie will. Wie sie jährlich das Samenkorn in ihrem Schooße schwängert mit Lebenskraft, so kann sie auch das Schattenbild des Menschen, das in ihrem Schooße, in ihrem Innern haust, mit neuer Lebenskraft erfüllen, und daher steht ihr die Todeskönigin, Persephone, nicht entgegen, weil diese selbst durch ein Band, das der halbjährigen Rückkehr, an das Leben gebunden ist; obgleich sie also streng in den Grenzen ihres Reichs alles darin einmal eingetretene gebannt hält, so scheidet sie doch den Zustand ihrer Unterthanen von einander, indem sie den Geweihten ihrer Weihen eine neue selige Lebenskraft nach dem Tod ertheilt, die übrigen aber in dem bisherigen Zustande der Nichtigkeit verkümmern läßt. Nur Hades' vernichtende Gewalt würde entgegenstehen, aber Persephone hat, freilich nicht aus seinen ewig unfruchtbaren Umarmungen, sondern aus denen ihres allvollbringenden Waters, des lebendigen Gottes Zeus, den Iakchos geboren, in dem auch in der Unterwelt die volle göttliche Lebenskraft wirkt; wie die Mutter Todeskönigin ist, so genießt auch der Sohn unveräußerlicher Macht und Ehre im Todtenreich, und so wird Iakchos der lebenertheilende Todeskönig der mit der eleusinischen Weihe Begnadigten.

Dies sind für die scharfsprühende, vorurtheilslose Un-

tersuchung unwidersprechlich die Grundgedanken der Eleusinien, und darum war die Mittheilung dieser Weihen ein so großes Heil, denn sie löste die Grenzen des Todes auf und gab ihrem Inhaber ein neues Lebensloos. Indem nun aber diese Weihe in den Worten Orphischer Weihformeln mitgetheilt wird, indem bei jeder einzelnen Feier die Gnade dieser Götter, Demeter, Kora und Iakchos, von Neuem gewonnen wird durch deren Anbetung in Orphischen Gesängen, und wenn die Feier unterbliebe und die Gesänge verstümmten, verscherzt würde, sehen wir hier das Orphische Wort in seiner eigentlichsten Macht der Auflösung der Schicksalsgrenzen geltend. Zu Eleusis nannte man nun zwar, wie es scheint, die meisten Gesänge nicht Orphisch, sondern Eumolpisch; wir haben aber nachgewiesen, daß Eumolpisch hier im einzelnen Falle dasselbe bedeutet, was Orphisch im Allgemeinen; so oft aber Orphisches von den Eleusinien genannt wird, ist jener einzelne Fall mit dem allgemeinen Bezeichnungsnamen bezeichnet.

Nachdem wir diese Umkehrung des Orpheus aus einer wirklichen mythischen Person in einen Begriff erkannt haben, kann es nicht mehr so durchaus überraschend erscheinen, wenn derselbe mit dem Dionysos gepaart ist, denn ebenso sehr wie mit diesem stand er mit den Todesgöttern im Gegensatz; den Sieg, den er über jenen, wie über diese gewonnen zu haben scheint, wußte er bei Beiden gleich wenig zu behaupten, und durch seine Gebrechlichkeit schlug ihm der erste Sieg in den Verlust der Gattin, der zweite in den eigenen Tod um. Dem Dionysos also freilich so wenig, wie den Todesgöttern, kann er Geheimnisse abgezwungen haben; wenn er deren weiß, muß ihm Dionysos sie aus eigener Neigung offenbart haben, zu welcher Neigung die Sagen durchaus kein Motiv geben. Wir werden hierdurch auch in dieser Hinsicht auf das Bestimmteste vom poetischen Orpheus weg auf den hieratischen hingewiesen, auf den allegorischen. Wie dieser nun aber, den wir mit den Todesgöttern in Verbindung gesehen haben, mit dem lebensfröhlichen Dionysos gepaart werden soll, dies Problem ist nach allen seinen Schwierigkeiten hervorzubeheben, um die Lösung sicher zu finden, zuerst aber die historische Begründung aufzusuchen.

Zu Olympia, zur linken Seite des großen Tempels, stand unter den einem Gelübde zufolge nach der Heilung seines Kindes dargebrachten Weihgeschenken des Smikythos, des Schatzmeisters des Tyrannen Anaxilas von Rhegion, nach dessen Tod er in Tegea wohnte, ein Erzbild des Thrakers Orpheus mit dem Dionysos und einem bartlosen Zeus zusammen. Daneben stand eine Bildsäule des Wettkampfes mit Springstößen, ferner Asklepios und Hygieia, Homer und Hesiod, Kora, Aphrodite, Ganymedes, Artemis⁵⁰⁾. Diese waren sämmtlich gearbeitet vom Dionysios von Argos, und als die Zeit ihrer Entsetzung läßt sich Dl. 77 annehmen, da Anaxilas Dl. 76, 1 gestorben war. Betrachten wir die übrige

50) Paus. V, 26, 2—5. Vergl. 24, 6.

ein vermittelnder Gesichtspunkt herleiten läßt. Und hiernach kann auch nicht länger zweifelhaft sein, daß Herodot die Dyrhischen und Bakchischen Gebräuche für Eins erklärt, wenn er vom ägyptischen Verbote der Bestattung in wollenen Gewändern sagt: *ὁμολογέουσι δὲ ταῦτα τοῖσι Ὀρφικοῖσι καλεομένοισι καὶ Βακχικοῖσι, ἑοῦσι δὲ Ἀγυπτιοῖσι καὶ Πυθαγορείοισι* ⁶³⁾.

Eine Lösung des Räthfels scheint nahe zu liegen in der Betrachtung, daß Dyrheus Thraker und auch Dionysos bei den Thrakern vorzüglich verehrt ist. Aber bei näherer Erwägung scheint die Aufgabe dadurch nur schwieriger zu werden; denn warum erscheint Dyrheus in den Sagen und in der Poesie in so entschiedenem Gegensatz gegen den Dionysos, wenn ihr Ursprung gemeinschaftlich ist? und war der Gegensatz in der thrakischen Sage selbst schon gegeben, ist also Dyrheus schon in Thrakien ein dem Dionysos durchaus entgegengesetzter Begriff, woher dann die Vereinigung? Hier ist keine Rettung als in der Prüfung dessen, was wir vom thrakischen Dionysosdienste wissen. Die Thraker verehren nach Herodot nur drei Götter, Ares, Dionysos und Artemis, die Könige außerdem den Hermes, ihren Ahnherrn, bei dem sie schwören ⁶⁴⁾. In den Gebirgen des Pangäon ist ein Drakel des Dionysos, verwaltet von den Bessern; eine Prophetin weissagt sowie in Delphi. Es steht unter der Herrschaft der unbezwingenen Satrer, aus denen die Besser sind ⁶⁵⁾. Daher nennt Euripides den Dionysos bei den Thrakern den Weissager ⁶⁶⁾. Bei den Kikonen ⁶⁷⁾ und Ebonen ⁶⁸⁾ führen den schwärmenden Bakchusdienst verschiedene Zeugnisse an, bei den Päonern hieß der Gott Dryalos ⁶⁹⁾, im krestonäischen Gebiete findet sich ziemlich früh ein Hain und Tempel des Dionysos erwähnt ⁷⁰⁾. Zu Aphytis war ein Heiligthum des Dionysos mit schönen klaren Gewässern und schattigen Behausungen ⁷¹⁾, zu Sigon, einem Vorgebirge zwischen Makedonien und Pellene, ebenfalls ⁷²⁾. Die Makedonier feierten jährlich Bakchische Feste ⁷³⁾; die Bakchen nannten sie Klodonen oder Mimallon, auch Maketen und Bassaren, gekleidet in bunte Gewänder ⁷⁴⁾. Die Silene nannten sie Sauaden ⁷⁵⁾. Ebenso durch ganz Thrakien verbreitet und namentlich in Pierien und Makedonien zusammengedrängt, wie hier die Angaben vom Dionysosdienste, haben wir die Erinnerungen an Dyrheus gefunden, die ihn dort sämmtlich, wenigstens die als alt bezeugten, im Gegensatz gegen den Dionysos fassen.

Die thrakische Religion erscheint hiernach ziemlich in der größten Rohheit, die sich bei einem wirklichen Poly-

theismus denken läßt. Sie fühlen sich von ihren Göttern gar nicht anders berührt, als gewaltsam, ihre drei Götter sind Nichts als Götter der Gewalt, nach verschiedenen Gesichtspunkten aufgefaßt, Ares auf die Kriegsgewalt, Dionysos und Kotys auf die Naturgewalt bezüglich, wahrscheinlich einander so entsprechend wie Apollon und Artemis. Welche Beziehung der Hermes ihrer Könige hat, ist dunkel. Wir haben schon angedeutet, daß bei den Griechen Apollon und Dionysos auch Götter der Gewalt sind, Apollon der mehr geistigen, Dionysos der mehr physischen. Da die Thraker bloß den letzten oder einen dem letzten analogen Gott haben, der in den Eichenwäldern braust (*Ἀγυάλος*), wie denn Apollon durchaus hellenisch national gedacht ist und als Gott so wenig anderswo wiederzufinden, wie die Griechen selbst, muß dieser thrakische Dionysos ihnen Alles leisten, was den Griechen Apollon, er muß also auch Gott der geistigen Gewalt werden, so viel ihnen davon ins Bewußtsein klingt, daher weissagender Gott und Gott der Sänger und Dichter. Wenn daher Dyrheus in Thrakien selbst schon, ehe noch griechische Bildung dort einwirkte und, wie sie es überall gethan hat, den Thrakern ihre eigenen Sagen auf den Lippen umschuf, schon Sänger, gewaltig ergreifender und bezaubernder Sänger war, was zu bezweifeln kein Grund ist; ja selbst wenn er damals schon Citharöde war, was vielleicht zweifelhafter, doch nicht undenkbar ist; denn ein anderes Instrument, als die Cither, eignet sich nicht wohl zum Gesang, und die Thraker werden doch auch Dichtung gehabt haben, nicht bloß Trommeln und Pfeifen, so kann er diese Kunst und die Gewalt dieser Kunst Niemandem zu danken haben, als dem thrakischen Dionysos. Wie nun die echt thrakische Sage weiter von ihm berichtet, warum sie ihn hat zerreißen lassen, ob sie von seiner Fahrt in den Hades gewußt hat, ob er sich gegen seinen Gott empört hat, wie der Thraker Thamyris, wer wollte die Antwort auf diese Fragen sicher ermitteln?

Aber das scheint die thrakische Sage jedenfalls den Griechen gegeben zu haben: den Gedanken von der einem Sänger inwohnenden Kraft des Wortes, das im Gesang alles, was er will, ergreift und bezaubert, Alles ihm gewinnt, selbst die härteste und sprödeste Natur mildert. Wie die Griechen das so Empfangene fortbilden mußten, ist nun leicht nachgewiesen. Seine Macht lag im Wort, im Gesang, nicht im musikalischen Lärm; sie konnten ihn also in poetischer Sage an Nichts anreihen, ihm diese Gewalt von Niemandem geben lassen, als von ihrem Apollon; denn sie begriffen ja jede fremde Sage, die sie sich aneigneten, nur nach griechischer Weise; und es war ihnen völlig gleichgültig, wie der thrakische Gott hieß und mit welchem der ihrigen er Ähnlichkeit hatte, von dem der thrakische Dyrheus im Glauben seines Volkes seine Kunst empfing. Ein völlig analoges Beispiel ist folgendes: Im Kikonenlande zu Ismaros haben wir den Dionysos namentlich als verehrt erwähnt gefunden. Homer erwähnt dies Ismaros mit den Kikonen und dessen köstlichen Wein. Der Besitzer dieses Weins ist ein Priester, wohnend in heiligem Haine; wer sollte seinen Gott nicht für den Dionysos halten? Homer

63) Her. II, 81. 64) Her. V, 7. Die übersicht der Quellen für diese Darstellung Aglaoph. p. 289 sq. 65) Her. VII, 111. 66) Eur. Hec. 1267. Vergl. Paus. IX, 30, 9. Daher soll Nysesos *Βάκχου προφητῆς* werden Eur. Rhes. 972. 67) Virg. Cir. 168. Sidon. V, 489. Ovid. Met. IX, 641. 68) Aphytis beschreibt die dortige Einführung in seinen Ebonen, vorher ward dort nur die Kotys (Artemis), auch mit vielfachem Getöse verehrt. Sonst Philostr. Vit. Apoll. VII, 11. Sil. IV, 775. über Amphipolis Dioeklorides Epigr. 33. 69) Hesych. *Ἀγυάλος*. 70) Arist. Mir. Ausc. 132. Suet. Oct. 34. 71) Xenoph. Hell. V, 3, 19. 72) Etym. m. s. v. 73) Athen. XIV, 659. F. 74) Agl. 292 sq. 75) Hesych. s. v.

erscheinen, mit unbestimmtem Gefühl aufgefaßt; und daß dann eine Zeit eingetreten sei, da die Dichter aus diesen unbestimmten unbegrenzten Mächten göttliche Personen geschaffen hätten. Das war die Zeit der erwachenden Poesie, die immer bestimmte Bilder sehen will, kein wüßtes Gewühl, die Zeit, da Griechenland hellenisch ward, indem statt des phlegmatischen Ackerbaues nun reißige Fürsten und Ritter mit ihrer Kriegslust als die bedeutendste Erscheinung des Lebens galten. Diese Vorstellungen beherrschten Alles, formten Alles um durch ganz Griechenland hin; in Ionien gingen daraus nach Vorbereitungen von mehreren Jahrhunderten, die Sage auf Sage erfunden, verbunden, selbst in Gedichten zusammengereicht hatten, als vollendete Frucht die Homerischen Werke hervor. Aber die Köpfe vieler Menschen sind härter, als die der Menge, manchem stumpfen Auge mochte der Homerische glänzende Olymp mit seinen scharf ausgebildeten Charakteren schlecht behagen; manche matte Phantasie fühlte sich wohler in einem Brüten über unbestimmten Vorstellungen von den göttlichen Mächten und im Schwelgen darin. Dazu kam, daß die Homerische Stammeseigenthümlichkeit die Gebiete mancher Götter enger begrenzte, als dies in andern Gegenden Griechenlands im Cultus geschah, enger, als es das Gemüth des von politischen Bedrängnissen erschütterten europäischen Griechen befriedigen konnte. Es konnte nicht fehlen, daß Priesterschaften sowol als Einzelne in manchen Gegenden Griechenlands sich der dichterischen Begrenzung und Bestimmung ihrer Götter vielfach widersetzen. Aber die Hellenen waren ein dichterisches Volk, ihre natürliche Liebe und Empfänglichkeit für dichterische Formung muß sich in den ersten Jahrhunderten heroischer Sagenbildung schnell entwickelt haben; die wahre Poesie ist allmächtig und überwältigt im Verlaufe der Zeit unmerklich auch das dumpfe Herz. So mußte die ganze griechische Religion und all ihr Gottesdienst mit all seinen Formen poetisch werden, mehr und mehr wuchs in Allen die Freude daran, auch selbst in solcher Formung sich thätig zu zeigen. Aber dessenungeachtet konnten die Heiligthümer unmöglich die Macht ihres Gottes beschränken lassen; und wo aus unbestimmterer Form der Verehrung einem nun begrenzten Gott eine Wirkungskraft gegeben war, die in seinem Charakter nach allgemeinerer Auffassung nicht gehörte, da hütete der einzelne Dienst sich wohl, seinen Glauben aufzugeben, sondern das Bild des Gottes blieb ihm ein weniger scharf begrenztes, und mit der Zeit glich man solche Unregelmäßigkeiten durch Erfindung von Göttersagen aus, die eine solche verschiedene Begrenzung der Gebiete für diesen einzelnen Fall motivirten. Nun waren aber solche Fälle unzählig und nicht bloß in öffentlichen Götterdiensten, sondern namentlich in denen der Geschlechter. Ward nun auch noch soviel ausgeglichen mit der poetischen Ansicht der Zeit, unendlich viel mußte an unzähligen Orten übrig bleiben, was die zwischen den Göttern gezogenen Grenzen verschob, sodasß der Gedanke von dem einen sich in den vom Andern hinein verlor. Sobald eine solche Verwirrung und Vermischung in der Anbetung durch das rhythmisirte oder

auch durch das unmetrische Wort aufgefaßt wurde, war für diese Auffassungsweise der rechte Name der der Drphischen. So mögen durch ganz Griechenland Drphische Göttersagen gegründet auf eine solche verschmelzende Form der Verehrung verbreitet gewesen sein und sich selbst schon sehr früh zu Gedichten ausgebildet haben, die von der Geschichte dieser Götter, die ineinander zergehen, erzählten. Das Nähere hierüber ist später aus einander zu setzen.

Im Zeitalter der Pisistratiden, da der volle Strom der epischen Schöpfung endlich verrauscht war, da die lebendige Sagenbildung schon anfang, auf die Reize zu gehen, gab man sich daran, die Sagen von der Geschichte der Götter und Menschen aus dem Munde des Volkes und aus den Heldengebichten und Theogonien zu sammeln und zu ordnen. So wurde der Homer redigirt, die Drakel des Musäus gesammelt, und so finden wir auch die Drphischen Göttersagen zusammengestellt und ohne Zweifel bearbeitet, da sie wegen ihres Ursprungs aus der Unbestimmtheit Verworrenheit genug mögen enthalten haben, in die nun wenigstens eine Ordnung zu bringen war. Dies geschah namentlich durch den Dnomakritos, dem Aristoteles und mehre Spätere die epische Darstellung der Drphischen Dogmen, oder wie Andere sich ausdrücken, die Anordnung derselben zuschreiben⁸²⁾, daher Aristoteles und Andere die Drphischen Gedichte als die sogenannten zu bezeichnen pflegen. Ausdrücklich als Drphisches Werk des Dnomakritos erwähnt werden jedoch nur die Weihen *Teletai* von Suidas; denn die Drakel, die derselbe so anführt, sind offenbar nur Verwechslung mit denen des Musäus, was die Stelle des Clemens, die Musäus von Dnomakritos sammelte Drakel unter den Drphischen Schriften nennt, unwiderrsprechlich darthut. Diese Zusammenstellung bei Clemens aber ist durchaus Nichts als Confusion, entstanden daraus, daß Aristophanes und Platon und Andere Musäus' und Drpheus' Werke als die der ältesten Dichter öfters zusammen anführen; eine klare Kritik muß sie durchaus sondern, und es ist nicht abzusehen, was für Drakel Drpheus seinem hieratischen Charakter nach hätte geben sollen. Drakel bestimmen, das Drphische Wort löst die Grenzen auf, es ist für Beide höchst wichtig, diesen Unterschied nicht aus den Augen zu verlieren. Außerdem haben wir als ein Zeugniß von Dnomakritos

82) Philopon. ad Arist. de Anim. I, 5: Καλουμένοις εἶπε, ὅτι μὴ δοκεῖ Ὀρφικός εἶναι τὰ ἐπη, ὡς καὶ αὐτὸς ἐν τοῖς περὶ φιλοσοφίας λέγει· αὐτοῦ μὲν γὰρ εἶσι τὰ δόγματα· ταῦτα δὲ φησὶν Ὀρομάκριτος ἐν ἔπει κατατείνειν. Aus dieser Stelle geht keineswegs hervor, daß Aristoteles den Drpheus für eine Person gehalten, sondern nur daß er Dogmen des Drpheus vor Dnomakritos annahm, und so streitet dies keineswegs gegen Cic. Nat. Deor. I, 38: Orpheum poetam docet Aristoteles nunquam fuisse et hoc Orphicum carmen (die Theogonie) Pythagorei ferunt eujusdam fuisse Cercopis. Er erkannte den hieratischen Drpheus für das, was er war, allegorische Form eines Begriffes. Die wichtigsten übrigen Zeugnisse sind Tatian. adv. Gr. XLI, 271: Τὰ εἰς Ὀρφεία ἐπιφερόμενά φασιν ἐπὶ Ὀρομακρίτου τοῦ Ἀθηναίου συντεταχθῆναι. Clem. Strom. I, 332. Ganz so, wie Aristoteles, sein Scholiast p. 206.

Drphischer Thätigkeit die Angabe des Pausanias zu betrachten: Dnomakritos habe den Namen der Titanen vom Homer, der ihn zuerst gebraucht, übernommen und bei der Abfassung Drphischer Drgien die Titanen als die Urheber von Dionysos' Leiden dargestellt⁸³). Hiermit ist offenbar die in den Drphischen Büchern weitläufig dargestellte Zerreiſung des Zagreus durch die Titanen gemeint, über die ihres Orts zu reden ist. Man hat aber viel zu viel aus dieser Stelle gefolgert. Sie sagt keineswegs aus, daß Dnomakritos die Zerreiſung des Dionysos in die Poesie oder auch nur in den Drphischen Gedankenkreis oder gar zuerst in Griechenland eingeführt habe. Wenn Pausanias das hätte irgend bezeichnet wollen, so mußte er ganz anders reden, und namentlich bezeichnen, daß Dnomakritos zuerst dem Dionysos den Namen Zagreus gegeben habe, was dann offenbar hätte stattfinden müssen. Von einer Neuerung in Bezug auf den Zerriſsenen ist aber gar nicht die Rede, Pausanias fiel es gar nicht ein, zu bezweifeln, daß diese Sage älter ist, sondern nur in Bezug auf die Zerreiſer; diese nannte Dnomakritos zuerst Titanen; Frühere hatten ihnen vielleicht andere Namen gegeben, Einzelnamen, die auf Localfage bezüglich waren und sonst nicht zu den Titanen gehörten, wie denn Pausanias selbst an jener Stelle einen Titanen Anytos aus arkadischer Sage nennt. Dnomakritos erscheint also gar nicht als Erfinder, das verwehrte die Heiligkeit des Gegenstandes und des Drphischen Namens, eben wie die Drakel des Musäus, hat er auch die Drphischen Weiſen nur geordnet und redigirt, aber auch, wie er bei jenen Drakeln sich Einschwürzungen erlaubte, Nebendinge geändert, gewiß nicht die Hauptsage neu erfunden. Was aber jenes Gedicht betrifft, so läßt sich darüber noch Einiges näher bestimmen. Wenn Pausanias angibt, Dnomakritos habe dies bei der Abfassung oder Zusammenstellung von Drgien für den Dionysos gethan, so kann nicht gezweifelt werden, daß hiermit die *τελεταί*, die Weiſen gemeint sind, die Suidas anführt; denn die Bakchischen Drgien haben ja ihren Mittelpunkt in den Drphischen Weiſformeln. Dies wird bestätigt, wenn wir uns erinnern, daß Aristophanes dem Drpheus Darlegung von Weiſen und die Lehre der Enthaltung vom Morde beilegt, indem er ihn zusammen nennt mit dem Musäus, von dem Drakel und Heilungen seien. Offenbar bezieht sich Aristophanes auf den Dnomakritos, er hebt nur das hervor, was dieser von Drpheus und Musäus redigirt hat, um die andern Drphisch genannten Gedichte bekümmert er sich hier nicht. Daraus folgt nun wieder, daß dem Dnomakritos nur dies eine Drphische Gedicht beizulegen ist, keineswegs Bearbeitung des ganzen Drphischen Gedankenkreises; auch schreibt ihm Niemand ein anderes zu. Wir wollen nicht zu viel folgern, denn wir wissen nicht mit Sicherheit, wie die Weiſen mögen abgefaßt gewesen sein; indessen möchte

man behaupten können, daß dies wieder ein Beweis ist, daß die Sage von Zagreus' Zerreiſung im Drphischen Kreise schon einheimisch war, für die erste Einführung desselben eignete ein Werk, wie die *Teletai*, sich schwerlich, wol aber mochte er dort statt der in den Sagen motivirten Localnamen der Mörder vielleicht nur, um den Athenern dieselbe verständlicher zu machen (denn diese konnten sie hier immer zuerst erfahren, weil sie überhaupt im Allgemeinen, so lange sie ungeweiht waren, vom Drphischen nichts recht wußten) sie mit dem bekanntern der Titanen bezeichnen. Auch kann die Kunde von Zagreus in Griechenland vor Dnomakritos schwerlich gelehnet werden, denn diesen Namen wenigstens kennt die Poesie schon früher, wie auch den Sohn des Zeus und der Persephone, welchen unter dem allgemeinen Namen Dionysos mit diesen seinen Ätern Terpander erwähnte⁸⁴). Es ist auf das Bestimmteste zu behaupten, daß in den Worten des Pausanias durchaus nicht mehr liegt und daß die Annahme einer Einführung der Sage in Griechenland, gar aus Ägypten durch die Ähnlichkeit zwischen Dionysos und dem von Typhon getödteten Osiris durch willkürliche Erfindung des Dnomakritos nicht zu rechtfertigen ist. Sichere Zeugnisse für den zerriſsenen Zagreus in Griechenland vor Dnomakritos finden sich nicht; daraus ist aber Nichts zu schließen. Der Dionysos des Terpander ist wahrscheinlich auch zerriſsen, wenngleich nicht durch die Titanen; dies also wäre ein älteres Zeugnis, nur kein unbedingt sicheres. Der Name Zagreus aber ist altgriechisch, in der Alkmaonis⁸⁵) hieß er Oberster der Götter, bei Äschylos war er mit Hades zusammengestellt. Es würde eine willkürliche Annahme sein, unter diesen Angaben Widerspruch zu finden, wo die Vereinigung so nahe liegt. Zagreus erscheint bei den Drphikern als bestimmter Welt Herrscher; ist die Übereinstimmung mit der Alkmaonis noch zweifelhaft? Namentlich wenn Äschylos ihn zugleich als Sohn des Hades, d. h. des unterirdischen Zeus nannte⁸⁶)? Es scheint einleuchtend, daß an einigen Orten der getödtete Zagreus in Drphischer Sage schon zur Zeit der Alkmaonis Fürst im Todtenreiche war, wie der eleusnische Iakchos. Euripides verſetzt ihn nach Kreta, wir sehen keinen Grund, ihn da wegzuleugnen aus dem wirklichen Götterdienst; in Delphi waren die Reste des Dionysos beſtattet dicht am Drakelsitze⁸⁷). Der Zeuge hierfür ist erst Plutarch, das spricht aber so wenig gegen das Alter der Vorstellung, als dafür. Da nun Niemand bezeugt, daß Dnomakritos die Sage erfunden hat, da er sie nicht füglich erfunden haben kann, da ein Zusammenhang zwischen Delphi und Kreta vielfach nachgewiesen ist, da Terpander diesen Dionysos kennt, da der Name Zagreus echt griechisch ist, da die Alkmaonis und Äschylos seine Todten-

83) Paus. VIII, 37, 5: Παρὰ δὲ Ὀμήρου Ὀνομάκριτος παραλαβὸν τῶν Τιτάνων τὸ ὄνομα Διονύσῳ τε συνέθηκεν ὄργια καὶ εἶναι τοὺς Τιτάνας τῷ Διονύσῳ τῶν παθημάτων αὐτοῦργούς.

84) Bei *Lyd. de mens.* p. 82. Daß diese Erklärung die richtige ist, hat *Hdch* (Kreta III, 184) mit Sicherheit erwiesen. 85) *Πότινα Ἰῆ Ζαγροῦ τε θεῶν παννέστετε πάντων*, *Etyim. Gud. Ζαγροῦς*. 86) *Ib. Aesch. fr.* 215. 87) *Plutarch. de Is.* 35. Weitere Gründe für das delphische Local s. bei Müller *Proleg.* 393, der aber auch dem Dnomakritos zu viel zuschreibt.

herrschaft zu erkennen scheinen, was für Gründe bleiben uns da, die Sage von der Zerreiſung für ungriechiſch, für nicht altorphiſch, in Delphi und Kreta einheimiſch zu erklären? Dnomakritos alſo ſtellte nur alte Weiſformeln zuſammen und ordnete ſie, worin des zerriffenen Zagreus gedacht war, und änderte nur den Namen der Mörder. Inwiefern ſeiner gedacht war, iſt auszumitteln. Der ſterbende Gott, der nachher als Totenkönig erſcheint, der in der Erde begraben liegt, waltet durch das Innere der Erde hin, ſorgt dort für ſeine Geweihten nach ihrem Tode. Das Innere der Erde iſt aber nicht bloß Todtenreich, ſondern auch Werkſtätte der Wurzeln des Lebens, namentlich des Pflanzenlebens. Daher kann er den Seinen dort neues Leben geben, weil die Kräfte der Erde ſein ſind, ganz wie die Götter von Eleuſis. Wäre Dionyſos nicht geſtorben, ſo könnte er den Geweihten keine Sicherheit im Tode geben, nur ein neues Lebensloos im Leben, weil er nicht vorhanden wäre im Todtenreiche. Der geſtorbene Zagreus iſt aber Eins mit dem lebendigen Dionyſos, nach Orphiſcher Verſchmelzung von Leben und Tod, daher ſind ſeine Geweihten im Leben und Tode geſichert. Dadurch nun aber, daß ſeine Glieder zerriffen begraben ſind, ſcheint eine Verbreitung ihrer Kraft durch die ganze Erde hin angedeutet zu ſein. Dieſe Kraft kommt in den Pflanzen zum Vorſchein; wie Dionyſos' Macht überhaupt im Pflanzenreich erſcheint, ſo ſind nun die Pflanzen ſelbſt geheiligt durch die in ihnen wirkende Kraft der zerriffenen Glieder des geſtorbenen Gottes. Dadurch erhalten auch ſie eine neue Natur und ſcheinen inſofern als die einzig würdige Speiſe der Geweihten dargeſtellt zu ſein. Die Unthat ſelbſt ſcheint zugleich aufgefaßt zu ſein als concentrirtes Symbol der Greuel des Mordes, und daher dem Geweihten jeder Mord, jede Tödtung von Menſchen wie von Thieren unterſagt, um ſie im entſchiedenſten Gegenſatz gegen die titanische Natur zu halten. Dieſes ſcheint dem Gedichte *Telexal*, deſſen mythiſchen Inhalt wir unten darlegen werden, eine Einheit zu geben und danach hätte das Gebot der Enthaltung vom Morde bei Kriſtophanes auch nur dieſe Begründung, nicht eine in einem andern Gedichte. Will man dieſes nicht zugeben, ſo iſt höchſtens anzunehmen, daß Dnomakritos das zweite Gedicht, das dieſes Gebot als Inhalt hatte, auch redigirt hätte; man ſieht hier aber keine ſonſtige Beziehung. Zagreus' Zerreiſung durch drei alte grimmiſche Titanen ſtellt ein halbzerſtörtes Baſrelief dar⁸⁸⁾.

Wenn wir nun dem Dnomakritos nur die Redaction eines Orphiſchen Gedichts, allerdings von bedeutendem Inhalte, zuſchreiben, und anerkennen, daß dieſes das berühmteſte ward, ſo ſind doch auch ähnliche gleichzeitige Sammlungen anzunehmen, und es zeigt ſich kein Grund, die Angabe zu bezweifeln, daß Pherkydes Orphiſches ſammelte, und zwar kein ſpäterer⁸⁹⁾. Näheres erhellt hier gar nicht, nur iſt wol anzunehmen, daß Pherkydes die Sagen ordnete, die ſich auf die Theogonie bezogen; denn dieſe ſind neben denen von Zagreus die bedeutend-

ſten. Es gab ſpäter mehr Orphiſche Theogonien, aber ſehr umgearbeitet, die Sagen, worauf ſie beruhen, ſcheinen größtentheils alt, welches Verdienſt Pherkydes darum hatte, ob er eine ſammelte oder mehr, iſt nicht auszumitteln. Es iſt übrigens wahrſcheinlich, daß nicht der Logograph, ſondern der Philoſoph Pherkydes gemeint iſt, der auch ſelbſt mythiſch philoſophirte und, wenngleich mit Veränderungen, auf der Grundlage Orphiſcher Ideen.

Am bedeutendſten ſcheint die Sammlung des Dnomakritos dadurch gewirkt zu haben, daß ſie durch ein geordnetes Weiſgedicht den Weiſen eine feſtere Grundlage gab. Orphiſche Weiſen ſcheinen ſo alt, daß ſich keine Grenze beſtimmen läßt, aber nicht als ein Gemeinſames, ſondern hier und da in verſchiedenen Formen, an verſchiedene Götterdienſte, namentlich Dionyſos und Demeter, ſich anſchließend. Dnomakritos wird das Seinige erlangt haben durch Theilnahme an dieſen Weiſen, vielleicht mehrfache. Indem ſeine Weiſen nun ein großes Grundgedicht hergaben, auf die ſich die Gebräuche bezogen, worin ſie ihre Erklärung fanden, iſt es glaublich, daß die Bedeutsamkeit der Weiſen ſelbſt zunahm, daß ſie entſchiedener und allgemeiner unter dem eigenthümlichen Orphiſchen Namen in Griechenland hervortraten. Da zugleich durch Pherkydes' Sammlung und andere derſelben Art das Intereſſe an Orphiſcher Götterſage allgemeiner geworden war, da die Philoſophie ſchon hier und da ausſprach, die Götter ſeien nur Symbole von Naturmächten, da die Zeit ſich überhaupt geſiel in philoſophirender Ppeſie, die in Orphiſcher Weiſe die Perſönlichkeit der Götter gegen einander auszugleichen, die Eigenthümlichkeiten des einen in dem andern wiederzufinden ſuchte, da geſchah es leicht, daß diejenigen, die ſich zu dieſer Auffaſſungsweiſe bekannten, zuſammentraten zu einer Verbrüderung und durch den gemeinſamen Empfang der Weiſen eng zuſammengeſchloſſen, darauf bedacht waren, was irgend von Orphiſcher Götterſage an griechiſchen Orten aufzutreiben war, theils in Verſe und Schrift geſaßt, theils mündlich überliefert, dem Untergange zu entziehen, zu ordnen, in rhythmischer Form darzuſtellen und darin die nach ihrer Meinung einzig echte Theologie zu geben, welche ſich rechtfertigte durch ſymboliſch nachgewieſene Übereiſtimmung mit den Erfahrungen der neuern Naturforſchung und Philoſophie. Eine vorzügliche Beſtimmung und Förderung erhielt dieſe Verbrüderung und ihre Denkweiſe durch den Eintritt von Pythagoreiſchen Philoſophen in ihren Kreis. Pythagoras, vom Apolliniſchen Cult ausgehend, hatte die Ethik begründet durch philoſophiſche Ausführung der mit dieſem Dienſte verbundenen Reinigungen; er hatte ferner eine Verbrüderung auf dieſe Grundſätze der Reinheit und Heiligkeit gebaut mit politiſchem ariſtokraſtiſchem Zwecke. Gegen Ol. 69 wurde dieſer Bund aufgelöſt: die Pythagoreer, aus vielen Städten Großgriechenlands vertrieben, kamen nach Griechenland hinüber. Hier fanden ſie eine ebenfalls auf Weiſen, auf Enthaltſamkeit gegründete Verbrüderung mit keiner politiſchen Richtung, aber mit theologiſch philoſophirender, der jede Erkenntniß aus neuerer Philoſophie willkommen war, und an

88) Zoega Bassir. t. 81. 89) Suid. *Ἰερειδής*.

deren Spitze, obgleich ihre Weihen auf Bakchischen Cult gegründet waren, der Jedem aus seiner Kindheit und Jugend von der Mittheilung der Poesie her als Apollinisch ins Ohr klingende Name des Orpheus stand. An diesen Bund schlossen sich die vereinzelt Pythagoreer und übernahmen die Bearbeitung der Orphischen Sagen mit großer Lebhaftigkeit, indem sie nun ihre nach der Zerstörung ihrer politischen Zwecke mehr ausgebildeten physischen Ideen und Kenntnisse in dieselben hineinarbeiteten. So wird dem Pythagoreer Kerkops die Bearbeitung eines Orphischen Gedichts allgemein schon in Cicero's Zeit zugeschrieben⁹⁰), die unverkennbar die Theogonie damit bezeichnet, welche unter der Bezeichnung Heilige Sagen (*ἱεροὶ λόγοι*) in 24 Rhapsodien Suidas und Epigenes⁹¹) demselben ausdrücklich zuschreiben. Auch die Hinabfahrt in den Hades legte Epigenes dem Kerkops bei; wahrscheinlich arbeitete dieser das alte Werk des Prodikos, worin Orpheus Apollinisch erschien, nach Bakchisch-Orphischen Grundsätzen um. Später scheinen die heiligen Sagen wieder eine Umarbeitung erlitten zu haben durch den Thessaler Theognetos, den Suidas auch als Verfasser nennt. Andere bedeutende Namen von Orphikern, die in diese Zeit gehören mögen, sind Zopyros von Heraklea, dem man die Gedichte: der Mischkrug (*Κρατήρ* oder *Κρατήρις*), das Gewand (*Ἰένλον*) und das Netz (*Ἰκτινον*) beilegte, und Brontinos, der nach Andern Verfasser der beiden letzten war und außerdem der Physiska, in welchen die Seelenlehre dieser Orphischen Secte vorgetragen ward. Sonst nennt man als Verfasser Orphischer Gedichte den Timokles von Syrakus und den Verginos von Milet, denen man die Heilmittel (*Ἰατρῆα*) zuschrieb; ferner den Nikias von Elea, dem man die Chronifikationen der Göttermutter und die Bakchika beilegte, wenigstens die letzten. Die Einführung der heiligen Sagen der phrygischen Muttergöttin lag den Orphikern ebenso nahe, wie die Aufnahme der Zeitphilosopheme und physikalischen Kenntnisse. Das Zeitalter der letztgenannten Schriftsteller ist ungewiß. Es entstand im ersten Jahrhunderte nach Dnomafritos und namentlich nach dem Zutritte der Pythagoreer um Dl. 70 gewiß eine Menge dieser Werke, die aber vielfach überarbeitet und namentlich in der neuplatonischen und christlichen Zeit zum Theil dreifach und vierfach interpolirt sind, häufig nicht ohne Geschick im Versbaue, welcher zur Täuschung nöthig war, da die metrische Behandlung in den Bruchstücken der Orphischen Gedichte meistens gut ist. Aus der alten Zeit von Dl. 70 bis etwa Dl. 90, da das Orphische Wesen versiel, scheinen noch die Hierosolika, Belehrung über die Kleidung der Geweihten, die zu einem größern Gedichte gehörten, das Ion von Chios kannte, und als von Pythagoras, d. h. von dessen Schule, dem Orpheus untergeschoben erwähnte, woraus man erkennt, wie zu Ions Zeit schon Pythagoreisches und Orphisches verwachsen war. Hieraus erklärt sich

vollkommen, wie Ions Zeitgenosse Herodot von den Orphischen und Bakchischen Weihen sagen konnte, sie seien eigentlich ägyptisch und Pythagoreisch; denn ein Einfluß ägyptischer Gebräuche auf die Pythagoreischen läßt sich schwerlich verkennen, die Pythagoreischen waren in die Orphischen übergegangen, und was von denselben älter war, auch das leitete Herodot aus Aegypten her, wie alles Bakchische und Dionysische. Die Orphischen Hymnen, die Argonautik und die Lithika sind Erzeugnisse der römischen und byzantinischen Zeit, aber geschöpft aus den alten Orphischen Werken, doch gemischt mit neuplatonischen, selbst mit christlichen Ideen. Orphische Hymnen haben überhaupt in den Händen der Orphiker nicht existirt; wo es dergleichen gab, z. B. bei den Lykomyden, da wurden sie geheim gehalten, und so mögen die, die Pausanias kannte, sehr alt sein, wenn auch kein früherer wegen des eleusinischen Verbots ihrer erwähnt. Sie waren kurz und ihrer wenige, die Gedanken scheinen echt Orphischen Charakter gehabt zu haben. Im Bakchischen Culte brauchte man keine Orphischen Hymnen, sondern Weihen, die auch die Gebete enthalten mochten. Demosthenes, wenn er vom Orpheus redet und seine Schilderung der Dike anführt, bezieht sich nicht auf Hymnen, sondern auf eine Stelle der heiligen Sagen⁹²). Die byzantinischen Gelehrten rechneten auf eine thörichte Weise fünf bis sechs Orpheus heraus. Gegen die Angabe des Asklepiades aber, daß ein Epiker Orpheus aus Kroton bei Weisstratos gelebt habe, möchte nichts Erhebliches einzuwenden sein, warum sollte nicht ein Orphiker den Namen Orpheus führen? Wenn Suidas ihm die Argonautik und andere Gedichte beilegte, so geschieht das gewiß nur auf byzantinische Auctorität, wol aber haben wir ihn als Sammler und Ordner von Orphischen Sagen zu denken, wie den Pherekydes und Dnomafritos.

Die durch gemeinsame Weihe und gemeinsame Denkart verbrüderete Gesellschaft der Orphiker befolgte die in den heiligen Sagen der Weihen begründeten Gebräuche und Gesetze durch die berühmte Orphische Lebensweise. Die Weihen gaben, wie alles Orphische, ein verändertes Lebensloos, sie brachten eine ungeahnete geistige Kraft im Innern des Empfängers zur Reife, durch die sein Geist über die Gedanken und über die Menschen Macht gewann. Wie er in den Gedanken das Wahre zu finden vermochte, so vermochte er die Ungeweihten zu beherrschen. Dieser heilige Stolz, den auch Pythagoras seinerseits behauptete, konnte den Orphikern schwerlich fehlen; auch finden sich Spuren davon: Theseus bei Euripides wirft dem Hippolytos denselben vor⁹³). Dieser gereinigte, durch Bakchische Ekstase (*παρρησία* bei Euripides) nach Orpheus' Leitung geheiligte Geweihte erwartete nun gewiß auch nach dem Tod ein seliges Loos, wie noch die Orpheotelesten aus ihren Büchern, also aus den alten Orphischen Weihen, dergleichen verhiessen, namentlich Ehren und Belohnungen in der Unterwelt⁹⁴).

90) Cic. Nat. Deor. I, 33. f. Note 82. S. 28. Wahrscheinlich bezieht sich Cicero auf Epigenes' Urtheil. 91) Bei Clem. Strom. I, 332. Epigenes fällt etwa gleich nach Alexanders Zeit.

92) Erwiefen Aglaoph. p. 391, 395 sq. 93) Eur. Hipp. 952: ἦδῃ νῦν αἰχμ. 94) Plat. Republ. II, 364. Plut. Lacon. T. VIII. p. 215. Diog. L. VI, 4, 319.

Dieses neue Lebensloos aber foderte nun auch eine entsprechende Lebensweise. Das Hauptgesetz war die Enthaltung von aller befeet gewesenen Speise, theils wie wir oben nachwiesen, weil die durch Zagreus' Blut beförderte Pflanze die allein geheiligte und des Geweihten würdige Nahrung ist, theils um alle Tödtung von Thieren zu vermeiden, weil jedes Blutvergießen der titanischen Natur näher brachte. Der Genuß des Weines ist vorzüglich reinigend und heiligend als dessen, worin der Gott am mächtigsten wirkt. Ekstase durch Wein scheint bei den Weißen nicht gefehlt zu haben. Die Enthaltung von Fleischspeisen wird vielfach bezeugt, wie die von aller Nahrung, die von Thieren kommt, die darüber haben sterben müssen, schon von Euripides und Platon⁹⁵⁾; der Abscheu gegen Fleischspeisen wird ausdrücklich als im Drphischen Gedicht, offenbar den Weißen von Dno-matritos, ausgesprochen erwähnt⁹⁶⁾, wie denn aus demselben die Verse entlehnt scheinen, die Sertus⁹⁷⁾ aus Drpheus anführt, die eine Zeit schildern, da die Menschen einander erwürgt und verzehrt hätten. Thierische Nahrung, durch deren Gewinn das Thier nicht getödtet ward, wie namentlich Milch, war schwerlich vom Verbot ausgeschlossen, die empfohlene Nahrung war die Gabe der Demeter. Ebenso streng, wie thierische Nahrung, war der Genuß von Bohnen verboten, man könne ebensogut die Köpfe seiner Ältern verzehren. Dies Verbot geben als Drphisch ausdrücklich Plutarch⁹⁸⁾, Didymus⁹⁹⁾ u. A. an. Schon Heraklides¹⁾ bezeichnet es, ohne den Drphischen Namen zu nennen, indem er den berühmten Drphischen Vers anführt und als Grund, warum der Dichter so rede, angibt, daß Bohnen in Roth vergraben zu menschlicher Gestalt übergangen. Danach wäre in den Bohnen also nicht vegetabilische, sondern thierische Lebenskraft, und sie fielen in die Kategorie thierischer Speisen, daher sie nach Pausanias auch nicht von der Demeter herzuleiten sind, dessen Stelle es bestätigt, daß dieser wunderliche Glaube in den Drphischen Gedichten vorgetragen und in den eleusinischen Weißen angedeutet war²⁾. Plutarch dagegen verstand den Ausdruck, mit dem Drpheus auf gewöhnliche griechische Weise die Bohnen, *χύμους*, bezeichnet, von Eiern³⁾. Aber nicht bloß in der Nahrung, überhaupt in der ganzen Lebensweise, wurde Enthaltung, Reinheit, Heiligkeit geboten; namentlich solle man von allen Befleckungen, wie durch Todtentrauer und Beilager, sich reinigen durch Sühnungen, Bäder und Weihwasser. Dies berichtet Diogenes zunächst von den Pythagoreern, dehnt es aber auf die aus, die die Weißen in den Heiligthümern vollbringen⁴⁾, also auf die Drphiker. Namentlich durfte Keiner, der diese Weißen empfangen hatte, in wollenen Gewändern bestatet werden⁵⁾, offenbar weil derselbe ganz rein der Erde

und dem Todtenreich übergeben werden sollte, ganz rein an Körper und Seele und nur in einem aus Pflanzen, nicht aus thierischem Erzeugnisse, bereiteten Gewande.

Drpheotelesten. Der nicht durch Eidschwüre und strenge geistige Fesseln, nur durch gemeinsame Weißen und gemeinsame Richtung der Thätigkeit und der Denkweise zusammengehaltene Drphische Bund, der als solcher keineswegs in einer abgeschlossenen Form zu denken ist, scheint auch so nur ein, höchstens zwei, Menschenalter in engerer Beziehung sich gehalten zu haben. Drphische Schriftsteller mochte es noch immer geben, es erwähnt noch der Platonische Ion, wie einige Dichter in Drphischer, andere in Homerischer Weise begeistert seien⁶⁾. Aber wenn auch vereinzelt Drphisch denkende, lebende, philosophirende, schreibende Männer vielleicht bis in die spätere alexandrinische Zeit hinein sich fanden, so hatte die eigentliche Drphische Thätigkeit doch, nachdem die Sagen gesammelt und in Gedichten wiederholt verarbeitet waren, ihre Bedeutung erschöpft, und den Späteren blieb nur mattere Umarbeitung mit den Thaten neuerer Kenntnisse und Philosopheme übrig. Für die allgemeine Vorstellung aber hatte die Thätigkeit der Drphiker den Erfolg gehabt, daß während man im Zeitalter der Lyriker sich das poetische Bild von Drpheus durchaus Apollinisch vorstellte und seine Gesänge, wie die des Thamyris schwerlich vom Epos wesentlich verschieden dachte, man nun im Zeitalter der Tragiker, namentlich des Euripides, von der Dichtungsweise des Drpheus eine bestimmtere Meinung sich bildete und ihn namentlich von der Homerischen Dichtungsweise durchaus trennte, daß man also den hieratischen und poetischen Drpheus vermischte, und wenn man des letzten erwähnte, sich bei ihm vorstellte, er habe in derselben Weise gedichtet, wie jetzt die Drphiker ihre Schriften verfaßten. Daher bei Euripides Drpheus als Verfasser von Beschwörungsformeln für Krankheit und Zauber, Führer der Drphisch Lebenden, bei Aristophanes und Platon Verfasser von Weißen und von Hymnen. Während nun die Drphiker hiermit den Ruhm des Drphischen Namens allgemeiner verbreitet, das Bild umgeformt und die Doppelheit ausgeglichen hatten, während aber zugleich ihre Thätigkeit ermattete, weil alles aus Poesie und Philosophie gemischte Gedankengewebe, je lebhafter es das menschliche Gemüth für eine Zeit lang ergreift, bald in demselben Ueberdruß und Übersättigung erregt, weil weder die poetische Form noch die philosophische Schärfe rein darin erhalten, sondern vielmehr beide aufgegeben sind, um jenes verführerische Amalgam hervorzubringen, indeß das für immer Genügende bei Poesie wie bei Philosophie eben nur in jenem Aufgegebenen liegt, lagen in den Formen der Lehre selbst, so heilig sie von Vielen gemeint gewesen sein mögen, genug Keime des Verderbens. Das ascetische Leben selbst, sowie die Drphiker es trieben, war keinesweges auf Abtödtung der Sinnlichkeit gerichtet, man wollte die Seele vielmehr reinigen durch die höchste Steigerung der Sinnlichkeit. Daß das nur bei Einzel-

95) Eur. Hipp. 952. Cret. fr. II. Plat. Legg. VI, 782 D. Plutarch. Conv. Sept. 15, 83. 96) Hieronym. adv. Jovin. II. p. 206. 97) Sext. c. Math. II, 31. 98) Plut. Symp. II, 8. 99) Geopon. II, 35.

1) Lyd. de Mens. p. 76. 2) Paus. I, 37, 4. 3) Plut. Symp. II, 3. 4) Diog. L. VIII, 33. 5) Her. II, 81.

6) Plat. Ion. 536.

nen zum Guten, bei Vielen zu innerer Erkrankung und Verderbniß auszuwirken mußte, ist einleuchtend. Das ganze Bestreben, die Naturen der Dinge, namentlich der Götter, gegen einander aufzulösen, machte ferner in der Behandlung der Orphischen Sagen einen beständigen Hinblick auf die vereinenden, verschmelzenden Geheimnisse der Liebe und Zeugung nothwendig, der Liebe zwischen Mann und Weib sowol, als auch der einseitigen innerhalb der Geschlechter. Die Phantasie mußte sich ganz und gar hierin vertiefen, Alles, was darauf in näherer oder fernerer Beziehung stand, ward Orphisches Symbol, selbst unnatürliche Greuel durften zur Bezeichnung gewisser Verhältnisse nicht verschmäht werden, und manche widerwärtige Erzählungen dieser Art enthielten die Orphischen Gedichte, wie nachher anzugeben ist, schon in Platons und Isokrates Zeit. Unmöglich konnte hier bei der Mehrzahl der Orphisch Geweihten, sobald der heilige religiöse Ernst, der auch in der gesteigerten Sinnlichkeit und im Verkehr mit diesen weichen Symbolen die Gesundheit der Seele bewahren konnte, irgend erschlapfte, wie er denn auf so unnatürlichem Boden gewöhnlich bald erschlapft, eine völlige Fäulniß der Phantasie und der ganzen Seele ausbleiben, und wenn schon in ältester Zeit, wo Orphisches anzunehmen ist, diese Gefahr und auch dies Unheil oft eintreten mußte, so mußte ebendie Vereinigung zu einem Bunde, die Sammlung und Ausföhrung der Orphischen Sagen, das beständige Wüblen in diesem Gedankenkreise, das beständige Brüten über diesen Formeln, welches Alles jetzt erst eintrat, mit den Thaten des durch wachsendes Ansehen des Orphischen Namens gesteigerten hieratischen Stolzes und der Heuchelei, das Verderben zur Reife bringen. Dazu kam das Elend des peloponnesischen Krieges und die Schlechtigkeit, die dessen Hoffnungslosigkeit in den Menschen beförderte.

So konnte es nicht anders sein, als daß, wenn auch noch einzelne anständig gehaltene Orphiker blieben, über deren innere Persönlichkeit wir Nichts wissen, die fernere praktische Anwendung der Orphischen Ideen dem Gesindel anheim fiel. Armselige Gefellen hatten sich Bücher der Orphiker, namentlich die von Dnomakritos gesammelten Weihen, verschafft (die ersten dieser Art mögen heruntergekommene Orphiker selbst, die theils durch den Krieg, theils durch innere Verderbniß ins Unheil gerathen waren, gewesen sein), gingen damit in die Häuser der Reichen, zeigten Bücher des Orpheus und des Musäus, der Söhne der Musen und der Mondgöttin, haufenweise vor, verrichteten nach diesen ihre Opfer, und versicherten, daß sie durch diese Opfer und durch kindische Lustbarkeiten in ihren Gebräuchen Reinigung und Lösung von aller Schuld und Sicherstellung für Tod und Leben durch die Mittheilung dieser Weihen verleihen könnten; daß die, welche diese empfangen hätten, in jenem Leben nicht Ubleß, die Andern nur Schlimmes erwarten müßten. Ja sie schrieben sich die Macht zu, durch Bannformeln die Götter zu ihrem Dienste zu zwingen, so daß man für geringe Unkosten seinem Feinde Schaden zufügen könne, und wenn an Jemandem eine Schuld hafte, von ihm selbst oder von den Vorfahren

u. Encycl. d. B. u. K. Dritte Section. VI.

her, daß er dann sich davon reinigen könne durch Vergnügungen und festliche Lustbarkeiten. Dergleichen redeten sie nicht bloß Einzelnen, sondern ganzen Städten ein. So beschreibt Platon⁷⁾ dies Unwesen ausführlich, und an einem andern Orte gibt er an, daß diese Weihen und Reinigungen so vollbracht wurden, daß man Nymphen, Panen, Silenen nachjubelte und sich berauscht stellte⁸⁾. Alle Krankheiten, namentlich der Wahnsinn, selbst alle Gefährdungen wurden von alten, zum Theil uralten, an den Geschlechtern haftenden Verschuldungen und vom Zorne der beleidigten Mächte hergeleitet, die Weihen aber befreiten davon, indem sie eine neue Natur ertheilten⁹⁾. Den Geweihten wurden Ehren und Lohn in der Unterwelt verheißen¹⁰⁾. Offenbar schlossen diese Orpheotelesten sich an die alten Orphischen Gebräuche an, wie sie in den Orphischen Büchern begründet waren; die bettelhaft wandernden mochten die Sache so darstellen, als genüge es an einmaliger Weihe, um sich zu reinigen, andere, die sich mehr Ansehen gaben, schärften Wiederholung der Gebräuche als nothwendig ein, gingen auch nicht in die Häuser, sondern ließen die zu sich kommen, die ihrer begehrt. So wandert der Abergläubische bei Theophrast¹¹⁾ monatlich mit seiner Frau und, wenn diese nicht Zeit hat, mit der Amme und den Kindern zu den Orpheotelesten, um die Weihen zu empfangen, von welcher monatlichen Wiederholung diese Eingeweihten Menagyrten genannt wurden¹²⁾. Schon von den Orphikern waren phrygische heilige Sagen in den Kreis ihrer Gedanken und Bearbeitungen eingeföhrt, Sagen von der Muttergöttin, vom Sabazios und Ates (oder Atys), welche beide mit dem Dionysos Zagreus, dem Sohne des Zeus und der Persephone, identificirt wurden. Diese fremden seltsam und dadurch für das dumpfe Ohr der Einfältigen bedeutsam klingenden Namen ließ man nun auch in diesen Cerimonien ihre Rolle spielen. Es traten eigene Metragyrten auf, die die Weihen der phrygischen Göttin ertheilten, die Korybanten galten als Vortänzer im Wahnsinne, Rhea, wie Dionysos, für die den Wahnsinn läuternde Göttin. Schon bei Aristophanes finden wir den korybantischen Tanz mit dem Tympanon, durch den sich Philokleon von der Richterwuth heilen will¹³⁾. Die Orpheotelesten, Metragyrten und wie dies Gesindel sonst hieß, beförderten einander gegenseitig, entlehnten Götternamen und Gebräuche von einander, mögen sich auch aus Brodneid angefeindet haben. Die theologischen Verhältnisse dieser Menschen zu entwirren ist weder möglich noch der Mühe werth, was sich irgend lohnte, ist von Lobel vortrefflich geleistet, namentlich die Aufzeichnung der Verschmelzung des Bakchischen und Phrygischen¹⁴⁾, nur

7) Plat. Rep. II, 364. 8) Plat. Legg. VII, 815. Das Umhererschwärmen, die Lustbarkeiten und Gesänge in diesen Weihen des Bakchos auch Max. Tyr. III, 39. 9) Plat. Phaedr. 244. 10) Note 94. S. 31. 11) Theophr. Char. 16. 12) Schol. Soph. Oed. Tyr. 337. Suid. *μνραγ*. 13) Arist. Vesp. 119. Den idäischen Zeus, die Muttergöttin und die Kureten stellt schon Euripides mit dem Zagreus zusammen in mystischen Weihen, deren Schilderung im Wesentlichen durchaus mit den Orphischen zusammentrifft. Cret. fr. II. 14) Aglaoph. 639—670.

daß nicht zu erweisen steht, daß das Bakchische nicht einheimisch griechisch war und daß Dnomafritos irgend Antheil gehabt habe an der Einführung des Phrygischen. Naturgemäß fanden sich zur Handhabung dieser Orgien baldmöglichst die alten Weiber ein, nach nicht langer Frist auch jüngere. Den Athenern mißfielen diese Weihen anfangs als eine Art von Verböhnung der wirklichen Mysterien von Eleusis; sie bestrafte sogar die Priesterin Minus, die dergleichen verrichtete, mit dem Tod auf die Anzeige des Menekles, daß sie Liebestränke bereite¹⁵⁾, eben wie die Zauberköchin Theoris¹⁶⁾, aber dem Aberglauben war nicht zu steuern in der unglücklichen Zeit, da die Religion gewichen war, und das Orakel selbst, wahrscheinlich aus Achtung vor dem hieratischen Ursprunge dieser Künste, vielleicht auch vor dem halbapollinischen Namen des Orpheus, erklärte, man solle sie gewähren lassen. Nun wurden diese Weihen fast allgemein, Verständige, wie Demosthenes, verachteten sie, aber er war selbst als Ephebe auch geweiht, und zwar von Äschines' Mutter Glaukothea, welche Telestria oder Tympanistria¹⁷⁾ genannt wurde, und bei deren Weihen der eben erwachsene Äschines selbst als Metragyrte der Mutter die Bücher las und den Geweihten vortanzte und sie reinigte und dann sprechen hieß: Ich entging dem Schlimmen, ich erlangte das Bessere (Bekennniß des empfangenen neuen Lebenslooses), und dergleichen Gebräuche mehr, die man an Ort und Stelle nachlesen mag¹⁸⁾, die durch Zerreißen von Thieren, Schwingen von Schlangen, enthusiastische Tänze und Bekränzungen mit Epheu die Bakchischen Beziehungen darstellen. Die Zerreißen des Kehlkamms deutete symbolisch die des Dionysos durch die Titanen an¹⁹⁾, und der Gott wurde dabei unter dem Namen Attes angerufen, was wenigstens spätere Erklärer auf das Verderben (*ἀττι*), das er durch die Titanen erleidet, beziehen²⁰⁾. Mit Attes nannten sie den Dionysos zugleich Hyes, im Aufrufe Hyes Attes, welchen Beinamen des Gottes auch Euphorion kannte²¹⁾. Wenn Plutarch einen Orpheotelesten Philippos als Zeitgenossen des Leotykhides von Sparta, der dem Demarat folgte, nennt, so hat er entweder den Charakter dieses Philippos mißverstanden, oder es ist ein späterer Leotykhides zu verstehen, den Plutarch verkannte²²⁾. Durch die Betrachtung des Treibens dieser Menschen bildete sich mit der Zeit über Orpheus selbst die Erzählung, er sei ursprünglich selbst bettelnd als Seher und Zauberer umhergezogen, habe sich einen Anhang gebildet, sei mächtig geworden, aber in einem Aufstand erschlagen²³⁾.

Orphische Göttersagen und Meinungen. Alle Orphischen Sagen und Lehren über Theogonie und Kosmogonie auch nur anzudeuten, würde theils alle Grenzen dieser Aufgabe überschreiten, theils das Interesse er-

müden. Wir heben daher nur die wichtigsten aus und geben eine allgemeine Übersicht des Verfahrens und eine Zergliederung der Auffassungsweise, welche diese Vorstellungen hervorrief. Wir haben nachgewiesen, daß der Orphische Charakter der der Auflösung festgezogener Grenzen, der der Verschmelzung verschiedenartiger Gegenstände durch die Kraft des Gedankens und des Wortes ist. Diese Behandlungsweise erscheint nun vor allem deutlich in der Auffassung der Göttersagen. Die hellenischen Götter sind aus unbestimmtem Dunkel begrenzten Naturmächten umgebildet durch die Poesie zu scharf gezeichneten Personen, die Orphischen Sagen erkennen diese durch gebildeten göttlichen Personen, und was man von ihnen erzählt, an, aber nicht als feste Wesen, die für sich selbständig blieben, sondern als verschiedene Offenbarungen einer Naturkraft. Diese eine Naturmacht aber wollen sie nun auch wieder in einer Person darstellen, wofür sie nach dem zwingenden Charakter hellenischer Behandlungsweise auch für ihre Vorstellungen immer eine bestimmte Gestalt bedürfen. Daher häufen sie in einem Gott die Mannichfaltigkeiten der göttlichen Wesen zusammen, lassen Alles in ihm sein und leben. Die An der Verbindung dieses Vielen zu Einem ist sinnlich roh die der Verschlingung der Urmacht, aus der Alles hervorgegangen ist, durch Zeus. Diese Urmacht selbst abstellen sie von der gewöhnlichen Vorstellung verschieden dar, offenbar weil in dieser sich keine findet, welche die in der entwickelten Welt überall wirkende Naturmacht als eine Einheit darstellte, und wahrscheinlich nahmen sie diese Macht, die sie Phanes zu nennen pflegten, auf die sie aber auch andere Namen häuften, aus einem besondern Cultus, der eine solche unbestimmtere Überlieferung erhalten hatte. Außer der rohen Weise der Vereinigung durch Verschlingung nun bringen die Orphiker, der Weisheit aller alten Sagen gemäß, ihre göttlichen Mächte durch Zeugung hervor; sie nähern sie einander durch Liebe und Liebesgenuß aller Art, selbst in widerwärtigen Formen. An die allgemein anerkannten Sagen, namentlich die Hesiodischen, schließen sie sich möglichst an, mit dem Ansprüche, Lücken derselben auszufüllen und Alles in das richtige Verhältniß zu setzen.

Wir geben nun Darstellungen Orphischer Theogonie, zuerst namentlich aus den heiligen Sagen in 24 Rhapsodien, die dem Kerkops zugeschrieben werden und von Theognetus überarbeitet scheinen, gewiß also schon mit vielfacher Einmischung Pythagoreischer Ideen. Was zuerst den Urgrund betrifft, aus dem Alles, was da ist sich entwickelt, so ergaben sich in ältester Zeit den Griechen, die darüber nachdachten, mannichfache Meinungen. Die Erde, worauf man stand, war eine nicht wegzuleugnende Thatsache, aus ihr sah man Alles hervorkommen von ihr genährt werden und in sie zurückkehren, ohne daß sie selbst im Ganzen sich veränderte, vielmehr ruhig wofür die Ewigkeit, dalag; es gab keinen Grund zu glauben, daß das einmal nicht so gewesen sei, daher erscheint nach der einfachsten natürlichsten Theologie, die Hesiodos gibt, die Erde als Urgrund, alles, was sich bewegt und in seiner Erscheinung wechselt, als Entstandenes. Neben

15) Dem. Fals. Leg. 431 mit den Erklärungen von Ulpian und dem Schol. August. Tom. II. p. 167. 16) Dem. c. Aristog. I. 793. 17) Suid. *Αἰσχύνης*. Dem. pro Cor. 313. 18) Dem. ib. Bergl. Rote 60–62. S. 39. 19) Phot. *Νεβούλειον*. 20) Etym. M. *Ἄρτις*. 21) *Euphor.* fr. 14. 22) Müllerer Proteg. S. 381. 23) *East.* II. II, 596.

der Erde sind nur Luft (Chaos) und Kluff (Tartaros) von Ewigkeit her dort, wohin kein sterbliches Auge dringt, in allen aber waltet das Verlangen, das Scholle an Scholle, Tropfen an Tropfen, Seele an Seele bindet, die einzige ewige Bedingung des Zusammenhanges, Groß genannt. Die Erde aber gebiert die einzelnen Theile der Welt, Himmel, Erdoberfläche (Berge bei Hesiodos genannt) und Meer; diese erzeugen wieder, was in ihnen einzeln erscheint, eine in Allem höchst natürlich und consequent gedachte Entwicklung.

Von diesem durch naturgemäße poetische Reflexion erkannten handgreiflichen Urgrund abstrahirten die Orphischen Theogonien völlig. Eine nannte als Urgrund die Nacht, die aber, die uns hier vorliegt, die ungeborene unalternde Zeit, sie stellt eine Abstraction an die Spitze ihres Gebäudes, durchaus unpoetisch, dem sinnlich betrachtenden Menschen schwer faßlich. Diese Sage scheint nicht alt, denn wenn die Pelasger auch die sinnlich bildliche Form persönlicher Götter nicht bedurften, so lag der Grund dazu in der Rohheit ihrer Vorstellungen, in dem ganz unselbständigen Haften an der Naturerscheinung, welcher Vorstellungsart jede, die abstracte Begriffe zusammenreicht, diametral entgegensteht. Im Zeitalter des Pythagoreischen Einflusses aber lag eine solche Abstraction nicht sehr aus dem Wege, der Gedanke ist dem Heraklitischen vom ewigen Werden verwandt, näher noch, ja identisch mit dem persischen Urprincipe Zervam Akere. Bezeugt wird dieser Orphische Urgrund durch Proclus, Spuren finden sich bei Aristoteles und Timäus, dem Lokrer²⁴⁾. Die Zeit zeugt das Chaos ohne Ende, Grund und Sitz, und den Äther²⁵⁾. Im Äther bildet die Zeit durch innere Kreisung das Chaos zum silbernen Ei, aus dem Sie geht Phanes, der Erscheinende, hervor, dessen Geburt im Ei nur die Nacht gesehen hatte, aus dem Ei bilden sich Himmel und Erde. Phanes' Erscheinung erfüllt Alles mit Glanz, er vereinigt in sich alle Göttlichkeit, die Naturen des Bromios, Zeus, Metis, Groß, Erikapdos; namentlich heißt er außer Phanes auch Metis und Erikapdos; er bildet die Welt, vertheilt die Wohnungen der Götter und der Menschen, die der letzten in der Mitte, bestellt die Sonne zum Wächter, und nun wird diese Phanes, Dionysos, Eubuleus, Antauges genannt, baut eine neue Erde mit Bergen, Städten und Gemächern, den Mond. Wie sehen hier das Orphische Zusammenschmelzen verschiedener Naturen und Namen, Phanes scheint eine Potenzirung des Dionysos zu sein, den die Orphiker vorzüglich ehren, daher ist Bromios in ihm, Zeus' Natur muß auch in ihm sein, weil Zeus gegenwärtig Weltherrscher ist, Groß ebenfalls, weil dieser bei Hesiod der allein ursprünglich thätige, der Bildner von Allem ist und ebenso mehrfach in Orphischen Sa-

gen, Metis, weil Zeus dieselbe bei Hesiod verschlingt und aus ihr seine herrliche Tochter gebiert, wie Phanes' Verschlingung dem Orphischen Zeus die Welt zu eigen macht. Erikapdos ist dunkel, wahrscheinlich ein von der Sonne entlehnter Name²⁶⁾; denn wir sehen ausdrücklich, daß die Sonne Phanes' Namen erhält, also sein Symbol wird. Hier also haben wir einen Weltbildner, der alle Naturen in sich vereinigt, daher auch Mannweib, daher gestügelt und mit vier Köpfen, dem des Widders, Stiers, Löwen, Drachen. Phanes gebiert die Nacht, eine dreifache Tochter, mit der mittelsten wiederum vermählt er sich, übergibt ihr sein Scepter und die Weissagungskraft. Sie gebiert Himmel und Erde, und somit sind wir nun wieder auf Hesiodischem Boden; denn diese beiden zeugen nun Mären, Hekatoncheiren und Tektoncheiren (Kyklopen), die der Vater, weil er erfährt, daß sie ihn der Herrschaft berauben werden (er erfährt es wahrscheinlich von der weissagenden Nacht, die als Utmutter der Hesiodischen Gaa vorgeschoben, oder für die Gaa, ehe diese den Uranos gebiert, eingeschoben ist), in den Tartaros stößt, worauf die Erde die Titanen gebiert, sieben Töchter und sieben Söhne. Unter diesen pflegt und erzieht den Kronos die alte Nacht. Die Titanen stürzen den Uranos, indem Kronos ihn entmannt, zur Rache der Verstoßenen, Okeanos nimmt nicht Theil. Aus dem Blute gehen die Giganten hervor, aus dem Gliede, das im Meer umhertreibt, Aphrodite. Okeanos und Tethys vermählen sich zuerst (nach Platons Zeugnisse)²⁷⁾. Kronos herrscht über das silberne Geschlecht der Menschen, die sich immer verjüngen. Ihm gebiert Rhea den Zeus, den die Schwestern Erde und Adrasiea ernähren, die Kureten bewachen. Auf den Rath der Nacht berauscht Zeus den Kronos mit Honig, fesselt und entmannt ihn, welche Fabel der Geschichtschreiber Timäus kannte²⁸⁾, Platon im Euthyphron anzudeuten scheint²⁹⁾. Dann richtet Zeus nach dem Rathe der Nacht seine Herrschaft ein und sucht den Kronos zu versöhnen, namentlich aber verschlingt er auf den Rath der Nacht den Phanes, und nun ist in Zeus' Leibe die ganze Welt, Äther, Meer, Okeanos, Abgrund, Götter und Göttinnen; er verbindet aber das aus ihm neu erscheinende Weltall mit einer goldenen Kette, sodas jetzt die Welt des Phanes durch den König Zeus ein organischer Leib geworden ist. Diese Einheit der Welt in Zeus sprechen Verse aus, die schon das dem Aristoteles zugeschriebene Buch von der Welt gibt, die neue Geburt der Welt aus Zeus schildern Orphische Verse in Aristoteles Fragmenten; auch Platon nennt den dort vorgetragene Gedanken, daß Zeus von Allem Anfang, Mitte und Ende habe, einen alten, und gibt dem Zeus die Dike zu, offenbar in Bezug auf einen Orphischen Vers, worin der Nomos, den auch Pindar den König Aller nennt, Zeus' Weisiger ist³⁰⁾. Ja schon von Äschylos werden Verse angeführt, Zeus sei der Äther, Zeus die Erde, Zeus der Himmel, Zeus

24) Proclus *istors Aglaoph.* 470 sq. *Timae.* Loer. p. 97, 20. *Arist.* de Coel. III, 1. Wo es bei diesen Untersuchungen nicht auf einzelne Stellen besonders ankommt, citire ich der Kürze wegen den Lobetschen *Aglaophamus*, der als Orphisches Corpus gelten darf, und wo sämmtliche sonst nicht allgemein leicht zugängliche Stellen aus den Neuplatonikern und Kirchenschriftstellern ausführlich excerptirt sind. 25) *Aglaoph.* 472 sq.

26) *Ἐρικεπαῖος* oder *Ἐρικεπαῖος*: ἴσθι scheint auf die Frühe zu gehen. 27) *Plat.* *Cratyl.* 402. 28) *Schol.* *Apoll.* IV, 985. 29) *Plat.* *Euthyphr.* p. 6. 30) *Plat.* *Legg.* IV, 716.

sei Alles und sei noch ein Höheres als das³¹⁾, offenbar Orphische Gedanken. Ich halte diese Verse für nicht wirklich Aeschyleisch, weil Aeschylos Himmel und Äther nicht getrennt haben würde, sondern höchstens einen dreifachen Zeus in Himmel, Erde und Meer erkannt hätte, aber auch diesen dreifach, nicht dreieinig; denn dem Aeschylos steht die gesonderte Persönlichkeit der Götter fest. Wohl aber ist es wahrscheinlich, daß die deutlich wahrzunehmende Vereinigung der verschiedenen Naturen und Charaktere der Götter im Charakter des Zeus, der gnädig sowol als gewaltsam verfährt, wo es nöthig ist, bei Aeschylos³²⁾ durch Orphische Vorstellungen, die er kennen lernte, veranlaßt ist, nur ging bei ihm, wenn er auch die Einheit von Allem in Zeus erkannte, darum die Persönlichkeit der Einzelnen nicht verloren. Wol nur in dieser Beziehung gaben Einige Einfluß der Orphiker auf Aeschylos an. Denn diese aus ihrer Theokratie durch Steigerung hervorgegangene Tendenz zum Monotheismus ist offenbar das Bedeutendste in diesen Orphischen Lehren, und wir dürfen wol Platon nicht unsern Glauben verlagern, wenn er den Gedanken, daß Zeus Anfang, Mitte und Ende von Allem habe, einen alten nennt; wir sehen aber auch in seinem Ausdrucke noch poetische Mäßigung, indem er bei ihm Alles hat, in der vorliegenden Theogonie Alles ist. Hier ist wol wieder eine Spur theoretischer Steigerung und Übertreibung durch die Pythagoreischen Orphiker, Platon scheint eine ältere Form des Gedichts gekannt zu haben, vielleicht nach der Sammlung des Pherekydes. Denn von Pherekydes wird berichtet, nach ihm habe Zeus sich, als er die Welt ordnen wollte, in den Eros verwandelt³³⁾; Zeus selbst heißt aber auch in jenen Versen unserer Theogonie Metis und Eros³⁴⁾, und in ähnlicher Bedeutsamkeit kam Eros in den Orphischen Hymnen der Lykomyden vor³⁵⁾. Außer diesem Alles vereinenden Gott ist das Bedeutsamste, was diese vorgelegte Theogonie bis jetzt gezeigt hat, die Wirksamkeit der Nacht als Ahnmutter und als Weissagerin durch mehre Göttergeschlechter hindurch, in derselben Rolle, die sonst Gaea spielt, namentlich bei Hesiod. Dies ist gewiß alt Orphisch. Die Finsterniß war das Nächste, was man als Urgrund nehmen konnte, wenn man einmal die Erde verwarf und den handgreiflichen Urgrund sublimiren wollte. Auch hatte Orpheus gesagt, das delphische Orakel sei dem Apollon und der Nacht gemeinschaftlich³⁶⁾, und jene Orphische Theo-

logie (so), deren Inhalt der Peripatetiker Eudemos angab, setzte gradezu die Nacht als ersten Urgrund³⁷⁾, übereinstimmend mit Epimenides und Akusilaos. Diese Theogonie scheint Aristoteles zu bezeichnen, indem er von der Nacht als Urgrund bei den alten Dichtern spricht³⁸⁾. Dieselbe schwebt offenbar dem Aristophanes vor, wenn er in den Vögeln, nachdem er mit echt Orphischem Pathos die trübselig lebenden, dem sprossenden Laube vergleichbaren, kurzathmenden, aus Thone gebildeten, schattenähnlichen, nichtigen, taggeborenen, armseligen, traumgleichen Menschen ausgescholten und sie geheißt hat hören auf die unsterblichen, ewigen, unalternden, Unvergängliches wissenden Lehrer, welche dort die Vögel, gewiß aber die Orphiker sind, folgende Kosmogonie vorträgt: Wust und Nacht und Finsterniß und Klust sei zuerst gewesen, noch nicht Erde, noch Luft, noch Himmel, da habe im endlosen Schooße der Finsterniß die schwarzgefügelte Nacht zuerst ein Ei (ihm ein Windei) geboren, aus dem im Verlaufe der Stunden der liebevolle Eros erwachsen sei mit goldenen Flügeln, vergleichbar windschnellen Kreisungen. Er nun habe Alles verbunden und vereint, und durch diese Vereinigungen seien Himmel und Okeanos, und Erde erzeugt, und das unvergängliche Geschlecht aller seligen Götter³⁹⁾. Da nun auch Pherekydes, der mythisch philosophirte, das Zeugende, was nichts Anderes sein kann, als Eros, als das Erste und ewig Beste hinstellte⁴⁰⁾, eine Bestätigung jenes Zeugnisses, daß bei Pherekydes Zeus zum Eros oder Eros zum Zeus ward, liegt der ganze Zusammenhang klar vor. Uralt Orphisch steht die Nacht voran, wie bei Hesiod die Erde, um jene, wie um diese, Wust und Abgrund, sie gebiert den Eros, den Weltbildner. Pherekydes als Philosoph stellte diesen voran. Die Pythagoreischen Orphiker, namentlich Kerkops, pflanzten vor die Nacht die unendliche Zeit und stellten auch als Zweites noch nicht sie hin, sondern das Chaos, aber gepaart mit dem Äther, um gleich die zwei Hauptgegensätze der Welt zu haben. Dann ließen sie das Ei entstehen, aus dem Ei aber den Phanes hervorgehen, gemischt aus Ideen von Dionysos und Helios, der ihnen die Dienste thut, wie Eros der alten Theogonie. Dann erst lassen sie die Nacht folgen, die ihnen aber doch auch wiederum schon beim Phanes im Ei war, womit sie die Herabsetzung wieder gut machen; denn es scheint ihnen nicht sehr darauf anzukommen, etwas schon dasein zu lassen, ehe es erzeugt wird, und das Zeugen überhaupt ihnen die Einreihung in ihren organischen Zusammenhang zu bedeuten. Ferner erkennen sie nun in den folgenden Generationen die Ehre der Ahnmutter Nacht an, die, weil sie die Keime zu Allem genährt und geboren hat, auch von Allem weiß und weissagt, bei ihnen freilich durch Gabe ihres Phanes. Es ist durchaus glaublich, daß dieser Phanes und seine hohe Stellung aus einem Cult entlehnt und ein alter Orphisch verehrter Gott, eine Form des Dionysos ist, vielleicht auch der Eros von Thespiä, den die sammelnden Orphiker in die Theogonie eingereiht haben.

Die ganze Darstellung nach Aglaoph. 474—482, 493—534 mit wenigen notwendigen Ausschreibungen einzelner Sagen, die wir in die andern Theogonien verweisen. Aphroditens Geburt s. Agl. 542.

31) Aesch. inc. fr. 295 (304). Mir bleibt die Vermuthung wahrscheinlich, daß statt des handschriftlichen $\epsilon, \tau\epsilon$ $\epsilon\upsilon\phi\omicron\omicron\lambda\omicron\upsilon\varsigma$ δ , $\tau\epsilon$ $\alpha\lambda\alpha\chi\upsilon\lambda\omicron\varsigma$ nicht zu lesen ist δ $\tau\omicron\upsilon$ $\epsilon\upsilon\phi\omicron\omicron\lambda\omicron\upsilon\varsigma$ $\alpha\lambda\alpha\chi\upsilon\lambda\omicron\varsigma$, sondern $\delta\tau\epsilon$ $\epsilon\upsilon\phi\omicron\omicron\lambda\omicron\upsilon\varsigma$ δ $\tau\omicron\upsilon$ $\alpha\lambda\alpha\chi\upsilon\lambda\omicron\upsilon\varsigma$. Eben wenn Aeschylos Orphische Vorstellungen berücksichtigte, ist es wahrscheinlich, daß sein in seiner Weise, aber ohne seine poetische Kraft und Klarheit arbeitender Sohn sich ganz darin versenkte. Auch von Sophon werden einzelne Fragmente angeführt.

32) Nachgewiesen von mir Theol. Aesch. S. 14.

33) Bei Procl. in Tim. III, 156.

34) Ibid. Aglaoph. p. 523 und 524.

35) Paus. IX, 27, 2.

36) Plutarch. Ser. Num. Vind. 5.

37) Aglaoph. 488.

38) Arist. Met. XII, 301.

39) Aristoph. Av. 685 sq.

40) Arist. Met. I, c.

die Athene aus dem Haupte, die in Waffen glänzt, die Kureten anführt, als Weberin berühmt wird. Auch zeugt Zeus eine zweite Aphrodite, während eine erste schon oben erschien, im Verlangen nach Dione ebenfalls aus dem Meere, wieder eine garstige Geschichte. Sie wird mit Hephästos vermählt. Leto wird mit Demeter vermischt, diese gebiert dem Zeus die Kora, Hekate, Artemis, die bald verwechselt, bald gesondert zu sein scheinen. Der Kora wird Vermählung mit Apollon und Lächter mit brennendem Antlitz zugesagt, neun an der Zahl, es können wol nur die Mufen gemeint sein. Pluto aber raubt sie am Okeanos, ungeachtet der Hut der Korymbanten, und zeugt mit ihr die Eumeniden, vorher aber von ihrem Vater Zeus geschwängert, gebiert sie den Dionysos Zagreus, den unterirdischen Dionysos. Hierin stimmten die Drphter überein mit der Sage von Eleusis, die sie auch von ihrem Vater empfangen ließ. Die Kora webt nun das Gewebe der Saaten und des Lebens, den Zagreus aber macht Zeus zum Weltherrscher, heißt die Götter ihm gehorchen und setzt ihn auf seinen Thron, so jugendlich er auch noch ist; dem Apollon gibt er ihm bei als Hüter⁵¹⁾. Um Rhea zu veröhnen tritt Zeus bei ihr in Trohndienst (*Ἰντελα*).

Hiermit scheint die Theogonie geendigt zu haben, wenigstens die alte, die Eudemos beschrieb, denn die Götterzeugung ist nun vollendet, wenn uns gleich durch Zufall nicht über alle berichtet ist. Die merkwürdige Drphtische Sage vom Tode des Zagreus dagegen war in den Weihen berichtet, die Dnomafritos ordnete, weil auf diesen Tod sich der Erfolg der Weihen für jenes Leben begründete. Daß dies auch in der Theogonie erzählt sei, berichtet Niemand, und ist nicht wahrscheinlich, weil Proclus, der die des Kerkops vor sich hatte, wenig davon sagt, und dies Wenige ebenso gut aus den Weihen wissen konnte; namentlich aber ist ein Beweis dafür, daß Kerkops sich hierin nicht mischte, der Umstand, daß in den Anführungen dieser Erzählung keine Philosopheme sich hervorthun, wie in denen der Theogonie überall. Zu bemerken ist nur noch, daß die Theogonie vielfach die Einheit des Apollon und der Sonne angedeutet hat, die wir als Drphtische Lehre bei Euripides, vielleicht auch bei Aeschylus, kennen gelernt haben⁵²⁾ und die in den ersten Versen der Theogonie ausdrücklich ausgesprochen wird⁵³⁾. Diese Verschmelzung war eine der am nächsten liegenden und wol in mancher Cultusform begründet. Ebenso echt Drphtisch ist die Bedeutsamkeit des Lichtes bei der Weltbildung, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch schon in der alten Theogonie der aus dem Eie der Nacht hervorgehende Eros den Beinamen des Erscheiners, Phanes, geführt hat und in der Sonne symbolisirt ist, da wir die Drphtische Anspielung des Sophokles kennen gelernt haben, nach der der Sonnengott Erzeuger der Götter und Vater Aller heißt, ganz wie Eros selbst⁵⁴⁾. Ungewiß ist, ob die Erzeugung des zweiten Dionysos und seine Ge-

burt aus Zeus' Hüfte, die die Drphter kannten, nebst seiner Fütterung im Korbe auf Hippa's Haupt⁵⁵⁾, aus der Theogonie war.

Die Geschichte des Zagreus berichten erst Nonnus und Clemens, der letzte ausdrücklich aus dem Drphten, der die Telete gebichtet⁵⁶⁾, das in der Verborgenheit erzogene gehörnte Kind Zagreus, der auf Zeus' Thron gesessen und den Bliß mit kleiner Hand geschwungen, welche Häufung von Ehren auf das Kind der zweite Dionysos (indem er den Zagreus den frühern Dionysos nennt), den Rhea genährt, an Zeus tabelt, erhält einen Spiegel von Hephästos und beschaut sich darin, die Kureten umtanzen ihn im Waffentanz, aber die Titanen, durch Färbung der Gesichter mit Gyps unkenntlich, aufgereizt von der feindseligen Here, verlocken ihn durch schimmerndes Spielwerk, Kegel, Kreisel und goldene Hesperidenäpfel, dann überfallen und zerschneiden sie ihn, er belebt sich durch mehrfache Verwandlungen in einen Löwen, Stier, Tiger, ein Pferd, eine Schlange, dennoch überwältigen sie ihn, schneiden das Herz aus und kochen die zerhackten Glieder in dreifüßigem Kessel, Athene rettet das schlagende (*πάλλουσα*) Herz, davon Pallas genannt, und bringt es dem Vater, der dasselbe einschließt und dann den zweiten Dionysos von der Semele zeugt; dem Zeus hat Hekate zuerst von der Zerhackung des Kindes Nachricht gegeben, Apollon sammelt und verbindet die Glieder und bestattet sie zu Delphi bei seinem Dreifuß auf Zeus' Geheiß. Nach Andern verbindet Rhea die Glieder. Unter den Titanen, die die Unthat vollbracht, waren namentlich Atlas und Typhoeus genannt, Atlas wurde bestraft durch Auflastung des Himmels, die übrigen verbrannte der Bliß des Zeus; aus ihrer Asche gehen die Menschen hervor, deren Wichtigkeit mehr Verse beschreiben, ungefähr wie bei Aristophanes⁵⁷⁾.

Das ganze Gebicht, Weihen genannt, stand offenbar in steter Beziehung auf die Gebräuche der Drphtischen Weihen. Als Symbole dieser Weihen gibt Clemens selbst⁵⁸⁾ Würfel, Kreisel, Kugel, Äpfel, Spiegel, wollene Flocken an, auch Platon erwähnte, daß bei den Drphtischen Weihen kindische Lustbarkeiten vorkommen⁵⁹⁾, das Spiel des Zagreus und die das Spielwerk darbietenden Titanen wurde also in denselben dargestellt. Fragen wir, von

51) Größtentheils nach Aglaoph. p. 537—552, 587 sq. 52) Note 67 und 68. S. 14. Vergl. Aglaoph. p. 614. 53) Aglaoph. p. 469. 54) Note 69. S. 14.

55) Aglaoph. p. 582. 56) Clem. Protrept. p. 11. Dasselbe ausdrücklich Diad. V, 75. Denn einzelne Erwähnungen der Zerreißung des Dionysos finden sich allerdings schon früher, nicht bloß bei Diodor, sondern schon bei Kallimachos, wo die Mutter Persephone, die Zerreißung durch die Titanen, der Kessel, in den sie die Glieder thun, aufgeführt neben dem delphischen Dreifuß, erwähnt waren: Etym. Gud. Ζαγρεὺς und Etym. M. Ζελογοί. Tzet. Lyc. 208. Here's Zorn gegen den stierhäutigen Dionysos Hys, die Titanen und die Kochung der Glieder kamen auch bei Euphorion (fr. 14, 15) vor. 57) Die Zeugnisse im Aglaoph. p. 553—592. Eobea legt die Erzählung der Theogonie bei, obgleich nur bei Zagreus erster Einfügung die freilich dort vorgekommen sein wird, der Ζελογοία gedacht wird, und Diodor und Clemens ausdrücklich angeben, daß die Zerreißung in der Telete stand. 58) Note 56. dieser S. Die hinzugefügte Flocke, πρόκος, scheint beim Abwaschen mit Wein gebraucht zu sein. 59) Note 7. S. 33.

wem, so liegt die Antwort nahe. Aus der Asche der Titanen waren die Menschen entsprungen, ein götterfeindliches Geschlecht, daher traurigem Loos im Leben und Tode bestimmt, die ausgenommen, die durch göttliche Gunst und Weihe begnadigt werden. Der Einzweihende ist noch in dieser titanischen Natur und dem dafür beschiedenen Loos befangen, er muß die Titanen darstellen, dem Götterkinde das Spielwerk darbieten, die titanische Ferulstaude des verwegenen Prometheus tragen⁶⁰⁾, zerreißt Thiere, Darstellungen des Kampfs der Titanen mit dem Gott und seiner Verwandlungen. Darauf wird ihm der Kelch gereicht⁶¹⁾, er zecht von dem Weine, den Zagreus' Blut hervortreibt, wird zugleich gereinigt und gewaschen mit Wein und Kleie⁶²⁾, den Gaben des Dionysos Zagreus und der Demeter mit Persephone. Nun muß er aufstehen aus der Reinigung und ausrufen: Ich entging dem Schlimmen, ich gewann das Bessere. Denn nun hat er das neue Lebensloos erlangt, statt der titanischen Natur ist er von der des Zagreus belebt und dessen Eigenthum. Daher zieht er nun, während Jenes bei Nacht vorging, Tags durch die Straßen, schwingt Schlangen, das Symbol des Gottes, über dem Haupte, ruft den Gott als seinen Gebieter an und bekränzt sich mit Epheu, dem Laube des Dionysos, und Fenchel und Weispappel, dem der Persephone. Aus dieser letzten Beziehung bestätigt es sich, daß Zagreus Fürst der Mysien im Todtenreiche sein muß, nach den Drphischen Weißen, wie Iakchos in Eleusis, wenn auch ganz deutliche Zeugnisse fehlen. Die Enträthselung der übrigen Sagen ist nicht schwer, ein symbolischer Sinn liegt zu Tage. Im Wein erscheint Zagreus' Kraft, der ihn nach der Zerreißung neu vereint, ist Apollon, welcher den Drphikern die Sonne ist und dadurch die vereinende Kraft des Gros hat, der auch in der Sonne erscheint, oder es ist die Mutter Rhea-Demeter, die Erde. Durch Sonne und Erde gedeiht aus Zagreus' Gliedern der Trank, der dem Geweihten das neue Lebensloos gibt, der ihn mit den Göttern versöhnt. Ja Zagreus wird ausdrücklich mit dem Namen Wein, *Dnos*, bezeichnet, die Glieder des Weins seien gesammelt, geordnet und fortgeschafft, sagt ein Drphischer Vers⁶³⁾, (Apoll scheint sie der Rhea zu bringen) aus der Einschlürfung seines Herzens zeugt Zeus den neuen Weingott Dionysos, den Reiniger der Seelen von jeder alten Schuld⁶⁴⁾, insofern er auf der Oberwelt den aus Zagreus' Gliedern und Blut entspringenden Wein

fortwährend zum Gedeihen bringt. Merkwürdig ist die einmalige Erwähnung des Hermes aus Drphischer Sage, er habe den Dionysos (Zagreus) in den Himmel hinaufgeführt, und darauf habe Hera gegen ihn die Titanen gereizt⁶⁵⁾. So kurz diese Notiz ist, so bestätigt sie Folgendes mit völliger Sicherheit, daß nämlich Zagreus in der Unterwelt geboren ist, vorher vom Zeus erzeugt, aber dort geboren, weil seine Mutter Persephone gleich nach jener Empfängniß von Pluton geraubt und Todtenkönigin wird. Also gehört Zagreus durch Geburt der Unterwelt an, wird durch Hermes, dessen Amt es eben ist, beide Welten zu vereinigen, in das himmlische Reich hinaufgeführt, aber aus demselben verstoßen durch den Neid der Himmelskönigin; nun jedoch erhält er sein Erbe als Todtenfürst. Auch von Iakchos, dem durchaus unterirdischen, sagte man ja zu Eleusis, er sei Sohn des Zeus, dieser war aber Eins mit dem Dionysos; denn die Philosophen finden es unanständig, daß man dem Gotte, den man als Todtenbeherrscher in Ewigkeit werde feiern müssen, Phallusproceßionen halte, mit allen möglichen Ungelegenheiten. Hera erscheint, wie immer, als strenge Bewahrerin der Majestät der himmlischen Mächte, aber in den Drphischen Darstellungen thut sie das, wenn auch nicht in diesem Falle dadurch, daß sie Zeus an sich zu fesseln sucht durch unflätige Liebkosungen.

Ferner wissen wir, daß dieses Gedicht außer der auf die Weißen bezüglichen Darstellungen der Zerreißung des Gottes auch seine Herrschaft in der Unterwelt und das dortige Glück der Geweihten beschrieb; denn deren Vorzüge werden schon von Platon mannichfach erwähnt. Nach ihm schilderten Musäus und sein Sohn, worunter die Alten Drpheus verstanden, wiewol unleugbar dort *Eumolpos*, der erste Hierophant von Eleusis, gemeint ist, was aber Nichts austrägt, als einen neuen Beweis für Drphische Lehre in den Eleusinien, wie die Heiligen im Hades zum Trinkgelage sich vereinigten, und mit Kränzen geschmückt in ewigem Rausche lebten unter Scherz und Tanz⁶⁶⁾, in der Gemeinschaft der Götter, während wer ungeweiht und ungerichtet in den Hades komme, dort im Schlamme liege, denn der Ferulträger, sagen die Dichter der Weißen, seien viele, wenige aber Bakchen⁶⁷⁾. Ähnliches lernte man in den Eleusinien kennen, und Aristophanes' Schlamm bezieht sich auf diese, denn zu dessen Zeit waren die Drphischen Weißen nur einzelt, Privatsache und mit Geheimniß betrieben, bald darauf in Demosthenes' Kindheit öffentlich erlaubt⁶⁸⁾. Nach Andern überließ der Gott die Ungeweihten der Zerfleischung des Kerberos, worauf offenbar die Fesselung dieses Ungeheuers durch die Drphische Laute auf jenem Vasenge-

60) *Aglaoph.* p. 703. 61) *ἑρμηνεύειν Dem. Cor.* 313. 62) *Ib.* wie auch die folgenden Gebräuche. Daß dies Alles nicht erst durch die Drphotelesten ausgebildet ist, beweist die Übereinstimmung mit der Schilderung der Weißen bei Euripides, in dessen Zeit von dem Unwesen jener höchstens die ersten Anfänge bestanden. Hier muß der Einzweihende zuerst in nächtlicher Feier (*νυκτινόλου Ζαγρέου*) rohesendes Mahl vollbringen, offenbar um seinen titanischen Zustand darzustellen, dann schwingt er der Muttergöttin Fackeln, wird als geheiligter Bakche der Kureten begrüßt, flieht, in weißes Gewand gekleidet, die Menschen, berührt keine Leiche, genießt keine besetzt gewesene Speise. *Eur. Cret. fr.* 2. Der eingeweihte Ephebe mit triefenden Binden um Haupt und Leib vor der Telestria auf dem Vasengemälde. *Millin, Tomb. de Canosa t. 3.* 63) *Aglaoph.* p. 563. 64) *Ib.* p. 585.

65) *Etym. Gud.* p. 449. *Ζαγρέου.* 66) *Plat. Rep. II,* 363, 366 sq. *Plutarch. Comp. Cim. et Luc.* 346. *Non posse suav. vivi Epic.* 27. 67) *Plat. Phaed.* 69: *οἱ τὰς τελετὰς κατασφραγίσαι,* offenbar das Gedicht des *Dnomakritos*. Die Stellen *Aglaoph.* p. 306, wo das Gedicht wieder nicht erkannt wird. 68) *Aristoph. Ran.* 147, 271. Vergl. Note 15. S. 34. Daher steht auch Drpheus neben Demeter auf dem Vasengemälde. Note 16. S. 19. Denn die Drphiker zogen, was sie nur durften, von den eleusinischen Verheißungen auch in den Bakchischen Kreis.

mälde geht⁶⁹⁾. Die erwähnten Ferulträger sind offenbar die ungeweihten Menschen titanischen Looses, die in den Schlamm gehören, wie die Titanen in den Tartarus, die Geweihten leben in ewigem Rausche, d. h. immer auf dem Gipfel der Seligkeit ihres durch den Wein, in dem die Kraft des Zagreus wirkt, gewordenen neuen Lebenslooses. In dasselbe Gedicht scheint die aus Orpheus angeführte Erwähnung der vier Lobtenflüsse: Pyriphlegon, Acheron, Kokytos, Okeanos, zu gehören, welche die Pythagoreischen Orphiker nach den vier Weltgegenden vertheilten⁷⁰⁾.

Titanischer Natur also und mit jener titanischen Schuld des Frevels gegen den Zagreus beladen, weil die Schuld der Väter an den Kindern haftet, sind alle menschliche Seelen, weil alle aus der Asche der Titanen herkommen, die Geweihten aber löst der Gott von dieser Schuld. Daraus erklärt sich, wie nach dem Glauben der Orphiker alle Mühseligkeiten der Menschen in der Schuld ihrer Vorfahren, worunter eben die Titanen zu verstehen sind, ihren Ursprung finden, wie ferner auch die Stellen zu deuten sind, in denen es heißt, die Seele büße hier frühere Schuld und sei wegen derselben im Körper begraben, der Körper sei ihr Grab und Kerker, schon nach Platons und Philolaos' Zeugniß, deren erster ausdrücklich die Geheimweihen, der andere die alten Theologen und Seher nennt⁷¹⁾. Denn wie das Orphische Weihgedicht überhaupt die Menschen lehrte sich vom Morde zu enthalten (*Ar. Ran.* 1032), so mag auch nach altem frommen Gefühle der Nothwendigkeit der Ergebung in die von den Göttern auferlegte Buße in demselben den Ausspruch veranlaßt haben: Niemand, der zur seligen Fröhllichkeit, die Zagreus verleihe, nach dem Tode gelangen wolle, dürfe die Zeit, in der ihm beschieden sei, die Titanenschuld durch das Elend des irdischen Lebens zu büßen, verkürzen. Sind diese Gedanken aus dem Gedichte des Dnomastritos, wie denn Jamblich sie ausdrücklich auf die Orphischen Weihen bezieht⁷²⁾, so kann die Schuld nur bis zum Empfange der Weihen reichen; mit dieser fängt schon in diesem Leben die Seligkeit an, aber nicht ungehört durch irdische Trübsal, daher die volle Seligkeit erst der Tod gibt.

Aber nach andern Orphischen Vorstellungen, die schon Platon als alte Sage erwähnt, lehren die Seelen der Todten ins Leben zurück⁷³⁾, und Orphische Verse sagten aus: dieselben seien Väter und Söhne, Mütter und Töchter. Die Vorstellung von einer solchen Erneuerung, Verdoppelung, Vervielfachung des Lebenslooses ist echt Orphisch, auch ist sie unzweifelhaft alt, denn schon Pindar kennt sie. Auch dieser spricht vom Leid aller Schuld, aber nicht von Bakchischer Lösung, sondern ihm nimmt Persephone für dasselbe die Buße an, ob durch Weihen, ist unklar. Wem sie solche Gunst widerfahren läßt, der muß acht Jahre bei ihr verharren (so

lange wie nach delphischem Gesetze der Mörder im Elende) dann gibt sie die Seelen der obern Sonne wieder, und aus ihnen werden Könige und Weise, die die Menschen als Heroen verehren⁷⁴⁾. Damit scheint wohlvereinbar, wenn es bei demselben Dichter heißt: Wer dreimal in der Ober- und Unterwelt seine Seele von Ungebühr gänzlich freigehalten habe, der wandle den Weg des Zeus zu Kronos' Burg⁷⁵⁾, wahrscheinlich eine Darstellung seligen Vereins der alten und neuen Götter, in den diese Vergnügten, die durch Gerechtigkeit die Gnade verdienen, Zugang erhalten. Dies scheint wieder zusammenzuhängen mit dem hohen Ursprunge, den Pindar sonst der Seele beilegt, indem er sagt, jeder Körper folge dem allmächtigen Tode, lebendig aber bleibe ein Bild des Lebens, denn das allein sei von den Göttern⁷⁶⁾. Auch stellt er sonst die Ruchlosen dar als immer unter dem Himmel auf Erden wandelnd in blutigen Leiden, in ewiger Fessel des Unheils: die der Frommen aber im Himmel wohnend besingen mit Liedern den großen Seligen in Gehästen⁷⁷⁾. Diese Gedanken, die für den Aufenthalt der Seligen die Scheidewände von Himmel und Unterwelt und deren Abstand lösen, wurzeln ohne Zweifel in echt Orphischen Ideen, doch scheinen sie sich zu weit von den Vorstellungen der Zeit zu entfernen, als daß wir dem Zeugniß des Clemens ganz vertrauen könnten. Doch ist und sowol, daß die Ruchlosen immer wieder geboren, immer in unseligem Kreislaufe mühevollen Looses leben, als Orphisch bezeugt (wobei freilich die Weihe des Dionysos und der Kora als sicheres Mittel zur Beendigung angegeben wird)⁷⁸⁾, als auch der göttliche Ursprung der Seele. In dem Orphischen Gedichte *Physika*, das dem Brontinus zugeschrieben ward, gewiß aber von diesem nur überarbeitet ist, vielleicht, wenn er nicht in zu späte Zeit zu setzen ist, zuerst von ihm gesammelt, hießen drei Mächte, genannt Amalkeides, Protokles und Protokreon, die Thürhüter und Wächter der Winde, nach andern Zeugniß ihre Herren, vielleicht auch ihre Söhne, wodurch die Macht über sie nicht aufgehoben wird. Jenen Erste bezeugte Phanosdem, derselbe auch: daß nur die Athener diesen Mächten unter dem Namen Tritopatoren (den der Herameter nicht ertrug) opferten und zwar für die Kinderzeugung bei Hochzeiten⁷⁹⁾. Ihre Eltern werden verschieden angegeben, sie selbst sind Vorsteher der Zeugung, wie man aus der Anrufung sieht, ihr Gesamtname rührt wahrscheinlich daher, weil jeder athenische Bürger zu Ehrenämtern aus dreifacher Zeugung athenisch sein mußte⁸⁰⁾. Wie sind sie nun als Herrscher der Winde Vorsteher der Zeugung? Weil nach Aristoteles' Zeugniß in den Orphischen Gedichten und zwar in den *Physika*, die Seele vom Winde getragen in den Körper einging als Lebenshauch⁸¹⁾. Die Gedanken Pindars scheinen mir daher zu wurzeln in diesem Orphischen Gedichte, das

⁶⁹⁾ Note 15. S. 19. ⁷⁰⁾ Aglaoph. p. 812. ⁷¹⁾ Plat. *Timaeus* 407. *Phaed.* 62. *Philolaos* bei Clem. Strom. II, 518. *Aglaoph.* p. 796. ⁷²⁾ *Jamb.* Protr. VIII, 134. ⁷³⁾ Plat. *Phaed.* 71. (v. 13.) *Aglaoph.* p. 797.

⁷⁴⁾ *Pind.* Thren. fr. 4. ⁷⁵⁾ *Pind.* Ol. II, 69. ⁷⁶⁾ *Pind.* Thren. fr. 2. ⁷⁷⁾ Thren. fr. 3. ⁷⁸⁾ Procl. in *Timaeum*. V, 830. ⁷⁹⁾ *Suid.* und *Phot.* *Τριτων*. ⁸⁰⁾ *Aglaoph.* p. 763. ⁸¹⁾ *Arist.* de Anim. I, 5. Die *Physika* ausdrücklich *Stob.* I, 52, 863. *Aglaoph.* 753 sq.

Wein Dionysos, Nacht Themis, Sonne Apollon, Heilkunst Asklepios, und am Ende ist all dies Eins. Zeus aber, der Gott von Allem und der Mischer von Allem, ist der in Winden und lustgemischten Stimmen zischende Himmel. Zeus ist Anfang von Allem und zeugt Alles. Dieser Mischer Zeus gibt die Erklärung des Mischkrugs als des Weltalls. Die Musen werden gelegentlich Töchter der Mnemo, Erinnerung genannt, sie allein wehren durch ihre Zusammensetzung, daß die Zeit nicht Alles in Vergessenheit begräbt⁵¹⁾. Hierher mag es gehören, wenn die Musen nach Orpheus Vorseherinnen der Lustbarkeiten und Erato Erfinderin des Tanzes genannt wird⁵²⁾, oder wohin man sonst will. In den von den Pythagoreern aufbewahrten Hymnen mag gestanden haben, was Einige dem Orpheus, Andere dem Pompos zuschreiben, daß der ruhmvollste mächtigste Gott Zeus sich küßt in den Koth der Swale, Kasse und Raulefel, als zwitkende Naturkraft, welcher Gedanke ziemlich alt-orythisch sein mag⁵³⁾. Darauf sagt wenigstens, was Menander von diesen Hymnen sagte: man müsse sie verwahren, weil sie der Menge Unglaubliches und Lächerliches sagend erscheinen würden⁵⁴⁾. Dem vielbestimmten Orphischen Verse, den Platon anführt⁵⁵⁾: Aber im sechsten Weltalter laßt ruden die Jüngung des Liedes, worin O. Müller ziemlich wahrscheinlich eine sechsmalige Wiederkehr der wandernden Seele findet, was durch nichts zu erweisen steht, bedeck sechs Weltalter, die ebenso unklar sind, ist ganz einfach darin seine Erklärung zu geben, daß er in die Theogonie geht: die sechs Hauptgestalten der Götter darstellt und sechs Gesänge, mit dem sechsten Weltalter aber schließt. Die ältere: Nacht, Erös, Himmel, Kronos, Zeus, Zagreus; die des Herkules erst Prometheus, dann die Nacht, dann Himmel und die übrigen. Von Weltaltern findet sich eine Spur in der Theogonie, unter Kronos das überne Menschengeschlecht, nach Zagreus' Tod das titanische; dazwischen steht vielleicht das ebene und das heroische, wie bei Hesiod das goldene (Prom unter Prometheus zu gehören, der den Menschen Wohnungen baut. Gleichwohl waren auch nur drei das titanische gleich hinter dem übernen. Ein Gemisch von Sagen aus alten Orphischen Gedichten über Prometheus, Demeter, Agave, Dionys, Samothrake, Mantik, Woden und was nur davon in der spätem römischen Zeit ankam, gibt die Einleitung zur Orphischen Argonautik; nimmermehr kann das die Inhaltsübersicht der Theogonie sein. Zeus als Wanderer über die Erde der Atern und wie er den Atern, die diese hegen, Gutes, den Verächtern derselben Böses zu-theilt; denn fürchterlich unter der Erde seien die Stimmen der Atern, schildern Orphische Verse bei Stobäus⁵⁶⁾, vielleicht aus den 700. etc.

Das große Orphische Gedicht: Werke und Tage, gab Vorschriften über die beim Ackerbau zu beobachtenden Rücksichten auf glückliche Tage, Constellation und andere

Verhältnisse dieser Art. Voran standen die Werke, deren Anfang wir kennen, hinterdrein die Tage, dazwischen die Dodekaeteriden, deren beider Anfänge auch erhalten sind. Die Tage reden den Musäus an. Das Best enthielt Rathschläge, wie folgt: Am ersten und zweiten Tage des Monats keine Feldarbeit, denn Ares herrscht, erst am dritten ist die Zeit günstig. Wenn Zeus (der Planet) durch den Wasserträger wandert, soll man nicht zu Schiffe gehen. Wer unter der und der Ordnung der Sterne geboren ist, wird Gewalthaber oder Herrscher oder König. Den siebenten Tag liebt Apollon. Alle jene astrologischen Vorschriften sind Zeugniß für sehr späte Zeit der Abfassung⁵⁷⁾. Bei der Bestimmung der Bedeutsamkeit der Zahl der Tage hatten die Pythagoreer ihr Feld. Heilmittel, Zaubermittel, Zauberkformeln von Orpheus brachte die spätere Zeit in Menge zum Vorschein; Brandschäden seien zu heilen durch den Saft von Krausgewinze und Rosen mit Steirer gemischt, Bräune und Epilepsie durch Bestreichung mit Menschenblut; Pustulal wirke als Liebeszäuber, ebenso im Schlaf untergelegte Pfeile, die man, ohne sie fallen zu lassen, aus der Wunde gezogen habe⁵⁸⁾. Interessanter, als diese Abgeschmacktheiten ist die Aufzählung der symbolischen Ausdrücke, deren die Orphiker sich bedienten, wie überhaupt der hieratische Styl, namentlich der der delphischen Iliade. Der Mond hieß ihm Gorgoneion, dessen drei Theile nannte er Mōren, diese aber die Weißgekleideten vom Lichte her; die Nacht Trägheit, den Frühling die Plummie, den Regen Zeus' Abrahne, die Saatzeit Kyrodite, die Saat Faden (zum Gewebe der Persephone), den Frühling krummgestaltetes Weibschiff, die Furchen den Lauf der Fäden. So nannten die Pythagoreer das Meer Kronos' Abrahne, die Planeten Hunde der Persephone⁵⁹⁾. Alle Orphischen Gedichte, auch die bedeutungsvollsten und wohlgeformtesten, haben in der Darstellungswelt vorzüglich das gemein, daß sie in selbstgefälligem Bewußtsein der Heiligkeit des Inhalts ohne allen Rücksicht die Unklarheiten des Geschlechtsstriebes und seiner Befriedigung in jeder Art unumwunden darstellen. Die vorwärts Schen, mit der selbst die der Natur treuesten Dichter, wie Homer, ja selbst der unabhängige Aristophanes, der dazwischen doch nur im verhöhnenden Freysinne der Unkenntnis lüthen Laune vortrug, hierüber reden. In den Gemüthern der Orphischen Schriftsteller von Grund aus krank. Diese machten Enthüllungen des ewig Geheimen, das hervorgegangen aus dem verwegenen Fortreden, die ersten Geheimnisse der Natur mit dem Worte waldig zu erschaffen und auszusprechen, wenigstens nur im Kreise der Schwärmer, wie sie einmal gegeben waren, hat in ihnen erst Symbolik, nachher weibliche Lusternheit über und unter Zeiten geschwagt.

Orphous, Name des Sternbildes Perseus (s. d. Art).

Orphous, i. Mimus.

51) Aglaoph. p. 731. 735. 52) Schol. Apollon. III. 1. 97) Aglaoph. p. 733. 53) Menand. de Rucum. V. 41. 54) Plaut. Phileb. 65. 55) Aggl. LXXX. 38.

56) Aglaoph. p. 411—430. 57) Ib. p. 743. 755. 4) Ib. p. 398 sq.

Orphica, s. Orpheus.

ORPHITIANUM, Senatus Consultum, oder richtiger Orfitianum. Dieser Senatsschluß erweiterte die alten im Zwölftafelgesetze besätigten Grundsätze des Civilrechts; er räumte den Kindern bei der Beerbung ihrer ohne Testament verstorbenen Mutter den ersten Platz ein¹⁾. Sie wurden jetzt zu legitimi heredes erhoben, und erhielten dadurch von selbst theils eine vortheilhaftere Stellung in der Reihenfolge der prätorischen Erben, in welcher sie bis dahin erst in dem ordo und cognati in Betracht gekommen waren, theils dieselben Rechte, welche früher nur den Kindern eines Patrons zugestanden, bei der Beerbung der mütterlichen Freigelassenen²⁾. Daß die Feststellung jenes neuen, im Billigkeitsgeföhle der Nation sicher schon vorbereiteten Erbrechts, der Hauptinhalt des Senatus Consultum Orfitianum gewesen, ist außer allem Zweifel; allein die Worte des Gesetzes sind bis auf wenige geringfügige Anführungen³⁾ für uns verloren gegangen, und deshalb wird es bei den Berufungen auf dasselbe nicht selten zweifelhaft, ob die angeführte Sägung den ursprünglichen Verfügungen des Senatschlusses, oder der weitem Fortbildung der Praxis und Jurisprudenz ihr Entstehen verdankt. Nach dieser aber ist es gewiß, daß man das neue Erbrecht nur den Kindern ersten Grades zu Theil werden ließ⁴⁾, daß man keinen Unterschied zwischen ehelicher und unehelicher Geburt machte⁵⁾, daß es gleichgültig war, ob das Kind sui juris oder alieno juri subjectus⁶⁾, und daß auch der Eintritt einer minima capitis deminutio ebenso wenig eine störende Wirkung äußerte⁷⁾, als eine minutio existimationis⁸⁾. Jedoch mußte der Erbe den cives Romani angehören⁹⁾, und durfte nicht in der Sklaverei geboren sein, eine Regel, von welcher nur der Eintritt des postliminium und die Geburt von einer ancilla, der man die bereits vor der Entbindung legitirte Freiheit widerrechtlich verzögert hatte, eine Ausnahme machte¹⁰⁾. Auch darf nicht unbemerkt bleiben, daß bei der Succession, wie sie in Folge des Senatus Consultum Orfitianum stattfand, der alte Grundsatz: In legitimis hereditatibus successio non est, cessirte, und mithin, wenn das berufene Kind sein Erbrecht nicht gel-

tend machte, die anderweitigen gesetzlichen Intestaterben eintraten¹¹⁾. — Entstanden ist der Senatus-Consult unter Kaiser Marc Aurel im J. 178 n. Chr., 931 d. E. R., als Vettius Rufus und Cornelius Scipio Orfitus das Consulat bekleideten, von welchem letztern denn auch der Name herröhrt, obgleich die unmittelbare Veranlassung zu dem Gesetze nicht von ihm, sondern vom Kaiser selbst mittels einer oratio ausgegangen zu sein scheint¹²⁾. Erst seit Valentinian II. griff in die aus dem Senatus Consultum Orfitianum hervorgegangenen Rechtsverhältnisse die Gesetzgebung weiter ein. Durch eine Verordnung vom J. 389 n. Chr. wurden auch Kindeskinde zu ersten Erben ihrer Großmutter erhoben, sodas sie den Erbtheil ihres vorverstorbenen Vaters oder ihrer vorverstorbenen Mutter erhalten, jedoch den lebenden Kindern ersten Grades ein Drittel ihrer Portion und andern Agnaten ein Viertel überlassen sollen¹³⁾. Diese Abzüge wurden erst vom Kaiser Justinian aufgehoben¹⁴⁾.

Die Rechtshistoriker pflegen häufig noch ein zweites Senatus Consultum Orfitianum anzuföhren, welches von Bach¹⁵⁾ als das Senatus Consultum Orfitianum de manumissione bezeichnet wird. Diese Angabe beruht auf Paulus Sentent. recept. IV, 14. §. 1, wonach die Bestimmung der Lex Furia Caninia, daß die testamentarische Freilassung eines Sklaven nominatim geschehen müsse, durch ein Senatus Consultum Orfitianum eine nähere Erklärung erhalten, indem dasselbe auch die deutliche Beschreibung des Freizulassenden ohne Nennung seines Namens als genügend betrachtet¹⁶⁾. Der Zusammenhang dieser Bestimmung mit den Regeln über das Erbrecht der Kinder ist durchaus dunkel, deshalb aber gar nicht unmöglich, daß dieselbe, wie schon Ranchinus¹⁷⁾ angenommen, Schulting¹⁸⁾ aber als ganz grundlos bestritten hat, in das Senatus Consultum Orfitianum vom J. 178 mit aufgenommen gewesen.

Eine besondere Schrift über dies letztere besitzen wir von Aug. Corn. Stockmann (resp. Casp. Godofr. Fuellkruss) de Senatus Consulto Orfitiano (Lipz. 1798. 4.). Daneben ist dasselbe am ausführlichsten behandelt von Guil. Ranchinus, De successione ab intestato cap. 5 (in Meermann Thesaurus III. p. 199—201) und von Chr. Friedr. Glück, Erörterung der Lehre von der Intestaterbfolge, S. 255—271 der 2. Aufl. (L. Pernice.)

ORPHITUS, oder richtiger ORFITUS, ein, beson-

1) Ulpiani Fragmenta XXVI. §. 7. Pr. I. de Senatus Consulto Orfitiano (III, 4). 2) Fr. 9. ad Senatus Consultum Tertullianum (XXXVIII, 17). Fr. 22. De jure patronatus (XXXVII, 14). — Vergl. Gonschen über die B. P. libertini intestati in Hugo Civil. Magaz. 4. Bd. S. 291. 3) In Fr. 1. §. 9 und §. 12 ad Senatus Consultum Tertullianum. Eine Restitution hat Ranchinus versucht. 4) pr. §. 1. I. de Senatus Consulto Orfitiano. Vergl. Fr. 9. ad Senatus Consultum Tertullianum. Fr. 6. §. 1. eod. 5) §. 3. I. de Senatus Consulto Orfitiano. Fr. 1. §. 2. ad Senatus Consultum Tertullianum. 6) pr. I. de Senatus Consulto Orfitiano. Fr. 9. ad Senatus Consultum Tertullianum. 7) §. 2. I. de Senatus Consulto Orfitiano. Fr. 1. §. 8. ad Senatus Consultum Tertullianum. 8) Fr. 1. §. 6. ad Senatus Consultum Tertullianum. 9) Pauli Sentent. recept. IV, 10. §. 1. 10) §. 3. I. de Senatus Consulto Orfitiano. Fr. 1. §. 3. Fr. 2. §. 3. ad Senatus Consultum Tertullianum. Fr. 1. §. 1. de suis et legitimis (XXXVII, 15). Pauli Sentent. recept. IV, 10. §. 1, 2.

11) Fr. 6. §. 1. Fr. 1. §. 9 ad Senatus Consultum Tertullianum. Vergl. Schilling Bemerkungen über römische Rechtsgeschichte. S. 331. 12) Capitolinus vita Anton. Philos. c. 11. Fr. 9 ad Senatus Consultum Tertullianum. Vergl. Relandi Fasti Consular. p. 51. 13) c. 4. Th. Cod. de legitimis heredibus (V, 1). 14) c. 12 de suis et legitimis (VI, 55). Nov. 18. c. 4. 15) Historia jurisprudentiae Romanae. p. 448. ed. ult. 16) „Nominatim servi testamento manumitti secundum legem Furiam possunt. Nominatim autem manumittere intelligitur hoc modo: „Stichus liber esto.“ Quum autem „Obsonatorum“ vel „qui ex ancilla illa nascitur liberum esse volo,“ ex Orfitiano Senatus Consulto perinde libertas competit, ac si nominatim data sit“ — —. 17) De successione ab intestato. c. 5. §. 2. 18) Jurisprudentia vetus antejustiniana. p. 427.

ders in der Kaiserzeit, ziemlich häufiger römischer Familienname; so war unter Claudius, Colloge des Kaisers in dessen fünftem Consulat ein Ser. Cornelius Drfitus (*Tacit. A. XII, 41*) im J. d. St. 804, n. Chr. 51, derselbe vermuthlich, welcher unter Nero den Antrag machte: der Mai solle nach Claudius, der Monat Junius nach Germanicus genannt werden (*Tacit. A. XVI, 12*); ob es aber derselbe ist, der unter Nero durch die Delation des Aquillus Regulus mit seiner Familie umkam (*Tacit. H. IV, 42: subversa Orphiti domus*) wage ich nicht zu entscheiden. Unter Nero war auch ein primipilaris Pactus Drfitus (*Tacit. A. XIII, 36*); ein Solinus Drfitus war Consul 863 d. St., 110 n. Chr., unter Trajan; Memmius Vitrasius Drfitus war unter Antoninus Pius ein berühmter praefectus urbi (vergl. *Capitolin. Antonin. Pius, c. 8. Symmach. bei Wernsdorf, Poetae Latini min. V, 3. p. 1376. Gruter, Inscript. p. 284 inser. 8*, und die von *Burmah ad Symmach. l. c.* angeführten Gelehrten); unter demselben Kaiser war Serg. Corn. Scipio Drfitus Consul im J. 902 d. St., 149 n. Chr.; ein Drfitus trieb Unzucht mit der Frau des Antoninus Philosophus (*Capitol. c. 29*); unter diesem Kaiser war L. Corn. Scipio Drfitus Consul 918 der St., 165 n. Chr., desgleichen ein Corn. Scipio Drfitus 925 d. St., 172 n. Chr. (*Aelius Lamprid. Commod. 11*), desgl. Corn. Scipio oder Gaius Drfitus 931 d. St., 178 n. Chr. (*Ejusd. 12.*), nach welchem das Senatus Consultum Orfitianum, wovon im vorigen Artikel gehandelt ward, benannt ist; unter Claudius Gothicus war ein Furius Drfitus Consul 1023 d. St., 270 n. Chr. Andere übergeben wir und bemerken nur, daß ein Drfitus auch unter denen vorzöhmlich beschuldigten, daß auch er Treulosigkeit gegen die Kaiserin habe zu schulden kommen lassen und den Göttern geopfert habe; auch unter den christlichen Heiligen ist ein St. Drfitus, dem der 1. Juni gewidmet ist. (II.)

ORPHNAEUS, der Mächtige, eins der Rösse des Alterthums. (*Claud. de rapt. Pros. 1, 282.*)

(Klausen.)

die Finsterniß, eine der unterirdischen Flüsse, die im Acheron, dem Leidenstrom, den Genuß des Granatapfels verräth, die Hesperone dem Hades verbleiben. Apollodor nennt statt dieses des Askalaphos vom Hades, der den Genuß des Granatapfels dem Hades verbleiben ließ, derselbe Gedanke zum Ausdruck gebracht. (Klausen.)

bezeichnet eine düstere Gegend. (*Lucan. Phars. 1, 282.*) etwa unsern Verlies. (*Lucan. Phars. 1, 282.*) Eine im Alterthum bekannte Gegend. (*Lucan. Phars. 1, 282.*) (Rüssel für die Nase). (Klausen.)

sammenschießend, Punktaugen fehlen, Fühler sehr kurz, bauchförmig, an der Wurzel kugelig, bei beiden Geschlechtern nackt; die vordern Tarsen verlängert, die Flügel ausliegend, parallel. Kopf fast kugelig, die Augen nierenförmig. Fühler eisgliederig, das Wurzelglied warzig fast versenkt, das zweite sehr groß, kugelig, das dritte vierte, fünfte so eng verbunden, daß sie gleichsam ein großes eisförmiges bilden, die übrigen cylindrisch schwach, das sechste kurz, fast eisförmig, das neunte etwas kürzer als die übrigen. Das Untergeficht klein. Der Rüssel ganz kurz, ausliegend, die Lippen groß. Die Beine gebogen, wenig kürzer als die Fühler, fünfgliederig, das erste klein, keulensförmig, das zweite, dritte groß, zusammengebrückt, das fünfte kürzer. Die Flügel zu zwei innern Mittelfeldern, der Quernerv, der das zweite und dritte Hintercostalfeld verbindet, liegt über der Spitze der Mittelfelder, die aus ihm laufenden Strahlennerven sind einfach. Die Beinwurzeln stehen dicht aneinander und sind nicht verlängert; die Füße sind schwächlich, die Schienen unbewaffnet; das Wurzelglied der Tarsen sehr lang, das vierte ganz kurz, ausgerandet, mit einfachen Klauen, die vordern Füße sind verlängert, das erste Tarsenglied derselben länger als das Schienbein. Das Hinterleib ist kurz, cylindrisch achtringelig, das Afterssegment groß, beim Männchen bauchig. Die Verwandlungsgeschichte noch unbekannt.

Einzige Art *O. devia* (l. c. taf. 15. fig. 1—9). Die Länge zwei Linien, Flügelausbreitung 4½ oder weniger. Der Kopf schwarzbraun, Augen und Fühler schwarz, der Mund blaßbraun. Thorax röthlich kastanienbraun, etwas glänzend, die Schwinger blaß; Hinterleib schwarzbraun, das Afterssegment röthlich-kastanienbraun. Beinwurzel und Füße gelblich-blaß, Tarsen an der Spitze braun, die Flügel schwach grau, mit braunen Nerven. Findet sich im October an den schattigen Ufern der Wälder in der Grafschaft Galway in England. — Zunächst *Macropoza* verwandt, *Ceratopogon* sich nähernd.

(D. Thon)

Orphnus Mac Leay (Insecta), s. *Oryctes*.

ORRA, soll der ältere Name einer Stadt Italiens im Bruttischen sein, die an der Küste des ionischen Meeres, nicht weit von Lokri in der Nähe des heutig Condofanti gelegen wäre; sie kommt jedoch nirgend bei Schriftstellern, sondern nur auf Münzen und zwar auf lauter Kupfermünzen vor, die man in Großgriechenland gefunden hat; sie haben die Inschrift *OPP.* bei manchen ist noch der Zusatz *TOP* oder *TOPO*, an einer Münze des Museums von Neapel steht gerade auf der Vorderseite *TOPON*. Auf der Vorderseite der Münzen ist ein Haupt des Hercules mit der Löwenhaut, oder ein jugendlicher Kopf mit dem Lorbeer, oder ein Kopf der Juno, oder ein Kopf der Venus, auf der Rückseite ein Cupido mit der Lyra, oder ein Blitz, oder ein Adler, oder eine Traube. Vergl. *Ethel D. I. 1. p. 182. Rasche Lexic. Univ. Rei Nummar. II. 2. p. 197 sq.*

ORRAYE, eine Art des persischen Brocates, weld auf beiden Seiten recht ist. (*Karmarsch*)

ORRENTE (Pedro), spanischer Geschichts- und Genremaler, geb. in Monte-Alegre im Königreiche Murcia, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., gest. 1644. Das erste Werk, wodurch er sich bekannt machte, war ein für die Kathedrale von Toledo 1611 gefertigtes Gemälde aus dem Leben des heil. Idefonsus; man bewunderte an diesem den energischen Styl, die Freiheit und Leichtigkeit der Farbengebung. Er erhielt darauf in Murcia viele Aufträge und unter seinen jetzt ausgeführten Werken haben acht Gemälde, zu welchen die Sujets aus der Genesis genommen waren, großen Ruhm erlangt, die noch heute zum Majorate der Vicomtes von Huertas gehören. Von Murcia begab er sich nach Valencia und erwarb sich hier allgemeinen Beifall durch einen im J. 1616 für die dortige Kathedrale gemalten heil. Sebastian, was für eins seiner schönsten Werke gilt. Nach Madrid berufen, erwarb er sich durch eine Reihe von Gemälden, die er für den königl. Palast von Retiro fertigte, die Gunst des Hofes; da es ihm aber sein Charakter unmöglich machte, lange an einem Orte zu verweilen, so konnte auch Madrid ihn nicht fesseln; er zog durch ganz Spanien, ließ überall Beweise seines Talentes zurück, ganz besonders besaßen die Städte Toledo, Murcia, Valencia, Cuenca, Sevilla, Cordova eine große Zahl seiner Werke, namentlich aber Sevilla, wo er sich mit Pacheco verband, der sehr viel auf ihn hielt. Er starb zu Toledo, wo sich seine Hauptgemälde befinden, namentlich in der Kathedrale das Bild der Schutzpatronin der Stadt, die dargestellt ist, wie sie aus dem Grabe steigt. Trotz den Launen seiner Phantasie und ob er sich gleich fast zügellos der Schwärmerei seines Genies hingab, so beobachtete er doch streng die Regeln des Zeichnens, von denen er sich nur selten entfernte, und alle Hilfsmittel des Hellbunkels kannte er und wußte sie so vortheilhaft zu benutzen, daß seine Gemälde große Ähnlichkeit mit den Werken der venetianischen Schule haben; ein besonderes Geschick besaß er für die Darstellung von Thieren und mit Vorliebe malte er Meierhöfe oder Gegenstände aus der Patriarchen-Geschichte. (Biographie univ. XXXII. p. 169.) (H.)

Orrerium, f. Orrerys.

Orrery (Graf von), f. Boyle.

ORRERYs wurden früher nach Lord Orrery, der sie in England zuerst fertigen ließ und ihren Gebrauch empfahl, verschiedene astronomische Vorrichtungen genannt, welche dazu dienten, die Bewegungen der Planeten und der Erde um die Sonne, um ihre Ase, die immer gleichbleibende Lage der Erdaxe gegen ihre Bahn, den hieraus folgenden Wechsel der Jahreszeiten, die Bewegung der Mondbahn u. dem Auge sinnlich darzustellen; sie umfaßten also dieselben Vorrichtungen, die wir jetzt Planetarium, Tellurium, Lunarium etc. nennen. (Scherk.)

Orrhea, f. Horrea.

ORRHORHÖE, **ORRHORHOEA**, ein wäßriger Ausfluß aus dem Körper, z. B. durch den Stuhlgang, aus Geschwüren u. (Wiegand.)

ORRIDO (L'), wird jener schauerlich impofante Punkt bei Bellano am Lago di Lecco in der Lombardei

genannt, wo sich die Gioverna von der Höhe eines Felsens ungefähr 200 Fuß tief herabstürzt, und von wo an sich der Fluß durch die Kalk- und Schieferberge eine Bahn bis in den See gebrochen hat. Die Tiefe des Abgrundes, das schauerliche Dunkel des Wasserschlundes, der Donner des Falles, und das heftige Stäuben der in Gischt und Regen aufgelösten Bogen gewähren einen Anblick, der einen um so größern Eindruck hervorbringt, je mehr er mit der Heiterkeit und Lieblichkeit der Landschaft und übrigen Umgebungen des See's contrastirt. Von dem Balcon eines in der Nähe des Falls erbauten Hauses überseht man nicht nur die Cascade, sondern erblickt auch das Innere der Höhle, aus welcher der Fluß hervorkommt. (G. F. Schreiner.)

ORSA oder **ORSARA**, 1) alter Name einer Stadt in Klein-Armenien, jenseits Nikopolis, am Mittelmeere (Ptolem.); 2) Hasen und Berg in Arabien. (Plin. VI, 28, 31.) (H.)

ORSA, ein ansehnliches Pastorat im östlichen Dalekarlien, mit etwa 4000 Seelen. Die Bauern treiben Handel mit Schleifsteinen, für welche sie Korn eintauschen. Man baut übrigens hier die in andern dalekarlischen Pastoraten frühreifende Gerste oder Mangkorn (Gerste und Hafer). Hier findet man den großen Drassee und das Eisenhüttenwerk Fridshammer, welches den Einwohnern manche Erwerbsquelle eröffnet. Aus Karls X. Gustavs Zeit (1657) trifft man die Überbleibsel einer wider die Dänen angelegten Schanze. Die erwähnten Schleifsteine werden aus Sandstein in der Nähe der Dörfer Kallmora und Åberga gehauen, man zählt 35 solcher Schleifsteingruben. Einen großen Theil des weitläufigen Pastorats, gegen Herjedalen hin, füllt ein von Finnen bewohntes Land (Finnmark) aus; diese Finnen, die sich in mehreren dalekarlischen Pastoraten finden und deren Einwanderung, der Zeit nach, sich nicht bestimmen läßt, verstehen Schwedisch, sprechen aber unter einander Finnisch. (v. Schubert.)

Orsabarıs, f. Orsobarıs.

ORSAEI, Volk in Indien. Plin. H. N. VIII, 21, 31. (H.)

ORSANA, in Spanien, f. Ossuna.

ORSARA, 1) kleine Stadt in der Provinz Capitanata des Königreichs beider Sicilien; 2) f. Orsa. (H.)

ORSATO, lat. **URSATUS** (Sertorio), Archäolog, geb. zu Padua 1617 aus einem patricischen Geschlechte, daher Nobilis de Ursatis. Schon in seinem 17. Jahr erwarb er sich durch seine Dissertation: Sertum philosophicum ex variis scientiae naturalis floribus consertum (Pad. 1635. 4.) die philosophische Doctorwürde. In glücklicher Unabhängigkeit widmete er den größten Theil seines Lebens archäologischen und naturhistorischen Forschungen, übernahm erst 1670 den ihm angebotenen Lehrstuhl der Physik zu Padua und starb den 3. Juli 1678. Er war Ritter des S. Marcus, Mitglied der Akademie der Riccoradi u. — Orsato war ein kenntnißreicher, geschmackvoller, antiquarischer Forscher, der einen unermüdeten Fleiß auf die Entdeckung und Erklärung alter Denkmäler, Inschriften, Münzen u. dgl. verwen-

ders in der Kaiserzeit, ziemlich häufiger römischer Familienname; so war unter Claudius, College des Kaisers in dessen fünftem Consulat ein Ser. Cornelius Drfitus (*Tacit. A. XII, 41*) im J. d. St. 804, n. Chr. 51, derselbe vermuthlich, welcher unter Nero den Antrag machte: der Mai solle nach Claudius, der Monat Junius nach Germanicus genannt werden (*Tacit. A. XVI, 12*); ob es aber derselbe ist, der unter Nero durch die Delation des Aquilius Regulus mit seiner Familie umkam (*Tacit. H. IV, 42: sub verba Orphiti domus*) wage ich nicht zu entscheiden. Unter Nero war auch ein primipilaris Pactus Drfitus (*Tacit. A. XIII, 36*); ein Solinus Drfitus war Consul 863 d. St., 110 n. Chr., unter Trojan; Memmius Vitrasius Drfitus war unter Antoninus Pius ein berühmter praefectus urbi (vergl. *Capitolin. Antonin. Pius, c. 8. Symmach. bei Wernsdorf, Poetae Latini min. V, 3. p. 1376. Gruter, Inscript. p. 284 inser. 8*, und die von *Burmann ad Symmach. l. c.* angeführten Gelehrten); unter demselben Kaiser war Serg. Corn. Scipio Drfitus Consul im J. 902 d. St., 149 n. Chr.; ein Drfitus trieb Unzucht mit der Frau des Antoninus Philosophus (*Capitol. c. 29*); unter diesem Kaiser war L. Corn. Scipio Drfitus Consul 918 der St., 165 n. Chr., desgleichen ein Corn. Scipio Drfitus 925 d. St., 172 n. Chr. (*Aelius Lamprid. Commod. 11*), desgl. Corn. Scipio oder Gaius Drfitus 931 d. St., 178 n. Chr. (*Ejusd. 12.*), nach welchem das Senatus Consultum Orfitianum, wovon im vorigen Artikel gehandelt ward, benannt ist; unter Claudius Gothicus war ein Furius Drfitus Consul 1023 d. St., 270 n. Chr. Andere übergehen wir und bemerken nur, daß ein Drfitus auch unter denen vorkommt, welche den römischen Bischof Marcellin, obgleich fälschlich, beschuldigten, daß auch er Treulosigkeit gegen die Kirche sich habe zu schulden kommen lassen und den heidnischen Göttern geopfert habe; auch unter den christlichen Heiligen ist ein St. Drfitus, dem der 1. Juni heilig ist. (H.)

ORPHNAEUS, der Mächtige, einß der Rösse des Gottes der Unterwelt. *Claud. de rapt. Pros. I, 282.*

(Klausen.)

ORPHNE, die Finsterniß, eine der unterirdischen Nymphen, gebiert dem Acheron, dem Leidenstrom, den Askalaphos, der den Genuß des Granatapfels verräth, um dessen willen Persephone dem Hades verbleiben muß. *Ovid. Met. V, 539.* Apollodor nennt statt ihrer die Gorgyra als Mutter des Askalaphos vom Hades (*Ap. I, 5, 3*). Dem liegt derselbe Gedanke zum Grunde, denn das Wort Gorgyra bezeichnet eine düstere Schlucht (vergl. *Herod. III, 145*), etwa unsern Verliesen entsprechend. (Klausen.)

ORPHNEPHILA *Haliday* (Insecta). Eine im *Zoological Journal* vol. V. (nr. XIX. p. 350) aufgestellte Zweiflüglergattung, zur Familie Tipulidae, Unterfamilie culiciformes und deren Section ** (Rüssel kürzer als Fühler, Palpen eingebogen) gehörig. Als Kennzeichen sind angegeben: Die Augen auf der Stirne zu-

sammenschießend, Punktaugen fehlen, Fühler sehr kurz stensförmig, an der Wurzel kugelig, bei beiden Seiten nackt; die vordern Tarsen verlängert, die aufliegend, parallel. Kopf fast kugelig, die Augen renförmig. Fühler eiförmig, das Wurzelglied fast versenkt, das zweite sehr groß, kugelig, das vierte, fünfte so eng verbunden, daß sie gleichsam ein großes eiförmiges bilden, die übrigen cylindrisch schwach, das sechste kurz, fast eiförmig, das neunte kürzer als die übrigen. Das Untergeficht klein, Rüssel ganz kurz, aufliegend, die Lippen groß. Die Lippen gebogen, wenig kürzer als die Fühler, fünfgliedrig, das erste klein, keulensförmig, das zweite, dritte zusammengebrückt, das fünfte kürzer. Die Flügel zwei innern Mittelfeldern, der Quernerv, der das zweite und dritte Hintercostalfeld verbindet, liegt über dem ersten Mittelfelder, die aus ihm laufende Strahlen sind einfach. Die Beinwurzeln stehen dicht aneinanders und sind nicht verlängert; die Füße sind schwach, Schienen unbewaffnet; das Wurzelglied der Tarsen sehr lang, das vierte ganz kurz, ausgerandet, mit kleinen Klauen, die vordern Füße sind verlängert, das Tarsenglied derselben länger als das Schienbein. Hinterleib ist kurz, cylindrisch achtringelig, das Abdomen groß, beim Männchen bauchig. Die Verlungsgeschichte noch unbekannt.

Einzige Art *O. devia* (l. c. taf. 15. fig. 1). Die Länge zwei Linien, Flügelausbreitung $4\frac{1}{2}$ oder niger. Der Kopf schwarzbraun, Augen und Fühler sehr dunkel, der Mund blaßbraun. Thorax rötlich kastanienbraun, was glänzend, die Schwinger blaß; Hinterleib schwarzbraun, das Afterssegment rötlich-kastanienbraun, die Beinwurzeln und Füße gelblich-blaß, Tarsen an der Wurzel braun, die Flügel schwach grau, mit braunen Adern. Findet sich im October an den schattigen Ufern der See in der Grafschaft Galway in England. — Zunächst *Macropoza* verwandt, *Ceratopogon* sich nähernd. (D. T.)

Orphanus Mac Leay (Insecta), f. *Oryctes*.

ORRA, soll der ältere Name einer Stadt in der Gegend des Bruttischen sein, die an der Küste des ionischen Meeres, nicht weit von Lokri in der Nähe des heiligen Condojani gelegen wäre; sie kommt jedoch nur bei Schriftstellern, sondern nur auf Münzen und auf lauter Kupfermünzen vor, die man in Griechenland gefunden hat; sie haben die Inschrift *O* bei manchen ist noch der Zusatz *GOP* oder *TOPO* einer Münze des Museums von Neapel steht auf der Vorderseite *ΛΟΚΡΩΝ*. Auf der Vorderseite der Münzen ist ein Haupt des Hercules mit der Lyra, oder ein jugendlicher Kopf mit dem Lorbeer, ein Kopf der Juno, oder ein Kopf der Venus, auf der Rückseite ein Cupido mit der Lyra, oder ein Blix, ein Adler, oder eine Traube. Vergl. *Eckhel I. I. p. 182. Rasche Lexic. Univ. Rei Nummarum* 2. p. 197 sq.

ORRAYE, eine Art des persischen Brocats, auf beiden Seiten recht ist. (*Karmar*)

born Domherr, letzterer zugleich auch Propst zu Wassenberg; Richard starb ohne Kinder, Maria wurde an Diether von Braunsberg, Elisabeth an Hans Georg von der Leyen zu Sastig verheirathet. Mit diesen sechs Geschwistern ist die ältere Linie des Hauses Dröbeck erloschen.

Die jüngere Linie stammt von Anton ab, dem zweiten Sohne Wilhelms I. Antons Enkel, Johann, erheirathete mit Agnes von Kendenich das schöne Rittergut dieses Namens, in der Bürgermeisterei Hürth des Landkreises Cöln, gleichwie Johannes Sohn, Damian I. mit Sophia von Brempt das Rittergut Vernich, in der Bürgermeisterei Weilerschwift, des Kreises Lechenich, erheirathete. Damians Sohn, Damian II., Herr zu Kendenich und Vernich, hinterließ die Söhne Diether und Johann. Johann war Domherr zu Lüttich und Archidiacon von Hasbanien. Diether, auf Vernich, der 1585 als jülicher Truchseß vorkommt, wurde in seiner Ehe mit Cécille von Bongart zu der Heiden ein Vater von drei Kindern. Der ältere Sohn, Wilhelm von Dröbeck zu Vernich, k. k. Obrist-Lieutenant und Commandeur des Kratzischen Regiments, war seit dem 10. Sept. 1629 mit Maria Katharina von der Leyen zu Abendorf, Damians von der Leyen und der Anna Katharina Walbott von Bassenheim Tochter und der Kurfürsten Karl Kaspar von Trier und Damian Hartard von Mainz Schwester, verheirathet, und hatte von ihr vier Söhne und fünf Töchter. Der Söhne ältester, Damian Emmerich, Dompropst zu Trier und Speier, auch Propst des St. Paulinistisches zu Trier, geb. den 7. Oct. 1632, starb den 15. Aug. 1682. Der zweite Sohn, Johann Hugo, wird alsbald seine Stelle finden. Der dritte Sohn, Johann Friedrich, Freiherr von Dröbeck, geb. den 13. Jul. 1636, k. k., auch kön. spanischer General-Feldmarschall-Lieutenant, kurtrierischer Geheimrath, war mit Charlotte, Gräfin von Boyneburg, vermählt, und starb ohne Kinder, den 12. Jul. 1696. Der jüngste Sohn, Damian Wolf, geb. d. 8. Jun. 1639, war des teutschen Ordens Ritter und Comthur zu Trier, auch k. k. Obrist-Lieutenant, und wurde in der Belagerung von Kanischa 1664, durch eine feindliche Stüchfugel getödtet. Die älteste Tochter, Eva Anna Maria, geb. 15. Nov. 1631, starb in blühender Jugend, die zweite, Anna Antoinette, geb. den 3. Febr. 1635, wurde des Freiherrn Eberhard von Kesselstatt Gemahlin. Die dritte Tochter, Maria Wechtildis, geb. den 1. Oct. 1637, heirathete den Freiherrn Johann Wilhelm von Metternich zu Mülenark. Die vierte, Katharina Elisabeth, heirathete den Freiherrn Wolfgang von Schmittburg, die jüngste, Anna Katharina, den Freiherrn Werner von Quad zu Büschfeld.

Wilhelms und der Maria Katharina von der Leyen zweiter Sohn, Johann Hugo, geb. den 13. Jan. 1634, widmete sich, gleichwie sein älterer Bruder, dem geistlichen Stande, studirte von 1644 an Humaniora in Cöln, absolvirte Rhetoricam 1648 zu Mainz, und trat, nachdem er 1651 seine Residenz an dem Dome zu Trier abgehalten, in das Collegium germanicum zu Rom. Damals schon schrieb von ihm der P. Oliva, der General der Je-

suiten, an einen Bruder der niederrheinischen Provinz: „Si adolescens ille, in provectiore aetate progressus, ita continuaturus est, paucos ipsi Germania patros habebit, et facile erit, Eminentiae suae (des Oheims des Kurfürsten Karl Kaspar von Trier) successorem suum conjicere.“ Nach seiner Rückkehr von Rom 1655 besuchte er die Universitäten Paris und Pont-à-Mousson, 1657 empfing er in Frankfurt die Subdiaconatsweihe, am 23. Jul. n. J. nahm er seinen Platz in dem speierschen, sowie 1658 in dem trierschen Domcapitel und am 23. Nov. n. J. leistete er als neuernannter Archidiaconus, tit. S. Agathae zu Longuyon, den herkömmlichen Eid. Im J. 1660 wurde er von seinen Collegien zu Speier zum Domdechanten, am 7. Jan. 1672 zum Coadjutor seines Oheims, des Kurfürsten Karl Kaspar von Trier, am 16. Jul. 1675 zum Bischofe von Speier erwählt, am 9. Jun. — 23. Jul. 1676 trat er die Regierung des Kurstaates an, und im J. 1677 nahm er zu Speier Besitz von der ihm verliehenen Würde eines kaiserlichen obersten Kammerrichters. Die Umstände, unter welchen Johann Hugo, in Trier wie in Speier, zur Regierung gelangte, waren die traurigsten. Zwar hatten die Franzosen seit dem September des vorigen Jahres die Hauptstadt Trier verlassen, aber Durchzüge und feindliche Überfälle hörten darum nicht auf, und der gesammte Kurstaat schien mehr einem Haufen von Ruinen vergleichbar. Mit fester Hand ergriff Johann Hugo die Zügel, und obgleich ohne Unterlaß von Frankreich aus beunruhigt, bald durch den stillen Kampf mit den Reunionskammern und mit diplomatischen Fehthändlungen, bald durch schwere Kriege, wie jener um die pfälzische und um die spanische Succession, obgleich ge-nothigt, es als eine Wohlthat zu erkennen, wenn ihm von den französischen Machthabern erlaubt wurde, um schweres Geld die Einkünfte des eigenen Landes zu pachten, gelang es ihm dennoch, Ordnung in das Chaos, Regelmäßigkeit in eine neugeschaffene Verwaltung zu bringen, den Ackerbau zu beschützen, neue Gewerbsquellen zu eröffnen, und selbst unter Deutschlands Fürsten eine bedeutende Stellung zu gewinnen. Seine Truppen halfen den glorreichen Entsaß Wiens bewerkstelligen, Kaiser Leopold schloß mit ihm am 19. Oct. 1701 einen Allianztractat, wodurch dem Kurfürsten für die Dauer des zu erwartenden Krieges ein jährlicher Zuschuß von 100,000 Thln. zugesagt wurde, und die Seemächte versprachen ihm in dem Subsidienvtrage vom 6. Mai 1702 jährlich 50,000 Thlr., wogegen er sich verpflichtete, drei Bataillone zu stellen. Durch die Übereinkunft vom 18. Jan. 1681 schlichtete er die vieljährigen Streitigkeiten mit den Grafen von Wittgenstein, wegen des gemeinschaftlichen Besizes der Herrschaft Vallendar, und durch den Vertrag vom 16. Febr. 1682 erlangte er von der Abtei Laach die Auerkenntniß der trierschen Landes-hoheit in Ansehung des abtheilichen Dorfes Krufft. Die erzbischöflichen Tafelgüter verbesserte er durch die Erwerbung der Propstei zu Wehlar, die Kaiser Leopold, „angesehen dero vortreffliche Tugenden, und in Beförderung des wahren Gottesdienstes allezeit erwiesenen kurfürstli-

bei den Alemannen⁶⁾ und Baiern⁷⁾ 40, bei den Angelsachsen⁸⁾ bei Täubung des einen Dyles 25⁹⁾, Abschabung eines Dyles (nämlich des äußern) bei den Slaven und Angelsachsen drei Schillinge Buße, während der Abschabung sechs Schillinge betrug. (*Ferd. Wächter.*)

ORSCHA oder **ORSCHANSK**, eine alte Stadt, 1784 Kreisstadt, an der Mündung der Orschiza in den Dnepr, in der russischen Statthaltertschaft Mohilew, 10 Meilen von Moskau. Sie kommt schon 1066 in den russischen Geschichten vor, und gehörte zum Fürstenthume Polgk, hat drei griechische Kirchen, vier katholische Klöster, ein griechisches, von der Großfürstin Sophia, Peters I. Schwester, gestiftetes Nonnenkloster, eine Synagoge und 2800 Einw., unter denen 435 Juden, die einen lebhaften Kramhandel betreiben. Am 9. Nov. 1812 mußten die Franzosen den Platz, welchen General Platenow mit seinen Kosaken besetzte, nach einem bedeutenden Verluste räumen. (*J. C. Petri.*)

Orschowa, s. Orsowa.

ORSEDIKE, Tochter des tyrrischen Königs Kiklops, des Gründers von Paphos und der Metharme, deren Vater Pygmalion war, Schwester des Dryporos und Adonis, und der Laogore und Brasia. Den drei Mädchen zürnte Aphrodite, wies ihnen die Ehe mit ausländischen Männern zu, und sie mußten in Aegypten leben (*Apollod. III, 14, 3*). Die Namen scheinen willkürlich erfunden. (*Klausen.*)

ORSEI, **ORSOY**, **ORSAW**, Stadt im Kreise Gelnberg, des preuß. Regierungsbezirks Düsseldorf, am linken Rheinufer mit 1500 Einw., die sich vorzüglich von Tuch- und Wollenweberei, Kardenbau, Fischerei und Schiffahrt ernähren. Die Stadt gehörte bereits im 14. Jahrh. zu Cleve und erhielt 1351 eine Bestätigung ihrer Privilegien vom Grafen Johann. 1634 wurde sie vom Prinzen von Dranien für die Holländer erobert, 1672 von den Franzosen eingenommen, aber 1674 von ihnen wieder verlassen. (*L. F. Kämtz.*)

ORSEILLE (*Oricelle, Parelle, Roccelle*), *Oricello* oder *Raspa* der Italiener, *Tournesol* der Holländer, nennt man überhaupt eine aus verschiedenen gepulverten trockenen Flechten mit Ammoniumlauge angefertigte, weiche, teigartige Masse von röthlicher oder violetter Farbe, eigenem, Weilschen ähnlichem, flüchtigem Geruch und kalischem Geschmacke. Man unterscheidet folgende Sorten dieser Lackmusart: 1) die holländische, als die beste, in kleinen Fäßchen von etwa 30 Pfund; von dunkelvioletter Farbe mit nur wenigen dunkeln Flecken. Sie muß rein und trocken sein,

und, feucht auf der Hand gerieben, einen schwer zu vertilgenden Flecken zurücklassen; 2) die bräunliche Kräutler- oder canarische Orseille, welche aus der Roccellenflechte (*Lichen Roccella L. Stereocolon Roccella Ach. Roc. tinctoria*) auf den Felsen und am Ufer der canarischen und capverdischen Inseln, des grünen Vorgebirges, auch in Spanien u. bereitet, und nach der obigen Sorte am meisten geschätzt wird. Bismuth gut ist 3) auch die genuesische und englische blaue Orseille aus mehreren Flechtenarten, die in die Familie der Algen gehören, nach dem Trocknen rothfarben werden, und einen purpurnen, rothen oder braunen Farbestoff enthalten, daher mit Ammonium, Kalk oder altem Urine behandelt, schön violette, blaue, purpur- und karmoisinrothe Farben, Lilas- und Malvenschattirungen geben. Die vorzüglichsten Flechtenarten zur Orseille sind: *Lichen geographicus* und *sulphureus Hoffm.*, *Lich. scruposus, corallinus, tartareus, lacteus, saxatilis, candelarius, calcarius, coccifer, parietinus* und *juniperinus etc.*, die *Variolaria aspergilla, lactea* und *orcina Acharii, Variolaria dealbata etc.* Die Faltenflechte (*Lich. plicatus L.*) scheint zweierlei Pigmente zu enthalten, ein gelbes und ein blaues. Geringer fällt 4) die französische Erborseille (*Lecanoria, Parmelia, Ors. von Auvergne oder Parelle*) aus, welche aus *Lich. Parelus L.* auf den Felsen in der Auvergne dargestellt wird und aus Lyon zu uns kommt, aber die Probe von der ersten und zweiten Sorte nicht aushält. Ubrigens soll die Flechtenart *Variolaria dealbata* (*Lichen dealb. Ach.*) den Hauptgrundbestandtheil derjenigen Orseille ausmachen, welche den Beinamen *de terre* führt. Das Pigment der Orseille nennt Robiquet *Dreïn* (s. diesen Art.), welches in der Art Heerens *Erytrin* (s. diesen Art.) analog ist, daß es, gleich diesem, unter Einwirkung von Sauerstoffgas und Ammonium in Flechtenroth (s. oben) übergeht, sonst aber ganz von demselben abweicht. Dagegen ist in der fertigen käuflichen Orseille, sowie im Persio, nur Flechtenroth, aber kein weinrothes Pigment mehr enthalten, woraus Heeren schließt, daß bei der Fäulniß des zugesetzten Harns dasselbe auf ähnliche Weise, wie durch starkes Erhitzen in seiner Zusammensetzung verändert und in wahres Flechtenroth umgebildet worden ist.

Der wäßrige Orseillenaufguß ist violett von Farbe, entfärbt sich binnen wenigen Tagen in verschlossenen Gefäßen, nimmt aber an der Luft seine vorige Farbe wieder an, wird durch Säuren hellroth, durch Kalien kaum etwas bläulicher, und schlägt salzsaures Zinnoryd röthlich nieder. Mit Weingeiste bildet die Orseille eine violette, sich nicht so leicht in verschlossenen Gefäßen entfärbende Tinctur.

Das Orseillen- oder Flechtenroth dient zum Blau- röthlichfärben, mit Zinnauflösung aber zum Festerrothfärben wollener Zeuche, und mit Weinsteinrahm und verdünnter Schwefelsäure zum Dauerhaftrosafärben alauinirter Wolle u. (*s. Schweigger's a. Journ. d. Ch. u. Ph. V. 2. S. 201. Hesperus u. 1826. Nr. 158. S. 631 fg. Robiquet über d. Farbestoff der Orseille in Schweigger-Seidels Jahrb. d. Ch. u. Ph. 1829. 4. Heft*

6) Lex Alam. l. c. §. 1, 2. 7) Lex Baiw. l. c. §. 18—20. 8) Äthelbircht's Gesetze Cap. 40—42. S. 3. 9) So auch betrug bei den falschen Franken (*Pactus Leg. Sal. Tit. XXXII. §. 14. bei Ecard, Leg. Franc. Sal. p. 63*) die Abschabung eines Dyles 25 Schillinge Buße, aber ohne daß Täubung oder Nicht-Täubung dabei berücksichtigt wird. Auch ohne Rücksicht hierauf betrug bei den Angeln und Beren, d. h. den Thüringern (*Lex Anglo-rum et Werinorum T. V. §. 4. bei Georgisch S. 447, bei Leibnitz, Script. T. I. p. 82*) die Abschabung eines Dyles eines Edelns 300, und eines Freien 100 Schillinge Buße.

wird in England gewöhnlich Cork, Corker genannt; man kennt sie in Wales unter dem Namen *Wolkering*; sie ertheilt der Schafwolle und den Haaren eine Art Dunkelcarmoisin. Nach Linné wächst sie in unermeßlicher Menge auf der Insel Man im atlantischen Meere wachsen. Ray nennt sie *Lichen saxatilis tinctorum foliis purpureis*. *Lichensaurus* des Linné oder *Lichenoides tartareum candidum tuberculis atris* des D. Dillen wurde auf Kalkgebirgen wächst, wurde von dem Dr. Wale auf den Orkneyinseln u. schon vor langer Zeit auf dieselbe Art angewendet.

Die Vorbereitung der Orseille ist einfach und gründet sich auf die Einwirkung des Ammoniums auf die Flechte. Imperatus war einer der ersten, der die Vorbereitung der Orseille für die Färberei öffentlich machte. Micheli schrieb später eine umständliche Beschreibung über diesen Gegenstand. Sein Verfahren ist mit dem, welches in Florenz von der frühesten Zeit her ausgeübt worden, übereinzustimmen. Er wendet entweder Potasche oder Soda an, womit gepulverte Flechte vermischt, in engen hölzernen Fässern eingeweicht und einige Wochen lang der Gährung überlassen bleibt, bis sich der harzige Farbestoff durch die Einwirkung mit dem Ammonium aus dem Urine gehörig gelöst und aufgelöst hat. Die Masse wird noch in demselben Zustand in dichten Fässern so lange aufbewahrt, wenn es nöthig ist, mit Urin oder Kalkwasser befeuchtet, bis die Orseille für die Färberei anwendbar ist. Man hat statt der Potasche und Soda später Kalk in Gebrauch gebracht.

Nach Taylors Verfahren bedient man sich in England zur Vorbereitung der Orseille vier Flechten, die nach ihrem Werthe verschieden bezahlt werden, nämlich der von den kanarischen Inseln, von welcher das Pfund 24 Pence, von den Inseln des grünen Vorgebirges, das 13 Pence, der von Afrika, welches acht Pence und der von Madagaskar, welches drei Pence kostet. Die Flechte wird gewaschen, von einigen andern Orseillesabricanten hin und her gewaschen, zwischen zwei Mühlsteinen fein gemahlen, um Erde und Steine wegzuschaffen, dann ein Theil fein gepulverte Flechte mit fünf Theilen Uringeist übergossen, das Gefäß bedeckt, damit das Ammonium nicht verflüchtigt, und jeden Morgen umgerührt. Man läßt es an einem mäßig temperirten Ort, am besten in einem warmen Keller, stehen, weil Hitze und große Kälte die Orseille verderben. Die Farbe zeigt sich schon nach einigen Tagen purpurroth und wird später blau. Nach 14 Tagen bringt man die Masse in bleierne Cisternen, wo sie täglich umgerührt wird. Diese Cisternen werden in einigen Fabriken gut geschlossen, und vor dem Zutritte der Luft bewahrt. Nach einem Monat ist die Orseille fertig. In einigen Fabriken verdünnt man sie jetzt mit Uringeiste; zehn Theile desselben auf acht Theile der angewandten Flechte, in andern auch mit Gummi Auflösung. Acht Pfund gemahlene Flechtenmehl sollen 58 Pfund Orseilleteig geben. Den Uringeist bereitet Taylor, indem 350 Pfund Urin mit zwölf Pfund

frisch gebranntem Kalk in einer Blase destillirt werden, und das Destillat 100 Pfund Uringeist liefert. Sobald der Urin anfängt überzugehen, muß man das Feuer so gleich auslöschen, weil der Uringeist rein sein muß. Reines Ammonium soll nach Bancroft eine viel schönere Orseille als Uringeist geben. Wenn die Orseille in ihrer Farbe nicht roth genug ist, so setzt man etwas Säure zu. Taylor nimmt ein Pfund Alaun auf 100 Pfund Farbe, Bancroft hingegen hält den Zusatz von Alaun für überflüssig. Um die Farbe mehr blau oder violett zu erhalten, setzt man ein Pfund gut calcinirte Potasche hinzu. Erscheint die farbige Masse lehmig oder braun, so beginnt eine zerstörende Fäulniß. Um dieses zu verhindern, setzen einige Fabrikanten Kochsalz und Salpeter zu, und zwar von jedem $\frac{1}{2}$ des Gewichts des Flechtenmehls. Die Orseille kommt im Handel in Gestalt eines röthlichen oder violeten Teiges von eigentümlichem Geruch und alkalischem Geschmack vor. Man erhält sie durch Beseuchten mit Ammonium oder Uringeist stets in feuchtem Zustande, weil die Qualität durch das Austrocknen verliert. Der Farbestoff der Orseille ist rein harziger Natur. Der Absud dunkel carmoisinroth, ins Violette spielend. Weingeist löst die Orseille mit carmoisinrother Farbe auf. Säuren ändern die Farbe des Absudes in Carmoisinroth. Kali und Natron machen sie etwas violetter, Kochsalz heller carmoisinroth, und Salmiak etwas mehr rubinroth. Alaun scheidet einen rothbraunen Niederschlag ab und macht die Flüssigkeit gelblichroth. Zinnsalz bewirkt einen röthlichen, sich langsam absetzenden Niederschlag; die obenstehende Flüssigkeit bleibt röthlich. Eisenvitriol erzeugt einen dunkeln und Kupfervitriol einen firschbraunen Niederschlag.

Bereitung der Orseille aus der Felsenflechte (*Variolaria oreina Acharius*) in Auvergne. Seit mehren Jahrhunderten bereiten die Franzosen in Auvergne eine Orseille von amaranthrother Farbe aus der *Variolaria oreina*. Diese Flechte nennen sie auch *Pabelle* (von *pierre*, Stein), welches lange hindurch zu dem irrigen Glauben Veranlassung gegeben hat, daß man sich in der Auvergne der Lichen *parellus L.* zur Darstellung dieser Farbe bediene. Die *Variolaria oreina* wächst auf Lavagrunde nach sechs Jahren vollkommen aus; auf Granitgrund erfordert sie hingegen längere Zeit. Sie hat sechs Jahre zum vollkommenen Wachstume nöthig, wird aber alle drei Jahre gesammelt. Die auf Granit wachsende, welche die Franzosen auch *Varenne* nennen, soll eine viel lebhaftere Farbe als die auf Lava wachsende, die sie *Pucelle* heißen, geben. Ein Arbeiter kann täglich vier Pfund Flechte einsammeln, wovon das Pfund mit 18—24 Solis bezahlt wird.

Von Le Cocq, der sich mehre Jahre zu Clermont mit der Vorbereitung der Auvergneorseille beschäftigte, beschreiben wir nachstehende Verfahrensart, wie die dortigen Fabrikanten dieses Farbematerial darstellen. Es werden 220 Pfund von Moos und andern Beimengungen sorgfältig gereinigte Felsenflechte in einen hölzernen Trog, der mit einem gut verschlossenen Deckel versehen ist, gebracht, mit 240 Pfund und, wenn die Flechte ausge-

stoff der Orseille im luftleeren Raume sich nach und nach ganz entfärbt.

Anwendung der Orseille in der Färbekunst. In der Seidenfärberei spielt die Orseille eine nicht unbedeutende Rolle, jedoch weniger für sich allein, als in Verbindung mit andern Pigmenten. Sie ertheilt der weißen Seide eine lebhaft violette Farbe, die aber an der Luft und dem Lichte sehr unbeständig ist. Etwas dauerhafter läßt sich diese Farbe darstellen, wenn die Seide zuvor mit einer zinnhaltigen Basis imprägnirt wird. Man kann die Orseille in der Seidenfärberei als eigentliches Hilfs- und Ersatzmittel für andere Pigmente betrachten. Seide, welche sich in der Indigoküpe durchaus nicht gut dunkelblau färben läßt, erhält zuvor einen Orseillegrund, durch welchen sie in der Indigoküpe die schönste dunkelblaue Farbe annimmt. Als Substitutions- und Modificirungsmittel wird die Orseille zur Erzielung vieler schönen Farbenabstufungen in Gesellschaft dafür sich eignender Pigmente häufig beim Färben der Seide verwendet.

In der Schafwollenfärberei bedient man sich der Orseille in mehren französischen Werkstätten, um das Fleckigwerden der Karmeliterfarbe zu verhindern; auch sollen die Engländer sich ihrer bedienen, um der Schafwolle einen Grund zu geben, welche nachher dunkel Indigoblau gefärbt den schönen violetten Schimmer liefert, der an den blauen Wollentüchern der Engländer vorzugsweise geschätzt ist. In ökonomischer Beziehung wird durch ein solches Verfahren auch eine beträchtliche Quantität Indigo erspart.

In der Baumwollen- und Leinwandfärberei findet die Orseille keine Anwendung.

Literatur: Bancroft, neues englisches Färbekunstbuch von Dingler und Kurrer B. 1. Riems Sammlung ökonomischer Schriften für 1801 u. Leuchs Anleitung zur Bereitung aller Farben u. Leuchs Beschreibung der färbenden und farbigen Körper u. Hermbstädt's Grundriß der Färbekunst. Dingler's polytechnisches Journal B. 33. Journal de Pharmacie, Juni 1829. u. a. S. m. (Kurrer.)

ORSEIS, eine Nymphe, Gemahlin des Hellen, Mutter des Doros, Ruthos und Kolos (Apollod. I, 7, 2). Da diese sonst nicht genannt wird, hat man den Namen für einen Schreibfehler statt Dreias, Dreae gehalten. Aber die Aufregerin Orseis scheint die vielen Wanderungen des hellenischen Volks, die Herodot (I, 56) berührt, und die wandernde Verbreitung des hellenischen Namens zu bezeichnen. (Klausen.)

ORSELEN (Werner von), Hochmeister des Ordens der Teutschritter (s. d. Art.). Aus einem alten Geschlechte der Rheinlande gebürtig, früh schon als Ritter in den Orden getreten, als Komthur zu Ragnitz in den Bügen nach Lithauen berühmt, dann seit fast zehn Jahren als Großkomthur mit den äußern und innern Verhältnissen des Ordens in Preußen vertraut, mehrmals Stellvertreter des abwesenden Hochmeisters, unter den Brüdern hochgeachtet seines Charakters und Gemüths wegen, gefürchtet von denen, die der Sittenrein-

heit entbehrten, die Unbeflecktheit der Ritterehre und des Wandels vor Gott und Menschen nicht so aufrecht hielten wie das Ordensgelübde es gebot, — ward derselbe im General-Convente zu Marienburg, am 6. Juli 1324, unter dem Vorsitze des Teutschmeisters und des Landmeisters in Livland zum Hochmeister des Ordens einstimmig erwählt und bestätigt.

Kaum hatte derselbe sein Amt angetreten, als die Lithauer einen Einfall in das Ordensgebiet versuchten, aber zurückgeschlagen wurden, einen Zug in Feindesland aber das Friedensgebot des Papstes hemmte, der auf das Scheingefuch Gedemins, des lithauischen Großfürsten, um die Taufe, das Reich der Kirche hier ohne Blutvergießen zu erweitern dachte, durch Gedemins Antwort auf die Sendung der Legaten an ihn bald enttäuscht wurde, jedoch auf Vorstellung des dem Orden abgeneigten Erzbischofs von Riga bei seinem Verbot neuer Kriege gegen Lithauen beharrte, ja dem Orden noch die Schuld der Abneigung Gedemins gegen das Christenthum aufbürdete. Nur mühsam gelang es dem Hochmeister, den Orden von solcher Beschuldigung zu reinigen; kaum aber war dies geschehen, als ein Bündniß des Polenkönigs Bladislav mit dem Großfürsten Gedemin gegen den Orden, die Friedensverhältnisse sehr bedenklich machten. Der Hochmeister verkannte nicht, welch Unheil den Orden bedrohe, und mit höchster Sorgfalt, mit der eifrigsten zugleich und umsichtigsten Thätigkeit traf er alle Maßregeln zur Vorbereitung auf die nahe Stunde der Gefahr. Die Grenzgebiete gegen Polen und Lithauen wurden besetzt, die Burgen verstärkt, deren mehre (Gerdauen, Pluß, die Bartenburg, die Lünenburg, die Silgenburg) neu erbaut, Städte besetzt (Bischofswerder, Mohrunen, Guttstadt, Neumark), mit dem Großfürsten Georg Danielow von Kiew und dem Herzoge Bratislav von Pommern Friedensverträge geschlossen. Schon vor dem Ablaufe des mit dem Polenkönige bestehenden Waffenstillstands (bis zum 24. Dec. 1326) brach der Krieg aus, durch einen fruchtlosen Einfall der Polen in Pommern, wo sie jedoch, wie bei dem zweiten Versuch in Masovien, vom Ordensheer und der Kriegsmacht der angegriffenen Fürsten geschlagen wurden. Diese voreiligen Feindseligkeiten bewogen den Hochmeister, sowol seine Bemühungen um auswärtigen Beistand durch getreue Bundesgenossen, als auch die Vertheidigungsanstalten im Innern des Landes eifrig fortzusetzen. So wurde ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Herzoge Semovit von Masovien, ein gleiches mit dem Herzoge Heinrich VI. von Breslau geschlossen, Burgen und Städte mit Befestigungen und Wehrmannschaft versehen, kurz Alles gethan, um dem mächtigen Feinde wohlgerüstet zu begegnen. Dagegen war der Papst durch das feste Übertreten und treue Beharren des Hochmeisters auf der Seite Ludwigs des Baiern, dessen teutsche Krone die Schlacht bei Mühldorf (s. d. Art.) besetzt, und der Kirche Bann nicht — wie Papst Johann XXII. wollte — wieder auf das Haupt Friedrichs von Oesterreich gesetzt hatte, dem Orden neuerdings abhold geworden, und benutzte nun die Erwerbung der Kur Brandenburg für das

zeichnet gut (sehr gendhrt) ist, auch etwas mehr Menschenurin benezt, und zwei Tage und zwei Nächte lang von drei zu drei Stunden umgerührt. Am dritten Tage wird die Flechte zu beiden Seiten des Troges aufgehäuft, damit in der Mitte eine Vertiefung entsteht. In dieselbe schüttet man zehn Pfund gesiebten und gelbsten Kalk, ein halbes Pfund Arsenik und ebenso viel Alaun, deckt die Flechte darüber, damit der Arsenik den Arbeitern nicht schadet und rührt alles schnell und gut durch einander, deckt den Trog genau zu, rührt nach einer Viertelstunde wieder um, und sofort alle halbe Stunden, wenn die Gährung sich rasch einstellt, außerdem aber nur alle Stunden. Durch das Umrühren sucht man zugleich zu verhindern, daß sich keine Kruste bildet, welche die Gährung und die Entwicklung des Pigments hindern würde. Am besten ist es, wenn die Flechte so eingelegt wird, daß sie nur die halbe Seite des Troges einnimmt, und man beim Umrühren nichts zu thun hat, als sie auf die andere Seite zu bringen, wobei man sie mit der Schaufel zerreibt. Nach 48 Stunden fängt die Gährung an schwach zu werden; um sie neu zu beleben, setzt man zwei Pfund Kalk zu, und rührt von Stunde zu Stunde auf. Im Allgemeinen muß die Handarbeit der Stärke der Gährung entsprechen, und sich vermindern, wie jene nachläßt. Gewöhnlich rührt man am fünften Tage von zwei zu zwei Stunden, am sechsten von drei zu drei, am siebenten von vier zu vier Stunden und am achten erhält man eine ziemlich lebhafteste Farbe, die jedoch nicht die Intensität besitzt, deren sie fähig ist. Man fährt noch 14 Tage lang fort, die Masse von sechs zu sechs Stunden umzurühren, dann ist die Farbe, welche sie gibt, lebhaft; aber um alles Pigment, welches sie gibt, gänzlich zu entwickeln, wird dieselbe Arbeit noch acht Tage lang fortgesetzt. Bei saftiger und nahrhafter Flechte wird ein ganzer Monat, bei geringerer drei Wochen erforderlich, um alle Farbe zu entwickeln. Die nach dieser Methode bereitete Orseille wird in Fässer gebracht, wo man sie mehre Jahre aufheben kann; sie ist daselbst besser nach einem Jahr, aber im dritten Jahre fängt ihre Güte an sich zu vermindern. Es wird erforderlich, diese Orseille von Zeit zu Zeit mit frischem Urin oder Ammonium zu befeuchten, um das Eintrocknen zu verhindern. Während das sich bildende Ammonium verdunstet, nimmt die Orseille einen angenehmen Veilchengeruch an.

Le Cocq empfiehlt zur Verbesserung dieses Verfahrens Ammonium, oder wenigstens durch Verdunsten stärker gemachten Urin, und die Flechte durch Waschen in Urin von den erdigen Theilen zu reinigen.

Im J. 1809 erhielt der Orseillefabrikant Bourget in Lyon ein Patent für ein Verfahren, aus der Variolaria oreina oder der Felsenflechte von Auvergne eine ebenso schöne Orseille als aus den Flechten der canarischen oder capverdischen Inseln zu bereiten. Wahrscheinlich besteht sein Verfahren in der Anwendung des reinen Ammoniums statt des Urins und Hinweglassung des Arseniks. Der Verbrauch der Orseille ist seitdem in Frankreich zehn Mal größer geworden, so daß die Engländer keine mehr nach Frankreich bringen. Die Fabrik des

Herrn Bourget in Auvergne beschäftigt über 600 Menschen mit dem Einsammeln der Flechte. Lyon, Belgien, Preußen, Oesterreich und Italien beziehen aus dieser Fabrik beträchtliche Quantitäten Orseille.

In Holland wird eine flüssige Zubereitung aus Orseille unter dem Namen rother Lakmus (Rood Lakmoos) verkauft.

Lakmus ist die durch Kali blau gemachte Orseille aus der Lakmusschildflechte, und unterscheidet sich von dem Lakmus Croton dadurch wesentlich, daß letzteres aus Croton tinctorium bereitet ist (s. Art. Lakmus).

Erst kürzlich hat Herr Robiquet der französischen Akademie eine interessante Untersuchung über den Farbstoff der Orseille überreicht. Er bediente sich zu seinen Versuchen der sorgfältig gesammelten Variolaria orbata (Variolaria oreina *Acharius*), welche er mit kochendem Alkohol behandelte, wodurch zuerst eine sehr weiße krystallinische Substanz erhalten wurde, die mit der sogenannten Halbharze Ähnlichkeit besitzt. Der weiße geistige Extract, der den Geruch des frischen Theriak besitzt, gibt mit Wasser angerührt eine zuckerige Substanz, wie Mannazucker. Verdunstet stellt die Substanz eine gelbliche Masse dar mit angeschossenen Nadeln, die aber durch eine klebrige Flüssigkeit verunreinigt sind. Zu gepreßt ließ sich dieser Mannazucker von jener Flüssigkeit trennen. In Aether gebracht scheidet sich aus der Zucker eine eigenthümlich starre, krystallinische Substanz aus mit grünlich gelbem Princip. Dieses Princip läßt sich durch einige Behandlungen jedoch leicht wieder von Zucker trennen. Von der Orseille bleibt nach diesen verschiedenen Prozeduren nur noch eine pulverige stickstoffhaltige Substanz zurück, die wenig Interesse darbietet. Die durch Aether abgesehene krystallinische Substanz schmilzt bei gelinder Wärme und krystallisirt beim Erkalten wieder; stärker erhitzt verflüchtigt sie sich, setzt sich aber im Halse der Retorte wieder in Krystallen ab; sie kann sich nicht färben. Nur die zuckerige Substanz kann sich färben, obgleich sie im reinen Zustande gelblich weiß ist; sie unterscheidet sich von andern Zuckerarten dadurch, daß sie durch basisch essigsaures Blei gefällt wird. Wird die zuckerige Substanz durch thierische Kohle gereinigt, so bildet sie vierseitige Prismen; da sie schmelzbar ist und bei einer nicht sehr starken Hitze verflüchtigt wird, so legt sie sich an die Seitenwände der Retorte an. Ihre merkwürdigste Eigenschaft ist diese, daß sie sich durch Ammonium dunkelbraun färbt, und beim Aussetzen die Farbe in dem Maße, als ein Theil des Ammoniums verdunstet, Anfangs violett und beim Aussetzen an die Luft dann immer röther wird. Dieses ist also der Farbstoff der Orseille, der zuerst durch Ammonium braun, und nachherige Einwirkung der atmosphärischen Luft sein purpurartiges Aussehen erhält. Hierzu ist keine Gährung nöthig, auch hält Herr Robiquet mit Recht den Zusatz von Kalk, Alaun, Arsenik bei der Orseillebereitung für mehr schädlich als Nutzen bringend. Schwefelwasserstoff entfärbt den Farbstoff der Orseille, wahrscheinlich in Folge einer Desoxydation, was dieses der gleiche Fall bei der Lakmustinctur ist. Abt Bollet machte schon früher die Bemerkung, daß der Farb-

bairische Haus, um den König von Polen zu einem Einfall in die dortigen Lande zu bewegen. An diesem Raubzuge nahm auch Gedemin Theil, dessen Kriegsbewegungen jedoch der Hochmeister aufmerksam beobachtete, die Gefahr, zugleich mit der Quelle, aus der sie entstanden, wohl erkannte, und — als der Papst gleichzeitig die alten Zwiste über Pommern und den Peterspfennig wieder ausnahm — es für dringend erachtete, so genau als offen die Stellung zu bezeichnen, welche der Orden in dem Streite zwischen dem Papst und dem deutschen Könige fernerhin behaupten müsse, — denn daran knüpfte sich natürlich noch Vieles und Wichtiges. Er berief demnach noch im J. 1326 ein General-Capitel in Marienburg, in welchem die Ordensgebietigen zuerst verschiedene Satzungen und Gesetze zum Feststellen und Regeln der kirchlichen und häuslichen Ordnung der Ritterbrüder entwarfen und bestätigten, dann aber zur Berathung der politischen Verhältnisse und Verbindungen des Ordens übergingen und einmüthig beschloffen, auch fortan — trotz des päpstlichen Zorns — an der Partei Königs Ludwig festzuhalten und auf solche Weise wider die Gefahr von Polen her sich der Freundschaft des Markgrafen Ludwig von Brandenburg (Sohn des Königs) zu versichern. Endlich schlichtete der Hochmeister noch die Wahlstreitigkeit in Livland, ernannte mit Zustimmung des Capitels einen neuen Landmeister, und erhielt von den livländischen Ordensgebietigen die Abtretung der Burg und des Gebiets Memel. So gesichert und geordnet erwartete der thätige Hochmeister den Ablauf des Waffenstillstandes mit Polen, der auch kaum da war, als der Krieg mit einem Einfall der durch eine Ordensschar verstärkten Kriegsmacht des Herzogs von Masovien in die Landschaft Cujavien begann. Dieser Erstlingszug war glücklich, nicht so ein zweiter im J. 1328, das überhaupt — da Polen und Lithauen sich mächtig rüsteten, der Papst seine Feindschaft gegen den Orden durch die Anordnung einer strengen Untersuchung „aller Greuelthaten desselben“ ernstlich zu bethätigen anfing — wichtigere und entscheidendere Ereignisse vorzubereiten schien. Der Hochmeister säumte nicht, den abenteuernden König Johann von Böhmen zu einem Kreuzzuge gegen die heidnischen Lithauer zu bewegen, dessen Fahnen zahlreiche Grafen, Freiherrn und Ritter aus Deutschland, ja aus England sogar sich angeschlossen, und der zur Sicherung seines christlichen Unternehmens für die Dauer desselben dem Könige von Polen einen Waffenstillstand abzulocken wußte, den dieser weder in Bezug auf den kreuzfahrenden Johann, noch auf den Orden ausschlagen durfte um der religiösen Volkstimmung willen, wie tief ihn auch Gedemins Gefahr betrübte.

Gegen das Ende des Jahres 1328 langte das Kreuzheer an den Grenzen des Ordensgebietes an, wo der wohlgerüstete und mit seinen Vorbereitungen fertige Hochmeister mit 250 Ordensrittern und an 10,000 Streitem niedern Ranges sich demselben anschloß. Der Einfall in Szamatten war kurz und glücklich; jeder feindliche Widerstand ward siegreich überwunden, die feste Heidenburg Medewageln am 6. Febr. 1329 umlagert und in

wenigen Tagen erstürmt. Dreitausend gefangene Feinde, welche der Hochmeister in seinem Zorn über den hartnäckigen Widerstand tödten lassen wollte, rettete König Johann, doch mußten sie sich taufen lassen. Der Kampf gegen die Heiden sollte weiter geführt, die Bevölkerung Lithauens bis in das Innere des Landes verfolgt und bekehrt werden, als plötzlich die Nachricht eintraf, daß der König von Polen den Waffenstillstand treulos gebrochen, das Kulmerland mit Heeresmacht überfallen und fünf Tage lang mit Raub und Brand verwüestet habe. Da zog das Kreuzheer augenblicklich zurück, gewann in Eilmärschen die Drewenz, fiel von dort in Dobrin, Cujavien und Masovien ein, vertrieb allenthalben den Feind, eroberte Plock und unterwarf den treulos gewordenen Herzog Wenceslav, worauf König Johann mit dem Hochmeister nach Thorn zog, um über die Beute an Land und Gut zu entscheiden, und nach für den Orden sehr günstigem Ausfalle dieses Unternehmens in seine Staaten zurückging.

Werner von Orselen hatte aus diesem schon im Mai 1329 beendigten Kreuzzuge dem Orden bedeutendes Grundeigenthum in Dobrin und Masovien, noch bedeutendere Pfand- und Anwartschaften dort wie in Pommern erworben, dabei jedoch seine unermüdete Thätigkeit keineswegs auf Fehden und Kriege allein, oder auf Erwerbungen in den Nachbarlanden beschränkt, sondern, während er die alte Ordenspflicht des Kampfes wider die Ungläubigen aufrecht hielt, keinem Widersacher des Ordens die Rechts- oder Gebietsverletzung ungestraft hingehen ließ, und die politische Wichtigkeit, Stellung und Bedeutung des Ordens nie aus den Augen verlor, — seinen Sinn wie seine Sorge auf die innere Landesordnung und Landesverwaltung in allen ihren Zweigen unablässig gewendet. Ebendies macht ihn unter den Hochmeistern des deutschen Ordens besonders groß, und stellt ihn den Landesgebietern damaliger wie jeder Zeit als Muster dar. Wo es das Aufrechterhalten der Freiheiten und Rechte seiner Unterthanen galt, trat sein Sinn für Recht und seine Sorge für den Einzelnen wie des Ganzen Wohl stets mit der entschiedensten Beharrlichkeit und mit einer Kraft sonder Gleichen auf. Dies beweist allein schon sein Streit mit dem Papst um den Peterspfennig. Auch die Pflege des Ackerbaues und der Gewerthätigkeit in allen Theilen waren Gegenstand seines regsten Eifers. Begünstigt und mit Freiheiten nützlicher Art begabt, hoben die Städte sich schnell zu regsamem Bürgerleben empor, und in ihren Ringmauern wie auf dem wohlgeschützten platten Lande trat die alte wüste Unsitte immer tiefer in den Hintergrund zurück. Aufrichtiger wie ehemals hielten die Preußen am Christenthume; vielfach wurde für Sittlichung der Geistlichkeit gesorgt, sie zu Lehre und Beispiel angehalten und die Vermischung der Preußen mit den gebildeten Einzöglingen aus Deutschland gefördert.

Je höher aber der Hochmeister die Pflichten seines schweren Amtes auffaßte, je vielseitiger er sie im Leben auszuüben und in dem Orden die bürgerlichen Verhältnisse geltend zu machen strebte, je höher überhaupt grade

dadurch die Idee des Meisters, des Ordensoberhauptes und Landesfürsten in seinem Kopf und Herzen stand, desto eher mußte es ihm klar werden, wie nothwendig eine Reform der Wahlart, Stellung, Regierungsbefugniß, kurz des ganzen Standpunktes des Hochmeisters sei, wenn nicht Zwietracht und Zerwürfniß Alles lockern und trennen, bald vielleicht einen festen innern wie äußern Verband der gesammten so weit verbreiteten Ordensverbrüderung ganz unmöglich machen sollten. Selbst Zeuge früherer in diesem Betracht unheilvoller Zeiten, beschloß er hier mit entscheidender Kraft durch Rath und That einzugreifen, und durch diesen Schlüsselstein seines Tagewerkes dem Orden, für den er so lange gelebt und gewirkt, eine erfreuliche Zukunft zu sichern.

Er berief im Herbst des Jahres 1329 den Deutschmeister wie den Landmeister von Livland mit ihren obersten Gebietigen zu einem allgemeinen Capitel nach Marienburg. Dort trug zuerst Werner von Orselen seine Überzeugung vor, wie der Hochmeister stets ein Muster aller dem Ordensritter geziemenden Tugend und obliegenden Pflichten sein, er allezeit makellos, dabei aber streng und würdig als Oberhaupt des Ordens dastehen müsse, demnach bei dessen Wahl weder irgend eine persönliche Rücksicht, noch Gunst, Freundschaft, Gewinn u., sondern allein des Ordens Ehre, Gedeihen, Nutzen und Leumund in Betracht kommen dürfe. Hierauf gestützt, schlug er verschiedene neue Anordnungen und Abänderungen vor, damit die Regierung eines Meisters allezeit als unbescholten, tadellos und gerecht vor Gott, dem Orden und der Welt befunden werde, zugleich auch er selbst die Mitglieder der unter ihm stehenden Verbrüderung in ihren Fehlern mit Gerechtigkeit zur Besserung leiten könne. Also wurden feste Bestimmungen entworfen und besprochen, wie es in der Zwischenzeit von eines Hochmeisters Tode bis zur einhelligen Wahl des neuen mit der Landes- und Ordensregierung gehalten, was bei zwiespaltiger Wahl beobachtet werden und wie man überhaupt den Hochmeister gesetzlich wählen solle; wobei die Strafe für unbefugtes Eindringen in das Hochmeisteramt und für die Mitschuld an demselben bestimmt, auch die nöthigen Beschränkungen für die Gewalt des Hochmeisters bei Veräußerungen und Verleihungen im Ordensgebiete, ein Strafcodex für seine Richterergewalt über die Brüder entworfen, das Verfahren wider ihn als Saumseligen im Amt oder gar als Eidbrüchigen festgestellt, dem Deutschmeister endlich ein Aufsichtsrecht über die Amts- und Lebenshandlungen des Hochmeisters in die Hände gelegt wurde.

Kaum war somit des Hochmeisters Streben nach Sicherung der Zukunft des Ordens erfüllt, als ein neuer Raubzug der Lithauer drohte, der alte Streit zwischen dem Erzbischofe von Riga und dem Orden in offene Fehde wieder ausbrach, zugleich aber auch ein neues Kreuzheer unter dem Grafen von der Mark aus Deutschland heranzog. Dieses zu beschäftigen, den Streit in Livland zu schlichten, war die nächste Aufgabe. Während daher die Kreuzfahrer mit noch 100 Ordensrittern und 3000 Reifigen in das Romove-Gebiet von Wayken

geführt wurden, eilte Orselen ins Kulmerland, um zuerst den Papst kühnlich zu versöhnen, damit er nicht fortan die Beilegung der livländischen Zwiste hindere. Er schrieb dort eine allgemeine Landesversammlung aus, hielt selbige im Beisein des Bischofs Otto von Kulm und mehrerer Ordensgebietiger in der Kathedrale von Kulmsee, und erlangte durch ernstes und überzeugendes Zureden die Abgabe des Peterspfennigs an den heiligen Stuhl als freiwillige Gabe von den Ständen, ließ auch bei dem hartnäckigen Nuntius des Papstes die Sache der Kulmer so gut vertreten, daß die Aufhebung des Interdicts nach einigem Hin- und Herreden erlangt wurde. So vertrat er auch den Orden mit dem Bischofe von Leslau über den Zehnten, erkaufte das ganze Fürstenthum Dobrin vom Böhmenkönige, sowie die Verzichtleistung der Königin Elisabeth von Böhmen auf den Ordensheil in Pommern.

Während dessen rüstete der Polenkönig mit Beistand der Ungern sich ernstlich gegen den Orden; wogegen der Hochmeister mit der bereiten Ordensmacht an die Drenenz rückte, indeß der Ritter Johann von Trier, Voigt des Bischofs von Kulm, einen Streifzug der Lithauer zurückwarf. Des Polenkönigs Absichten wurden hier zwar vereitelt, das von ihm belagerte Dobrin hielt sich, die heidnischen Lithauer mußten auf Antrag der christlichen Ungern das Heer verlassen, aber mit der Hauptmacht überschwenkte der Feind das Kulmerland, ohne daß der Hochmeister die Feldschlacht wider den vierfach stärkern Gegner wagen durfte. Doch nirgends gelang es den Polen; von der hart bestürmten Stadt Schönsee mußten sie mit Verlust abziehen; wie hier der Komthur Herrmann von Dypen, so verteidigte Günther von Schwarzburg, Komthur zu Christburg, die Burg Leipe mit Ruhm und Erfolg, und Wladislaw, dessen Heer an Seuchen und Futtermangel litt, schloß mit dem herbeigerufenen Hochmeister einen Stillstand, bald auch gegen Einräumung von Wissegrod und Bromberg Frieden. Auch in Livland war indeß der Orden siegreich gewesen, Riga zum Gehorsam gebracht und der Erzbischof gedemüthigt worden.

So war nach schwerem Sturme wieder Ruhe geworden, und der brave Hochmeister sann aufs Neue, wie die Wohlfahrt des Ordens und Landes befestigt und gefördert werden könne. Vor allem hatte er immer dahin gestrebt, unter den Ordensgliedern sittliche Reinheit, Ehrbarkeit des Wandels und — durch Strenge in den Gelübden, wie durch Gehorsam gegen Regel und Gesetz — den altwürdigen Namen der Teutschritter vor der Welt zu erhalten. Darum hielt er streng auf den Spruch an der Spitze des Gesetzbuchs: „Wo man eins der Ordensgelübde zerbricht, so sind die Regeln alle zerbrochen,“ hatte schon früher manche heilsame Gesetze und Gebote theils erneuert, theils neu entworfen, und — selbst tadellos im Wandel, streng in Sitten und treu in der Pflichterfüllung — auch dem Orden solches als höchstes Ritterziel vielfach vorgehalten. Aber seine Besserungsversuche scheiterten an dem Laster und der Leidenschaft,

die schon hier und da mächtig im Orden aufwuchsen; ihm selbst brachten sie den Tod durch Mörderhand.

Zu Anfange des Jahres 1330 geschah es, daß ein junger Ordensritter, Johann von Endorf, ein Mensch von unlauterer Sitte und wüstem Leben, oft schon vom Hochmeister deshalb getadelt und bestraft, und deshalb ihm feind, vor Werner von Orselen mit der Bitte erschien, mit dem Ordensheere wider die Lithauer ziehen zu dürfen. Der Meister, wohl wissend, daß der Ritter mehr die Zucht im Ordenshause liehe, als kampflustig sei, wies ihn mit der Erklärung ab, daß kein Ross für ihn mehr vorhanden, auch es viel zu früh für ihn sei, dem Tode für Christi Sache aus Feindeshand entgegenzugehen, vielmehr er zuvor von seinem wüsten Leben ablassen, ernste Buße thun und durch Tugenden, gute Sitten und rühmliche Werke zu solchem Ehrenkampfe sich vorbereiten müsse. Der Ritter verschaffte sich durch Freunde in der Mark zwei tüchtige Streitrösse zur Kriegsfahrt, und wiederholte dann sein Gesuch. Weil aber der Hochmeister selbst vor einigen Jahren in dem Generalcapitel das Befehl gegeben hatte: „Auch soll kein Ritterbruder Geld behalten, Pferde oder andere Dinge zu kaufen; denn wer solches hat, soll es seinem Oberrn aushändigen, der ihm Pferde soll besorgen,“ auch weil es gefährlich dem Hofmeister freisind, einem Ordensbruder Ross und Waffen nehmen und einem andern übergeben zu lassen, so wurden diesem ungehorsamen und widerspenstigen Ritter die beiden Rosse weggenommen. Eine Fürbitte anderer Ritter blieb fruchtlos und Werner bei seinem Gebote.

Da stahl sich der Ritter aus dem Ordenshause weg in die Stadt Marienburg, kaufte bei einem Eisenkrämer ein großes Fischmesser und gab dem Krämer, der ihm nachrief, die vergessene Scheide mitzunehmen, zur Antwort: „Nein, aber ich werde dem Messer die kostbarste Scheide in ganz Preußen suchen.“ Am Festtage der heil. Elisabeth (19. Nov.) Abends, bemerkte der umherschleichende Nachsichtige, daß die Hauskapelle des Hochmeisters erleuchtet, Werner also dort allein sei. Dies schien ihm günstig, denn des Hauses übrige Brüder waren eben insgesammt in der Hauptkirche auf der Dberburg zur Vesper, und selbst des Meisters Dienerschaft hielt sich fern, wenn der Herr betete. So gelang es dem Ritter leicht, unbemerkt bis in die Vorhalle der Kapelle hinaufzuschleichen und sich an der Eingangsthüre zu verbergen. Der Meister trat nach vollendetem Gebet aus der Kapelle, auf deren Schwelle der Lauernde ihm entgegenstürzte, und mit dem Ausrufe: „Nimm mir mehr das Meine!“ das Messer ihm in die Brust stieß. Im Zusammenstürzen stöhnte der Getroffene ihm die Worte zu: „Das vergebe dir Jesus Christ!“ worauf der Widerder das Messer ihm noch einmal tief ins Herz drückte und vom bellenden Hündlein des Meisters verfolgt entfloh. Den Sterbenden fand sein Notar, der ihn eines Geschäfts wegen suchte, röchelnd am Boden. Erst als die auf des Notars Hilferuf herbeigeeilte Dienerschaft vom ersten Entsetzen zurückgekommen war, setzte man dem Mörder nach, ergriff ihn bald und warf ihn gefesselt in

den Kerker. Der Hochmeister aber verschied, umgeben von sämtlichen Brüdern des Hauses nach einer Stunde, nachdem er noch das Nöthigste verordnet und seinem Mörder in gottergebener Gesinnung vergeben hatte. (Vergl. Lucas David pr. Gesch. 4. und 5. Band. Schütz, H. r. pruss. p. 60—63. Wigand, Marburg. Chron. p. 280 sq. Guden, Cod. dipl. III. p. 795 sq. Dusburg, Chron. Pruss. p. 349 sq. Annal. Oliv. p. 42 sq. v. Baczkó, Gesch. Preußens, 3. Band. Joh. Voigt, Gesch. Preußens, 4. Bd.) — Im Dome zu Marienwerder ist jetzt noch ein Wandgemälde Werners von Orselen, mit der Inschrift in Schwarz mit rothen Zwischenpunkten: Meister. Werner. von. Orsele. starb. nach. Xti. gebort. MCCC. undt. in. dem. XXX. iare.

(Benecken.)

ORSELINI (Carlo), ein Kupferstecher und Kunstverleger zu Venedig, geboren 1724. Sein Grabstichel ist glänzend und rein, doch zu größern Werken etwas matt, oder vielmehr kalt zu nennen, da durch zu große Anwendung von zu glatt und rund gelegten Strichen die der Vollendung eines ausgeführten Blattes gehörige Wärme fehlt. Er stach mehre Blätter für die Ausgabe der florentiner Galerie, ferner mehre Bildnisse venetianischer vornehmer Personen. Nach Balestra einen heiligen Hieronymus, den heil. Franciscus de Sales, den heil. Aloysius, Maria, den heil. Bunand, Renucci nach Sebastian Ricci und andere Blätter.

(Frenzel.)

ORSEOLO, Urseolo, eine alte venetianische Familie, welche dem Freistaat in seinen ersten Jahrhunderten vier Dogen gab. Peter Orseolo I. der 23. Doge von Venedig, wurde nach der Ermordung des Pietro Candiano IV. im J. 976 vom Volke zum Herzoge gewählt, welche Würde er, da sie seinen religiösen Neigungen nicht zusagte, nur sehr ungern annahm. Weise, fromm und wohlthätig war es seine erste Sorge, die im Aufstande gegen seinen Vorgänger durch die Eindscherung des herzoglichen Palastes von den Flammen zerstörte Kirche des heil. Marcus auf seine eigenen Kosten wieder herzustellen; auch den herzoglichen Palast ließ er aus seinen Einkünften wieder aufbauen. Als die Saracenen Apulien überfallen hatten, zog er den hart bedrängten Einwohnern in Person zu Hilfe und trug einen glänzenden Sieg über die Ungläubigen davon. Unter ihm soll zuerst eine jährliche Abgabe eingeführt worden sein, welche auf den zehnten Theil des Einkommens, den jeder unter Bürgschaft des Eides angeben mußte, gelegt wurde und mit dem, was die Bölle, die Hafengebühren, die Auflage auf Salz und die gerichtlichen Strafen abwarfen, das Einkommen des jugendlichen Staates bildete; jedoch ist Daru der Meinung, daß die Abgabe, wenn auch nur in Zeiten der Noth, wahrscheinlich schon viel früher erhoben worden sei. Ein französischer Mönch, Guerin, Abt von Saint Michel de Cusan, überredete ihn, den herzoglichen Palast (i. Sept. 978) nächtlicher Weise insgeheim zu verlassen, da ihm die Geschäfte des Fürsten nicht erlaubten, sich dem beschaulichen Leben, so wie er es wünschte, zu widmen; er zog sich hierauf in die in der Nähe von Perpignan gelegene Ab-

tei von Saint Michel zurück, wo er den Rest seines Lebens den Übungen der Frömmigkeit widmete. Nach seinem Tode († 997) wurde er selig gesprochen und von der katholischen Kirche als ein Heiliger verehrt. Sein Sohn Pietro Orseolo II. wurde im J. 991 nach dem Dogen Vitalio Candiano und Tribun Memmo, während die innere Ruhe der Republik durch die blutigen Feindseligkeiten der Morosini und Caloprini vernichtet und der Staat auch von Außen gefährdet war, zum Herzog erwählt, und keine Wahl jener Zeiten ist mehr als diese durch einen glücklichen Erfolg gerechtfertigt worden. Gleich groß als Staatsmann und als Krieger beruhigte er in kurzer Zeit die Republik, unterdrückte mit kräftiger Hand die Parteien, und führte Sicherheit und Ordnung in die Volksversammlungen ein, welche vor ihm oft stürmisch gewesen und in denen nicht selten Blut geflossen war. Der neue Doge erließ dagegen das Gesetz, daß jede Gewaltthätigkeit in den öffentlichen Versammlungen mit 20 Pfund Gold bestraft werden sollte, oder mit dem Tod, im Falle die Geldbuße nicht erlegt werden könnte. Zunächst richtete er sein Augenmerk auf die Erweiterung und Sicherung des Handels, indem er einsah, daß sich der Freistaat nur durch den Handel erhalten, bereichern und zu Ansehen, Macht und Einflusse gelangen könne. Durch verschiedene Verträge suchte er dem Handel seines Landes bedeutende Vortheile zu verschaffen. Die Kaiser des Orients bestätigten die Freiheiten der Venetianer und gestatteten ihnen in allen Häfen ihres Reichs frei zu verkehren, ohne irgend besondere Zölle und Abgaben zahlen zu dürfen, wodurch der Handel Venetijs einen Schwung erhielt, den er früher nicht hatte. Von den Beherrschern Aegyptens und Syriens erlangte er durch Geschenke und andere Beweise der Aufmerksamkeit und Freundschaft mehre Begünstigungen für alle venetianische Schiffe, welche die Häfen jener Länder des Handels wegen besuchten. Ein gleiches Benehmen beobachtete er auch gegen die Fürsten Italiens. Für einen kleinen Grundzins erhielt er kleine Häfen an der Livenza, am Sile und an der Piave; er nahm die Zölle einiger Fürsten in Pacht und erhielt vom Kaiser in der ganzen Ausdehnung des teutschen Reichs die Herabsetzung der Abgaben, welche die venetianischen Bürger bis dahin zahlen mußten. Der Patriarch von Aquileja und die lombardischen Fürsten und Städte hatten den Venetianern bewilligt, ihre Fahrzeuge die Flüsse hinauf zu schicken und in der Lombardei und in Friaul ihre Waaren abzulassen. In den Häfen Apuliens und Calabriens wurden die Venetianer als Freunde aufgenommen, und an den östlichen Küsten des nach ihnen benannten Meerbusens genossen sie mancher Vorrechte, die sie zwar erkauften mußten, aber die darum nicht minder vortheilhaft waren. Nachdem so für einen sehr vortheilhaften und ausgebreiteten Verkehr gesorgt war, den die Venetianer besonders mit den Waaren des Morgenlandes und mit Salz und Fischen trieben, blieb dem Dogen nur noch Eines zu thun übrig, die räuberischen Bewohner der gegenüberliegenden dalmatinischen Küsten und Istriens zu züchtigen und den Handel von den Seeräubern von Na-

X. Encycl. d. B. u. K. Dritte Section. VI.

renta zu befreien. Orseolo hatte ihnen schon früher, als sie den jährlichen Tribut verlangt, welchen ihnen Venedig versprochen hatte, geantwortet, er selbst werde ihn bringen, und wartete nun auf eine schickliche Gelegenheit, sein Wort im Sinne der Venetianer zu erfüllen. Eine schickliche Gelegenheit blieb nicht lange aus. Die Narentaner bekriegten die ihnen benachbarten Völkerschaften der Istrier, Liburnier und Dalmatiner, welche in ihrer Betrügniß die Venetianer zu Hilfe riefen. Für diese konnte es keine schönere Gelegenheit geben, jene zu züchtigen, diese sich zu verpflichten und vielleicht alle mit einem Male zu unterwerfen. Venetianische Schriftsteller versichern, jene Völkerschaften hätten das Anerbieten gemacht, sich den Venetianern unterwerfen zu wollen, wenn sie von ihren gefährlichen und grausamen Nachbarn befreit würden. Der Doge säumte nicht lange und ging, nachdem er aus den Händen des Bischofs die Flagge erhalten hatte (997) in See. Günstige Winde führten die große Flotte, welche aus zahlreichen Kriegsz- und Transportschiffen bestand, rasch dem Hafen von Grado zu, wo er von dem Patriarchen feierlich empfangen, in die Kathedralkirche geleitet und ihm die Fahne der h. Hermagoras und Fortunatus unter den inkrünzigsten Gebeten für einen glücklichen Ausgang dieses für die Bewohner der adriatischen Küsten so wichtigen Unternehmens übergeben wurde. Nach einem kurzen Aufenthalte nahm er seine Richtung nach Parenzo in Istrien, welche Stadt ihm durch den Bischof und die ersten obrigkeitlichen Personen ihrer Ergebenheit und Treue versicherte. Zu Pola, wohin er hierauf seine Richtung genommen hatte und wo man ihn auf dieselbe ehrfurchtsvolle Weise empfing, verweilte er mehre Tage, und nahm von den benachbarten kleinen Völkerschaften und Städten Capo d'Istria, Pirano, Isola, Ermona, Rovigno und Umago Abgeordnete an, welche ihm im Namen ihrer Mitbürger huldigten und Hilfstruppen zuführten, die der Doge auf seine Schiffe vertheilen ließ. Auch in Zara wurde er als Herr und Befreier begrüßt und mit Freude aufgenommen. Dort empfing er die Bischöfe und Abgeordneten von Corcyre und Arbe, die ihn um Frieden baten und die Gesandten Mulcimirs, Königs von Creathien, der sich um seine Freundschaft bewarb und dessen Sohn er später seine Tochter zum Weibe gab. Dem Beispiele der Städte des festen Landes folgten die Inseln; auch sie huldigten dem Doge als ihrem Gebieter. Indessen war ein Theil der Flotte aufgelaufen, um die zwei Inseln Curzola und Lesina, welche sich zu unterwerfen weigerten, einzuschließen. Curzola, ohne alle Befestigungen, war bald genommen, Lesina hingegen, der Hauptsitz der Narentiner auf den Inseln, war stark besetzt und durch eine große Besatzung vertheidigt. Dennoch ließ Orseolo ohne Verzug landen und die Stadt angreifen. Nachdem die Truppen die Stadt mit einem Pfeilregen, der die Vertheidiger von den Mauern verscheuchte, begrüßt hatten, ließ er Leitern anlegen und stürmen. Die Mauern waren bald genommen und nach einem kurzen Kampf auf denselben drangen die Venetianer in die Stadt ein, wo ein entsetzliches Gemetzel ent-

stand, dem jedoch Orseolo gleich nach seiner Ankunft ein Ende machte. Durch die Wegnahme der Inseln Curgola und Lessina war der Schlüssel zu dem Golfe von Narenta in den Händen des Dogen, der auch ohne Verzug einbrang, landete und die Küste den Truppen preisgab. Die Furie des Krieges wüthete um so furchtbarer, und zerstörte Alles um so mehr bis auf den Grund, als er dem Volke die Möglichkeit benehmen wollte, sich später wieder in Vertheidigungsstand setzen zu können. Feuer und Schwert wütheten so lange, bis der Rest des Volkes die Unterwerfung versprach und sich dem Willen des Siegers ergab. Die Bedingungen, welche der Sieger festsetzte, waren: einen jährlichen Tribut zu zahlen, keine Raubzüge mehr zu unternehmen, die venetianische Flagge zu achten und den Venetianern allen verursachten Schaden und jeden Möglichen Verlust zu ersetzen. So wurde durch die Kraft eines Mannes der ganze Küstenstrich von Istrien bis nach Dalmatien hinab in kurzer Zeit der Republik unterworfen und der Ruhm des Herzogs, der nun zu dem Titel eines Herzogs von Venedig auch jenen von Dalmatien hinzusetzte, und sich in diesem Kriege durch ein seltenes Feldherrntalent, durch Muth und Milde gleich sehr ausgezeichnet hatte, in alle Länder verbreitet¹⁾. Das Ansehen, welches er auf diese Weise bei fremden Fürsten gewann, gab ihm die Mittel, seinem Vaterlande neue Wohlthaten zu erweisen. Kaiser Otto III. kam um diese Zeit (996) auf seinem Römerzuge gegen Crescentius nach Verona, von wo er dem Dogen einen höchst schmeichelhaften Brief schrieb und um ihm auf eine ausgezeichnete Art und Weise einen Beweis seines Wohlwollens zu geben, eröffnete er ihm, daß er seinem Sohne Firmipathe sein wolle. Orseolo nahm dieses ehrenvolle Anerbieten mit dem gebührenden Dank an und schickte seinen Sohn Peter zum Kaiser, der ihn auf eine sehr schmeichelhafte Weise empfing und ihm in der Firmung seinen eignen Namen gab, den er auch hinfort statt des frühern führte. In der Kaiser kam selbst (998) nach Venedig, um sich mit Orseolo persönlich zu besprechen, und verweilte daselbst insgeheim drei Tage²⁾. Dieser wußte die Gelegenheit bestens zu benutzen, vom Kaiser eine vortheilbare Begrenzung des Freistaates, die Aufhebung des bis dahin üblichen jährlichen Geschenkes eines Kleides aus Gold- und Silberstoffe, das zum Zeichen der Abhängigkeit noch von den Zeiten des abendländischen Reichs her jährlich an den Kaiser entrichtet werden mußte, die Bestätigung der alten Privilegien und für den Handel der Venetianer neue Freiheiten zu erwirken. Auch seine Verbindung mit den morgenländischen Kaisern Basilius und Constantin, mit deren Nichte Maria sein ältester Sohn Johann vermählt

war, den die Venetianer ihm aus Dankbarkeit für seine erfolgreichen Bemühungen zum Besten des Vaterlandes zum Mitregenten beigegeben hatten, wußte er zu benutzen, um dem Handel Venedigs neue Vortheile zu verschaffen. Darüber vergaß er aber nie seine Fürsorge auf die innern Angelegenheiten zu richten. Dalmatien erhielt eine ganz neue Einrichtung. Nach jeder der dortigen Provinzen wurde eine obrigkeitliche Person mit dem Titel eines Podestá gesendet, welchen die ganze innere Verwaltung und alle allgemeinen Angelegenheiten übertragen wurden. Sie wurden vom Dogen aus den angesehensten Familien Venedigs gewählt und regierten im Namen der Republik die jüngst eroberten Länder. Er benutzte die Zeit der Muße, welche der Friede gewährte, auch zur Errichtung öffentlicher Anstalten und zur Aufführung mehrerer Gebäude, welche die Lagunenstadt verschönern sollten. Sein Vater hatte auf seine eigenen Kosten ein Spital gegründet und den Palast und die Kirche von S. Marco erbaut; der Sohn ließ die Metropolitankirche von Grado, und viele andere Gebäude auf jener Insel erbauen. Nach Einigen ließ er auch die Stadt Heraklea aufbauen. So sehr er auch in den meisten seiner Unternehmungen vom Glücke begünstigt wurde, mußte er doch am Ende seines Lebens auch dem Glücke seinen Zoll entrichten. Manchen Kummer hatte ihm schon früher der Streit mit dem Bischofe von Belluno gewährt, der sich den Venetianern nie günstig gezeigt, ja sich sogar der Güter bemächtigt hatte, welche die alten Bewohner von Heraklea in seinem Sprengel besaßen. Der Doge ließ alle Verbindung mit den Einwohnern von Belluno abbrechen, und so sah sich der Bischof durch den Mangel an Salz und an Aelem, was ihnen bis dahin die Venetianer zugeführt hatten, genöthiget, die in Beschlag genommenen Güter zurückzugeben und seinen Frieden mit Venedig zu machen. Die letzten Jahre seiner Regierung häuften selbst Gram und schweren Kummer auf sein greises Haupt. Eine schwere Hungersnoth suchte Venedig heim und endlich gefellte sich auch noch die Pest dazu, welche ihm den ältesten Sohn und die kaiserliche Schwiegertochter dahintraffte, und Gelegenheit gab, seinen Edelsinn und seinen Muth zu bewähren und sich neue Verdienste um Venedig zu erwerben. Durch alles dieses glaubte er seine Verpflichtung gegen sein Vaterland noch immer nicht abgetragen zu haben, er bestimmte daher noch in den letzten Tagen seines Lebens zwei Drittheile seines Vermögens für verschiedene öffentliche Bedürfnisse und hinterließ nur den noch übrigbleibenden dritten Theil seines Vermögens seinen drei Söhnen. Bald darauf starb er (1006) und hinterließ Venedig in der größten Betrübniß über seinen Verlust. — Orseolo war unstreitig ein Fürst, dem seine Tugenden das größte Ansehen verschafften. Sein Edelsinn, seine rastlose Thätigkeit, die Leiden des Volkes zu vermindern, die stille Ergebung, womit er die harten Schläge des Schicksals in den letzten Tagen seines Lebens ertrug, seine Menschenfreundlichkeit und seine innige Sorgsamkeit und Hingebung für das gemeine Beste hatten ihm die Liebe des Volkes so sehr gewonnen, daß es, aus Dankbarkeit und um den Vater im Sohne zu

1) P. Daru, Histoire de la Republique de Venise. (Paris 1819.) Tom. I. p. 104 sq. J. C. L. Simonde-Sismondi, Histoire des republiques italiennes du moyen age. (Paris 1809.) Tom. I. p. 332 sq. 2) Luigi Bossi, Della istoria d'Italia antica e moderna. Con carte geografiche e tavole incise in rame. (Milano 1821.) Tom. XIV. p. 33 sq. L'art de vérifier les dates de faits historiques, des chartes, des chroniques etc. Nouvelle Edition. (Paris 1770.) p. 366.

propositionem a Bossueto propugnatam. (Rom. 1739. 4.) Vol. II; das erste Vol. in zwei Theilen. Eine Fortsetzung unter dem Titel: De romani pontificis in Synodos oecumenicas et earum canones potestate. (Ib. 1741. 4.) Vol. II. Im Auszuge: Della infallibilità ed autorità del romano pontefice sopra i concili ecumenici. (Ib. 1742. 12.) Vol. II. und: Della origine del dominio e della sovranità de romani pontefici sopra glistati loro temporalmente soggetti. (Ib. 1742. 12.) *)

ORSI (Lelio), Maler und Architekt, geb. zu Reggio 1510 oder 1511, gest. zu Novellara 1587. Er war der Sohn von Bernardo Orsi, einem Maler zu Reggio, von welchem man daselbst in einer Kirche eine Madonna mit dem Jahre 1501 bezeichnet sieht. Da er früh aus seiner Vaterstadt verbannt wurde, ließ er sich in Novellara nieder, daher er auch unter dem Namen Lelio da Novellara bekannt ist. Lelio wird fast ohne alle äußere Beglaubigung bloß nach sogenannten innern Gründen bald ein Schüler des Michael Angelo Buonarroti, bald des Correggio genannt, und schon in dieser Hinsicht verdient er einige Aufmerksamkeit. Der Charakter der Werke Lelio Orsi's entspricht völlig dem Style des Correggio sowol hinsichtlich der Zeichnung der Formen, worin er viel Großes, des M. Angelo Würdiges gezeigt und sich auch als Zeichner einen Namen gemacht hat, wie seine Grabschrift noch beweist, als was den Ausdruck des Freundlichen und Edlen und besonders die Lieblichkeit und Anmuth der Köpfe betrifft. Sein Colorit ist klar und markig, alles Dinge, die ihn als einen würdigen Nachahmer des Correggio bezeichnen.

Zu Reggio findet man viele seiner Werke in der Bartholomäuskirche, zu Mantua, Ancona, sowie zu Parma ein ansehnliches Altarblatt in der Kirche S. Michele; Maria mit dem Kind und der h. Michael, welcher eine auf der Wagschale liegende Seele wiegt? *) In der Servitenkirche zu Ancona. — In Bologna ein vortreffliches Werk, eine Anbetung des Kindes, in der Sammlung Ercolani, ferner ebenaselbst in einer Kirche, S. Rochus und Sebastian. — In Brescia in der Sammlung Vogardi eine h. Familie. — In Verona im Hause Guzzola eine schöne Copie der Nacht von Correggio (wovon das Original in Dresden ist). In Reggio und Novellara führte er mehre Frescomalereien aus, wovon einige nach Modena verpflanzt worden sind. Nach ihm ist in einer breiten, dem Brizio ähnlichen Manier gestochen eine h. Jungfrau, welche das Kind anbetet, mit der Unterschrift: Il vero disegno della miraculosa Madonna

*) Eine Lobrede auf ihn von seinem Freunde Bottari, vor dem 21. Bande der Ist. eccl. Fabroni vitae Italor. doctrina excellent. saec. XVIII. Dec. I. p. 328—360. (Ranfke) Lebensgesch. aller Cardinäe. 3. Th. S. 341—344. Penke's Kirchen-schichte des 18. Jahrh. 1. Th. S. 110. Wagners Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. S. 188.

1) Agostino Carracci nach diesen ähnlichen Gegenstand mit der Jahreszahl 1582 und dem Namen des Malers Laurentio Sabbatini bezeichnet, welches aber eher Lelio Orsi's Werk in Parma ist.

dei Padri Servi di Reggio, Lelio Orsi inv. Alphons. Pratisoli excud. Matteo florini formis; unten wird die Schrift von zwei lieblich gezeichneten Genien gehalten. gr. Fol. 2). Dasselbe Blatt ist kleiner wiederholt von Johannes Sateler in Duolotavo. P. v. d. Borcht radirte mit vielem Geiste, wahrscheinlich nach einer Zeichnung, eine Jungfrau Maria, welche das schlafende Kind aufdeckt; neben ihm der kleine Johannes. Bez. Lelio da Novellara, Borcht sc. 8. 3). Lelio's Grabschrift hieß: Coelio? Ursio, in architectura magno, in picatura majori et in delineatione optimo, P. C. 1587. obiit 3. Maii aet. a 76. (Frenzel.)

ORSIERES. Flecken im eidgenössischen Canton Wallis, im Zehnten (District) Entremont, 2810 Fuß über dem Meere, mit 604 Einwohnern, wozu noch mehre Dörfer gehören, sodaß das ganze Kirchspiel 1665 Seelen enthält. Die Dranse, über welche eine lange steinerne Brücke geht, durchströmt den Flecken, nachdem ihre beiden Arme, die auch den Namen Dranse führen, sich oberhalb desselben vereinigt haben. Der eine dieser Arme kommt durch das Thal Entremont (auch Untremont), welches sich an der Nordseite des großen Bernhardsberges hinaufzieht, und führt die Gletscherabflüsse dieses und benachbarter Gebirge; die andere Dranse kommt aus dem Ferretthale, das bei Orsieres beginnt, und daher auch zuweilen Orsieresthal heißt. Es zieht sich gegen Südwesten an den Col de Ferret 7170 Fuß über d. M. hinauf, über welchen der Weg nach Courmayeur in Piemont und auf die Südseite des Montblanc führt. Auch das Thal, welches sich auf der südwestlichen Seite des Col de Ferret nach Piemont hinunterseht, führt den Namen Ferretthal. Der Weg durchs Entremontthal über den großen Bernhard nach Aosta führt über Orsieres, welches in einer der reizendsten Alpengegenden liegt. In der Nähe sind die Reste der Burg Chatelart. Man hat verschiedentlich hier römische Münzen, auch versteinerte Meermuscheln gefunden. (Escher.)

ORSILOCHOS 1) König der Messenier, Gastfreund des Odysseus (Hom. Od. XXI, 16), Sohn des Flusses Alpheios, der breit durch das pyliische Land hinströmt, Herrscher über viele Männer, Vater des Diokles, der in der wohlgebauten Phere wohnte, reich an Gütern, und streitbare Zwillinge erzeugte, den Krethon und den nach dem Großvater benannten Orsilochos, die dem Agamemnon nach Troja folgten und dort vom Aeneas erschlagen wurden, wie zwei Löwen, die in die Stallung eindringen und, nachdem sie viel verwüthet, durch die Hand der Männer den Tod finden (II. V, 542 sq. Vergl. *Eust.* daselbst). Der forterbenden Gastfreundschaft genoß nachher noch, wie Odysseus einst beim Orsilochos, Telemachos beim Diokles; und wir finden bei dieser Gelegenheit dessen Abstammung vom Alpheios durch den Orsilochos bestätigt (Od. III, 489). Pausanias nennt den Orsilochos Ortilochos und las so bei Homer (Paus. IV, 1, 4: einmal hat diese Form auch Eustas-

2) Hüfky thut sehr Unrecht, dieses Blatt für eigene Arbeit des Lelio zu halten. 3) Nicht Docht, wie Hüfky sagt.

renzo und Pola, einer Elementarschule und einem Sanitätsamte (Deputazione di Sanità), an welches die geschlichen Sanitätsgebühren entrichtet werden müssen, welche sich jährlich auf ungefähr 400 Fl. C. M. belaufen. Zu Lande gelangt man nach Orsera theils auf der istrischen Provinzial-Hauptstraße, theils auf der zu Bisignada sich aus jener entastenden Gemeindefraße, welche nach Parenzo führt, von wo ein bloßer Verbindungsweg über Fontana nach Orsera geht. Der Hafen, in den die Schiffe mit jedem Winde ein- und auch ebenso auslaufen können (nur größere Kauffahrteischiffe müssen bei Süd-Ostwinden hinein bugfirt werden), hat zwei Mündungen, eine gegen Süden, die andere gegen Norden, und wird gegen die Westwinde durch die vorliegende Insel S. Giorgio geschützt. Die südliche Einfahrt ist 40, die nördliche 100 Klaftern breit, und die innere Breite des Hafens beträgt 500 Klaftern bei einer Tiefe von 6—80 Fuß, die südliche Hafenmündung hat eine Tiefe von 7, und die nördliche von ungefähr 80 Fuß. Der Ankergrund ist vorzüglich nordwärts sehr gut und vollkommen sicher, darum laufen bei wirrigem Wind und stürmischem Wetter selbst größere Schiffe gern hier ein; ihre Zahl beläuft sich im Durchschnitt jährlich auf 1300.
(G. F. Schreiner.)

Orsha, s. Orscha.

ORSI (Giuseppe Agostino), Cardinal, geboren zu Florenz den 9. Mai 1692. Er studirte bei den Jesuiten, trat 1708 zu Fiesola in den Orden des h. Dominicus, und ward Lehrer der Philosophie und Theologie in dem Kloster des h. Marcus zu Florenz. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und sein Eifer in Vertheidigung der Ansprüche des römischen Hofes, den er in verschiedenen Schriften kund gab, bestimmte den Cardinal Neri Corsini, einen Neffen Clemens XII., ihn 1732 als seinen Theologen nach Rom zu rufen. Er wurde in mehrere Congregationen aufgenommen, zum Secretair des Büchergerichts (Congregazione dell' Indice) ernannt, und Benedict XIV. übertrug ihm 1749 die wichtige Stelle eines Aufsehers des päpstlichen Palastes (Maestro del sagro palazzo), womit die Censur alle Bücher, die in Rom und im Kirchenstaate gedruckt werden, verbunden ist. Clemens XIII. belohnte seine Verdienste um den römischen Stuhl im September 1759 mit der Cardinalswürde, und den 13. Juni 1761 starb er in Rom. Die römische Kirche zählte ihn nicht mit Unrecht unter ihre gelehrten Theologen, aber selbst unbefangene katholische Schriftsteller gestehen, daß er in Vertheidigung der Ansprüche des päpstlichen Stuhles Behauptungen aufstellte, denen Geschichte und Schrift widerspricht. Er vertheidigte die päpstliche Untrüglichkeit im strengsten Sinne des Wortes, suchte aber oft durch Weitläufigkeit und Abschweifungen zu ersetzen, was seinen Beweisen an Stärke abging. Sein Hauptwerk ist eine unkritische, im Geiste der römischen Curie und nach päpstlichem Auftrage geschriebene Kirchengeschichte: *Istoria ecclesiastica*. (Rom. 1748—1762. 4.) Vol. XXI; nachgedruckt zu Ferrara in Duodez; enthält nur die ersten sechs Jahrhunderte, fand aber einen Fortsetzer an dem Dominikaner

Fil. Angelico Becchetti, der 1743 geboren war und 1814 als Bischof von Citta della Pieve starb: *Continuazione del sec. VII. della chiesa al sec. XIV.* (Rom. 1770—1788. 4.) Vol. XVII. *Istoria degli ultimi quattro secoli della chiesa.* (Rom. 1788—1797. 4.) Vol. XII. Nach seiner eigenen Versicherung unternahm Orsi dieses Werk, das nicht bloß Belehrung, sondern auch erbauliche Unterhaltung gewähren sollte, um dem freimüthigen Fleury gleichsam ein Gegengift zu bereiten, dessen Kirchengeschichte zu Venedig ins Italienische übersetzt wurde, und der in diesem Werke Behauptungen aufstellte, die den höhern Vorstellungen von dem Ursprung und Rechte der Gewalt des römischen Stuhles sehr nachtheilig waren. Zwar hat Orsi viele heilige Fabeln weggelassen, die sonst in den kirchenhistorischen Schriften katholischer Gelehrten eine Stelle fanden, aber ein unparteiischer Gebrauch der Quellen wird überall vermißt, und von neuen Gewährsmännern werden nur diejenigen benutzt, deren rechtgläubige Anhänglichkeit an den römischen Stuhl keinem Zweifel unterliegt. Die ermüdende Weitläufigkeit abgerechnet ist das Werk in einem guten Style geschrieben und die Darstellung hat eine kunstlose Leichtigkeit, die dem Fortsetzer fehlt, der auch in Hinsicht auf Plan und Unparteilichkeit seinem Vorgänger nachsteht. Die Schriften, welche Orsi außerdem herausgab, sind Streit-schriften wider Jesuiten und Protestanten: *Dissertazione dogmatica e morale contro P. Cattaneo*. (Flor. 1727, 1728. 4.) wider den Jesuiten Cattaneo, der in seinem *Lect. sacr.* die Nothlügen vertheidigt hatte. Es erschienen noch mehre Schriften über diesen Gegenstand. *Dissertat. apologetica pro sanctorum perpetuae felicitatis et sociorum martyrum orthodoxia*. (Ib. 1728. 4.) wider Basnage. *Diss. hist., qua ostenditur, catholicam ecclesiam tribus prioribus saeculis capitalium criminum reis pacem et absolutionem neutiquam denegasse*. (Milan. 1730. 4.) *Diss. theol. de invocatione spiritus s. in liturgiis Graecorum et Orientalium*. (Ib. 1731. 4.) *Diss. duae de baptismo in nomine J. Christi et de chrismate confirmationis*. (Ib. 1733. 4.) *Vindiciae hujus diss.* (Flor. 1735. 4.) Da lange nach Bossuets Tode dessen Erklärung und Vertheidigung der gallikanischen Rechtslehren von der Kirchengewalt durch protestantische Hände öffentlich im Druck erschienen*), und der römische Hof sich dadurch sehr gekränkt fand, so wurde Orsi aufgerufen, eine ausführliche und gründliche Antwort auf das Bossuetsche Buch auszufertigen, vornehmlich inwiefern es zur Herabsetzung der geistlichen Gewalt des römischen Stuhles abzielte. Er schrieb nun die weitläufigen, den unparteiischen Wahrheitsfreund aber keineswegs befriedigenden Werke: *De irreformabili rom. pontificis in definiendis fidei controversiis judicio, adversus quartam cleri gallicani*

*) Cleri gallicani de potestate ecclesiastica declaratio, in Bossuetsi defensione declarationis celeberrimae, quam de potestate ecclesiastica sanxit clerus gallicanus 19. Mart. 1682 p. XXI. sq. T. I. (Luxemb. [Genev.] 1730. 4. Mogunt. 1789 u. öfter.)

propositionem a Bossueto propugnata. (Rom. 1739. 4.) Vol. II; das erste Vol. in zwei Theilen. Eine Fortsetzung unter dem Titel: De romani pontificis in Synodos oecumenicas et earum canones potestate. (Ib. 1741. 4.) Vol. II. Im Auszuge: Della infallibilità ed autorità del romano pontefice sopra i concili ecumenici. (Ib. 1742. 12.) Vol. II. und: Della origine del dominio e della sovranità de romani pontefici sopra glistati loro temporalmente soggetti. (Ib. 1742. 12.) *)

ORSI (Lelio), Maler und Architekt, geb. zu Reggio 1510 oder 1511, gest. zu Novellara 1587. Er war der Sohn von Bernardo Orsi, einem Maler zu Reggio, von welchem man daselbst in einer Kirche eine Madonna mit dem Jahre 1501 bezeichnet sieht. Da er früh aus seiner Vaterstadt verbannt wurde, ließ er sich in Novellara nieder, daher er auch unter dem Namen Lelio da Novellara bekannt ist. Lelio wird fast ohne alle äußere Beglaubigung bloß nach sogenannten innern Gründen bald ein Schüler des Michael Angelo Buonarroti, bald des Correggio genannt, und schon in dieser Hinsicht verdient er einige Aufmerksamkeit. Der Charakter der Werke Lelio Orsi's entspricht völlig dem Style des Correggio sowol hinsichtlich der Zeichnung der Formen, worin er viel Großes, des M. Angelo Würdiges gezeigt und sich auch als Zeichner einen Namen gemacht hat, wie seine Grabchrift noch beweist, als was den Ausdruck des Freundlichen und Edlen und besonders die Lieblichkeit und Anmuth der Köpfe betrifft. Sein Colorit ist klar und mairig, alles Dinge, die ihn als einen würdigen Nachahmer des Correggio bezeichnen.

Zu Reggio findet man viele seiner Werke in der Bartholomäuskirche, zu Mantua, Ancona, sowie zu Parma ein ansehnliches Altarblatt in der Kirche S. Michele; Maria mit dem Kind und der h. Michael, welcher eine auf der Wagschale liegende Seele wiegt? *) In der Servitenkirche zu Ancona. — In Bologna ein vortreffliches Werk, eine Anbetung des Kindes, in der Sammlung Ercolani, ferner ebendasselbst in einer Kirche, S. Rochus und Sebastian. — In Brescia in der Sammlung Noagardi eine h. Familie. — In Verona im Hause Guzzola eine schöne Copie der Nacht von Correggio (wovon das Original in Dresden ist). In Reggio und Novellara führte er mehre Frescomalereien aus, wovon einige nach Modena verpflanzt worden sind. Nach ihm ist in einer breiten, dem Brizio ähnlichen Manier gestochen eine h. Jungfrau, welche das Kind anbetet, mit der Unterschrift: Il vero disegno della miraculosa Madonna

*) Eine Lobrede auf ihn von seinem Freunde Bottari, vor dem 21. Bande der Ist. eccl. *Fabroni vitae Italor. doctrina excellent. saec. XVIII. Dec. I. p. 328—360.* (Ranf's) Lebensgesch. aller Cardinäe. 3. Th. S. 341—344. *Peake's Kirchen-schichte* des 18. Jahrh. 1. Th. S. 110. *Wachler's Gesch. d. hist. Forsch.* 2. Bd. 1. Abth. S. 188.

1) Agostino Carracci nach diesen ähnlichen Gegenstand mit der Jahreszahl 1582 und dem Namen des Malers Laurentio Sabbatini bezeichnet, welches aber eher Lelio Orsi's Werk in Parma ist.

dei Padri Servi di Reggio, Lelio Orsi inv. Alphons. Pratisoli excud. Matteo Fiorini formis: unten wird die Schrift von zwei lieblich gezeichneten Genien gehalten. gr. Fol. 2). Dasselbe Blatt ist kleiner wiederholt von Johannes Sateler in Duodecimo. P. v. d. Borcht radirte mit vielem Geiste, wahrscheinlich nach einer Zeichnung, eine Jungfrau Maria, welche das schlafende Kind aufdeckt; neben ihm der kleine Johannes. Bez. Lelio da Novellara, Borcht sc. 8. 3). Lelio's Grabchrift hieß: Coslio! Ursio, in architectura magno, in pietara majori et in delineatione optimo, P. C. 1587. obiit 3. Maii aet. a 76. (*Fronzel.*)

ORSIERES. Flecken im eidgenössischen Canton Valais, im Behenten (District) Entremont, 2810 Fuß über dem Meere, mit 604 Einwohnern, wozu noch mehre Dörfer gehören, sodaß das ganze Kirchspiel 1965 Seelen enthält. Die Dranse, über welche eine lange steinerne Brücke geht, durchströmt den Flecken, nachdem ihre beiden Arme, die auch den Namen Dranse führen, sich oberhalb desselben vereinigt haben. Der eine dieser Arme kommt durch das Thal Entremont (auch Antremont), welches sich an der Nordseite des großen Bernhardberges hinaufzieht, und führt die Gletscherabflüsse dieses und benachbarter Gebirge; die andere Dranse kommt aus dem Ferretthale, das bei Orsieres beginnt, und daher auch zuweilen Orsieresenthal heißt. Es zieht sich gegen Südwesten an den Col de Ferret 7170 Fuß über d. M. hinauf, über welchen der Weg nach Gourmayeur in Piemont und auf die Südseite des Montblanc führt. Auch das Thal, welches sich auf der südwestlichen Seite des Col de Ferret nach Piemont hinunterlenkt, führt den Namen Ferretthal. Der Weg durchs Entremontthal über den großen Bernhard nach Aosta führt über Orsieres, welches in einer der reizendsten Alpengegenden liegt. In der Nähe sind die Reste der Burg Chatelart. Man hat verschiedentlich hier römische Münzen, auch versteinerte Meermuscheln gefunden. (*Kocher.*)

ORSILOCHOS 1) König der Messenier, Gastfreund des Odysseus (*Hom. Od. XXI, 16*), Sohn des Flusses Alpheios, der breit durch das pyllische Land hinströmt, Herrscher über viele Männer, Vater des Diokles, der in der wohlgebauten Phere wohnte, reich an Gütern, und streitbare Zwillinge erzeugte, den Krethon und den nach dem Großvater benannten Orsilochos, die dem Agamemnon nach Troja folgten und dort vom Aeneas erschlagen wurden, wie zwei Löwen, die in die Stallung eindringen und, nachdem sie viel verwüßt, durch die Hand der Männer den Tod finden (*Il. V, 542 sq. Vergl. Eust. daselbst*). Der forterbenden Gastfreundschaft genoß nachher noch, wie Odysseus einst beim Orsilochos, Telemachos beim Diokles; und wir finden bei dieser Gelegenheit dessen Abstammung vom Alpheios durch den Orsilochos bestätigt (*Od. III, 489*). Pausanias nennt den Orsilochos Ortilochos und las so bei Homer (*Paus. IV, 1, 4*: einmal hat diese Form auch Eustas-

2) Füßly thut sehr Unrecht, dieses Blatt für eigene Arbeit des Lelio zu halten. 3) Nicht Borcht, wie Füßly sagt.

thius, zu Od. XXI, 16). Als Mutter des ältern Drifilochos vom Fluß Apheios gaben die Messenier die Telegone an, das einzige Kind des Erbauers von Phere oder Phard, Pharis, des Sohnes des Hermes und der Danaide Philodameia. Auch erzählte man, Diokles habe außer den Zwillingen eine Tochter erzeugt, Antikleia, die mit dem Machaon, Asklepios' Sohne, vermählt, den Nikomachos und Gorgasos geboren habe, die Erben der Herrschaft nach Diokles' Tode (*Paus.* IV, 30, 2 u. 3.)

2) Sohn des Idomeneus von Kreta, durch Schnelligkeit berühmt, erwähnt von Odysseus in einer erdichteten Geschichte, in der er sich selbst für einen Kreter ausgibt, dem nach der Heimkehr von Troja Drifilochos alle Beute habe rauben wollen und darüber von ihm erschlagen sei (Od. XIII, 260). Es ist nicht auszumitteln, ob dieser Drifilochos wirklich in kretischer Sage begründet oder bloß vom Odysseus erdichtet ist, der Athenen, welcher er dies erzählt, für einen jungen Schaffhirten von Ithaka hält.

3) Ein Troer in Aeneas' Gefolge, der im Kampfe mit den Rutulern das Pferd des Remulus, welchen selbst er, obgleich einer der größten Teukter, nicht anzugreifen wagt, mit der Lanze durchbohrt, darauf von der Camilla angegriffen, vor ihr flieht in weitem Bogen, aber eingeholt und trotz aller Bitten von ihrer Streitort erschlagen wird (*Virg. Aen.* XI, 636, 690 sq.) (*R. H. Klausen.*)

ORSIMA, alte Stadt Ethiopiens an der Grenze Ägyptens (*Plin. H. N.* VI, 29, 35). (H.)

ORSINI, die Mehrzahl von Orsino, weiblich Orsina. Ein berühmteres, an ausgezeichneten Männern reicheres Geschlecht dürfte kaum aufzufinden sein, gleichwie auch kaum ein Geschlecht sein wird, von dessen Ursprung und frühern Schicksalen man so viele Fabeln zu erzählen weiß. Daher sagt auch Joh. Bapt. Ferrari in der Leichenrede des Cardinals Alexander Orsino: „Dieser Adel, welcher sich rühmen darf, daß er bereits vor mehr als 1600 Jahren in der Person des berühmten Pipio Ursinus, der seiner Herkunft nach ein Ritter, blühte; welcher sich demnächst durch eine lange Folge von Heroen fortpflanzte, von denen ich nur 4 Päpste, 34 Cardinale, 62 römische Senatoren, 4 Praefecte der Stadt Rom, 6 Bannerträger der Kirche, 100 Feldherren, Consuln, Connetables beider Sicilien, Gesandte, Legaten, Statthalter der Provinzen, Vicelönige, des goldenen Bließes, des St. Michaels- und des h. Geistordens Ritter, Großmeister des Rhodiser, Tempel- und Teutschordens, Fürsten von Tarent, Herzoge, Markgrafen, Grafen, Kurfürsten, Erzbischöfe anführen will; welcher durch Heirath mit den Großherzogen, mit den Königen von Spanien, Frankreich und England, ja mit den Kaisern selbst in Verwandtschaft getreten ist; welcher mit mehrern Männern von der ausgezeichnetsten Heiligkeit prangt, als da sind jener Schüler der Apostel, der durch des großen Pappstes Gregor Lobrede berühmt geworden ist, und jenen andern Ursinus, dessen Martyr Volusianus, der Bischof von Tours, berichtet; welchem der Patriarch der Mönche im Occident, Benedictus, angehört; welcher sich durch ruhmwürdige Schößlinge in Spanien, England,

Frankreich, Deutschland und Polen ausgebreitet hat, und zu mächtigen Gebieten gelangt ist.“ Es sind die Päpste Stephan III, Paul I, Cölestinus III. und Nikolaus III., welche Ferrari im Sinne hatte.

Wegen des eigentlichen Ursprunges des Geschlechtes gibt es gar vielerlei Meinungen; einige leiten denselben aus Griechenland oder Frankreich, andere aus Deutschland oder von den Gothen her, und man muß gestehen, daß die Meinung derjenigen, welche den König Lycaon von Arabien und eine Tochter des Trojaners Aestes als die Stammältern betrachten, ebenso gut begründet und bewiesen ist, als irgend eine andere, und namentlich als die Hypothese Siegismonds von Foligno. Er leitet das Geschlecht von einem Feldherrn des Kaisers Constans, von Ursicinus her, der nach vielen verrichteten Großthaten sich in eine Empörung verwickeln ließ, jedoch Gnade fand und sein Unternehmen einzig mit der Verbannung büßen mußte. In Rom, als dem Orte seines Exils, fand er eine so schmeichelhafte Aufnahme, daß er von Stund an dort sein Leben zu beschließen gedachte, seine Kinder kannten keinen andern Aufenthalt als Rom, und seine spätern Nachkommen wurden von Liberius II. um das J. 431 gefürstet; einer aus denselben aber wurde von Justinian zum Praefectus Umbriae ernannt. Ein anderes System läßt die Orsini von Balamir, dem Sohne Childeberts, des Königs von Paris, dem Enkel des großen Chlodwig, abstammen; allein zum Unglücke hatte König Childebert von seiner Gemahlin Ultrogotha nur zwei Töchter, Grodbergis und Schrodesinda. Eine Genealogie, die Johann Anton Orsino, der berühmte Fürst von Tarent, zusammentragen lassen, beginnt mit einem gothischen Heerführer Aldoin, der Sieger in einer großen Schlacht gegen die Vandalen, den Sieg mit dem Leben erkaufte hatte, und am andern Tage von den Seinen zur Erde bestattet wurde, eingehüllt in seine Fahne, die ursprünglich weiß, jetzt von seinem und der Feinde Blute roth gestreift war (wie der Fuß des Orsini'schen Wappenschildes). Aldoin hinterließ seine Gemahlin Lotharia schwanger, der Sohn, von dem sie entbunden, und der von einer Bärin (Orsa) gesäugt wurde, empfing den Namen Mundilla (goth. Waise); und verrichtete die unglaublichsten Thaten, in deren Anerkenntniß er von der Kaiserin Placidia viele Schlösser in Umbrien erhielt. Ihn beerbten seine Söhne Ursinus und Primienus. Nach einer andern Nachricht aber, die Petrarca in einem Kloster Deutschlands gefunden haben will, wären Ursinus und Primienus die Söhne eines römischen Adlen von der vornehmsten Herkunft, Namens Cajus, gewesen. Sie vertheidigten Spoleto gegen einen wüthigen Angriff der Longobarden, zwangen auch diese Barbaren, die Belagerung der Stadt Rom selbst aufzuheben. Von seinen dankbaren Mitbürgern empfing Ursinus sodann die Würde eines Praefectus urbis. Diese Nachricht ist unverkennbar die nämliche, welche die Ursiner als eine Fortsetzung der alten gens Anicia betrachten. Nur als Ancier können die Orsini sich den h. Benedictus aneignen, nur als Ancier kannten sie eines Herkommens mit den Habsburgern

sein, wenn anders dieser Herkunft, wie sie von Kaiser Rudolfs I. Waffengenossen, von dem Zürcher Ulrich Krieg, in seiner handschriftlichen Chronik dargestellt, und wie sie von dem 13. bis 17. Jahrh. geglaubt worden, ihre Richtigkeit hätte. Diese vermeinte, gemeinschaftliche Ableitung von den Anicern liegt auch ohne Zweifel zum Grunde, wenn Heinrich von Rosenberg in der viel besprochenen Urkunde vom 26. März 1282 (Kur, Osterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I. 2. Th. S. 196), worin er die Grafschaft Reg an den Reichsverweser, den Grafen Albrecht von Habsburg, zurückgibt, diesen *consanguineum meum karissimum* nennt, „et propter hoc congruum estimans, et conueniens rationi ut quos sanguinis vnit ydemptitas, amputata cuiusuis rancoris materia karitativa etiam insimul vniat, et concordet ydemptitas animorum.“ Besser hat jedoch den frühern Genealogen des nördlichen Deutschlands die Herleitung von den Herzogen von Ascanien, oder auch umgekehrt, die Herleitung des ascanischen Stammes, wie des cleveschen Schwanengeschlechtes und der böhmischen und kärnthnerischen Rosenberge, der sächsischen Schleinig, der allemannischen Urslingen, Rappoltstein und Weinsperg, der kroatischen Blagay, von den römischen Ursinern gefallen. Diese Herleitung hat vermutlich Ferrari im Auge gehabt, wenn er von Kurfürsten sprach, und sie scheint sich auch in der alten weitverbreiteten Volksfage wiederzufinden, die in Berlin und Cleve, in den rosenbergischen Schlössern in Böhmen und Mähren, in der Schleinigischen Burg Tollenstein und anderwärts, der berühmten weißen Frau ihren Aufenthalt angewiesen hat.

Historisch begründet ist allein die Meinung, welche des Geschlechtes erste Wohnsitz in Umbrien aufsucht — gibt es doch in der Nähe von Spoleto eine zerstörte Stadt Ursina — und es von dannen nach Latium wandern läßt. In den Statuten von Narni heißt es ausdrücklich, daß ein Fürst Nikolaus Ursino, den kein Geschichtschreiber, keine Genealogie kennt, ein großer Wohlthäter der Provinzen Patrimonii und von Narni gewesen sei. Was den Namen betrifft, so ist nicht zu bezweifeln, daß derselbe von einem Stammvater Ursus entlehnt worden. Lesen wir doch in alten Urkunden: *Gentilis de filiis Ursi, Nicolaus de filiis Ursi, comes Nolanus etc.* Ob dieses aber eben der Ursus (Gem. eine Gaëtana) gewesen, mit dem die ordentliche Stammreihe beginnt, oder aber ein älterer Ursus, des Mondilla Sohn, dieses müssen wir dahin gestellt sein lassen. Des Ursus und der Gaëtana Sohn, Johannes Cajetanus zugenannt, wegen der mütterlichen Abstammung, war mit Stephania Rossi verheirathet und Vater der Söhne Napoleon und Matthäus Rossi, zugenannt der Große. Napoleons und der Aloysia Frangipani Nachkommenschaft theilte sich in fünf Linien: nämlich die der Grafen von Tagliacozzo und Alba, die der Ursini von Campofioro, die der Grafen von Manupello, die der Ursini, welche von Johannes mit dem Beinamen Fortebraccio abstammen, und diejenige, die von Theobald abstammt (die Theobaldeschi), und aus welcher ein Franz vom Paps

Urban V. in das Cardinalscollegium aufgenommen wurde, aber schon 1378 diese Zeitlichkeit verließ. Die Linie von Campofioro dagegen zählt drei Cardinale, den Franz, Matthäus und Reynald. Franz, der Sohn Napoleons, wurde 1295 von Bonifacius VIII. mit dem Purpur bekleidet, und starb 1308. Matthäus, des vorigen Neffe, und Dominikanermönch, lehrte mit besonderm Rufe die Theologie zu Paris, Florenz und Rom, vertrat bei mehreren Ordenscapiteln die Stelle eines Definitors, ward Provinzial der römischen Provinz, Bischof von Sirgenti, Erzbischof von Siponto und endlich Cardinalpriester. Diese letzte Würde wurde ihm 1327 verliehen, als er im Namen des römischen Volkes bei Johann XXII. angehalten, daß er seinen Sitz von Avignon wieder nach Rom verlegen möge. Benedikt XII. gab ihm das Bisthum Sabina. Auch im Purpur lebte Matthäus als ein demüthiger Mönch, sein ganzes Einkommen gehörte den Armen, mit alleiniger Ausnahme desjenigen, was er auf den Ankauf nicht unbedeutender Güter um Bologna verwendete. Mit diesen Gütern beschenkte er das Dominikanerkloster in Bologna, dem er aber zugleich die Verpflichtung auferlegte, jährlich an alle Mannsklöster des Ordens, sowie an alle Frauenklöster der römischen Provinz, ein bestimmtes Almosen, und an das Generalcapitel zehn Dukaten zu entrichten. Wegen dieser Fundation, und wegen seines frommen Wandels, wird sein Gedächtniß, als das eines Seligen, von dem Orden, alljährlich im September, feierlich begangen. Er hat *commentaria in universam theologiam, sermones de tempore* und anderes geschrieben, starb zu Avignon den 18. Aug. 1341 und wurde zu Rom in der Dominikanerkirche S. Maria sopra Minerva beigesetzt. Reynald, früher Protonotarius apostolicus, erhielt 1350 von Clemens VI. die Cardinalwürde tit. S. Adriani und starb zu Avignon 1374. Die Linie der Grafen von Tagliacozzo und Alba verblühte noch früher, als die beiden vorigen, und ihre Besitzungen fielen an die von Matthäus dem Großen abstammenden Vettern.

Den Titel eines Grafen von Manupello (unweit des Pescaraflusses, südlich von Chieti), führte zuerst Johann Ursino, des Königreichs Neapel Logotheta und Protonotarius, auch, durch König Karls III. Schenkung, Graf von S. Valentino, unweit Manupello. Seinem Sohne, Napoleon, wurde S. Valentino durch König Ladislaus entzogen, um es an die frühern Besitzer, an die Aquaviva, zurückzugeben, jedoch fiel diese Grafschaft nochmals, nach dem Absterben der damit belehnten Linien der Aquaviva, an die Ursini zurück, worauf sie endlich von Organtin Ursino im J. 1507 an Jakob della Tolfa verkauft wurde. In dem Besitze der Grafschaft Manupello folgte dem ebengenannten Napoleon ein Leo Jordan Ursino, der nämliche, der unter König Ladislaus das Amt eines Protonotarius bekleidete. Nach ihm kommt Nikolaus Ursino, Graf von Popoli (ebenfalls an dem Pescarafluß, oberhalb S. Valentino gelegen) und Manupello vor, der zu den Zeiten König Alfons I. lebte, und mit Maria de Marsan, des Mutio Attendalo Sforza Witwe, verheirathet war, während sein Bruder

Thomas sich den geistlichen Stand erwählte, von Urban VI. im J. 1381 in die Zahl der Cardinäle aufgenommen wurde, die Legatenstelle in Toskana und dem Patrimonium bekleidet, und im J. 1390 diese Zeitlichkeit verließ. Des Nikolaus Sohn, Johann Paul, war einer der berühmtesten Condottieri des Zeitalters. Als einer der Generale der Florentiner, in dem mailändischen Kriege, wurde er in der Schlacht bei Tinola (28. Aug. 1434) Piccinino's Gefangener. Dagegen erschot er in dem Kriege, den die Florentiner, als Venezigs Bundesgenossen, von 1439 an mit Mailand zu führen hatten, über den nämlichen Piccinino, am 29. Junius 1440, den großen Sieg bei Borgo San-Sepolcro, wo zwar, wenn Machiavelli (Lib. V.) nicht scherzt, nur ein einziger Krieger blieb, wo aber an 2000 Mann gefangen und 3000 Pferde erbeutet wurden. Auch Johann Pauls Sohn, Peter, wurde frühzeitig als Condottiere berühmt. Mit Johann Paul ist nicht zu verwechseln Paul Orsino, des Grafen Jakob von Manupello Sohn. Gebildet in der Schule des berühmten Condottiere Alberich von Barbiano, befehligte Paul in dem Kriege des Johann Galeaz Visconti gegen die Florentiner eine bedeutende Abtheilung von Alberichs Truppen. Diesen Dienst verließ er, um mit einer starken Reiterchar in der Florentiner Sold überzugehen, und er hatte an der zweifachen Niederlage der Mailänder vor Governolo (28. Aug. 1397) den wesentlichsten Antheil. Später trat er in päpstliche Dienste, wie er dann in dem Feldzuge von 1403 gegen die Visconti, unter der Oberaufsicht des Legaten Balthasar Cossa, die päpstlichen Truppen in der Romagna befehligte. Im J. 1407 wurde er vom Papste Gregor XII. auf fünf Jahre zum Vicarius von Narni ernannt (nicht gar lange vorher, 1400, hatte Andreas Orsino diese Stadt als Lehen erhalten). Als König Ladislaus von Neapel im April 1408 vor Rom erschien, ließ Paul, der den Oberbefehl in der Stadt führte, ihm verrätherischer Weise ein Thor eröffnen, und sie wurde von den Neapolitanern erfliegen. Paul blieb unter der neuen Herrschaft Commandant in der Stadt, empfand aber doch bald Reue über das, was er gethan, und als die Florentiner, und mit ihnen Ludwig II. von Anjou im J. 1409 den Kirchenstaat den Neapolitanern zu entreißen trachteten, ging er mit seinen 2000 Reitern sogleich zu jenen über. Den Besiz der Stadt konnte er ihnen nicht geben, denn der Graf von Treja hatte Alles, was Ladislaus von Truppen in Toskana zurückgelassen, in Rom zusammen gezogen, wol aber ließ er durch seine in der Engelsburg und im Vatikan zurückgelassene Reifige die Angriffe der combinirten Armee auf die Stadt so wirksam unterstützen, daß dieselbe am 2. Jan. 1410 capituliren mußte, nachdem Paul kurz vorher noch an der Porta Sctignana einen vollständigen Sieg über die Neapolitaner erschoten hatte. Zum Beschlusse des Feldzuges eroberte er auch noch Ostia, Tivoli und die festen Punkte der Stadt Rom selbst, in welchen die Feinde Besatzung zurückgelassen hatten. Ganz erfolglos dagegen war der Feldzug des Jahres 1410, obgleich Ludwig von Anjou selbst das Commando der Armee übernommen hatte; alle Thätig-

keit der Condottieri wurde durch den Geldmangel gelähmt. Paul allein hatte beim Beginnen des Feldzuges einen Sold-Rückstand von vier Monaten zu federn. Misvergnügt, ungeheuerere Anstrengungen vergeblich gemacht zu haben, traten die Florentiner von dem Bund ab, um mit Ladislaus von Neapel einseitig Frieden zu schließen (7. Jan. 1411) und der Papst Johann XXIII. und Ludwig von Anjou standen allein dem überlegenen Feinde gegenüber. Ihr Heer, wie es in dem Lager von Ceperano vereinigt, zählte 12,000 Reifige, ging am 19. Mai 1411 über den Garigliano und erschot bei Rocca Secca über die Neapolitaner den vollständigen Sieg. Beinahe alle unter Ladislaus dienende Barone wurden gefangen, er selbst entkam über Rocca Secca nach S. Germano, wurde aber auch hier keine Sicherheit gefunden haben, hätte die siegende Armee nur einigermaßen ihren Vortheil verfolgen wollen. „Qua die prosligatus est,“ erzählte Ladislaus später selbst, „et sui corporis et totius regni potestatem in manibus hostium fuisse; secunda vero die corporis sui potestatem amisisse, regni tamen dominos esse potuisse, si prosecuti victoriam fuissent: tertia vero die, nec jam sui corporis nec regni capiendi habuisse potestatem, quoniam adversus illorum vim jam remedia comparasset.“ Allgemein wurde Paul, der Held des Tages von Rocca Secca, angeklagt, daß er die Schuld einer so verderblichen Trägheit geworden sei. Eforza von Cotignola und mehrere andere der berühmtesten Condottieri des Heeres wollten nicht ferner mit ihm dienen, und traten in der Neapolitaner Sold; der Herzog von Anjou ging für immer nach Frankreich zurück, und Johann XXIII. fand es unter solchen Umständen nicht länger rätlich, die vortheilhaften ihm von Ladislaus gebotenen Friedensbedingungen abzuweisen. Der Friede vom 15. Jun. 1412 enthielt keine Clausel zu Pauls Gunsten, nicht einmal genannt war er unter des Papstes Verbündeten, und Johann XXIII., immer noch voll des Verdrußes über denjenigen, der ihn um alle Früchte des Sieges von Rocca Secca gebracht, ließ den König wissen, daß er der Kirche, durch Wegnahme von Pauls Besizungen in der Mark Ancona, einen Dienst erweisen könne. Dienste der Art pflegte Ladislaus nicht zu versagen, und zu Anfange des Jahres 1413 erhielt sein Feldherr Eforza den Auftrag, die Gebiete eines persönlichen Feindes zu überziehen. Paul, eines solchen Angriffs nicht gewärtig, ließ sich überrasken, und es blieb ihm nichts übrig, als in seiner Feste Rocca Contrata, an den Grenzen des Gebietes von Urbino, Zuflucht zu suchen. Von hier aus aber troste er allen Anstrengungen seiner Gegner, und während Ladislaus beinahe ohne Widerstand den Kirchenstaat einnahm, mußte er mit den tapfern Verteidigern von Rocca Contrata unterhandeln. Paul wurde von ihm wieder zu Gnaden aufgenommen und trat sogar in neapolitanische Dienste. In des Königs Gefolge befand er sich zu Perugia, als plötzlich der Befehl gegeben wurde, ihn, seinen Vetter Orsino Orsino von Monterotondo, und verschiedene andere römische Barone, die sich unter dem Schutze eines Ver-

trages sicher glaubten, zu verhaften. Sie wurden mit Ketten belastet, und des Königs Zorn schien ihnen das Äußerste zu drohen, als Ladislaus am 6. Aug. 1414 ganz unerwartet sein Leben aushauchte. Paul erhielt nach einigem Zögern seine Freiheit wieder, eilte in dem Kriege der Perusiner mit Braccio de Montone der Stadt zu Hilfe, kam aber zu spät, um an der Schlacht vom 7. Jul. 1416 Antheil nehmen zu können, wurde bei Colle Fiorito am 5. Aug. 1416 von Montone's Generalen, von Tartaglia und Ludwig Colonna überfallen und verlor in dem Kampf oder durch Meuchelmord sein Leben. Seine Armee aber wurde zerstreut. Paul hatte unter andern auch Galese in dem Patrimonio di S. Pietro, unweit Magliano, besessen. — Ursinus, Graf von Manupello, vermählte sich 1457 mit Katharina Montagano. Der letzte Mann von der gesammten Linie, Camillo, genannt Pardo, setzte seinen ganzen Ehrgeiz darein, die während der Revolutionen des Königreichs Neapel seinem Hause entzogenen Besitzungen, insonderheit die Grafschaft Manupello, wieder zu erwerben; der günstige Augenblick hierzu schien gekommen zu sein, als König Franz I. von Frankreich 1524 mit einem furchtbaren Heere die Lombardei überzog, und eine zweite Armee unter dem Herzoge von Albanien nach Unteritalien sendete. Auf der Stelle gab Camillo seine große Herrschaft Valle Siciliana, oder das wilde, nördlich von der Republik Senarica begrenzte Thal des Vomanoflusses, in dem nördlichen Abruzzo, in die Hände des kaiserlichen Gesandten zu Rom, des Herzogs von Sessa, auf, damit er nicht der Rebellion bezüchtigt werden könne, und wurde des Kaisers Feind. Seine Feindschaft konnte aber nicht eher wirksam werden, bis Lautrec im Februar 1528 mit einer französischen Armee in die Provinz Abruzzo eindrang; jetzt schloß sich Camillo, der, von den Venetianern einige Hilfstruppen, von den Florentinern einige Gelder empfangen hatte, der französischen Armee an, und seinen Anhängern, seinen Verbindungen hatte sie vorzüglich die schnelle Unterwerfung der Provinz zu verdanken. Lautrec hatte auch schon längst seine Laufbahn beschlossen, als Camillo noch immer, gleichwie Friedrich Caraffa und der Herzog von Gravina in Apulien, wie Simon Tebaldi in Calabrien, den Kampf auf eigene Rechnung fortsetzte; seine großen Güter, die er mit dem Schwerte wieder eingenommen, und deren über dreißig, gaben ihm hierzu die Mittel. Endlich aber führte der Prinz von Dranien seine ganze Macht gegen ihn, und einer solchen war Camillo nicht gewachsen; er mußte, nachdem er noch den letzten Versuch gemacht, sich in Amatrice zu vertheidigen, entfliehen und starb in Armut und Dunkelheit. Seine Gemahlin, Victoria della Tolfa, hatte ihm keine Kinder geschenkt, seine Erbin war daher eine alte an Aurelius Rignone verheiratete Witwe.

Matthäus Rossi, des Johann Cajetan's anderer Sohn, empfing den Beinamen der Große, weil er der erste gewesen, der gegen den Kaiser Friedrich I. die Waffen ergriff, und dessen gewaltsamen Angriff auf Rom abtrieb, eine Großthat, die ihm Papst Gregor IX. spä-

ter durch die Verleihung des Titels: Vater des Vaterlandes, und durch das Geschenk eines mit Edelsteinen gezierten Stirnbandes lohnte. Dieses Stirnband soll der Ursprung der in dem Orsini'schen Wappen befindlichen Binde sein. Matthäus war dreimal verheirathet: 1) mit Gemma, des Oddo de Monticelli Tochter; 2) mit Verna Gastana; 3) mit Johanna de Aquila. Der (muthmaßliche) Sohn der ersten Ehe, Gentilis, wird alsbald seine Stelle finden. Aus der zweiten Ehe kamen die Söhne Johann Cajetan, Reynald, der Stammvater der Orsini von Monterotondo, und Matthäus; aus der dritten kamen Napoleon, Herr von Marcellino, der Stammvater des Hauses Bracciano und Jordan, welchen letztern Papst Nikolaus III. im J. 1278 zum Cardinal tit. S. Eustachii ernannte. Er starb 1287. Johann Cajetan, des Matthäus Rossi ältester Sohn zweiter Ehe, wurde vom Papst Innocentius IV. im J. 1244 zum Cardinal-Diakon, tit. S. Nicolai in Carcere Tulliano creirt, stand unter Urban IV. als Legat den Landschaften Sabina und Campagna vor, erhielt von Johann XXI. das Erzpriestertum an der St. Peterskirche im Vatican, wurde am 25. Nov. 1277 zu Viterbo zum Papst erwählt, regierte unter dem Namen Nikolaus III. und starb an den Folgen eines Schlagflusses zu Soriano, bei Viterbo, den 19. oder 23. Aug. 1280. — Matthäus, des Papstes Nikolaus III. jüngster vollbürtiger Bruder, wurde der Stammvater der Linie der Orsini da Monte Giordano, welcher die Cardinäle Napoleon, Johann Cajetan und Matthäus angehören. Napoleon, früher Dombherr zu Paris, wurde von Nikolaus IV. zum Magister Scrinii und im J. 1288 zum Cardinal-Diakon, tit. S. Urbani, ernannt. Das lange Interregnum nach Nikolaus IV. Tode wurde hauptsächlich durch seine Streithändel mit seinem Vetter, dem Cardinale Matthäus Rossi Orsino, veranlaßt. Matthäus, das Oberhaupt der Welfen in Rom, konnte ihm nicht verzeihen, daß er sich erkühne, der Gibellinen Parteiführer zu sein. Clemens V. schickte ihn 1306 nach Toskana, damit er dort Friedensstifter, zunächst zwischen Florenz und Pistoja, werde. Seine Sendung mißfiel aber den Florentinern, und ihm alle Mittel zu nehmen, seinen Worten den gehörigen Nachdruck zu verleihen, waren sie bedacht, in dem zeither von ihm und den Gibellinen beherrschten Bologna eine Empörung zu erregen. Der erste Versuch am 5. Febr. 1306 mißlang; allein Napoleon hatte den Erzbischof von Ravenna und die gesammte Geistlichkeit des Erarchats beleidigt, durch eine Steuer, die er zu seinem Unterhalte foderte. Das Volk von Bologna wurde durch ein entdecktes, oder vorgeliebliches Bündniß mit den lombardischen Gibellinen in Wuth gesetzt, der Graf Torbino de Panico stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten, und nach einem hitzigen Kampf in den Umgebungen des Stadthauses mußten alle Gibellinen fliehen. Auch Napoleon floh, entging der Wuth des Volkes nur durch Verwechslung seiner Kleider und erreichte kümmerlich Imola, vorher aber hatte er die Stadt Bologna excommunicirt und ihre Universität beraubt. Während Professoren und Studenten nach Padua wanderten, mußte Pistoja, aller Aussicht auf Hilfe

beraubt, capituliren und die härteste Behandlung erdulden, Napoleon aber wendete sich im J. 1307 nach Arezzo, in der Hoffnung, an den Florentinern Rache zu nehmen, für seine und seiner Freunde Unbilden. Eine bedeutende Armee, worunter allein 1700 Kanzen, sammelte sich auf seinen Ruf, er wußte aber eine solche Macht nicht zu gebrauchen, selbst dann nicht, als ein panisches Schrecken der Florentiner gesammtes Heer aus einander trieb. Unwiederbringlich war sein Ansehen hiermit verloren; er verließ Toskana, und lebte seitdem nur den Pflichten seines Amtes und den Wissenschaften. Mehrere seiner theologischen und ascetischen Schriften wurden noch zu Avignon aufbewahrt; er starb daselbst über 90 Jahre alt den 23. März 1342, nachdem er sieben Papstwahlen beigewohnt und drei Päpsten, Benedikt XI., Clemens V. und Johannes XXII. mit eigener Hand die Krone aufgesetzt; Benedikt XI. soll aber auch auf sein Geheiß, auf Betrieb Philipps des Schönen von Frankreich, vergiftet worden sein. So berichtet wenigstens Johann Villani, als von einer unbezweifelten Thatsache, und auch Francesco Pipino und Dino Compagni handeln umständlich von der Vergiftung, ohne doch den Muth zu haben, die Thäter zu nennen. Johann Cajetan, Cardinal, tit. S. Theodori, durch Creation Johann XXII. vom J. 1316, starb zu Avignon im J. 1339. Ihn hatte Johann XXII. als Pacificatore generale nach Toskana geschickt, und seine Bemühungen um die Wiederherstellung der Ruhe in diesem schönen Lande waren nicht ganz erfolglos gewesen, als sie durch Ludwigs des Baiern Annäherung im J. 1328 gestört wurden. Er mußte nicht nur Toskana räumen, sondern auch Rom selbst, nach einem harten Kampfe mit der Bürgerschaft, die sich gegen ihn, gegen Stephan Colonna und gegen die Drisini'sche Partei, an deren Spitze damals Napoleon Drfino stand, empört hatte. In der Nacht aber, die auf des Kaisers Abzug von Rom (4. Aug. 1328) folgte, drang Johann Cajetans Neffe, Berthold Drfino, mit seinen Reifigen zuerst in die Stadt, und glücklicher als der Cancelliere Drfino, Herr von Scuri alla Marina durch König Roberts von Neapel Verleihung, gelang es ihm, sich darin zu behaupten. Der Cancelliere hatte nämlich unmittelbar nach Ludwigs Krönung einen Angriff auf die Kaiserlichen gewagt, ehe sie Zeit gehabt, dem Volk überlästigt zu sein; dieses ergriff hierauf die Waffen und schleifte die Häuser der Drisini, insbesondere den stattlichen Thurm la Torre Drfina, am Fuße des Capitols. Nach wenigen Tagen trafen auch Bertholds Oheim, der jetzt mit Legatengewalt bekleidet, und Napoleon Drfino wieder in Rom ein. Ohne große Mühe nahm der Legat hierauf Viterbo ein, und bald war durch ihn das ganze Patrimonium von Feinden geläubert und der Herrschaft des päpstlichen Stuhles unterworfen. Der Friedenszustand, den er in Rom hergestellt, dauerte drei volle Jahre; dann wurde er durch einen Grenzstreit, den sein Neffe Berthold mit Sciarra Colonna zu führen hatte, gestört. Gemeinschaftliche Freunde brachten eine Befichtigung der streitigen Punkte, der eine Besprechung unter den Eigenthümern selbst folgen sollte, in Vorschlag.

Berthold begab sich in des Grafen von Anguillara Begleitung auf den Weg; weil er ohne allen Argwohn, vernachlässigte er die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln. Des Sciarra Colonna Sohn, Stefanuccio, hatte ihm aber auf der Landstraße einen Hinterhalt gelegt, und Berthold und Anguillara wurden, nach mannhafter Gegenwehr, ein Opfer des Verraths. Berthold war als das Haupt der in Rom befindlichen Drisini zu betrachten; sein Tod gab daher das Zeichen zu gewaltigen Bewegungen, die durch mehre Aufstände gegen seines Oheims, des Legaten Gewalt, gar sehr verstärkt wurden. Der bedeutendste dieser Aufstände war gegen einen von dessen Vettern, gegen Matthäus Drfino, des Nikolaus Sohn, gerichtet, als welcher seine Herrschaft den Bewohnern von Trivieto unerträglich gemacht hatte. Matthäus siel als ein Opfer der Volkswuth, der Cardinal-Legat starb, und das Übergewicht, das die Drisini bisher gegen alle ihre Nebenbuhler behauptet hatten, ging verloren. Der immerwährende Krieg, den sie von da an gegen die Colonna führen mußten, mit allen seinen gräßlichen Folgen, war es vornehmlich, welcher dem berühmten Cola de Rienzo den Weg zur Erlangung der höchsten Gewalt bahnte, welcher selbst das Leben von Berthold Drfino, dem römischen Senator, von Jordan, Reynald, Nikolaus, und Johann Konrad Drfini in des Demagogen Gewalt gab (17. Sept. 1347). Sie sollten sterben, als der Tribun selbst bei dem versammelten Volke für sie bat, fühlten sich aber kaum frei, als sie im Vereine mit den Colonna Anstalten trafen, die Römer zu züchtigen. Aber bei dem thörichten Angriff auf St. Pauls Thor erlitten die Verbündeten, gegen die auch die Drisini von Campoforo die Waffen ergriffen hatten, die vollständigste und schimpflichste Niederlage. Nikolaus Drfino der Capitano del popolo, und Jordan Drfino del Monte, Martins Sohn, wurden bei dieser Gelegenheit gefangen. Jordan scheint aber alsbald seine Freiheit wieder erlangt zu haben, denn schon vor Ankunft Bertrands von Deur, des päpstlichen Legaten, hatte er Truppen versammelt, bis an die Thore von Rom Verwüstungen angerichtet, und hiedurch der Revolution vom 15. Dec. 1347, mit welcher die Gewalt des Tribuns zu Grabe ging, den wichtigsten Vor Schub geleistet. Dem gewöhnlichen Schicksal einer siegenden Partei konnten die Patricier indessen nicht entgehen; unmittelbar nach dem Siege trennten diejenigen sich, die nur durch die gemeinsame Gefahr vereinigt gewesen, an die Spitze der Drisini trat Lucas Savelli, mit den Colonna hielt es Rinaldo Drfino. Letzterm gelang es, durch eine plötzliche Volksbewegung den Savelli und alle seine Drfini aus der Stadt zu verjagen, und sie blieben verbannt, bis Papst Innocentius VI. unmittelbar nach seinem Regierungsantritt einen Vergleich zu Stande brachte, wonach die höchste Gewalt zwischen den beiden streitenden Geschlechtern, und zwar zwischen zwei Senatoren, dem Grafen Berthold Drfino und dem Stephan Colonna getheilt werden sollte. Wenige Wochen nach der Einführung dieser Senatoren entstand, durch eine steigende Theuerung veranlaßt, ein Aufruhr; das Capitol wurde

belagert, Colonna entkam unter einer Verhüllung, aber Berthold verspätete sich und wurde von dem rasenden Pöbel geseinigt. Ein wüthender Kampf erhob sich unverzüglich zwischen den Orsini und den Colonna, und wurde bis in den August des Jahres 1353 fortgesetzt. Da erwählte das Volk, überdrüssig für seine Großen zu bluten, sich den Franz Baroncelli, einen Notarius des Senats, zum Tribun; Johann Orsino und Peter Colonna, die bisher das Capitol behauptet, und sich als Senatoren constituirt hatten, mußten ihre Festung übergeben, die ganze Stadt unterwarf sich dem Tribun. Erschüttert durch so viele Revolutionen näherte sich indessen die Linie der Orsini von Montegiordano allgemach ihrem Ende; mit dem Ausgange des 14. Jahrh. war sie gänzlich erloschen, und die Colonna und Savelli herrschten ungetheilt über Rom, bis die Orsini von Bracciano, als Erben derer von Montegiordano allmählig an ihre Stelle zu treten vermochten. Auch Berthold Orsino, der 1338 als Erzbischof von Neapel vorkommt, war aus der Linie von Montegiordano entsprossen.

Gentilis, des Papstes Nikolaus III. ältester Bruder, war ein Vater von vier Söhnen: Berthold, Matthäus, Romanus und Orso. Orso wurde von seinem Oheime, dem Papste Nikolaus, mit der Engelsburg, dem Castell S. Angelo, beschenkt, daher seine Linie, obgleich die Engelsburg bald von den Päpsten zurückgenommen, und statt ihrer das Castell Foglia gegeben wurde, den Namen di Castello trägt. Orso war auch Prätor der Stadt Viterbo; kaum aber hatte Nikolaus III. die Augen geschlossen, als Riccardo degli Annibaldi die Stadt überfiel, und den Prätor verjagte, wodurch es sodann der Anjou'schen Partei möglich wurde, die beiden Cardinale Orsini, den Jordan und Matthäus, und auch ihren Better, den Cardinal Latinus Frangipani, gefangen zu nehmen, und dem durch diesen Vorgang erschrockten Conclave Gesetze vorzuschreiben. Die Bewegung erstreckte sich aber noch weiter; in Rom selbst brachen Unruhen aus, und nach manhaftem Kampfe sahen die Orsini sich genöthigt, in Palestrina Zuflucht zu suchen. Unter Orso's Nachkommen sind besonders die Herren von Foglia und Bomarzo (nördlich von Viterbo unweit der Tiber), und später die Marchesen della Penna zu bemerken. Aus der Linie von Foglia war entsprossen Vicinus I., des Peter Angelus Sohn, der sich unter Sixtus IV. Pontificate durch seine Waffenthaten berühmt machte, und einen seiner nicht unwürdigen Söhne hinterließ. Dieser, Johann Konrad, stand in dem Heere, welches die Ufer des Tsonzo, im October 1477, gegen einen wüthigen Angriff des Beziers von Bosnien vertheidigen sollte, aber der überlegenen Anzahl und Gewandtheit der Türken unterlag, und gänzlichem Verderben nicht entgangen wäre, hätte nicht Johann Konrad, nach des obersten Feldherrn, des Grafen Novello von Verona, Falle, den Befehl des geschlagenen Heeres übernommen, und seine Trümmer jenseit des Tagliamento in Sicherheit gebracht. Auch in dem durch die Ligue von Cambray veranlaßten Kriege diente Johann Konrad den Venetianern, und seine Schuld war es nicht,

daß Wilhelm von Roggendorf im J. 1515 dem belagerten Brescia 8000 Tyroler zuführen und auf diese Weise die abgeschlossene Capitulation unkräftig machen konnte. Johann Konrad hatte dem Marsche der Tyroler über Lodron und Rocca d'Anfo alle erdenkliche Hindernisse entgegengesetzt, in einem nächtlichen Überfall ihnen großen Schaden zugefügt, einen ihrer Hauptleute, den Johann von Stein, getödtet, und den Grafen Ludwig von Lodron gefangen weggeführt. Gleich so vielen andern Orsini schloß er sich dem Heer an, mit welchem Lautrec 1528 die Eroberung des Königreichs Neapel unternahm und größtentheils vollführte. Als der Glanz der französischen Waffen erblich, vertheidigte sich Johann Konrad auf das Hartnäckigste in Monopoli, in Terra di Bari (1529), und erst nach Lautrec's Tode konnte er genöthigt werden, gleichwie Renzo Ceri (der kein Orsino war, so zuverlässig und vielfältig dieses auch von Sismondi und in der Biographia universale behauptet wird) und gleichwie Camillo Orsino von Lametana in Barletta Zuflucht zu suchen. In der Hoffnung, den Fall dieses letzten Bollwerkes durch eine Diversion nach der Terra d'Utranto aufzuhalten, schiffte Johann Konrad sich mit 4000 Fußgängern ein. Er nahm mit Gewalt die feste Stadt Nardo, ging aber auf die Nachricht, daß Marcon mit einer sehr überlegenen Macht im Anzug, abermals unter Segel, und erschien vor Brindisi. Die Stadt wurde erobert und geplündert, und Johann Konrad, ohne Hoffnung die Citabelle zu überwinden, kehrte nach Barletta zurück, um diesen Ort und ganz Apulien zu räumen, wie es der mittlerweile zu Stande gebrachte Friedensvertrag foderte. Johann Konrad hinterließ zwei Söhne, Vicinus II. und Maharbal. Dieser diente den Franzosen mit Auszeichnung, besonders in den Feldzügen um Corfco und Siena, und Vicinus II. erwarb sich nicht weniger Ruhm, als er 1553 an des Herzogs von Parma, des Horazio Farnese, Seite, Hessin gegen die Kaiserlichen vertheidigte, oder wie er 1556 Belletri gegen alle Anstrengungen des Herzogs von Alba behauptete. Der letzte der Marchesen della Penna (aus der Hauptlinie), Martius, vermachte sterbend, im J. 1674, einen Theil seiner Güter der apostolischen Kammer, einen andern dem Herzoge von Bracciano, zum Nachtheile seiner an den Marchese von Perne, an Franz Felix Orsino, verheirateten Schwester Anna Elisabeth; allein Penna (in dem Herzogthume Spoleto, unweit Bomarzo und der Tiber) wurde alsbald, als ein Stammgut von einer Seitenlinie in Anspruch genommen, dieser auch nach einigen Rechten zuerkannt. Aus dieser Seitenlinie war entsprossen Dominicus Maria Orsino, der nach dem Aussterben des Hauses Bracciano durch Vergleich mit der Prinzessin Orsina die Tenuta di Monte Casole, in dem Gebiete von Bomarzo erbt. Sein Bruder, Johann Konrad, ein Sohn von Johann Konrad und Christina Colonna, der Tochter des Herzogs Cesar del Fiume di Nisi, wurde vom Papste Benedikt XIII. im October 1724 als sein Better, und als der Stammhalter der Orsini del Castell S. Angelo anerkannt; zugleich wurden seine Besizungen Mugnano, Monte Casole,

Penna und Cottonello zu einem Fürstenthum erhoben, wiewol Johann Konrad diesen Titel nicht annehmen wollte. Er vermählte sich am 9. Nov. 1724 mit Maria Minerva, des Marchese Franz Maria Ottieri Tochter, und hatte von ihr drei Söhne und drei Töchter. Der älteste Sohn, Johann Konrad III., wurde der Vater der Marchesen Benedikt und Drso Orsini. Eine Nebenlinie der Orsino di Castello sind auch die Orsini del Cavaliere. Diesen Beinamen führen sie seit der Vermählung Gabriels Orsini mit Johanna del Cavaliere; der Sohn dieser Ehe, Marius, wurde nämlich durch seines Großvaters, des Johann Baptist Cavaliere Testament, vom J. 1507, in den Namen und die Erbrechte der Familie Cavaliere eingesezt. Kaspar Orsino Marchese del Cavaliere und Fürst von Scavolino, war im J. 1752 mit Maria Hyacyntha, des Marius Marescotti, Grafen Capizucchi Tochter, verheirathet, und hatte von ihr mehre Kinder.

Romanus, des Gentilis dritter Sohn, war ein Dominicanermönch. Matthäus Rossi, der zweite Sohn, trat ebenfalls gar zeitlich in den geistlichen Stand und empfing von Urban IV. im J. 1263 die Würde eines Cardinal-Diakonus, tit. S. Mariae in Portico. Als Statthalter des Patrimoniums und eifriger Welfe hatte er viel mit dem römischen Senator, mit Peter de Vico, den Manfred von Sicilien mit seiner ganzen Macht unterstützte, zu kämpfen. Von seinem Oheime, dem Papste Nikolaus III., wurde er zum Erzpriester der St. Peterskirche, zum Vorsteher des Hospitals S. Spirito in Saffia, und zum Protector des Minoritenordens gemacht. Als diesem Papste 1280 zu Viterbo ein Nachfolger gewählt werden sollte, erregte die Bürgerschaft, auf Karls von Anjou Veranlassung, einen Aufstand, sezte den Cardinal und seinen Vetter, den Cardinal Jordan, gefangen, und ließ sie einige Tage bei Wasser und Brod fasten. Sie wurden in Freiheit gesezt, als sie nicht mehr dem Willen Karls von Anjou, in Betreff der Papstwahl, hinderlich sein konnten, und die Bürger von Viterbo wurden, zur Strafe ihres Vergehens, mit dem Banne belegt, von dem sie doch zuletzt Matthäus Rossi durch seine Fürbitte befreite. Nach Nikolaus' IV. Tode fand Matthäus in dem Conclave, welches sich zu Perugia versammelte, vorzüglich an seinem Vetter, dem Sibellinen Napoleon Orsino von Monte Giordano, einen hartnäckigen Gegner, und ihren Zwistigkeiten allein war es zuzuschreiben, daß die Kirche zwei Jahre lang ohne Oberhaupt blieb, bis sich alle Stimmen, wie durch ein Wunder, zu Gunsten des frommen Einsiedlers Peter de Morone (Cölestin V.) vereinigten. Als Cölestins V. Nachfolger, Bonifacius VIII., durch der Bürger von Anagni kühnes Einschreiten aus der Gewalt der Franzosen befreit worden, übergab er sich dem Schutze der Orsini. Matthäus Rossi führte ihn mit gewaffneter Hand von Anagni nach Rom, behandelte ihn aber bald als einen Gefangenen, entweder um der Welt das Scandal eines gemüthsranken Papstes zu verbergen, oder aber, um in des nur angeblich Gemüthsranken Namen zu herrschen. Bonifacius, um sich so lästiger und gebieterischer Aufsicht zu entziehen, war des

Willens, den Schutze der Annibalbeschi anzurufen; als er aber zu dem Ende von dem Vatican nach dem Lateran hinüberziehen wollte, traten ihm Matthäus und dessen Vetter der Cardinal Jordan in den Weg. Der Papst wurde gezwungen, nach seinen Gemächern zurückzukehren, von weitem Kränkungen aber bald durch den Tod erlöset. Die Cardinäle versammelten sich, ihm einen Nachfolger zu geben, und so großen Einfluß auch Matthäus auf das heilige Collegium übte, so scheint es ihm doch nicht in den Sinn gekommen zu sein, sich um die päpstliche Krone zu bewerben; er war vielmehr bedacht, der Kirche eine aristokratische Verfassung zu geben und ihr Oberhaupt aller Gewalt zu entsezen. Dieses Vorhaben durchzuführen gab er dem gutmüthigen, aller Familienverbindungen entbehrenden Cardinal-Bischof von Ostia seine und seiner Anhänger Stimmen, und Benedikt XI. hatte ihnen seine Erhebung zu verdanken. Benedikt war geraume Zeit nur der Diener der Cardinäle; als er, ihrer Tyrannie auszuweichen, unter dem Vorwand eines Luftwechsels sich nach Assisi begeben wollte, unterlagten die Cardinäle ihm diese Reise, und er würde darauf haben verzichten müssen, hätte nicht Matthäus aus geheimen Gründen sich für ihn verwendet. Benedikts frühzeitiger Tod (4. Jul. 1304) erzeugte neue Verwirrungen. Diesemal strebte Matthäus nach der dreifachen Krone, ihn unterstützten der Neffe von Bonifacius VIII. und alle Cardinäle von der alten welfischen Partei, während ihm, wie gewöhnlich der Cardinal Napoleon Orsino mit den Colonna, mit den Gibellinen, mit den Anhängern des Königs von Frankreich, feindlich gegenüber stand. Zehn volle Monate dauerte der Kampf, bis das Volk von Perugia, in seiner Ungebuld, die Streiter im Conclave bedrohte, und ihre Portionen verminderte. Die Nothwendigkeit, einmal zu Ende zu kommen, erzeugte das bekannte Compromiss, wodurch die Ernennung des Papstes in die Hände des Königs von Frankreich gegeben, Matthäus aber vollständig überlistet wurde. Matthäus starb im J. 1306 zu Perugia, von wo sein Leichnam, den man nach neun Jahren noch unverfehrt gefunden, nach Rom in das Erbbegräbniß gebracht wurde. Er hat de auctoritate ecclesiae, expositionem in psalmos, sermones sacros und epistolas geschrieben.

Berthold, des Cardinals Matthäus Rossi Bruder, und des Gentilis ältester Sohn, wurde von seinem Oheime, dem Papste Nikolaus III., zum Grafen der Romagna, womit die Herrschaft des Erarchats und der Stadt Bologna verbunden, ernannt, und es kam für ihn eine Vermählung mit einer Prinzessin aus dem Hause Karls von Anjou in Vorschlag. Karl wies diesen Vorschlag auf eine beleidigende Art ab, und Berthold, um sich zu rächen, gab der Politik des päpstlichen Cabinets eine ganz veränderte Richtung; insbesondere behauptet man, daß er sich durch der Griechen Gold habe erkaufen lassen, um sich bei seinem Oheime für Johanns von Procida kühnes Unternehmen, für die Befreiung Siciliens, zu verwenden. Darum wurde er aber durch den neuen Papst, durch den dem Anjou'schen Interesse gänzlich ergebenen Martin IV., der Grafschaft Romagna ent-

setzt. Als Prätor von Drvieto hatte er vielfältig mit dem Grafen Guido von Montefeltro zu kämpfen. Sein Sohn Gentilis, der 1286 als Senator von Rom, 1300 als Prätor von Drvieto vorkommt, hatte in erster Eigenschaft viel mit den Colonna zu kämpfen, die auf alle Weise ihre Wiedereinsetzung in den vorigen Stand suchten. Einst waren sie in großer Anzahl und wohlbewaffnet ausgezogen, um auf einem ihrer Schlösser einzukehren. Auf der Landstraße, unweit Palestrina, stießen sie auf die Drisini, die allem Anscheine nach in einer ähnlichen Demonstration begriffen waren. Kein Theil wollte dem andern weichen, und es entspann sich um den Vorzug des Ranges ein Gefecht, das mit der äußersten Wuth geführt, mit der Niederlage der Drisini endigte; sechs der Vornehmsten von ihnen, dann Richard della Rota, aus der Linie der Ubaldeschi, wurden gefangen, der Graf von Anguillara aber blieb auf dem Platze. Als bald verbreitete sich die Nachricht in dem Lande, in Todi und Spoleto erhoben die bisher unterdrückten Gibellinen ihre Haupt, alle Welfen wurden vertrieben, und eine allgemeine Umwälzung schien dem Kirchenstaate bevorzustehen, als Gentilis schnell herbei eilte, und mit den Truppen, über die er als Regent von Perugia verfügte, die Unterwerfung von Spoleto erzwang. Dann wendete er sich gegen die von Todi, die unter des Bindo de Bascchi Befehlen ihm mehre Scharmügel lieferten, endlich aber bei Monte Molino eine vollständige Niederlage erlitten; sie ließen über 1000 Gefangene im Stiche, „senza che vi morisso persona,“ erzählt Sansovino. Gentilis ließ sodann Monte Castello, und das ganze übrige Gebiet von Todi ausplündern, und führte seine Truppen in die Erfrischungsquartiere nach Marsciano und Cerqueto. Ein zweiter Feldzug wurde dem Gebiete von Todi noch verderblicher, denn auch die Farnese, der Herr von Bisenzio und sogar der eben von Avignon eingetroffene Cardinal Napoleon Drfino hatten ihre Reifige zu Gentilis Heer, in dem Lager bei Collepepe, an der Tiber stoßen lassen, und dasselbe dermaßen verstärkt, daß der Stadt, nachdem sie ihre Ernten und Heerden eingebüßt, nichts als Unterwerfung übrig blieb. Die Gibellinen des Kirchenstaats waren gänzlich unterdrückt, als der Feldzug Kaiser Heinrichs VII. alle ihre Hoffnungen weckte. Gentilis, wenig bekümmert um das, was in Toskana vorgegangen, hatte in Rom alle Anstalten zu einer entschlossenen Verteidigung getroffen. Unterstützt durch einen Heerhaufen von ihm des Königs Robert von Neapel Bruder, der Prinz Johann, zugeführt, hatte er den Senator, den Grafen Ludwig von Savoyen, mit Gewalt aus dem Capitol vertrieben, und diesen Posten, die Thürme am Fuße des Capitols, die Engelsburg, die St. Peterskirche und die Trastevere mit starken Besatzungen versehen; während er also den Aventin und der Suburra den Esquilie mit dem Bimiale und der Verbindung mit den Kaiserlichen gab, war ihre directe Verbindung mit den Kaiserlichen die über Biterbo anrückten, gesüß. Heinrich VII. suchte sich über den Ponte Mollo Bahn zu brechen; ein heftiger Kampf gab keine Entscheidung, aber während desselben wurde die Tiber weiter aufwärts von einigen teut-

schen Reitergeschwadern überschritten (7. Mai 1312), und der Kaiser, dieser Bewegung folgend, nahm sein Quartier auf dem Aventin, knüpfte jedoch zugleich mit seinen Gegnern Unterhandlungen an. Sie blieben alle römische wie die große Versammlung, zu der Heinrich alle römische Barone, ohne Unterschied der Parteien, hatte berufen lassen, und eine Gewaltthätigkeit, die sich der Kaiser gegen einen seiner Anhänger, den Peter degli Annibaldi, erlaubte, indem er ihn zwang in seine Festen teutsche Besatzung einzunehmen, gab das Signal zu einem Kampf, in dem sich beinahe die ganze Bevölkerung Roms gegen die Fremden vereinigte. Gleichwol wurde das Capitol, der Lateran und später das Coliseum, das Theater des Marcellus u. von den Kaiserlichen genommen, und ihre Erofolge würden noch glänzender geworden sein, hätte sie nicht mit allzugroßer Vorliebe die Zerstörung der Häuser der Drisini betrieben; während sie damit beschäftigt, that Kaiserlichen über 200 Reifige, darunter ein Graf von Baar, und des Grafen Ludwig von Savoyen Bruder, Peter, kostete; auch verloren sie einen Adler und die Banner von Flandern und Savoyen, die Gentilis, als Siegeszeichen, nach Florenz schickte. Mit gleichem Erfolge trohten seine Besatzungen im Vatican und in der Gitta Leonina allen Anstrengungen der Gegner, und nach zwei Monaten immerwährenden Kampfes und wilder Verheerung hatte Heinrich die Überzeugung gewonnen, daß die Eroberung von Rom seine Kräfte übersteige. Darum nahm er, weil die St. Peterskirche immer noch in der Drisini Händen war, im Lateran die Kaiserkrone, dann begab er sich, einer reinern Luft zu genießen, nach Tivoli; endlich trat er den Rückzug nach Toskana an. Gentilis aber empfing, als wohl verdiente Belohnung für so viele Anstrengungen, aus den Händen des Königs Robert die Würde eines Groß-Justitiarius von Neapel, und 1314 den Auftrag, als des Königs General-Vicarius die Republik Florenz zu regieren. Sein Tod scheint bald darauf erfolgt zu sein. Er war dreimal verheirathet: 1) mit Simonetta, 2) mit Clarisse Ruffa, des Grafen Peter von Catanzaro Tochter, 3) mit Jakobe, des Johann Pierleone Tochter. Aus der zweiten Ehe war ent- sprochen Raymund oder Romanellus, der dem Vater als Vermählung mit Anastasia von Montfort, des Grafen Guido, aus jenem hochberühmten französischen Geschlechte, Tochter (verm. den 8. Jun. 1293), die Grafschaft Nola in der Terra di Lavoro erwarb. Von dessen Sohne wurde der jüngere Guido, der Ahnherr der Grafen von Sovana und Pitigliano, der ältere aber, Robert, Graf von Nola, Palatinus des Königreichs Neapel, war mit Sueva de Baur oder de Balzo, des Seneschalls Hugo Tochter, verheirathet, erwarb durch diese Heirath die Grafschaft Soletto, und hinterließ die Söhne Nikolaus und Jakob. Jakob, Herr von Vicovaro, an dem Teverone, oberhalb Tivoli, wurde von Urban V. im J. 1365 zum Cardinal, tit. S. Georgii ad velum aureum ernannt, und hatte 1378, nach Gregors XI. Ableben, nicht geringe Hoffnung, selbst den päpstlichen Stuhl ein-

zunehmen, eine Hoffnung zwar, die ihm der neue Papst Urban VI. niemals verzieh, und daher ihm einß, in einem geheimen Consistorium sagte: „quod erat unum solum“ (*Thomas de Acerno* p. 725). Jakob starb zu Vicovaro, den 15. Aug. 1379. Sein älterer Bruder, Nikolaus, Graf von Nola und Soletto, war mit einer Sabran, des Grafen Wilhelm von Ariano Tochter, verheirathet, und durch sie Vater von zwei Söhnen. Der jüngere, Raymund, gründete die Linie der Fürsten von Tarent, von der alsbald, der ältere, Robert, Graf von Nola und Groß-Justitiarius von Neapel, hinterließ die Söhne Peter oder Pyrrhus, den Grafen von Nola und Agiasius, eben diejenigen, die in des Königs Ladislaus Ungnade verfielen, von ihm in Nola belagert und demnächst gezwungen wurden, im Auslande Zuflucht zu suchen. Peters Sohn, Raymund, wurde jedoch durch die Königin Johanna II. in die Grafschaft Nola wieder eingesetzt, erhielt auch als Ersatz für Rettuno und Astura, die er um ihretwillen an den Papst Martin V. abgetreten, die Grafschaft Carno in Principato citra. Ihn desto fester an seine Interessen zu knüpfen, vermählte ihn König Alfons von Aragonien mit seiner Ruhme Eleonora von Aragon, des Grafen von Urgel Tochter, in Ansehung welcher Vermählung Raymund zugleich mit dem Herzogthume Amalfi, und 1438 mit dem Fürstenthume Salerno beschenkt wurde. Als Fürst von Salerno, Herzog von Amalfi, Graf von Nola, Carno, Atripalda, Herr von Palma, Avello, Lauro, Forino, Aecoli u. Groß-Justitiarius von Neapel, gehörte er unstreitig zu den mächtigsten Baronen des Königreichs. Er starb im J. 1459. Den einzigen Sohn, den ihm Eleonora von Aragon geboren, hatte er längst begraben; auch die an Virginius Drfino, den Grafen von Tagliacozzo, verheirathete Tochter, Isabella, war nicht mehr unter den Lebenden, so vertheilte er denn seinen Reichthum unter seine drei Bastarde Felix, Daniel und Jordan, die er von Kaiser Friedrich III. und vom Papste Nikolaus V. legitimiren lassen, und zwar gab er an Felix das Fürstenthum Salerno und die Grafschaft Nola, an Daniel die Grafschaft Carno, an Jordan die Grafschaft Atripalda; Felix sollte auch des Königs Ferdinand natürliche Tochter, Maria, zur Gemahlin haben; allein er wie seine Brüder, verscherten gar bald durch Theilnahme an der großen Empörung der Barone des Monarchen Gunst und wurden ihres ganzen Eigenthums beraubt, womit sie dann zugleich verschwinden. Salerno gab der König an Robert von San-Severino, Nola aber, Atripalda, Aecoli, Lauro und Terino an Drso Drfino, aus dem Hause Pitigliano.

Das Haus Tarent. Raymund (Ramonello), des Grafen Nikolaus von Nola und der Sabran jüngerer Sohn, erbte von seinem Groß-Oheime, Raymund des Baur, die Grafschaft Soletto, schrieb sich daher de **Baljo-Drfino**, und diente geraume Zeit mit Ruhm, als **Exercitäre** in Syrien. Kaum nach der Heimath zurückgekehrt, übertrug ihm König Karl III., der eben sich gegen den Herzog Ludwig von Anjou zu verteidigen hatte, die Besatzung der wichtigen Festung Barletta,

und Raymund wußte nicht nur mit Barletta seinem Könige die ganze Provinz Bari zu erhalten, sondern ließ auch viele Edle, deren Treue gegen das Haus Durazzo ihm verdächtig, hinrichten. Nichtsdestoweniger fiel er selbst bei Karl III. in Ungnade; er wurde in Fesseln geworfen, entkam aber aus dem Kerker, und nahm sogleich für den Herzog von Anjou Partei. Dieser, sich eines so wichtigen Anhängers noch mehr zu versichern, vermählte ihn mit der Gräfin von Lecce und Castro (in Terra d'Oranto), mit Maria von Enghien. Nach des Herzogs Ludwig von Anjou Tode versammelte Raymund die Trümmer des französischen Heeres unter seinen Fahnen, und sie halfen ihm den Papst Urban VI. entsetzen, den der König von Neapel in Nocera eng eingeschlossen hielt; zum Lohne verschrieb ihm der Papst die Stadt Benevento. Nach Karls III. Tode wurde er mit der Königin Witwe und mit ihrem Sohne Ladislaus ausgesetzt, auch zum Gonfaloniere der Kirche und zu einem Hüter der vormundschaftlichen Regierung in Neapel ernannt. Dieses letztern Auftrags entledigte sich Raymund mit Ruhm, bis eine neue Beleidigung ihn veranlaßte, nochmals zu der Anjou'schen Partei überzutreten. Aus den Händen des Herzogs Ludwig II. von Anjou empfing er 1398 das Fürstenthum Tarent. Als dieser aber später das Königreich verließ, Alles vor Ladislaus sich beugte, zog Raymund mit einer auserwählten schönen Mannschaft dem jungen Könige stracks, wie zum Kampf, entgegen; in dessen Angesicht ließ er pöblich die Fahnen senken, zum Zeichen, daß er sich und die Seinen in des Siegers Gewalt begeben, und Ladislaus, erfreut durch eine so unerwartete Unterwerfung, nahm ihn zu Gnaden auf, bestätigte ihn auch in dem Besitze des Fürstenthums Tarent, wozu außer der Stadt selbst noch Oranto, Brindisi, Lecce, Nardo, Gallipoli, Ostuni, Bitonto, Motola, Martina, Ugento, Bitetto und Conversano, sämmtlich erzbischöfliche und bischöfliche Sitze, gehörten. Raymund, der auch noch das Herzogthum Andria und viele andere große Lehen besaß, starb im J. 1405; seine Witwe, Johanna von Enghien und der Helena von Brienne, der Gräfin von Lecce, Tochter, wurde alsbald von König Ladislaus in Tarent belagert und gezwungen, ihm 1406 ihre Hand zu reichen; da aber Ladislaus eigentlich nur ihre Besigungen gewollt, so ließ er sie alsbald mit ihren Kindern verhaften, ihre Güter aber einziehen. Sie blieb, auch nach des Königs Tode, der Freiheit beraubt, bis Jakob von Bourbon, Graf von la Marche, nach Neapel kam, um des Ladislaus Schwester, die Königin Johanna II., zu heirathen. Nach den Bestimmungen des Vertrags, der ihr die Freiheit gab, und den sie dadurch erkaufte, daß sie ihre Tochter, Katharina Drfina, an des französischen Prinzen Begleiter, an Tristan von Clermont, vermählte, und ihr die Grafschaft Supertino in Terra d'Oranto als Heirathsgut anwies, mußte Maria auf den königlichen Titel verzichten, und das Fürstenthum Tarent dem Prinzen von Bourbon überlassen. Jakob entzweite sich bald mit seiner herrschsüchtigen Gemahlin, nach mehren, stets verfehlten, Bemühungen, die Zügel der Herrschaft zu ergrei-

fen, entfloß er vom Hofe, um in Tarent eine unabhängige Stellung wiederzufinden; allein Maria von Enghien befand sich in der Nähe, bewaffnete ihre Vasallen und ließ durch sie Tarent einschließen (1419). Jakob, zur Verzweiflung gebracht, ging einen Vertrag ein, wodurch er das Fürstenthum gegen eine Summe Geldes an Johann Anton Orsino, Raymunds Sohn, überließ, und ging nach Frankreich zurück, um seine Tage in einem Kloster zu beschließen.

Johann Anton, der durch seiner Mutter Kühne Entschlossenheit in das väterliche Erbe wieder eingesetzte Fürst von Tarent, erlangte als solcher, nach einigem Zögern, der Königin Auerkenntniß, und fing alsbald an, seine Gebiete, hauptsächlich durch Kauf, zu erweitern. Auf diese Weise erwarb er Bari, Montepeloso, Pomarico, Matera, Aquaviva, Minervino, Ruvo, Casa Massima und Lavello, in den Provinzen Capitanata und Bari, Flumari, Vico Lacedogna, Bisaccia, Carbonara, Accadia, Carife, Ballata, Castello, S. Nicolo, Torcarino, la Guardia Lombarda, Melito, Montaguto, Bonito und Monteaperto, in Principato Ultra, endlich das alte Acerra und Marigliano, in Terra di Lavoro. Eine so große Ausbreitung wurde der Königin bedenklich, und sie schickte ihren Adoptivsohn, den Herzog Ludwig III. von Anjou und den Jakob Caldora mit einem bedeutenden Heere gegen den übermächtigen, durch seine Verbindungen mit dem Könige von Aragonien noch verdächtigeren Vasallen aus. Nach zweijährigem Kampfe waren beinahe alle seine Festen gefallen; in Tarent selbst hatte er eine schwere Belagerung auszuhalten, und obgleich der Herzog von Anjou genöthigt wurde, mit einiger Schande abzuziehen, so schienen doch Johann Anton's Angelegenheiten gänzlich verzweifelt. Aber am 12. Nov. 1434 starb der Herzog von Anjou, in Folge der vor Tarent ausgestandenen Mühseligkeiten, und am 2. Febr. 1435 folgte ihm die Königin, und Johann Anton seiner mächtigsten Gegner entledigt, und durch aragonische Hilfstruppen verstärkt, nahm alles ihm Abgedrungenes wieder ein, unterstützte auch auf das Wirksamste des Königs von Aragonien Ansprüche an den neapolitanischen Thron, wenn er gleich, wie der König selbst, in der Seeschlacht bei der Insel Ponza, den 5. Aug. 1435, der Genueser Gefangener wurde. Johann Anton wurde nämlich, noch früher als der König selbst, freigegeben, und wendete alle seine Kräfte an, den erlittenen Schaden wieder gut zu machen. Als der Patriarch von Alexandria, Johann Vitelleschi, dem Herzoge von Anjou zum Vortheil eine päpstliche Armee nach dem Königreiche führte und manoeuvrirte, um sich mit des Caldora Armee zu vereinigen, suchte der König Alfons den Fürsten von Tarent, der ein abgefordertes Truppencorps befehligte, an sich zu ziehen. Ehe dieser aber die erhaltenen Befehle ausführen konnte, wurde er unvermuthet von Vitelleschi bei Monte Fuscoli, südlich von Benevento, angegriffen, geschlagen, und selbst zum Gefangenen gemacht (1437). Johann Anton war nicht gemeint, um seiner politischen Gesinnung willen ein Märtyrer zu werden, und es kostete dem Sieger nur wenige Mühe, ihm

die bisherigen Verbindungen zu verleiden und ihn für das Haus Anjou zu gewinnen. Viele Städte folgten seinem Beispiele, und Alfons von Aragonien gerieth in Gefahr, die Früchte unendlicher Anstrengungen zu verlieren; zum Glück für ihn entzweite sich der Patriarch Vitelleschi mit Johann Anton, und dieser, der den Vorwurf, als trachte er dem Patriarchen nach dem Leben, nicht hören wollte, verließ das Heer, um nochmals dem König Alfons seine Dienste anzubieten (1438). Dieser Übertritt wurde entscheidend. Schon in dem Feldzuge des Jahres 1439 drang der Fürst von Tarent mit den 11,000 Mann, die er für Aragonien bewaffnete, bis Pomigliano, ganz nahe bei Neapel, und im folgenden Jahre machte er sich ganz Apulien, bis auf das einzige Manfredonia, und einige wenige Castelle, in denen Sforza Besatzung hatte, unterwürfig. Darum wurde er auch von Alfons, als dieser sich endlich durch ihn, im vollkommnen Besitze des Königreichs sah, zum Groß-Connetable mit einem festen Einkommen von 100,000 Dukaten ernannt, unter der Verbindlichkeit, jederzeit zum Dienste seines Herrn 1000 leichte Reiter zu unterhalten; es wurde ihm auch der Besitz des Fürstenthums Tarent auf das Feierlichste bestätigt, und seine Nichte Isabelle von Clermont, der Gräfin von Cupertino Tochter, an Ferdinand von Aragon, des Königs natürlichen Sohn, vermählt. Diesem natürlichen Sohne hatte Alfons die Nachfolge in seiner mühsamen Eroberung, in dem Königreiche Neapel zugebacht; als aber die Großen und die Abgeordneten der Städte in Capua zusammentraten, um dem neuen Könige zu huldigen, blieb der einzige Johann Anton aus. Es sei, behauptete er, seiner unwürdig, einem Bastard zu gehorchen, und der König war genöthigt, sein Auerkenntniß durch demüthiges Bitten und die ausschweifendsten Zugeständnisse zu suchen. Aber um keinen Preis war Johann Anton zu bewegen, daß er seine Residenz, das feste Lecce, verlassen hätte. Stets besorgt, ein Opfer der Treulosigkeit Ferdinands zu werden, und alle verheißene Gnaden als Lockspeisen betrachtend, hinter denen das Verderben verborgen, suchte er sich durch Verbindungen sicher zu stellen (1459), und nachdem er sich den Beistand des Fürsten von Rossano, des Herzogs von Utri, und des Marchese von Cotrone gewonnen, bot er die Krone von Neapel zuerst dem Könige von Aragonien, Johann II., dann dem Herzoge Johann von Calabrien, dem Sohne des vormaligen Prätendenten Renat von Anjou an. Der Herzog von Calabrien betrat im October 1459 den neapolitanischen Boden und augenblicklich begann eine jener Revolutionen, durch welche dieses Land so oft gewonnen und verloren worden ist. Campanien, Abruzzo und Apulien erklärten sich beinahe gleichzeitig für den Herzog von Calabrien; Johann Anton, an der Spitze von 3000 Reitern, stieß zu ihm, und nach der Schlacht bei Sarno, 7. Jul. 1460, durften die Verbündeten sich nur vor Neapel zeigen, um die Eroberung des Königreichs zu vollenden, denn Ferdinand hatte keine Armee mehr, um seine Hauptstadt zu vertheidigen. Aber der Fürst von Tarent wünschte keineswegs einen Krieg, durch welchen seine Macht so

unmäßig erhöht worden, sobald zu beendigen. Dabei war er der Oheim der Königin Isabella, der Gemahlin Ferdinands, und diese fand, wie man versichert, verborgen unter einer Franziskanerkutte, Eingang in des Oheims Lager, warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn, sie nicht von dem Throne herabzustürzen, auf den er selbst sie erhoben habe. Johann Anton schien gerührt, sein Eifer für die Fortsetzung des Kriegs erkaltete, er bewog den Herzog von Calabrien zunächst die Belagerung einiger kleinen Städte in Campanien zu betreiben, dann, nachdem der ganze Sommer verloren worden, die Winterquartiere zu beziehen. Ferdinand, unterstützt vornehmlich durch den Einfluß, den seine liebenswürdige Gemahlin auf die Bewohner der Hauptstadt gewonnen hatte, unterstützt auch durch die Kriegserfahrung und durch die Soldner der Gebrüder Sforza, bekam Zeit, die Hilfsquellen, die ihm noch geblieben waren, zu benutzen; Genua, für den Herzog von Calabrien ein Hauptstützpunkt, wurde ihm entzogen, der Papst Pius II. erklärte sich für den König Ferdinand, und schickte ihm ein bedeutendes Heer zu Hilfe, und zu gleichem Zwecke kam Scanderbeg aus Epirus herüber. Statt wie bisher auf die Vertheidigung von Barletta und Trani sich zu beschränken, konnte Ferdinand im J. 1461 selbst in Apulien angriffsweise verfahren. Im nächsten Sommer schien zwar endlich Johann Anton aus seinem Schlummer zu erwachen; er eroberte Giovenazzo, Troja und Andria, allein am 18. August 1462 erfocht Ferdinand über den Herzog von Calabrien den entscheidenden Sieg von Desaria unweit Troja und Johann Anton, an einem glücklichen Ausgange des Kampfes verzweifelnd, gebeugt durch 70 Jahre und durch eine hartnäckige Fieberkrankheit, suchte sein Heil einzig in Unterwerfung. Ferdinand selbst kam ihm auf halbem Wege entgegen, ließ ihm durch den Cardinal von Ravenna und durch den mailändischen Gesandten die vortheilhaftesten Anträge machen, nannte ihn nach wie vor seinen Oheim, den er niemals genugsam ehren und lieben könne, verhiess ihm nicht nur den Besitz aller seiner Lehen, aller seiner Gerichtsbarkeiten, wie er sie unter Alfons inne gehabt, sondern versprach auch, ihm die Würde eines Connetable und den damit verbundenen Gehalt von 100,000 Goldgulden zurückzugeben. Und damit der Fürst unbeschadet seiner Ehre aus seinen bisherigen Verbindungen scheiden könne, zeigte sich Ferdinand geneigt, dem Herzoge von Calabrien, seinem Feldherrn Piccinino, und seiner gesammten Armee sicheres Geleite zu bewilligen, vorausgesetzt, daß sie vor Ablauf von 40 Tagen des Fürsten von Tarent Staaten geräumt und den Marsch nach Abruzzo angetreten haben würden. Unter diesen Bedingungen wurde am 13. Sept. 1462 zu Bisceglia, zwischen Trani und Bari, der Friede unterzeichnet. Wenige Monate später, den 26. Dec. (1462, nach Andern den 16. Nov. 1463) starb der Fürst, der immer noch Verbindungen mit dem Herzoge von Calabrien unterhalten hatte, auf seiner Burg zu Altamura, wie es kieß, an Altersschwäche; indessen verbreitete sich zugleich das Gerücht, er sei durch zwei seiner vertrautesten Diener, die Ferdinand hierzu erkaufte, des Nachts

im Schlafe erdrosselt worden; es fanden sich auch an dem Leichname viele Spuren einer verübten Gewaltthat. Ferdinand war sogleich bei der Hand, um als Gemahl der Nichte von der ganzen Erbschaft Besitz zu nehmen; er fand unermessliche Schätze in baarem Gelde, ungeheuere Waarendorräthe aller Art, treffliche Stutereien, zahlreiche Heerden und 4000 Mann guter Soldaten. Das Mobilienvermögen wurde überhaupt auf eine Million Goldgulden (nach heutigen Preisen ungefähr 22 Millionen Gulden) berechnet. Die Lehen, deren sich Ferdinand zugleich bemächtigte, waren die reichsten und weitläufigsten im Königreiche; denn Apulien stand damals noch in seiner schönsten Blüthe, und seine Verödung beginnt erst mit Johann Antons Tode. Was diesen vorzüglich bereichert hatte, war der große Seehandel, den er von Bari aus getrieben. „Johann Anton war,“ um mit den Worten des Joh. Jovian Pontanus zu reden, „eines wunderlichen, unbeständigen Gemüthes, auch in der Freundschaft wenig zuverlässig, und gewöhnt, der Erreichung seiner Zwecke Alles, selbst das Heiligste, hintanzusetzen. In Ansehung des eigenen höchst sparsam, trachtete er stets nach fremdem Gute. Im Krieg übermäßig vorsichtig, mißtraute er im Frieden seinen eigenen wie seiner Freunde Kräften, darum ertrug er den langen und ruhigen Frieden nach Alfonsens Thronbesteigung höchst ungeduldig. Hatte er sich ein Ziel vorgestreckt, so scheute er, solches zu erreichen, kein Opfer, gleichwie solche Opfer zu bringen, bei seinen großen Schätzen ihm niemals schwer fallen konnte; furchtsam und mißtrauisch, war der Krieg dennoch seine Leidenschaft, und so wenig sein Arm galt im Kampfe, so gewandt war er einen Krieg herbeizuführen.“ Johann Anton war mit Anna Colonna, des Fürsten Jordan von Amalfi Tochter, und des Papstes Martin V. Schwester verheirathet. Calentius, bei Johann Juvenis (de fortuna Tarentinorum, lib. VII. cap. III.) beschreibt sie also: „Ich kam zu Anna Colonna, der Fürstin von Tarent, niemals sah ich ein Weib von solchem Körperbaue. Sitzend nahm sie beinahe das ganze Haus ein, sodaß ich kaum Platz finden konnte, um stehend meinen Spruch zu verrichten. Ein großer Mund, Ochsenaugen, Gliedmaßen, deren Verhältnisse kaum glaublich, die Stimme einer Edwin.“ Kinder hatte Johann Anton von ihr nicht, wol aber fünf Bastarde, von denen er den Sohn, Berthold, mit der Grafschaft Lecce versorgte, während die im J. 1456 an den siebenten Herzog von Atri, den Julius Anton Aquaviva verheirathete Tochter, Katharina, mit den drei Städten Bistetto, Conversano und Bitonto, dann den Herrschaften Casa Massima, Gioja, Cassano, le Nuci, Turri und Castellana abgefunden wurde. Die drei andern Töchter heiratheten in die Häuser del Balzo, Centelles und San-Severino. — Johann Anton hatte einen Bruder, Gabriel de Balzo Orsino, der mit Johanna Carracciola, des Groß-Seneschalls Ser Giani Tochter, verheirathet war, die Inassen seines Herzogthums Venosa in Basilicata, neben welchem er noch Spenazzola und Minerotino besaß, sehr glücklich machte, und noch während der Regierung des Königs Alfons, mit Hinterlassung dreier

ehelicher Töchter und eines natürlichen Sohnes verstarb. Die älteste Tochter, Maria Donata, brachte Benosa an ihren Gemahl Peter de Balzo, den Herzog von Andria, die andere, Raymunda, heirathete den Fürsten von Sallerno, den Robert von San-Severino, die jüngste, Johanna, den Grafen von Capaccio, Anton von San-Severino. Dem Sohne gab Gabriel, mit Bewilligung seiner ältesten Tochter, Carbonaro. — Endlich soll auch Reynald Drfino, der sich durch die Vertheidigung von Piombino so berühmt machte, ein Bruder von Johann Anton gewesen sein, was jedoch erheblichem Zweifel unterliegt; Reynald hatte mit Jakobs I. von Appiano Tochter, Katharina, das Fürstenthum Piombino erheirathet, und König Alfons von Aragonien, in seinem Kriege mit den Florentinern, 1448, muthete ihm zu, in seinen Festungen aragonische Besatzung aufzunehmen. Reynald, obgleich vielfältig von den Florentinern geneckt und bedrückt, sand es allzugesährlich, um des entferntesten Herrschers willen, mit der mächtigen Nachbar-Republik anzubinden, und versagte darum den Aragoniern die Öffnung seiner Burgen, sowie die Zufuhr von Lebensmitteln. Darüber wurde Alfons so entrüstet, daß er im Mai 1449 mit einer Armee und einer Flotte vor Piombino erschien, um solches zu belagern. Siena, in dessen Schutze das Fürstenthum stand, wurde vergeblich um Hilfe angerufen, allein die Florentiner brachten am 8. Jul. 300 Fußgänger, Pulver und Blei in die Stadt; mit dieser geringen Unterstützung widerstand Reynald allen Anstrengungen der Belagerer, selbst nachdem die florentinische Hilfeslotte, am 15. Jul. Angesichts von Piombino eine vollkommene Niederlage erlitten hatte. In der Mitte des Septembers war endlich einer der Hauptthürme durch die feindliche Artillerie zerstört, und Alfons, dessen Armee bedeutend durch die Fieber der Maremma gelitten hatte, beschloß einen Hauptsturm zu wagen. Neapolitaner und Catalonier sollten darin wettsitzen, während ihre Anstrengungen durch die Flotte unterstützt würden. Andererseits versammelte Reynald um sich die Bürgerchaft und die kleine Besatzung, um ihnen vorzustellen, daß im Falle sie sich schwach finden ließen, sie nicht in die Hände von Italienern, sondern von Barbaren fallen würden, die nicht nur ihrer Sprache, sondern auch allen Gesetzen der Menschlichkeit und des Kriegs fremd. Nachdem er diese wenigen Worte gesprochen, vertheilte er seine Mannschaft auf den verschiedenen Posten; die Weiber sogar stellte er hinter ihren Männern und Brüdern auf, um Pulver und Getränke auszutheilen. In dem Kampfe selbst gab Reynald das Beispiel der seltensten Unererschrockenheit und der ruhigsten Fassung; wo die Waffen nicht zureichten, da stießen Ströme von siedendem Öl und ungelöschtem Kalk auf die Stürmenden. Während Bürger und Soldaten die Mauern behaupteten, näherten die catalonischen Galeeren sich der Rocchetta; Boote, mit bewaffneten Männern angefüllt, und durch Binden bis zu den Masten der Galeeren und zu der Höhe der Mauern erhoben, sollten sich durch Harpunen in die Mauern einklammern, und auf diese Weise den Stürmenden einen Zugang eröffnen. Aber der Schuß einer in der Rocchetta

U. Encycl. d. B. u. R. Dritte Section. VI.

aufgestellten Bombarde traf den Kiel des nächsten Bootes, daß solches in Trümmer ging, und die andern, obgleich sie mehrmals ihre Harpune ausgeworfen, konnten niemals die Mauern erreichen. Endlich, nachdem der Sturm mit immer gleicher Wuth während mehrerer Stunden fortgesetzt worden, zeigten sich im Hintergrunde einige Geschwader florentinischer Reiterei, und die Aragonier, nicht zweifelnd, daß eine ganze Armee ihnen folge, ließen ab von dem vergeblichen Bestreben, und kehrten in ihre Quartiere zurück. Gleich darauf hob Alfons die Belagerung auf. Anton degli Agosini von San-Miniato, der, wie es scheint, des Fürsten von Piombino Hofpoet gewesen, hat sie in einem nicht wenig langweiligen Gedichte (*Rerum Italicarum* tom. XXV. p. 319 — 370) besungen, und seines Herrn Tapferkeit der Gebühr nach gefeiert. Aber aller bewiesenen Tapferkeit ungeachtet wurde Reynald durch den Friedensschluß vom 29. Jun. 1450 angehalten, wegen Piombino einen jährlichen Zins von 500 Goldgulden an Neapel zu entrichten. Vierzehn Tage darauf, den 13. Jul. 1450, starb der tapfere Fürst, und seine kinderlose Gemahlin folgte ihm im März des nächsten Jahres in die Ewigkeit nach.

Das Haus Pitigliano. Guido, der jüngere Sohn Raymunds und der Gräfin Anastasia von Nola, erbt der mütterlichen Großmutter Margaretha Aldobrandescha große Besitzungen in Toskana, namentlich Sovana, Pitigliano, Massa, Grosseto, Orbitello, überhaupt mehr denn 40 große Güter in der Maremma und dem Gebirge (von denen aber der größte Theil nach und nach in den immerwährenden Fehden mit Siena verloren ging). Guido's Sohn, Aldobrandin, Graf von Sovana, befehligte der Florentiner Kriegsmacht und erweiterte 1362 ihr Gebiet durch die Eroberung von Becciolata. Seine Söhne, Guido und Robert, die Grafen von Sovana, wurden zugleich mit Nikolaus Drfino, dem Grafen von Nola, im J. 1371 Bürger zu Florenz, scheinen aber beide kinderlos verstorben zu sein; denn nach ihnen kommt Berthold Drfino, ein Sohn des 1363 verstorbenen Nikolaus, und folglich ein Brudersohn Aldobrandins, als Besitzer von Sovana vor. Berthold gebrachte zuerst den Titel eines Grafen von Pitigliano, nachdem er in schweren und langwierigen Kriegen mit Siena den größten Theil seiner Herrschaft Sovana, Orbitello, Saturnia, Monteacuto und andere Schlösser eingebüßt, auch nur durch die äußerste Anstrengung Pitigliano behaupten können. Der Kampf, der sein ganzes Leben hindurch gewährt hatte, wurde durch seiner Söhne, Guido, Nikolaus und Gentilis, Unterverfung unter Siena beendigt. Gentilis, dem in der Brudertheilung Sovana zufiel, gerieth aber bald in neue Verwickelungen mit den Bürgern von Siena, und wurde in tapferer Vertheidigung seines Eigenthums von einer Lanze durchbohrt, während die Stadt Sovana erstürmt ward (1434). Sein Sohn Drso (aus der Ehe mit Drfina Drfina, einer Tochter des römischen Senators Johann Drfina), diente in der Lombardei unter Franz Sforza, als Hauptmann über 200 Lanzen, sodann den Venetianern, endlich seinem Vetter, dem Fürsten Johann

Anton von Tarent. Dieser hatte ihm die Vertheidigung von Nola aufgetragen, und Drso beunruhigte von dort aus Neapel und Aversa durch stete Streifzüge. Mit Gewalt ihn zu verdrängen war nicht möglich, also blieb nichts übrig, als ihn zu verführen, und das gelang dem Legaten in Benevento, dem Cardinale Bartholomäus. Drso empfing von König Ferdinand, unter päpstlicher Gewährleistung, am 18. Jan. 1462 die wichtigen Lehen Nola, Lauro, Arripalda, Forino und Ascoli, und trat dagegen von Stund an in neapolitanische Dienste. In der Schlacht bei Orfaria oder Troja führte Drso das Hintertreffen, und Ferdinand selbst bekennt, daß er ihm nicht nur diesen Sieg, sondern auch die endliche Beruhigung des Königreichs zu verdanken habe. Drso starb auf dem Rückmarsch aus Toskana, wohin er dem Prinzen Alfons gefolgt war, zu Viterbo den 5. Jul. 1479; sterbend hatte er dem Prinzen die beiden Söhne, die ihm eine gewisse Santola aus Nola geboren, und wovon Raymund sieben, Robert sechs Jahre zählte, empfohlen und gebeten, daß man ihnen, um der Verdienste des Vaters willen, die Lehen belassen möge; Raymund war auch bereits als Herzog von Ascoli anerkannt, aber plötzlich gesiel es dem Könige, zu behaupten, diese Kinder seien nicht Drso's Kinder, und das bestätigte und beschwor Santola, deren Geständniß man erkaufte oder erpreßt hatte, in feierlicher Unterfuchung. Die unglücklichen Kinder wurden demnach ihres Eigenthums beraubt (1485). Des Drso bereits genannter Dheim, Nikolaus, ein in vielen Kriegen versuchter Condottiere, fiel in Sovana, ein Opfer der Rache beleidigter Ehemänner. Der Sohn seiner Ehe mit einer Gräfin von Anguillara, Aldobrandin, hatte schwere Kriege mit der Republik Siena zu führen. Den ersten führte der Cardinal Latinus Drfino 1442, des zweiten Veranlassung wurde der Wunsch der Senenser, den Grafen in ihr Interesse zu ziehen, um hierdurch die Maremma gegen feindliche Anfälle zu schließen. Zu dem Ende boten sie ihm im J. 1454 einen jährlichen Sold von 800 Scudi, einstreifen für einen Zeitraum von fünf Jahren. Das lehnte Aldobrandin ab, vermuthlich in nicht allzugemessenen Ausdrücken. Siena schwieg, denn noch währte der Krieg mit König Alfons, mit dem Papsi und mit den Florentinern. Kaum war aber der Friede unterzeichnet, als die Bürger nicht undeutlich die Absicht verriethen, die empfangene Beleidigung zu rächen. Der Graf, genöthigt, seine Sicherheit zu bedenken, ließ an mehren Orten Werbungen anstellen, so viele Hindernisse ihm auch dabei die Republik in den Weg legte; von beiden Seiten fielen bereits Neckereien und einzelne Gewaltthatigkeiten vor. Ueplötzlich ließ der Graf einen Fehdebrieff ergehen, dem ein verheerender Einfall in die Maremma, die Plünderung von Castel Ottiero, und die Überrumpelung der Rocca di Monte Acuto folgten. Siena rief die Venetianer zum Beistande herbei und ihr Proveditor that einen Einfall in der Farnese Gebiet, als wohin Aldobrandin's Unterthanen ihre Heerden in Sicherheit gebracht hatten. Über 4000 Stück Vieh wurden des Venetianers Beute; er machte auch an 100 Gefangene. Von der andern Seite verfehlte Aldobrandin seinen Anschlag auf das Castell Sam-

prignano, seine Castelle Bitozzo und Morano wurden von den Senensern erobert, und Julius Cäsar, der Fürst von Camerino, führte ihnen eine Verstärkung von 500 Lanzen und 200 Knechten zu. Unter diesen Umständen lauschte Aldobrandin willig den von einem päpstlichen Legaten gemachten Friedensvorschlägen, allein die Städter wiesen den Vermittler ab. Da richtete Aldobrandin einen Schrei um Hilfe an alle seine Vettern des Namens und Stammes Drfina, und nicht vergeblich, denn es schickte ihm Johann Anton, der Fürst von Tarent, 600, der Fürst von Salerno 400 Reiter, der Präfect von Rom, Franz Drfino, schickte seinen Sohn Jakob mit 200 Reitern, der Cardinal Latinus gab eine starke Geldsumme, alle andere trugen nach Verhältniß bei. Mit seinen Hilfstruppen brach Aldobrandin auf, um den Entschluß der von den Feinden belagerten Stadt Sorano zu bewerkstelligen. Er fand sie ungleich zahlreicher, als man berichtete, befahl aber unbedenklich den Angriff, und nach einem harten Strauße gab Jakob Drfino, der das Hintertreffen befehligte, den Ausschlag. Die Senenser erlitten eine gänzliche Niederlage, fanden aber bald Mittel, ihren Verlust zu ersetzen, zumal ihnen die Venetianer eine abermalige Hilfe von 1400 Reitern und 600 Fußgängern zuschickten. Die Belagerung von Sorano wurde zum andern Male vorgenommen, und Siegiemund Gonzaga, der General der Republik, erschöpfte die ganze Kunst seines Jahrhunderts vor der kleinen Festung, gleichwol sah er sich am Ende genöthigt, mit Aldobrandin einen Waffenstillstand auf einen Monat einzugehen. Diese Handlung erschien der Signoria als ein Verrath, und Siegiemund erhielt einen nachdrücklichen Verweis, den er so übel nahm, daß er von Stund an seine Waffen gegen die Republik kehrte. Aldobrandin benutzte diese Verwirrung, um das feindliche Gebiet schonungslos zu verheeren, hatte aber nicht den Muth oder auch nicht die Kraft, etwas gegen die Stadt selbst zu unternehmen. Mittlerweile wurde Gonzaga durch persönliche Angelegenheiten nach der Romagna gezogen, die Senenser erholten sich von ihrem Schrecken, und sühten sich stark genug, noch einmal vor Sorano zu erscheinen. Die Artillerie sollte ihnen von Sovana aus nachgeführt werden. Aldobrandin, dem Napoleon Drfino und Anton de Forti eben 1000 Reiter und so viele Fußgänger zugeführt hatten, dachte den Zug aufzuheben, fiel aber in einen Hinterhalt und erlitt eine schwere Niederlage, während Jakob Drfino, sein treuer Beistand, eine tödtliche Wunde empfing. Die Belagerung wurde also fortgesetzt, bis Nikolaus V. bei Strafe der Excommunication Ruhe gebot. Darauf wollten es die Senenser nicht ankommen lassen, und sie schlossen Waffenstillstand auf 14 Tage, um während derselben, unter päpstlicher Vermittelung, an dem Frieden zu arbeiten. Aber grade in diesen Tagen, den 24. März 1455, starb Nikolaus V., und auf beiden Seiten erneuerten sich die Feindseligkeiten. Peter Brunoro, einer der Generale der Republik, wurde geschlagen und gefangen nach Sorano eingebracht; ihn zu rächen unternahmen die Senenser die vierte Belagerung. Da ergrimten die Einwohner, stürmten das Gefängniß, und drohten den Brunoro und seinen Sohn

zu ermorden, wenn sich nicht alsbald der Feind von ihren Mauern entferne; und nur mühsam konnte Aldobrandin der Gefangenen Leben beschützen. Er selbst und die belagerte Feste geriethen bald in solche Noth, daß er auf den Einfall kam, sich an die Venetianer zu ergeben; seine Anträge wurden zwar nicht angenommen, hatten aber doch die Wirkung, daß die Geschmeichelten nun als len Ernstes das Ende einer so verderblichen und weit-
aussehenden Fehde suchten. Die versöhnenden Schritte, die sie ihren Proveditor in Siena thun ließen, brachten einige Hemmungen in den Gang des Krieges und Aldobrandin verfehlte nicht, diese Gnadenfrist zu benutzen. Durch vernogene List bemeisterte er sich der Burg Vitzozzo, mehre andere Castelle der Senenser erfuhren gleiches Schicksal, neue Verstärkungen, durch Napoleon Drifino herbeigeführt, setzten ihn in den Stand, seine Verheerungen bis an die Thore von Siena auszudehnen, und alsbald erhielt er von dem venetianischen Proveditor sicheres Geleit für seinen Sohn Ludwig, mit welchem man das Friedensgeschäft unmittelbar verhandeln wollte. Ludwig kam wirklich nach Siena und schloß einen Waffenstillstand auf einen Monat, überließ aber die Friedensbedingungen dem Ausspruche des venetianischen Proveditor. Nach demselben mußte Aldobrandin die Rocca de Monte Acuto zurückgeben, die Republik dagegen die um Sorano errichteten Castelle schleifen. Das Castell Vitzozzo, bisher zwischen beiden streitenden Theilen gemeinschaftlich, sollte der von Aldobrandin erbauten Magdalenenkirche überlassen sein. Gefangene und Überläufer mußten zurückgegeben werden. Endlich wurde Aldobrandin angehalten, alljährlich im September einen bestimmten Bins an die Frauentirche zu Siena zu entrichten, um damit die Würdigkeit der Republik anzuerkennen (1455). Aus seiner Ehe mit Simona Gonzaga hinterließ Aldobrandin vier Söhne. Der jüngste, Orlando, wurde 1475 mit dem Bisthume Nola versorgt, und starb 1505. Der zweite ist jener, in der Kriegsgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts so berühmte Graf Nikolaus von Vitigliano. Geboren im J. 1442 diente er in dem Kriege um das Königreich Neapel, unter Jakob Viccinino's Fahnen, dem Hause Anjou. Sein Verhalten in den Schlachten bei Sarno und Troja erregte des Königs Ferdinand Aufmerksamkeit, und dieser nahm ihn, unmittelbar nach dem Frieden mit dem Fürsten von Tarent, in seinen Dienst. Er verließ ihn jedoch, um die Heere der Republik Siena zu führen, und in Todi und Spoleto 1474, die sonst alterwärts begrabene Fehde der Welfen gegen die Ghibellinen zu verfechten. Als einer der Generale des Papstes Sixtus IV. nahm er rühmlichen Antheil an dem Siege über die Neapolitaner bei Campo Morto, unweit Velesetri, den 21. Aug. 1482; als General der Florentiner eroberte er für sie am 8. Nov. 1484 Pietrasanta, am 15. April 1487 Sarzanello, und am 22. Mai 1487 Sarzana. Alfons II., der neue König von Neapel, bedroht von einer französischen Invasion, suchte ihn für seinen Dienst zu gewinnen, und diese Gelegenheit benutzte Nikolaus, um sich wegen einer alten Schuld Befreiung zu verschaffen. König Ferdinand hatte ihm näm-

lich die Nachfolge in den den Kindern des Orso Drifino weggenommenen Lehen versprochen und dieses Versprechen wollte er jetzt gelöst wissen. Wie gewöhnlich in der Bedrängniß, war Alfons zu Allem willig, und der Graf von Vitigliano wurde noch im J. 1494 mit der Grafschaft Nola belehnt, zugleich aber dem Herzoge von Calabria, der eine neapolitanische Armee nach der Romagna führen sollte, als Mentor beigegeben. Diese Armee war zu klein, um Erhebliches auszurichten, vielleicht wäre es ihr allenfalls möglich gewesen, die feindliche, vereinzelte Armee in ihren Standquartieren zu überfallen; allein für ein solches verwegenes Unternehmen war die Vorsicht des Grafen von Vitigliano nicht zu gewinnen. Der günstige Augenblick entschlüpfte, und als die Feinde dagegen sich in Bewegung setzten, suchte die neapolitanische Armee vorläufig Zuflucht unter den Mauern von Faenza (Juli 1494), hielt auch von dort aus die Franzosen unter Aubigny im Schach, bis der feindlichen Hauptmacht Erfolge in Toskana sie zwangen, den weitem Rückzug nach Rom anzutreten. Am 31. Dec. 1494 in der nämlichen Stunde, als Karl VIII. seinen triumphirenden Einzug hielt, wurde diese Hauptstadt von den Trümmern der neapolitanischen Armee verlassen. Ihr letzter Versuch, die Linie des Volturno zu vertheidigen, scheiterte an des Johann Jakob Trivulzio Verrath; in der durch dieses Ereigniß herbeigeführten Auflösung der Armee entkamen Nikolaus und Virginius Drifini mit einiger Reiterei nach Nola. Von dort aus ließen sie bei König Karl VIII. um sicheres Geleit bitten; es war dasselbe schon ausgefertigt, aber noch nicht zugestellt, da erschien Ludwig von Ars, der französische Feldherr, vor der Stadt, und die Bürger von Nola waren nicht geneigt, durch Widerstand ihr Eigenthum in Gefahr zu bringen. Sie ergaben sich also der ersten Aufforderung, und Nikolaus und Virginius wurden als Gefangene nach der Festung Mondragone gebracht. „Ils vouloient maintenir,“ schreibt Commines, „qu'ils avoient sauf conduit, et qu'on leur faisoit tort, et estoit vray: mais il n'estoit point encore entre leurs mains. Toutesfois ils ne payerent rien: mais ils eurent grande perte, et leur fut fait tort.“ Als die Franzosen Neapel räumten, mußten beide Gefangene sich dem Zug anschließen, beide aber fanden während des Stümmels der Schlacht vor Fornovo Gelegenheit zu entkommen. Nikolaus hatte gehofft, bei der befreundeten venetianischen Armee Aufnahme zu finden, statt dessen fand er sie in der wildesten Flucht begriffen. Auf der Stelle jagte er den Flüchtigen nach, in der Hoffnung, sie durch den wohlbekanntem Ruf, Vitigliano, zum Stehen zu bringen und sie nochmals gegen die Franzosen zu führen. Er wußte ja am Besten, welche Unordnung in den feindlichen Reihen waltete, wie groß immer noch der Franzosen Besorgniß, der Rückzug möge ihnen abgeschnitten werden, und zweifelte darum nicht, ihnen durch einen pöthlich erneuerten Angriff doch noch den Sieg zu entreißen, den ihnen allein Zufall und der Feinde Verkehrtheit zugewiesen hatten. Aber vergeblich müdete Nikolaus sich ganzer zwei Stunden ab; er mußte sich begnügen, durch

seiner Aufzuchtungen weislich die Auflösung der geschla-
 genen Armeen vorzubereiten zu haben, und zuletzt auch auf den
 vorbestimmten nächsten Angriff verzielen. Seitdem blieb
 Nikol aus geraume Zeit in dem venetianischen Dienst; er be-
 schloß 1495 die Armeen, welche den französischen Angriff auf
 Venedig verurtheilte, brachte im J 1496 in der Romagna
 eine neue Armee zusammen, um dieselbe zu entsenden,
 welche der Herzog von Urbino nach den Gebirgen von
 Kostana geführt hatte, und welche die Florentiner daselbst
 gleichsam belagert hielten, und beschloß im Herbst des
 nämlichen Jahres das gegen den Herzog von Mailand
 ausgeleitete Heer, mit welchem er Garavaggio und Cre-
 mona einnahm. Der Antheil, den er an dem verzeifel-
 ten Kampfe seines Hauses gegen Cäsar Borgia zu neh-
 men hatte, nöthigte ihn, den venetianischen Dienst aufzu-
 geben; nach Cäsars Falle blieb er unbeschäftigt, bis die
 Republik, einen Krieg mit dem teuffchen Reiche befor-
 gend, ihn nochmals mit 400 Lanzk in Sold nahm
 (1507). Bei dem Ausbruche des Krieges mit der Ligue
 von Cambrai trat Nikolaus als General-Capitain an die
 Spitze der venetianischen Heere, während Bartholomäus
 von Adiano ihm als Governatore beigesetzt war; er,
 der für den weisesten und vorsichtigsten der italienischen
 Generale galt, und für denjenigen, unter dessen Anfüh-
 rung eine Armee am wenigsten von dem Zufalle zu be-
 sorgen habe, sollte durch seine berechnende Vorsicht des
 Adiano vorwegenen Muth zügelu. Aber zwei so ver-
 schiedene Charaktere konnten nicht übereinstimmend wir-
 ken. Adiano wollte die Franzosen in dem Mailändi-
 sichen Feld selbst belinstuchen und ihre noch nicht zusammenge-
 brungenen Streitkräfte einzeln vernichten, Nikolaus wollte
 die Schlacht d'Adda, als für das Ganze unbedeutend, auf-
 geben, und das feste Lager bei Drei beziehen, von dan-
 nen er, geschützt durch den Tello und Serio, die leiseste
 Bewegung des Feindes bemerken, erschweren, oder gar
 unumgänglich machen konnte. Da sich kein Mittel zeigte,
 zwei so entgegengelegte Entwürfe in Einklang zu brin-
 gen, so wurden beide dem Senate vorgelegt, und dieser
 schloß, wie die Unwissendheit immer thut, für einen
 Mittelweg; er gab den Befehl, die Adde zu bekämpfen,
 doch nur im äußersten Nothfall eine Schlacht zu wa-
 gen. Ein solcher Nothfall pflegt, einer französischen,
 den Feldzug eröffnenden, Armee gegenüber, nicht lange
 auszubleiben; Ludwig XII. überschritt die Adde und er-
 schloß am 14. Mai 1507 den großen Sieg von Agna-
 dello über die eine von Adiano angeführte Hälfte der
 venetianischen Armee, während der Graf von Pitigliano
 sich in guter Ordnung mit der andern Hälfte, die an
 der Schlacht keinen Antheil genommen hatte, über Treviso
 nach Venedig und von da nach Mestre zurückzog. Von
 Mestre schickte er ein Gesandten aus, welches, eine
 kühnliche Annäherung der Kaiserer von Urbino bewog,
 zum Vortheil von ihm geordnete Stadt der Republik er-
 gab; von Mestre aus schickte auch Nikolaus eine Armee
 zu dem Adiano und streiften nicht weit, nach Pa-
 dua hin von der durch einen kleinen Ort hindurch
 ganz ruhig zu verfahren und die Abreise der Kaiserer
 zu erwarten. Nach war aber der Kaiserliche Heer der

Aufgabe zured, Padua mußte gegen die von allen Sei-
 ten anrückende kaiserliche Armee vertheidigt werden, und
 diesen Theil seiner Aufgabe lösete Nikolaus mit ebenso
 viel Glück als Einsicht und Beharrlichkeit. Am 3. Oct.
 1507, den sechszehnten Tag nach Eröffnung der Lauf-
 gräben, mußte Kaiser Maximilian die Belagerung auf-
 heben. Die ungeheure Anstrengung während dieser
 Vertheidigung hatte aber des Grafen letzte Lebenskraft
 erschöpft; er ließ sich nach Lonigo in dem Vicentinischen
 bringen und starb daselbst an einem schleichenden Fieber,
 in den letzten Tagen des Februars 1510. Den Leichnam
 ließ der dankbare Senat nach Venedig bringen, und dort
 in der Kirche der heil. Giovanni e Paulo beisetzen; das
 Grabmonument, eigentlich nur eine Reiterstatue, trägt
 folgende Inschrift: Nicolao Ursino, Nola Pitigliani-
 quo Comiti, Principi longe clarissimo, Senensium,
 Florontini populi, Sixti, Alexandri et Innocentii,
 Pont. Max. Ferdinandi, Alfonsoque Junioris, Regum
 Neapolitanorum, Imper. felicissimo, Imper. demum
 Reipub. per quindecim annos, magnis clarissimisque
 rebus gestis, novissime a gravissima omnium obsi-
 dlone, Patavio conservata, virtutis et fidei singula-
 ris Non. Von. M. H. P. P. Obiit aetatis ann. LXVIII.
 M.D.IX. Des Grafen Bild, wie es uns von Sanso-
 vino aufbewahrt worden, frappirt durch eine außerordent-
 liche Ähnlichkeit mit dem berühmtesten Feldherrn der neuern
 Zeit, dessen Taufname auch, wie er selbst erzählt, und
 wie es kaum anders sein kann, aus dem Hause Ursino
 herkommt. — Nikolaus hatte in seiner Ehe mit Helena
 Conti (sie starb 1504) vier Söhne, Ludwig, Adobrandin,
 Johann Franz und Gentilis, und zwei Töchter, dann
 außer der Ehe einen Sohn Chiapinus gezeugt. Letzterer
 blieb in der Schlacht bei Marignano den 14. Sept.
 1515. Adobrandin, Erzbischof von Nicosa und Prior
 von St. Agnes alla piazza Navona, in Rom, erhielt
 1524 ein Kanonikat an der St. Peterskirche. Gentilis
 starb vor dem Vater, hinterließ jedoch aus seiner Ehe
 mit Katharina de Aragon, des Marchese Heinrich von
 Gerace Tochter, zwei Söhne, Heinrich und Johann An-
 ton. Johann Anton starb in dem Alter von 18 Jahren.
 Heinrich, Graf von Nola, durch des Großvaters Schen-
 kung, starb im Aug. 1523, ohne daß er in seiner Ehe
 mit Maria von San-Serentino, des Fürsten Bernhar-
 dia III. von Bisignano Tochter, Kinder gehabt. Durch
 sein Testament sollte Nola an seinen Vetter, den Grafen
 Johann Franz von Pitigliano, sein übriges Besit-
 zthum, worunter mehrere Schloßer, an seine Schwester
 Lucia, die an Etario Ursino von Monterotondo ver-
 heirathet, fallen; alles es wurde alles von der neapoli-
 tanischen Regierung confiscirt, nachdem Heinrich, in Lau-
 treck Entsch. 1527, für Frankreich Partei genommen hatte.
 Ludwig, der Neffe von des Grafen Nikolaus von
 Pitigliano Eltern, dessen Muth er zwar, als der Flo-
 rentiner und Senator General, nicht zu erreichen ver-
 mochte, war in erster Ehe mit Julia Ursino, in anderer
 Ehe mit einer Cavalli verheirathet und Vater von mehreren
 Kindern, von denen Hieronymus an den Herzog von Castro,
 den Peter Johann Maria in erster Ehe an Lucrezia Ursino,

in anderer Ehe an Johann Jakob Medici, den berühmten Marchese von Marignano, verheirathet wurde, Johann Franz hingegen dem Vater als Graf von Pitigliano succedirte. Johann Franz, der in erster Ehe mit Ersilia Gaetana, des Herzogs Wilhelm III. von Sermonetta Tochter, in anderer Ehe mit Rosata Banni, aus Sorano, verheirathet war, diente in der Jugend den Venetianern und Franzosen. Treulose Rathgeber verwickelten ihn in schwere Handel mit seinen Unterthanen, während die zweite Heirath ihm den Sohn der ersten Ehe entfremdete, und im J. 1547 brach in Pitigliano eine furchtbare Empörung aus. Der Regierungspalast wurde erstürmt, das Archiv vernichtet, des Grafen Wohngebäude geplündert, der Podesta verjagt, die Citadelle überwältigt; ähnliche Ereignisse fielen zu gleicher Zeit in Sorano vor, wo der Graf seinen Wohnsitz genommen hatte. Der heimathlose Flüchtling rief des Papstes Hilfe an, während die Rebellen seinen Sohn erster Ehe, den Nikolaus Drfino, aus Deutschland und von Karls V. Armee abforderten, um ihm die Regierung zu übertragen. Nikolaus behauptete sich auch, obgleich der Papst den Johann Anton Drfino zum Sequester bestellte; denn Johann Anton war des jungen Grafen Schwiegervater, obgleich der spanische Gouverneur von Siena, Diego de Mendoza, List und Gewalt versuchte, um ihn aus seinem Besitze zu verdrängen. Sogar fand Nikolaus Mittel, durch einen kühnen Streich, den ihm der König Heinrich II. von Frankreich mit dem St. Michaelsorden lohnte, der spanischen Herrschaft in Siena ein Ende zu machen (1552). Als Siena wieder für die Franzosen verloren ging, war er bedacht, sich in Sovana, welches früher seinem Hause entrispen worden, festzusetzen. Die Bürger verwehrten ihm den Eintritt; Nikolaus befahl den Sturm, und war mit funfzehn seiner Getreuen in die Stadt eingedrungen, als die Leiter brach. Muthig fuhr er fort, gegen eine stets wachsende Menge zu sechten, eine neue Leiter wurde gefunden, die Stadt und hernach auch die Citadelle überwältigt. In dem neapolitanischen Kriege befehligte Nikolaus die päpstliche Reiterei, auf des Cardinals Caraffa Geheiß wurde er aber nach der Engelsburg gebracht, und mit dem Tode bedroht, wenn er nicht alsbald seine Festungen an die Caraffa überliefern werde. Er widerstand 14 Monate lang, dann wurde er entlassen, gegen eine Bürgschaft von 100,000 Dukaten, daß er sich auf den ersten Ruf wieder einstellen werde; zugleich vermittelten der Herzog von Palliano und Camill Drfino zwischen ihm und seinem Vater einen Vergleich. In der Heimath angelangt hatte er alsbald mit den spanischen Befahungen in Orbitello, Porto Hercole und Telamone zu kämpfen; sie hatten bisher die Staaten von Pitigliano auf das Schonungsloseste verheert, empfangen aber jetzt von Nikolaus derbe Züchtigungen. Durch den Frieden von Château-Cambresis, der unter andern auch die Rückgabe von Sovana an Florenz verfügte, wurde diese Fehde endlich abgethan, gleichwol erwuchs des Nikolaus Besiz niemals zu einer friedlichen Herrschaft, selbst nicht, nachdem der alte Graf im J. 1567 die Augen geschlossen. Dieser hatte nämlich in seinem Testamente vom J. 1565 den

Sohn seiner zweiten Ehe, den Drso Drfino, zu seinem Erben ernannt, und Drso unterließ nicht, des Bruders Besizstand sowol durch Ebällichkeiten aller Art, als durch einen Rechtsstreit vor dem Reichshofrath anzufechten. Drso, der Mörder des Galeaz Farnese, wurde endlich durch richterliches Erkenntniß vom J. 1573 abgewiesen, und Nikolaus blieb Graf von Pitigliano, hatte aber seine ganze übrige Lebenszeit durch mit seinem Sohn Alexander zu streiten. Er starb 1594 in dem Alter von 84 Jahren, und hatte diesen nämlichen, Alexander, den besondern Liebling des Großherzogs Ferdinand von Toskana, zum Nachfolger. Alexander war mit Virginia, des Heinrich Drfino von Monterotondo einziger rechtmäßiger Tochter, verheirathet, wurde aber doch um den größten Theil des schwiegerälterlichen Nachlasses gebracht (er erhielt bloß das Castell Monpi in Sabina und einige 1000 Scudi), und starb den 9. Febr. 1604, mit Hinterlassung von zwei Söhnen. Der ältere, Johann Anton, vertauschte im nämlichen Jahre 1604 Pitigliano, das uralte werthvolle Besizthum seines Hauses, gegen Monte S. Savino und die davon abhängenden Castelle an den Großherzog Cosmus II. von Toskana, und starb 1613, ohne aus seiner Ehe mit Nanina de Porcigliano Kinder zu haben. Es folgte ihm daher in dem Besitze des Marchesats Monte S. Savino, in dem Chianathale, sein Bruder Berthold, der sich 1611 mit Franziska, des Liberius Sevoli Tochter, verheirathete, und mit ihr zwei Kinder erzeugte. Die Tochter, Hieronyma, heirathete als des Marchese Scipio Capponi Witwe den Laurenz Venturi; der Sohn, Alexander II., Marchese von Monte S. Savino, starb 1641 zu Neapel an Gift, ohne Kinder aus seiner Ehe mit N. von Altamps, des Herzogs Johann Angelus Tochter, zu haben. Monte S. Savino fiel demnach an den Großherzog zurück, denn Drso Drfino, des Grafen Nikolaus von Pitigliano mehrmals schon genannter Halbbruder, hatte zwar aus seiner Ehe mit Eleonora de Attis zwei Söhne, Antimus und Septimus, hinterlassen, sie waren aber beide kinderlos verstorben, und dabei hatte Drso sein ganzes Recht an Pitigliano dem Großherzoge Franz vermacht. — Übrigens gehörte auch der Jesuit Julius Drfino, geb. 1574, dem Hause Pitigliano an. Er trat 1596 in den Orden, führte ein demüthiges und exemplarisches Leben und starb im Geruche der Heiligkeit zu Florenz den 9. Dec. 1620. Er hat das Leben der heil. Franziska Romana in italienischer Sprache beschrieben.

Das Haus Bracciano. Napoleon, Matthäus des Großen Sohn dritter Ehe, wurde, wie bereits erinnert, mit Marcellino abgefunden. Sein Sohn Johann, Senator von Rom, wurde in seiner Ehe mit Bartholomäus, einer Tochter des neapolitanischen Großkanzlers Nikolaus Spinelli, ein Vater von fünf Söhnen. Von dem ältesten Sohne, von Franz, stammen die Herzoge von Gravina ab. Ein anderer, Urfinus, Herr zu Somma, bekleidete das Großkanzleramt in Neapel. Ein anderer, Jordan, wurde vom Papsie Bonifacius IX. im J. 1400 zum Erzbischofe von Neapel, von Innocentius VII. im J. 1404 zum Cardinale, tit. S. Martini trans montes und später

tit. S. Laurentii in Damaso und zum Groß-Pönitentiarius, und von Johannes XXIII., unter dem er die Mark Ancona als Legat regierte, zum Bischofe von Albano ernannt. Von Martin V. wurde er als Legat nach Frankreich, Ungern, Böhmen, Spanien und England gesendet. Eugenius IV. machte ihn zum Bischofe von Sabina, und ließ ihn dem Concilium von Basel präsidiren. Er war auch Protector des Franziskanerordens, erbaute in Bracciano die schöne Marienkirche, die er Mönchen von dem Orden des heil. Augustinus übergab, und sammelte mit einem Aufwande von 8000 Goldkronen eine bedeutende Bibliothek, die er nachmals (254 Handschriften) in die Vaticana vermachte, gleichwie die von ihm selbst ausgearbeiteten, daselbst noch in der Handschrift vorhandenen Werke: *de legationibus Principum, de unione ecclesiae, de detrimentis schismatum, Quodlibeta und Sermones*. Er starb in den Wäldern von Petriolo in dem Ombronethale, den 29. Mai 1439. — Karl, sein jüngster Bruder, erwarb Bracciano, auch, wie es scheint, durch seine Heirath mit Hieronyma Paula Drisina, des Grafen Jakob von Tagliacozzo Tochter, die wichtigen Grafschaften Tagliacozzo und Alba in Abruzzo, obgleich Averso von Anguillara ihm mit gewaffneter Hand diese Erbschaft streitig gemacht hatte, wurde unter die Zahl der venetianischen Patricier aufgenommen, und erfreute sich der ganz besondern Gunst des Papstes Eugen IV., der ihn den seit dem Abgange der Drisini von Montegiordano, seit Martin V. übermächtig gewordenen Colonna entgegenzustellen suchte. Darüber gerieth er in Fehde mit Anton Colonna, dem Fürsten von Salerno, und seine Besitzungen wurden hart mitgenommen, wogegen der Papst schwere Rache an den Colonna nahm. — Der jüngste von Karls Söhnen, Johann, erwählte sich den geistlichen Stand, wurde Abt zu Farfa, dann 1450 an seines Bruders Latinus Stelle, Erzbischof von Trani, und starb 1469. Ihm, den die Zeitgenossen dem Lecker Apicius vergleichen, hat Platina seinen Dialog vom wahren Adel gewidmet. — Karls drei andere Söhne, Napoleon, Latinus und Robert, hatten sämmtlich Nachkommenschaft und es wurde Latinus des Hauses Lamentana, Robert des Hauses Pacentro Abnherr, während Napoleon, der älteste von allen, die Linie in Bracciano fortsetzte. Er besaß aber außer Bracciano auch die Grafschaften Alba und Tagliacozzo, war Gonfaloniere der Kirche und erzeugte in seiner Ehe mit Franziska, des Driso Drisino von Monterotondo Tochter, einen Sohn und vier Töchter. Der Sohn, Virginius, Graf von Alba und Tagliacozzo, Herr von Bracciano, nahm, wie alle Drisini, in dem Kriege des Papstes Sixtus IV. mit dem Herzoge von Ferrara Partei für den Papst, eigentlich wol nur, weil er die Colonna und Savelli auf der entgegengesetzten Seite erblickte. Gemeinschaftlich mit Hieronymus Nario setzte er auch, nachdem des Papstes äußere Politik eine andere Wendung genommen, die Fehde gegen die Colonna fort, und es wurden, während des Sommers 1484, viele der römischen Paläste durch Mord und Blutvergießen besudelt, ganze Straßen abgebrannt, weil einige ihrer Einwohner dem Papste verdächtig schie-

nen, und alle Paläste der Colonna den Flammen übergeben. Einer der Colonna, der Protonotarius Ludwig, hatte sich an Virginius ergeben, allein dieser war zu schwach, um den Gefangenen zu schützen, kaum daß er ihn gegen des Hieronymus Nario persönliche Angriffe erhalten konnte. Er mußte ihn dem Papst überliefern, und Ludwig wurde auf das Grausamste gefoltert, dann enthauptet. Auch die Besitzungen der Colonna in der Campagna wurden erobert, und sie blieben, so lange Sixtus IV. am Leben, unterdrückt. Einige Jahre früher hatte Virginius dem Papst einen Dienst von noch größerer Wichtigkeit erwiesen: ihm wurde nämlich vorzugsweise der Neapolitaner Niederlage bei Campo Morto den 21. Aug. 1482 zugeschrieben, daher ihn auch das Concilium von Basel als die einzige Zuflucht des bedrängten Italiens begrüßte. Des Sixtus Nachfolger, Innocentius VIII., verfolgte ein anderes System; er bemühte sich, das Gleichgewicht zwischen den Drisini und Colonna wieder herzustellen, und augenblicklich wurden erstere seine Feinde, blieben es auch, von Neapel und Florenz unterstützt und besoldet, bis der Papst seinen Sohn, Franz Cibo, mit Magdalena, der Tochter von Lorenzo de Medici und Clarissa Drisina verheirathete. Die Mutter der Braut Clarissa benutzte ihren Aufenthalt in Rom, um ihren Vater Virginius *) mit dem heil. Stuhle zu versöhnen. Nicht nur Virginius, sondern auch alle übrige, bisher so heftig angefeindete Drisini wurden zurückgerufen, um neuerdings ihren vollen Antheil an der Herrschaft von Rom, an der Gunst des Papstes zu haben. Virginius, stets bedacht, seinen Einfluß und seine Macht zu vergrößern, benutzte die finanziellen Verlegenheiten des Franz Cibo, um von ihm die mit den Staaten von Bracciano grenzenden Lehen Anguillara und Cervetri zu erkaufen; Franz hatte sie von seinem Vater erhalten, und verkaufte sie jetzt um 44,000 Dukaten, von denen 40,000 durch die Medici vorgeschossen wurden. Um dem Verkaufe seine Vollständigkeit zu geben, mußte er vom Papst als Lehensherr bestätigt werden, allein Alexander VI., der eine solche Vergrößerung der mit dem Königshause in Neapel eng befreundeten Drisini ungern sah, verweigerte gradezu seine Bestätigung (1493), und errichtete, damit sie ihm nicht abgedrungen werde und er dem steigenden Einflusse der Neapolitaner wehre, mit Ludwig dem Mohren von Mailand, und mit Venedig das Bündniß vom 22. April 1493, welches so wesentlich auf Karls VIII. verhängnißvollen Zug eingewirkt hat. Jedoch als Alexander VI. die Gefahr, welche er herauf beschworen, wirklich im Anzuge sah, kam er zur Besinnung; er verglich sich mit Neapel, und eine der Bedingungen des Vergleichs machte ihm die Bestätigung

*) Nach Andern war Clarissa eine Tochter von Jakob Drisino, dem ersten Herzoge von Gravina. Siemondi weiß beide Meinungen auf eine geschichte Art zu vereinigen, indem er sie Bd. 10. S. 310 eine Tochter Jakobs, und 5. Bd. S. 283 des Virginius Tochter nennt. Daß sie, wie Imhof erinnert, des Cardinals Latinus, des Abnherrn des Hauses Lamentana, natürliche Tochter gewesen, scheint sehr unwahrscheinlich. Clarissa wurde den 4. Jun. 1469 mit Lorenzo von Medici vermählt.

des Handels um Anquillara und Cervetri zur Pflicht. Nur mußte Virginius noch einmal, zwar mit neapolitanischem Gelde, den Kaufpreis von 44,000 Dukaten erlegen. Ihn, der hauptsächlich diesen Vergleich, sowie des neuen Königs, Alfons II., Belehnung erwirkt hatte, sich noch mehr zu verpflichten, gab der nämliche Alfons ihm die Würde eines Groß-Connetable. Bei dem wirklichen Ausbruche des Kriegs war aber auch Virginius beinahe der einzige Mann in Italien, der sich nicht überraschen oder betäuben ließ. Der Congress, der die Mittel der Vertheidigung liefern sollte, und der sich auf seinem Stammgute zu Vicovaro, am 13. Jul. 1494 versammelte, war ganz eigentlich sein Werk; daselbst bewirthete er mit königlicher Pracht den Paps Alexander VI. mit vielen Cardinälen, den König und den Prinzen von Neapel und die Gesandten von Venedig, Florenz und Pisa; daselbst wurden auch für die Sicherheit Italiens die heilsamsten Entschlüsse gefaßt, nur daß sie Alexanders VI. Wankelmuth und Selbstsucht alsbald nichtig machte. Der König von Neapel, auf seine Hilfsquellen allein beschränkt, theilte seine Armee; während sein Sohn, mit dem Grafen von Pitigliano, sich in der Romagna festsetzte, bezog Virginius mit der gesammten leichten Reiterei des Königreichs, und mit 200 eigenen Lanzern, ein Lager in der Nähe von Rom, um die Colonna im Zaume zu halten, und zugleich die Annäherung der Franzosen von dieser Seite her zu erschweren. Der Ungestüm der Franzosen, der Unbestand der Neapolitaner, der allgemeine und gerechte Haß gegen die sinkende Dynastie, machten alle diese Anstalten unwirksam; auf seinem Siegeszuge wurde Karl VIII. kaum eines Feindes anständig, und selbst Virginius, so vielfältig auch die Bande, die ihn an Neapel fesselten, sah sich genöthigt, den Umständen zu weichen und für die Sicherheit seines Hauses zu sorgen. Durch ein besonderes Abkommen bewahrte er sich die Freiheit, im neapolitanischen Solde zu verbleiben, während er seine Söhne, Johann und Karl, dem französischen Dienste widmete, der französischen Armee in seinem gesammten Gebiete freien Durchzug und Lebensmittel zugestand. Campagnano und einige andere Festungen versprach er, dem Cardinal von Gurk (Raymund Perraud) zu überliefern, der sie Namens des Königs von Frankreich innehaben sollte, bis das königliche Heer die Grenzen des Kirchenstaats überschritten haben würde. Gar pünktlich scheint diese Capitulation nicht gehalten worden zu sein, denn Karl VIII. nahm in Person von Bracciano, der Hauptfestung des Orsino, Besitz. Wie Virginius in Nola, in des Grafen von Pitigliano Gesellschaft, in französische Gefangenschaft gerieth, wie er während der Schlacht von Fornovo aus derselben entwich, ist bereits erzählt worden; übrigens mußte er durch den Verlust der Grafschaften Alba und Tagliacozzo, die von Karl VIII. an die Colonna gegeben, denselben verblieben, seine Anhänglichkeit an das aragonische Königshaus schwer büßen. Von Bracciano aus betrieb Virginius mit feurigem Eifer die Wiederherstellung der Medici; die von Peter von Medici empfangenen Subsidien setzten ihn in den Stand, seine Reifige wieder um

sich zu versammeln, und mit ihnen trat er scheinbar in den Sold der Baglione von Perugia, bald aber überschritt er mit 300 Lanzern und 3000 Fußgängern die Moräste der Chiana, um sich Monte S. Savino gegenüber festzusetzen, und von dort aus den Krieg gegen die Florentiner auf eigene Rechnung zu führen (1496). Die Bewegungen in Florenz, auf die er hauptsächlich gezählt, unterblieben jedoch, die von den Bentivoglio versprochenen Truppen und Gelder wurden vergeblich erwartet, verschiedene Gefechte mit Ranuccio de Marciano, dem Generale der Florentiner, gaben nur unbedeutende Resultate, und Virginius, von dem Hofe von Neapel verlassen und mißhandelt, fing an auf die Vorschläge zu hörchen, die ihm Namens Karls VIII. von Camillo Bistelli und Tomelle gemacht wurden. Konnte er ja in ihnen die Gelegenheit finden, die Colonna, die jetzt für Neapel waren, zu bekämpfen. Tomelle verschaffte die Gelder, um der kleinen Armee den rückständigen Sold zu reichen und sie mit 200 Lanzern und 300 leichten Reitern zu verstärken; Virginius überlieferte seinen Sohn Karl als Pfand seiner Treue an die Franzosen, und trat, ohne darauf zu achten, daß Alexander VI. ihn am 1. Jun. 1496 als französischen Söldner und Rebellen hatte verurtheilen lassen, den Marsch nach dem Neapolitanischen an. In seinem Gefolge befanden sich sein Sohn, Johann Jordan, ferner Franciotto Orsino, der nachmalige Cardinal Paul, des Cardinals Latinus Sohn, Bartholomäus Alviano u. a. m. Monte Leone wurde mit Sturm genommen, Aquila und Teramo ergaben sich ohne Widerstand, ganz Abruzzo erkannte nochmals französische Herrschaft, und durch Capitanata drang Virginius bis nach S. Severo, wo er sich mit dem Bailly von Vitry, mit Robert von Lenoncourt, vereinigte. Auch nach dieser Vereinigung war er zu schwach, um gegen König Ferdinand, der sich bei Foggia gelagert hatte, eine Schlacht zu wagen; indem er derselben stets auszuweichen wußte, bot er seine ganze Beredsamkeit auf, um den Grafen von Montpensier, der mit der französischen Hauptmacht bei Salerno stand, zu einem gemeinschaftlichen entscheidenden Unternehmen auf die Hauptstadt Neapel zu bewegen. Montpensier wollte nicht hören, sondern hielt es für zweckmäßiger, auch sein eigenes Armeecorps nach Apulien zu führen, um mit einem Schlage die feindlichen Streitkräfte zu erdrücken. Die Vereinigung mit Virginius erfolgte zu Selva-Piana, in dem Gebiete von Troja, allein trotz seiner augenblicklichen Überlegenheit konnte Montpensier seinen Gegner so wenig zu einer Schlacht zwingen, als sich Virginius zwingen lassen. Alle seine Unternehmungen verfehlten ihren Zweck, und wie bei Frangetto die letzte Gelegenheit veräußert worden, den Feind zu vernichten, da ging unheilbar des Heeres Zucht und Gehorsam verloren. Schweizer und Landsknechte foderten mit Ungestüm den rückständigen Sold, die Eingeborenen liefen scharenweise davon, die Fürsten von Salerno, Bisignano und Conza zogen mit ihren Banden nach Hause, um sich gegen Gonfalso von Cordova zu vertheidigen. Der Rest des Heeres wurde nach einigen unnützen Zügen zu Atella eingeschlossen, und nach

32tägiger Vertheidigung gezwungen, zu capituliren (20. Jul. 1496). Nach den Bestimmungen der Capitulation sollte den Franzosen vergönnt sein, nach Frankreich zurückzukehren, die Italiener sollten lediglich das Neapolitanische räumen, aber Alexander VI., der die Orsini vertilgen, mit ihrem Nachlasse seine Kinder ausstatten wollte, entband den König Ferdinand II. von dem Eide, den er auf die Capitulation von Aiella geleistet, und bedrohte ihn sogar für den Fall, daß er sie beobachten würde, mit geistlichen Strafen. Ihm zu gehorchen wurden Virginius und Paul Orsino angehalten und nach dem Castell dell' Uovo gebracht, zugleich wurden ihre Haustruppen, die sich durch Abruzzo nach der Heimath begaben, von dem Herzoge von Urbino angegriffen und rein ausgeplündert, und die Führer Johann Jordan Orsino und Alviano festgesetzt. Virginius erlebte noch das geheime Consistorium vom 26. Oct. 1496, worin Alexander VI. über ihn und das ganze Geschlecht Orsini die Strafe der Confiscation verhängte, und starb als ein Gefangener im Castell dell' Uovo, und zwar wahrscheinlich an Gift, im Januar 1497, sieben Tage vor der Schlacht bei Soriano. Seine Leiche wurde der Familie ausgeliefert und in Cervetri mit aller Pracht, die einem der berühmtesten Feldherren Italiens, dem Stolz und der Stütze des Hauses gebühren konnte, zur Erde bestattet. — Von seiner Gemahlin Isabella Orsina, des Fürsten Raymond von Salerno Tochter, hatte er einen einzigen Sohn, den mehrmals erwähnten Johann Jordan; einem außerehelichen Sohne, Karl genannt, vermachte er die Grafschaft Anguillara. Es ist dieses der Karl Orsino, der den Venetianern besonders in ihrem Kriege mit Florenz, 1498, nicht ohne Auszeichnung diente, auch 1500 den Cardinal Ascan Sforza auf der Flucht in Rivolta aufhob, später aber französische Dienste nahm. Er hinterließ einen Sohn, den Grafen Virginius von Anguillara, der sich ebenfalls dem Dienste Frankreichs widmete, in der schmachlichen Niederlage der päpstlichen Truppen, bei dem Angriff auf Siena, den 25. Jul. 1526, die Corsicaner, welche zuerst die Flucht nahmen, befehligte, und als Hauptmann über einige Galeeren in Marseille, mit Barbarossa, der eine türkische Hilfsflotte dahin geführt, das von Jovius beschriebene Freundschaftsbündniß errichtete. Später fiel er durch unzeitige Freimüthigkeit in des Königs von Frankreich Ungnade; er mußte drei Jahre im Gefängniß ausdauern, und ging sodann nach Rom zurück, um daselbst zu sterben. Seine Gemahlin, Justiniana Orsina, hatte ihm eine einzige Tochter geboren, die Katharina, welche den Fürsten von Scala, den Trojan Spinelli, heirathete.

Johann Jordan, schon bei des Vaters Lebzeiten durch mancherlei Kriegsverrichtungen bekannt, sowie durch seine Vermählung mit Maria von Aragon, des Königs Ferdinand I. von Neapel natürlicher Tochter, befand sich gleichwie der Vater in neapolitanischer Gefangenschaft, als Alexander VI. Anstalten traf, die lange gehegten Entwürfe gegen das Haus der Orsini zu vollziehen. Virginius hatte in der That in dem Patrimonio einen Staat von Bedeutung zusammengebracht. Ihm gehör-

ten ganz in der Nähe von Rom l'Isola mit seiner starken Felsenburg, Scrofanò, Galera, Formello, Campagnano und Bracciano; das östliche Ufer des Sabatinersees war ihm durch die Erwerbung von Anguillara und Triboniano unterthänig geworden. Endlich besaß er auch Ceri und das erst neulich erkaufte Puglia, an der Via Aurelia. Dagegen hatte aber auch Alexander VI. seine Maßregeln mit Umsicht genommen. Franz Borgia, der Herzog von Gandia, und der Cardinal von Pavia, Bernhardin Lunato, waren beauftragt, die Aechterklärung gegen die Orsini zu vollstrecken. Zu dem Ende war ihnen vorläufig der Beistand der Colonna zugesichert worden. Aber auch die Venetianer, so ungern sie darauf eingingen, mußte Alexander zu bestimmen, daß sie ihre Armee, unter dem Herzoge von Urbino, an dem Raubzuge Antheil nehmen ließen. Nach solchen Vorbereitungen schien der Kampf weder langwierig noch zweifelhaft sein zu können. Wirklich ergab sich das feste Isola nach einer Belagerung von zwölf Tagen, fielen Scrofanò, Galera und Formello, die nur durch ihre Lage fest, nach unbedeutenden Gefechten an ihren Thoren geliefert, ergab sich Campagnano ohne Widerstand, nahm Anguillara, das nur ungern der Orsini Herrschaft getragen hatte, willig päpstliche Besatzung ein. Aber Triboniano, stark besonders durch seine Lage an dem Sabatinersee, that kräftigen Widerstand. Der Besatzung die Bequemlichkeit der Zufuhr über den See abzuschneiden, ließ Alexander in Rom eine kleine Flotte erbauen, die auf Wagen nach Anguillara gebracht, und daselbst auf den Wasserspiegel gesetzt werden sollte. Alviano, der mittlerweile der Freiheit wiedergegeben worden, und der keine Gelegenheit versäumte, seinem Gönner Virginius die empfangenen Wohlthaten zu vergelten, erhielt Kunde von der Annäherung der Escorte, die von Troilus Savello befehligt, die Schiffe zu ihrer Bestimmung geleiten sollte, und plötzlich aus einem Hinterhalte hervorbrechend, schlug und zerstörte er die Bedeckung, während das aufgebotene Landvolk mit den Schiffen ein lustiges Feuerwerk machte. Dieser Vortheil konnte indessen den Fall von Triboniano nur verzögern; die Feinde verdoppelten ihre Anstrengungen, schossen Bresche und die Stadt wurde mit Sturm genommen und geplündert. Die Reihe kam jetzt an Bracciano, dessen Vertheidigung aber des Virginius an Bartholomäus Tutta villa (d'Estouteville) verheirathete Schwester Bartholomäa übernommen hatte. Die entschlossene Frau hatte alle die Soldaten ihres Bruders, in den Unfällen in Apulien entkommen waren, in Bracciano versammelt, sie mit Waffen und Pferden ausgestattet, die beschädigte Artillerie, sowie die versunkenen Festungswerke der Stadt wiederhergestellt, die Zinnen mit Steinen und Feuertöpfen, die auf den angreifenden Feind zu schleudern, bewehrt die Bauern, die bei ihr Zuflucht suchten, in den Waffen geübt; während sie alle Pflichten des wachsamsten Commandanten erfüllte, unternahm es Alviano sich im Felde zu behaupten, die Feinde, wenn sie auf Lebensmittel ausgingen, zu beunruhigen, und so war es immer möglich, eine Armee, die den Entsatz versuchen könne, zusammenzubringen. Die Belagerung rückte dar-

um nur langsam vor, Albiano that verschiedene erfolgreiche Angriffe auf das feindliche Heer, vernagelte seine Kanonen, zerstörte mehr denn einmal die aufgeführten Werke; am Ende wurde er aber doch mit seiner kleinen Schar in die Stadt selbst zurückgedrängt, und sie war dem Falle nahe, als Karl Drfino, des Virginius Sohn, und Vitolozzo Vitelli mit einer kleinen französischen Flotte vor Livorno anlangten; sie hatten nicht sobald den ersten Zweck ihrer Sendung erreicht, und dieser von Kaiser Maximilian in Person belagerten Stadt Hilfe gebracht, als sie mit den in Frankreich empfangenen Geldern nach Città di Castello, wo die Vitelli herrschaftliche Gewalt ausübten, eilten. Vitellozzo's Brüder, Paul und Camill Vitelli, hatten eine auserlesene Truppschar in Diensten, und waren sogleich bereit, sie zum Besten der Drfina, deren Schicksal des ihren Vorspiel sein mußte, zu verwenden. Die Städte Perugia, Narni und Todi lieferten einige Hilfstruppen; Ambrosius Landriano fand sich mit seinen Reitern ein, und auf diese Weise wurden 1200 Lanzen und 1800 Fußgänger zusammengebracht, mit welchen die Vitelli ausrückten, den Entschluß von Bracciano zu bewerkstelligen. Auf die Nachricht von ihrer Annäherung hob der Herzog von Urbino die Belagerung auf, um seinen Feinden bis auf den halben Weg von Soriano entgegen zu ziehen. Das Treffen war hartnäckig und blutig, endigte aber mit der vollständigen Niederlage der Päpstlichen und der Gefangennehmung des Herzogs von Urbino, während der Herzog von Gandia, verwundet, der Legat und Fabricius Colonna nach Ronciglione entkamen. Gepäck und Artillerie wurden in'sgesammt der Sieger Beute, und schon in den nächsten Tagen hatten die Drfina alles ihnen Entrissene bis auf Anguillara und Triboniano wieder eingenommen, und sich sogar jenseit der Tiber in Monterotondo festgesetzt. Dem Schrecken des Papstes über diese Ereignisse gesellte sich bald drückender Mangel an Lebensmitteln in der auf solche Art beinahe blokirten Hauptstadt und die von den Venetianern und dem Cardinal Olivier Caraffa gemachten Friedensvorschläge fanden in Rom, wie in der Drfina Lager, ein williges Gehör. In der Pacifications-Urkunde wurde den Drfina und Vitelli vergönnt, ihre Dienstzeit, wie sie sich gegen Frankreich verbindlich gemacht, auszuhalten, nur sollten sie niemals die Waffen gegen den heil. Stuhl führen. Für die Kriegskosten versprachen die Drfina 70,000 Goldgulden zu bezahlen. Alle Gefangene, den Herzog von Urbino ausgenommen, mußten ohne Lösegeld freigegeben werden, Johann Jordan und Paul Drfino, die immer noch zu Neapel im Gefängnisse, sollten nach Bezahlung der ersten 20,000 Goldgulden in Freiheit gesetzt werden. Für die Bezahlung des Restes hatten sie acht freie Monate, bis zur wirklichen Zahlung mußten sie aber als Sicherheit ihre Festungen Anguillara und Cervetri, und ihren Gefangenen, den Herzog von Urbino, in den Händen der Cardinale Eserza und San-Severino lassen. Der Herzog wurde mithin genöthigt, sich bei dem Papste, für dessen Dienst er doch ein Gefangener geworden, loszukaufen. Mit gutem Vorbedachte hatte Alexander ihn ausgenommen, als er die Freilassung aller übrigen Ge-

fangenen stipulirte, und der Papst schämte sich nicht, auf Abschlag der den Drfina auferlegten 70,000, jene 35,000 Gulden zu nehmen, mit denen sein eigener General seine Freiheit erkaufen mußte (Januar 1497).

Die jetzt eintretende Ruhe wurde bald wieder durch eine jener Fehden zwischen den Drfina und Colonna, die nach und nach den Ackerbau, die Bevölkerung, und selbst die Wohnbarkeit der Campagna und des Patrimonio vernichtet haben, gestört. Jakob Conti bemächtigte sich des Postens von Torre Mattha, was ein offener Angriff auf die Savelli und ihre Verbündeten, die Colonna. Schnell waren diese unter den Waffen, aber nicht zufrieden, den Thurm wieder genommen zu haben, befehleten sie zu gleicher Zeit des Conti Beschützer, die Drfina, und den der übrigen Familie feindlichen Trojan Savelli. Conti's und Trojans Burgen wurden sämmtlich genommen und gebrochen, und am 30. März 1497 erlitten die Drfina unweit Palombara und Monterotondo eine schwere Niederlage; Karl Drfino, der Graf von Anguillara und mit ihm an 100 Mann wurden zu Gefangenen gemacht; 400 waren gefallen. Nicht nur der Drfina unweit Tivoli gelegene Burgen S. Agnolo und S. Gregorio, sondern auch die noch übrigen Schlösser der Conti, Longiano, Turricchia, Savignano, Montalto, Roncavifica und Partico wurden von den Siegern, mit mehr oder weniger Schwierigkeit genommen und grausam verheert. Diese unerwarteten Fortschritte der Gibellinen erregten indessen die Aufmerksamkeit aller benachbarten weltlichen Herrschaften. Die meisten derselben ließen ihre Truppen ausrücken, um die Hauptmacht der Drfina, 1000 Reiter und 3000 Fußgänger, mit welchen jetzt Johann Jordan, Julius und Fabius Drfina, Pauls Sohn, dann Bartholomäus Albiano, die Belagerung von Palombara vornahmen, zu verstärken. Diese Belagerung war mühselig und langwierig, die Colonna zogen ihre Streitkräfte bei dem Ponte Labicano zusammen und man sah mit jedem Augenblick einem entscheidenden Treffen entgegen. Von beiden Seiten sah man aber auch mit Besorgniß, wie die gesammte päpstliche Armee sich vor dem Thore von Tivoli sammelte, angeblich, um die Hauptstadt zu bedecken, eigentlich aber, wie jedermann ohne Kopfbrechen errieth, um über die Colonna und Drfina herzufallen, wenn sie sich vollends aufgerieben haben würden, und so beide zugleich ohne alle Anstrengung zu vernichten; diese Besorgnisse wurden ausgetauscht, und erzeugten einen Vertrag, wodurch man sich Eroberungen und Gefangene zurückgab, und die Frage wegen des Besizes von Alba und Tagliacozzo der Entscheidung des Königs Friedrich von Neapel anheimstellte. Die durch des Papstes feindliche Stellung geweckten Besorgnisse gingen bald genug in Erfüllung, aber glücklicher, als seine Vetter, entging Johann Jordan der offenen Gewalt, wie den heimlichen Nachstellungen des César Borgia; ihn rettete vorzüglich seines Dienstherrn, des Königs von Frankreich, mehrmals zwar höchst zweifelhafter Schutz, und der von diesem Monarchen empfangene St. Michaelorden; doch mußte er noch zuletzt in Bracciano eine Belagerung aushalten, von der ihn des Papstes unerwarteter Todesfall jedoch

Nisa und Rom, empfing 1615 mit 22 Jahren den Cardinalshut, trat nachgehends in den Jesuitenorden und starb zu Bracciano den 22. Aug. 1626. Man hat von ihm mehre Schriften: *de Christi cruce et passione*; *de sponso Mariae, Josepho*; *de regum unctio*; *de regno etc.* Paul Jordan II., der älteste von Virginius' II. Söhnen, folgte dem Vater als Herzog von Bracciano, und wurde 1609, als er Namens des Großherzogs Cosmus II. dessen verlobte Braut, die Erzherzogin Maria Magdalena (nicht Margaretha, wie Imhof sie irrig nennt) in Gräß übernahm, von Kaiser Rudolf II. in des H. R. K. Fürstenstand erhoben. Er selbst vermählte sich mit Maria Isabella Appiana, des Georg Mendoza Witwe und Erbin des Fürstenthums Piombino, und starb kinderlos im J. 1645. Man hat von ihm, als Fürsten von Piombino, eine kupferne Medaille: Av. des Herzogs Haupt, unbedeckt, mit kurzem, krausem Haar, an dem Halse die Jahrzahl 1621; umher steht: Paul. Jord. II. D. G. Ang. (uillarae) C. Bracc. D. S. R. J. P. Rev. Eine Tafel, worauf in fünf Zeilen zu lesen: *Reluctante fortuna coronata virtus illustrior.* Umher: Plumb. (ini) P. Insularum Ilvae. Plan. (osae, Pianosa) et Art. (emisiae, Gianuti) D. In dem Besitze des Herzogthums Bracciano folgte ihm sein Bruder Ferdinand. Dieser, gleichwie sein Schwiegervater, ein Anhänger Frankreichs, hatte bisher nur den Titel eines Herzogs von Santogemini geführt, nachdem er dieses Herzogthum mit Justiniana Orsina, des Herzogs Johann Anton von Santogemini Tochter (starb den 22. Dec. 1663), erheirathet. Er starb den 24. März 1656. Von seinen drei Söhnen, Virginius, Flavius und Lelius, trat der älteste, Virginius, geb. den 17. Mai 1615, in den geistlichen Stand; er wurde von Urban VIII. im J. 1641 in die Zahl der Cardinal-Diakonen, von Alexander VII. in die Zahl der Cardinal-Priester aufgenommen, und von Clemens X. zum Cardinal-Bischof von Tusculum ernannt. Er war auch Protector von Polen, Portugal und Frankreich, stellte in seinem Garten, vor der porta del popolo, eine Sammlung von Alterthümern auf, und starb den 21. Aug. 1676. Lelius, der jüngste Bruder, Fürst von Nerola und Vicovaro, Gardian der Stigmata des heil. Franciscus, starb unverehelicht den 30. April 1696. Flavius endlich, fünfter Herzog von Bracciano und Santogemini, Fürst von Nerola und des H. R. Reichs, Graf von Anguillara und Galera, Marchese von Rocca Antica, in Sabina, und la Penna, römischer Baron und Principe al Soglio, Grande von Spanien, geb. im J. 1611, suchte, bedrängt durch die von seinen Voreltern aufgehäuete Schuldenlast, in einer reichen Heirath Hilfe. Seine erste Gemahlin, Hippolyta Ludovisi, des Fürsten Gregor Aldobrandini Witwe (verm. 1642), brachte ihm auch wirklich eine bedeutende Mitgift, starb aber, ohne ihm Kinder gegeben zu haben, im J. 1674, und Flavius mußte die Hälfte des Brautshaes an die Aldobrandini heraufzahlen. Es war dieses bei seinen zerrütteten Umständen ein sehr herber Stoß. Die Cardinäle von Bouillon und von Estrées, vielleicht durch ein allzu zärtliches Gefühl geleitet, übernahmen die Sorge, ihm eine

zweite Gemahlin zu verschaffen. Des Prinzen von Chalais, des Adrian Blasius von Talleyrand verlassene Witwe (verm. 1659, Witwe seit 1670) befand sich in Rom, und der Herzog von Bracciano wurde überredet, sie sich im Februar 1675 antrauen zu lassen. Ihn um so leichter für diese Heirath zu gewinnen, hatte man ihm von Seiten Frankreichs große Hoffnungen gemacht, er mußte sich aber mit dem heil. Geistorden (durch Verleihung vom 29. Sept. 1675) abspesen lassen, und auch diesen, als Ludwig XIV. dem Papst Innocentius XI. zürnte, auf des Königs Geheiß im J. 1688 zurückgeben. Die Frau nahm ihm aber niemand, obgleich er oft genug mit ihr im Streite lag, und sie einmal sogar ihn förmlich verlassen hatte, um sich in Paris niederzulassen. Die Versöhnung erfolgte erst im J. 1694, durch des Cardinals Portocarrero Vermittlung; die Herzogin, gefallsüchtig und verschwenderisch, wirthschaftete aber nach wie vor so übel, daß ihr Gemahl eine Besigung nach der andern veräußern mußte. Er verkaufte Vicovaro (den dasigen Zoll allein hatten Anton und Johann Baptist Orsini 1589 um 400 Scudi verpachtet) im J. 1692 an den Grafen Bolognetti, Anguillara 1693 an das genuesische Patriziergeschlecht Grillo, das von den Savelli ererbte Fürstenthum Albano 1696 um 444,000 Scudi an die apostolische Kammer, Bracciano endlich selbst *) im näm. J. 1696 um 386,000 Scudi an Esvius Descalchi. Er starb, nachdem er auf diese Weise den Ruin seines Hauses vollbracht, den 5. April 1698 ohne Kinder, daß also mit ihm die Linie in Bracciano erloschen ist. Was noch von Lehengütern übrig, Rocca Antica, Castiglione und Selci, in Sabina, zog die apostolische Kammer, als vermannt, ein; das übrige Vermögen erbt, wie es scheint, die Witwe Anna Maria de la Tremouille, und mußte sie noch durch Vergleich vom J. 1701 an Dominic Maria Orsino die Tenuta von Monte Casole, in dem Gebiete von Bomarzo, wegen welcher jährlich acht Pfund Wachs an die apostolische Kammer gezinst werden, abtreten; es blieb ihr, die man jetzt die Prinzessin Orsina nannte, aber immer noch genug übrig, um ein großes Haus zu machen, und ihr Aufwand, sowie der Reiz ihres Umganges, ließen ihren Palast zum Mittelpunkt aller vornehmen Gesellschaft in Rom werden. Damals suchte man sich in dieser Hauptstadt für den Verlust wirklichen Einflusses durch politische Intriguen schadlos zu halten, der päpstliche Hof galt daher für die beste Schule der Diplomatie. Die Prinzessin näherte „einen unermesslichen, weit über ihr Geschlecht, und der Menschen gewöhnliches Getreibe hinausreichenden Ehrgeiz“ (S. Simon), und es fiel ihr nicht schwer, bedeutenden Einfluß auf die Regierung und auf die äußern Verhältnisse des Kirchenstaates zu gewinnen. Ludwig XIV.

*) Das eigentliche Herzogthum nämlich. Zu den Staaten von Bracciano, die von ungleich wüßtem Umfange, gehörten: Bracciano, Palo, Cervetri, Castellaccio, Casalaccio, Pisciarelli, Bicarella, Arboniano, Rocca Romana, Anguillara, Valle Conessa, Spanoro, Cornazza, Galera, Quarto di S. Savo, Baccanello, Scrofano, Formello, Cesano, Quaviva, Campagnano, l'Ortolo, Agliola, Viano, Ischia, Monte Virginio, Etigliano, Rota.

in seiner Allgewalt, verschmähte es zu Zeiten nicht, ihre Vermittlung anzurufen, und ihre häufigen Reisen nach Frankreich, denn so lange der alte Herzog lebte, befand sie sich am liebsten auswärts, verschafften ihr auch an dem Hofe von Versailles die wichtigsten Verbindungen. Nachdem Ludwig XIV. seines Enkels Philipps V. Vermählung mit der Prinzessin von Savoyen beschlossen, kam es darauf an, für der Königin Hof eine *Camarrera mayor* zu finden. Eine Spanierin wollte Portocarrero, eingedenk des Mißbrauchs, den mehre mit dieser hohen Würde getrieben, nicht, eine Französin schien nicht weniger unpassend, und gleichsam von selbst fiel die Wahl auf die Prinzessin Drisina, die zwar in Frankreich geboren, aber in eine fremde Familie aufgenommen und in Rom eingebürgert war, die Spanien, Portugal, Italien bereiset hatte, und an allen dasigen Höfen, besonders auch an dem von Turin, gekannt und geehrt war. Es scheint aber doch auch, als habe der Cardinal von Estrées abermals auf die Wahl der Prinzessin eingewirkt, und als sei das Geschäft durch die Erinnerung an das vertraute Verhältniß, in dem sie mit Portocarrero gelebt, gar sehr erleichtert worden. Klug genug war indessen die Prinzessin, um sich bitten, und am Ende von Ludwig XIV. sehr bestimmt befehlen zu lassen, daß sie die Stelle anträte. In Nizza wurde sie der jungen Königin vorgestellt, und die ihr eigene Gabe zu gefallen, die hohe Anmuth ihres Benehmens, eine natürliche und darum um so hinreißendere Redekunst, ein ausgezeichnetes Gefühl für das Schidliche und Thunliche, gewannen ihr auf der Stelle das Herz der unersahrenden, aber nicht von Ehrgeiz und Eitelkeit unabhängigen Monarchin. Schon in den ersten Stunden hatte die Prinzessin die Herrschaft begründet, die stets wachend, nur mit dem Tod ein Ende nehmen sollte. Hingegen verdankte die Königin auch besonders den Rathschlägen und Bemühungen der Prinzessin jenen Einfluß auf ihren königlichen Gemahl, der unter allen Umständen derselbe geblieben ist. Nachdem sie sich also der Hauptperson versichert, begann Anna Maria an dem Nebe zu streifen, welches die ganze spanische Monarchie in sich aufnehmen sollte. Sie hatte sich verbindlich gemacht, die geheimen Absichten des französischen Hofes zu unterstützen, ihm den vollständigsten Einfluß auf die Angelegenheiten der Halbinsel zu verschaffen, ohne daß derselbe sichtbar werde. Die Gefahren eines solchen Unternehmens mußten ihr bald einleuchten; nichts in der That konnte dem spanischen Stolze mehr widerstreben, der Nation, die dem neuen Könige bereits so viele Opfer gebracht, mißfälliger sein. Darum wagte es auch die Prinzessin, so lebhaft sie das Bedürfniß französischen Beistandes fühlte, wenigstens die innere Verwaltung Spaniern anzuvertrauen; sie zog die Granden zu den Geschäften heran, ließ mehre an des Königs Vertrauen Antheil nehmen, bewahrte sich jedoch mit vieler Gewandtheit die günstige Stimmung des französischen Hofes. Von dort aus, wo man die freilich noch sehr entfernte Gefahr einer Emancipation Spaniens nicht im mindesten geahnet zu haben scheint, kamen ihr keine Hindernisse; desto größere fand sie von Seiten der Spanier, derjenigen, die zu

heben sie versuchte, und die sich aus Stolz, aus National-Vorurtheil und aus geheimer Abneigung gegen die Bourbons, von dem fremden Weibe, das die Schicksale des Reichs in seinen Händen trug, abwendeten. Nicht geringere Hindernisse erhoben die französischen Gesandten und Agenten, zum Theil, weil sie der Prinzessin Spiel zu gefährlich fanden, zum Theil, weil sie darin den Untergang ihrer eigenen Wichtigkeit erblickten. Philipps V. Reise nach Italien, während welcher die Königin, oder vielmehr die Drisina, die Regentschaft führte, gab dieser Gelegenheit, ihre Macht noch fester zu begründen, wie der neue französische Gesandte, der Cardinal von Estrées, gar bald empfinden mußte. Mehr noch, als auf Rang, Fähigkeiten und geleistete Dienste glaubte er sich auf seine frühern Verbindungen mit der Prinzessin berufen zu dürfen, als er alle wirkliche Gewalt über Spanien in seinen Händen zu vereinigen strebte. Die Prinzessin fürchtete ihn aber, und beschloß, ihm entgegenzuwirken. Der Kampf war langwierig, die Drisina wußte aber selbst Verwandte des Cardinals für sich zu gewinnen, und er wurde abgerufen (1703). Der Abbé d'Estrées, ebenderjenige, der den Sturz seines Oheims herbeiführen helfen, erhielt den Gesandtschaftsposten; auch er wollte sich der Herrschaft der Prinzessin entziehen und sie mit dem französischen Hof entzweien, ein Beginnen, in dem ihn der Cardinal wirksam unterstützte. Die Drisina bewachte jedoch alle seine Schritte; wissend, daß der Abbé besonders die Schwachheiten in ihrem Privatleben aufzufinden bemüht sei, ließ sie einen seiner Couriere anhalten, sie erbrach die an Ludwig XIV. unmittelbar gerichteten Depeschen, und fand eine heftige Anklage, besonders begründet auf ihr Verhältniß zu ihrem Intendanten Boutrot d'Aubigny; „es sei dasselbe so innig,“ schloß die Depesche, „daß man sie mit Aubigny verheirathet glaube.“ Von so empfindlicher Seite angegriffen vergaß die Prinzessin alle Rücksichten, sie schrieb an den Rand „pour mariés non“ und ließ das Schreiben in diesem Zustand abgehen. Eine solche Verwegenheit mußte den Monarchen auf das Äußerste entrüsten; gleichwol wußte er seinen Unwillen noch zu meistern, d'Estrées wurde sogar auf der Prinzessin Betrieb abgerufen, dann aber erhielt sie selbst den Befehl, Spanien zu verlassen und ihren Aufenthalt in Italien zu nehmen (1704). Sie traf ohne Übereilung, die Anstalten zur Abreise, setzte aber zugleich alle Triebfedern in Bewegung, um die Erlaubniß zu einem Abstecher nach Versailles zu erhalten, wo sie nicht zweifelte, sich rechtfertigen zu können. Diese Erlaubniß wurde ihr versagt, dagegen vergönnt, daß sie, statt des entlegenern Italiens, Toulouse bewohnen könne. Hier erwartete sie in Geduld und scheinbarer Unthätigkeit bessere Zeiten.

Bedeutende Unfälle hatten den Feldzug von 1704 für Spanien und Frankreich gleich denkwürdig und die genaueste Verbindung beider Kronen nothwendiger als vorher gemacht. Das Mißvergnügen der Königin von Spanien, wegen der Entfernung ihrer *Camarrera*, stand aber einer solchen genauern Verbindung im Wege. Die Drisina fing an, im Verborgenen zu handeln; es gelang

ihre, die Maintenon zu gewinnen und durch deren Einfluß zu erreichen, was sie beinahe seit einem Jahre vergeblich, was auch die Königin von Spanien unablässig für sie gesucht hatte, die Erlaubniß, sich bei Ludwig XIV. persönlich zu rechtfertigen. Am 4. Jan. 1705 traf sie in Paris ein, und wohl durfte sie mit dem ihr gewordenen Empfange zufrieden sein. Schlau verbarnte sie gleichwol eine Zeit lang in der Stellung einer Bittenden; als sie aber des Königs günstige Stimmung, der Maintenon unterschiedene Verwendung zu ihren Gunsten, gewahrte, da wechselte sie die Rolle, und aus der Beklagten wurde eine Klägerin (S. Simon). Nachdem sie von Ludwig XIV. mancherlei Gnaden und Zugeständnisse, von dem gesammten Hofe die größte Aufmerksamkeit empfangen, wurde ihre Rückkehr nach Spanien beschlossen. Sie mußte sich jedoch anheuschig machen, daß sie den Einfluß des französischen Hofes handhaben, seine Ansichten und Interessen unterstützen wolle, sodann versprach sie ihrer Beschützerin, der Maintenon, die volligste Hingebung, unbegrenztes Vertrauen. Auch dieses Mal überrückte sie sich nicht mit den Vorkehrungen zur Abreise, daher S. Simon meint, sie habe die Hoffnung genährt, bei Ludwig XIV. an der Maintenon Stelle treten zu können. Seine Behauptung wird aber durch nichts unterstützt und durch einen Rückblick auf der Prinzessin Lebensklugheit durchaus unwahrscheinlich. Sie, an Jahren der Maintenon beinahe gleich, war ihres Einflusses in Madrid sicher, in Versailles von Ungewißheit und Zweifel umgeben. Im Julius 1705 trat sie die Reise an, und außerordentlich war die Freude, mit der sie von dem madriider Hof empfangen wurde. König und Königin fuhrten ihr entgegen und überhäufeten sie mit Liebkosungen; alle ihre Ämter wurden ihr zurückgegeben, und mit zuversichtlicher Hand ergriff sie das Rudel des Staates. Philipp V. Lage war nicht mehr dieselbe; viele der Großen hatten seine Partei verlassen, viele andere standen im Begriffe, ein Gleiches zu thun. Die Drfina bemerkte bei den Spaniern mehr Eitelkeit und Ruhmsucht, als wahrhaftige Anhänglichkeit für den fremden König; sie wendete sich von ihnen ab, enifernte und befeindete sie. Mit leidenschaftlicher Unklugheit verfabrend, hatte sie Philipp V. bald an den Rand des Verderbens gebracht. Er wurde durch die Schlacht bei Almanza gerettet, aber der Sieger, der Marschall von Berwick, wagte es, einige Klagen gegen die Prinzessin laut werden zu lassen, und sofort erfolgte seine Abberufung. Sein Nachfolger in dem Commando, der Herzog von Orleans, mit Widerwillen den Einfluß der Prinzessin ertragend, begierig und fähig, selbst eine ungegrenzte Herrschaft zu üben, gerieth nicht weniger mit der Camarera in den heftigsten Zwiespalt. Mit Kraft und gewichtigen Gründen erhob er sich gegen ihre verächtliche Verwaltung, aber nur zu bald zeigte sich, daß persönliches Interesse allein ihn leite. In Philipps V. äußersten Nöthen fiel es ihm ein, für eigene Rechnung die Krone von Spanien behaupten zu wollen. Die Prinzessin errieth seine Entwürfe, bekämpfte sie nach Kräften und der Herzog von Orleans mußte Spanien verlassen. Die Prinzessin konnte und durfte nicht anders handeln,

gleichwol schädeten diese immerwährenden Streitigkeiten ihr in den Augen des französischen Hois, der ohnehin schon geneigt war, einen großen Theil der bisher erlittenen Unfälle als Folgen der Verbindung mit Spanien zu betrachten. Eine gewisse Bitterkeit, wie sie sich in der Maintenon und Drfina Correspondenz kund gibt (z. B. 1. Bd. S. 399, 415, 428. 2. Bd. S. 10 u. 15) trat zwischen die beiden Höfe. Frankreich, kaum mehr vermögend, sich selbst zu vertheidigen, überließ Spanien beinahe seinem Schicksal. In dieser gewaltigen Krisis, die länger als drei Jahre auf dem Königreiche lastete, entwickelte die Drfina einen Muth, der nicht wenig beitrug, den ihrer Gebieter zu wecken. Mit Recht hat man ihre Verwaltung angegriffen, aber dieses Verdienst um die Bourbons kann ihr niemand rauben, ohnehin machte die verzeiwefelte Lage, in der man sich befand, jeden Gedanken an eine Verbesserung im Innern unmöglich. Die große Aufgabe war es, sich zu behaupten. Manchmal, doch selten, ermattete selbst die Prinzessin, dann sehnte sie sich nach Ruhe, sie dachte an den friedlichen Aufenthalt in Rom, und es bedurfte des Zuredens ihrer Creaturen, um sie an dem stürmischen Hofe festzuhalten. Besonders war dieses der Fall zu Ende des Jahres 1709. Sie wollte für eine Zeit lang den Geschäften entsagen, auch dem Rechte, „den Schlafrock des Königs zu empfangen, wenn er zu Bette ging, und ihm denselben nebst den Pantoffeln, beim Aufstehen zu reichen, der Annehmlichkeit, nur im Fluge ihre Mahlzeit verzehren zu können, häufig zwei Stunden früher gerufen zu werden, als sie außerdem das Bette verlassen haben würde, und der jungen Königin alle erdenkliche Toiletteendienste zu erweisen, endlich einem Vortheile, dessen sie sich doch selbst rühmt, wonach es ihr erlaubt, in Dienst-Gewandtheit mit den piemontesischen Kammerfrauen zu wetteifern.“ — sie wollte eine Reise nach Frankreich vornehmen, aber Ludwig XIV. ermahnte sie, bei seinem Enkel auszuhalten. Als endlich die bessern Zeiten eintraten, verbarnte die Drfina in ihrem Systeme; die Spanier wurden fortwährend, so herrlich sich auch der großen Mehrzahl Anhänglichkeit bewährt hatte, in der Entfernung gehalten. Vergeblich verwendete sich ihnen zum Besten der Hof von Versailles, seine Vorstellungen blieben unbeachtet: ein Ungehorsam, den Ludwig XIV. sehr übel vermerkte. Eine andere Veranlassung zu Zwist wurde der Prinzessin Ehrgeiz, eine Souverainetät in den Niederlanden zu besitzen. Philipp V. hatte ihr, wie er den Rest seiner dasigen Besitzungen an den Kurfürsten von Baiern verschenkte, als solche durch Ukunde vom 18. Sept. 1711 das Fürstenthum la Roche, in dem Luxemburgischen, mit einem Einkommen von 100,000 Franken überwiesen; es war ihre Absicht, dasselbe an Frankreich, gegen einen Theil der Landschaft Touraine, der zwar nach ihrem Tod an die

*) Sie schreibt an die Marschallin von Noailles: „Je n'ai sûre, que les femmes-de-chambre piémontoises de la reine ne lui laveront pas les pieds, et ne la déchausseront pas aussi proprement, que je le fais.“ Mémoires de Noailles. t. II. p. 171.

Krone zurückfallen sollte, zu vertauschen *), und Frankreich zeigte sich anfänglich mit dieser Verhandlung vollkommen einverstanden. Als aber die Seemächte die Niederlande nach ihrem ganzen Umfange für Oesterreich forderten, wurde der Anspruch der Prinzessin als unzulässig betrachtet; sie bestand auf ihrem Rechte, wurde aber nicht gehört, und Ludwig XIV. äußerte sogar einigen Unwillen, zumal als er entdeckte, daß seines Enkels Abgerung, den utrechter Friedensschluß zu unterzeichnen, einzig durch das Fürstenthum la Roche veranlaßt werde. Er befahl, und die Sache wurde beseitigt, doch nicht aufgegeben, und bis zum Tage ihres Sturzes nährte die Prinzessin die Hoffnung, durch Unterhandlungen zu ihrem Ziele zu gelangen. Auch blieb ihre Herrschaft über Spanien ungekränkt bis zum Tode der Königin, den 15. Febr. 1714. Es war dieses der erste und gewaltigste Stoß, den ihr das Schicksal beibringen sollte; obgleich häufig gegen die Monarchin selbst trotzig und übermüthig, war sie doch für sie der Gegenstand unveränderlicher Anhänglichkeit und vollkommen unentbehrlich gewesen. In den ersten Augenblicken war die Drisina des Königs einziger Trost. Er sperre sich mit ihr ein, sah und sprach nur sie. Das Gerücht verbreitete sich sogar, der an ihre Gesellschaft gewöhnte schwermüthige und einsiedlerische König werde sie, trotz ihrer 70 Jahre, wol noch heirathen. Genöthigt, eine solche Hoffnung, wenn sie sie jemals nährte, aufzugeben, war sie bedacht, eine Königin zu suchen, die sich gleich der vorigen von ihr beherrschen lasse. Als eine solche brachte Alberoni, welcher der Camarera sein Glück in Spanien zu verdanken hatte, die Prinzessin Elisabeth Farnese in Vorschlag; sie sei, bemerkte er, sanft, nachgiebig, fürsichtig, und darum geeignet, ein Joch, welcher Art es sei, zu ertragen. Hierauf wurde er beauftragt, den Heirathsantrag zu machen, und das Geschäft war beinahe abgeschlossen, als der Drisina ganz entgegengesetzte Nachrichten von der Braut zugekommen. Augenblicklich wird ein Courier abgefertigt, mit dem Befehle, die Trauung zu verschieben. Der Courier kommt den Tag vor der Ceremonie an, Alberoni zwingt ihn, sich während der nächsten 24 Stunden verborgen zu halten, und die Trauung geht vor sich.

Der König und die junge Königin sollten in Guadalupe zusammentreffen. Den König umgaben nur wenige von der Drisina gewählte Personen; den neuen Hofstaat der Königin hatte sie ebenfalls gänzlich mit ihren Creaturen besetzt und während der dreitägigen Reise von Madrid nach Guadalupe fuhr sie unmittelbar hinter

*) In dem Vorgefühl ihrer Herrschaft in Touraine ließ sie durch Aubigny das prächtige, seit Kurzem wieder abgetragene Schloß Chanteloup, bei Amboise, erbauen. Es blieb, als das Fürstenthum la Roche sich auflösete, dem Baumeister. Sohn eines Parlaments-Præcurators zu Paris war Boutrot d'Aubigny zuerst der Prinzessin Secretair, dann ihr Intendant, endlich ihr Stallmeister und innigster Vertrauter. Sendungen von großer Wichtigkeit waren ihm geworden, und insbesondere hatte er die Unterhandlungen wegen la Roche geführt. Weniger verschwenderisch, als seine Gebieterin, benutzte er ihre Gunst, um bedeutende Reichthümer zu sammeln.

des Königs Wagen; an jedem Abende schloß der König sich mit ihr ein und bis zu seinem Schlafengehen sah derselbe außer ihr keine lebendige Seele. Besser gehütet konnte er nicht werden. Am dritten Tage mußte sie ihn freilich verlassen, um der Königin, die noch sieben Stunden entfernt, vollends entgegenzufahren. Das Zusammentreffen fand in Tabraque statt. Die Drisina näherte sich in tiefster Demuth der Monarchin und eröffnete das Gespräch; kaum hat sie einige Worte vorgebracht, so fällt Elisabeth ihr in die Rede, behauptet, sie sei nicht geziemend gekleidet und benehme sich respectwidrig. Die Prinzessin suchte sich zu entschuldigen, sie war sich bewußt, in nichts die Gesetze der Etikette verletzt zu haben. Ohne auf sie zu hören, schreit die Königin, man habe sich gegen sie vergessen, augenblicklich solle die Drisina ihr Angesicht meiden. Diese jögert, die Königin schreit noch lauter: „Schafft mir die Närrin weg!“ stößt sie selbst vor die Thüre, ruft Ensenaga, der ein Detachement der Leibgarde herbeigeführt hatte, und befiehlt ihm, die Camarera zu verhaften, und sie nicht zu verlassen, er habe sie denn in einem Wagen eingepackt und unter hinreichender Bedeckung der Grenze zugesendet. Es war der 23. Dec. 1714 Abends sieben Uhr, zu kalter Winterszeit. Im Hofkleid, ohne andere Bedeckung, ohne weibliche Begleitung, ohne Lebensmittel, wurde die Prinzessin in einen Wagen geworfen, und in rastloser Hast bis an die Pyrenäen geführt. In den ersten Augenblicken war sie durch ein so unerwartetes, so unbegreifliches Ereigniß völlig vernichtet. Wol hatte sie seit längerer Zeit Besorgnisse wegen der Fortdauer ihrer Macht empfunden; die immerwährenden Intrigen mit dem Hofe von Versailles, wo sie nicht nur Freunde, sondern auch zahlreiche und thätige Feinde hatte, die mit den noch zahlreichern sie in Madrid umgebenden Feinden den genauesten Verkehr unterhielten, der unangenehme Handel wegen la Roche, die Isolirung, in die sie den König zu versetzen gewußt, die beinahe ohne Vorwissen, wenigstens ohne Zustimmung des Großvaters abgeschlossene zweite Vermählung, alle diese Dinge mußten sehr nachtheilig auf Ludwig XIV. wirken. Der Prinzessin ahnete darum nichts Gutes, sie empfand unbestimmte Schrecknisse (m. s. ihre Briefe, 4. Bd. S. 480, 485 u. 522), aber eine so schmähtliche Behandlung, von solcher Seite herkommend, hatte sie nicht erwartet, noch erwarten können. Bald fand sie jedoch den alten Muth wieder; sie hoffte sich zu rechtfertigen, sie rechnete auf den König von Spanien, dessen Vertrauen sie für unerschütterlich hielt, sie glaubte an die Möglichkeit einer Wendung, was doch nach einem so auffallenden Ereigniß rein unmöglich war. Die Königin von Spanien ließ ihre Briefe unbeantwortet, der König eröffnete ihr, er habe den Bitten seiner Gemahlin die Genehmigung des Geschehenen nicht verweigern können, doch sollten ihre Pensionen ihr bleiben. Von S. Jean de Luz aus, den 14. Jan. 1715, wendete die Drisina sich schriftlich an den Hof von Versailles, wohin sie zugleich einen ihrer Neffen absendete. Ludwig XIV. fand, daß er an den Bestimmungen seines Enkels nichts abzuändern habe, die Maintenon antwortete in höflichen, aber ausweichenden

Redensarten, und jetzt endlich gewährte die Prinzessin, daß für sie alles verloren, daß die an ihr verübte Gewaltthat die Folge einer reiflichen, und zwischen den Höfen von Versailles und Madrid gemeinsamen Überlegung sei; sie kam nach Paris. Kalt war des Königs Empfang, ungern wurde sie gebuldet, zudem war des Herzogs von Orléans Regentschaft ein nahe und unvermeidliches Ereigniß. Der Zwist, den sie mit ihm gehabt, der bittere Haß, den er hinterlassen, ließ sie von dem künftigen Regenten noch weit Schlimmeres erwarten, und sie entschloß sich, Frankreich zu meiden; ihr Sinn stand nach den Niederlanden; dort abgewiesen, wendete sie sich nach Vignon, nach Turin, nach Genua, und zuletzt ließ sie sich nochmals in Rom nieder. Ein sorgenfreies, unabhängiges Leben erwartete sie hier, denn Philipp V. hielt Wort und ließ ihre Pensionen pünktlich auszahlen; allein an die Unruhe der Höfe und an Geschäfte gewöhnt, konnte sie sich bei ihrem hohen Alter zu gänzlicher Unthätigkeit nicht verstehen. Sie fand Eingang bei König Jakob III., bei dem sogenannten Prätendenten, regierte seinen kleinen Hof, und hielt die Ehre desselben aufrecht, bis zu ihrem am 5. Dec. 1722 in einem Alter von mehr als 80 Jahren erfolgten Tode. Die vielfältig angefeindete, zum Theil verkannte Prinzessin besaß einen mächtigen, feinen, und keineswegs unangebauten Geist, eine seltene Fertigkeit zu Geschäften, eine Charakterstärke, die bei Männern ungewöhnlich ist. Von heftigen Leidenschaften beherrscht konnte sie, zumal im Hassen, weder Maß noch Ziel; sie gab sich ungerechten Vorurtheilen hin, hulbigte aber auch nicht selten dem Verdienste. Man hat ihr die Neigung zur Intrigue vorgeworfen, dabei aber nicht beachtet, daß sie sich mit den Waffen vertheidigen mußte, die man gegen sie anwendete. Wie viele Feinde mußte nicht eine Frau haben, die dem Throne so nahe gestellt, ihre Gebieter, gleichwie den Hof beherrschte, Minister, Generale und Gesandte ernannte, und nach Wohlgefallen lenkte; und daß dieses geschehen konnte, ist keine Schande für die Prinzessin, ist nur eine Schande für den König und für das Volk, die solches ertrugen. Übrigens ist ihr Verdienst um die Bourbons nicht zu verkennen. Sie allein hat, wahrlich nicht zu Spaniens Heile, den arbeitsamen Philipp auf dem Thron erhalten. Von 1707 an war sie des Prinzen von Asturien, und nachmals der sämtlichen königlichen Kinder, Gouvernante gewesen. Zum Universalerben aller ihrer in Frankreich und Spanien belegenen Güter ernannte sie den Herzog von la Tremouille; ihr in Rom befindliches Vermögen vermachte sie ihrer Schwester Sohn, dem Herzoge von Belmonte-Lanti. — Der Prinzessin Correspondenz mit Willeroy ist seit längerer Zeit gedruckt; beide Personen, deren Lage dadurch so gleichförmig war, daß ihre Existenz lediglich auf Hofintriguen beruhte, waren durch die seltensten Freundschaftsbände vereinigt. Interessanter aber sind die *Lettres inédites de Mme. de Maintenon et de Mme la princesse des Ursins* (Paris 1826). 4 Bände. Sie beginnen mit dem Jahre 1705.

Das Haus Lamentana. Karls, des Eroberers von Sicilien zweiter Sohn, Latinus, Doctor der Rechte,

erhielt zuerst das Bisthum Conza, im J. 1439 das Erzbisthum Trani und 1454 jenes von Bari, wurde von Nikolaus V. am 20. Dec. 1448 in die Zahl der Cardinäle (tit. S. S. Joannis et Pauli) aufgenommen, und von Paul II. auf Lebenszeit zum Legaten der Mark Ancona, und von Sixtus IV. zum Cardinal-Kämmerling ernannt; nur um diesen Preis hatte Franz de la Rovere, jetzt Sixtus IV., in der Papstwahl seine Stimme erkaufen können. Latinus war auch Erzpriester der St. Peters-Kirche, Commendator der Kirche von Urbino, Legat von Ancona, Abt von Farfa und in spätern Zeiten Cardinal-Bischof von Albano, endlich von Tusculum. Er lebte in seinem Palaste von Montegiordano in der ganzen Herrlichkeit eines Fürsten, geehrt von der gesammten Bevölkerung der weiten Stadt, die sich vornehmlich durch eine großartige Repräsentation angezogen sah. Die Augenblicke, die Latinus den Huldigungen der Menge, den geselligen oder amtlichen Beziehungen abgewinnen konnte, widmete er den Wissenschaften und der großen Bibliothek, die er mit unglaublichen Kosten zusammengebracht, und die in dem Unglücksjahre 1527 ein Raub der Flammen geworden ist. Den regulirten Chorherren S. Georgii in Alga hat er in Rom die schöne, ja, wie sie den Zeitgenossen hieß, die königliche Kirche di S. Salvador del Lauro erbaut, auch dieselbe mit reichen Einkünften ausgestattet, und den böhmischen Rosenbergen hat er das in dem Wittingauer Archiv aufbewahrte, von unserm hochgeehrten Freunde Willaue, in den Fragmenten aus dem Nekrologe des Cistercienserklosters Hohenfurt (Prag 1819. S. 70) mitgetheilte Zeugniß ihrer Abstammung von den römischen Ursinern d. d. Rome 22. Marcii 1479, ausgestellt. Auf seinem Sterbelager empfing Latinus einen Besuch von Papst Sixtus IV., dessen Gefolge sich beinahe sämtliche Cardinäle angeschlossen hatten, und in der Krankstube hielt der Papst ein Consistorium, worin er, neben andern Bewilligungen, dem sterbenden Cardinale verstattete, nach Wohlgefallen über seinen Nachlaß zu verfügen. Latinus benutzte diese Vergünstigung, um zu Gunsten eines natürlichen Sohnes zu testiren und starb in dem Alter von 74 Jahren den 11. Aug. 1477. Dieser natürliche Sohn, Paul Ursino, durch des Vaters Testament Marchese von Atripalda, in Principato ultra, auch Herr von Lamentana und andern Schlössern in Sabina, führte von früher Jugend an die Waffen, bald in seines Veters Virginius, bald in der Florentiner Scharen. Mit den Medicis, deren Sache er vergeblich zu verfechten gesucht, wurde er 1494 aus Florenz vertrieben, und der Franzosen Zug nach Neapel, die Anhänglichkeit, die er dem Könige Karl VIII. bewiesen, kosteten ihm die Markgrafschaft Atripalda. Bedeutend aber doch immer durch seinen Besitz, und durch seinen Einfluß in dem Kirchenstaate, bedeutender noch durch seinen kriegerischen Ruhm, erregte er die Aufmerksamkeit von Cäsar Borgia, der ihn, unter Zusicherung eines starken Soldes, in seine Dienste zog. Mehre Fehden, in Cäsars Namen geführt, erhöheten seinen Ruhm ganz ungemein; als aber Cäsar die Abticht verrieth, auch der Ursini alte Freunde, die Visconti von Citta di Castello, ihrer Herrschaft zu berauben,

da erkannte Paul die Gefahren seiner Lage, und wie auch die Drisini fallen müßten, wenn rings um sie Alles gefallen sein würde. Auf seinen Betrieb versammelten sich zu gemeinschaftlicher Berathung über gemeinschaftliche Gefahr in dem perusinischen Gebiete, bei la Magione (1502), der Cardinal Johann Baptist Drisino, Vitellozzo Vitelli, der Herr von Città di Castello, Johann Paul Baglione, der Fürst von Perugia, Hermes Bentivoglio, als Stellvertreter seines Vaters, des Herrn von Bologna, Anton von Benafro, des Gebieters von Siena, des Pandulf Petrucci, Minister und Vertrauter, endlich jener Oliverotto, der sich kürzlich durch den schändlichsten Verrath der Herrschaft über Fermo bemächtigt hatte. Die Meisten befanden sich, gleichwie Paul selbst, noch in des Borgia Sold, sie hatten aber die Vorsicht gebraucht, ihre Reifige an sichern Punkten zusammenzuziehen. Ihre Macht war bedeutend genug, es fand sich, daß sie auf der Stelle 700 Lanzen, 400 reitende Schützen und 9000 Fußgänger vereinigen konnten, aber das Schwierige war, sich zu gemeinsamen Entschlüssen zu vereinigen, den Geist der Eintracht und des Vertrauens zu erwecken, in einer Versammlung, deren Mitglieder mehrentheils ebenso treulos, ebenso mit Verbrechen belastet waren, wie Cäsar selbst. Statt auf der Stelle zu handeln und den unvorbereiteten Gegner zu erdrücken, rief der Congreß von Magione den Beistand der Florentiner, der Venetianer, des vertriebenen Herzogs von Urbino an. Letzter allein horchte dem Ruf, und erst seine Ankunft zu Sinigaglia, die alsbald den Aufstand der Landschaft Urbino nach sich zog, gab Anfangs Octobers 1502 das Zeichen zum Ausbruche der Feindseligkeiten. Poul Drisino und der Herzog von Gravina siegten bei Cagli über Cäsars Generale, Hugo von Cardona und Don Miguel, von denen jener selbst gefangen wurde; aber auf der Stelle begann der schlaue Tyrann zu unterhandeln. Paul, dem man den Cardinal Borgia als Geißel gegeben, ließ sich bewegen, zu dem Ende persönlich nach Imola zu kommen. Bei seiner Zusammenkunft mit Cäsar den 25. October, wurde ihm der freundlichste Empfang; Cäsar meinte, er müsse seine eigene Unvorsichtigkeit anklagen, wenn Generale, die ihm bisher so treu gedient, sich von ihm hätten lössagen können. Seine Schuld sei es, wenn er gegen sie nicht so handelte, daß er sie gegen grundlosen Verdacht bewahren konnte. Wie der ganze Zwist aber ohne eigentliche Veranlassung entstanden sei, so hoffe er, daß er, einmal abgemacht, eine unauflöbliche Verbindung und Eintracht zur Folge haben werde: die Generale, die gesehen, daß der König von Frankreich ihm mit seiner ganzen Macht beistehende, würden erkennen, daß sie nicht im Stande, ihn zu überwältigen, und er selbst habe durch die Erfahrung gelernt, daß er alle seine Erfolge, seinen ganzen Ruhm, lediglich seinen Generalen verdanke. Cäsars Geständnisse fanden bei Paul um so leichtern Eingang, da dieser die Überzeugung hegte, ein Papst, der die Drisini und Colonna zugleich zu Gegnern habe, könne sich nicht behaupten, und schon am 28. Oct. unterzeichnete er eine Übereinkunft, wodurch alle wechselseitige Unbilden abgethan sein sollten. Den verbündeten Condot-

2. Encycl. d. W. u. R. Dritte Section. VI.

tieri blieb der Sold, wie sie ihn vordem von Borgia empfangen, und sie versprachen, ihm mit aller Macht in der Wiedereroberung von Urbino und Camerino behilflich zu sein, nur daß sie nicht verbunden sein wollten, persönlich in seiner Armee zu dienen, oder sich überhaupt in seine Gewalt zu begeben. Des Papstes Streit mit den Bentivoglio, wegen der Herrschaft über Bologna, wurde der Entscheidung des Cardinals Drisino, des Cäsar Borgia und des Pandulf Petrucci überwiesen. Dieser Vertrag, ebenderjenige, den einer von Cäsars Secretairen, mit ironischem Lächeln, dem Geschichtschreiber Machiavell zeigte, sollte aber von dem Papste, wie von jedem der Verbündeten gutgeheißen werden. Darüber verging einige Zeit, die Bentivoglio, dessen Schicksal nach den Bestimmungen des Vertrags noch zweifelhaft, benutzte, um sich mit Cäsar abzufinden. Der Herzog von Urbino, aller Aussicht auf Hilfe beraubt, verschwand, die Staaten von Urbino und Camerino kehrten ohne Schwertschlag unter Borgia's Herrschaft zurück, und der Krieg war in der That beendet. Diesen Augenblick ergriff Borgia, um sich mit seiner Armee von Imola aus in Marsch zu setzen (10. Dec. 1502). Oliverotto von Fermo war der erste unter den Verbündeten von la Magione, der es wagte, sich bei ihm einzufinden. Nach einiger Berathung mit Oliverotto beschloß Borgia einen Angriff auf Sinigaglia. Die Regentin dieses kleinen Staats, oder die Präfectin, wie man sie nannte, war nach Venedig geflüchtet, und hatte ihre Gebiete dem Schutze des Bündnisses von la Magione überlassen. Weil aber der Commandant der Citadelle erklärte, er werde sie an Niemanden als an Cäsar allein übergeben, waren die Drisini genöthigt, selbst dessen Ankunft zu wünschen und zu beschleunigen. Er hatte kaum ihre Einladung empfangen, so ließ er sie ersuchen, ihre Truppen in die Dörfer um Sinigaglia zu vertheilen, damit die seinigen Besitz von der Stadt nehmen könnten, und am 31. Dec. brach er mit 2000 Reitern und 10.000 Fußgängern von Fano auf, um am nämlichen Abend in Sinigaglia einzutreffen. Paul Drisino, der Herzog von Gravina und Vitellozzo Vitelli kamen ihm unbewaffnet entgegen, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Seine ganze Reiterei war in zwei Linien aufgestellt, mitten durch mußten die Verbündeten ihren Weg nehmen. Cäsar grüßte sie freundlich, überwies sie aber, gleichwie den später hinzugekommenen Oliverotto von Fermo, an einige Edelleute seines Gefolges, denen zugleich geboten wurde, die fremden Gäste zu geleiten, und sie, bis sie im Palast einkehren würden, nicht aus den Augen zu lassen. Als nun Paul und seine Unglücksgefährten diesen Palast oder das für Borgia bestimmte Quartier betraten, wurden sie augenblicklich festgenommen, und zugleich führte Borgia seine Truppen zum Angriff auf Oliverotto's Reifige, die auch ohne Anstrengung entwaffnet und zerstückt wurden. Gleiches Schicksal sollten der Drisini und Vitelli in einer Entfernung von fünf oder sechs Meilen zerstreute Truppen haben; sie wurden aber noch bei Zeiten gewarnt, und bewerkstelligten ihren Rückzug in guter Ordnung. Noch an demselben Abende ließ Borgia

den Vitellozzo und Oliverotto erdroffen, Paul und der Herzog von Gravina durften dieses Schicksal aber erst am 18. Jan. 1503 theilen. Der Tyrann wollte nämlich abwarten, ob die Maßregeln, die er mit seinem Vater zum Verderben aller Orsini verabredet, auch zum Vollzuge gekommen seien. Paul hatte aus seiner Ehe mit einer edlen Römerin, des Geschlechts della Valle, drei Söhne, Fabius, Robert und Camill, und zwei Töchter. Eine Tochter heirathete den Vitellozzo Vitelli, die andere den Hermes Bentivoglio. Der älteste Sohn, Fabius, war der erste unter allen Orsini, der sich rüstete, den Tod der Seinen zu rächen; während Julius Orsino mit seinen Vettern sich in Vitigliano befestigte, sammelte Fabius seine Reifige, zu denen auch Organtin Orsino mit seiner Schar gestoßen war, in Cervetri, die Savelli und Colonna machten mit ihm gemeine Sache, und Cäsar Borgia, der mit einem Schlag und für immer die Orsini vernichtet zu haben glaubte, fand es höchst schwierig, sich ihrer Festen Palombara und Ceri zu bemächtigen, und mußte auf des Königs von Frankreich dringendes Gebot die schon begonnene Belagerung von Bracciano wieder aufheben, obschon Alexander VI. durch seine geistlichen Gerichte alle Orsini als Rebellen verurtheilt ließ. Der Krieg schien sich in die Länge ziehen zu wollen, als Alexanders VI. unerwartetes Ableben alle Berechnungen zu Schanden machte. Mit außerordentlicher Schnelligkeit eilte Fabius mitten durch Cäsars Scharen, die freilich zu schwach waren, um einen so ausgedehnten Raum zu bewachen, nach Rom; er nahm Besitz von dem Palaste seines Hauses zu Montegiordano, er ließ die Häuser der Hofleute und die Buden der spanischen, von der vorigen Regierung so besonders begünstigten, Kaufleute plündern, und foderte mit tobendem Geschreie Rache für das Blut seines Vaters und seiner Vettern, den Kopf des Mörders. Borgia's Völker hielten den Borgo und die Umgebungen des Vatican besetzt, und täglich lieferten sie den Orsini Gefechte, die nur durch die Annäherung der französischen, nach Neapel bestimmten, Armee, und durch die Arbeiten des Conclave unterbrochen wurden. Ein Verwandter des Borgia fiel im Zweikampfe mit Fabius, und der Wüthende nahm von dessen Blut, um sich Mund und Hände damit zu waschen. In dem Patrimonio hatte er bereits allerwärts die Oberhand, die Vitelli, Appiani, die Herren von Pesaro, Sinigaglia und Camerino, der Herzog von Urbino hatten ihre Staaten wieder in Besitz genommen, und nachdem die französische Armee die Tiber überschritten, nachdem die Wahl von Pius II. statt gefunden hatte, erhob sich der Kampf in Rom selbst mit verdoppelter Heftigkeit. Nach vielen einzelnen Scharmügeln erstürmte Fabius das Thor von Torrione, was ihm den Eingang zu Cäsars Quartieren verschaffte, und es ihm möglich machte, die Gegner von mehren Seiten zugleich zu bestürmen. Cäsars Reifige begannen zu weichen, er selbst flüchtete nach dem Vatican und sodann in die Engelsburg, seine Banden wurden von den siegenden Orsini verfolgt und zerstreut, und seine glänzenden Träume entschwanden gleich dem Morgennebel. Der jugendliche

Sieger, Fabius, hatte es wie alle seine Verwandte bitter empfunden, daß der König von Frankreich sein Geschlecht erst den Colonna, dann dem Sohne Alexanders VI. geopfert und preisgegeben, daß der Cardinal von Amboise später um seine Dienste mäkeln wollen; er trachtete ferner mit Leidenschaft nach dem Wiederbesitze des seinem Vater entzogenen Atripalda, und in solcher Stimmung war er nicht geeignet, den durch Bartholomäus von Alviano gemachten Anträgen zu widerstehen. Er und alle Orsini, den einzigen Johann Jordan ausgenommen, machten sich verbindlich, gegen einen jährlichen Sold von 60,000 Dukaten für des Königs von Spanien Dienst 500 Lanzen zu stellen. An der Spitze dieses Contingents stieß er zu dem Heere, womit Gonzalvo von Cordova das linke Ufer des Garigliano verteidigte, kühn im Uebermaße, wollte er gemeinschaftlich mit Don Pedro de Paz, dem wäglichsten aller spanischen Ritter, den französischen Posten, der die Gariglianobrücke deckte, aufheben; in der Hitze des Gefechtes hatte er das Visier aufgeschlagen, der Pfeil eines Gasconers traf ihn zwischen die Augen, und tödtete ihn auf der Stelle (Nov. 1503). Sein Bruder Robert, kriegslustig, wie Fabius, hatte sich gleichwol den geistlichen Stand erwählt, und bekleidete das Amt eines Protonotarius Apostolicus, als er sich geblendet durch französisches Gold (20,000 Dukaten), mit Pompejus Colonna und Peter Margano in eine Verschwörung gegen den Papst Julius II. einließ (1512). Der Plan scheiterte durch des französischen Feldherrn la Palisse Rückzug, und durch des Colonna Bankelmuth; gleich diesem fand aber Robert nicht für gut, die empfangenen Gelder zurückzugeben. Durch seinen Vetter, Johann Jordan Orsino, wurde er mit dem Papste wieder ausgeföhnt, und als Pfand dieser Ausföhnung empfing er das Erzbisthum Reggio, von welchem er am 23. Julius 1512 Besitz nahm. Im nämlichen Jahr erschien er auch auf dem lateranensischen Concilium. Von Leo X. wurde er als Gesandter nach Polen, und ebenso, nach Kaiser Maximilians I. Ableben, an die teutschen Kurfürsten gesendet, und nach seiner Rückkehr empfing er als Belohnung, aus des Pappes Händen, Atripalda, Montefredano, und andere Güter, die seinem Bruder Camillus, wegen dessen standhafter Anhänglichkeit an die Baglione entzogen worden waren. Bitterer Haß trennte aber seitdem die beiden Brüder, zumal da Robert auch dem geistlichen Stand entsagte, eine Frau nahm und Söhne zeugte, von deren Schicksalen wir aber nichts zu berichten wissen. Camillus, ebender Bruder, mit dem Robert in unverföhnlcher Feindschaft lebte, geb. 1491, wurde von seinem zwölften Jahr an in Neapel erzogen, von einer Pension, die ihm der katholische König auf die Kammer von Gravina angewiesen hatte. Den Krieg erlernte er zuerst unter des Grafen Nikolaus von Vitigliano Leitung, er diente aber auch unter Alviano und Johann Jakob Trivulzo, und gab bei allen Gelegenheiten, besonders bei dem Unternehmen auf Cadore, Beweise von Unererschrockenheit. Aus dem Dienste Ludwigs XII. trat er in jenen der Ne-

publik Florenz; in dem Kriege mit Urbino stand er als Befehlshaber der leichten Reiterei an Lorenzo's von Medici Seite. Nachdem er seine erste Gemahlin, N. Drifina, des Grafen Karl von Anguillara Tochter, durch den Tod verloren, vermählte er sich anderweitig mit Elisabeth Baglione, Johann Pauls, des Herrn von Perugia, Tochter. Diese Vermählung mißfiel dem römischen Hof, an dem bereits der Untergang der Baglione beschlossen war, und nachdem Johann Paul auf dem Blutgerüste geendet, wurde seinem Schwiegersohne, falls er seine Gemahlin, und mit ihr die Rache der Baglione aufgeben wollte, zur Frau eine Nichte des Papstes, und der Oberbefehl über die päpstliche Reiterei angetragen. Camill widerstand der Lockung wie dem Borne des Papstes, der seine Güter wegnahm, um sie dem Erzbischofe von Reggio zu verleihen; nicht sobald aber hatte Leo X. die Augen geschlossen, als er sich aufmachte, um seiner Schwäger Recht zu verschaffen. Sein Angriff kam nicht unerwartet, alle Brücken über die Nera, auch Karni und Terni, waren wohl besetzt, und im Hintergrunde hatte Agnolo de Todi mit 4000 Fußgängern auf den Felsböden vor Santogemini Posto gefaßt. Unbekümmert um diese Anstalten durchwaded Camill mit einer kleinen Schar von nur 200 Fußgängern und 60 Reitern im December 1521 die angeschwollene Nera, und die vollständige Niederlage der Feinde vor Santogemini, die Rückkehr der Baglione nach Perugia (5. Jan. 1522) und die Wiederaufnahme der Verbannten in Todi, waren die unmittelbaren Folgen seines kühnen Unternehmens. Neue Lorbern zu pflücken, trat er in der Venetianer Sold; mit ihnen tritt er für Karl V. bei Trumello und Pavia, für sie behauptete er gegen Karl V. Bergamo, gleichwie er durch einen schnellen Marsch das empörte Lodi gegen das von den kaiserlichen Generalen angedrohte Strafgericht in Sicherheit setzte (1526), und den schimpflichen Rückzug des Herzogs von Urbino, vor Mailand, als Führer des Nachtrabes, deckte. Bei der kaiserlichen Angriff auf Rom vertheidigte er einen Theil des Borgo, gleichwie er in Lautrecs Ritterzuge nach Neapel, auf dessen ausdrückliches Begehren, das Commando der venetianischen Hilfstruppen übernehmen mußte. Er rettete dem Proveditor Johann Vetturi, dem Ludwig Pisani und den übrigen Abgeordneten des Senats das Leben aus dringender, durch der Soldaten Zusammenverschwörung veranlaßter Gefahr, er trug seine siegreichen Waffen bis in das ferne Apulien, und der beste Theil des Landes hatte sich ihm unterworfen, als die Trauerpost von Lautrecs Ende mit einem Mal alle seine Entwürfe durchschnitt. Von mehren Seiten durch überlegene Truppenmassen gedrängt mußte er sich auf die Vertheidigung der festesten Punkte, auf Barletta, Trani, Monopoli und Polignano, beschränken. Sie war im hohen Grade glänzend, und durch mehre See- und Landexpeditionen, wohin besonders die Einnahme von Molfetta, und der Angriff auf Brindisi zu rechnen, belebt, und ihr Ende war noch nicht abzusehen, als der Friede zwischen dem Kaiser und der Republik verkündigt wurde. Mit diesem Frieden war Atripalda, und folglich ein jährliches Ein-

kommen von 4000 Dukaten für Camill unwiederbringlich verloren. In dem unglücklichen Kriege, welcher der Republik die sämtlichen Inseln des Archipels, und den Rest ihrer Besitzungen in Morea kostete (1537—1540), führte er das Commando in Dalmatien, und unter den Umständen war die Behauptung der Provinz das Auserste, was von ihm gefordert werden konnte. Gleichwol gelang es ihm noch außerdem, den Türken einige empfindliche Streiche zu versetzen, sodaß er den Ruhm der venetianischen Waffen, der durch Riva's, des Commandanten von Zara, Niederlage nicht wenig verdunkelt worden, vollkommen wiederherstellte. Von Papst Paul IV. wurde er 1543 als General-Gouverneur nach Parma gesendet, nach des Papstes Tod erhielt er von dem Cardinals-Collegium die Weisung, die Stadt an Octavio Farnese zurückzugeben. Eingedenk, daß sie ihm von dem Papst anvertrauet worden, wollte er sie auch dem neuen Papst erhalten, und er behauptete sich in seinem Gouvernement, bis Julius III., nach seiner Thronbesteigung, den Befehl der Cardinale wiederholte. Jetzt gehörte Camill freudig, freudiger, als wie Paul IV. ihn herbeirief, um ihn als General-Capitain an die Spitze der gegen Philipp von Spanien gerichteten kriegerischen Anstalten zu stellen. Er starb vier Monate nach seinem neuen Gebiete, an Altersschwäche, den 4. April 1559, und die letzte Ehre wurde ihm in der Kirche S. Salvador del Lauro auf die feierlichste Art erwiesen. Sein Leben, von Joseph Drologio in einer besondern Abhandlung beschrieben, hat Nikolaus Lupachini, zu Bracciano, 1669, mit Zusätzen herausgegeben. — Camill hatte aus seinen zwei Ehen vier Söhne, von denen jedoch zwei, Virginus und Fabius, die Kinderjahre nicht überlebten, und zwei Töchter, dann einen natürlichen Sohn, Namens Latinus. Die ältere Tochter, Maria Magdalena, wurde an Velius von Anguillara, des berühmten Rencio Ceri Sohn, verheirathet, nahm als Witwe den Schleier, wurde die Stifterin des Marien-Magdalenenklosters auf dem Quirinal, und starb den 25. Mai 1605 in dem Alter von 71 Jahren. Die jüngere Tochter, Julie, wurde des Grafen Balthasar Rangone Gemahlin. Der Sohn der ersten Ehe, Paul II., geb. 1532, nachdem er sich, gleichwie seine beiden Brüder, in dem Krieg um Siena, unter französischem Paniere, vor Calais und in den Niederlanden versucht, wurde vom Papste Gregor XIII. zum Marchese von Lamentana ernannt, und starb 1581, ohne daß er Kinder aus seiner Ehe mit Lavinia de la Rovere, des Herzogs Franz Maria von Urbino Tochter, gesehen. Ihm folgte als Marchese von Lamentana sein Bruder aus der zweiten Ehe, Johann Drifino, der in seiner Ehe mit Portia de Anguillara, einer Tochter des Johann Paul de Ceri, die einzige, nachmals an den Friedrich Cesi, Herzog von Aquasparta, vermählte Olympia erzeugte. Nach Johanns Tode fiel daher Lamentana an seinen Halbbruder Latinus, Camills unehelichen Sohn. Latinus, der mit den seltensten Fähigkeiten ungewöhnliche Kenntniß der classischen Sprachen, der Geschichte und Mathematik verband, der in der Theorie und Praxis der Fortification kaum seines Gleichen unter den Zeitge-

nossen fand, erwarb zu Lamentana noch Satino und Poggio Satino in Sabina, und starb 1586, nachdem er in seiner Ehe mit Lucretia Salviani drei Kinder erzeugt. Die Tochter, Clarissa, wurde des Luthario Conti, des Herzogs von Poli, Gemahlin. Der ältere Sohn, Fabius, ein Prälat, reich an den schönsten Hoffnungen, starb in blühender Jugend; der jüngere Sohn, Virginus, vierter Marschese von Lamentana und Herzog von Seki, durch Clemens' VIII. Creation, machte einige Feldzüge in Ungern und hatte darin einst das Glück, seinem Vetter, dem Herzoge von Bracciano, das Leben zu retten (1594). Aus seiner Ehe mit Beatrice Sicchi, der Erbin des neapolitanischen Lebens Amatrice an dem Tronto, kamen die Söhne Latinus II. und Franz, geboren als Zwillinge, ferner Jakob, Camill, Paul und Virginus. Virginus, ein Posthumus, fand im venetianischen Heere vor Gradisca, 1616, den Tod. Paul, ein Poëta, starb jung. Camill diente nicht ohne Ruhm in den spanischen Heeren in den Niederlanden und in der Pfalz. Jakob war Franziskanerabbe. Franz, nachdem er sich unter St. Markus' Panier zu Land und zur See versucht, wurde in der Vertheidigung von Mantua, zu des Herzogs Karl I. Diensten, bei endlicher Entschung der Stadt, nach mannbaster Gegenwehr erschlagen (1630). Latinus II., Herzog von Seki, und durch Beilehung des Herzogs Vincenz I. von Mantua, einer der Ritter des Ordens des Erlösers, war mit Pertia Sestina verheiratet. Seine Tochter, Beatrice, heirathete 1) den Franz Marile, Herzog von Gajano und Prinz von S. Archan-gelo; 2) den Franz Garacciolo, Marschese von Marsigliobona. Sein Sohn, Alexander Maria Orsini, Fürst von Amatrice, wurde weitbekannt durch eine Mörderthat, in der Engelsburg erduldeten Gefangenschaft, zu der er wegen Vergiftung seiner Gemahlin, Anna Maria Gaffarelli, von Papp Innocentius X. verurtheilt worden. In diesem Gefängnisse schritt er, nicht ohne Vorwissen des Papstes, aber zur Verzeihung der Aynaten, 1672, in vorgerücktem Alter, zu einer zweiten Heirat, mit einer Frau geringen Herkommens. Der einzige Sohn, den er mit ihr erzeugte, wurde aber nur drei Jahre alt. Im J. 1681 wurde Latinus von Innocentius XI. aus dem Gefängnisse entlassen, und mit seiner Gemahlin nach Nieti verbannt, wo er in einem Alter von mehr als 70 Jahren sein Leben und zugleich seine Linie beschloß. Denn sein Sohn erster Ehe, Franz Felix Orsini, Marschese de Perne, hatte 1679, wegen eines Austrittes mit den Sitten, Rom verlassen müssen, und war in Wien gestorben, nachdem er durch Testament alle seine Ansprüche an die Stammgüter und das väterliche Erbe dem Kaiser versprochen. Franz Felix, obgleich mit Anna Elisabeth Des-sina de Castello, des Marschese Martius della Penna Schwester, verheiratet, hatte nämlich keine Kinder.

Das Haus Pacentro. Robert, Karls des Ersten von Bracciano dritter Sohn, besaß die mütterlichen Herrschaften Alba und Tagliacozzo, und machte sich in dem Land und in dem Zeitalter der Kreuzzüge vorzüglich bemerkenswert durch seine unwandelbare Anhänglichkeit an den König Ferdinand I. von Neapel.

In dem Treffen bei Sarno bestand er einen Zweikampf mit Erico Orsini, einem der ausgezeichnetesten der feindlichen Führer. Der Stolz und die Macht des Herzogs von Erffa wurden gebrochen, indem er demselben durch einen hübschen Angriff Cosenza, die feste Hauptstadt von Calabria, entriß. Die Beweise von Ruth, die er in der Schlacht bei Troja, 1462, gegeben, lohnte ihm der Brinname des Cavaliero senza paura (Ritter ohne Furcht), und die Würde eines Groß-Connetable, mit der ihn der König auf der Stelle bekleidete. Er fand aber noch im nämlichen Jahre bei Belagerung eines Schlosses in der Grafschaft Gelano den Tod. Aus zwei Ehen mit Violenta und Katharina von San-Severino hatte er nur Töchter, von denen die jüngste, die stolze Alfonsina, den Peter von Retici heirathete, und am 7. Febr. 1520 als Witwe verstarb. Robert hinterließ aber auch einen natürlichen Sohn, Marius, welchem der König die Grafschaft Pacentro verlieh, gleichwie er mit Katharina Julia die Herrschaften Oppido und Pietragalla in Basilicata erheiratete. Des Marius Ururenkel, Octavio, Graf von Pacentro, hatte aus seiner Ehe mit Franziska de Toledo zwei Söhne. Der ältere, Ludwig, führte zuerst den Titel eines Grafen von Oppido, und vererbte solchen auf seinen einzigen Sohn, Octavio II.; der jüngere, Johann, heirathete mit Hippolyta Garoffa das Herzogthum Cancellara, in Basilicata, und das Fürstenthum Grassano, und hatte darin seinen ältern Sohn, ebenfalls Octavio genannt, zum Nachfolger. Gleichwol ist das ganze Haus Pacentro vorläufig erloschen.

Das Haus Gravina. Franz, der älteste Sohn jenes römischen Senators Johann, mit dem das Haus Bracciano zu zählen anfängt, war immerwährender Präfect der Stadt Rom, was ihn jedoch nicht hinderte, dem Demagogen Peter Matuzzo den Treueid zu leisten. Dravio sollte er gegen den König Ladislaus von Neapel vertheidigen, er zog es aber vor die Stadt zu plündern und sie sodann zu verlassen, nachdem er schon früher mit dem Könige Verbindungen unterhalten und von ihm gegen baare Darlehen den Besitz von Monopoli, Campagnano, Terlizzi &c. erlangt hatte. Die Königin Johanna II. von Neapel zog ihn vollends in ihren Dienst herüber; sie, die ihn dem furchtbaren Sforza entgegenstellen wollte, beehrte ihn mit der Grafschaft Gravina in Terra di Bari, die so lange der Montmorenci Eigenthum gewesen, verheiratete ihn mit Margaretha della Marra, Frau auf Canosa, Delifitto und S. Agatha, der reichen Witwe des Grafen von Troja, und ernannte ihn zu ihrem General-Capitain. Sie betrog sich nicht in den in den neuen Grafen von Gravina gesetzten Hoffnungen, er erfocht beinahe an den Thoren der Hauptstadt einen bedeutenden Sieg über Sforza (1421), und schloß, als der Königin Abgesandter, mit Alfons von Aragonien den Vertrag, wodurch dieser sich verpflichtete, der Königin Krieg gegen Anjou zu dem seinen zu machen. Als Belohnung für diesen wichtigen Dienst erhielt Franz die Grafschaft Copertino, in Terra d'Oranto. Auch nach der Johanna Tod blieb er dem Interesse des Königs von Aragonien ergeben, und nament-

Peter Gastano, den Herzog von Sermonetta, verheiratheten Schwester, Felicia Maria. Auch Felicia Maria, die achte Herzogin von Gravina, blieb ohne Kinder, und das Herzogthum fiel an ihres Großvaters, des oben als einen der Söhne von Ferdinand I. genannten Hosilius ältern Sohn, Peter. Hosilius, der in erster Ehe mit Dianora Caraccioli, in anderer Ehe mit Diana del Tuso verheirathet gewesen, hinterließ die Söhne Peter und Anton. Anton, Fürst von Galluccio, obgleich zweimal verheirathet, starb kinderlos. Peter, Fürst von Solafra, folgte der Herzogin von Sermonetta als neunter Herzog von Gravina, erheirathete auch die Grafschaft Muro mit Dorothea Orsini, des Grafen Flaminius II. von Muro Tochter. Sein Sohn Ferdinand III., zehnter Herzog von Gravina, Fürst von Solafra und Vallata, Graf von Muro, wurde in seiner Ehe mit Johanna della Tolsa, des Herzogs von Grumo Tochter, ein Vater von drei Kindern. Die Tochter, Scholastica, nahm den Schleier, und starb als Äbtissin des Klosters delle Sapienza zu Neapel, den 30. Jun. 1728. Der ältere Sohn, Peter Franz, geb. den 2. Febr. 1649, wurde durch des Vaters frühzeitiges Absterben eilfter Herzog von Gravina und Fürst von Solafra, jedoch durch die Mutter alsbald dem geistlichen Stande bestimmt, und schon von seinem vierten Jahr an als ein Dominikaner gekleidet. In diesen Orden trat er wirklich zu Venedig, den 12. Aug. 1667, unter dem Namen Vincentius Maria; am 22. Febr. 1672 erhielt er den Cardinalsstuh, im J. 1675 das Bisthum Siponto, 1680 jenes von Cesena, 1686 das Erzbisthum Benevento. Als Dekan des heil. Collegiums bestieg er durch Wahl vom 29. Mai 1724 den päpstlichen Thron unter dem Namen Benedikt XIII. Sein seliges Ende erfolgte am 21. Febr. 1730. Man hat ein Medaillon von Bronze, welches die Stadt Benevento ihm zu Ehren hat schlagen lassen. Av. Fr. Vinc. M. Ord. Praed. Card. Ursino. Ep. Port. Archiep. B. S. P. Q. B. Brustschild von der rechten Seite in Calotte. Rev. Neben einem Kirchengebäude ein kniender Mönch, welchem ein Engel die Liara übergibt; darüber in Wolken die Kirche, als Frau mit Kreuz in der Linken. Überschrift: Seculi quinti felicitas. Des Herzogs Ferdinand III. jüngerer Sohn, Dominicus, wurde durch seines Bruders Verzicht zwölfter Herzog von Gravina, Fürst von Solafra und Vallata, Graf von Muro, vermählte sich 1671 mit Aloysia Paoluzzo Altieri, dann nach ihrem am 22. Julius 1678 erfolgten Ableben, im J. 1683 mit Hippolyta del Tocco, des Fürsten Karl von Achaja und Montemileto Tochter, und starb 1705, aus der ersten Ehe eine Tochter, Johanna, oder wie sie in ihrem Kloster hieß, Maria Cecilia, geb. 1674, und aus der andern Ehe zwei Söhne hinterlassend. Der jüngere derselben, Mondilla, geboren zu Solafra, im Neapolitanischen den 22. Jul. 1690, trug in der Welt den Namen eines Grafen von Muro, wurde aber später Dratorianer in dem Kloster S. Maria de Vallicella, in dem Königreiche Neapel. Benedikt XIII. verlieh ihm, unmittelbar nach seiner Thronbesteigung, die neapolitanische Abtei S. Sophia, weihte ihn am 24. Jul. 1724

zum Erzbischofe von Korinth und nahm ihn am 15. August nämli. J. unter die assistirenden Bischöfe des päpstlichen Thrones auf. Am 10. Nov. 1724 erhielt Mondilla das Bisthum Melfi, am 28. Mai 1728 das Erzbisthum Capua und am 23. Mai 1729 das Patriarchat von Constantinopel. Hiermit war seine Laufbahn an dem päpstlichen Hofe geschlossen, denn der neue Papp, Clemens XII., haßte die Orsini. Darum nahm Mondilla seinen Aufenthalt zu Neapel, wo er auch am 8. Jan. 1750 verstorben ist, nachdem er seit 1738 Kanzler des neu gestifteten St. Januarordens gewesen. Das Erzbisthum Capua hatte er 1743 gegen eine Pension von 4000 Scudi aufgegeben. Sein älterer Bruder, Ferdinand Bernuold Philipp, 13ter Herzog von Gravina, Fürst von Solafra, der nämliche, der wegen seiner mit dem Bischofe von Gravina gehaltenen Zwistigkeiten in den Kirchenbann versiel, wurde vom Kaiser Karl VI. am 24. Aug. 1724 mit Beilegung des Titels Atezza in des H. R. R. Fürstenstand erhoben und zugleich mit dem großen Palatinat bekleidet, in der Art, daß er sogar die Gewalt haben sollte, Freiherren, Grafen und Markgrafen zu creiren. Im J. 1729 wurde das Herzogthum Gravina von dem Kaiser, als Könige von Neapel, für souverain und independent erklärt, demselben auch die Münzgerechtigkeit beigelegt, und im J. 1730 erließen der kaiserliche sowol, als der päpstliche Hof, feierliche Declarationen, wonach der Herzog von Gravina befugt sein sollte, alle dem Hause Orsino unrechtmäßig entzogene, oder gesetzwidrig veräußerte Güter zurückzunehmen; dergleichen Vergünstigungen sind indessen leichter bewilligt, als ausgeführt. Von Papp Clemens XII. wurde der Herzog, an der ausgegangenen Herzoge von Bracciano Stelle, zum Fürsten des päpstlichen Stuhls erklärt. Er starb den 4. Jan. 1734. Seine erste Gemahlin, Johanna Caracciola della Tavella, war ins Kloster gegangen, und er hatte sich darauf am 16. April 1718 in zweiter Ehe mit Hyacintha, des Fürsten Franz Maria Ruspoli Tochter, vermählt. Allein auch diese zweite Gemahlin trennte sich von ihm im J. 1722, empfing in ihrer klösterlichen Einsamkeit mehrmals einen Besuch von Papp Benedikt XIII., der demnach ihre Handlungsweise nicht mißbilligte, wurde doch 1730 mit dem Herzog ausgehönt, und starb als Witwe den 14. Nov. 1757. Der einzige Sohn, den sie am 5. Jul. 1719 geboren, Dominicus Amadeus, 14ter Herzog von Gravina, resignirte, nachdem er seine am 19. April 1738 ihm angetraute Gemahlin, Paulina Anna Flaminia d'Erba Ddescalchi, des Herzogs Balthasar von Bracciano Tochter, am 26. Aug. 1742 durch den Tod verloren (der Schrecken über ein Erdbeben hatte sie getödtet), trat den geistlichen Stand an, wurde am 9. Sept. 1743 Cardinal-Diakon, tit. S. Mariae ad Martyres, war (seit Jan. 1765) Protector von Frankreich und von beiden Sicilien, und des neapolitanischen Hofes bevollmächtigter Minister bei dem heil. Stuhl, erhob am 27. Aug. 1763, sich der seinem Hause von den Kaisern Ferdinand II. und Karl VI. verliehenen Privilegien bedienend, den Kaspar Calzaniaglia, angeblich von altem teutschem Adel, in des H. R. R. Frei-

herrenstand, und starb im J. 1789. Er hinterließ zwei Söhne, als Zwillinge geboren, den 9. Aug. 1742; der älteste, Dominicus, folgte dem Vater als 15ter Herzog von Gravina, als Fürst des H. R. R. und des päpstlichen Thrones (Principi assistente al soglio) auch Fürst von Solafra und Ballata, Graf von Muro, Grande von Spanien u. und starb den 3. Nov. 1824, daß er also seinen ältesten Sohn, Dominicus, der nicht selten mit dem bei Trafalgar gefallenen spanischen Admiral Karl (Gravina *) verwechselt worden, überlebte. Der heutige Herzog von Gravina, Dominicus Orsini, ist sein Enkel. Von den 8 erzbischöflichen und 30 bischöflichen Städten, von den 400 großen Herrschaften, welche die Orsini einst im Neapolitanischen besaßen, ist Gravina das einzige Überbleibsel.

Das Haus Santogemini. Noch haben wir von des dritten Herzogs von Gravina jüngerm Sohn zu sprechen. Dieser, Johann Anton kommt im J. 1536 als General der leichten Cavalerie im venetianischen Solde vor, und wurde in seiner Ehe mit Cornelia von Capua, des Grafen Bartholomäus von Altavilla Tochter, ein Vater von drei Kindern. Der Sohn, Virgilius, der mit Johanna Gaetana vermählt, hat zuerst den Titel eines Herzogs von Santogemini, nordwestlich von Terni, in dem Herzogthume Spoleto, geführt. Des Virgilius Sohn, Johann Anton, Herzog von Santogemini, Fürst von Scandriglia, Graf von Ercole, auch durch Verleihung vom 12. März 1608, Ritter des königl. französisch. Geistesordens, gerieth in große Schuldenlast. Er bat daher bei Papst Paul V. im J. 1608 um die Errichtung eines Monte **, welcher Monte Orsino heißen und zu seiner Sicherheit die Einkünfte von Monte Libretto haben sollte. Da aber diese Hilfe sich als unzureichend bewährte, so erlangte er 1633 von Papst Urban VIII., daß zu jenem Monte noch 1500 Luoghi oder Actien geschlagen wurden, wogegen er, außer Monte Libretto, noch die Einkünfte von dem Herzogthume Santogemini und von den Dörfern Scandriglia, Lugnoli, Consigni und Cerdomare, die Tenuta von Monte maggiore, und den Palast in Rom, a Pasquino, verpfändete. Anders konnte Johann Anton sich nicht helfen, obgleich der Papst seine Einkünfte zu 20,000, seine Schulden nur zu 150,000 Scudi berechnete, indem die Congregation der Barone sich bereits anschickte, die verpfändeten Güter zu verkaufen, daher sowol sein Schwiegersohn, der Herzog Ferdinand von Bracciano, als sein Enkel Virgilius, ihre Einwilligung zu dieser weiteren Verpfändung gaben. Johann Anton hatte nämlich aus seiner Ehe mit Constan-

tia Savelli, einer Tochter des Fürsten della Riccia, nur eine einzige Tochter, Justiniana, die an den Herzog Ferdinand von Bracciano verheirathet war, und diesem, außer den väterlichen Besitzungen, auch das reiche Erbe der Savelli zubrachte. Jedoch wurde auf Ferdinands Ansuchen, unmittelbar nach des Schwiegersvaters Ableben, der größte Theil der von diesem verpfändeten Güter, unter dem Einflusse der Congregation der Barone verkauft, namentlich wurde Nerola, das Fürstenthum in Sabina, 1634 um 50,000 Scudi, sowie auch Monte Libretto, der Zoll in Corese, der in neuern Zeiten jährlich 700 Scudi ertrug u., von den Barberini erstanden.

Das Haus Monterotondo. Rinaldo, Mathäus des Großen dritter Sohn, und des Papstes Nikolaus III. jüngerer Bruder, wird als dessen Stammvater betrachtet. Einer von Rinaldo's Nachkommen, Orso Orsino auf Monterotondo, war Condottiere in jener florentinischen Armee, mit welcher Karl Malatesta das von den Mailändern unter Angelo de la Pergola belagerte Schloß Zagonara in der Romagna entsetzen sollte, und die am 24. Jul. 1424 eine so vollständige Niederlage erlitt, während Orso selbst auf der Flucht ertrank. In seiner Ehe mit Laurentia Conti hatte er die Söhne Laurentius und Jakob erzeugt. Der jüngere, Jakob, war mit Magdalena Orsina, Karis von Bracciano jüngster Tochter, verheirathet und durch sie Vater zweier Söhne, von welchen der jüngere Rinaldo, von 1474 — 1508 die erzbischöfliche Kirche von Florenz regierte, dann aber das Erzbisthum mit Vorbehalt einer Pension von 900 Scudi resignirte. Seitdem hieß er der Erzbischof von Casarea. Man kennt von ihm ein Medaillon, aus gelbem Metall gegossen, mit Ohr: Av. Raynaldus, de Ursinis. Archiepiscopus. Florent. Brustbild von der linken Seite. Rev. Bene. facere. et. letari. Eine sitzende weibliche Figur mit Ruder und Füllhorn. — Des Erzbischofs Bruder, Orso, wurde der Vater jenes Franciotto Orsino, der an dem Hofe von Lorenzo de Medici erzogen, sich als Heerführer nicht unbedeutenden Ruhm erwarb. Als Witwer erwählte er den geistlichen Stand, und wurde von Leo X. zum Protonotarius Apostolicus und 1517 zum Cardinale, tit. S. Georgii in Velabro, den er nachmals mit jenem von S. Maria in Cosmedin verwechselte, ernannt. Er war auch Bischof von Vojano und Rimini, Erzpriester der St. Peterskirche, überhaupt unter seinen Collegen einer der reichsten, gleichwie seine persönliche Eigenschaften ihm den größten Einfluß auf das heilige Collegium verschafften. Er allein hatte den Muth, sich der Wahl Hadrians VI. zu widersetzen; „es würde,“ behauptete er, „der Nachwelt das schlimmste Beispiel sein, wenn wir einen Papst, den keiner kennt, keiner nur gesehen hat, wählen wollten.“ In dem Conclave nach Adrians VI. Tode waren es lediglich Julius von Medici und Pompejus Colonna, welche sich um die päpstliche Krone stritten. Das Conclave zog sich bei der gleichen Stärke der Parteien dergestalt in die Länge, daß man dessen Auflösung befürchtete, da brachte de Cardinal von Clermon den Franciotto Orsino in Vorschlag. Medici zeigte sich auf der Stelle bereit, ihm sei

*) Die Familie Gravina ist in Sicilien zu Hause, und bekannt genug durch den aus ihr hervorgegangenen Fürsten von Palagonia und seine Sammlung von Angehörigen. Der Admiral Gravina soll aber ein natürlicher Sohn von König Karl III. von Spanien gewesen sein. **) Das ist ein römischer Ausdruck. Wer bei dem Monte di Pietà 10,000 Scudi Capital anlegt, kann mit landesherrlicher Bewilligung dieselben ganz oder theilweise an einen andern, dem er etwas abgekauft hat, überschreiben lassen. Kommen der Überschreibungen viele, etwa zum Vortheile des Hauses Orsini, so entsteht eine Monte Orsino.

ne Stimmen zu geben, die mit denen der französischen Cardinale verbunden, eine entschiedene Majorität hervorbringen mußten. Da fürchtete Pompejus Colonna, einen seiner Erbfeinde als Papst zu erblicken, er beugte sich vor Julius de Medici, und Clemens VII. empfing die dreifache Krone. Franciotto starb den 10. Jan. 1533. Ein natürlicher Sohn von ihm, Hannibal, wird unter den Chorherren der St. Peterskirche im Vatikan genannt, während Franciotto's ehelicher Sohn, Octavio Drfino, Herr von Monterotondo, sich mit Portia Drfina, des Grafen Heinrich von Nola Schwester, verheirathete, und mit ihr die Söhne Heinrich, Leo, den Bischof von Frejus, und Franz erzeugte. Heinrich, der mit Johanna von Capua verheirathet, hinterließ eine einzige Tochter, Virginia, die an Alexander Drfino, den Grafen von Vitigliano, verheirathet war, und von Rechtswegen Monterotondo erben sollte, allein es gefiel dem Papste Gregor XIII., ihren natürlichen Bruder, den Franciotto Drfino, als derselbe sich mit Camilla Savelli verehelichte, zu legitimiren und erbfähig zu machen. So kam denn Monterotondo an des Franciotto Söhne, Franz und Heinrich, die jedoch ihre in Sabina belegene Herrschaft an die Barberini verkauften, und, wie es scheint, ihre Linie beschlossen haben. Des bei Zagonara verunglückten Drfo älterer Sohn, Laurentius, wurde in seiner Ehe mit Clarissa Drfina, Karls von Bracciano Tochter, ein Vater von drei Söhnen: Julius, Johann Baptist und Drfo. Der jüngste, Drfo, Abt von S. Vicenzo de Volturmo, wurde am 19. März 1474 zum Bischofe von Teano ernannt, und starb 1495 in Ungern, während einer an dem Hofe König Wladislaw's verrichteten Gesandtschaft. Er ist der Ursus de Ursinis, Ep. Theanensis, dessen Zeugniß d. d. Krummaw, 17. Jul. 1481 — cum a nonnullis revocetur in dubium ob rerum praeteritarum ignorantiam, quod illust. et grat. DD. Woccus, Petrus et Ulricus, fratres germani de Rosenberg et praedecessores eorundem ortum haberent in alma urbe Roma ab illustri et celeb. domo et progenie de Ursinis — Millauer in den Fragmenten aus dem Nekrolog des Stiftes Hohenfurt mitgetheilt hat. Johann Baptist, Cardinal tit. S. Mariae in Dominicano, durch Creation Sixtus' IV. vom J. 1483, erhielt von Alexander VI. als Preis für die demselben gegebene Wahlstimme, dessen reichen Palast in Rom, die Herrschaft Soriano, bei Viterbo, und die wichtige Legation Bologna. Er fand indessen bald Veranlassung, die getroffene Wahl zu bereuen, und besuchte daher, gleich andern Mitgliedern seiner Familie, den Congreß von la Magione, wo die Mittel zur Vertheidigung gegen den Papst und dessen ehrgeizigen Sohn berathen werden sollten. Sein Bruder Julius, der Rom nicht verlassen hatte, wurde von dem Papst an ihn abgesendet, um seine Besorgnisse zu zerstreuen, und Baptista kehrte nach der Hauptstadt zurück. Er lebte in gänzlicher Sorglosigkeit, er hatte keine Ahnung von dem, was in Sinigaglia seinen Angehörigen widerfahren war, als er die Einladung erhielt, einer Conferenz in dem Vatikan beizuwohnen. Er folgte dem Ruf und wurde auf

der Stelle verhaftet, gleichwie Rinalbo Drfino, der Erzbischof von Florenz, der Protonotar Drfino, der Abt von Aioiano, des berühmten Bartholomäus Bruder, und Jakob von Santa-Croce. Alle, erschreckt durch des Papstes Drohungen, übergaben auf der Stelle ihre Festungen, und erkaufte um diesen Preis ihre Freiheit; nur der Cardinal sollte außerdem noch sein ganzes Eigenthum abtreten. Vorläufig nahm Alexander VI. schon dessen Palast auf Montegiordano in Besitz und ließ alle daselbst vorfindliche Mobilien und Schriften nach dem Vatikan bringen. Indem er in diesen Schriften suchte, und besonders des Cardinals Rechnungsbücher durchging, fand er ein Guthaben von 2000 Dukaten, zu Lasten eines unbenannten Gläubigers und eine Bescheinigung über den Ankauf einer Perle, die 2000 Dukaten gekostet hatte, aber nirgends zu finden war. Auf diese Entdeckung hin ließ der Papst am 1. Febr. 1503 die Dienerschaft abweisen, die in der Mutter Auftrag ihrem Sohne, dem Cardinal, Speise in dem Gefängnisse zutragen sollte, und zugleich gab er die bestimmte Versicherung, daß der Gefangene nicht essen solle, der Schuldner und die Perle seien denn ausgemittelt. Ohne Zögern erlegte die Mutter die 2000 Dukaten und des Cardinals Geliebte drängte sich in Mannskleidern bis in des Papstes Cabinet, und überlieferte ihm die Perle, die sie als Geschenk von Baptista empfangen. Darauf verstattete Alexander, daß man dem Unglücklichen wieder Speise reiche, zugleich aber ließ er ihm einen Gisttrank beibringen, woran der Cardinal am 22. Febr. 1503 verschied. Auch sein älterer Bruder, Julius, gerieth in des Papstes Gewalt, nachdem er in Ceri eine kurze Belagerung ausgehalten; wider alles Erwarten wurde jedoch die eingegangene Capitulation beachtet und das Leben ihm geschenkt. Um aber nicht nochmals in die nämliche Gefahr zu gerathen, suchte er Zuflucht in Vitigliano, wo er sich besetzte, und zugleich seinen Vetter Fabius in seinen Rüstungen unterstützte. Später kommt er als Condottiere in französischem Solde vor. Er war mit Violanta von San-Severino verheirathet und Vater von Marius, Paul Emil, Valerius und Fulvius. Fulvius erhielt am 15. Dec. 1562 das Bisthum Spoleto und starb im J. 1581. Marius, sein ältester Bruder, trat in der Florentiner Dienst, als diese sich anschickten, den letzten Kampf um ihre Freiheit zu kämpfen (1538), und galt für einen der besten ihrer Hauptleute, als er am 16. Dec. 1529, indem er einige Veränderungen an einer Bastion anordnete, durch eine feindliche Stüßkugel zugleich mit Georg von Santa-Croce getödtet wurde. Er hinterließ einen Sohn, Julius genannt. Des Marius Bruder, Valerius, in des berühmten Rencio Ceri Schule gebildet, diente in den Heeren der Päpste Leo X. und Clemens VII. Mit Lautrec zog er als General von der Cavalerie nach Neapel und seine in dieser Stellung geleisteten Dienste verschafften ihm den freilich nur vorübergehenden Besitz der Grafschaft Nola und des Fürstenthums Ascoli und Forino (ein Staat, der schon seines Vaters Eigenthum gewesen zu sein scheint). In dem Krieg um Corfu tritt er in Dalmatien für die

Venetianer, sein jüngerer Sohn, Oliverotto, fiel für sie im J. 1538, er selbst starb, 46 Jahre alt, zu Venedig, den 4. Aug. 1550, und fand in der dasigen Kirche della Madonna del Orto seine Ruhestätte. Außer seiner Gemahlin, Johanna Maria Dffreduci, überlebten ihn die Söhne Jordan und Johann Baptist. Letzterer, Erzbischof von Santa-Severina in Calabrien, starb den 15. Febr. 1566. Jordan leistete dem Großherzoge Cosmus von Toskana, vornehmlich in dem Kriege mit Siena, wichtige Dienste, und focht nicht minder glücklich unter französischen Fahnen auf Corsica, wie er dann auch drei Jahre lang den Oberbefehl auf der Insel führte. Als des St. Michaelsordens Ritter ließ er sich 1563 unter Verheißung einer jährlichen Besoldung von 1500 Zechinen für den venetianischen Dienst gewinnen; er war Gouverneur von Brescia, als er in offener Straße überfahren und dergestalt verlegt wurde, daß er am zweiten Tage, den 26. Sept. 1564, nur 39 Jahre alt, den Geist aufgeben mußte. Seine Gemahlin, eine Tochter des berühmten Bartholomäus von Alviano, hatte ihm drei Söhne, Valerius, Ludwig und Raymund, geboren. Raymund wurde 1583 zu Rom von den Ebirren, deren Hauptmann er beleidigt hatte, in einem Tumulte getödtet. Ludwig, ein Mann von seltener Kühnheit, tödtete, um den Bruder zu rächen, den Vicarius der Stadt Rom, den Vincentius Vitelli, in einer der belebtesten Straßen der Stadt, flüchtete, trieb sich eine Zeit lang, als Anführer einer den Römern höchst beschwerlichen Banditenschar in dem römischen Gebiet umher, und fand endlich bei den Venetianern Zuflucht. Er benutzte sie, um des ersten Herzogs von Bracciano Witwe, die Virginia Accoramboni, und ihren Bruder in Padua durch seine Gesellen ermorden zu lassen. Nach vollbrachter That verzweilte er sich noch in Padua, statt wie er es Anfangs Willens gewesen, nach Corfu zu schiffen, und es wurde ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen. Er hatte aber den Palast Contareni in eine Festung verwandelt, und es kostete eine förmliche Belagerung, bevor man ihn nach Venedig schaffen konnte. Hier bereitete er sich mit großer Standhaftigkeit zum Tode; er machte sein Testament, legirte seine Küstung dem Senat, und wurde am 17. Dec. 1585 im Gefängniß erdrosselt. Seine Witwe, Julia Savelli, heirathete nachmals den französischen Gesandten in Rom, den Johann de Vivonne, Marquis de Pisani. Des Julius Orsino und der Violanta de Santa-Severino letzter Sohn, Paul Emil, ist nur als Vater von Marius und Troilus merkwürdig. Letzterer, der in Frankreich als Page Königs Heinrich II. erzogen worden, diente später dem Großherzoge von Toskana, für den er 1569 und 1570 eine Gesandtschaft in Frankreich, und 1573 eine zweite in Polen verrichtete. Ein ihm Schuld gegebener Liebeshandel mit Isabella de Medici, der ersten Gemahlin des Herzogs Paul Jordan von Bracciano, nöthigte ihn, nach Frankreich zu entfliehen; die Nachstellungen folgten ihm auch dahin, er entging ihnen zu wiederholten Malen, empfing aber endlich, als er sich Nachts nach seiner Wohnung in Paris begab, von einem u. n dem Bruder der Herzogin, von dem Großherzoge

Franz, ausgesendeten Mörder eine Schußwunde, welche nach drei Tagen seinem Leben ein Ende machte (1577). —

Noch müssen wir einiger Personen aus diesem weitläufigen Geschlechte gedenken, denen wir ihre wahre Stelle nicht anzuweisen vermögen. Dahin gehört der Erzbischof von Neapel, Johann Orsino, starb im J. 1358, nachdem er Synodales constitutiones; Jura redditus, privilegia et fundationes ecclesiarum civitatis Neapolis ejusque dioecesis u. a. m. geschrieben. Dahin gehört Cosmus Orsino, Cardinal tit. SS. Nerei et Achillei (creirt von Sixtus IV. im J. 1479), der am 22. Febr. 1486 bezeugt, „quod domus dominorum de Rosenberg habeat originem et procedat a familia et domo nostra“ (Millauer Nekrolog des Stiftes Hohenfurt, S. 58). Dahin gehört endlich und vorzüglich der berühmte Bastard Fulvio Orsino, geb. den 11. Dec. 1529, von dessen Vater wir nichts weiter wissen, als daß derselbe ein Comthur Malteserordens, wahrscheinlich aus dem Hause Monterotondo, gewesen. Der Comthur hatte bereits angefangen, für des Fulvio Erziehung zu sorgen, entzweite sich aber mit der Mutter, und überließ sie und ihr Kind dem kläglichsten Schicksal. Abends ging das verlassene Geschöpf betteln, und von Almosen lebte der Knabe, bis er im Alter von sieben Jahren unter die Chorknaben der Laterankirche aufgenommen wurde. Hier interessirte er durch seine Lebendigkeit einen der Chorberrn, den Gentilis Delfino. Dieser, ein leidenschaftlicher Alterthumsforscher, ließ den Knaben in den Anfangsgründen der gelehrten Sprachen unterrichten und gab ihm auch selbst archäologischen Unterricht. Der Schüler wußte bald mehr als seine Lehrer, blieb aber dessen ungeachtet stets des Gentilis Liebling, erhielt auch durch dessen Vermittlung mehre kleine Beneficien an der Laterankirche, endlich des Gentilis eigenes Kanonikat, welches dieser zu seinen Gunsten resignirte. Fulvio wurde mit den gelehrtesten Männern in- und außerhalb Rom, mit Faeno, Latinus Latini, Paul Manuzzo, und dem berühmten Anton Augustino vertraut, erwarb sich auch als der Cardinale Ranuccio und Alexander Farnese Bibliothekar mächtige Gönner. Sein Ruf drang bis in den fernsten Norden, und der König von Polen suchte ihn 1578 für seinen Dienst zu gewinnen. Des Fulvio Bärtlichkeit für seine Mutter erlaubte ihm nicht, auf die ihm gemachten Anträge zu hören. Um den Studien ganz ungehindert obliegen zu können, empfing er nur die Weihe eines Subdiacons, gleichwie er sich auch von Brevier und Chorbesuch dispensiren ließ. Aber seine Beneficien behielt er bis an sein Ende, und Gregor XIII. fügte ihnen noch eine auf das Bisthum Aversa angewiesene Pension von 200 Dukaten hinzu. Sein ganzes Einkommen verwendete Fulvio auf den Ankauf von Gemälden, Statuen, Medaillen zc.; das außerlesene Cabinet, das er auf diese Art zusammenbrachte, vermachte er dem Cardinal Ddoard Farnese, dem Großneffen seiner frühern Principale. Seine zahlreiche Manuscriptensammlung gab er der Vaticana, seine gedruckten Bücher dem Horatio Lancellotti, 2000 Scudi dem Bischofe von Camerino, Gentilis Delfino. Er starb den 18. Mai-

1600, und wurde in der von ihm bei der Laterankirche erbauten St. Maria-Magdalenenkapelle beerdigt. Seine Schriften sind: Virgilius¹⁾ collatione scriptorum graecorum illustratus (Antwerp. 1568). Novem²⁾ illustrium foeminarum et septem lyricorum carmina (Antw. 1568). Imagines³⁾ et elogia virorum illustrium et eruditorum ex antiquis lapidibus et numismatibus expressae (Romae 1570. Fol. Antw. 1598. 4. ib. 1606. 4.). Familiae romanae, quae reperiuntur in antiquis numismatibus ab urbe condita ad tempora D. Augusti (Romae 1577. fol.), auch in t. VII. Thes. antiq. romanar. und mit Patins Verbesserungen und Zusätzen (Paris 1663. fol.). S. Pompejus Festus de verborum significatione (Romae 1581). Selecta de legationibus ex Polybio et alia fragmenta de historiis, quae non exstant (Antw. 1582). Arnobii disputationum adversus gentes libri VIII, et Minucii Felicis Octavius (Romae 1583. 4.). Laelii Capitolini centones ex Virgilio. 4. Notae ad M. Catonem, M. Varronem, und die übrigen Scriptores rei rusticae. Notae in omnia Ciceronis opera. Notae in Sallustium, Livium, Vellejum, Tacitum, Suetonium,

Spartianum; Caesarem, et alios, wobei ihm jedoch Schuld gegeben wird, daß er die Anmerkungen über Cäsar aus einer Handschrift des Ciacconius, ohne diesen zu nennen, abgeschrieben habe. Diese, von Thomasius und Casaubonus weiter ausgeführte Anschuldbung des Plagiats ist noch nicht gehörig untersucht. Petri Ciacconii de triclinio romano liber singularis, cum appendice. Die von Fulvio hierzu gegebenen Noten sind von größerm Umfang als der Text. Tractatus de bibliothecis, abgedruckt in *Maderi et Schmidii collect. de bibliothecis* (Helmst. 1666. t. I.) Antonius Augustinus de legibus et senatus consultis Romanorum, adjunctis legum antiquarum et senatus consultorum fragmentis, cum notis. — Joseph Castiglione hat des Fulvio Leben zugleich mit dessen Testament, nach einem Manuscripte von Lukas Holstenius, herausgegeben. Rom 1657. S. 39 (abgedruckt in den zu Breslau 1711 herausgekommenen *Vitis selectis*). Unstreitig gehört Fulvio unter die ausgezeichneten Philologen des 16. Jahrhunderts, besonders aber galt er für den ersten Meister in der Kunde der Handschriften, und die Wahl der Bücher, welche er für sich, vorzüglich aus Bembo's Nachlaß, erwarb, sowie die seltene Genauigkeit der Collationen, welche wir von ihm besitzen, zeugen genugsam für die Richtigkeit dieses Urtheils. —

Das Wappen des Hauses Orsino, ein silbernes Schild, wird durch eine goldene Binde mit einem blauen Aale (wegen der Grafschaft Anquillara), in zwei Hälften getheilt. Die obere Hälfte enthält eine rothe Rose, die untere Hälfte drei rothe Querbalken. Die Herzoge von Gravina führen ein von Oben herab getheiltes Wappen, rechts Orsini, links, im grünen Feld ein aufgesetzter silberner Thurm, mit einem blauen Thore, wegen Gravina. Die Herzoge von Bracciano führten einen gevierten Schild: 1) Tragonien, 2) der doppelte Reichsadler, 3) Anjou, und darunter Jerusalem, 4) die ungrischen Quersreifen. Darüber im Herzschild das doppelte Geschlechtswappen.

Vergl. L'Historia di Casa Orsina, di Francesco Sansovino. Con quattro Libri de gli huomini illustri della famiglia. In Venetia, appresso Bernardino et Filippo Stagnini, fratelli. 1565. Fol. 135 und 92 Blätter. Unkritisch, verworren und geschwäßig im höchsten Grade. Decus Europae, domus Ursina. (Tyrnaviae 1725). Ganz unbedeutend. *Imhof*, Genealogiae viginti illustrium in Italia familiarum (Amsterdam 1710. Fol.) p. 307—342. Nach *Imhofs* Art fleißig und gründlich, nur ist die Erzege mager, und daß für das römische Mittelalter so wichtige Haus Montegiordano beinahe ganz übersehen. Überhaupt keineswegs fehlerfrei. — Von dem Jouvanel des Ursinus sehe man den Art. Jouvanel. (v. *Stramberg*.)

ORSINOME, die Gemahlin des Lapithes, Mutter des Phorbas und Periphas, Tochter des Eurynomos. Lapithes und Kentaurus werden Söhne des Apollon und der Nymphe Stilbe, der Tochter des Peneios und der Kreusa genant.; Orsinome's Gemahl Lapithes beherrscht das um den Peneios gelegene Land (*Diodor. IV. 69.*) (*Klausen.*)

1) Orsino führte besonders die erst später gehörig beherzigte Methode bei der Interpretation der römischen Classiker ein, der Quelle einer Vorstellungsart eines Schriftstellers nachzuforschen, und ihn durch Parallelismen zu erläutern. Epoche macht in dieser Hinsicht sein Virgilius collatione scriptorum graecorum illustratus (Antw. 1568), neu herausgegeben mit drei andern Schriften von L. K. Walkeuaer (Leov. 1747). Orsino führt darin diejenigen Stellen aus griechischen Schriftstellern an, die der römische Dichter vor Augen gehabt haben soll. 2) Neu herausgegeben und vermehrt von J. C. Wolff. Hamburg 1735. 2 Bde. 4. 3) Ein besonderes Verdienst erwarb sich Orsino um die, zu seiner Zeit meist zum Bilder- und Seltenheitspielwerke dienende, alte Numismatik. Er gab dem Studium derselben eine historisch-wissenschaftliche Richtung und Gestalt, indem er die Aufmerksamkeit auf Familien- und Consularmünzen hinleitete, und die historische Benutzung solcher Quellen bemerkbar machte. Dies that er besonders in folgenden zwei sehr geschätzten Werken, die spätern Forschern zur Grundlage dienen: a) Imagines et elogia virorum illustrium ex bibliotheca Fulvii Ursini (Rom. [Venet.] 1570. fol.) verm. mit dem Titel: Illustr. imag. ex ant. mar. numism. et gemmis . . . Theod. Gallaeus delin. incid. (Antw. 1598. 4.) mit 151 Blättern. Verm. mit 17 Blättern und einem lat. Commentar unter dem Titel: S. Fabri in imagines illustr. ex Fulv. Ursini bibl. Antwerpiae a Th. Gallaeo expressas commentarius. (Antw. 1606. 4.). Französisch von L. C. Baudelot (Paris 1710. 4.); wieder verm. herausgeg. von J. P. Belloni mit der Aufschrift: Imagines veter. illustr. philosophorum, poetar., rhetor. et orator. (Rom. 1685. fol. Vol. III. fol. 1789. fol.) und im Gronovschen Thesaur. Der Blätter sind überhaupt 92 und der Bildnisse 896. (Die Ausgabe mit dem Commentare von J. Faber [de Fèvre] ist die geschätzteste. S. *Freitag*, Appar. lit. T. II, 1044. Ej. Analect. 444. Gallaeus num. 8100. *Clement*, bibl. cur. T. II, 259). b) Familiae romanae etc. ad tempora D. Augusti adject. XXX. famil. ex lib. Ant. Augustini (Rom. 1577. fol.). C. Patin restituit, recognovit, auxit. (Par. 1663. fol. von 110 Geschlechtern), perpet. adnot. illustr. per F. Vaillant (Amst. Vol. II. fol.). Vgl. *Hanckius*, De script. rer. rom. 254. P. II. 389. *Banduri*, Bibl. nummar. 27. *Schurtz*, *fleisch*, *elogia*. 40. *Fabricii* hist. biblioth. suae. P. III, 75. *Mém. de Nicéron*. T. XXIV, 341. *Teissier*, *Eloges des hommes ill.* T. IV, 364. *Millin*, *Magas. encyclop.* 1811. p. 96. *Wachlers* *Gesch. d. hist. Forst.* 1. Bd. 2. Abth. S. 424. (*Baur*.)

ORSINUS, alter Name eines Flusses in Carien (Plin. V, 29, 29). (H.)

ORSIPPOS. Dies ist die gewöhnliche Form; nur auf der nachher anzuführenden megarischen Inschrift findet sich Orrippos, welches die megarische Form sein mag, und bei dem Schol. Venet. in Il. XXIII, 683 Orippos. Ebenso nennen ihn alle einen Megarer, nur das Etymol. M. 243, 1 und die gewöhnlichen Scholien zu der citirten Stelle der Iliade machen ihn zu einem Lacedämonier, vermuthlich aus Verwechslung mit Alanthus. Zwei Begebenheiten nämlich haben dem Drisippus einen Platz in der griechischen Geschichte erworben; einmal war er es, welchem zufällig in Olympia beim Wettrennen des Stadiums der Gurt abfiel, und so wurde er der erste, welcher ganz nackt, auch ohne Gurt, lief. Diese Begebenheit wird von Julius Africanus, von Eustathius ad Il. p. 1324, den venetianischen Scholien zur Il. l. c. und Isidor XVIII, 17 in die 15. Olympiade, in die Zeit, da Hippomenes in Athen zehnjähriger Archon war, verlegt, womit auch alle andere Daten übereinstimmen, sodas der Etymol. und der Schol. z. Il. a. a. D., welche das Factum in die 32. Olymp. hinabrücken, verschrieben sind oder sich geirrt haben. Was nun bei Drisippus ein Werk des Zufalls gewesen, das machte sich auf der Stelle der Lacedämonier Alanthus zu Nutze, der in derselben Olympiade beim Rennen des Diaulos oder des Dolichos den Gurt gleich am Anfange der Bahn ablegte. Drisippus wurde damals Sieger, wie aus dem megarischen Epigramm (*πρῶτος Ἑλλάνων ἐν Ὀλυμπίῳ ἐστὲ φανώθη γυμνός*) und aus Pausanias (I, 44) hervorgeht, sodas die Scribenten, welche ihn durch den Fall besiegt werden oder gar sterben lassen, wie Eustathius, die Scholien zum Homer, der Etym. M. und Isidor, sich geirrt haben. Die zweite Begebenheit war, das derselbe späterhin als Feldherr so glücklich war, den Nachbarn ein gut Stück Landes abzunehmen und seinen Landsleuten zuzueignen. Boeckh hat aus den Worten ἀπέλασται und ἀποτεινομένων in den Versen der Inschrift *ὅς δὲ μακίστους μὲν ὄρους ἀπέλασται πάτρα, πολλὰν δὲ ζυμένειαν γὰρ ἀποτεινομένων* gefolgert, das das Land ursprünglich megarisch gewesen, durch die Nachbarn den Megarern entziffen, durch Drisippus also diesen nur restituirt worden sei; ich meines Theils halte zwar die gebilligte Erklärung von ἀποτεινομένων für grammatisch unmöglich und glaube vielmehr, das das Wort hier passivisch zu nehmen sei, „da den Feinden abgeschnitten wurde;“ denn warum sollte man nicht ἀποτέμνομαι γῆν sagen, in der Bedeutung, mir ward Land abgeschnitten? Aber dennoch muß ich schon des bloßen ἀπέλασται wegen sowol diese Vermuthung als die andere billigen, das die feindlichen Nachbarn, von denen hier die Rede ist, die Korinther waren, welche bekanntlich das kleine Ländchen, seit es von Korinth her dorische Bevölkerung erhalten, nicht schonender behandelten, als die Athener mit ihm umgesprungen waren, da es ionisch-attische Bevölkerung hatte; aber schon vor D. I hatte Megaris mit Hilfe von Argos sich unabhängig gemacht (Paus. VI, 19, 9) und die Korinther mögen im

Laufe der Zeit ihre Angriffe auf Megaris verschiedentlich und mit glücklichem Erfolg erneuert haben, sodas Drisippus den Megarern ein wahrer Helfer in der Noth war. Um solcher Verdienste willen wurde ihm, wie einem Heroen und Dikistes, nach seinem Tod ein Grab mitten in der Stadt auf dem Markt eingeräumt, in der Nähe des Grabmals des Korobus (Paus. l. c.) und, jedoch vermuthlich erst geraume Zeit später, auf Geheiß des delphischen Orakels, ein glänzendes Monument gesetzt (*τῆδα ἀρίστων Μνῆμα θέσαν γάμα Δελφίδι πειδόμενοι*), zu welchem die oft besprochene Inschrift gehörte; da diese jedoch den Schriftzügen nach eine sehr junge Zeit verräth, so wird man Böckhs Vermuthung beitreten müssen, das die Inschrift durch die Länge der Zeit verwischt, auf Befehl der Megarer späterhin restaurirt worden sei. Es ist dieselbe öfter herausgegeben worden, am besten von Boeckh Corp. Inscr. no. 1050, wo man auch die vollständigsten literarischen Nachweisungen und nöthigen Erläuterungen findet; sie lautet so:

Hier dem Helben Drisippus errichteten sich die Megarer, Folgend der Pytho Geheiß, leuchtendes Denkmal ihm, Welcher die weitesten Grenzen der Heimath wieder verschaffte, Als er den Feinden entziff ein sehr großes Gebiet, Auch von Hellanen zuerst in Olympia wurd' er bekränzt Nact, da früher den Gurt trugen die Kenner der Bahn.

(Meier.)

ORSK oder ORSKAJA KREPOST (orskische Festung), in der russischen Statthaltschaft Drenburg, am Einflusse des Dr in den Ural, eine Festung dritten Ranges, auf einem Jaspisberge. Sie ist nach Drenburg die beste Festung der ganzen Linie, von dieser Stadt 38 Meilen entfernt, hat 250 Häuser, die außer von 1000 Kosaken noch von 500 Tataren und andern Einwohnern bewohnt werden. Sie hat eine Kirche, welche, auf einer bedeutenden Anhöhe erbaut, der Festung zu einer nicht geringen Zierde dient. (J. C. Petri.)

ORSO, alter Name einer Stadt in Hispania Baetica, s. Urso. (H.)

ORSOBARIS. Bei Appian. Mithrid. c. 117 wird uns eine Tochter Mithridats VI., Ὀρσοβαρίς, genannt, welche Pompejus mit im Triumph auführte. Auf einer bithynischen Münze von Prusia ist auf der Vorderseite ein weiblicher Kopf mit der Aufschrift: ΒΑΣΙΛΙΣΣΗΣ ΜΟΥΣΗΣ ΟΡΣΟΒΑΡΙΟΣ. In Orsobaris glaubte nun Fröhlich den Künstler oder Stempelschneider zu entdecken; es ist aber einleuchtend, das Orsobaris der Name des Vaters oder der Mutter der Königin Musa, und nicht unwahrscheinlich, das auch bei Appian Ὀρσοβαρίς zu lesen sei. Vergl. Eckhel D. N. II. p. 445 sq. und die Encyclopädie im B. Oradaltis. (H.)

ORSOBIA, Tochter des Deiphontes, Gemahlin des Pamphylos, des Sohnes des Agimios (Paus. II, 28, 6). (Klausen.)

ORSODACNA Latr. Ille (Insecta). Eine Käfergattung aus der Tribus Sagrides, der Familie Eupoda, in der Ordnung Tetramera, von Fabricius unter Crioceris mitbegriffen. Das Züngelchen ist tief aus-

gerandet, die Spitze der Mandibeln ist ganz, die Fühler sind einfach, verlängert, fast ganz aus verkehrt kegelförmigen Gliedern bestehend. Das letzte Glied der Maxillarpalpen ist größer, fast cylindrisch, die Schenkel fast gleich groß. Der Kopf dieser Käfer ist in den Thorax versenkt, die Fühler bestehen aus elf Gliedern; die Lefze ist häutig, ziemlich breit, rund, etwas gefranzt; die Mandibeln sind hornartig, zusammengedrückt, gebogen, spitzig, gegen das Ende mit einem kaum bemerkbaren Zahne versehen; die Maxillen sind gespalten, der äußere Theil etwas größer als der andere, zusammengedrückt, gegen die Spitze etwas erweitert, zugerundet, gefranzt; der innere Theil ist spitzig, zusammengedrückt, am ganzen innern Rande gefranzt. Die Maxillarpalpen bestehen aus vier Gliedern, von denen das erste klein, kurz, das zweite, das längste, kegelförmig, das dritte ebenfalls kegelförmig, das letzte, das breiteste von allen, am Ende abgestutzt ist. Die Lippe ragt vor, ist gespalten, ihre Theilungen sind groß, aus einander stehend, an der Spitze zugerundet, gefranzt. Die Labialpalpen sind kurz und bestehen aus drei fast cylindrischen Gliedern. Der Thorax ist schmaler als die Flügeldecken und herzförmig. Die Füße sind von mittlerer Größe, der Körper länglich. Man kennt die Verwandlungsgeschichte dieser Käfer, welche sich meist auf Bäumen finden, von deren Blättern sie sich nähren, auch auf Blüthen, nicht. Wenn sie Gefahr merken, lassen sie sich von ihrem Sitz herabfallen. Als Typus der Gattung gilt:

O. chlorotica Olivier. Diese Art ist länglich, oben glatt, zerstreut punktiert, unten seidenartig behaart, der Thorax vorn auf beiden Seiten erweitert, zugerundet. Es gibt mehre Varietäten davon, welche z. B. von manchen Autoren als eigene Arten aufgeführt werden. Nämlich: a) Kopf und Thorax ziegelrothlich, Flügeldecken und Füße blässer, Brust und Hinterleib schwarzbraun (*Crioceris fulvicollis*, Panzer faun. 83. fig. 8. *O. Carovi* Fabricius Eleuth. *Lema fulvicollis* Illiger Mag. I. 418). b) Hinterleib, mitunter auch die Brust, ziegelfarbig. c) Kopf und Thorax rothbraun, Flügeldecken blaß ziegelfarben, der Rand derselben, sowie der Körper, schwarz. d) Der Kopf vorn, der ganze Thorax, der Hinterleib an der Spitze, die Füße ziegelroth, Scheitel, Flügeldecken und Brust schwarz (*Crioceris glabrata* Fabric. Eleuth. Panz. faun. 84. fig. 6). Weist $2\frac{1}{2}$ Linien und darüber lang. Auf Blüthen des Weißdorns (*Crataegus Oxyacantha*), der Traubenkirsche (*Prunus Padi*), hier und da in Deutschland, Frankreich, Schweden u.

(D. Thon.)

ORSOGLIO oder ORSOJO, eine Benennung der Organseide (s. d. Art.) (Karmarsch.)

ORSOVA, drei Orte an der Vereinigung der Czerna mit der Donau, von denen Alt- und Neu-Drsova in der banater Grenze, türkisch Drsova aber in Servien liegt. Die Grenzgebirge zwischen der banater Grenze und der Walachei setzen hier quer durch die Donau; das gewaltige Einwirken der letztern sieht man an den nahen Gebirgen; Felsenmassen stürzten herab in den eingengten Strom und bildeten ein Felsenbett,

das die Donau in Wirbeln und Wasserfällen überströmt.

(L. F. Kämtz.)

ORSOVA (O-orsova, Rushava), Alt-Drsova ein zum Canton Nr. XIII. des walachisch-illyrischen Grenzregiments der unger-banatischen Militairgrenze gehöriger, befestigter Marktort und Contumazstation, unfern vom linken Donauufer, oberhalb der Einmündung des Czerna-Flusses in die Donau, mit einer nicht unirten griechischen Pfarre und Kirche, einem Skella- oder Kastellplatze zur Beförderung des Handels mit der Türkei, 170 Häusern, 890 Einw., worunter 772 nicht unirte, 113 unirte Griechen und fünf Reformirte sind. Drsova ist der letzte Ort an der aus Ungern durch die banatische Militairgrenze über Temesvár und Karansebes an das türkische Gebiet führenden Kommerzial- und Poststraße, und liegt sowol der Grenze der Walachei, welche jenseit des Berges Allion der kleine Bachnabach bildet, als auch der türkischen Festung Neu-Drsova, die auf einer Donauinsel erbaut ist, sehr nahe. Zu Lande steht Drsova nur mit dem $3\frac{1}{2}$ Meilen und 483 Klöstern entfernten Mehadia, welche Strecke von beladenen Frachtwagen in acht bis neun Stunden zurückgelegt wird, in einer unmittelbaren Straßenverbindung, denn mit den an der Donau aufwärts gelegenen Ortschaften Sminiza, Alt-Moldova und andern, besteht der hochgebirgigen Gegend wegen eigentlich keine für Landfuhrwerke praktische Communication, ihre einzige lebhaft benutzte Verbindungsstraße ist die Donau, deren Ufer von Uj-Palanka bis Alt-Drsova, mit Ausnahme einer kurzen Strecke bei Moldova, steil und gebirgig ist, und welche von Belgrad bis unterhalb dieses Marktes die Grenze Österreichs gegen die Türkei bildet. Für den Handel ist Drsova ein nicht unwichtiger Ort. Er hat zwar weder Jahr-, noch Monat-, noch eigentliche Wochenmärkte, dagegen aber wöchentlich drei sogenannte Skella-Tage, an welchen unter Beobachtung der Sanitäts- und Dreißigstvorschriften mit den türkischen Unterthanen Handel getrieben wird. Die wichtigsten Artikel, welche auf diese Weise verhandelt werden, sind: Zwiebeln, Rosinen, Reis, Öl, Unschlitt, Wachs, Schafe, Huf- und Borstenvieh, Baumwolle, rohe und ausgearbeitete Felle, Horn und verschiedene Gattungen von Früchten. Durch seine Skella (Kastellplatz) mit Servien und der Walachei in einem beständigen Verkehr begriffen, war Drsova besonders zu jener Zeit, als der türkische Handel mit Griechenland, der serbischen Unruhen wegen, seinen gewöhnlichen Zug über Semlin nicht nehmen konnte, als der Hauptpunkt des Expeditions- und Commissionshandels zu Lande zwischen der Türkei und Österreich sehr wichtig, und dürfte, wenn der Handel auf der untern Donau durch die bereits glücklich begonnene Dampfschiffahrt mehr belebt würde, sich zu einem wichtigen Stapelplatz erheben. Gegenwärtig ist es für den Handel, der auf der Donau stattfindet, nur dadurch wichtig, daß die aus der Türkei kommenden Handelsschiffe ihre Ladungen dort auf die zur weitem Aufahrt geeigneten Schiffe überladen. Über diese Fahrt ist im J. 1740 mit der Pforte die Übereinkunft dahin getroffen worden, daß von Alt-Drsova bis

zur Mündung des Wilbbaches Mrafonya über dem Dorf Dgrabena das linke Ufer, von dort bis gegen das Dorf Dubova das rechte, von diesem Punkte bis gegen das Dorf Kavischeviza das linke, bis zu den sogenannten drei Thürmen unterhalb des Dorfes Soiniza das rechte, von dort wieder bis Versaska das linke, dann bis zu der untern Spitze der moldovaer Insel das rechte, von da bis Ober-Moldova das linke, endlich von hier bis Belgrad das rechte Ufer als Treppelweg zu benutzen sei. In die unterhalb Orsova gelegenen türkischen Donau-provinzen wurde bisher, der großen Schwierigkeiten wegen, welche die Beschaffenheit des Flussbettes der Schifffahrt entgegensetzte, unmittelbar wenig Handel getrieben. Zu Lande hat Alt-Orsova unmittelbarem Verkehr mit Temesvár, Poncsova und Uj-Palanka, und in der Türkei mit Neu-Orsova, Kladova, Nagotin und Widdin und zwar mit Hasenbälgen, Riemenwerk, Saffian, Biegen und den schon früher angeführten Artikeln. (G. F. Schreiner.)

ORSOY, ORSEY, Stadt im Kreise Selbern des preuß. Regierungsbezirks Düsseldorf, am Einflusse der Renne in den Rhein unter $24^{\circ} 19' 43''$ L. $51^{\circ} 31' 57''$ Br. gelegen, mit einer kathol. und evangel. Pfarrkirche, 255 Häusern und 1518 Einwohnern, worunter 442 kathol. und 1050 evangel. Christen und 26 Juden, welche ansehnliche Woll-, Tuch-, und Kasimirfabriken, Cardenbau, Schifffahrt und Fischerei betreiben. (Leonhardi.)

Orsoyseide, s. Organsinseide.

Orssza, s. Orscha.

ORT, im astronomischen Sinn, ist im Allgemeinen die durch Länge und Breite oder durch Rectascension und Declination, auch wol die durch Azimut und Höhe bestimmte Stelle, welche ein Gestirn am Himmel einnimmt. Man spricht also z. B. vom wahren, scheinbaren, geocentrischen, heliocentrischen, mittlern u. Ort eines Planeten, und versteht darunter die Stelle, welche er an der Himmelskugel gegen die Ekliptik, den Aequator oder den Horizont entweder wirklich einnimmt, oder von der Erde, der Sonne u. gesehen, einzunehmen scheint, oder dem Orte, den er im Allgemeinen weder einnimmt, noch einzunehmen scheint, der aber ein Rechnungsergebnis aus verschiedenen andern scheinbaren ist u. Früher bediente man sich noch verschiedener anderer Beiwörter, sowie locus refractus, gebrochener Ort, worunter man den mit den aus der Refraction herrührenden Fehlern noch behafteten Ort verstand, und ähnlicher, die aber gegenwärtig mit Recht außer Gebrauch gekommen sind. (Scherk.)

ORT, bei dem Bergbaue vornehmlich in zweierlei Beziehungen: 1) in Beziehung auf die Arbeitswerkzeuge (Gezähe); 2) auf die Grubenbaue oder Grubenräume.

Ad 1) Bezeichnet es das spitzige oder scharfe Ende, den eindringenden Theil des scharfen Werkzeuges. So bei Keilhauen, Bergeisen, Spitzhämmern, Schrämhämmern, Zweispitzen; bei Kolben- und Kronenbohren die vorstehenden Ecken. Die Aussprache ist in diesem Falle gewöhnlich gehöhnt, wie Dört, plur.: Örter (lang Ö). Bei der Keilhaue sagt man anstatt Ort auch Örthen. Dieser spitzige Theil besteht durchaus aus Stahl, der dem Eisen,

woraus der übrige Theil des Werkzeuges besteht, vorzugesetzt, d. h. angeschweißt ist. Bergeisen und Böhre hat man auch ganz von Stahl. Man hat sich aber nicht eine rundliche oder vielkantige Spitze, wie die einer Nadel oder eines Pfriemens zu denken, sondern vielmehr eine vierkantige, deren äußerstes Ende kein physischer Punkt, sondern eine ganz kleine quadratische oder oblongische Fläche, von scharfen Kanten begrenzt, wie eine solche durch das Beinahe-Zusammenlaufen der regelmäßig fortgehenden Flächen des vierseitigen Spitzkeiles (zu welcher Form der eindringende Theil der Keilhaue, des Bergeisens, des Schrämhammers u. gehört) entstehen muß. Eine nadelartige Spitze würde für die Werkzeuge des Bergmannes unnütz sein, denn sie würde entweder wirkungslos in das Gestein oder Gebirge eindringen; oder durch den Widerstand des Gesteins, der Erze, Kohlen u. umgebogen, wäre sie dazu aber zu hart, abgebrochen werden. — Das Ort oder Örthen ist stumpf, wenn jene kleine Endfläche ihre scharfen Seiten oder Kanten nach und nach verloren hat, d. h. wenn die Spitze des Werkzeuges abgerundet, kolbig geworden ist. Das Werkzeug muß dann geschärft, das Ort ausgezogen, ausgeschmiedet, jene Kanten wieder hergestellt und nach dem Glühen gehärtet werden.

Das Gestein nimmt die Örter nicht an, bedeutet daher: es ist so hart, so fest, daß der scharfe Stahl nicht daran haftet, bei dem Drauffschlagen abgleitet, oder wirkungslos zurückprallt. Gestein gewinnt Örting, heißt im Gegentheile: seine Festigkeit hat sich soweit vermindert, oder es ist durch Klüfte so getrennt, daß das Ort oder Örthen der Arbeitswerkzeuge haftet. Ob die Spitze oder Ecke, welche das Ort bildet, ein mehr oder weniger spitziger, scharfer Keil sein solle, das ist reiner Erfahrungsgegenstand. Im Allgemeinen richtet es sich nach der Festigkeit des Gesteins; je fester, desto kolbiger, dicker die Spitze, Schärfe. Die Böhre auf Quarz, Hornstein, Kieselconglomerate haben fast rechtwinkelige Schneiden; die äußerste Spitze der Keilhauen auf festem Kohl, zumal der Spitzkeilhauen, sowie viele Bergeisen, bilden scharfkantige quadratische Flächen von circa $\frac{1}{2}$ Zoll Seite. Je fester die zu gewinnende Masse ist, desto schneller nimmt auch das eindringende Werkzeug von der Spitze her an Dicke zu, wird kolbig geschärft; je milder, schneidiger die Masse ist, desto mehr wird es ausgezogen. Es kommt selbst auf die Güte des Stahles an, insbesondere wie er sich anspitzen läßt. Der Härtegrad des Ortes, Örthens, richtet sich natürlich auch nach der Gesteins Härte und Festigkeit. Bei den frischgeschärften Bergeisen und Böhren erfolgt die Härtung gewöhnlich bei der gelben Anlauffarbe des Stahles; bei allen Hauen, Keilhauen u. ist er einen Grad wenigstens niedriger; der der violetten oder blauen Anlauffarbe. Der Bergschmied muß dies nach der Güte des Stahls und der Bestimmung des Werkzeuges zu beurtheilen wissen. (Vergl. die Artikel: Härten und Anlauffarben des Stahls.)

Örtergeld. Bezeichnung des für das Ausschmieden der abgeschlagenen und stumpf gemachten Eisen bezahlten Schmiedelohnes. Sonst der bedeutendste Theil

der Schmiedeföfen, als Schlägel und Eisen vor Einföhrung der Schießarbeit das einzige oder Hauptgezeß des Bergmannes waren. Als das Bohren und Schießen aufkam, verstand man darunter auch das Lohn für Wiederschärfmachen der Ecken und Schneiden der verschiedenen Bödre, und endlich auch das Lohn für das Schärfen sämtlicher bergmännischer Gewinnergezeße.

Ad 2) Bedeutet Ort im allgemeinen Sinne jeden Punkt der Grubenbaue, wo mit Absicht auf Gesteins- oder Erzgewinnung gearbeitet wird, oder gearbeitet wurde. In diesem Sinne spricht der Bergmann von seinem Orte, d. h. von dem Punkte, wo er arbeitet, vom Fahren vor sein Ort, vom Arbeiten vor Ort. Bei Strossen, Försten indeß sagt er, meine Strosse oder mein Stoß (d. h. Försten- und Strossen-Stoß); in den meisten Gegenden wird Ort in diesem Sinne nur von Strecken gebraucht.

Daher bezeichnet Ort auch das Ende eines solchen Arbeitsraumes, den Punkt, wo fortgearbeitet werden muß, um diesen Raum zu erlangen, zu erweitern, oder zu erhöhen, zu vertiefen; vorzugsweise wieder von Strecken und streckenähnlichen Räumen gebraucht. Daher ein Ort erlangen, treiben.

Ortstoß ist die specielle Bezeichnung für dieses Ende, wenn von einer Strecke, d. h. von einem Raume, bei welchem Ausdehnung in die Länge der Hauptzweck, die Rede ist.

Der Ortstoß ist also die Fläche, welche diesen Raum nach der Länge und nach der Richtung begrenzt, nach welcher er verlängert werden soll; die Fläche der meist lothrechten Gesteinwand, in welche zu diesem Zweck eingebrochen werden muß.

Ganz (d. h. ganzes) Ort, anstehendes Ort, ist damit gleichbedeutend, wird aber im Gegense zu verbrochenen, zusammengegangenen, im alten Manne aufgewältigten Orten gebraucht, um zu bezeichnen, daß man von anstehendem, ganzem oder frischem Gestein als dem Ende eines Grubenraumes spreche. Ich bin vor ganz Ort gekommen, heißt also: ich habe das eigentliche wahre Ende der Strecke, des Baues, soweit sie je fortgetrieben gewesen, erreicht. Kann aber, ohne dieses Ende erreicht zu haben, die Fahrt nicht weiter fortgesetzt werden, z. B. wegen Verbrochen- oder Zusammengedrücktseins des Raumes, so kann man auch nicht sagen, man sei vor ganzes Ort oder anstehendes Ort gekommen.

Aus der ersten und zweiten folgt die dritte Bedeutung von Ort, Orten, für alle nach irgend einer Richtung, horizontal oder davon mehr oder weniger abweichend, aber mehr in die Länge als Weite fortgetriebene Räume. Man denkt sich unter fortgesetzter Arbeit das Ort (im ersten oder zweiten Sinne) fortrückend, und bezeichnet nun den Raum selbst, den es bei diesem Fortrücken zurücklegt, mit demselben Wort Ort: daher die Orten eines Grubenbaues, wie sie sich auf dem Grund- oder Profilitröße desselben in ihren Wendungen durchkreuzen, ihre Divergenz- oder Convergenz darstellen.

Orten kreuzen sich; hier geht ein Ort ab, von einem andern nämlich; in demselben Sinne. Nur Schächte, Abteufen, Strossen- und Förstenbaue, Überbrechen, über-

haupt solche Baue, die in lothrechter Richtung, oder nicht viel davon abweichen, und in der Fallungslinie der Lagerstätte getrieben sind, pflegt man unter Orten in diesem dritten Sinne nicht zu begreifen, sondern ausdrücklich beizufügen: „Hier ist ein Schacht, ein Abteufen, Schächte und Orten befahren, u., weil die Betriebsweise derselben, selbst die Art der Darstellung auf dem Risse wesentlich abweicht. Auf sanft fallenden Lagerstätten aber, wie z. B. den meisten Flözen, werden die flachen, auf der Lagerstätte selbst getriebenen Abteufen und Überbrechen, auch Orten genannt, und man spricht daher von Orten gegen das Einfallende, gegen das Ansteigende, weil ihre Betriebsweise ganz oder größtentheils mit jener der horizontalen Orten übereinstimmt. Ebenso auch von diagonalen Orten, die in mittler Richtung, weder ganz in der Horizontale, noch ganz in der des Fallens oder Ansteigens getrieben, oder erlangt sind. Es ergibt sich hieraus, daß Ort, Orten, im zweiten und dritten Sinne von horizontalen, oder nicht erheblich von der Horizontale abweichenden Grubenbauen mit vorherrschender Längenausdehnung gebraucht wird.

Die Dimensionen der Orten sind so verschieden, wie ihr Zweck. Die Mächtigkeit der Lagerstätte, auf der das Ort fortgeht, bestimmt bei starkem Fallen gewöhnlich die Weite, bei ganz sanftem Fallen die Höhe des Orts. Der Umstand, ob man eine feste und haltbare Gebirgslage in dem einen Stoße (Ulme) oder in der Förste des Orts behalten kann, die den Druck der dahinter, oder darüberliegenden Gebirgsschichten abwehrt, ist ebenfalls von großem Einflusse. Die geringsten Dimensionen erhalten die Versuchsorten, mit denen nur die Lagerstätte verfolgt oder eine andere aufgesucht werden soll, von 1° Höhe, ¼° Weite, welches man als die mittlern Dimensionen der Orten überhaupt ansehen kann, herab bis ½° Höhe, ⅓° Weite. Die größten Dimensionen bekommen die Hauptförderstrecken, die schiffbaren Stöden, die Generalköden, von 1¼° Höhe, ¼° Weite, bis 2° Höhe, 1 bis 1¼° Weite. (Die Art und Weise des Ortbetriebes, s. d. Wort.)

Hiernach ist zum Theil von selbst klar, oder mit wenigen Worten zu erläutern, was folgende Ausdrücke bedeuten: ein Ort abpfählen, abpfücken, abstecken, abziehen, an Tag bringen, in die Grube fällen, siehe Ortung, Ortung angeben.

Ort angeben: marktscheiderisch bestimmen, an welchem Punkt ein Ort angelegt, in welcher Richtung (Kompassstunde), unter welcher Neigung aufwärts, abwärts es erlangt werden soll.

Orten annehmen: das Gestein nimmt die Orten nicht an (siehe die erste Bedeutung von Ort).

Mit einem Ort ansetzen: d. h. ein Ort zu treiben anfangen, wo ansetzen.

Orten anstellen: ortsweise in das Gebirge, Gestein auffahren, Such-, Feld- und andere Orten treiben.

Vor Ort anfahren, arbeiten, siehe oben Ort.

Mit einem Ort auslängen: allgemein, ein Ort anfangen und in irgend einer Richtung fortsetzen. Im engeren Sinn: einer im Schacht oder Gesenke u. gefundenen Graspur mit einem Orte nachgehen.

Ein Ort aufwältigen: ein zusammengebrochenes Ort aufräumen, den Ortsraum wieder herstellen.

Mit einem Ort auslenken: soviel, als von einem schon vorhandenen Ort ein zweites in anderer Richtung ansetzen, z. B. um eine Erzspur, eine Kluft, ein Gangtrum zu verfolgen.

Ort ausschmieden: siehe die erste Bedeutung von Ort.

Das Ort ausschramen: einen Schram vor Ort führen, als Einbruch, zur Erleichterung der nachfolgenden Gesteins- oder Erzschiefer- oder Kohलगewinnung. Siehe Schram, Ausschram.

Ort aussetzen mit Bergen u., es mit unhaltiger Gebirgsmasse versehen, wenn es keinen Zweck weiter hat, und dadurch Förderkosten erspart werden können.

Ort ausziehen, siehe die erste Bedeutung.

Ort belegen: Veranstaltung treffen, daß dasselbe betrieben oder fortgesetzt werde. Die vor Ort arbeitende Häuermannschaft heißt die Belegung des Orts.

Mit einem Orte durchschlagen: die Verbindung mit einem schon vorhandenen Orte, Schachte, überhaupt mit einem schon vorhandenen Grubenbau ortswise herstellen. Es sind dabei gewisse Vorsichtsmaßregeln nöthig, sowol damit der Durchschlag in gehöriger Richtung und Niveau erfolge, als insbesondere, um die Gefahr unerwarteter plötzlicher Durchschläge in wasservolle alte Bauen, in Räume mit bösen Wettern angefüllt, für die Arbeiter sowol, als für andere Grubenbaue, die mit solchen Wassern und Wettern angefüllt werden würden, zu verhüten.

Ein Ort einbringen, soviel als damit einkommen, machen, daß es einkomme.

Mit einem Ort einkommen: mit dem Vorigen ziemlich gleichbedeutend, gewöhnlich in Beziehung auf die Teufe (Tiefe), welche ein Ort bei dem Durchschlage mit einem Schacht in diesem einbringt. Im Allgemeinen: ein Ort bis an einen gewissen Punkt fortgebracht haben; z. B. in einem Bau, in einem Grubenselde mit einem Ort einkommen.

Ort einstellen oder sistiren: aufhören es fortzusetzen.

Ort erlangen: es der Länge nach fortsetzen, fortbringen.

Ein Ort treiben: soviel wie erlangen. Dies ist der allgemeinste Ausdruck für die Fortstellung dieser Arbeit.

Ort überhöhen: es höher machen, um für irgend einen Zweck, z. B. für durchgehende Kunstgefänge, Wetterlütten u., Raum zu erhalten.

Ein Ort vor Ort verliegen: wenn der Ortsarbeiter wegen Festigkeit des Gesteins, oder auch wegen nicht gehöriger Kenntniß, wie dasselbe mit Vortheil zu bearbeiten, mit seiner Arbeit wenig ausrichtet, seine Kräfte, seine Zeit nutzlos verwendet.

Ort verschramen: soviel wie ausschramen. S. Schram.

Ort versehen: es ausfüllen, zumachen mit tauben Bergen, altem Holze u. Siehe Ort aussetzen.

Ort verstußen: wenn ein Ort die Feldegrenze (soweit es fortgetrieben werden darf, oder soll) erreicht

hat, wenn der Stöllner oder die Gewerkschaft eines Stollens von dessen Forttrieb absteht — (vielleicht um ein anderes Ort, das mehr Aussicht auf Erfolg gewährt, zu betreiben); so wird das verlassene Ort vom Bergmeister oder von einem andern Beamten im Bergamts-Auftrage verstußt, d. h. ein Zeichen, ein Gemerk in das Gestein an einem von beiden Stößen (Seiten) des Orts eingehauen, um seine dermalige Erlängung für alle folgenden Zeiten sicher zu bezeichnen, und zugleich die Rechte dessen, der das Ort bis an diesen Punkt fortgetrieben hat, unter gewissen von demselben ferner zu erfüllenden Verbindlichkeiten zu sichern, für den Fall, daß ein Anderer dasselbe Ort sogleich oder späterhin weiter forttreiben wollte. Auf das Weghauen, Verkleben, Versetzen, überhaupt Unkenntlichmachen solcher Zeichen wird von allen Bergordnungen schwere Strafe gesetzt.

Ort verspiegeln: Pfähle querüber vor dem anstehenden Ort einziehen, um zu verhindern, daß das lockere Gebirge nicht von selbst hereinschiebe.

Ort verstürzen: soviel wie aussetzen, versehen. Nur geschieht bei dem Versetzen die Füllung sorgfältiger; wie dies schon im Ausdrucke liegt; da bei dem Verstürzen diese Sorgfalt nicht beobachtet wird.

Ort zumachen: 1) ziemlich gleichbedeutend mit verspiegeln. Nur daß bei diesem kein völliges Bedecken des Ortstosses mit dicht aneinander schließenden Pfählen (zumachenden Pfählen) gemeint ist, indem bei dem Verspiegeln einzelne Pfähle, mehr oder weniger mit Zwischenräumen, vor dem Ortstoss eingezogen werden. Es kann sehr wohl sein, daß man zwischen durch noch das Gebirge sieht; was bei dem zugemachten Orte nicht der Fall ist. Dem Zumachen in diesem Sinne steht das Aufmachen entgegen; wenn z. B. ein Zumachebret vorsichtig gelüftet, zurückgezogen wird.

2) Weniger gebräuchlich für den seltenern Fall, wenn Hangendes und Liegendes des Ganges oder Flözes, wenn zwei parallele Klüfte, zwischen denen das Ort fortgetrieben wird, zusammenzukommen scheinen. Dann sagt man wol: es macht zu vor Ort.

Ort geht zusammen: es bricht oder stürzt zusammen, wenn die Zimmerung oder Mauerung dem Drucke des Gebirges nicht länger zu widerstehen vermag.

Orter kommen zusammen: werden mit einander durchschlagig. Gewöhnlich aber nur von Gegendörtern bei dem Zusammentreffen gebraucht.

Ort bedeutete sonst auch eine gewisse Actie an dem Salzbrunnen der pfännerschaftlichen Saline zu Halle, welcher der Hackeborn heißt. Es ist ein Viertel einer Pfanne, in ähnlicher Bedeutung wie Ort von Thaler. 6½ Pfannen = 26 Ort machen bei diesem Brunnen ein Maßel, 16 Maßel machen 1 Stuhl, und 2 Stühle hat der ganze Born.

Die Namen der Orter bei dem Grubenbaue sind so verschieden, wie ihre Zwecke. Hier die gewöhnlichen:

Ausschlag-Ort (=Platz) die Stelle auf der Halbe eines Schachts oder sonst wo, wo die gefördertten Gänge (Erz- und Bergwände) ausgeschlagen, d. i. gröblich zerfleint und zugleich nach Erzsorte und Gehalt vorläufig gesondert werden.

Brenn-Ort auf den Grubenbauen, wo Feuer gesetzt wird; ein Ort, das mit Hilfe des Feuersegens erlangt, wenigstens erhöht und erweitert wird. Gewöhnlich wird erst mit Schlägel und Eisen, oder mit Bohren und Schießen ein Einbruch im Ortstoße gemacht, und dann das Holz so darein gelegt, daß die Flammen nur dahin allein, oder vornehmlich dahin wirken müssen, wohin sie wirken sollen. Dies geschieht durch Bedecken des angelegten Holzstoßes mit kleinen Bergen, mit eisernen Blechen, auch durch die Art des Übereinanderlegens (Schränkens) der Scheite, sodaß der Flamme nur nach der Seite der Ausgang bleibt, wo das Gestein z. losbrennen soll. In Ungern bediente man sich bei dem Brennen der Orter einer Art Kofses, welcher die Prögeltage heißt. Es muß indeß, namentlich um dem Orte die richtige Sohle zu geben, fast immer noch mit Bohren und Schießen nachgeholfen, auch dem Feuer bei Wiederholung des Brennens immer wieder frische Gesteinfläche dargeboten werden. Wetterzug, Holzpreise und Beschaffenheit der Erze, (ob sie das Brennen ohne merklichen Nachtheil vertragen) schränken die Anwendung sehr ein. Es ist daher nur noch an wenig Orten, z. B. zu Altenberg in Sachsen, zu Nagybanja in Ungern; im Rammelsberge bei Goslar im Gebrauche. Vor Einführung der Bohr- und Schießarbeit war es weit häufiger, weil die Schlägel- und Eisenarbeit allein vielem festen Gesteine zu wenig anhaben konnte.

Bruch-Ort: im Allgemeinen ein Ort, welches durch oder in einem Bruche, d. h. in verbrochenem Gesteine, getrieben wird. Im engeren Sinn: ein Ort, welches man in oder an einen solchen Bruch herantreibt, um von den im Bruch über einander liegenden Wänden die erzhaltigen zu gewinnen. Man setzt ein solches Ort an einem sichern Punkte, da, wo noch festes Gestein ist, an, und fährt nun gegen den Bruch auf. An und in diesem bedarf es gewöhnlich der stärksten Zimmerung, wegen des ungemein großen Druckes vom Bruche her, der durch die Arbeit selbst immer von Neuem und oft in verschiedenen Richtungen erregt wird, da der einen weggenommenen Wand mehre zu folgen pflegen, und zuweilen unberechenbaren Lasten dadurch der Stützpunkt entzogen wird. Geht die Sache gut, so wird das Ort am Bruche gar nicht, oder nur sehr langsam erlangt; denn der Bruch schiebt den weggenommenen Massen immer wieder andere nach. Er schiebt aber auch nicht selten das ganze Ort, wenn er zu stark geht, auf mehre Lachter Länge zusammen. Dann ist nichts übrig, als es entweder aufzuwältigen (was selten rathsam) oder ein neues Ort vom Schacht zc. in höherer, tieferer Sohle oder in anderer Richtung an den Bruch heranzutreiben, oder mit einem Umbruchsorte (siehe dies Wort) den Bruch auf das Neue und an einem andern schicklichen Punkt anzufahren. Der Bau hat viel Gefährliches, und verlangt daher stete Wachsamkeit. Er findet da statt, wo ältere in großen Weitungen bestehende Baue auf mächtigen Lagerstätten (Stockwerken) in Masse zusammengebrochen sind, nicht nach Absicht, sondern durch Vernachlässigung der Stützpunkte (Wegnahme oder Schwächung der stützenden Pfeiler und Bergfesten) z. B. in Altenberg in Sachsen, zu

Fahlun in Schweden, im Stahlberge bei Müsen im Nassau-Siegenschen, und ist daher eigentlich nur eine Nachlese, durch welche man von den verbrochenen Erzen noch soviel, als sich thun läßt, zu gewinnen sucht.

Doppel-Ort: ein Ort, dessen Belegung, wenigstens die den Einbruch machende, verdoppelt ist, vor welchem bei dem Einbrechen zwei Mann zugleich neben einander arbeiten. Die Dimensionen eines Doppel-Ortes sind $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ größer, als die eines gewöhnlichen, mit einfacher Belegung betriebenen, im Durchschnitt etwa $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}^\circ$ Höhe, $\frac{1}{2}$ bis 1 Er. Weite. Genau läßt sich dies nicht angeben, da die Dimensionen einfach belegter Orter so sehr verschieden sind.

Der Zweck eines so angestregten Betriebes ist meistens nur die Beschleunigung, weil die wichtigste Arbeit, das Einbruchmachen, die meiste Zeit kostet. Das Nachbringen der Förste und Sohle kann bei Hauptörtern, deren Dimensionen aus andern Gründen größer, als die gewöhnlichen sind, immer leichter forcirt werden; sodaß die Beschleunigung des ganzen Ortbetriebes in der Regel nur von der des Einbruchs abhängt.

Nach der Festigkeit des Gesteins, nach dem Vorkommen hinderlicher oder förderlicher Klüfte, Gesteinscheidungen und Absonderungen, selbst nach andern Localverhältnissen kann der Einbruch bei dem Doppelorte mit zwei Mann in $\frac{1}{2}$, oder immer zwei Mann durch sechs Stunden arbeitend, und dann zwei andere an ihre Stelle tretend, belegt sein, wenn Strosse und Förste mit einem bis zwei Mann zu $\frac{1}{2}$ (jedesmal zu acht Stunden Arbeitszeit), selbst nur zu $\frac{1}{2}$ belegt sind.

Es geht hieraus hervor, daß ein Doppelort unter gleichen Umständen nicht wohlfeiler, als ein einfacher Ort, selbst nicht leicht mit gleichen Kosten (pro Cubikfuß oder Cubiklachter herausgeschlagener Gesteinmasse) zu betreiben ist, sondern fast immer höher zu stehen kommt.

Es ist sogar einzuwenden, daß da, wo das Einbruchmachen nicht mit Schlägel und Eisen allein, sondern mit Schießarbeit geschieht, die beiden neben einander bohrenden Häuer unmöglich jedes ihrer Bohrlöcher mit eben dem Vortheile anbringen können, wie der eine, der vor dem einfachen Ort allein, und von keinem Kameraden abhängig, einbricht, der jedes Schusses Wirkung erst vor Augen hat, ehe er ein neues Loch anbrüstet, also dieses neuen Loches Lage, Neigung, Tiefe, Pulverbesatz zc. nach allen den Vortheilen, welche das erste Loch brachte, ermessen kann; es ist ferner einzuwenden, daß bei nur $\frac{1}{2}^\circ$ Doppelortsweite die neben einander sitzenden Häuer einander doch zuweilen etwas im Wege sind; aber die Zeit ist bei dem Bergbau oft viel Geld werth, und daher ist das frühere Einkommen eines Hauptorts, z. B. eines Stollns, eines Gezeugstrecken-, eines tiefen Wasser- oder Wetterortes, an einem vorausbestimmten Punkte durch den höhern Aufwand des Doppelortsbetriebes in vielen Fällen sehr wohlfeil erkaufte. Der Name Doppelhäuer rührt von Doppelort: Man bedarf zu dem Betrieb eines solchen immer tüchtiger, ihrer Sache durchaus kundiger Häuer, die in ihrer Arbeit die Fertigkeit erlangt haben, welche man in den Handwerken sonst mit der Meisterwürde be-

lohnnte. Daher auch die Auszeichnung dieser Leute, als freie Arbeiter, mit denen im Namen der oder des Grubeneigenthümers, Bedinge, d. h. Arbeitsaccorde abgeschlossen werden (vergl. Doppelhauer). So auch der Unterschied ihrer bergmännischen Tracht von der der niedrigeren Arbeiter bei feierlichen Aufzügen.

Feldort, 1) im Allgemeinen ein Ort, das, den andern Orten vorausgehend, ins Feld getrieben wird. Sein Zweck ist: Vorauserkundigung der Lagerstätte, des Gebirges; um von den Aufschlüssen, die es gewährt, bei den Veranstellungen, die andere, namentlich tiefer liegende, Orter betreffen, Vortheil ziehen zu können.

Daher 2) im engern Sinn: ein Ort, welches auf dem erzhaltigen Gange den nachfolgenden Strossen- und Försternbauen vorauslängt wird. So oft dieses Feldort ein neues Erzmittel angetroffen hat, so oft bietet es neue Gelegenheit, durch Überbrechen und Abteufen neue Försternbaue, Strossenbaue anzulegen, und während man diese anlegt und betreibt, hat jenes Ort das Erzmittel durchschnitten, vielleicht sogar schon ein zweites, drittes Erzmittel ausgerichtet. Freilich muß es zuweilen auch im erzlosen Feld, in tauber Gangmasse weit erlängt werden. Ist aber das taube Mittel groß, und mit andern Feld- oder mit Stollnörtern schon über- oder unterfahren, so kann das erste Feldort eingestellt werden, und eins von diesen Ortern, oder ein anderes Feldort tritt an seine Stelle.

3) Das mit einem Gegenorte zugleich in derselben Sohle angelegte Ort, welches nach der entgegengesetzten Weltgegend, also dem Hauptorte conform, betrieben wird. Man sagt: einen Hauptortsbetrieb mit Gegen- und Feldörtern beschleunigen, ferner: dem Hauptorte ein Feldort vorausstreifen. Von solchen Feldörtern gilt alles, was unter Gegenort bemerkt ist.

Flügelort, soviel als Nebenort, im Gegensatz von Hauptort bei Stolln; ein vom Hauptort in anderer Richtung, in das Hangende oder Liegende, rechts oder links abgehendes Ort. Solche Flügelörter werden getrieben, um den Grubengebäuden, welche nicht in der Richtung des Hauptorts, sondern seitwärts, mehr oder weniger davon entfernt liegen, Wetter- und Wasserlösung zu bringen oder Stollndienste zu leisten. Der, welcher sie betreibt, erlangt so auch die Rechte des Stollners in solchen Gebäuden. Der Stollner kann sein Hauptort verflusen lassen, und eines oder mehrere der Flügelörter an jenes Stelle fortstreifen.

Ein Stolln kann mehrere Flügelörter oder Stollnflügel haben und es können seitwärts vom fortgehenden Hauptorte von Zeit zu Zeit neue Flügelörter angelegt werden, wie die Äste eines Stammes abgehend. So ist es auch bei Hauptstolln, die mehren Bergrevieren als solche dienen sollen. — Selbst ein Flügelort kann sich wieder theilen in linken, rechten Nebenflügel u. s. w.

Füllort, ist der unter dem Schacht erweiterte Raum, wo die von den einzelnen Gewinnungspunkten bis an den Schacht geförderten Erze, Kohlen, Berge aufgestürzt werden, damit man sie hier in die Gefäße, welche zur Schachtförderung dienen, in die Tonnen, Kibel u.

fülle. Natürlich dient dieser Raum auch dazu, die in den Schacht eingehängten Hölzer, Maschinentheile, neu-geschärften Gezähstücke u. einseitigen bei Seite legen zu können; gewährt den Vortheil, mit den Längenbölgern, z. B. mit den Tragwerksböhlen in die rechtwinkligen von dem Schacht abgehenden Strecken und Orter ohne Hinderniß hineinkommen zu können. Dieses würde ohne diese weiten und hohen Räume mitunter gar nicht möglich sein (z. B. bei dem Einbringen von Kunststradarmen, Geslutherböhlen).

Jede Fördersohle, welchen Namen sie sonst nach ihren anderweitigen Zwecken führen mag (sie kann z. B. auch Stolln oder Gezeugstrecke sein), muß ihr Füllort haben. Es sind also in einem Hauptschachte soviel Füllörter, als Fördersohlen von ihm ausgehen. Geht der Schacht auf der Lagerstätte flach oder donlágig nieder, so pflegt man die Füllörter in das Hangende zu bringen, weil sich von da die Fördermasse durch Rollen, Trichter, Stürzkasten und dergleichen Vorkehrungen leichter in die Tonnen bringen läßt, als wenn das Füllort sich im Liegenden befindet. Lagen aber die Fördersohlen und also auch die Füllörter nahe unter einander, so würden die letztern abwechselnd bald in das Hangende, bald in das Liegende zu bringen sein. Ebenso ist es bei seiger abgeteufen Haupt- oder Nichtschächten, der Schacht mag eine oder mehre Lagerstätten und die darauf angelegten Förderstrecken unmittelbar durchschneiden, oder durch Querschläge mit ihnen verbunden sein. Kommen die Füllörter zu nahe unter einander, so dürfen sie nicht sämmtlich in einerlei Schachtkloß liegen, werden wechselseitig wenigstens in zwei Schachtklöße, wenn nicht nach einander, in alle vier Klöße vertheilt.

Geht der Schacht nur bis auf eine Lagerstätte seiger nieder, so ist diese Vorsicht nicht nöthig. Aber doch immer die, daß man dem Schachte den Fuß nicht nehme, was geschehen würde, wenn man um alle vier Klöße herum ein hohes und weites Füllort ausbrechen wollte. Die nachtheilige Folge würde, wenn auch erst in späterer Zeit, die sein, daß der Schacht sich setzt, wobei er leicht in Gefahr kommen kann, ganz oder theilweis zusammenzugehen.

Auf Gängen und auf starkfallenden Lagerstätten überhaupt pflegt man die Füllörter am Schacht unterhalb der Förderstreckensohlen auszubrechen, damit die Erze und Berge aus den Streckenfördergefäßen gleich auf das Füllort herab, oder in die hier angebrachten Rollen, Trichter u. s. w. hineingestürzt werden können. Auf Steinkohlenslögen, auch wenn sie das gewöhnlich starke Fallen der Gänge haben, ist dies nicht; die Stückkohlen würden durch solches Stürzen zu sehr zerkleint werden. Füllort und Förderstrecke haben vielmehr eine und dieselbe Sohle; aber das erste verdient auch gewöhnlich nicht den Namen, weil es nicht zu dem Umsfüllen aus den Streckenfördergefäßen in die Tonnen u. des Schachts, sondern nur zu dem Anhängen (Anschlagen) der am Gewinnungspunkte gefüllten Scheffeltröge, Tonnenkasten u. am Schachtseite dient, an welchem diese dann ohne Umsfüllung bis zu Tage gelangen.

Auf flach fallenden Lagerstätten hat man gewöhnlich mehre Gründe, das Liegende um den Schacht herum nicht aufzubrechen. Das Füllort bekommt also auch hier einerlei Sohle mit der Förderstrecke, ist nur deren erweitertes, vielleicht auch erhöhtes Ende oder vielmehr Anfang am Schachte. So im Mansfeldischen. Ist die Figur des Füllorts eine andere, z. B. die eines Quadrats oder einer Rundung, so rührt dies von dem Zusammenkommen der beiden Flügel einer Fördersohle, vielleicht noch mit einer andern Förderstrecke aus dem Höchsten flach herab, aus dem Tiefften flach herauf her; weil dann das Füllort für jede der zusammenkommenden Strecken als Erweiterung dienen muß.

Wo mehre Kameradschaften, denen besondere Gebinde für das Treiben Erze, oder für 100 Scheffel oder Tonnen Kohlen, oder für das Fuder Schiefen zc. gestellt sind, nach einem Schachte fördern, da müssen, wenn nicht das Streckenfördergefäß unmittelbar an das Seil geschlagen wird (wie oben), Abtheilungen im Füllorte gemacht sein, für die Erze, Schiefen zc. jeder Kameradschaft. Man würde sonst nicht wissen können, wie viel jede Kameradschaft gefördert habe, wie viel ihr nach dem Gebinde zu bezahlen sei. Das ganze Füllort muß daher so lang und so weit sein, daß zu beiden Seiten desselben, gleichsam in der Fortsetzung der Streckenstöße, Räume oder Abtheilungen, zur Aufbewahrung der Erze, Schiefer zc. jeder Kameradschaft, d. h. Stürzörter (siehe dies Wort weiter unten unter Ort), angelegt werden können, und dennoch in der Mitte ein Raum zum Abstürzen der Berge frei bleibe.

Ganzort, s. oben Ort und Ortstoß.

Gegenort: Ort, welches einem andern entgegenkommt. Das Ort, welchem es entgegengetrieben wird, heißt das Hauptort. Beschleunigung der Durchörterung eines Gebirgsmittels ist der Zweck. Diesen Zweck zu erreichen und dem Gegenorte die kürzeste Linie anzuweisen, wird bei Stöllen und andern wichtigen Hauptörtern das Gegenort in derselben Stunde wie das Hauptort, und im Wesentlichen auch in derselben Sohle angelegt, und es soll bei dem Zusammentreffen oder Durchschlägigwerden mit dem Hauptorte, Stoß auf Stoß, Firste auf Firste, Sohle auf Sohle treffen; Haupt- und Gegenort sollen nach dem Durchschlage wie ein einziges in einerlei Richtung betriebenes Ort erscheinen. Bedarf das Hauptort ungewöhnlicher Beschleunigung, so werden mehre Gegenörter, mit jedem zugleich ein Feldort angelegt, und müssen nach dem Durchschlage mit einander ebenfalls der obigen Forderung genügen. Dies ist begreiflich eine schwierige Aufgabe. Soll hierbei nichts versehen werden, so gehören zur Angabe des Gegenorts — die im Wesentlichen so erfolgt, wie die Angabe der Ortung (s. dies Wort) — die besten Instrumente und das sorgfältigste, genaueste Verfahren, um so mehr, je mehr das Hauptort mit seiner dermaligen Ortung von dem Punkt absteht, wo das Gegenort angelegt werden soll. Ein sehr kleiner Fehler wird verursachen, daß Hauptort und Gegenort nicht genau auf einander treffen, ein wenig

größerer Fehler, daß sie neben einander vorbeigehen. Beides verursacht kostspielige Rectificationen.

Man pflegt daher zur Angabe des Gegenorts für einen Hauptstolln nicht bloß zweifache Züge — wie bei andern Gegenortsangaben — sondern drei-, vierfache Züge und zwar von verschiedenen Personen, wo möglich mit denselben guten Instrumenten; mit verschiedenen Instrumenten aber nur nach genauer Erforschung der etwanigen Abweichungen oder Corrections-Größen, machen zu lassen. Alles, was die Magnetnadel nur im Geringsten irritiren kann, was sich bei gewöhnlichen Zügen gegenseitig auszugleichen pflegt, muß hier, wo auf solche Ausgleichung nicht zu rechnen ist, wohl beachtet werden. Daher auch die Theilung des ganzen Zuges, der von dem Hauptort und über Tage geschehen muß, in mehre Abtheilungen oder Stationen, und die Einrichtung der Berechnungen und Zulagen also, daß ein etwaiger Beobachtungs- oder Berechnungsfehler sich bei dem Zusammenstellen der Resultate der Station, in welcher er vorfiel, ergeben muß, daß die Winkel jeder Station bei dem Hin- und Herzuge sich (durch das genaue Zusammentreffen, oder, wie man zu sagen pflegt, durch den richtigen Schluß der Zulage und zusammentreffenden Abschluß der Rechnung selbst) verificiren.

Fast mehr noch, wie am Zusammentreffen der Ortsräume, liegt an dem der Sohlen. Kommt das Gegenort etwas zu tief gegen das Hauptort ein, so erhält man nach dem Durchschlag in dem ersten einen unnöthig tiefen todtten Wasserstand, das Gegenort muß dann gewöhnlich noch in der Firste nachgerissen werden, um über dem Wasserstand und Tragwerke die erforderliche Höhe zu bekommen. Kommt das Gegenort etwas zu hoch ein, so ist das Nachreißen der Sohle, um diese der des Hauptortes gleich zu machen, wegen der Wasser noch beschwerlicher und kostbarer.

Geht das Hauptort nicht ganz sölilig, sondern mit etwas ansteigender Sohle, so muß natürlich am Anfahrpunkte für das Gegenort darauf Rücksicht genommen und das Gegenort selbst mit etwas abfallender Sohle betrieben werden (vergl. Figur). Hier wird der Betrieb des Gegenortes, insbesondere der Strosse, und das Richtighalten der Gegenortsohle wegen des zunehmenden Wasserstandes noch schwieriger, als vor dem Hauptorte (vgl. Ortsstosse, Ortssohle). Des Wasserabgangs wegen setzt man gewöhnlich das Gegenort ein Wenig tiefer an als nöthig und führt es bis zum Durchschlag eben sölilig, oder mit kaum merklichem Ansteigen fort; denn es ist weniger nachtheilig, etwas zu tief als zu hoch anzusetzen, und das Nachreißen der Firste in jedem Falle leichter, als das der Sohle.

Dieselbe Aufmerksamkeit, wie bei der Angabe des Gegenorts, muß bei dem nachmaligen Abziehen und zu Risse bringen, sowie insbesondere bei dem Transportiren der Stundenlinien (Brahnen), beim Nachwägen, Bestufen der Sohle und Angabe des beizubehaltenden Wasserstandes beobachtet werden. Denn hierbei können ebenso leicht kleine Fehler vorkommen, die ein mangelhaftes Zusammentreffen der Orter zur Folge haben, ohne daß

die erste Angabe des Gegenorts einen Fehler zu enthalten braucht.

Es liegt indeß nicht in dem Begriffe von Gegenorte, daß es durchaus in gleichem Niveau mit dem Hauptort angelegt werden müsse. Um dem Hauptortsbetriebe, der durch Wettermangel, Wassermenge u. c. behindert wird, zu Hilfe zu kommen, treibt man Gegenörter zuweilen in höherer, zuweilen sogar in tieferer Sohle, und bewirkt die erleichternden Durchschläge mit Abteufen, Überbrechen, Abbohren. Solche Gegenörter aber, wenn nicht zugleich andere Zwecke mit ihnen erreicht werden, sind nur als Hilfsörter zu betrachten.

Gezeugstreckenort, s. Gezeugstrecke.

Grundstreckenort, s. Grundstrecke.

Hauptort: 1) im allgemeinen Sinn: ein Ort von vorzüglicher Wichtigkeit, im Gegensatz gegen minder wichtige. So sind Stollen, Gezeugstrecken, Hauptläufe u. c., Hauptörter.

2) Im Gegensatz gegen Flügelort, Nebenort (s. Flügelort), sowie gegen Gegenort, Feldort. Ein Stollen wird mit Haupt- und Gegenort, oder mit diesen und zugleich mit Feldort, sogar mit mehreren Gegen- und Feldörtern betrieben.

Hilfsort: Ort, welches einem andern zu Hilfe kommt, der Hilfe wegen betrieben wird. Solches kann ein Gegenort in höherer Sohle, selbst in tieferer sein, aber auch ein Ort, welches neben dem Hauptorte mit ihm in gleicher Richtung fortgeht. (Hilfsstollen, s. Stollen). Hilfsörter, die keinen andern Zweck haben, dürfen nicht zu weit hergeholt werden, nicht auf große Längen, nicht kostspielig zu betreiben sein, sonst kann die Hilfe, wenigstens das Innehalten der rechten Zeit der Hilfe, zweifelhaft werden, oder tritt zu spät ein, wird zu kostbar. — Sie machen sich vorzüglich im schwimmenden Gebirge nöthig, wo dem Hauptortsbetrieb allein nicht selten unüberwindliche Hindernisse entgegenstehen, und sind dann zuweilen bloße Umbrüche (Umbruchörter), durch welche der Druck und die Wasser des Gebirges zum Theil wenigstens abgeleitet, ihre nachtheiligen Wirkungen auf das Hauptort vermindert werden sollen.

Hoffnungsörter, Hoffnungsschläge: solche, die auf Hoffnung, neue Gänge, Erze damit auszurichten, betrieben werden. Der Name ist nur in Ungern gebräuchlich. Aunderwärts heißen sie Such- oder Versuchsörter (s. weit. unt.).

Längorte, soviel wie Auslängen; mit einem Ort auslängen. Man treibt Längörter, wenn mit einem Abteufen, Überbrechen, Erze oder Erzspuren angebrochen werden, die, weil sie sich auf dem Streichen des Ganges u. c. weiter verbreiten, auf diesem verfolgt, oder in weiterer Feldeslänge untersucht werden sollen. Vergl. Feldort in der zweiten Bedeutung. Ebenso wenn Klüfte, Trume, die etwas zu versprechen scheinen, vom Hauptgang und Hauptort aus weiter zu untersuchen sind.

Pochort. Der Platz in der Scheidebank, den die Zungen einnehmen, welche das ausgeschiedene Stuf Erz mit der Pochschlage auf eisernen oder steinernen Unter-

lagen (Scheideplatten) zu Rußgröße, bei reichen Erzen zu Bohnen- oder Grauwerggröße zerkleinen. Poch- und Scheideörter sind gewöhnlich zusammen (s. d. Wort, so auch Pochen, Pochschlage). Wo man trockene Pochwerke hat, bedarf man deren nicht; es sei denn bei sehr reichen Erzen, wo man die Verstäubung und das Wegspringen einzelner kleiner Erzförner, beim Trockenpochwerk unvermeidlich, verhüten will. Deshalb sitzt dann der pochende Zunge in einem Scheidekasten.

Duerort. 1) Ein Ort, welches den Hauptgang, das Hauptort quer durchschneidet, d. h. unter ziemlich rechtem Winkel; ein Ort, welches auf einem Quergange, einer Querkluft erlangt wird.

2) Beim Duerbau ein Ort vom Liegenden bis an das Hangende, zur Erzgewinnung. Heißt öfter Duerstrosse, weil es strossenartig, von einem Auslängen zunächst am Liegenden der Lagerstätte anfangend, gefaßt wird, 6—9 Fuß breit, 6' hoch. Vgl. Duerbau, Duerstrosse, auch den Art. Strosse.

Duerschlagsort, s. Duerschlag.

Rißort: ein ortsweise betriebener Riß zur Ableitung der Wasser (s. d. Wort Riß).

Rückenort: ein Ort, welches zur Untersuchung eines Rückens längs demselben, auch durch ihn hindurchgetrieben wird; gewöhnlich nur das Verhalten des Flöztes am Rücken selbst, die Art und Größe der Verrückung zu untersuchen und daraus Folgerungen über die Flözlage und für die weitere Direction der dem Rücken nahestehenden Stollnörter, Gezeugstrecken, Hauptsohlen u. s. w. abzuleiten. Es sind also Hilfsörter, die als solche nur in der zur Hanthierung erforderlichen Höhe und Weiten, also kleiner, als andere Örter von bleibendem Nutzen, gefaßt werden. Auch insofern sind sie Hilfsörter, als sie zuweilen die am Rücken liegenden Wasser abführen, oder dazu dienen, diese einer höhern Sohle zuzuführen, nicht bis zur tiefen herabfallen zu lassen. Sie kommen nicht selten auf den Kupferschieferflözbauden vor, z. B. im Mansfeldischen, in Kiegersdorf, zu Nieber bei Hanau u. c. An beiden letztern Orten dienen sie auch zur Untersuchung des Erzgehaltes der Rückengänge. Vergl. Rücken.

Ruhort. In sehr tiefen Hauptschächten findet man wol alle 70—100 Lachter eine geräumige Stätte zum Ausruhen der Fabrenden, indem der Fabrichacht gegen das Hangende und Liegende vergrößert und Bänke zum Sitzen angebracht sind; es ist also eine vergrößerte Ruhebühne (s. d. Wort).

Scheideörter sind die Plätze an der Scheidebank, jeder etwa 20"—36" breit, welche die Scheidejungen einnehmen. An jedem dieser Orte liegt eine Scheideplatte, auf welcher der Zunge mit dem Scheidehammer (Scheideeisen) das Erz scheidet. S. Scheiden, Erzcheiden und oben Pochort.

Schlottenort, Schlotten such- Zapfungsort. Wo der ältere Schlottenführende Gips eine der Gebirgsmassen im Hangenden des Kupferschieferflöztes ausmacht, ist es, um die Wasser, welche die in wundersamen Bügen verbreiteten Schlotten führen, abzuleiten, den Flözbauden

darunter nicht nachtheilig werden zu lassen, zuweilen nöthig, Schlottendröcker zu treiben. Man setzt indeß ein solches Dtt mitunter auch darum an, um Schloten zur Unterbringung der beim Schieferverhau u. s. w. fallenden Berge aufzusuchen, wenn man nach gewissen Merkmalen deren Vorhandensein vermuthen darf.

Sezort, Ort, in welchem Feuer gesetzt wird, soviel wie Brennort. S. d. Wort unt. Ort und d. Art. Feuersegen.

Sizort: ein ortsweise vorausgehender Einbruch, in der Höhe, die der Arbeiter in sitzender Stellung (auf dem Sitzsahle sitzend) bedarf. Vor Stölln und andern Hauptörtern, wo der Raum oder die Schichtung des Gesteins es erlaubt, geht man mit einem Sizort einbruchsweise voraus, läßt Förste und Sohle, oder allein die Sohle, oder allein die Förste einige Lachter zurück (vergl. die Figuren beim Art. Dttprofil), um solche in mehren Stößen durch besondere Arbeiter nachbringen zu lassen, zur Beschleunigung. Wo eine Kluft, ein kleines Trum vom Gange abgehend oder ihm zusehend des Nachbrechens werth zu sein scheint, längt man mit einem Sizort aus, das, da es bei 4—5' Höhe, 2—3' Weite nur den nothdürftigsten Arbeitsraum gewährt, natürlich nur wenige Lachter fortgetrieben werden kann. Es wird sodann eingestellt, oder es wird in Förste, Sohle u. s. w. zur vollen Dttshöhe nachgerissen, je nachdem der Versuch ausfällt. Wenn ein Ort bloß zu dem Zweck aus einem Abteufen oder Überbrechen erlangt wird, um unter dessen Sohle den ersten Stoß und sofort neue Stroffen-, oder auch darüber Förstenstöße fassen zu können, also nur der obersten Stroffe, der untersten Förste immer vorausgehalten wird, wird es oft auch nur als Sizort betrieben. Vergl. Stroffen, Förstenbau; und die Figur zum Art. Feldort.

Sohleort: ein Ort, das söhlig (horizontal) oder mit möglichst geringem Ansteigen betrieben wird; heißt auch Kurzweg Sohle (s. d. Art.). Wenn ein Schacht auf ein Flöz abgefenkt ist, so ist das Erste und Wesentliche, eine Sohle aufzubauen, auf der Schachtsohle oder da, wo das Flöz durchsunken, durchschnitten ist. Auf schmalen Flözen, wie das Kupferschieferflöz, wurden solche Sohlenörter sonst sehr niedrig gefaßt, $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{3}$ Lachter hoch, $\frac{1}{2}$ Lachter weit, in neuerer Zeit aber in fahr- und förderbarer Höhe, d. h. $\frac{1}{2}$ ° hoch, $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{3}$ ° weit, mit Sohlen- und Windfahrt (s. d. Wörter). Ihr Zweck ist, Untersuchung des Flözes, Vorrichtung des Strebverhaues, Abführung der Wasser, Zuführung der Wetter. Sie konnten aber der letzten wegen, bei der ehemaligen Niedrigkeit, nicht sehr weit fortgebracht werden, und man teufte dann auf derselben Sohle einen neuen Schacht ab, von dem aus man ebenso verfuhr.

Für den Strebverhau dient das Sohlenort ebenso als vorausgehender Einbruch in das Ganze, wie ein Feldort, Suchort u. s. w. dem nachfolgenden Stroffen- und Förstenbaue.

Wo Stölln und andere Hauptörter (Hauptsohlen) auf dem Streichen der Lagerstätte fortgehen, braucht man nicht erst Sohlenörter aufzubauen. Wo aber die

Stölln das Gebirge querschlägig, recht- oder spitzwinkelig durchschneiden, setzt man die Sohlen an den Durchschnittpunkten der Lagerstätten an; gewöhnlich etwas höher (10—20—30 Zoll) als die Stöllnsohle, weil diese die Wasser zu Tag führende Sohle ist und bleibt.

Stöllnort: das Ort, Ende des Stöllns. Siehe Stölln.

Stoßort: der Ort, Punkt am Sichertroge, Stoßherbe, wo die Stoßstange, die von der Poch- oder Wasserradswelle durch Drückelwelle mit Streichspan oder durch ein Kreuz bewegt wird, den Kopf des Herdes trifft. Der Herdkopf ist hier mit einem vortragenden Stück Eichenbohle belegt, damit er nicht unmittelbar angegriffen werde, und dieses Holzstück, der Stoßort, trifft bei der Rückbewegung des Herdes an das Stoßstauch- oder Prellkloß, empfängt also auch den Rückstoß. Vergl. diese Art. und Stoßherd.

Strebort: beim Strebbaue die Arbeitsstelle des Strebhäuers. Die Länge dieses Raumes ist $1\frac{1}{2}$ — $1\frac{1}{2}$ °. Die Höhe ist die des Strebens (18, 20—24"). Die Weite $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{3}$ — $\frac{1}{2}$ Lachter, soviel, als der Häuer zur Hantierung und der Junge zur Förderung mit dem Strebhunde hinter dem Häuer weg, bedarf.

Die Strebortung wird jeder Häuerkameradschaft, aus 2—3 Mann bestehend, zugemessen. Da diese Ortungen nach der Länge des anstehenden Strebens dicht auf einander folgen, so werden, um Streitigkeiten zu verhüten, Zeichen gemacht, und die Häuer jeder zwei aneinander liegenden Kameradschaften müssen diese Grenzzeichen fortführen.

Stürzort. Die Abtheilungen längs den Wänden des Füllorts (s. d. Wort), worin die Erze, Schiefen jeder einzelnen Kameradschaft aufgestürzt oder gesammelt werden, bis die Reihe zu fördern an sie kommt, heißen Stürzörter. Sie werden durch schwache Stempel und Bretverschläge gebildet, eins am andern, jedes $\frac{1}{2}$ Lachter lang, $\frac{1}{2}$ Lachter weit, und so hoch, wie das Füllort selbst.

Der Grund für die Anlegung der Stürzörter ist: 1) der, daß wo dem einzelnen Häuer oder den Kameradschaften nach der Centnerzahl der Erze, Schiefen zc. verbunden wird, die Erze oder Schiefer jeder Kameradschaft besonders gehalten werden müssen. 2) Daß es nicht gut möglich ist, dieselben, sowie sie vom Gewinnungspunkt unter der Förderschacht gebracht werden, so gleich zu Seile zu schicken. Denn die Tonnen der Treibmaschinen halten 8—10 Centner; das Kübel bei der Haspelförderung $\frac{1}{2}$, 1—2 Centner; die Grubensfördergefäße (Hunde, Karren) nur 3, 4—5 Centner. Vergl. Füllort.

Suchort: ein Ort, mit dem neue Erzmittel, neue Gänge oder Flöze aufgesucht werden. Vergl. Feldort, Sizort, Versuchort.

Umbruchort, s. Umbruch.

Versuchort, ist gleichbedeutend mit Suchort, Hoffnungsschlag (in Ungern), zuweilen auch mit Feldort.

Wasserort: ein Ort, dessen Zweck, die Abführung, Zusammenleitung der Wasser an einem tiefern Punkt ist, von wo sie durch Maschinen, als Rünste, Pumpen u. s. w., weggehoben werden. Gewöhnlich verrichten schon

die Stölm, die Sohlen, zu denen auch die Gezeugstrecken gehören, diesen Dienst.

Wetterort: ein Ort zur Regulirung, Wiederherstellung des Wetterwechsels; gehört zu den Hilfortern. Vergl. die Art. unt. Wetter. (Plümicke.)

Ort (geographisch), s. Breite und Länge.

ORT (geometrischer), ist eine Linie oder eine Fläche, durch welche eine unbestimmte geometrische Aufgabe aufgelöst wird. Jeder einzelne Punkt der Linie oder der Fläche dient nämlich auf gleiche Weise zur Auflösung der gegebenen Aufgabe. So ist, um die Sache von vorn herein durch ein einfaches Beispiel zu erläutern, bekannt genug, daß die auf gleichen Kreisbogen stehenden Winkel an der Peripherie eines und desselben Kreises einander gleich sind. Wäre also die Aufgabe gegeben, durch zwei gegebene Punkte zwei Linien zu ziehen, welche einen gegebenen Winkel mit einander einschließen, so kann diese Aufgabe nicht eine, sondern sie muß unzählig viele Auflösungen haben, da man die beiden gegebenen Punkte bloß mit einander durch eine grade Linie zu verbinden, und über derselben einen Kreisabschnitt, in welchen der gegebene Winkel paßt, zu beschreiben (Eucl. III, 33) braucht. Jeder Punkt des Kreisabschnittes löst also die vorgelegte Aufgabe, und er ist hiernach der geometrische Ort der Scheitelpunkte aller derjenigen Dreiecke, welche eine und dieselbe Grundlinie und gleiche gegebene Winkel am Scheitel haben.

Unter den geometrischen Orten, welche durch Linien dargestellt werden (locus ad lineam), unterscheiden die alten Geometer ebene, körperliche und lineariſche Örter (loca plana, solida und linearia, oder τόποι επίπεδοι, στερεοί und γραμμικοί). Unter ebenen Örtern verstanden sie die grade Linie und den Kreis, weil diese als in einer Ebene gedacht werden können, dahingegen die Kegelschnitte, mit Ausnahme des Kreises, die durch Schnitte eines Körpers entstehen, körperliche Örter genannt wurden. Daß diese Unterscheidung, namentlich zwischen dem Kreise und übrigen Kegelschnitten, nicht sehr haltbar ist, da auch der Kreis durch den Schnitt einer Ebene und einer Kugel, und hinwiederum die Kegelschnitte durch Bewegungen in einer Ebene entstehen können, liegt am Tage. Lineariſche Örter hießen endlich alle bekannte krumme Linien, welche nicht in die beiden vorigen Classen gehörten, also die Conchoide des Nikomedes, die Cissoide des Diokles, die Quadratrix des Dinostratos u. Auch wurden die einzelnen krummen Linien selbst noch als verschiedene geometrische Örter durch die auf dieselben sich beziehenden Namen unterschieden; so sprach man von einem locus ad lineam rectam, ad circulum, ad parabolam, ad ellipsin, ad hyperbolam, ad conchoidem Nicomedis etc., und verstand darunter die grade Linie, den Kreis u. Nur die ebenen und mit seltenen Ausnahmen die körperlichen Örter waren bei der Auflösung von Aufgaben geduldet, und man hielt eine Auflösung, die auf einen körperlichen Ort führte, als nicht in die Geometrie gehörig, oder doch für sehr unelegant. Pappus sagt (Collect. math. L. III. ad prop. 5) ausdrücklich, man habe die Aufgabe vor der

Erfindung zweier geometrisch mittlern Linien nicht auf geometrische Weise construiren können, weil die Zeichnung der Kegelschnitte in einer Ebene nicht leicht sei. Die lineariſchen Örter aber waren ganz verbannt. Führte eine Aufgabe auf eine Fläche als geometrischen Ort des gesuchten Punktes, welches dann stattfindet, wenn zur vollständigen Bestimmung des gesuchten Punktes zwei Bedingungen fehlen, so wurde die Fläche locus ad superficiem genannt; und fehlten drei Bedingungen, in welchem Falle jeder Punkt des Raumes die Aufgabe auflöste, so hieß der Ort locus ad solidum.

Den ersten Anstoß zu einer genauern Untersuchung der geometrischen Örter scheint die Entdeckung des Menächmus, eines Schülers des Platon, gegeben zu haben, daß man durch den Schnitt zweier Kegelschnitte zwei mittlere Proportionale zwischen zwei gegebenen Linien construiren, und folglich auch, wie Platon selbst gefunden hatte, die Aufgabe von der Verdoppelung des Würfels auflösen könne. Wenigstens wurden seit der Zeit die geometrischen Örter mit großem Eifer und ausgezeichneter Vorliebe bearbeitet, wie man aus der Menge der Schriften, die Pappus (Coll. math. lib. VII. praef.) als die vorzüglichsten anführt, und aus dem Reichtume derer, die uns von ihnen übrig geblieben sind, hinlänglich ersehen kann. Nach den gewiß verdienstlichen Vorarbeiten der ältern Geometer aus der Platonischen Schule, die aber bald übertroffen und daher vergessen wurden, waren es besonders Apollonius von Perga, Aristäus und Euklides, von denen der erste über die ebenen, der zweite über die körperlichen und der letzte über die Örter an der Oberfläche geschrieben hat, und deren Schriften in dieser Hinsicht als classisch anerkannt wurden. Des Apollonius zwei Bücher de locis planis sind verloren gegangen, und wir kennen sie nur aus der Inhaltsanzeige, die uns Pappus von ihnen aufbewahrt hat. Sie enthielten ein vollständiges System von Sätzen über Eigenschaften der graden Linie und des Kreises, als geometrische Örter betrachtet, und entwickeln daher alle Bedingungen geometrischer Constructionen, welche durch grade Linien und Kreise ausführbar sind; so, daß alle Aufgaben, deren Auflösung auf dem Durchschneiden von graden Linien und Kreisen beruht, sich auf Constructionen dieser ebenen Örter zurückführen lassen, wo dann diese Bedingungen über die Möglichkeit der vorgelegten Aufgabe entscheiden. Schon hieraus ist ersichtlich, welchen überaus wichtigen Gebrauch die alten Geometer von diesen Büchern des Apollonius machen konnten, wenn es darauf ankam, die Analysis einer Aufgabe zu machen. Beide Bücher zusammen enthielten 147 Theoremata und acht Lemmata. Im ersten Buche wird zuerst von den ebenen Örtern des Endpunktes einer von zwei graden Linien, und dann von den ebenen Örtern des Durchschnittspunktes zweier oder mehrerer graden Linien, welche von gegebenen Linien aus unter gewissen Bedingungen gezogen sind, gehandelt. Das zweite Buch enthält Sätze von den ebenen Örtern des Durchschnittspunktes zweier oder mehrerer graden Linien, die aus zwei oder mehreren Punkten unter gewissen Bedingungen gezogen sind. 3. B.

Wenn von zwei gegebenen Punkten aus zwei grade Linien gezogen sind, die in einem gemeinschaftlichen Endpunkt als Durchschnittspunkte zusammentreffen, und die graden Linien in einem gegebenen unveränderlichen Verhältnisse sind, welches jedoch nicht das Verhältniß der Gleichheit sein darf, so ist der Ort dieses ihres Durchschnittspunktes eine der Lage nach gegebene Kreislinie. Ferner: Wenn von einer beliebigen Anzahl gegebener Punkte aus grade Linien so gezogen sind, daß sie in einem gemeinschaftlichen Endpunkt als Durchschnittspunkte zusammentreffen, und die Summe der über sie beschriebenen, der Art nach gegebenen Figuren einem Raume von gegebener unveränderlicher Größe gleich ist, so liegt dieser ihr Durchschnittspunkt in einer der Lage nach gegebenen Kreislinie (von diesem Satze soll unten ein analytischer Beweis gegeben werden). — Diese Bücher de locis planis gaben in einer Wiederherstellung F. van Schooten: *Loca plana restituta*. (Lugd. B. 1656) und Fermat: *Opp. omn.* (Tolosae 1679) heraus. Van Schootens Ausführung ist jedoch algebraisch und Fermats zu unvollständig. Robert Simson übertraf bei Weitem seine Vorgänger (*Apollonii Perg. locorum planorum libri II.* Glasg. 1749. 4. teutsch in einer guten, mit lehrreichen Anmerkungen versehenen Übersetzung von J. W. Camerer. Leipz. 1796). Von des ältern Aristäus berühmter Schrift *locorum solidorum libri V.* haben wir gleichfalls bloß einige Nachrichten durch Pappus (collect. math. libr. VII. praef.), der sie unter die Hauptwerke setzt, die man studiren müsse, um sich in der geometrischen Analysis Fertigkeit zu erwerben. Wahrscheinlich ist es das erste ausführlichere Werk über die Kegelschnitte gewesen. Eine Restitution desselben gab Vincent. Viviani, unter den Neuern einer der vertrautesten mit der Geometrie der Alten: *De locis solidis divinatio in libros Aristaei amissos*. (Flor. 1673, wovon 1701 eine vermehrte Ausgabe erschien). Endlich gibt uns Pappus von Euklids zwei Büchern de locis ad superficiem, außer diesem Titel keine weiteren Nachrichten. Doch ist nicht zu zweifeln, daß diese Orte Linien waren, welche auf einer krummen Oberfläche beschrieben wurden, also Linien von doppelter Krümmung, dergleichen einige von den Alten betrachtet worden sind, als die cylindrische und die sphärische Spirale, desgleichen zwei Curven auf der Oberfläche eines Cylinders, durch welche Archytas aus Tarent die Aufgabe von der Verdoppelung des Würfels auflöste u. a. m.

Durch Cartesius bekam die Lehre von den geometrischen Orten einen neuen Schwung und zugleich ein völlig verschiedenes Ansehen. Denn obgleich schon vor ihm geometrische Aufgaben mit Hilfe der Algebra aufgelöst waren, so bezogen sich diese doch immer nur auf einzelne Vergleichen bestimmter mit einander verbundener graden Linien. Cartesius hingegen schloß zuerst alle Eigenschaften einer graden oder krummen Linie in eine algebraische Gleichung zwischen zwei veränderlichen Größen, nämlich den veränderlichen Coordinaten und andern gegebenen Linien ein, und hierdurch wurde es ihm möglich, aus dieser Gleichung, vermittels algebraischer

Lehrsätze, Auflösungs-, Umformungs- und Eliminationsmethoden und Verwandlungen, alle, auch die verborgenen geometrischen Eigenschaften, als aus einer vollständigen Definition der krummen Linie herzuleiten, und auf diese Weise Aufgaben aufzulösen, die auch den scharfsinnigsten Geometern unter den Alten zu schwer gewesen waren. So z. B. gibt er gleich im Anfange seiner 1637 erschienenen Geometrie die Auflösung der Aufgabe: Es sind mehre grade Linien der Lage nach gegeben, den Ort des Punktes zu finden, welcher die Eigenschaft hat, daß das Product der Linien, die von demselben an einige jener Linien unter gegebenen Winkeln gezogen werden, dem Producte derjenigen Linien gleich sei, die an die übrigen auf gleiche Weise gezogen werden, oder zu demselben ein gegebenes Verhältniß habe — welche die Alten nur in einigen besondern Fällen hatten auflösen können.

Wodurch aber die algebraische Behandlung der geometrischen Orte das größte Übergewicht über die geometrische erhielt, war der Umstand, daß man durch dieselbe einen festen Eintheilungsgrund der Orte, sowohl in der ebenen als der räumlichen, erhielt. Da man nämlich bald sah, daß, um zuerst von den ebenen Orten zu sprechen, die grade Linie durch eine Gleichung des ersten Grades zwischen zwei veränderlichen Größen, also durch eine Gleichung von der Form

$$ay + bx = c$$

dargestellt werde, und daß umgekehrt diese Gleichung des ersten Grades nur die grade Linie darstelle (s. den Art. grade Linie), wenn die veränderlichen Größen x , y die linearen Coordinaten eines beliebigen Punktes der Linie bedeuten; so konnte man überzeugt sein, daß endlich jeder geometrische Ort, der auf eine Gleichung von der angegebenen Art führte, eine grade Linie sei, zu deren genauere Bestimmung es nur noch der Kenntniß von zwei aus den drei constanten Größen a , b , c gebildeten Quotienten bedurfte; und daß zweitens jeder geometrische Ort, der auf eine höhere Gleichung führte, welcher durch die Gleichung $ay + bx = c$ nicht Genüge geleistet wurde, keine grade Linie wäre. Ferner ergab sich durch dieselbe Betrachtungsweise, daß der Kreis, die Parabel, die Ellipse und die Hyperbel durch eine Gleichung des zweiten Grades zwischen zwei veränderlichen Größen dargestellt werden, also durch eine Gleichung von der Form

$$Ay^2 + 2Bxy + Cx^2 + 2ay + 2yx = \beta^2$$

(wo A , B , C beliebige constante Zahlen, a , β , γ beliebige constante Linien bezeichnen), und daß umgekehrt diese Gleichung des zweiten Grades, wie ihr nicht in speciellen Fällen, d. h. für gewisse Werthe der Coefficienten, durch eine oder durch zwei Gleichungen von der Form $ay + bx = c$ Genüge geleistet wurde, in welchem Falle sie ein System zweier zusammenfallenden, oder parallelen, oder sich schneidenden graden Linien darstellte, nur die vier genannten krummen Linien darstellte (s. den Artikel krumme Linien der zweiten Ordnung). Hiernach hatte man nicht bloß ein sicheres Mittel zu entscheiden, ob ein gesuchter geometrischer Ort in die Kategorie jener vier krummen Linien gehöre

Wenn von zwei gegebenen Punkten aus zwei grade Linien gezogen sind, die in einem gemeinschaftlichen Endpunkt als Durchschnittspunkte zusammentreffen, und die graden Linien in einem gegebenen unveränderlichen Verhältnisse sind, welches jedoch nicht das Verhältniß der Gleichheit sein darf, so ist der Ort dieses ihres Durchschnittspunktes eine der Lage nach gegebene Kreislinie. Ferner: Wenn von einer beliebigen Anzahl gegebener Punkte aus grade Linien so gezogen sind, daß sie in einem gemeinschaftlichen Endpunkt als Durchschnittspunkte zusammentreffen, und die Summe der über sie beschriebenen, der Art nach gegebenen Figuren einem Raume von gegebener unveränderlicher Größe gleich ist, so liegt dieser ihr Durchschnittspunkt in einer der Lage nach gegebenen Kreislinie (von diesem Satze unten ein analytischer Beweis gegeben werden). — Diese Bücher de locis planis gaben in einer Wiederherstellung F. van Schooten: *Loca plana restituta*. (Lugd. B. 1656) und Fermat: *Opp. omn.* (Tolosae 1679) heraus. Van Schootens Ausführung ist jedoch algebraisch und Fermats zu unvollständig. Robert Simson übertraf bei Weitem seine Vorgänger (*Apollonii Perg. locorum planorum libri II.* Glasg. 1749. 4. teutsch in einer guten, mit lehrreichen Anmerkungen versehenen Übersetzung von J. W. Camerer. Leipz. 1796). Von des ältern Aristäus berühmter Schrift *locorum solidorum libri V.* haben wir gleichfalls bloß einige Nachrichten durch Pappus (*collect. math. libr. VII. praef.*), der sie unter die Hauptwerke setzt, die man studiren müsse, um sich in der geometrischen Analysis Fertigkeit zu erwerben. Wahrscheinlich ist es das erste ausführlichere Werk über die Kegelschnitte gewesen. Eine Restitution desselben gab Vincent. Viviani, unter den Neuern einer der vertrautesten mit der Geometrie der Alten: *De locis solidis diviniatio in libros Aristaei amissos*. (Flor. 1673, wovon 1701 eine vermehrte Ausgabe erschien). Endlich gibt uns Pappus von Euklids zwei Büchern de locis ad superficiem, außer diesem Titel keine weiteren Nachrichten. Doch ist nicht zu zweifeln, daß diese Örter Linien waren, welche auf einer krummen Oberfläche beschrieben wurden, also Linien von doppelter Krümmung, dergleichen einige von den Alten betrachtet worden sind, als die cylindrische und die sphärische Spirale, desgleichen zwei Curven auf der Oberfläche eines Cylinders, durch welche Archytas aus Tarent die Aufgabe von der Verdoppelung des Würfels auflöste u. a. m.

Durch Cartesius bekam die Lehre von den geometrischen Örtern einen neuen Schwung und zugleich ein völlig verschiedenes Ansehen. Denn obgleich schon vor ihm geometrische Aufgaben mit Hilfe der Algebra aufgelöst waren, so bezogen sich diese doch immer nur auf einzelne Vergleichen bestimmter mit einander verbundener graden Linien. Cartesius hingegen schloß zuerst alle Eigenschaften einer graden oder krummen Linie in eine algebraische Gleichung zwischen zwei veränderlichen Größen, nämlich den veränderlichen Coordinaten und andern gegebenen Linien ein, und hierdurch wurde es ihm möglich, aus dieser Gleichung, vermittels algebraischer

Lehrsätze, Auflösungs-, Umformungs- und Eliminationsmethoden und Verwandlungen, alle, auch die verborgenen geometrischen Eigenschaften, als aus einer vollständigen Definition der krummen Linie herzuleiten, und auf diese Weise Aufgaben aufzulösen, die auch den scharfsinnigsten Geometern unter den Alten zu schwer gewesen waren. So z. B. gibt er gleich im Anfange seiner 1637 erschienenen Geometrie die Auflösung der Aufgabe: Es sind mehre grade Linien der Lage nach gegeben, den Ort des Punktes zu finden, welcher die Eigenschaft hat, daß das Product der Linien, die von demselben an einige jener Linien unter gegebenen Winkeln gezogen werden, dem Producte derjenigen Linien gleich sei, die an die übrigen auf gleiche Weise gezogen werden, oder zu demselben ein gegebenes Verhältniß habe — welche die Alten nur in einigen besondern Fällen hatten auflösen können.

Wodurch aber die algebraische Behandlung der geometrischen Örter das größte Übergewicht über die geometrische erhielt, war der Umstand, daß man durch dieselbe einen festen Eintheilungsgrund der Örter, sowohl in der ebenen als der räumlichen, erhielt. Da man nämlich bald sah, daß, um zuerst von den ebenen Örtern zu sprechen, die grade Linie durch eine Gleichung des ersten Grades zwischen zwei veränderlichen Größen, also durch eine Gleichung von der Form

$$ay + bx = c$$

dargestellt werde, und daß umgekehrt diese Gleichung des ersten Grades nur die grade Linie darstelle (s. den Art. grade Linie), wenn die veränderlichen Größen x, y die linearen Coordinaten eines beliebigen Punktes der Linie bedeuten; so konnte man überzeugt sein, daß ersichtlich jeder geometrische Ort, der auf eine Gleichung von der angegebenen Art führte, eine grade Linie sei, zu deren genauerer Bestimmung es nur noch der Kenntniß von zwei aus den drei constanten Größen a, b, c gebildeten Quotienten bedurfte; und daß zweitens jeder geometrische Ort, der auf eine höhere Gleichung führte, welcher durch die Gleichung $ay + bx = c$ nicht Genüge geleistet wurde, keine grade Linie wäre. Ferner ergab sich durch dieselbe Betrachtungsweise, daß der Kreis, die Parabel, die Ellipse und die Hyperbel durch eine Gleichung des zweiten Grades zwischen zwei veränderlichen Größen dargestellt werden, also durch eine Gleichung von der Form

$$Ay^2 + 2Bxy + Cx^2 + 2ay + 2bx = p^2$$

(wo A, B, C beliebige constante Zahlen, a, b, p beliebige constante Linien bezeichnen), und daß umgekehrt diese Gleichung des zweiten Grades, wie ihr nicht in speciellen Fällen, d. h. für gewisse Werthe der Coefficienten, durch eine oder durch zwei Gleichungen von der Form $ay + bx = c$ Genüge geleistet wurde, in welchem Falle sie ein System zweier zusammenfallenden, oder parallelen, oder sich schneidenden graden Linien darstellte, nur die vier genannten krummen Linien darstellte (s. den Artikel krumme Linien der zweiten Ordnung). Hiernach hatte man nicht bloß ein sicheres Mittel zu entscheiden, ob ein gesuchter geometrischer Ort in die Kategorie jener vier krummen Linien gehöre

oder nicht, sondern, da man auch bald fand, daß es bloß von der Qualität der Größe $B^2 - AC$ abhängt, wenn man entscheiden wolle, welche von ihnen durch die obige Gleichung dargestellt werde, indem ein positiver Werth jener Größe eine Hyperbel, ein verschwindender eine Parabel, ein negativer eine Ellipse anzeigte, von welcher der Kreis nur eine specielle Gattung ist; so war man auch sogleich im Stande, auf eine leichte Weise die krumme Linie anzugeben, welche der verlangte geometrische Ort wäre, und zur genauern Bestimmung ihrer Lage, ihrer Axen, ihres Parameters, ihrer Excentricität, ihres Halbmessers *ic.* führten dann die speciellen Werthe von $A, B, C, a, \beta, \gamma$ in jedem einzelnen Falle. — Ganz auf dieselbe Weise verhielt er sich mit den sogenannten linearischen Orten. Führt nämlich eine Aufgabe weder auf eine Gleichung des ersten, noch des zweiten Grades, so wußte man nunmehr zuversichtlich, daß er weder ein ebener, noch ein körperlicher wäre, aber nicht genug! Man wußte hierdurch auch, von welchem Grade er wäre, ob er, vorausgesetzt, daß man die grade Linie den Ort des ersten, und die Kegelschnitte mit Einschluß des Kreises, den Ort des zweiten Grades nannte, vom dritten oder vom vierten Grade wäre *ic.* — Auf ähnliche Weise verhält es sich mit den durch Flächen dargestellten Orten. So wie nämlich alle Eigenschaften einer Linie durch eine algebraische Gleichung zwischen zwei veränderlichen Größen dargestellt werden, ganz auf dieselbe Weise werden alle Eigenschaften einer krummen Fläche durch eine algebraische Gleichung zwischen drei veränderlichen Größen, den veränderlichen Coordinaten jedes beliebigen Punktes der Fläche dargestellt, und hier zeigte sich eigentlich Cartesius' große Entdeckung erst in ihrer wahren Kraft, weil hierdurch die ganze Theorie der krummen Flächen, von welcher den Alten kaum die ersten Elemente bekannt waren, nunmehr eine sichere Grundlage, und, woran früher kaum zu denken war, einen bestimmten Eintheilungsgrund erhielt. Da nämlich die Ebene durch eine Gleichung des ersten Grades zwischen drei veränderlichen Größen, also durch eine Gleichung von der Form

$$ax + by + cz = d$$

dargestellt wird, und umgekehrt, diese Gleichung des ersten Grades nur die Ebene darstellt (s. den Art. Ebene), wenn x, y, z die linearen Coordinaten eines beliebigen Punktes in ihr bezeichnen, so hat man die Überzeugung, daß erslich jeder geometrische Ort, der auf eine solche Gleichung führt, eine Ebene ist, zu deren genauerer Bestimmung hinsichtlich ihrer Lage es nur noch der Kenntniß von den aus den vier constanten Größen a, b, c, d gebildeten Quotienten bedarf; daß zweitens jeder geometrische Ort, der auf eine höhere Gleichung führt, welcher durch die Gleichung $ax + by + cz = d$ nicht Genüge geleistet wird, keine Ebene sein kann; daß drittens jeder geometrische Ort, der auf zwei Gleichungen von der angegebenen Art führt, zugleich durch die erste und durch die zweite Ebene, also durch ihre Durchschnittslinie, d. h. durch eine im Raume liegende grade Linie, dargestellt werde, welche hinsichtlich ihrer Lage bestimmt ist, wenn man die Lagen zweier Ebenen kennt,

durch deren Durchschnitt sie entsteht; daß viertens jeder geometrische Ort, der nicht auf zwei verschiedene Gleichungen des ersten Grades führt, keine grade Linie sein kann; und daß fünftens jeder geometrische Ort, der entweder gleich von vorn herein, oder nach irgend welchen algebraischen Umformungen durch eine Gleichung des ersten Grades und durch eine Gleichung eines höhern Grades dargestellt wird, zwar keine grade, aber doch eine ebene krumme Linie ist, dahingegen derselbe eine doppelt gekrümmte Linie ist, wenn auf keine Weise eine der beiden Gleichungen in eine Gleichung des ersten Grades sich verwandeln läßt. Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit den Gleichungen der höhern Grade. Die Gleichung des zweiten Grades zwischen drei veränderlichen Größen $Ax^2 + By^2 + Cz^2 + 2ayz + 2bxz + 2cxy + 2ax + 2\beta y + 2\gamma z + \delta^2 = 0$, in welcher A, B, C, a, b, c beliebige constante Zahlen, $\alpha, \beta, \gamma, \delta$ beliebige constante Linien bedeuten, umfaßt, die Fälle ausgenommen, in welchen ihr durch eine oder durch zwei Gleichungen des ersten Grades von der Form $ay + bx = c$ Genüge geleistet wird, in welchem Falle sie das System zweier zusammenfallenden, oder zweier parallelen, oder sich schneidenden Ebenen darstellt, die Kugel, das Sphäroid, das Ellipsoid, den elliptischen, hyperbolischen und parabolischen Cylinder, das einsäckerige und das zweisäckerige Hyperboloid, den elliptischen, hyperbolischen und das elliptische Paraboloid, und es gibt sehr einfache Mittel aus den Zahlenwerthen der Coefficienten zu erkennen, welche der genannten Flächen die Gleichung in jedem einzelnen Falle darstellt (s. krumme Fläche des zweiten Grades und Oberfläche). Führt also eine Aufgabe auf einen durch eine solche Gleichung dargestellten geometrischen Ort, so ist die gesuchte Fläche eine der genannten, und im umgekehrten Fall ist sie es niemals; führt sie aber auf zwei solche Gleichungen, so ist der gesuchte geometrische Ort eine Linie von einfacher oder doppelter Krümmung, welche durch den Durchschnitt jener beiden Flächen entstanden ist. — Es ist unnöthig, diese Auseinandersetzung hier noch weiter fortzuführen, und nur daran zu erinnern sei erlaubt, daß durch die Erfindung der Differential- und Integralrechnung, und fast noch mehr der Rechnung mit partiellen Differentialquotienten über die geometrischen Orte ein ganz neues Licht verbreitet worden ist. Die ausführlichere Auseinandersetzung dieser Lehre könnte jedoch am gegenwärtigen Ort unpassend erscheinen.

Nachdem wir nun diese allgemeine Übersicht vorausgeschickt, wollen wir, um eine speciellere Einsicht in die Natur des behandelten Gegenstandes zu erlangen, von mehreren Gattungen der angeführten und von einigen noch nicht erwähnten geometrischen Orten ein, oder wo es zweckmäßig scheint, einige Beispiele anführen, und zwar wollen wir solche wählen, welche auch an sich selbst des Interesses nicht entbehren.

1) Welches ist der geometrische Ort der Mittelpunkte aller der Kreise, welche sich in die Radienvectordreiecke einer Hyperbel einschreiben lassen?

Auflösung. a) Geometrisch. Es seien A, B

(Fig. 1) die Scheitelpunkte, F, G die Brennpunkte der Hyperbel, und von den letztern nach einem beliebigen Punkte P der Hyperbel FP, GP gezogen. Ist nun AH senkrecht auf AB, PK eine Tangente an P, also FPK = KPG, ferner PF = PE und AD = AF gemacht, so ist, da wegen der Grundeigenschaften der Hyperbel GP - FP = AB ist, GE = AB, und da auch AD = AF = BG, also AB = DG ist, so folgt: GE = DG. Ferner ist FPK = KPG, PE = PF gemacht, und, wenn wie PK bei AH in C schneidet, PC = PC; also

ist $\triangle FPC \cong \triangle EPC$, daher $FC = CE$; da nun auch $CF = CD$ ist, weil die $\triangle ACF$ und $\triangle ACD$ congruent sind, so ist $CE = CD$. Folglich sind in den $\triangle ECG, DCG$ alle drei Seiten gleich, und daher $\angle EGC = \angle DGC$. Da nun auch $FPC = GPC$, so ist C als der Durchschnittspunkt der beiden die Winkel P und G des Radienvectordreiecks FPC halbirenden Linien der Mittelpunkt des in dieses Dreieck zu beschreibenden Kreises. Es liegt folglich dieser Mittelpunkt für jeden beliebigen Punkt P der Halbhypyperbel PAQ auf der senkrechten HL, und da bios innerhalb der Asymptoten Tangenten stattfinden, so ist der gesuchte geometrische Theil der im Scheitelpunkt errichteten Senkrechten, welcher innerhalb der Asymptoten liegt. Ganz dasselbe gilt bei der andern Hälfte der Hyperbel für ein in B errichtetes Perpendikel.

b) Analytisch. Sind a, b die Halbachsen der Hyperbel, x, y die Coordinaten des Punktes P, vom Mittelpunkte der Hyperbel an gerechnet, so hat man bekanntlich für die Radienvectoren der Hyperbel die Ausdrücke

$$\begin{aligned} FP &= ex - a \\ GP &= ex + a \end{aligned}$$

wobei angenommen ist, daß der Punkt P auf derjenigen Halbhypyperbel liegt, deren innerer Brennpunkt F, äußerer G ist, und wo $\frac{\sqrt{a^2 + b^2}}{a} = e$, folglich die Entfernung des Mittelpunktes vom Brennpunkte = ae gesetzt werden ist.

$$\text{Ferner ist } \sin PGF = \frac{y}{ex + a}; \cos PGF = \frac{ae + x}{ex + a}$$

$$\sin PFG = \frac{y}{ex - a}; \cos PFG = \frac{ae - x}{ex - a}$$

Nun halbire man die Winkel PFG und PGF durch FC und CG, welche sich in C schneiden, und es seien u und v die den Coordinaten x, y correspondirenden Abscissen des Punktes C, so hat man

$$\text{tang } CGF = \text{tang } \frac{1}{2}PGF = \frac{v}{ae + u}$$

$$\text{und } \text{tang } CFG = \text{tang } \frac{1}{2}PFG = \frac{v}{ae - u};$$

folglich $v = (ae + u) \text{ tang } \frac{1}{2}PGF = (ae - u) \text{ tang } \frac{1}{2}PFG$. Da aber

$$\text{tang } \frac{1}{2}PGF = \frac{\sin PGF}{1 + \cos PGF} = \frac{y}{(e + 1)(x + a)}$$

$$\text{tang } \frac{1}{2}PFG = \frac{\sin PFG}{1 + \cos PFG} = \frac{y}{(e - 1)(x + a)}$$

So hat man hiernach

$$v = \frac{(ae + u)y}{(e + 1)(x + a)} = \frac{(ae - u)y}{(e - 1)(x + a)}, \text{ also}$$

$$\frac{ae + u}{e + 1} = \frac{ae - u}{e - 1}$$

$$\text{b. h. } u = a.$$

Für die Halbhypyperbel PAQ ist also die Abscisse des Mittelpunktes des berührenden Kreises constant = a, und demnach der geometrische Ort eine in A errichtete Senkrechte. Da ferner $y^2 = \frac{b^2}{a^2}(x^2 - a^2)$,

$$\text{so ist } v = \frac{ay}{x + a} = b \sqrt{\frac{x - a}{x + a}} = b \sqrt{\frac{-2a}{x + a}}$$

Der größte Werth von v ist also = b, und diesen Werth erreicht v erst dann, wenn x unendlich geworden. Alles wie oben.

2) Eine Anzahl von Punkten ist gegeben. Man suche den geometrischen Ort desjenigen Punktes, der die Eigenschaft hat, daß die Summe der Quadrate der Entfernungen desselben von allen gegebenen Punkten, wenn diese auch noch mit beliebigen gegebenen Zahlen multiplicirt werden, einem gegebenen Quadrate gleich ist.

Auflösung. Sind α, β die rechtwinkligen Coordinaten des ersten, α', β' die des zweiten, α'', β'' des dritten gegebenen Punktes $\alpha, m, m', m'' \dots$ die gegebenen Multiplicatoren, und x, y die Coordinaten des gesuchten Punktes, so hat man, wie sehr leicht zu übersehen, für die Quadrate der Entfernungen des gesuchten Punktes von dem ersten, zweiten, dritten α gegebenen Punkte die Ausdrücke

$$\begin{aligned} (x - \alpha)^2 + (y - \beta)^2, \\ (x - \alpha')^2 + (y - \beta')^2, \\ (x - \alpha'')^2 + (y - \beta'')^2, \end{aligned}$$

u. s. f. Ist also das gegebene Quadrat = Q^2 , so ist die Bedingung der Aufgabe in folgender Gleichung enthalten:

$$m(x - \alpha)^2 + m'(x - \alpha')^2 + m''(x - \alpha'')^2 + \dots = Q^2 + m(y - \beta)^2 + m'(y - \beta')^2 + m''(y - \beta'')^2 + \dots = Q^2$$

Entwickelt man nun die Quadrate, und setzt der Kürze halber

$$\begin{aligned} m + m' + m'' + \dots &= M \\ m\alpha + m'\alpha' + m''\alpha'' + \dots &= A \\ m\alpha^2 + m'\alpha'^2 + m''\alpha''^2 + \dots &= A^2 \\ m\beta + m'\beta' + m''\beta'' + \dots &= b \\ m\beta^2 + m'\beta'^2 + m''\beta''^2 + \dots &= B^2 \end{aligned}$$

so erhält diese Gleichung die Form

$$x^2 + y^2 - \frac{2A}{M}x - \frac{2b}{M}y = \frac{Q^2 - A^2 - B^2}{M}$$

welches die Gleichung des gesuchten geometrischen Ortes ist. Nun ist aber sehr leicht zu sehen, daß man ihr folgende Gestalt geben kann:

stanten Inhalt hat. Setzt man nun $Ca = aA = x$, $Cb = bB$, und errichtet in a und b die Perpendikel $aP = y$ und bP auf CA und CB , so ist ihr Durchschnittspunkt P der Mittelpunkt des um ABC geschlagenen Kreises, folglich ein Punkt des gesuchten geometrischen Ortes. Zieht man nun PQ parallel BCR und durch a die RQ parallel Pb , so ist $Cb = PQ - CR = Pa \sin PaQ - Ca \cos aCR = y \sin (180 - C) - x \cos (180 - C)$, also

$$Cb = y \sin C + x \cos C.$$

Multipliziert man diese Gleichung auf beiden Seiten durch $2Ca \sin C = 2x \sin C$, so hat man

$$2Ca \cdot Cb \sin C = 2 \sin C (xy \sin C + x^2 \cos C).$$

Aber $2Ca \cdot Cb \cdot \sin C$ ist der Inhalt des $\triangle ABC$, welcher constant = I bleiben soll; folglich hat man

$$xy \sin C + x^2 \cos C = \frac{I}{2 \sin C}$$

für die Gleichung des gesuchten geometrischen Ortes. Es ist also eine Linie vom zweiten Grad, und da das Quadrat der einen Coordinate fehlt, nothwendig eine Hyperbel. Um sie genauer kennen zu lernen, nehme man zwei andere beliebige schiefwinkelige Coordinaten x', y' , welche mit dem vorigen denselben Anfangspunkt C haben, und mit der alten Axe des x die Winkel resp. α, α' machen. Alsdann hat man nach der Lehre von der Verwandlung der Coordinaten (s. d. Art.) bekanntlich

$$\begin{aligned} x &= x' \cos \alpha + y' \cos \alpha' \\ y &= x' \sin \alpha + y' \sin \alpha' \end{aligned}$$

und, wenn man diese Werthe in die gesundene Gleichung des geometrischen Ortes setzt:

$$\begin{aligned} x'^2 \cos \alpha \cos (C - \alpha) + x'y' \cos \alpha' \cos (C - \alpha) + y'^2 \cos \alpha' \cos (C - \alpha') + x'y' \cos \alpha \cos (C - \alpha') \\ = \frac{I}{2 \sin C}. \end{aligned}$$

Hier sieht man sogleich, daß, wenn man $\cos (C - \alpha) = 0$ und $\cos \alpha' = 0$, also $C - \alpha = 90^\circ, \alpha = C - 90^\circ$ und $\alpha' = 90^\circ$ setzt, die Gleichung die sehr einfache Gestalt

$$x'y' \cos (C - 90^\circ) = x'y' \sin C = \frac{I}{2 \sin C},$$

daher
$$x'y' = \frac{I}{2 \sin C^2}$$

annimmt. Folglich ist der gesuchte Ort eine Hyperbel, auf deren Asymptoten die Axen der x' und der y' liegen. Da nun der Winkel der Axe der x' und der Axe der $x = C - 90^\circ$, der Winkel der Axe der y' und der Axe der $x = 90^\circ$ gefunden wurde, so stehen offenbar die Asymptoten auf den Schenkeln des gegebenen Winkels senkrecht.

5) Um drei feste Punkte A, B, C (Fig. 5.) die nicht in gerader Linie liegen, bewegen sich drei grade Linien AR, BQ, CP auf die Weise, daß der Durchschnitt R der ersten mit der zweiten eine beliebige grade Linie r , und der Durchschnitt C der zweiten mit der dritten eine beliebige grade Linie q beschreibt. Welches ist der

geometrische Ort des Durchschnitts der ersten mit der dritten Linie?

Auflösung. Man wähle BA zur Axe der x , BC zur Axe der y und setze $BA = a$, und $BC = \gamma$, so ist die Gleichung einer beliebigen durch A gehenden Linie AR :

$$x - a = my, \dots \dots (1)$$

einer beliebigen durch B gehenden Linie BR ,

$$x = ny,$$

also hat man für den Durchschnittspunkt R , für welchen diese beiden Gleichungen zu gleicher Zeit gelten,

$$x = \frac{na}{n-m}, y = \frac{a}{n-m};$$

ist also die Gleichung der Linie r :

$$ax + a'y = 1,$$

so hat man, da der Punkt R auf ihr liegt

$$\frac{naa}{n-m} + \frac{aa'}{n-m} = 1 \dots \dots (2).$$

Ebenso sei die Gleichung einer beliebigen durch C gehenden Linie CQ :

$$y - \gamma = px, \dots \dots (3)$$

so hat man für den Durchschnitt Q dieser und der zweiten Linie $x = ny$, und $y - \gamma = px$, folglich

$$x = \frac{n\gamma}{1-np}, y = \frac{\gamma}{1-np}$$

ist also die Gleichung der Linie q :

$$c'x + cy = 1$$

so hat man,

$$\frac{n\gamma c}{1-np} + \frac{\gamma c'}{1-np} = 1 \dots \dots (4)$$

Endlich hat man für den Durchschnitt der ersten und der dritten Linie die Gleichungen (1) und (3). Eliminiert man also aus den Gleichungen (1) (2) (3) (4) die drei veränderlichen Größen m, n, p , so ist das Resultat, nämlich

$$\begin{aligned} aa'y^2 + [aa + \gamma c - a\gamma (ac - a'c')] xy + \gamma c'x^2 \\ - a(1 + \gamma a')y - \gamma(1 + ac)x + a\gamma = 0 \end{aligned}$$

die Gleichung des gesuchten geometrischen Ortes, welcher folglich eine Linie des zweiten Grades, d. h. ein Kegelschnitt, ist. Diesen Satz haben Maclaurin und Braikenridge wahrscheinlich jeder für sich gefunden, und auf von einander und von der hier gegebenen Art verschiedenem Wege bewiesen.

Um den Kegelschnitt genau kennen zu lernen, bemerke man zuerst, daß weder a noch $\gamma = 0$ sein können, weil die drei gegebenen Punkte A, B, C der Voraussetzung nach nicht in einer graden Linie liegen sollen; daß, wenn $y = 0$ gesetzt wird, die gesundene Gleichung sich in

$$\gamma c' (x - a) \left(x - \frac{1}{c} \right) = 0$$

und, wenn $x = 0$ gesetzt wird, in

und $x = \frac{-b - \sqrt{a^2 + b^2}}{2}$ wird aber, wie man leicht

findet, $a^2 - 4bx - 4x^2$ negativ, und folglich y imaginär. Nun sind aber für jeden positiven Werth von x beide

Ordinaten positiv, weil dann $ax > ax \sqrt{\frac{1 - 4x(b+x)}{a^2}}$

ist. Da sie nun beide auch für $x = 0$ verschwinden, dann beide positiv und möglich sind, dann einander gleich, und von da an imaginär werden, so liegt in dem von den positiven x und den positiven y gebildeten rechten Winkel ein völlig umschlossener Theil, ein sogenannter Knoten der krummen Linie. — Die Polargleichung dieser Linie wird ziemlich einfach. Setzt man nämlich $x = r \cos \varphi$, $y = r \sin \varphi$ in die zweite Form, so daß folglich der Winkel φ von AE gegen AD hin positiv gezählt wird, so erhält man

$$r = \frac{a \sin \varphi - b \sin \varphi^2}{\cos \varphi}$$

Aus dieser Gleichung läßt sich der Inhalt des rundumschlossenen Theils leichter finden, als aus der obigen. Man erhält nämlich für denselben

$$\frac{a^2 - 3b^2}{4} \text{Arc} \left(\text{tang} = \frac{a}{b} \right) + ab \log \frac{b}{\sqrt{a^2 + b^2}} + \frac{3ab}{4}$$

Der Herleitung dieses Resultats überheben wir uns am gegenwärtigen Orte.

Geben wir nun noch zuletzt ein Beispiel, wo der gesuchte geometrische Ort eine Fläche ist.

Aufgabe. Wenn ein Viereck ABCD (Fig. 8.) gegeben ist, dessen vier Seiten nicht in einer Ebene liegen, so verlangt man 1) den geometrischen Ort der graden Linie MN, die sich so durch die beiden Linien AD und BC bewegt, daß stets DN:NA = CM:MB; 2) der Ort einer zweiten graden Linie IK, die sich durch AB und CD so bewegt, daß stets CK:KD = BI:IA ist; und 3) verlangt man noch zu wissen, ob diese Örter verschieden sind, oder ob sie zusammenfallen.

Auflösung: a) analytisch. Es sei AD die Axe der y , AB der z , die Ebene der xz parallel der Linie DC, die Ebene der xy parallel der Linie BC, und die Coordinaten von C seien $x = a$, $y = \beta$, $z = \gamma$; so hat man

in A: $x = 0$, $y = 0$, $z = 0$

in B: $x = 0$, $y = 0$, $z = \gamma$

in C: $x = a$, $y = \beta$, $z = 0$

sodas die Gleichungen der Linien sind:

von AB, $x = 0$; von AD, $x = 0$; von BC, $z = \gamma$

$$y = 0 \qquad z = 0 \qquad y = \frac{\beta}{a} x,$$

und endlich von CD, $y = \beta$,

$$x = \frac{a}{\gamma} z.$$

Setzen wir nun $AN = y'$, so sind die Gleichungen der Erzeugenden MN von der Form $x = Bz$, $y = Az + y'$, und wenn wir x , y , z aus den Gleichungen von MN

und BC eliminiren, so erhalten wir die Bedingungsgleichung, daß MN stets BC schneide:

$$B\beta\gamma = a(Ay + y') \dots (1).$$

Überdies hat man $ND:NA = MC:MB$, d. h. $AD:AN = BC:BM$. Nun ist im Punkte C, $y = \beta$, und im M, weil er auf BC liegt, $z = \gamma$, und demnach, weil er auf MN liegt $y = Ay + y'$, und da sich die Längen von Linien verhalten, wie die aus ihren Endpunkten beliebig parallel gezogenen Ordinaten, so ist $BC:BM = \beta: Ay + y' = AD:AN = \beta:y'$, demnach $Ay + y' = y'$, also $Ay = 0$, und folglich, da γ im Allgemeinen nicht $= 0$ ist, so ist $A = 0$. Hierdurch geht nun die Gleichung (1) in die über

$$B\beta\gamma = ay' \dots (2).$$

Nun folgt aber aus den Gleichungen der Erzeugenden $MN: B = \frac{x}{z}$ und $y' = y$. Setzt man diese Werthe in die Gleichung (2), so erhält man für die Gleichung der gesuchten Fläche:

$$\beta\gamma x = ayz.$$

Sie ist also eine Fläche des zweiten Grades. Wir werden gleich ihre Art näher erkennen. Vorher bemerke man, daß man, um die Gleichung der Fläche zu erhalten, die durch die Bewegung von IK entsteht, ganz dieselben Rechnungen zu machen habe; man hat nämlich an die Stelle von BD und BC die Linien AB und CD, d. h. an die Stelle von β und y hat man γ und z zu setzen. Nun ist aber unsere gefundene Gleichung symmetrisch in Beziehung auf β und γ und auf y und z . Also ist $\beta\gamma x = ayz$ auch die Gleichung der zweiten Fläche. Sie fallen demnach zusammen.

Die Durchschnittslinie unserer Fläche mit einer der Ebene der xy parallelen Ebene hat die Gleichungen $z = k$, $\beta\gamma x = aky$; und die Durchschnittslinie mit einer der Ebene der xz parallelen Ebene hat die Gleichungen $y = k$, $\beta\gamma a = akz$. Daraus folgt also, daß, weil dies Gleichungen des ersten Grades, also von graden Linien sind, unsere Fläche auf zwei verschiedene Weisen durch die Bewegung einer graden Linie entstehen kann, die sich bei ihrer Bewegung auf zwei andere AB und CD, oder AD und BC stützt, und der Bedingung unterworfen ist, daß sie immer einer und derselben Ebene parallel bleibe. Hieraus sind wir also berechtigt zu schließen, daß diese Fläche ein hyperbolisches Paraboloid ist, weil unter den Flächen des zweiten Grades bekanntlich nur diese auf die genannte Art entstehen kann.

Die Schnitte parallel der Ebene der yz haben die Gleichungen $x = c$, $ayz = \beta\gamma c$; diese sind aber auf ihre Asymptoten bezogene Hyperbeln, und folglich sind die Ebenen der xz und der xy Asymptotenebenen der Fläche, da die Asymptoten, also hier die Axen jeder Hyperbel, die Gleichungen $y = 0$, $z = 0$ haben, und folglich die erste in der Ebene der xz , die zweite in der Ebene der yz liegen. Man hat also ein System von Asymptotenebenen, wenn man durch zwei anliegende Seiten des Vierecks Ebenen legt, welche den ihnen gegenüberliegenden Seiten resp. parallel sind.

Nehmen wir jetzt statt des Punktes (α, β, γ) einen beliebigen andern auf der Fläche gelegenen, dessen Coordinaten α', β', γ' sind, zur vierten Ecke des Vierecks, so hat man, da er auf der Fläche liegt, $\alpha\beta\gamma' = \beta\gamma\alpha'$. Betrachtet man nun eine Fläche, die auf dieselbe Weise als die vorige entstanden ist, nur daß man sich des zuletzt genannten Vierecks bedient, so wird ihre Gleichung sein: $\beta'\gamma'x = \alpha'yz$, und diese zweite Fläche wird als Asymptotenebenen zwei Ebenen haben, welche durch die beiden Seiten gehen, die im Punkte $(\alpha', \beta', \gamma')$ zusammentreffen, und den gegenüberliegenden Seiten, also auch den Ebenen der xy und der xz , parallel sind; da aber $\beta'\gamma' = \frac{\beta\gamma\alpha'}{\alpha}$ ist, so wird die Gleichung der zweiten

Fläche $\beta\gamma x = \alpha yz$, d. h. diese zweite Fläche ist dieselbe als die erste, und alle Systeme von Ebenen, die durch zwei Erzeugende der Fläche den entgegengesetzten Seiten des Vierecks parallel gezogen sind, sind also Asymptotenebenen. Nun haben wir bewiesen, daß die Erzeugung unserer Fläche dieselbe ist als die des hyperbolischen Paraboloids; aus der letzten Betrachtung folgt also folgender Lehrsatz: Jedes hyperbolische Paraboloid hat unzählige viele Asymptotenebenen, welche der Fläche jede in einer erzeugenden graden Linie begegnen, und die resp. den Ebenen parallel sind, welchen jede Erzeugende resp. parallel ist.

b) Geometrisch. Alle soeben durch die Analysis erhaltenen Sätze kann man auch durch eine bloße geometrische Betrachtung erhalten. Man behalte nämlich (Fig. 9) dieselbe Lage der Axen bei, und lege durch die beiden Seiten CB , CD eine Ebene, deren Durchschnitt mit der Ebene der xy und der xz resp. DR und BR sei. Da nun die Ebene der xy der Seite BC parallel ist, so ist auch DR parallel BC . Aus demselben Grund ist BR parallel CD und demnach $BCDR$ ein Parallelogramm. Ziehen wir also in der Ebene desselben ME parallel BR , so ist $CM = DE$, $MB = ER$, also, wegen der Voraussetzung, $DN : NA = DE : ER$, woraus folgt, daß NE parallel AR , und folglich die Ebene MEN parallel der Ebene BAR , d. h. der Ebene der xz ist. Die in der Ebene MEN liegende Erzeugende MN wird also immer der Ebene der xz parallel sein; also ist die Fläche ein hyperbolisches Paraboloid. — Um nun die Gleichung der Fläche zu finden, betrachten wir einen Punkt G , der auf der Erzeugenden MN liegt. Es seien GP , PN , NA die drei Coordinaten z , x , y dieses Punktes, ebenso CS , SD , DA die des Punktes C ; ML , LN , NA die von M , so haben wir $\frac{ML}{GP} = \frac{LN}{PN}$; d. h. $\frac{y}{z} = \frac{LN}{x}$; ferner $\frac{LN}{SD} = \frac{NA}{DA}$ also $LN = \frac{SD \cdot NA}{DA} = \frac{\alpha y}{\beta}$ und folglich durch Substitution $\beta\gamma x = \alpha yz$, wie oben.

Daß beide Flächen zusammenfallen, läßt sich nun auch ohne Hilfe einer Gleichung beweisen. Man ziehe nämlich in der Ebene des Parallelogramms KF parallel BC , KI sei die zweite Erzeugende, so ist IF parallel

AR , aus demselben Grunde, weswegen NE parallel AR war; also werden sich die beiden Ebenen KFI , MEN , die resp. den Ebenen des xy , xz parallel sind, in einer Linie GH schneiden, welche sowol der IF , als der NE , als der AR parallel sein wird. Können wir also beweisen, daß der Punkt G , in welchem GH die MN trifft, mit dem Punkte zusammenfällt, in welchem GH die KI trifft, so schneiden sich KI und MN in demselben Punkt, und demnach trifft jede Erzeugende der einen von beiden Flächen alle Erzeugenden der zweiten Fläche, liegt also ganz in ihr, und folglich fallen beide Flächen zusammen. Betrachten wir aber G als den Durchschnitt von GH und MN , so ist das $\triangle MGH$

dem $\triangle MEN$ ähnlich; also ist $GH = \frac{NE \cdot MH}{ME}$; aber $MH = CK$, $ME = CD$, und $\triangle DNE \sim \triangle DAR$; folglich $NE = \frac{DN \cdot AR}{DA}$, woraus folgt $GH = \frac{DN \cdot CK \cdot AR}{CD \cdot DA}$.

— Jetzt sei G der Durchschnitt von GH und KI ; so ist wegen der Ähnlichkeit der $\triangle KGH$ und KIF : $GH = \frac{IF \cdot KH}{KF} = \frac{IF \cdot DE}{DR} = \frac{IF \cdot DN}{NA}$, und, weil $\triangle BIF \sim$

$\triangle BAR$, so ist $IF = \frac{BI \cdot AR}{BA} = \frac{CK \cdot AR}{CD}$; und folglich

$GH = \frac{DN \cdot CK \cdot AR}{CD \cdot DA}$, woraus folgt, daß, von dem

Punkte H aus, die Linie GH in derselben Entfernung von IF als von MN getroffen wird, und daß sich folglich diese beiden Erzeugenden in dem Punkte G treffen, was zu beweisen war. (Einen andern Beweis dieses letztern Lehrsatzes siehe in: Legendre's Geometrie, 5. Buch, 16. Lehrs. Vergl. Corresp. sur l'école polyt. II, 439. III, 6.) (Scherk.)

Ort in der Schweiz, s. Orts.

ORT (Minerkunst), ist der Punkt, wo die Erde in einen Gang (Strecke, s. d. Art.) losgearbeitet wird. (Benicken.)

ORT, ORTH (Numism.), $\frac{1}{4}$ einer Courant-Münze (quadrans nummi, quart), z. B. Ortsgulden = $\frac{1}{4}$ Gulden, Ortsthaler = $\frac{1}{4}$ Thaler, danziger Ort = 4 Gr. $9\frac{1}{2}$ Pf. oder $\frac{1}{2}$ Thlr. (H.)

ORT (Adam van), gestorben zu Antwerpen 1641 im 84. Jahre seines Alters, ein Sohn und Schüler Lambert's van Ort und Lehrer Rubens, ein zu seiner Zeit berühmter Maler. (H.)

ORTA, ORTU oder ORDY. Ein türkisch-tatarisches Wort, das vermuthlich zunächst in die slavischen Sprachen (poln. ordy tatarskie) und von da in die andern europaischen (Horde) überging. Es bedeutet ein Feldlager, einen kleinen nomadischen Stamm, eine Reiter-schar. Unter den Brüdern der Osmanen in Hochasien bedient man sich häufiger der Worte Ulus und Aiman oder Aimach, die sie mit den Mongolen gemein und vielleicht von letztern entlehnt haben. Wo chinesische Schriftsteller einen tatarischen Stamm bezeichnen,

gebrauchen sie am häufigsten das Wort Aiman (Ngai-man), welches auch den Mandchu-Tungusen geläufig ist. Ob die überraschende Ähnlichkeit von Ortu (die Türken schreiben Ordu) mit Ἐρταυ und dem latein. ordo ein Spiel des Zufalls ist, oder auf Urverwandtschaft der Wurzeln hindeutet, mag dahingestellt bleiben.

(W. Schott.)

ORTA, Horta, Stadt auf der azorischen Insel Fayal, der Insel Pico gegenüber, am Strand in der Mitte der großen Bucht liegend, welche von Pico gedeckt, den Haupthafen der Insel ausmacht. Die Stadt ist im Allgemeinen gut gebaut, doch sind die Straßen oft krumm und schlecht gepflastert. Die Zahl der Bewohner beträgt 3 bis 4000. In der Nähe sind sehr gute Gärten.

(L. F. Kämtz.)

ORTA (alte Geogr.). Paulus Diaconus (IV, 8) nennt ein Städtchen Porta in der Nähe von Polemarium, in welchem letztern man das heutige Bomarzo erkennt; man vermuthet daher, daß es von Portanum, welches Plinius (III, 5, 8) als einen Ort in Strurien, ohne genauere Bestimmung der Lage nennt, nicht verschieden, und das heutige Orta (Orte, Ort) am Einflusse des Nar in die Tiber sei; es beziehen sich hierauf die Hortinae classes bei Virgil (A. VII, 716). Auch erwähnt Plinius (III, 5, 9) Hortenses in Latium, in der Nähe von Latinium und Longula.

(H.)

ORTA (See). In der Provinz Pallanzia des Fürstenthums Piemont befindet sich der Lago di Orta oder di S. Giulio; Namen, von welchen der erstere einer Stadt, an dem Ufer des Sees, und der andere einem Marktort angehört, der auf einem kleinen Eiland in dem See liegt. Der See ist von keiner großen Bedeutung, und hängt durch den Strona, in welchen er sich durch die Nagoglia ergießt, die ihm an seinem nördlichen Ende bei Omega entströmt, mit dem Lago maggiore zusammen, von welchem er sich im Westen und zwar von Norden nach Süden, etwa zwei Stunden weit, ausdehnt. Er ernährt sehr viele und große Kälber, und hieß bei den Alten Lacus Cusius.

Orta (Stadt), liegt an dem See gleiches Namens, in einer anmuthigen Gegend, zählt 1200 Einwohner und hat eine Pfarrkirche und ein Kloster der Ursulinerinnen, in der Nähe aber auf einem Hügel am See und einer Landzunge ein Capucinerkloster und eine schöne, mit 32 Kapellen geschmückte Kirche. — Von ihr ist die gleichbenannte Stadt in der Delegation Viterbo des Kirchenstaats zu unterscheiden. Sie liegt an der Tiber auf einem Hügel, treibt Weinbau und etwas Handel, und hat eine Kathedrale, fünf Mönchs- und zwei Nonnenklöster. Von ihr führt ein Bisthum den Namen, welches mit Civita Castellana verbunden ist.

(Eiselen.)

ORTACEA oder ORTACEAS, alter Name eines Flusses in Asien, in der Landschaft Symbais, welcher sich in den persischen Meerbusen ergießt und vielen Schlamm mit sich führt (Plin. VI, 27, 31).

(H.)

ORTAGUREA, nach Plinius (IV, 11, 18), wenn anders die Stelle heil ist, der ältere Name der thrakischen Stadt Maronea.

(H.)

ORTALIDA Merrem (Aves). Eine aus der Linné'schen Gattung Penelope gesonderte Gattung von Cuvier (règne animal ed. 2. I. 472) und Boie (Zfss XIX. 978) als solche angenommen, von Lesson (Traité d'Ornithologie p. 480) nur als Untergattung betrachtet, von Spix (Avium species novae II. 52), von Wagler (Zfss XXIII. 1109) und von Neuwied (Beiträge zur Naturgesch. Brasiliens IV, 539) wieder mit Penelope vereinigt. Sie unterscheidet sich von dieser nach Cuvier nur dadurch, daß die Arten fast nichts Nacktes an der Kehle und um die Augen haben — nach Lesson (l. c.) sind die Kennzeichen: Kopf und Vorderhals besiedert, Augenkreis und zwei Linien an dem Schnabelwinkel nackt. Wagler, bei welchem sie die Abtheilung C der Gattung Penelope bildet, gibt folgende Kennzeichen an: Der innere Fahnenbart der ersten Schwungfedern ganzrandig; die Tarsen schwächlich, mit längerer Mittelzehe; das Kinn nackt, in der Mitte mit einer haarig-feberigen Binde.

1) O. Motmot. Gmelin, Linné (Phasianus guianensis Brisson I. 270. t. 26. f. 2. Faisan de la Guiano. pl. enl. 146 (mala). Phasianus Parraka. Gmelin. Ph. Parraqua Latham. Penelope Parrakoua Temminck Gallinaces p. 85). Haube und Oberhals roßbraun, die ganze Oberseite olivenfarben, die Unterseite blaß olivengrau, der Steiß roßroth, die vier mittlern Steuerfedern erzgrün, die vier seitlichen kastanienrothbraun. Dies ist die Zeichnung des männlichen-weiblichen erwachsenen Vogels, mit welchem Lesson Azara's Yacu carraguata, Neuwied's Arracuan und Humboldt's Phasianus garrulus zusammengeworfen hat. Die Länge ist 19 Zoll, der Schwanz mißt neun Zoll, zwei Linien, das Vaterland ist Cayenne und Guiana.

2) O. albiventris Wagler (Penelope Momot av. hornotina Temminck). Haube und Ohren röthlich, Bürzel und untere Flügeldeckfedern zimmtscharben, Rücken, den ganzen Flügel, die Federn des Halses und der Brust olivendräunlich, die letztern heller und weißlich gerandet, Unterleib und Bauch weiß. Neunzehn Zoll lang, der Schwanz acht Zoll. Lebt in Brasilien um den Amazonenfluß.

3) O. ruficeps. Mus. Berolin. Haube und Nacken roth, Oberseite olivenbraun, Brust olivengrau, Unterseite grau, Steiß bräunlich, die zwei mittlern Steuerfedern erzgrün, die folgende ebenso gefärbt, mit röthlicher Spitze, die übrigen bis über die untere Hälfte erzbraun, dann zimthroth. Nur 16½ Zoll lang, der Schwanz sieben Zoll, acht Linien. In Brasilien.

4) O. garrula. Mus. Berol. (Chachalacamed. Hernandez Thes. p. 23. n. 41. Phasianus garrulus Humboldt Observ. de Zool. et Anat. I. p. 4. Penel. Momot, avis juven. Temminck). Die ganze Oberseite und Oberbrust graulich olivenfarben, die ersten Schwungfedern kastanienroth; die Haube röthlich, die Steuerfedern erzschwarz, mit weißem Endfleck, der Vorderbauch und Bauch weiß, Steiß und Schienen grau. Zwanzig Zoll, zehn Linien lang; der Schwanz 9½. In Mexiko.

5) *O. vetula* Wagler. Olivenfarben, Haube und Ohren schieferfarben, Weichen, Steiß und Schienbeine bräunlich, Oberbauch und Bauch etwas röthlich, Steuerfedern oben erzgrün, mit einem großen schneeweißen Endflecke. Länge 18 Zoll; die zwei mittlern Steuerfedern neun Zoll, zwei Linien, die äußerste nur $6\frac{1}{2}$ Zoll lang. In Meriko.

6) *O. poliocephala* Mus. Berol. Graulich olivenfarben, Kopf und Hals oben schieferfarben, Vorderbauch, der Bauch in der Mitte und die Schienbeine weiß, Weichen und Steiß rothgelb, Steuerfedern erzschwärzlich mit einem großen rothgelben Endflecke. Bei dem jungen Vogel ist die rothgelbe Spitze der Steuerfedern schwarzgrün blätterfleckig, die Schwungfedern sind an der Spitze rothgelb bunt. Der Ältere wird den Erwachsenen mehr ähnlich, Haube und Hinterkopf sind schieferfarben, Vorderbauch, Bauch und Schienbeine bräunlichröthlich, der Schwanz ist wie am erwachsenen Vogel. Die Länge beträgt $23\frac{1}{2}$ Zoll, der Schwanz mißt elf Zoll. Die sehr langen Steuerfedern sind wie beim *Cuculus Cajanus* gebildet. In Meriko.

7) *O. canicollis* Wagler (L'Yacou-Caraguata Azara Voy. n. 336). Braunschwärzlich, grünläuzend, Stirn und Schwungfedern schwärzlich, der übrige Theil des Kopfes und der Hals bleifarben; der Unterhals und die Unterseite braun mit Weiß gemischt, der Schwanz fast schwarz, die äußere Steuerfeder, Schienen und Steiß zimmetroth. Länge 22 Zoll, Schwanz $9\frac{1}{2}$. In Paraguav. Von Temminck, Vieillot und Lesson zu Momot gezählt, ist aber wahrscheinlich des letztern *Penelope Goudotii* (Manuel II, 217).

8) *O. guttata* Spix (Avium spec. nov. II. t. 73. *P. squamata* Lesson Dict. d. Sc. nat. 59. p. 195). Haube und ganze Oberseite sattbraun, Hals und Brust braun, jede Feder an der Spitze mit einer ziemlich breiten weißen Binde, Bauch und Unterleib bräunlich, Steiß und die drei äußern Steuerfedern kupferfarben, die übrigen erzbraun. Länge 19—20 Zoll, Schwanz neun Zoll. In Brasilien am Amazonenflusse.

9) *O. Araucuan* Spix (l. c. t. 74. Pr. Mar v. Neuwied Beiträge z. Nat. Brasiliens IV. S. 549. Der Aracuangu). Bräunlich, Unterseite hellweißlich, Kehle und Brust grau-grünlich, Steiß und Weichen röthlich, die vier mittlern Steuerfedern erzolivenfarben, die seitlichen kupferroth, an der Basis erzolivenfarben. Von diesem Vogel gibt der Prinz von Neuwied a. a. D. eine genauere Beschreibung, von der wir Folgendes auszugsweise mittheilen:

Der männliche Vogel hat einen ziemlich kurzen Schnabel, an dem die Kuppe stark herabgebogen und etwas übertretend ist; der Kinnwinkel ist zum Theil nackt, die Zunge hornartig, kurz, pfeilsförmig, glattrandig, über dem Hügel hinter der Nasenhaut unter dem Mundwinkel am Kinnwinkel und auf der Mitte der Kehle stehen schwarze Bartborsten, die auf letzterer an der Wurzel schon Härte haben. Hügel und Umgebung des Auges nackt, Federn des Scheitels und des Halses an der Spitze etwas verschmälert, die Kehle zum Theil nackt, über ihre Mitte

vom Kinne herab läuft ein Streifen von Federn, welche stark glänzende Schäfte und an ihrer Spitze zum Theil keine Härte haben. Die Flügel reichen kaum über die Schwanzwurzel hinaus, die Schwungfedern sind gekrümmt, die sechste und siebente die längsten; der Schwanz ist stark und lang abgestuft, die Beine sind mäßig hoch, die Zehen an ihrem Wurzelgliede durch eine starke Spannhaut verbunden, die Nägel etwas gestreckt. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel hell hornblau oder bleifarben, die Wurzeln beider Niesern dunkler, die nackte, das Auge umgebende Haut bläulich schwarz; Kehle etwa neun Linien lang, abwärts nackt und fleischroth, allein über ihre Mitte läuft ein bläulich-schwarzer Streifen, der nur sparsam mit Federn besetzt ist; er theilt die nackte Kehle in zwei rothe Flecken; Federn des Scheitels bis zur Ohrgegend hinab röthlich-braun, in ihrer Mitte dunkler, am Rande blässer; Oberhals, Schultern und Rücken graubraun, mit einem starken olivengrünen Anstrich und Glanze, zum Theil mit schmalen bellern Rändchen, Unterrücken ein wenig rostrothlich; Unterhals und Brust dunkel schwärzlich-graubraun, alle Federn des erstern mit weißlichen Spitzen, die der Brust mit weißlichen Rändern; Bauch weiß; Schenkel, Seiten der Aftergegend und Steiß sahl oliven-graubraun; Aftergegend und Steiß mit dicken Daunenfedern besetzt; Schwungfedern dunkel-graubraun, an der Vorderfahne etwas olivenglänzend; mittlere Schwanzfedern olivengrün, mit lebhaft grünem Kupferglanze, die drei äußern an jeder Seite nach Außen zunehmend rostroth, sodas die äußere nur an der Wurzel etwas grün, übrigens gänzlich rostroth ist, die zweite ist halb rostroth, die dritte nur an ihrer Spitze. Die Länge beträgt 20 Zoll fünf Linien, der Schwanz neun Zoll.

Der männliche Vogel hat einen höchst merkwürdigen Luftröhrenbau. Diese läuft grade längs des Halses hinunter, geht nicht sogleich in den Thorax hinein, sondern äußerlich über die starken Brustmuskeln hinab bis zu dem Bauche, wo sie wieder aufwärts steigt, und zur linken Seite des hinabsteigenden Astes alsdann über dem Brustbein in die Lungen eintritt. Der Bronchiallarynx ist einfach gebildet und klein. Temminck hat die höchst ähnliche Luftröhre der *Penelope Parrakua* abgebildet, welche mit der des Aracuangu in allen Hauptzügen übereinkommt, nur tritt bei dem letztern der wiederaufsteigende Luftröhrenast zur Linken des herabsteigenden in den Thorax, da es bei der von Temminck abgebildeten des Parrakua sich umgekehrt zu verhalten scheint. Dem weiblichen Aracuangu fehlt der weitere oben beschriebene Luftröhrenbau gänzlich, und er ist in dieser Hinsicht gebildet wie andere Vögel.

Das Weibchen unterscheidet sich außer dem Kennzeichen, daß seine Luftröhre direct und ohne weitere Biegung in die Lungen tritt, nur wenig vom Männchen. Die Brustfedern sind weniger dunkel, Bauch und Schenkel mehr schmutzig bräunlich überlaufen, die mittlern Schwanzfedern, vielleicht etwas weniger lebhaft, kupfergrün, was indeß bei recht alten Vögeln kaum der Fall sein dürfte. Am jungen weiblichen Vogel sind alle Far-

ben matt und mehr unrein, die mittlern Schwanzfedern nicht kupfergrün mit Metallschimmer, sondern blos grau-braun, hier und da etwas kupferrothlich glänzend, die Untertheile schmutzig graugelb, die Brust sehr stark weißlich gewellt. Der ganz junge Vogel im ersten Gefieder hat am Kopf über jedem Auge einen breiten rostrothen Streifen.

Der Aracuang ist dem Prinzen nicht südlicher als am Rio Doce vorgekommen, von da an nördlich, am Mucuri, Alcobaga, im Sertong von Bahia, Minas Gerais; in den Schluchtwäldern und Carascos des Campo Geral kommt er nicht selten vor. Er scheint weniger in den geschlossenen großen Urwäldungen zu leben, als in Vor- und Niederwäldungen, Catingas, Carascos, in den dicht verflochtenen, vom Winde niedergehaltenen Gebüsch der Seefüste, welche aus Bromelia, Passiflora, Coccoloba, Cactus-, Coeus-, Eugenia-Mynthus und andern Gesträuchen so dicht ineinander gefügt sind, daß man kaum in dieselben eindringen kann. Hier leben diese Vögel außer der Paarzeit in kleinen Gesellschaften. Der Hahn läßt seine laute, höchst sonderbare, aus mehreren abgebrochenen Tönen bestehende Stimme häufig hören. An den Seefüsten fand der Prinz diese Vögel oft paarweise in den weiter oben genannten Sandgebüsch, wo seine Hühnerhunde sie aufjagten; alsdann ließen sie sogleich ihre Stimme hören, und gaben noch andere Töne von sich. Am Fluß Ilhéos traf er sie an den Ufern auch im Anfange des Urwaldes. Ihr Nest sollen sie auf einem niedern Baume von Reisern erbauen und zwei bis drei weiße Eier legen. Im Monate Januar fand er an den Ufern des Mucuri schon starke junge Vögel dieser Art. Das Fleisch des Aracuang ist angenehm zu essen und seine Brust ist sehr fleischig. In der Hauptsache hat er die Lebensart und Manieren der übrigen Penelopen. (D. Thon.)

ORTALIDES Fallén (Insecta). Eine Zweiflüglersfamilie, aus Latreille's siebenter Abtheilung Capromycaeo, der Tribus Muscides, in der Familie Athericea. Sie ist von Meigen ebenfalls nicht angenommen worden, und umfaßt die Gattungen Sepedon, Loxocera, Myzetomyza, Tephritis, Ortalis, Sepsis, Mycropa, Scatophaga, Geomyza, Sapromyza und Laxania (f. d.). (D. Thon.)

ORTALIS Fallén (Insecta) Buntfliege. Eine Zweiflüglergattung aus Fallén's Familie Ortalides, von Meigen (System. Beschreibung der bekannten europ. zweiflügel. Insecten V. 272) in die Familie Muscides gestellt. Ihre Kennzeichen sind: Fühler niedergedrückt, schief, dreigliederig, das dritte Glied länglich, zusammengebrückt; an der Wurzel mit nackter Borste. Unter Gesicht in der Mitte gewölbt, nackt; Stirn haarig; Augen länglich; Hinterleib fünfiringelig; Flügel aufgerichtet. Der Kopf halbkugelig, die Nebaugen länglich, auf dem Scheitel drei Punktaugen; Rüssel zurückgezogen, gekniet, fleischig. Rückenschild mehr viereckig, ohne Quernaht. Hinterleib meistens lang, beim Männchen stumpf, beim Weibchen mehr spitzig mit gegliederter Legeröhre, Schüppchen klein, Schwinger unbedeckt. Die Flügel bei allen

bekanntten Arten mehr oder weniger braun u. gefleckt, bandirt u. Man kennt eine Menge Arten, welche von Fabricius unter Scatophaga, Dietya, Tephritis, von Schrank unter Trupanea aufgeführt wurden. Viele sind in Europa einheimisch, 26 zählt Meigen auf; von ausländischen beschreibt Wiedemann (Außereuropäische zweifl. Insecten II. 457) 15 Arten. Meigen sagt zwar a. a. D., daß die Naturgeschichte dieser Gattung noch unbekannt sei, indessen ward die der O. Cerasi. bereits von Reaumur beschrieben, und Schrank sagt (Fauna boica III. 151) von seiner Gattung Trupanea, von welcher die meisten Arten zu Ortalis gehören: „Die Larven dieser Gattung sind länglich, vorn spitziger, hinten stumpf; der Kopf ist veränderlich und die Lebensart sehr einfach; sie leben nämlich im Innern der Samen oder zwischen denselben, oder in eigenen Gallen. Die letzte Art (O. Cerasi) lebt im weichen Fleische der Kirschfrucht. Die Verwandlungen gehen gewöhnlich ebendasselbst vor, wo die Larve gelebt hat; einige Arten gehen daher in die Erde.“ „Die Fliegen haben viel Eigenes, das nicht so leicht zu beschreiben ist.“ Sie spielen viel mit ihren Flügeln und schwingen sie oft. Ihr Gang geschieht rückwärts und gleichsam in kleinen Sprüngen; sie sind dabei nicht sehr flüchtig, ob sie gleich sehr gut fliegen u.“ Als Typen der Gattung nehmen wir auf:

1) O. Cerasi Linné (Musca C. Tephritis mali und morio Fabr.; Syst. Antl. Ort. uliginosae Fallén Mouche du Bigarreau Reaum. Ins. II. pl. 38. f. 17—23). Unter Gesicht und Stirn pomeranzengelb, weißgerandet, Fühler pomeranzengelb; Leib glänzend schwarz, etwas metallisch, Beine schwarz mit rothgelben Füßen; Flügel weiß mit kastanienbraunen Binden: die erste an der Wurzel schief breit, nach Innen verwachsen, am Hinterrande der Flügel mit der zweiten schmälern verbunden, der dritte und vierte vorn zur Hälfte zusammengefloßen. Im Mai und Juni im Grase, auf Brennesseln. Die Larve lebt im Fleische der bunten Herzkirsche, geht aber zur Verwandlung in die Erde. 1½ Linie lang.

2) O. Syngenesias Fabricius (O. juncorum Fallén) Kopf glänzend schwarz, Fühler schwarzbraun, Leib glänzend schwarz, mit etwas Metallglanze; Schwinger braun, Beine schwarz, die hintersten Füße rothgelb, Flügel wasserklar: von der Wurzel aus geht ein kastanienbrauner Saum am Vorderrande bis zur ersten Binde, die am kürzesten, die zweite und dritte schließen die beiden Queradern ein, alle drei enden auf der fünften Längsader; ein großer halbkreisförmiger, kastanienbrauner Flecken nimmt die Flügelspitze ein. Im Juli auf Wiesen, hauptsächlich im Juni. 1½ Linie lang. (D. Thon.)

ORTBAND (per syncopen Orband; deutsche Sprachkunde und Rechtsalterthümer) vom alten Ort¹⁾, Ecke, Spitze, und Band (vinculum), heißt die blecherne Zwinge, welche unten zum Verschlusse der Spitze eines Schwertes oder Degens dient (vincula ferrea, quibus extremitas vaginarum munitur²⁾), lamina ferrea in

1) Ribbelungenlied 3. 301, 9263. 2) Schilter, Übersetzung des Schwabenspiegels, Thesaur. Ant. Teut. T. II. p. 223.

sine vaginae³⁾]. Bei einem gerichtlichen Zweikampfe mußten die Kämpfer die Drtbänder von den Schwertscheiden abbrechen, es sei denn, daß der Richter ihnen die Beibehaltung derselben erlaubte⁴⁾. Jeder Kämpfer mußte nämlich ein bloßes Schwert in der Hand haben, und eins oder zwei umgürten, wie in seiner Willkür stand⁵⁾. Die Abbrechung der Drtbänder hatte den Zweck, daß derjenige, wenn die Schwerter zersprungen, oder der Schild zerhauen war, sich nicht mit den Schwertscheiden verteidigen, sondern als durch Gottesgericht besiegt, unterliegen sollte. Dieses erhellt aus Folgendem: In der andern Hand mußte jeder Kämpfer einen runden Schild haben, an welchem nichts als Holz und Leder sein durfte, außer den Buckeln, welche von Holz sein mußten⁶⁾. Was der Schwabenspiegel Ortbant (alte Mehrzahl) nennt, hierfür sagt der Sachsenpiegel: Drteisen (ortisen nach der leipziger Handschrift, nach der queblinburger ort iseren, eiserne Orte) sollen sie von den Schwertern der Scheiden brechen, und im lateinischen Texte heißt es: de vagina ferrum auferant. Drtbänder hatten also auch die erweiterte Bedeutung von allen eisernen Bändern an den Schwertscheiden. Das Abbrechen der Drtbänder hatte aber in den frühern Zeiten, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht diesen Zweck allein, die Schwertscheiden zur Vertheidigung unbrauchbar zu machen, sondern man wollte wol zugleich auch der Scheide durch Zerbrechung der eisernen Bänder ihre Kraft nehmen, die sie etwa durch Zauberkünste erhalten, da man bei Zweikämpfen, wie aus dem Gesetz der Baiern erhellt, nichts so sehr als Einwirkung von Zauberkünsten fürchtete⁷⁾.

(Ferdinand Wachter.)

ORTBOHR (Bergbau), nicht Ort vom Bohr, auch nicht Ort-Bohrer, denn dies bezeichnet den bohrenden Arbeiter. Das Wort bedeutet den Gesteinbohr zum Gebrauch beim Drtsbetriebe. Als die Bohr- und Schießarbeit noch neu, wenig geübt war, unterschied man Strossenböhre, Försteböhre, Drtböhre. Sie waren meist von der Form, welche man jetzt Kronenböhre nennt (s. diesen Art., sowie Bohr und Geböhre). Eine 1 $\frac{1}{2}$ '' starke eiserne Stange mit vier vorsehenden Ecken von Stahl am Ende (Kopf). Durch das Schlagen mit dem Bohrfäusel, Drtsfäusel gegen das obere Ende wurden diese Ecken in das Gestein eingetrieben, dieses zermalmt, und so entstand das Bohrloch. Später fand man, daß der Meißelbohr im Allgemeinen wirksamer sei (s. d. Art.).

Jene starken Drtböhre, die ein 1 $\frac{1}{2}$ Zoll weites Loch machten, bedurften des kräftigen Schlages mit schweren Fäuseln, mußten, wie jeder Gesteinbohr, vor jedem Schlage umgesetzt werden: dies war mehr als ein Ar-

beiter auf die Dauer verrichten konnte. Daher wurde in der Regel zwei- auch wol dreimännisch gebohrt: zwei Arbeiter zusammen, einer schlug, der andere setzte um. Da das Schlagen anstrengender ist, so wechselten sie von Zeit zu Zeit (alle viertel oder halbe Stunden). Waren drei zusammen, so ruhte immer der eine ganz (s. zweimännisches, dreimännisches Bohren). Der Strossenbohr war noch etwas stärker; der Förstbohr dem Drtsbohre gleich.

Jedes Paar Bohrhauer hatte seine eigenen Böhre; zu einem Saße gehören wenigstens drei solcher Werkzeuge, der Anfangs-, Mittel- und Abbohr oder lange Bohr (s. Saßböhre). Heutzutage hat dieser Name seine unterscheidende Bedeutung verloren, da man fast überall einmännisch bohrt, die vor Drtern auf Strossen und in Försten gebrauchten Böhre einander gleich und die Fälle selten sind, wo das stärkere zweimännische Geböhr vortheilhaft wäre. (Plümicke.)

ORTDAMM (Bergbau). Wenn ein Ort mit Wasserseige, d. h. ein solches, auf dessen Sohle Wasser abgehen, sählig oder horizontal erlangt werden soll, so geschieht dieses durch Beibehaltung eines gewissen gleichbleibenden Wasserstandes vor Ort (s. Sohle, Ortsohle, Stollsohle). Damit aber dieser Wasserstand von 6, 8, 12 bis 20 Zoll Höhe, der Drtsarbeit, zumal in der untern Hälfte des Orts, nicht hinderlich werde, bedarf man zweier Dämme, durch welche man die Wasser beliebig abdämmen und wieder nachtreten (nachspiegeln) lassen kann. Der eine, der Hauptdamm, befindet sich stets einige, oft mehre Lachter rückwärts vom ansehenden Ort; er ist der stärkste, höchste, sicherste. Dem Orte nahe, in 1 $\frac{1}{2}$, 2, 3 und mehr Etr. Entfernung — diese richtet sich nach Zahl und Länge der Drtsstrossen — wird ein zweiter schwächerer, niedriger der Ort dämm vorgebracht (vergl. die Figur Q zu dem Art. Ortsprofil). Er dient, die dem Orte selbst zugehenden Wasser immer wieder zu entfernen, indem solche aus dem Raume zwischen Ort und Ort dämm, über den letztern weggepumpt, weggeschöpft (weggepüßt) werden. Der Ort dämm wird öfters dem Orte nachgerückt, der Hauptdamm nicht eher als bis die Drtssohle auf eine nicht unbedeutende, neu aufgefahrene Länge untersucht und richtig befunden worden.

Man konstruirt den Ort dämm wie den Hauptdamm (nur weniger dauerhaft) durch zwei Bände aus auf die hohe Kante gestellten Bohlen (Pfoften) in 6—8'' Entfernung von einander, den Zwischenraum rammt man mit Thon oder Rasen aus. In den Drtsstößen werden diese Bohlen etwas eingeböhnt, oder mit Holzkeilen fest angetrieben, auch wol Spreizen, wie Stege, davor und dahinter geschlagen. (Plümicke.)

ORTE. Mit diesem Namen wurden bis 1798 die verschiedenen Staaten, welche die schweizerische Eidgenossenschaft bilden, bezeichnet, mit Ausnahme der gemeinen Herrschaften (s. den Art. Herrschaften). Man unterschied zwischen den acht alten Orten und den neuern Orten; beide Classen zusammen hießen die dreizehn Orte. Von ihnen waren verschieden die zugewandten Orte. Die acht alten Orte waren

3) Joh. Georg Wachter, Gloss. Germ. p. 1172. Bergl. (Eiling) bremisch-niederländisches Wörterbuch, 3. Th. S. 269. 4) Fr. L. Arndt, Glossar zum Urtexte des Liedes Nibelungen und der Klage. S. 88. 5) Schwabenspiegel S. 385: Dis ist van Kamphe, §. 14. S. 223. 6) Sachsenpiegel. 1. Buch. Art. 63. S. 124. Gärtnersche Ausgabe. S. 142. 7) Sachsenpiegel. a. a. D. Schwabenspiegel. a. a. D. §. 6, 7. 8) Lex Baiwariorum. De popularibus legibus. Cap. VI. bei Georgisch Corpus Juris Germanici antiqui. p. 330.

nach der Zeitfolge, wie sie ins eidgenössische Bündnis getreten, Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern. Aber diese Ordnung bestimmte nicht die Rangordnung. Zürich, als alte berühmte Reichsstadt, hatte, ohne daß eine förmliche Übereinkunft getroffen war, die erste Stelle im Bunde; dann folgte Bern, Luzern, und erst auf dieses die demokratischen Orte Uri zc. Bis zum Ende des 14. Jahrh. erscheint sogar das demokratische Zug, als eine Stadt, vor den Orten Uri, Schwyz und Unterwalden, in den Urkunden, und blieb auch nachher in der Rangordnung vor Glarus. Dieser Vorrang der Städte begründete indessen keinerlei Vorrecht, und stützte sich auf keinen Vertrag, sondern er war stillschweigend durch das größere Ansehen der Städte entstanden. Nur für Zürich entwickelte sich daraus im Verlaufe der Zeiten das Vorrecht, die Tagsatzungen zu versammeln und den wirklichen Vorort zu bilden, an den alles zuerst gelangte, was die gesammte Eidgenossenschaft betraf; allein ganz unrichtig ist es, wenn in neuern historischen Schriften schon im 15. Jahrh. von einem Vororte gesprochen wird. Übrigens nannten sich diese acht verbündeten Staaten, deren Bund sich von 1308 bis 1353 gebildet hatte, sehr lange Zeit nicht Orte, sondern Städte und Länder der Eidgenossenschaft; erst seit dem stänzer Verkommnisse (1481) wird diese Benennung gebräuchlich. Bis dahin blieb auch der eigentliche Bund auf jene acht Orte beschränkt; obgleich schon andere Städte und Länder Bündnisse mit einzelnen dieser Orte, oder auch mit allen geschlossen hatten, aber dabei immer in einem gewissen untergeordneten Verhältnisse blieben. Namentlich erhielten solche Bundesgenossen keinen Antheil an den im Aargau, Thurgau und Sarganserlande gemachten Eroberungen. Seit dem J. 1481 bis 1513 wurden dann die fünf neuern Orte Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Appenzell in den wirklichen Bund aufgenommen, doch mit nicht ganz gleichen Bestimmungen. Diese dreizehn Orte, die sich später auch Stände nannten und von Frankreich her den Namen Cantone erhielten, bildeten die eigentliche Eidgenossenschaft. In sehr verschiedenen Verhältnissen standen zu ihnen die zugewandten Orte, d. h. diejenigen Glieder des eidgenössischen Staatenbundes (ein Bundesstaat konnte die Eidgenossenschaft wegen ihres sehr lockern Zusammenhanges nicht genannt werden), welche keine Unterthanen der wirklichen Orte waren, wie die gemeinen Herrschaften, sondern unabhängige Gemeinheiten bildeten, aber mit mehren oder wenigern Orten verbündet, und daher zur Theilnahme an der allgemeinen Landesvertheidigung verpflichtet und zu Hilfsbegehren berechtigt waren. Unter sich standen die zugewandten Orte in keinem andern Zusammenhange, als welchen nachbarliche, Religions- und andere Verhältnisse zwischen einzelnen bildeten; eine Corporation oder Gesammtheit machten sie nie aus. Nach ihrem Verhältnisse zu den wirklichen Orten theilten sie sich in zwei Hauptclassen: 1) Diejenigen, deren Gesandte auf den gewöhnlichen Tagsatzungen erschienen; diese standen in engerer Verbindung mit den wirklichen Orten und hießen Socii. 2) Diejenigen zugewandten Orte, welche

entweder niemals oder nur in außerordentlichen Fällen zu Tagsatzungen berufen wurden, Confoederati. Zur ersten Classe gehörte: a) Der Fürst-Abt von St. Gallen mit seinem Gebiete, dem Toggenburg und der alten Landschaft. b) Die Stadt St. Gallen. c) Die Stadt Biel. Zur zweiten Classe gehörten: a) Die Republik Graubündten. b) Die Landschaft Wallis. c) Die Stadt Genf. d) Das Fürstenthum Neuchâtel. e) Der Bischof von Basel für einen Theil seines Gebietes. f) Die Stadt Mühlhausen im Elsass. Mühlhausen, seit 1515 mit allen dreizehn Orten verbündet, gehörte bis zum J. 1587 zur ersten Classe; allein während der in diesem Jahr in der Stadt entstandenen Unruhen kündigten ihr die katholischen Orte das Bündniß auf, und verweigerten jede fernere Zulassung ihrer Gesandten auf Tagsatzungen; nachher waren alle Bemühungen für Herstellung desselben fruchtlos. Die reformirten Orte hingegen setzten das Bündniß fort, bis Mühlhausen 1797 Frankreich einverleibt wurde. Die übrigen zugewandten Orte standen unmittelbar mit folgenden Orten in Bündnissen: 1) Der Abt von St. Gallen seit 1452 mit Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus. 2) Die Stadt St. Gallen seit 1454 mit Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug und Glarus. 3) Die Stadt Biel mit Bern seit 1352, mit Freiburg seit 1382 und Solothurn seit 1496. 4) Graubündten, der obere und der Gotteshausbund, standen seit 1497 und 1498 mit Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus im Bündnisse; seit 1590 auch der Zehengerichtenbund mit Zürich und Glarus, und alle drei Bünde seit 1602 auch mit Bern. 5) Wallis seit 1475 mit Bern, Freiburg und Solothurn, und seit 1533 mit Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. 6) Genf seit 1526 mit Bern und seit 1584 mit Zürich. 7) Neuchâtel seit 1406 mit Bern, und seit 1458 mit Luzern, Freiburg und Solothurn. 8) Der Bischof von Basel seit 1579 mit Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn. 9) Mühlhausen s. oben. Noch gehörte früher zu den zugewandten Orten die Stadt Rothweil in Schwaben, welche seit 1519 mit allen eidgenössischen Orten verbündet war und zur ersten Classe gehörte; allein vorzüglich während des dreißigjährigen Kriegs entfernte sie sich von den Eidgenossen und nahm an den Tagsatzungen nicht mehr Antheil. Blinder Eifer für die katholische Religion verleitete sie, den kaiserlichen Truppen den Durchzug zu gestatten, Besatzung einzunehmen und das eidgenössische Wappen von den Thoren wegzuschaffen. Seit dieser Zeit wurde sie von den meisten Orten als nicht mehr zum Bunde gehörig betrachtet; doch verwendeten sich die Eidgenossen bei Ludwig XIV. in den Jahren 1688 und 1704 mit Erfolg für diese ehemaligen Bundesgenossen. Seit 1798 hat nun dieser Unterschied von wirklichen und bloß zugewandten Orten der Eidgenossenschaft gänzlich aufgehört, sowie auch keine gemeine Herrschaften mehr existiren. Die ganze Schweiz ist jetzt in 22 Cantone oder Stände getheilt, alle mit gleichen Rechten und durch ein gemeinschaftliches Bündniß vereinigt. — Noch sind folgende Benennungen zu bemerken: Die fünf Orte (eigentlich

von Personen des höchsten Ranges wie von Geringern besucht. Seine Reisen und seine Studien waren alle auf ein Ziel gerichtet, auf Geographie und Länderkunde; durch das Studium der Inschriften suchte er besonders das Verhältniß der alten zur neuen Geographie oder der alten und neuen Ortsbenennungen auszumitteln. Dieses Studium beschäftigte ihn seit seiner Rückkehr fast ausschließlich. Für sein *breviarium* oder seinen *thesaurus geographicus* las er, wie er selbst in der Vorrede zu diesem Werke sagt, alle Schriftsteller des Alterthums, sowol Profan- als Kirchen-Scribenten, zum Theil im Manuscripte, sehr viele Schriftsteller des Mittelalters und der neuern Zeit durch und verglich dazu die Münzen und andere Monumente von Marmor und Erz. Das erste Werk, womit er vor dem Publicum auftrat, war der erste Atlas, den man überhaupt hatte, oder das *Theatrum orbis terrarum*, und damit erwarb er sich die Anerkennung seines Landesherrn, Philipp II. von Spanien, dem er es zugeeignet hatte und der ihm dafür den Titel eines königlichen Geographen ertheilte, welchen er schon im J. 1575 führte, aber in nicht geringerem Grade die Achtung und den Beifall seiner gelehrten Zeitgenossen, den er durch seine folgenden gelehrten Werke zu erhalten und zu steigern verstand. Wir finden Ortelius in freundschaftlicher Verbindung mit den bedeutendsten seiner Zeitgenossen; ich erwähne nur von Deutschen Jakob Monau, Markus Welfer, Joachim Camerarius, Nikolaus Rhedinger aus Breslau, Gerard Mercator, den berühmten Geographen, der, um dem Absatze des Ortelischen Atlases nicht hinderlich zu werden, die Bekanntmachung seiner eigenen Karten aussetzte²⁾; von Niederländern Laurentius, Andreas Schottus, den Jesuiten, Rapphelengius, vor allem Justus Lipsius, den großen Philologen, von dem sich mehre freundschaftliche Briefe an Ortelius in seinen gesammelten Werken finden (vergl. *Lipsius*, *Epistol. Quæst. IV*, 4. *Epistol. Misc. I*, 54. *II*, 37, 59 ad Belg. *III*, 41), der ihm auch seine Abhandlung „*de amphitheatris quae extra Romam*“ zueignete; ferner von Spaniern Montanus, von Italienern Fulv. Ursini, von Franzosen Pierre Pythô. Er lebte mäßig, eingezo-gen, sodas er selten seine Arbeitsstube verließ, und fern von Bestrebungen des Ehrgeizes ausschließlich für sein Fach; er blieb unverheirathet und starb nach einer langwierigen³⁾ Krankheit den 26. Juni 1598, in einem Alter von 71 Jahren, noch während dieser Krankheit literarisch thätig. Wenige Tage vor seinem Tode sprach er zu seinen Freunden, die sein Bett umstanden, wie er Nichts

auf der Welt hätte, das er nicht aufgeben könne und gern aufgeben wolle. Seine Gleichgültigkeit gegen das Leben bezeichnet auch die von ihm erwählte Devise, ein Erdglobus mit der Umschrift: *Contemno et orno mente manu*. Seine Leiche wurde in der Michaelskirche von Antwerpen beigesezt, wo seine Schwester und Schwesterfinder ihm ein Denkmal errichten ließen, zu dem Lipsius die Inschrift machte⁴⁾. Fr. Sweert hat eine Sammlung von lateinischen Versen, welche die Dichter jener Zeit zu Ehren des Ortelius verfaßt hatten, herausgegeben und ihr derselben Lebensbeschreibung folgen lassen, die ich hier benutz habe. Sein Bild, wie es vor dem *theatr. orb. terrar.* steht, zeigt kräftige, männliche, kluge, scharfe Züge, eine gewisse vornehme Haltung und Wohlthätigkeit; es trägt die Unterschrift:

Spectandum dedit Ortelius mortalibus orbem
Orbi spectandum Galleus Ortelium. Papius.

Er war von langer Statur, schwächlichem Körper, hatte blondes Haar, blaue Augen, breite Stirn; im Ganzen war er gefällig, freundlich, heiter, witzig und fern von Stolz und Hoffahrt.

Die Schriften des Ortelius, die ihm unter seinen Zeitgenossen den Beinamen des neuen Ptolemäus erworben haben, sind vorzüglich folgende: I. *Theatrum orbis terrarum*. Zur Zeit des Ortelius hatte die Geographie bereits mancherlei Fortschritte gemacht, die Portugiesen und Spanier hatten bereits Afrika und Asien genauer kennen gelehrt, Amerika entdeckt, verschiedene Reiseberichte waren herausgegeben, von mehren europäischen Ländern Karten bekannt gemacht; aber diese Hilfsmittel waren kostbar, zerstreut und zum Theil schwer zugänglich. Ortelius faßte daher den Plan, zum ersten Mal einen Gesamtatlas der damals bekannten Welt herauszugeben, und führte im J. 1570 sein Vorhaben aus. Zu dem Ende wählte er unter den von jedem Lande bekannt gemachten Karten diejenige aus, welche ihm die beste schien, reducirte sie auf das von ihm gewählte Format, und gestattete sich in denjenigen Karten, die mit dem Namen ihrer Verfasser versehen waren, keine andere Änderung, als das er zuweilen die Ortsnamen leserlicher machte, auch die alten Benennungen zu den neuern hinzusetzte; nur in einigen belgischen Karten trug er die vom Meere bewirkten Alluvionen nach. Freier ging er mit denjenigen Karten um, die nicht mit dem Namen

ter ex ubere tua penu et ambabus, quod Graeci dicunt, manibus donas. — Nec disiteor usul mihi apparatus istum fuisse ad meam hanc arenam.

²⁾ Vergl. das *Elogium* desselben vor dem *theatr. orb.* ³⁾ Lipsius schreibt unter *IV. Non. Mart.* jenes Jahres: *Tristis sane hoc audiui valetudinem tibi ab aliquot septimanis parum ex nostro et publico voto esse, sed recuperabis illam veterem spero tua industria et continentia* (ad Belg. *III*, 41); unter dem *XV. Kal. Jun.* schreibt derselbe an Jakob Monau: *Ortelius noster — lento morbo distinetur et vereor ut fatali; nam medici aquam inter cutem autumant esse.*

⁴⁾ *Abrahami Ortelii, quem urbs urbium Antverpia edidit, rex regum Philippus geographum habuit, monumentum hic videt. Brevis terra eum capit, qui ipse orbem terrarum cepit, stilo et tabulis illustravit, sed mente contempsit, qua caelum et alta suspexit, constans adversus spes aut metus, amicitiae cultor candore, fide, officis, quietis cultor, sine lite, uxore, prole, vitam habuit, quale alius votum, ut nunc quoque aeterna ei quies sit, votis fave lector. Obiit III. Kal. Julii anno CIOIXCIIIX. Vixit annos LXXI. mens. II. dies IXXX. Colli ex sorore nepotes B. M. Poss. — In sarcophago. Piae memoriae sacr. Abrahamo Ortelio Antverp. Geographo regio fratri charissimo Anna Ortelia caelebs caelibi. H. M. F. Anno CIOIXCVIII. Haec meta laborum.* ⁵⁾ *Insignium hujus aevi poetarum lacrymae in obitum Cl. V. Abrahami Ortelii Antverpiani etc. Antverp. ap. Joan. Keerbergium Anno CIOICCI.*

III. Theatri orbis terrarum Parergon, sive veteris geographiae tabulae. Dieses Parergon umfaßt die alte Geographie, profane und heilige; es ist also, wenn man will, der Atlas zum Thesaurus; es erschien zuerst 1578 hinter dem Theatrum und ist wieder abgedruckt als Beilage aller folgenden Ausgaben des Theatrum¹⁰⁾, auch einzeln 1609, 1624 in gr. Fol. u. d. Die Einrichtung ist ganz dieselbe, die das Hauptwerk hat, jeder Karte ist eine kurze Statistik des Landes und seiner Bewohner und Angabe der bedeutendsten Quellen beigegeben.

IV. Itinerarium per nonnullas Galliae Belgicae partes (Antwerpen 1584. 80 S. 4. m. Kupf.). An diesem Reiseberichte hatte auch sein Freund Vivian einigen Antheil; es ist derselbe später mit Virkheimers Descriptio Germaniae, desgleichen mit der Reise des Gottfried Hezenitius nach Friesland (Leyd. 1630, 1661, 1667 in fl. 12.) verbunden herausgegeben worden.

V. Antiquitates Gallo-Belgicae hat Peutinger in seine Sermones convivales (Jena 1684) aufgenommen.

VI. Deorum dearumque capita ex antiquis numismatibus collecta, historica narratione illustrata a Francisco Sueertio cum figuris (Straßburg 1680. 12. Brüssel. 1683 4.) ist von Gronov in den 7. Bd. des Thesaur. Antiq. Graec. aufgenommen worden.

VII. Aurei saeculi imago, in qua Germanorum veterum vita, mores, ritus ac religio etc. (Antwerp. 1598. 4.), was er dem Breslauer Patricier, Jakob Monau, zueignete.

VIII. Syntagma herbarum encomiasticum.

Wenige Wochen vor Ortelius' Tode schreibt ihm Lipsius (ep. ad Belg. III, 41): Argonautica tua scite facta accepi donum a te mi Orтели, et video nec in languore te languere aut cessare. Über diese Argonautica kann ich ebenso wenig Auskunft geben, als über die Geographia sacra, die er gleichfalls wenige Monate vor seinem Tode herausgegeben haben soll. Vergl. M. de Macedo, Sur les travaux géographiques d'Ortelius in Malte-Brun Annales des voyages T. II. p. 184—192. Biogr. univ. T. XXXII. p. 180 sq. Die vita auctoris findet sich auch hinter den nach dem Tode des Verfassers erschienenen Ausgaben des Theatr. (H.)

ORTELIUS (Abraham). Im Cabinet zu Gotha befindet sich eine silberne Medaille, $\frac{7}{16}$ Loth schwer. Ohne Inschrift. Brustbild des Abraham Ortelius mit gekrausstem Hemdkragen und Pelzmantel 1578. — MOPLA ILAPA TΩ ΘΕΩ. Aus einem Bücherhaufen erhebt sich eine Schlange, an deren Hals ein dem Reichsapfel gleichender Globus ist *). (G. Rathgeber.)

ORTELSBURG (polnisch Scytno), Hauptstadt des 28 $\frac{1}{2}$ Quadratmeilen und 41,000 Einwohner enthaltenden gleichnamigen Kreises im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, enthält 1500 Einwohner, ein landrätliches Amt, ein

Land- und Stadtgericht zweiter Classe und ein Schloß, welches vormalig ein Jagdschloß der Ordensritter war. Ehedem befanden sich hier nur einige Krüge, worauf es in einen Flecken verwandelt wurde, bis es 1669 Stadtrecht erhielt. (L. F. Kämtz.)

ORTEN, ÖRTEN, ÖRTERN (sich, Bergbau). Veraltet, für ort- oder scharweise zusammenkommen, vorzüglich der Gänge. Daher: Ein Gang örtert sich mit dem andern, soviel als scharzt sich mit ihm (s. d. Art.); die Trümmer haben sich zum Hauptgange geörtert: sind unter schiefen Winkeln wieder mit ihm zusammengekommen. Ein Gang örtert sich über dem Hauptgange: durchschneidet ihn unter schiefem Winkel.

Durchörtern: mit Örtern ein Feld, ein Mittel (Erz-, Gestein-, Kohlenmittel) durchfahren, ist noch gebräuchlich.

Überörtern: ein Gang überörtet den andern, im obigen obsoleten Sprachgebrauche. (Plümicke.)

Ortenbach, in der Militairgrenze, s. Orlath.

ORTENBAU, ÖRTERBAU (Bergbau), nennt man diejenige Art des Abbaues, wo mit Örtern, die in geringen Distanzen (etwa von 4—6 Lachtern) unter oder neben einander auf der Lagerstätte ins Feld getrieben werden, die Erzknoten aufgesucht, durchörtet, und durch das Ort selbst, durch Erweiterung seitwärts, oder nach Oben; (durch Überbauen) nach Unten durch kleine Gesenke abgebaut werden. Ein solcher Bau paßt nur dann, wenn die Erz- oder edeln Mittel nicht von großer Ausdehnung und sehr zerstreut vorhanden sind, also die Vorrichtung eigentlicher Strossen- oder Förstenbaue nicht lohnend würden. Da der Abbau hier nur kleine Flächen auf einmal betrifft, rasch vorrückt, so müssen die Örter stets mehre zugleich und solche immer weiter fortgetrieben werden, wenn auch mehre kleine Erzknoten damit schon ausgeschloffen wären. (Siehe Feldort unter dem Art. Ort.) Die Örter muß man darum in geringer Distanz über einander anlegen, weil im Gegentheile eins oder mehre solcher kleinen Erzmittelchen leicht unentdeckt bleiben würden. (Plümicke.)

ORTENBERG, Stadt in der großherzoglich-hessischen Provinz Oberhessen und im Landrathsbezirk Nidda, an der Nidder, zwei Stunden von der Stadt Nidda gelegen, ist zu $\frac{1}{3}$ Dominial und zu $\frac{2}{3}$ dem Grafen von Stollberg-Rosla zuständig. Man findet darin 160 Häuser mit 1013 Bewohnern, worunter nur vier Katholiken und 82 Juden, die übrigen aber evangelisch sind. Von öffentlichen Gebäuden findet man dort eine Kirche, ein Residenzschloß, ein Brauhaus und auch mehre Mühlen. Das Schloß steht auf einer hohen Basaltkuppe und ist in das obere und untere getheilt, wovon jenes dem Grafen von Stollberg gehört und von ihm bewohnt wird, dieses aber Dominial und größtentheils verfallen ist. Das Ganze soll von dem Kaiser Friedrich Barbarossa erbaut worden sein. Ortenberg ist der Sitz eines Landgerichtes, hält jährlich vier Krämermärkte, und bedeutende Vieh-, Flachs- und Garnmärkte. Von den Einwohnern sind nur 20 eigentliche Bauern, 94 treiben Handwerke und mitunter auch den Ackerbau. (Dahl.)

¹⁰⁾ In der vor mir liegenden Ausgabe des Theatr., welche etwa 1580 erschienen, findet sich das Parergon nicht.

*) G. van Loon, Hist. metall. des XIII. Prov. des Pays-Bas. T. I. p. 502. (à la Haye. 1732. fol.)

ORTENBERG, Herrschaft und altes Landgericht in der Wetterau. Beides gehörte ursprünglich zur alten Herrschaft Büdingen, ist aber nach Aussterben der Dynastien von Büdingen theils an Isenburg, theils an Breunberg gekommen. Den breunberger Antheil erbten die Dynastien von Eppenstein. Es verkauften aber die Gebrüder Godfrid und Johann von Eppenstein im J. 1476 den dritten Theil an der Stadt Ortenberg, nebst mehreren Dörfern, an den Grafen Philipps von Hanau. Indem aber die Herren von Eppenstein, nachherige Grafen von Königstein, die landgerichtliche Obrigkeit in besagten Dörfern zu verwalten gehabt und auch behalten haben, so entstanden dadurch mancherlei Streitigkeiten, welche durch einen Vergleich im J. 1518 dahin beendet wurden, daß den Grafen von Königstein die hohe Obrigkeit im ganzen Landgericht Ortenberg neuerdings bestätigt worden ist. Als hierauf Hanau seinen Antheil an Ortenberg dem Kurhause Pfalz im J. 1527 zu Lehen auftrug, so war diesen beiden daran gelegen, einen Antheil an der Oberherrschaft zu erlangen, was hanauischer Seits jedoch im J. 1533 fruchtlos versucht wurde. Erst im J. 1578 glückte es dem gräflichen Hause Hanau, einen dritten Theil an besagtem Landgerichte zu erhandeln, nachdem vorher Isenburg auch schon einen Theil daran von den Grafen von Stollberg, als Erben der Grafen von Königstein, an sich gebracht hatte. Im J. 1601 theilten die drei Herrschaften Stollberg, Hanau und Isenburg das Landgericht oder die Herrschaft Ortenberg in drei gleiche Theile, mit Ausnahme der Stadt und des Schlosses Ortenberg, welches gemeinschaftlich blieb. Die Grafen von Stollberg erhielten in dieser Theilung die Ämter Gedern und Ortenberg. Die Hanauer empfingen die Dörfer: Selters, Wippenbach, Bergheim, Gelnhaar u. und das Kloster Conradsdorf. Die Isenburger endlich bekamen das Gericht Dideksheim, Schloß und Hof Leistatt, und einen Theil von Effolderbach.

Die Ämter Gedern und Ortenberg sind gegenwärtig unter die beiden Linien Stollberg-Bernigerode und Stollberg-Rosla getheilt, sodaß erstere Gedern, letztere aber Ortenberg besitzt. Das hanauische Antheil von $\frac{1}{3}$ wurde im J. 1810 ein unmittelbarer Landestheil des Großherzogthums Hessen; die stollbergischen sowohl als isenburgischen Antheile kamen aber bereits im J. 1806 unter großherzoglich-hessische Hoheit. (Dahl.)

ORTENBURG, ein Marktflecken an der Straße von Wilsbosen nach Schärding, im Landgerichte Griesbach des bairischen Unterdonaukreises, zwei Stunden von Griesbach und Wilsbosen. Er umfaßt 104 Häuser mit 1250 Einwohnern, ein auf einem Berge liegendes Schloß, ein protestantisches Pfarramt und guten Getreidebau. Der Ort war ehemals der Hauptsitz einer bairischen Grafschaft gleiches Namens, welche $1\frac{1}{2}$ D. M. Flächeninhalt mit 3100 Einwohnern umfaßte, guten Getreidebau und vorzügliche Viehzucht hatte. Diese Grafen schrieben sich Grafen von Ortenburg ältern Geschlechts, zum Unterschiede der kärnthischen Linie, welche um d. J. 1420 ausgestorben ist. Im J. 1806 veräußerte der Graf von Orten-

burg dieses kleine, aber gut angebaute und fruchtbare Ländchen an Baiern und erhielt dagegen das zwischen Bamberg, Würzburg und Coburg gelegene Amt Tambach, welches gegen 30, aber meistens kleine Dörfer, Weiler und Höfe enthält, wo das Juliuspital zu Würzburg bedeutende Einkünfte zu beziehen hat und Würzburg die Landeshoheit ausübte. Durch die Ausgleichungen im J. 1810 kam die kleinere westliche Hälfte der Herrschaft unter würzburgische und die größere östliche unter bairische Souveränität, sodaß das Flüsschen Rodach die Grenze bildete. Später wurde diese Herrschaft ganz dem Obermainkreise zugewiesen. Man vergl. den Art. Tambach. (Eisenmann.)

ORTENBURG in Kärnthen, an der Drau in der Nähe von Salzburg. (H.)

ORTENBURG, Schloß zu Bauhen (s. d.). (H.)

ORTENBURG (Die Grafen von). Der Ursprung dieses alten reichsgräflichen Geschlechtes, welches von Aventin als das erste des gesammten bairischen Adels genannt wird¹⁾, kann ebenso wenig, wie der anderer Familien mit Bestimmtheit nachgewiesen werden. Während einige Geschichtsforscher, und mit ihnen J. F. Huschberg²⁾, der neueste Geschichtsschreiber dieses Hauses, der Meinung sind, daß dasselbe von den alten Grafen des Rotach- und Kinzinggauer³⁾ abstamme, erklären andere, denen der Ritter von Lang beitrifft⁴⁾, die in den Gegenden des Hundsrücks angefahrenen Grafen von Sponheim für das Stammhaus des ortenburger Geschlechtes. Für diese letztere Meinung spricht nun allerdings der Name des ersten urkundlich auftretenden Grafen von Ortenburg, in dem dieser auch den Namen von Sponheim führt, es spricht auch dafür die Art und Weise der Erwerbungen des Geschlechtes in Kärnthen. Es soll nämlich Friedrich von Sponheim dem verwandten, landsmännischen Hause der Grafen von Eppenstein, welche die Herzogswürde in Kärnthen erhielten, dorthin gefolgt sein, und den Grund zu den spätern Erwerbungen der Ortenburger daselbst gelegt haben. Er vermählte sich in Kärnthen mit Richiza oder Richardis, welche ihm die Grafschaft Lavant, sowie andere große Güter in der Gegend der Drau, als väterliches Erbe mitbrachte⁵⁾. In diesem Gebiete baute Friedrich die Stadt Spital, sowie die Feste Ortenburg

1) Cf. Annales Bojor. Lib. VII. c. 6. §. 29. 2) Geschichte des herzoglichen und gräflichen Gesammthauses Ortenburg. (Sulzbach 1828.) 3) Der Rotgau, Rottthal, erstreckte sich von Simbach, dieses ausgeschlossen, am linken Ufer des Inn fort bis nach Passau, zum Einfluß in die Donau, die Donau aufwärts bis Wilsbosen, an der Grenze des Kinzinggauer fortlaufend bis zur Gegend von Schönau und dann über Pfarrkirchen, Walberskirchen, Kirchberg, Engelstetten, sie alle einschließend, wieder an den Inn. Der Kinzinggau zwischen der Donau und Isere; südlich begrenzt durch die noch mit eingeschlossenen Orte Reholfing, Simbach, Malgersdorf, Schönau, Peterskirch, Dintersburg, Baumgarten, Grieskirch, Rainting, Puch und Wilsbosen. Vergl. v. Lang, Baierns Gauen S. 136, 137. 4) Vergl. Baierns alte Grafschaften. S. 154 fg. 5) Der gewöhnlichen Annahme nach gehörte Richar bis in das Geschlecht der Grafen von Murgthal. Huschberg erklärt sie, in der obenangeführten Geschichte für eine Tochter Konrad I., Herzogs von Kärnthen, aus dem salzfränkischen Geschlechte. Ebendaf. S. 7, 8.

oder Ortenburg an der Drau. Sie gab seinem neuen Geschlechte den Namen. Friedrichs Bruder, Hartwich, vermehrte als Erzbischof von Salzburg (991—1023) das Ansehen der neu eingewanderten Familie; der Graf Engelbert I., Friedrichs Sohn, erwarb die Schirmvogtei über die Güter des regensburger Hochstiftes, welche dieses in Kärnthen und dem nördlichen Tyrol besaß. Durch die Verbindung mit den Herzogen von Kärnthen, aus dem Hause Eppenstein, wuchs auch späterhin Glanz und Macht der Ortenburger. Engelbert II., Friedrichs Enkel, erhielt von ihnen die erledigte Mark Istrien und heirathete Hedwig, die einzige Schwester oder Tochter Herzogs Heinrich I. von Kärnthen. Fünf Söhne: Hartwich, Heinrich, Engelbert, Bernhard und Siegfried waren die Frucht dieser Ehe. Von diesen ward Hartwich im J. 1105 Bischof von Regensburg, das glänzendste Loos aber fiel seinem Bruder Heinrich zu, den Herzog Heinrich II., selbst kinderlos, an Kindes Statt annahm im J. 1127. Nicht ohne Kampf jedoch gelangte Heinrich in den Besitz der herzoglichen Würde, denn es strebten die Markgrafen der Marcha Carentana (die Gebiete von Gilly und Pettau umfassend) ihm entgegen. Nach einem harten Kriege siegten die Ortenburger, und sicherten so auf längere Zeit ihrem Geschlechte den Besitz des Herzogthums; die Marcha Carentana aber ging an die Markgrafen von Steier über und verlor ihren frühern Namen.

Heinrich I. (als Herzog von Kärnthen der III.) hatte bei Erwerbung des Herzogthums seinem Bruder Engelbert die Markgrafschaft Istrien 1127 abgetreten, er hinterließ ihm auch schon im J. 1130 die herzogliche Würde selbst. Vermählt mit Uta, aus dem gräflichen Hause Formbach, erwarb Herzog Engelbert III. durch sie seinem Geschlechte die ersten bedeutenden Besitzungen in Oberbaiern, welche von der Mutter Uta's aus dem Hause Frontenhäuser herstammten. Hauptorte dieser neuen Besitzungen der Ortenburger waren die Grafschaften Kraiburg und Marquardstein, erstere ursprünglich der größere und westliche Theil des Isengaus und aus den Bezirken Schloß Kraiburg, Mermosen, Ampsing, Neumarkt bestehend⁶⁾; letztere im Chiemgau gelegen mit den Pertinenzien Altbeuern, Neubeuern, Graßauertal und Hohenaschau⁷⁾. Auf beide Besitzungen trugen übrigens die Ortenburger den markgräflichen Titel über, so-

daß sie sich bald Markgrafen von Kraiburg, bald von Marquardstein nannten.

Herzog Engelbert III. trat nach einer langwierigen Fehde mit dem Erzbischofe von Salzburg noch vor dem Jahre 1135 seinem Sohn Ulrich das Herzogthum ab, und ging in das Kloster Seon, in welchem er als Mönch im J. 1142 starb. Das Kloster Suben am rechten Ufer des Inn ist seine Stiftung.

Von den Geschwistern Ulrichs I. sind eine Schwester Mathilde bekannt, sowie drei Brüder Engelbert IV., Hartwich III. und Rapoto. Die Schwester Mathilde ward an den Grafen Theobald von Blois vermählt⁸⁾; Hartwich weihte sich dem geistlichen Stande, war im Jahr 1147 Diakon, dann zu Salzburg Domherr und von 1155—1164 Bischof zu Regensburg⁹⁾. Sein Bruder Engelbert IV. erbt vom Vater die Markgrafschaft Istrien, sowie dessen sämtliche Güter im südlichen Baiern und ward so der begüterteste Herr jener Gegenden. Ein Graf von Falkenstein und Neuburg, Siboto, trug allein von ihm 300 mansus Land zu Lehen¹⁰⁾; und die Ausdehnung seines Gebietes erhellt aus der Menge seiner Ministerialen. Zu diesen gehörten in jener Zeit: Gotschalk, Siboto, Gerung und Heinrich von Stettheim, Berthold von Mermosen, Cuno von Schnaitsee, Friedrich von Eschenau, Friedrich von Risarn, Heinrich von Emmessein, Bruno von Dutingen, Engelbert von Sundermaringen, Hartmann von Pettendorf¹¹⁾. Ferner Rüdiger von Narinberg, Ingram und Trounto von Antwert, Heinrich und Eberhard von Marquardstein, Gottfried und Arnold von Westerberg, Barmund von Zettelheim, Bruno und Werner von Putenberg, Berthold und Konrad von Lamberzheim, Werner von Harde, Hartwig von Hage, Walter von Schreibeurg, Engelram von Egerdach, Bernhard, Eberhard und Walter von Hornbach, Hartwig von Haigerloch¹²⁾ u. A. Alle diese weiten Güter vererbte Graf Engelbert IV. selbst kinderlos um das Jahr 1171 sterbend an seinen Bruder Grafen Rapoto I., der seinen Besitz noch bedeutend durch seine Heirath mit Elisabeth, Erbtöchter des Grafen Gebhard zu Sulzbach, im Rotachgau, vermehrte und hier einen neuen Sitz anlegte, welchen er nach dem Stammschloß in Kärnthen Ortenburg nannte¹³⁾. Die Markgrafschaft Istrien aber kam schon im J. 1171 an Heinrich, Herzogs Otto I. von Meran Bruder, aus dem Hause An-

6) Vergl. v. Lang Baierns Grafschaften. S. 111. Die Grenzen des Isengaus sind südlich der Chiemgau, östlich von Burghausen an die Salzach, dann der Inn bis Braunau, dann innerhalb des Gaus vorbei an Taubendach, Neut, Eiberg, Mersteinkirchen nach Sern, von Sern als nördliche Linie an der Rot aufwärts bis Neumarkt, dann östlich über Aspertsheim, Fogkirch, Foggiebing, Mansau nach Garz. Vergl. v. Lang, Baierns Gauen. S. 155. 7) Vergl. v. Lang, Baierns Grafschaften. S. 113. Die Grenzen des Chiemgaus liefen bei Burghausen ein kleines Stück am Mattiggau, von Tacherting bis zum Leukenthal am Salzburggau, von da nach Risbühl, Zochberg ans Brunnthal, westlich längs dem Unter-Innthale bis an Inn, unweit Rosenheim und fort und fort bis Mittergass, Zettenbach in einer nördlichen Richtung wieder nach Burghausen. Vergl. v. Lang, Baierns Gauen. S. 153.

8) Cf. Ordericus Vitalis lib. XIII. p. 811 in *Du Chesne* Normannorum historiae script. antiqui. 9) Diesen Bischof Hartwich von Regensburg (1155—64) hält noch Ried im Cod. dipl. ep. Ratisb. t. XIV. für einen Grafen von Ballenstädt. Vergleiche aber Presbyteri *Joh. Staindel* Chron. in *Oefele* script. r. Boie. I, 494: Hartwicus III. frater Engelberti marchionis Istriae et comitis Rapotonis de Ortenburg, Salzburgensis canonicus fit Episcopus Ratisbonensis. 10) Cf. Monum. boica. Vol. VII. p. 441. 11) Cf. Monum. boica. Vol. II et III. 12) Cf. Monum. boica. Vol. III et VII. p. 251. 13) Hufschberg in der angeführten Geschichte der Grafen von Ortenburg ist zwar der Meinung, daß dieses Ortenburg im Rotachgau das ursprüngliche Stammhaus des Geschlechtes sei; wir folgen aber der Ansicht des Ritters von Lang (Baierns Grafschaften. S. 157). Da in diesen Gegenden die Grafen von Sulzbach (Sulzbach am Lin-

decks¹⁴⁾. Graf Rapoto I. ward der Stammvater der noch jetzt in Baiern blühenden Linie der Ortenburger, während die Nachkommen seines Bruders Ulrich der im J. 1135 als Herzog in Kärnten austritt, schon im J. 1279 ausstarben. Die Geschichte dieser herzoglichen Linie des Geschlechtes wollen wir nun zuerst weiter verfolgen.

I. Die kärnthenschen Linien der Grafen von Ortenburg.

a. Die kärnthensche herzogliche Linie der Ortenburger.

Das Herzogthum Kärnten umfaßte ursprünglich noch die kärnthensche oder pannonische Mark (seit dem 11. Jahrh. die Steiermark genannt), sowie die Marken Krain und Slavonien oder windische Mark¹⁵⁾. Noch erweitert ward dasselbe im 10. Jahrh., als Kaiser Otto I. im J. 952 Friaul und Istrien von Italien trennte und diese Landstriche nebst Verona den Herzogen von Kärnten untergab. Jedoch bildete sich, wie wir schon gesehen haben, unter einer Nebenlinie des regierenden herzoglichen Hauses eine besondere Markgrafschaft Istrien, welche Istrien, Krain und Friaul umfaßte und im J. 1171 in den Besitz des Hauses Andechs kam. Andere bisherige Pertinenzien lösten sich gleichfalls in der Folge von dem Herzogthum ab. Schon im J. 1077 hatte sich der Patriarch von Aquileja eines eigenen Districtes bemächtigt; seit 1168 kommt ein Herzog von Steier zum Vorschein, und die Markgrafen von Krain, die Grafen von Görz, der Patriarch von Aquileja benutzten wahrscheinlich die Zeitumstände ebenso, wie sie unter ähnlichen Verhältnissen auch in andern teutschen Ländern benutzt wurden, um eigene Territorien von der herzoglichen Gewalt zu ermitteln¹⁶⁾.

Als Herzog Ulrich I. im J. 1144 gestorben war, folgte ihm in den Besitz der herzoglichen Würde über Kärnten sein Sohn:

Heinrich II. (als Herzog der IV.) Unter seiner Regierung begann der Kampf zwischen den Hohenstaufen und der Kirche, in welchem es für beide Theile von Bedeutung sein mußte, welcher Partei sich die Herzoge von Kärnten angeschlossen; denn durch ihr Land führten die Päpste, durch welche die Scharen aus dem östlichen Deutschland nach Italien gelangten, und es war leicht, hier ihnen den Weg zu verlegen. Herzog Heinrich wandte sich auf die Seite Friedrich Barbarossa's und gab so seinen Nachkommen das Beispiel der Pflicht und Treue, welche diese stets den Hohenstaufen bewahrt haben. In allen italienischen Kriegen Friedrichs finden wir den Herzog Heinrich an seiner Seite. Den Zug desselben nach Rom im J. 1154 machte er mit¹⁷⁾; auf dem Reichstage

zu Regensburg im J. 1156, sowie auf dem in den römischen Feldern ist er zugegen¹⁸⁾, selbst seinen Tod findet er im Dienste des Kaisers; denn als Friedrich in Bezug auf die Verhältnisse Apuliens mit dem griechischen Kaiser unterhandeln wollte, wählte er ihn zu seinem Botschafter nach Constantinopel, wohin Heinrich im J. 1160 zur See abging. Auf dem ionischen Meere traf ein Sturm das Schiff und zertrümmerte es; der Herzog fand seinen Tod in den Wellen¹⁹⁾.

Sein Bruder Hermann, bisher (schon seit 1148) Markgraf von Verona²⁰⁾, folgte ihm wie in dem erledigten Herzogthume, so auch in der Hinneigung zu dem Kaiser. Ein heftiger Krieg mit dem Erzbischof Adalbert von Salzburg, der dem Papst anhing, war hiervon die Folge, und als in demselben die Stadt St. Veit verbrannt ward, übertrug der Bischof von Bamberg, zu dessen Stifte jene gehörte, dem Herzoge Hermann die Vogtei über die bambergischen Besitzungen in Kärnten²¹⁾. Hermann starb im J. 1181 mit Hinterlassung zweier Söhne, Ulrich und Bernhard, deren Mutter Agelt war, Tochter des Herzogs Heinrich Jasmirgott von Osterreich und Witwe König Stephans von Ungern. Das Herzogthum, von dem jedoch schon im Jahre 1177 die Mark Verona getrennt war, erhielt Ulrich II.; Verona hatte Hermann von Baden für sich und seine Nachkommen erworben. Herzog Ulrich II. regierte nur bis zu dem Jahre 1202; er ist Stifter des Klosters Eberndorf zwischen Volkenmarkt und Cappl gelegen.

Herzog Bernhard, der Bruder Ulrichs II., vermehrte seines Hauses Ansehen durch seine Heirath mit Jutta, einer Verwandtin König Przemisl Ottokars II. von Böhmen, welche auch Tochter desselben genannt wird. In dem Streite zwischen Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig blieb er der von seinem Vorfahren erwählten Partei getreu und hielt zu Philipp, nach dessen Tode zu Friedrich II., bei welchem er schon am 23. Jan. 1214 in Hagenau erschien, und fast das ganze Jahr in seiner Begleitung verblieb. Von dem unglücklichen Kreuzzuge, welchen König Andreas von Ungern im J. 1216 unternahm, schon im folgenden Jahre zurückgekehrt, widmete Bernhard sich fast ganz dem Dienste des Kaisers, bei welchem wir ihn in den Jahren 1218, 1219, 1227, 1228, 1230—1232 nach Urkunden²²⁾ antreffen. Nachdem Friedrich seinen Kreuzzug glücklich beendigt, eilte Herzog Bernhard im Vereine mit Leopold von Osterreich ihm zu Hilfe nach Neapel, in welches päpstliche Truppen eingefallen; dann aber hielt ihn eine blutige Fehde mit Eibert, Bischof von Bamberg, aus dem Hause Meran, über den Besitz von Klein-Tarris, in seinen eigenen Besitzungen zurück. Siegreich gab er die streitige Stadt dem Bisthume zurück und stiftete 1234 zum Andenken an die Schlacht, in der er den Bischof

ken Ufer des Inn) viel früher begütert und mit den benachbarten Geschlechtern von Nödlingen und Frankenhäusern verwandt erschienen, als die Ortenburger.

14) Cf. Monum. boica. Vol. XXII. p. 188. 15) Bergl. Eichhorn, Teutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, 2. Bd. S. 211. S. 9. 16) Bergl. Gebhardi, Geschichte der erblichen Reichsstände. 1. Th. S. 212. 17) Cf. Otto Frising, De gestis Friderici I. Lib. II. bei Urtisius p. 466.

X. Encycl. d. B. u. K. Dritte Section. VI.

18) Goldast, Constit. imp. III, 386. 19) Chronicon Augustense bei Proher script. rer. Germ. I, 511. 20) Froelich, Spec. Arch. Car. II, 84—91. 21) Ludwig, Script. res. Bamb. II, 1127. 22) Hund, Metrop. Salisb. I, 254. Froelich, Spec. Arch. Carinth. I, 53 sq.

oder Ortenburg an der Drau. Sie gab seinem neuen Geschlechte den Namen. Friedrichs Bruder, Hartwich, vermehrte als Erzbischof von Salzburg (991—1023) das Ansehen der neu eingewanderten Familie; der Graf Engelbert I., Friedrichs Sohn, erwarb die Schirmvogtei über die Güter des regensburger Hochstiftes, welche dieses in Kärnten und dem nördlichen Tyrol besaß. Durch die Verbindung mit den Herzogen von Kärnten, aus dem Hause Eppenstein, wuchs auch späterhin Glanz und Macht der Ortenburger. Engelbert II., Friedrichs Enkel, erhielt von ihnen die erledigte Mark Istrien und heirathete Hedwig, die einzige Schwester oder Tochter Herzogs Heinrich I. von Kärnten. Fünf Söhne: Hartwich, Heinrich, Engelbert, Bernhard und Siegfried waren die Frucht dieser Ehe. Von diesen ward Hartwich im J. 1105 Bischof von Regensburg, das glänzendste Loos aber fiel seinem Bruder Heinrich zu, den Herzog Heinrich II., selbst kinderlos, an Kindes Statt annahm im J. 1127. Nicht ohne Kampf jedoch gelangte Heinrich in den Besitz der herzoglichen Würde, denn es strebten die Markgrafen der Marcha Carentana (die Gebiete von Gilly und Pettau umfassend) ihm entgegen. Nach einem harten Kriege siegten die Ortenburger, und sicherten so auf längere Zeit ihrem Geschlechte den Besitz des Herzogthums; die Marcha Carentana aber ging an die Markgrafen von Steier über und verlor ihren frühern Namen.

Heinrich I. (als Herzog von Kärnten der III.) hatte bei Erwerbung des Herzogthums seinem Bruder Engelbert die Markgrafschaft Istrien 1127 abgetreten, er hinterließ ihm auch schon im J. 1130 die herzogliche Würde selbst. Vermählt mit Uta, aus dem gräflichen Hause Formbach, erwarb Herzog Engelbert III. durch sie seinem Geschlechte die ersten bedeutenden Besitzungen in Oberbaiern, welche von der Mutter Uta's aus dem Hause Frontenhäuser herstammten. Hauptorte dieser neuen Besitzungen der Ortenburger waren die Grafschaften Kraiburg und Marquardstein, erstere ursprünglich der größere und westliche Theil des Isengau's und aus den Bezirken Schloß Kraiburg, Mermosen, Ampsing, Neumarkt bestehend⁶⁾; letztere im Chiemgau gelegen mit den Pertinenzen Altbeuern, Neubeuern, Grassauenthal und Hohenaschau⁷⁾. Auf beide Besitzungen trugen übrigens die Ortenburger den markgräflichen Titel über, so-

daß sie sich bald Markgrafen von Kraiburg, bald von Marquardstein nannten.

Herzog Engelbert III. trat nach einer langwierigen Fehde mit dem Erzbischofe von Salzburg noch vor dem Jahre 1135 seinem Sohn Ulrich das Herzogthum ab, und ging in das Kloster Seon, in welchem er als Mönch im J. 1142 starb. Das Kloster Suben am rechten Ufer des Inn ist seine Stiftung.

Von den Geschwistern Ulrichs I. sind eine Schwester Mathilde bekannt, sowie drei Brüder Engelbert IV., Hartwich III. und Rapoto. Die Schwester Mathilde ward an den Grafen Theobald von Blois vermählt⁸⁾; Hartwich weihete sich dem geistlichen Stande, war im Jahr 1147 Diakon, dann zu Salzburg Domherr und von 1155—1164 Bischof zu Regensburg⁹⁾. Sein Bruder Engelbert IV. erbt vom Vater die Markgrafschaft Istrien, sowie dessen sämtliche Güter im südlichen Baiern und ward so der begütertste Herr jener Gegenden. Ein Graf von Falkenstein und Neuburg, Siboto, trug allein von ihm 300 mansus Land zu Lehen¹⁰⁾; und die Ausdehnung seines Gebietes erhellte aus der Menge seiner Ministerialen. Zu diesen gehörten in jener Zeit: Gotschalk, Siboto, Gerung und Heinrich von Stettheim, Berthold von Mermosen, Cuno von Schnaitzer, Friedrich von Eschenau, Friedrich von Risarn, Heinrich von Emmessein, Bruno von Dutingen, Engelbert von Sundermaringen, Hartmann von Pottendorf¹¹⁾. Ferner Rüdiger von Narinberg, Ingram und Trounto von Antwert, Heinrich und Eberhard von Marquardstein, Gottfried und Arnold von Westerberg, Warmund von Tetelheim, Bruno und Werner von Putenberg, Berthold und Konrad von Lamberzheim, Werner von Harde, Hartwig von Hage, Walter von Schreibeurg, Engelram von Egerbach, Bernhard, Eberhard und Walter von Hornbach, Hartwig von Haigerloch¹²⁾ u. A. Alle diese weiten Güter vererbte Graf Engelbert IV. selbst kinderlos um das Jahr 1171 sterbend an seinen Bruder Grafen Rapoto I., der seinen Besitz noch bedeutend durch seine Heirath mit Elisabeth, Erbtöchter des Grafen Gebhard zu Sulzbach, im Rotachgau, vermehrte und hier einen neuen Sitz anlegte, welchen er nach dem Stammschloß in Kärnten Ortenburg nannte¹³⁾. Die Markgrafschaft Istrien aber kam schon im J. 1171 an Heinrich, Herzogs Otto I. von Meran Bruder, aus dem Hause An-

6) Vergl. v. Lang Baierns Grafschaften. S. 111. Die Grenzen des Isengau's sind südlich der Chiemgau, östlich von Burghausen an die Salzach, dann der Inn bis Braunau, dann innerhalb des Gau's vorbei an Laubach, Reut, Eiberg, Mersteinskirchen nach Gern, von Gern als nördliche Linie an der Rot aufwärts bis Neumarkt, dann östlich über Aspertsheim, Fozkirch, Hofsiebing, Mansau nach Garz. Vergl. v. Lang, Baierns Gau. S. 155. 7) Vergl. v. Lang, Baierns Grafschaften. S. 113. Die Grenzen des Chiemgau's liefen bei Burghausen ein kleines Stück am Mattichgau, von Zacherding bis zum Leukenthal am Salzburggau, von da nach Riggühl, Zochberg ans Wrirental, westlich längs dem Unter-Innthale bis an Inn, unweit Rosenheim und fort und fort bis Mittergass, Zettenbach in einer nördlichen Richtung wieder nach Burghausen. Vergl. v. Lang, Baierns Gau. S. 153.

8) Cf. Ordericus Vitalis lib. XIII. p. 811 in *Du Chesne* Normannorum historiae script. antiqui. 9) Diesen Bischof Hartwich von Regensburg (1155—64) hält noch Ried im Cod. dipl. ep. Ratisb. t. XIV. für einen Grafen von Ballenstädt. Vergleiche aber Presbyteri *Joh. Staindel* Chron. in *Oefele* script. r. Boie. I, 494: Hartwicus III. frater Engelberti marchionis Istriae et comitis Rapotonis de Ortenburg, Salzburgensis canonicus fit Episcopus Ratisbonensis. 10) Cf. Monum. boica. Vol. VII. p. 441. 11) Cf. Monum. boica. Vol. II et III. 12) Cf. Monum. boica. Vol. III et VII. p. 251. 13) Hufschberg in der angeführten Geschichte der Grafen von Ortenburg ist zwar der Meinung, daß dieses Ortenburg im Rotachgau das ursprüngliche Stammhaus des Geschlechtes sei; wir folgen aber der Ansicht des Ritters von Lang (Baierns Grafschaften. S. 157). Da in diesen Gegenden die Grafen von Sulzbach (Sulzbach am lin-

decks¹¹⁾. Graf Rapoto I. ward der Stammvater der noch jetzt in Baiern blühenden Linie der Ortenburger, während die Nachkommen seines Bruders Ulrich der im J. 1135 als Herzog in Kärnten austritt, schon im J. 1279 ausstarben. Die Geschichte dieser herzoglichen Linie des Geschlechtes wollen wir nun zuerst weiter verfolgen.

I. Die kärnthenschen Linien der Grafen von Ortenburg.

a. Die kärnthensche herzogliche Linie der Ortenburger.

Das Herzogthum Kärnten umfaßte ursprünglich noch die kärnthensche oder pannonische Mark (seit dem 11. Jahrh. die Steiermark genannt), sowie die Marken Krain und Slavonien oder windische Mark¹²⁾. Noch erweitert ward dasselbe im 10. Jahrh., als Kaiser Otto I. im J. 952 Friaul und Istrien von Italien trennte und diese Landstriche nebst Verona den Herzogen von Kärnten untergab. Jedoch bildete sich, wie wir schon gesehen haben, unter einer Nebenlinie des regierenden herzoglichen Hauses eine besondere Markgrafschaft Istrien, welche Istrien, Krain und Friaul umfaßte und im J. 1171 in den Besitz des Hauses Andechs kam. Andere bisherige Pertinenzen lösten sich gleichfalls in der Folge von dem Herzogthum ab. Schon im J. 1077 hatte sich der Patriarch von Aquileja eines eigenen Districtes bemächtigt; seit 1168 kommt ein Herzog von Steier zum Vorschein, und die Markgrafen von Krain, die Grafen von Görz, der Patriarch von Aquileja benutzten wahrscheinlich die Zeitumstände ebenso, wie sie unter ähnlichen Verhältnissen auch in andern teutschen Ländern benutzt wurden, um eigene Territorien von der herzoglichen Gewalt zu erimiren¹³⁾.

Als Herzog Ulrich I. im J. 1144 gestorben war, folgte ihm in den Besitz der herzoglichen Würde über Kärnten sein Sohn:

Heinrich II. (als Herzog der IV.) Unter seiner Regierung begann der Kampf zwischen den Hohenstaufen und der Kirche, in welchem es für beide Theile von Bedeutung sein mußte, welcher Partei sich die Herzoge von Kärnten anschlossen; denn durch ihr Land führten die Päpste, durch welche die Scharen aus dem östlichen Deutschland nach Italien gelangten, und es war leicht, hier ihnen den Weg zu verlegen. Herzog Heinrich wandte sich auf die Seite Friedrich Barbarossa's und gab so seinen Nachkommen das Beispiel der Pflicht und Treue, welche diese stets den Hohenstaufen bewahrt haben. In allen italienischen Kriegen Friedrichs finden wir den Herzog Heinrich an seiner Seite. Den Zug desselben nach Rom im J. 1154 machte er mit¹⁴⁾; auf dem Reichstage

zu Regensburg im J. 1156, sowie auf dem in den römischen Feldern ist er zugegen¹⁵⁾, selbst seinen Tod findet er im Dienste des Kaisers; denn als Friedrich in Bezug auf die Verhältnisse Apuliens mit dem griechischen Kaiser unterhandeln wollte, wählte er ihn zu seinem Botschafter nach Constantinopel, wohin Heinrich im J. 1160 zur See abging. Auf dem ionischen Meere traf ein Sturm das Schiff und zertrümmerte es; der Herzog fand seinen Tod in den Wellen¹⁶⁾.

Sein Bruder Hermann, bisher (schon seit 1148) Markgraf von Verona¹⁷⁾, folgte ihm wie in dem erledigten Herzogthume, so auch in der Hinneigung zu dem Kaiser. Ein heftiger Krieg mit dem Erzbischof Adalbert von Salzburg, der dem Papst anhing, war hiervon die Folge, und als in demselben die Stadt St. Veit verbrannt ward, übertrug der Bischof von Bamberg, zu dessen Stifte jene gehörte, dem Herzoge Hermann die Voigtei über die bambergischen Besitzungen in Kärnten¹⁸⁾. Hermann starb im J. 1181 mit Hinterlassung zweier Söhne, Ulrich und Bernhard, deren Mutter Agelt war, Tochter des Herzogs Heinrich Jasmirgott von Osterreich und Witwe König Stephans von Ungern. Das Herzogthum, von dem jedoch schon im Jahre 1177 die Mark Verona getrennt war, erhielt Ulrich II.; Verona hatte Hermann von Baden für sich und seine Nachkommen erworben. Herzog Ulrich II. regierte nur bis zu dem Jahre 1202; er ist Stifter des Klosters Eberndorf zwischen Volkenmarkt und Cappl gelegen.

Herzog Bernhard, der Bruder Ulrichs II., vermehrte seines Hauses Ansehen durch seine Heirath mit Jutta, einer Verwandtin König Przemisl Ottokars II. von Böhmen, welche auch Tochter desselben genannt wird. In dem Streite zwischen Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig blieb er der von seinem Vorfahren erwählten Partei getreu und hielt zu Philipp, nach dessen Tode zu Friedrich II., bei welchem er schon am 23. Jan. 1214 in Hagenau erschien, und fast das ganze Jahr in seiner Begleitung verblieb. Von dem unglücklichen Kreuzzuge, welchen König Andreas von Ungern im J. 1216 unternahm, schon im folgenden Jahre zurückgekehrt, widmete Bernhard sich fast ganz dem Dienste des Kaisers, bei welchem wir ihn in den Jahren 1218, 1219, 1227, 1228, 1230—1232 nach Urkunden¹⁹⁾ antreffen. Nachdem Friedrich seinen Kreuzzug glücklich beendet, eilte Herzog Bernhard im Vereine mit Leopold von Osterreich ihm zu Hilfe nach Neapel, in welches päpstliche Truppen eingefallen; dann aber hielt ihn eine blutige Fehde mit Eibert, Bischof von Bamberg, aus dem Hause Meran, über den Besitz von Klein-Tarris, in seinen eigenen Besitzungen zurück. Siegreich gab er die streitige Stadt dem Bisthume zurück und stiftete 1234 zum Andenken an die Schlacht, in der er den Bischof

ten Ufer des Inn) viel früher begütert und mit den benachbarten Geschlechtern von Mäglingen und Frankenhäusern verwandt erschienen, als die Ortenburger.

14) Cf. Monum. boica. Vol. XXII. p. 188. 15) Vergl. Eichhorn, Teutsche Reichs- und Rechtsgeschichte. 2. Bd. S. 211. S. 9. 16) Vergl. Gebhardi, Geschichte der erblichen Reichsstände. 1. Th. S. 212. 17) Cf. Otto Frising., De gestis Friderici I. Lib. II. bei Urstisius p. 465.

18) Encyclop. d. B. u. K. Dritte Section. VI.

19) Goldast, Constit. imp. III, 335. 20) Chronicon Augustense bei Freher script. rer. Germ. I, 511. 21) Froelich, Spec. Arch. Car. II, 84—91. 22) Ludwig, Script. res. Bamb. II, 1127. 23) Hund, Metrop. Salisb. I, 254. Froelich, Spec. Arch. Carinth. I, 53 sq.

gefangen hatte, das Kloster Landtrost, auch unserer Frauen Brunn genannt, in Unterkrain am linken Ufer der Gurk. Mit Hinterlassung zweier Söhne, Ulrich und Philipp, sowie einer Tochter Margaretha²³⁾, starb Herzog Bernhard im Februar des Jahres 1256²⁴⁾.

Noch bei Lebzeiten des Vaters hatte Ulrich 1245 einen Kriegszug unternommen gegen Friedrich den Streitbaren, Herzog von Osterreich, zu Gunsten König Wenzels von Böhmen²⁵⁾. In der Schlacht von Friedrich gefangen, blieb er in dessen Gewalt bis zum Jahre 1246 und heirathete nach dem Tode jenes im J. 1248 Agnes aus dem Hause Meran, dessen geschiedene Gattin. Zu gleicher Zeit nahm er den Titel Herr von Krain an, welches Land bisher zwischen Kärnten, dem Patriarchen von Aquileja und Osterreich getheilt gewesen war, und von welchem Friedrich der Streitbare bisher sich genannt hatte. Zur Regierung im Herzogthume Kärnten gelangt, war es das hauptsächlichste Bestreben Ulrichs, seinen Ländern Ruhe und Frieden zu bewahren, während sein Bruder Philipp in fortwährenden Kriegen sich herumtummelte. Philipp war dem geistlichen Stande, dem sein ganzer Charakter widersprach, früh geweiht worden. Schon im J. 1245 Propst an der wischebrader Kirche in Prag, gelangte er im J. 1246 auf den erzbischöflichen Stuhl von Salzburg. In die Unruben, welche der Tod Friedrichs des Streitbaren in diesen Gegenden herbeiführte, mannichfach verwickelt, nahm Philipp das Land Steier in Besitz, konnte sich aber nicht in demselben erhalten. Streitigkeiten zwischen ihm und seinem Capitel führten später zu Philipps Absetzung, und als er sich derselben nicht fügen wollte, zu einem fürchterlich verheerenden Kampfe mit der Gegenpartei, welche den Bischof Ulrich von Sekau zum Erzbischof erhoben hatte. Mannichfach wechselte das Kriegsglück; bald war Philipp vom Siege gekrönt, bald irrte er fast gänzlich verlassen in den Gebirgen als Flüchtling umher. Niemals aber verließ ihn der Muth, immer erschien er, dem Banne trotzend, mit neuen Hilfsmitteln auf dem Kampfplatze. Endlich legte Ulrich im J. 1264, des langen Kampfes müde, und durch die Verheerung der Landschaften bewegt, seine Würde nieder; Philipp aber that wider alle Erwartung dasselbe schon im folgenden Jahre zu Gunsten Wladislavs, Herzogs von Breslau.

Herzog Ulrich hatte sich wenig in diese Kämpfe gemischt, er beschenkte Kirchen und Klöster reichlich, während Philipp sie verheerte. Nachdem im J. 1257 seine Gattin Agnes von Meran ihren Kindern in das Grab nachgefolgt war, heirathete Ulrich im J. 1263 Gertrauds von Osterreich und Markgraf Hermanns von Baden kaum 14jährige Tochter Agnes, die rechtmäßige Erbin Osterreichs, welches Ottokar von Böhmen in Besitz genommen hatte. Seinen Bruder Philipp suchte er darauf

zum Patriarchen von Aquileja zu erheben, reiste selbst im J. 1268 dorthin und erreichte daselbst noch mehr als seine Absicht war, indem er zum Hauptmanne von Friaul vom Capitel zu Aquileja ernannt ward²⁶⁾. Von hier aus begab sich dann Ulrich nach Böhmen zum König Ottokar, und stellte am 4. Dec. zu Podiebrad eine letztwillige Verfügung über sein Herzogthum und dessen Nebenländer aus. Gemäß dieser sollte im Falle, daß er selbst ohne legitimen Erben sterbe, König Ottokar sein Erbe sein²⁷⁾. Schon im J. 1269 trat der Fall ein, als Herzog Ulrich ohne Kinder in Friaul verschied.

Schnell sandte König Ottokar nun, vom Lande Besitz zu nehmen, den Propst von Brunn nach Kärnten, wo ein Theil des Adels ihm zusiel, die größere Zahl jedoch die Partei Philipps ergriff. Dieser kam rasch in das Land, nahm die vom Propste schon gewonnenen Burgen wieder ein und bewog selbst diesen zu ihm überzutreten. Ottokar aber führte sein Kriegsheer nach Kärnten und nahm Krain ein, wodurch er sich geschickt zwischen die Streitkräfte Philipps in Friaul und Kärnten warf, beide von einander trennend. Laibach fiel in seine Gewalt, in Kärnten trat eine große Partei des Adels auf seine Seite. So sah Philipp, von der Mehrzahl der Seinigen verlassen, sich genöthigt, mit dem König in Unterhandlung zu treten.

Auf alle Länder, die Herzog Ulrich besessen hatte, mußte er verzichten, die aquilejischen Burgen, die der Bruder als Lehen besessen, dem König übergeben und erhielt nichts zur Entschädigung als das Gericht Grembs an der Donau mit dem dortigen Zoll und die Feste Persenburg auf Lebenszeit. Ulrichs Witwe, die rechtmäßige Erbin Osterreichs, vermählte Ottokar an einen seiner Vasallen, den Grafen von Hainburg; sie starb im J. 1294. Philipps Wahl zum Erzbischofe von Aquileja war wegen Vacanz des päpstlichen Stuhles bisher nicht bestätigt worden, und als endlich der neugewählte Gregor X. nach Rom kam, erklärte dieser sie für null und nichtig. Auch aus diesem Besizthume vertrieb nun den Unglücklichen König Ottokar mit Gewalt der Waffen. Ruhig lebte Philipp seitdem in Grembs.

Die Erwählung Rudolfs von Habsburg erweckte in ihm neue Hoffnung; er eilte zu ihm und bat, die Herzogthümer Osterreich und Kärnten vom Joch Ottokars zu befreien. Als Ottokar auf dem Reichstage 1274 nicht erschien, erhielt Philipp die gewünschte Belehnung mit Kärnten und Krain, und begleitete dann den Kaiser nach Lausanne zur Zusammenkunft mit dem Papste²⁸⁾. Während Rudolf darauf an der Donau gegen Ottokar zu Felde lag, eroberte Graf Meinhard von Görz und Tyrol mit Hilfe des Adels Kärnten und Steier, aber Philipp konnte sein Erbe nicht erhalten. Rudolf selbst kam im J. 1277 in das Land, nahm für sich die Huldigung und ordnete durch Mainhard die Verwaltung.

23) Cf. *de Rubeis* Mon. Aquil. 722—725. 24) Cf. Chron. Augustanus bei *Freher*, Script. rer. Germ. I, 531. 25) Bergl. eine prächtige, poetische Beschreibung dieses Zuges bei Jan der Enschel, im Fürstebuche von Osterreich und Steiermark. (Einz. 1618.) S. 149.

26) In einer Urkunde bei *de Rubeis* Monum. Aquil. 758 et 59 nennt er sich totius terrae Fori Julii Capitaneus generalis. 27) Cf. *Froslich*, Spec. Arch. Carinth. I, 71 et 72. 28) Cf. *Lünig*, Cod. dipl. Hal. II, 781.

Philipp, in allen seinen Hoffnungen getäuscht, von allen seinen frühern Rechten und Besizungen verdrängt, starb arm zu Grembs im J. 1279²⁹⁾.

Mit ihm war der Stamm der Herzoge von Kärnthener aus dem Hause Ortenburg erloschen.

Neben dieser herzoglichen Linie der Ortenburger blühte in Kärnthener noch eine gräfliche, welche bis zum Jahre 1421 sich fortpflanzte. Wir gehen zu ihr über.

b. Die Kärnthener gräfliche Linie der Ortenburger.

Durch welche Familienglieder diese Grafen von Ortenburg mit dem herzoglichen Zweige desselben Geschlechtes zusammenhängen, ist bisher nicht zu bestimmen gewesen. Schon im Anfange des 12. Jahrh. begegnet man in Urkunden jener Gegenden einzelnen Grafen von Ortenburg³⁰⁾, aber erst seit der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts wird es möglich, eine sichere Stammsfolge nachzuweisen, obwol nicht alle Nachkommen aufgezeichnet sein mögen.

Es war diese gräfliche Linie bis zu ihrem Verlöschen im Besitze der alten, ursprünglichen Grafschaft Ortenburg in Kärnthener, doch scheinen die Glieder derselben sich später mehr nach Steier und Krain gezogen zu haben. Schon Graf Hermann II., der Sohn Graf Otto's, von welchem die zuverlässigere Geschlechtsreihe beginnt, ward in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. zu dem Adel im Lande Steier gerechnet³¹⁾, muß also dort mit Gütern angefaßen gewesen sein. Seine Gemahlin, eine Tochter eines Herrn von Liffed, brachte ihm Wernersdorf, Liffed und Dobelsberg, trotz des Widerspruchs ihrer Verwandten zu, und gebar ihm fünf Söhne nebst drei Töchtern, von welchen Friedrich II. das Geschlecht weiter fortpflanzte³²⁾. Er schloß sich eng an Rudolf von Habsburg an und auch sein Sohn, Graf Otto III., war östereicher Landeshauptmann zu Krain und in der slawonischen Mark³³⁾. Vom Erstlinge Salzburg erlangte er durch Lehnverband einen Theil der Feste Hohenburg, vom Grafen Jakob von Altenburg das Schloß Altenburg in Krain. Obwol er Söhne hatte, so setzten diese nicht das Geschlecht weiter fort, sondern Meinhard I., Bruder Otto's, hinterließ drei Söhne, von welchen Meinhard II. einen Sohn, Otto IV., erzeugte, während sein Bruder Hermann III. kinderlos starb, die Macht des Hauses dadurch aber schwächte, daß er sein Erbe seiner Schwester Clara, Gemahlin Heinrichs von Neuhaus, und deren Nachkommen zuwendete. Meinhard II. dagegen vermehrte seines Hauses Besizthum, indem er die Kärnthener Grafschaft Kernberg erkaufte³⁴⁾ und seinem Sohne Otto IV. alles ungeschmälert hinterließ. Vermählt mit Anna von Gilley³⁵⁾ hinterließ Otto zwei Kinder, einen Sohn Friedrich und eine Tochter Adelheid,

welche sich mit ihrem Dheim, Ulrich von Gilley, vermählte. Mit den Gilleys schloß Graf Friedrich III. im J. 1377 einen Erbvertrag, aus dem wir dem damaligen Umfang seiner Besizungen erkennen können³⁶⁾. Ihm gehörten die Grafschaften Ortenburg und Sternberg, die Märkte Spital, Kellerberg, Radmansdorf, Reifing, Pöla und Gottschach, die Burgen Sommereck, Hohenburg, Kellerberg, Steierberg, Pregend, Waldenberg, Nieder- und Oberstein, Orteneck, Reifing, Zobelberg, Grafenwerd, Pöla, Altenbuch, Weinegg, die gebrochene Feste Schwarzenstein, der Burgstall Bahlenberg, der halbe Thurm genannt das Tgg; ferner zwei Landgerichte bei dem Neumark, zwei andere bei der Seil, die Voigtei über das Kloster Distach und die Gotteshäuser St. Peter bei Radmansdorf, St. Georg zu Goriach und St. Georg im Laasthale, St. Peter in der Radel, St. Andreas in der Molsneck.

Zu diesen Gütern erwarb Friedrich noch vom Patriarchate zu Aquileja, zu dessen Statthalter er im J. 1409 von Kaiser Wenzel ernannt war, die Schlösser und Flecken Dobrach, Podgoriach, Pöla, Reifing, Grafenwerd und Gottschach; die Gerichte Arnoldstein, Zimberg, Linde, St. Martin bei Villach und die Feste Künzburg besaß er als Pfand vom Bisthume Bamberg. Solch reiches Erbe fiel den Grafen von Gilley³⁷⁾ zu, als Friedrich im J. 1421 der Sage nach durch einen vergifteten Apfel starb, welchen ihm seine eigene Gattin Margaretha aus dem Hause Led während der Mahlzeit gereicht haben soll. Vergebens bemühte sich die in Baiern blühende Linie der Ortenburger bei Kaiser Friedrich III. um das reiche Erbe ihres Geschlechtes; es blieb bei den Gilleys, bis diese im J. 1456 mit Grafen Ulrich gleichfalls erloschen, und ihre sämtlichen Güter an das Haus Österreich heimfielen.

Nachdem auf diese Art das ganze Geschlecht der Ortenburger in Kärnthener verschwunden war, blieb nur noch der Zweig desselben übrig, der sich in Baiern ausgebreitet hatte, und zu dessen Geschichte wir uns jetzt wenden.

II. Die bairischen Linien der Grafen von Ortenburg.

Es ist schon früher nachgewiesen worden, auf welche Weise die Grafen von Ortenburg in den Besiz bedeutender Güter in den südbairischen Gauen Isengau und Chiemgau gelangten, und wie Graf Rapoto I. bei dem Tode seines Bruders Graf Engelbert IV. (um 1171) diese Besizungen mit denen vereinte, die er selbst durch seine Gemahlin Elisabeth, Erbtochter des Grafen Gebhard zu Sulzbach, im Rotachgau erworben hatte. Als Rapoto im J. 1190 starb, hinterließ er zwei Söhne, Rapoto II. und Heinrich, welche die Stammväter zweier

29) Vergl. Ebenendorfer von Haselbach bei Petz, Script. rer. Austr. II, 735. 30) Vergl. Fuschberg a. a. D. S. 251 fg. 31) Cf. Froelich, Dipl. sac. duc. Styriae. II, 181, 182. 32) Vergl. Fuschberg a. a. D. S. 257. 33) Vergl. Urkunde v. J. 1359 in Ludwig Reliq. manuscript. II, 294. 34) Vergl. Fund Stammbuch. II, 21. 35) Cf. Aquilin Jul. Caes. Anal. Styr. I, 925.

36) Vergl. Fuschberg a. a. D. S. 272 u. 78. Vergl. mit Lünig Spicil. saec. T. II. p. 1841. 37) Durch eine testamentarische Disposition und nicht durch Adoption, obwol Lünig Spicil. saecul. T. II. p. 1841 et 44 die hierher gehörigen Urkunden rubricirt als Adoptionsbriefe. Vergl. J. J. Moser altes Staatsrecht. 22. Th. S. 404. Vergl. noch die Gillsche Chronik bei Hase, Collect. mon. T. II.

Linien wurden, von denen die Nachkommen Rapoto's II. im J. 1248 ausstarben.

a. Die bairisch-pfalzgräfliche Linie der Grafen von Ortenburg.

Bei der Erbtheilung zwischen den beiden Brüdern soll Rapoto II. größtentheils die Güter erhalten haben, welche Markgraf Engelbert seinem Geschlecht erworben hatte, wogegen die Besitzungen um Ortenburg an seinen Bruder Heinrich gekommen wären³⁸⁾. Durch bedeutende Erwerbungen vergrößerte Rapoto II. seine Güter, ob er aber und seine Nachkommen wirklich im Besitze des bairischen Pfalzgrafenamtes gewesen sind, wie Huschberg (nach *Aventin. An. Boj. L. VII, c. 6. §. 29*) behauptet, kann nicht mit völliger Sicherheit bestimmt werden³⁹⁾. Zu jenen Erwerbungen Rapoto's gehörten: a) die Herrschaft Rotinberch, Wilschhofen und Hillersberg aus der Erbschaft eines Herrn Walchun von Rambe und Rotenberg, aus dem Hause Hals⁴⁰⁾; ferner b) die Voigtei über die dem salzburger Capitel zugehörigen Güter im Schiemgau gelegen zu Hall, Pettingen und Saldorf, aus der Erbschaft der 1229 erloschenen Grafen von Liebenau, welche Graf Bernhard von Liebenau schon an den Vater Rapoto's verpfändet hatte⁴¹⁾; c) die Voigtei und Pfandschaft über die dem Hochstifte zu Regensburg zugehörigen Thäler Sperten, Windau und Kelchsau, die zusammen zum Brixenthal gehören, welches sich an der rechten Seite des Inn, noch oberhalb Rattenberg anfangend, bei Reit über Kundl, Wörgel, Ruffstein, Ebs nach Erl hinzieht, sodann an der Grenze des Schiemgauer über Gschöfstein am Walchsee herauf nach Schaffau, Elmau, Brixen, Brixled, Kirchberg und Aichau; d) von demselben Hochstifte erwarb Rapoto auch Schloß Wildeneck im Mattichgau, mit den dazu gehörigen vielen Lehen bei Mondsee⁴²⁾.

Dieser weiten Besitzungen, wozu noch die Stadt Plainting an der Donau, mit dem dortigen Zolle, Hof-

kirchen an der Donau, Sulzbach gehörten⁴³⁾, Erbe war, als Rapoto im J. 1231 starb, sein Sohn Rapoto III., der sich schon im J. 1240 genöthigt sah, die Rechte und Güter, welche sein Vater im Brixenthal erworben, größtentheils wiederum an das Hochstift Regensburg aufzugeben. In einer Fehde mit Bischof Siegfried von Regensburg von diesen gefangen, trat Rapoto nebst mehreren andern auch jene Besitzungen als Preis der Auslösung an ihn ab und behielt davon nur Ruffstein und lehnweise Schindelberg und Sperten⁴⁴⁾. Vermählt mit Adelheid, einer Burggräfin von Nürnberg, erzeugte Rapoto eine Tochter Elisabeth, die Erbin seiner Güter, als er im J. 1248 frühzeitig starb. Die Burgen Ruffing, Dachsberg, Reifenberg, Rotenberg, Griesbach, Marquartstein und alle um sie gelegene Märkte und Dörfer brachte Elisabeth ihrem Gemahle Hartmann von Berdenberg zu, der auch den pfalzgräflichen Titel annahm, die Güter aber schon vor dem J. 1260 an Herzog Heinrich von Niederbayern sämmtlich verkaufte.

So blieb nur noch die gräflich ortenburgische Linie in Baiern begütert und blühend.

b. Die gräfliche Linie der Ortenburger in Baiern.

Den Stammvater dieser Linie Graf Heinrich, Sohn Rapoto's I. und Bruder Rapoto's II., finden wir nur als den ersten seines Geschlechts auch im Norden der Donau, längs der böhmischen Grenze, nördlich hinauf bis zur Markgrafschaft Cham, bis in die Nähe von Eger reich begütert. Auf welche Weise er jedoch diese Besitzungen erworben, ist bis jetzt nicht klar zu ermitteln. In erster Ehe war Heinrich vermählt mit einer Tochter Herzog Premizlaus von Böhmen⁴⁵⁾ und in zweiter Ehe mit Richiza, Tochter Markgraf Friedrichs von Hohenburg auf dem Nordgaue⁴⁶⁾. Letzteres bestreitet Herr von Lang, indem er die zweite Gemahlin Graf Heinrichs Richiza von Reß nennt, und durch diese ihn in den Besitz der Grafschaft Murach im Nordgaue, sowie der Liebensteinischen Lehen bei Waldbassen und der Mark Tirschenreut gelangen läßt. Dagegen gibt er einem Sohne Graf Heinrichs, dem Grafen Heinrich II., eine Richiza von Hohenburg zur Gemahlin, mit der dieser auch mehrere Söhne erzeugt haben soll⁴⁷⁾, welche Huschberg für Söhne Graf Heinrichs I. und Brüder Heinrichs II. hält. Gegen diese Meinung scheint uns aber der Umstand zu sprechen, daß Graf Heinrich II. fast alle seine Besitzungen, ja selbst die Ortenburg an Klöster, Bisthümer u. verschenkte oder verpfändete, was, hätte er Kinder gehabt, wol nicht in solcher Ausdehnung geschehen wäre.

Graf Heinrich I. (starb 1241) breitete nun seine Besitzungen in diesen nordöstlichen Gegenden Baierns auf das Eifrigste aus. Die Geldverlegenheit Diepolds von Leuchtenberg benutzend erhielt er von diesem 1223 die

38) Vergl. Huschberg a. a. D. S. 47. 39) Rapoto soll im J. 1209 von Kaiser Otto zum Pfalzgrafen ernannt sein, nachdem er Wechtild, Tochter des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, geheiratet hatte. Herr von Lang (Bairerns Grafschaften S. 122) ist dagegen der Meinung, daß die Steirische Pfalzgrafschaft durch die Erhebung der Steirern zur herzoglichen Würde aufgelöst, der pfalzgräfliche Titel aber im Hause der Grafen von Ortenburg dadurch entstanden sei, daß sie denselben von Kärnthenern aus auf die ererbten Besitzungen der Pfalzgrafen von Wörlingen in Traubing und Marquartstein übertragen hätten. Er fügt sich noch darauf, daß bisher keine ausdrückliche Urkunde über die bairische Pfalzgrafenwürde der Grafen von Ortenburg bekannt geworden sei. 40) Huschberg a. a. D. S. 65. 41) Diese Grafen von Liebenau, Lobenau, sollen nach einigen, denen auch Huschberg beitrifft, zu dem Geschlechte der Ortenburger gehören und von Siegfried, Sohn Engelberts II. (s. oben), abstammen. Herr von Lang (Bairerns Grafschaften S. 105) erklärt sie für eine Nebenlinie der plainischen Grafen von Burghausen, und glaubt, daß das Todtenregister von Sena (Monum. boic. II, 158), welches den ersten Siegfried von Liebenau zu einem Bruder des Engelbertus dux von Istrien macht, diesen letztern mit dem plainischen Pfalzgrafen Engelbertus verwechselt habe. Die Grafschaft Liebenau hatte ziemlich den Umfang des alten salzburger Pflegergerichts Kauffen. 42) Ebenbas. S. 156.

43) Cf. *Aventin, Excerpta dipl. Pass. bei Oesfeld I, 715.* 44) Vergl. von Lang Bairerns Grafschaften S. 57 u. 58. Die Urkunde in *Ried, Cod. dipl. Ratisb. I, 388.* 45) Cf. v. *Ludwig, Reliquiae manuscript.* 46) Vergl. Huschberg a. a. D. S. 80. 47) v. Lang, Bairerns Grafschaften. S. 155—157.

Feste Leuchtenberg, mit dem Recht, alle Besizungen Diepolds, welche an andere versezt waren, wieder einzulösen, verpfändet, und in gleicher Art gelangte er im J. 1231 in den Besiz der Güter der Reichsbedien von Hönberg zu Höchstädt und der Burg Pfaffenhofen⁴⁸⁾. Von den Grafen von Altendorf an der Altmühl erwarb er pfandschaftsweise Mühlbach, Niurwenmarkt (Neumarkt), Neustadt und andere Besizungen in jenen Gegenden⁴⁹⁾.

Für seine Güter im Gebirge wirkte Heinrich sich im J. 1229 vom Kaiser das Privilegium aus, daselbst nach Gold, Silber und andern Metallen graben zu dürfen, welche Urkunde auch dadurch höchst wichtig ist, daß in ihr zuerst anerkannt wird, daß die Besizungen der Ortenburger zum Reiche gehörten⁵⁰⁾.

Als Graf Heinrich im J. 1241 gestorben, nahmen sich Kaiser Friedrich II. und später noch Paps Alexan- der in eigenen Briefen ihrer und ihrer Söhne Gebhard, Diepold und Rapoto IV. an, und erklärten, daß sie unter dem Schuze des Reiches ständen⁵¹⁾. Dennoch verschenkte der Stieffsohn Richiza's Heinrich II. bis zum J. 1254, seit welchem er verschwindet, fast alle seine Güter, namentlich die südlich von der Donau gelegenen, auf das Freigebigste, sodas er in diesen Gegenden fast nichts mehr behielt⁵²⁾. Die Feste Ortenburg aber, nebst allem Zubehör, welche Heinrich dem Bisthume Passau geschenkt hatte, blieb dennoch im Besize der Brüder Heinrichs, weil sie, wie man vermuthen kann, als Reichslehen betrachtet und deshalb nicht ohne Einwilligung des Kaisers veräußert werden konnte.

Zur Zeit der drei Brüder Gebhard, Diepold und Rapoto IV. verminderte sich nun der Reichtum und damit auch das Ansehen der Familie schnell und bedeutend. Gebhard nannte sich Graf von Ortenburg, seine jüngern Brüder Grafen von Murach⁵³⁾. Schon im J. 1268 verpfändete Rapoto seinen Antheil an Murach an den Herzog Ludwig den Strengen von Oberbaiern⁵⁴⁾ und im J. 1271 sahen sich alle drei Brüder genöthigt, ihre bedeutenden Besizungen zwischen Wils, Rab und dem Erenbach, um Schwandorf, Rabburg, Lengfeld, Amberg und Hirschau herum, an denselben Herzog zu veräußern, jedoch mit Vorbehalt der adeligen Vasallen⁵⁵⁾. Graf Rapoto, im J. 1272 alleiniger Besizer von Murach, verkaufte darauf noch in demselben Jahr alle seine Güter zwischen der Donau und dem böhmischen Walde: Murach, Wiefach mit Zubehör gegen eine jährliche Leibrente. Trotz der Geldnoth, in der sich die Grafen, nach diesen Veräußerungen zu schließen, befunden haben

müssen, hörte ihre Freigebigkeit gegen Klöster und geistliche Stiftungen anderer Art nicht auf, die Zahl ihrer Besizungen zu vermindern⁵⁶⁾, sodas nach dem Tode Diepolds im J. 1285 und dem Rapoto's 1295, als auch im J. 1269, wie wir gesehen haben, die herzogliche Linie in Kärnthn, ohne das sich die bairische Linie hätte in den Besiz der Drienschaft sezen können, ausgestorben war, von dem alten Reichtum und dem Ansehen der Ortenburger nicht mehr viel übrig blieb.

Rapoto IV. hatte zwei Söhne, Heinrich III. und Utram I., hinterlassen, welche im J. 1311 nebst vielen andern Adelsgeschlechtern, mehren Städten und Märkten von Herzog Otto von Baiern die niedere Gerichtsbarkeit für ihre Güter und die von denselben eingeschlossenen geistlichen Besizungen erwarben. Vermählt mit Agnes, Tochter Herzogs Otto von Niederbaiern, Königs von Ungern, die mehre Besizungen dem Gemahl zubrachte, hinterließ Heinrich III. zwei Söhne, Heinrich IV. und Utram II., die jedoch den Stamm nicht fortsetzten. Dieses that Heinrich V., Sohn Utrams I. Den alten Reichtum des Hauses wieder zu gewinnen, bot sich diesem eine passende Gelegenheit, wiewol vergeblich, dar. Denn als Graf Utram von Hals um das Jahr 1350 gestorben war, sollte von Rechts wegen Agnes, Tochter desselben und Gemahlin Heinrichs V., ihn beerben. Nach längern Zwistigkeiten mit Johann von Leuchtenberg, der gleichfalls Ansprüche machte und in jener Zeit ein mächtiger, angesehener Mann in Baiern war, mußte sich Agnes und ihr Gemahl nur mit einigen Stücken der Erbschaft, als Leonsberg, Paumgarten, Thann, Harbach, Sankofen an der Bina und dem Hofe zu Maming begnügen. Alle diese Güter gingen jedoch nebst noch andern aus der Halsischen Erbschaft, wie Druckberg, Geisenhausen, durch allmäligen Verkauf bis zum Jahre 1386 größtentheils an die Herzoge von Baiern verloren⁵⁷⁾. Der Reichtum des Geschlechts vermehrte sich jedoch wiederum zur Zeit der Söhne Heinrichs V. in nicht unbeträchtlicher Weise. Außer Johann, dem Domherrn, hinterließ Heinrich V. drei Söhne: Utram III., Ezelin I. und Georg I. Die Pinien Utram III. und Ezelin I. starben schon in ihren Söhnen, welche nur Töchter hinterließen, wiederum aus; Ezelins I. Sohn, Graf Ezelin II., ist es nun, der neben seinem Dheime Georg wiederum neue und bedeutende Güter erwarb. Mit einer Base, Tochter Utrams III., folgte er nämlich der bairischen Prinzessin Elisabeth nach Paris, als diese sich mit König Karl VI. von Frankreich vermählte und erwarb sich daselbst des Königs Liebe und Vertrauen. Reiche Geschenke desselben an Geld und Kostbarkeiten, sowie seine Heirath mit Sigonia, einer reichen Hofdame der Königin aus dem Geschlechte von Rorbach in Baiern, setzten ihn in den Stand, nach Teutschland zurückgekehrt, den alten Glanz seiner Familie zu erneuen. Von den Landgrafen Johann und Georg von Leuchtenberg kaufte er das Schloß Engelsberg im ehemaligen Landgerichte Hengersberch, sowie die Herrschaf-

48) Vergl. Hufschberg S. 81. 49) Regesta II, 208. Hufschberg S. 82. 50) Urkunde im Reichsarchive, vergl. Hufschberg S. 80. Es heißt in der Urkunde: quae intra et in bonis suis inveniri poterunt, quae ad nos et imperium ex antiquo jure approbato pertinere dinoscuntur. Sollten sich diese Worte nicht vielleicht auf das Bergwerksregal der Kaiser beziehen? 51) Vergl. das kais. Diplom in Lünig, Spic. saec. T. II. p. 1886. 52) Vergl. eine Reihe solcher Schenkungen angeführt von Hufschberg S. 89 fg. 53) Vergl. Hund, Stammbuch, II, 32. 54) Vergl. Arienkhafer, Geschichte Baierns. S. 186, 187. 55) Ebend. S. 190, 191.

56) Vergl. Hufschberg a. a. D. S. 120 fg. 57) Ebend. S. 209—213. Von Lang, Baierns Grafschaften. S. 161.

Grafen (1519) geschrieben und ihnen seine Wahl kund gegeben, sowie bestimmt, daß sie ihre Reichslehen besitzen und nützen sollten, als ob sie die Belehnung schon empfangen hätten. Auch bei der Feststellung der Reichsmatrikel zu Worms im J. 1521 wurden die Grafen von Ortenburg mit zwei Reitern, sechs Fußknechten und einer Summe von 288 rh. Gulden eingetragen. Zur Unterhaltung des Kammergerichts sollten sie jährlich 60 Gulden, zu der der außerordentlichen Beisitzer 15 Gulden bezahlen⁶²⁾. Dessenungeachtet versuchten nun im Anfange dieses Jahrhunderts die Herzoge von Baiern, auch diese Familie, wie so manche andere, sich als eine nur landsässige zu unterwerfen. Bald waren es Streitigkeiten über persönliche Verhältnisse der Grafen, bald über Gütersachen, welche sie benutzten, um die Ortenburger vor ihre Gerichte zu ziehen, bald foderten sie von ihnen auch für die reichslehnbaren Besitzungen die Heeresfolge. Graf Sebastian II., mit dem diese Irrungen zuerst begannen, hielt streng auf seine Rechte und berief sich stets auf den Kaiser und dessen Reichskammergericht. Sene alten Verschreibungen der Grafen Georg I. und Geilins, der wir früher gedachten, mögen wol von den Herzogen ihren Forderungen zu Grunde gelegt sein. Kinderlos starb Sebastian II. im J. 1559. Sein Bruder Graf Christoph (starb 1551) hatte durch seine Vermählung mit Anna, der einzigen Tochter des Ritters Friedrich von Hollup zu Mattichkofen und Neydeck, bedeutenden neuen Güterbesitz erworben. Alle Güter desselben in Ober- und Niederbaiern, wie die Burg Neydeck im Notthale mit ihren Pertinenzen zu Schweiber, Plaihenbach und Piernbach, dann vermehrt durch Hofgüter, gelegen in der Leiten, im Reidhart, zu Hauzenberg, Niederdorf, Lengsheim, Aßenheim und vielen Behntgefällen in andern Ortschaften; ferner die ganze Hofmark Senftenbach mit allen dazu gehörigen Grundstücken und Mühlen; und viele andere einzelne Güter in diesen Gegenden gingen nach dem Tode Graf Friedrichs und seiner Hausfrau an Graf Christoph über, der auch Mosheim erkaufte, sowie die bedeutende Burg und Hofmark Haidenkofen mit dem Waldgrund am Sundergau und einigen dazu gehörigen Besitzungen zu Rainting, Großen-Pening, Kreuching und Liechting. Außer diesen bedeutenden Erwerbungen, wozu auch noch die Burg Mattichkofen gehört, die als herzogliches Lehen nicht durch seine Gemahlin an ihn aus der holluppischen Erbschaft kommen konnte, erwarb Christoph noch viele andere Güter⁶³⁾ und hinterließ sie sämtlich seinem einzigen Sohn Joachim (geb. 1530, gest. 1660), welcher hiernach als einer der reichsten Besitzer in jenen Gegenden erscheint⁶⁴⁾. Im J. 1551 erhielt Joachim, mit treff-

lichen Talenten ausgestattet und auf der Hochschule zu Ingolstadt gebildet, die Grafschaft, indem sein Dheim Sebastian zu jenes Gunsten verzichtete, wie auch 1559 Graf Johannes, Enkel Ulrichs II., denen als den damaligen ältesten Gliedern des Hauses der Besitz hätte zu Theil werden müssen. Joachims Leben war eine Kette von Unglücksfällen und Streitigkeiten mit den Herzogen von Baiern. Als er nämlich im Jahre 1548 eine Beschwerde bei dem Reich eingereicht hatte wegen zu hoher Veranschlagung in der Reichsmatrikel, behauptete Herzog Wilhelm IV. von Baiern, ihm gebühre es, die Steuern der Grafschaft, die in seinem Herzogthume gelegen sei, auszusprechen. Beide Theile wurden vor das Reichskammergericht geladen, und der Reichsfiscal setzte 14 Punkte auf, worin er die Ansprüche der Ortenburger auf die Reichsunmittelbarkeit entwickelte. Die herzoglichen Räte leugneten aber das Recht derselben. Doch ruhte der Streit bis 1558. Im J. 1559 zwar wieder eröffnet, dauerte der Proceß dennoch durch Verzögerungen, Vernehmungen von Zeugen, Vorlegungen und Prüfungen von Urkunden bis zum J. 1573, in welchem am 4. März das Urtheil dahin publicirt ward: daß die Grafen, soviel die Grafschaft Ortenburg belangen thut, ohne Mittel Grafen des Reichs sein und derwegen alle desselben gefreyte und ungefreyte Hülf und Anlagen, so jederzeit im Reich bewilligt, für ihren Antheil zu erlegen und zu bezahlen, auch alles anders gleich andern Reichsständen zu leisten schuldig und daß darum gedachten Herzogen nicht gebühret, berührte Grafschaft auszuführen sich anzumachen, sondern sich dessen hinführo enthalten, auch ihme derwegen ein ewig Stillschweigen aufzulegen sein soll⁶⁵⁾.

Hauptgründe des Gerichtes waren: Die Grafen von Ortenburg wären stets für Reichsgrafen gehalten worden, was aus Zeugenaussagen und vielen Urkunden hervorgehe; sie fänden sich in den Reichsmatrikeln (die simplenam probationem und prassumptionem machen) nämlich von den Jahren 1467, 1489 und 1491; sie trügen zur Erhaltung des Kammergerichtes bei und hätten viele an sie erlassene Befehle zur Bezahlung der Reichssteuern, sowie Quittungen darüber producirt, nicht minder auch ein Cameralurtheil, daß der Graf wegen moroser Zahlung gestraft worden; ferner hätten sie 20 Ausschreiben zu Reichstagen von anno 1500 an vorgebracht und durch Zeugen bewiesen, daß sie 1548 im Reichstage gefessen und dieses mit Wissen und ohne Widerspruch des Hauses Baiern. Außerdem würden sie mit der Grafschaft Ortenburg von Kaiser und Reich belehnt, selbst mit dem Blutbanne. Dergleichen Lehenbriefe wären von

62) Vergl. Hufschberg a. a. D. S. 324, 332. Auch die Grafschaft Ortenburg in Kärnthen war Reichslehn gewesen, wie dieses aus Siegmunds Urkunde für die Grafen von Gyllen hervorgeht. Cf. Lünig, Spicil. saec. T. II. p. 1844. 63) Vergl. Hufschberg a. a. D. S. 539—548. 64) Seit dieser Zeit wahrscheinlich schrieben sich die bairischen Grafen: Grafen zu Ortenburg des ältern Geschlechtes. Als nämlich auch die Gyllen Besitzer der Grafschaft Ortenburg in Kärnthen ausgestorben waren, hatten die Herzoge von Oesterreich diese Besitzungen zuerst eingese-

gen, später (1524) aber an einen Spanier, Gabriel Salamanca, Freiherrn von Frentenstein und Karlsbach, verlichen, welcher Titel und Wappen der Ortenburger annahm. Hiergegen protestirten bei dem Kaiser die damaligen bairischen Grafen von Ortenburg, konnten aber nichts ausrichten, und nahmen dann den obenerwähnten Zusatz in ihren Titel auf. Vergl. eine Urkunde hierüber in Lünig, Spicil. saec. T. II. p. 1834. Dieses neue Geschlecht von Ortenburg in Kärnthen starb übrigens schon nach 116 Jahren aus.

65) Vergl. Urkunde Kaiser Mar. II. in Lünig, Spicil. saec. T. II. p. 1854.

1489, 1491, 1522, 1526 und 1551 aufgewiesen. Auch hätten sie seit mindestens 48 Jahren auf den bairischen Kreistagen Sitz und Stimme, wie dieses Salzburg (der ausschreibende Stand desselben) bezeuge, weshalb auch der 1521 gefertigte Katalog der Kreisstände ihrer erwähne. Dagegen sei es kein Rechtsgrund, was Baiern vorbringe, daß die Grafschaft Ortenburg in seinem Gebiete gelegen sei, daß die Grafen ihnen Erbhuldigung geleistet hätten und auf ihren Landtagen erschienen seien. Denn das Letztere hätten sie gethan für ihre bairischen Lehngüter und nicht für die Grafschaft. Die Verschreibungen von 1391⁶⁶⁾ u. wären auch kein Beweis, weil die Grafen possessionem noviozem 80 annorum für sich hätten⁶⁷⁾.

Während dieser Proceß noch schwebte, war eine noch fast größere Irrung zwischen Joachim und dem Herzoge von Baiern eingetreten.

Längst schon hatte die Lutherische Lehre in Baiern zahlreiche Anhänger unter Edlen und Gemeinen gefunden, und als der passauer und augsburger Religionsfriede eingegangen war, soborten die Landstände den Herzog auf, sich dahin zu bemühen, daß von Rom aus eine Milderung in mehren Punkten des katholischen Glaubens nachgelassen würde. Herzog Albrecht gestattete nun zwar 1556 seinen Unterthanen den Genuß des Abendmahles in beiderlei Gestalt, doch weigerten sich die Landesbischöfe hierin nachzugeben. Von Neuem gingen deshalb die Stände, an ihrer Spitze Graf Joachim, 1557 den Herzog in dieser Sache an, und als selbst noch im J. 1563 nichts darin erreicht werden konnte, erklärten sich mehre Mitglieder der Familien Marelrain, Fugger, Freyberg, Layming u. a. m., wie auch Joachim für offene Einführung der Reformation. Demgemäß hielt am 17. Oct. 1563 Johann Friedrich Calixtus den ersten Lutherischen Gottesdienst zu Ortenburg, worauf von Seiten des Grafen am 25. Oct. ein offenes Patent erschien, worin er erklärte, daß er sein und seiner ihm von Gott untergebenen Unterthanen Seelenheil im Auge habend, sich zur augsburger Confession bekannt habe und dieselbe einführen wolle. Zugleich erklärte er sich gegen die Sacramentirer und Wiedertäufer u. dergl. und berief sich für die Rechtmäßigkeit seines Unternehmens auf den Religionsfrieden, sowie auf seine freie Reichsunmittelbarkeit⁶⁸⁾.

Natürlich sah Herzog Albrecht dieser Religionsveränderung nicht ruhig zu; er lud den Grafen ein, in München zu erscheinen und erklärte, daß er die Reichsunmittelbarkeit des Grafen nicht anerkenne. Die Güter und Burgen desselben wurden von Seiten Baierns eingezo-gen und besetzt. Joachim wandte sich in dieser Bedrängniß an den Kaiser, der die Sache an das Reichskammergericht verwies. Vergeblich verwendeten sich der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen in den Angelegenheiten Graf Joachims bei dem Herzog Albrecht

von Baiern, selbst der Kaiser schrieb an diesen und bot sich zum Vermittler an. Im März 1565 waren die von diesem zu Wien angestellten Unterhandlungen soweit vorgeückt, daß man die Vergleichspunkte nach München, mit der Bitte an den Herzog, sie zu genehmigen, absenden konnte. Es sollte hiernach dem Grafen die Ausübung der evangelischen Religion in der Grafschaft unbenommen sein, in den mittelbaren Landgütern aber die katholische Religion fortbauern. Herzog Albrecht, diese Bestimmung für ungenügend erklärend, brach die Verhandlungen ab, erneuerte sie aber, als Joachim dem Rathe des Kaisers gemäß mit einigen Freunden selbst nach München kam. Dennoch kam man zu keinem Ziele, weil der Graf sich nicht dazu verstehen wollte, weder eine Abbitte dem Herzoge zu leisten, noch eine Selbßbuße zu bezahlen. Endlich kam im J. 1566 zu Augsburg am 10. Mai die Vereinigung unter folgenden Bedingungen zu Stande: Joachim sollte zu München erklären, daß er weder gegen den Herzog noch gegen sein Vaterland Nachtheiliges habe unternehmen wollen, dagegen solle ihm, seiner Gemahlin und seinem Sohne, sowie vorläufig auch den im ortenburgischen Bezirk angehörenden Unterthanen der evangelische Gottesdienst in der Kirche unbenommen sein, in den Landgütern jedoch solle er sich nach dem Religionsfrieden richten. Diesen Bestimmungen genügte Joachim am 29. Mai und ward dann in alle seine Besitzungen wieder eingesetzt.

Nachdem nun der Ausspruch des Kammergerichtes für den Grafen günstig ausgefallen war, führte Joachim die Reformation, zu der auch sein Bruder Ulrich sich 1564 gewendet hatte, in der Grafschaft noch in ausgedehnter Weise als früher ein, gerieth aber hierdurch, sowie durch mancherlei andere Irrung wieder in Streit mit dem Herzoge, welcher im J. 1575 wiederum die Landgüter des Grafen einzog, auch gegen das Urtheil des Kammergerichtes das Mittel der Revision ergriffen hatte. Die Frage über die Befugniß der Diener Joachims, ihren evangelischen Glauben in den Besitzungen des Grafen zu Mattschkosen, welche nicht reichsunmittelbar waren, auszuüben, vermehrte die streitigen Punkte zwischen ihm und dem Herzoge, zu deren Entscheidung der erstere sich wiederum an das Kammergericht wandte, wegen Beinträchtigung der freien Religionsübung. Vergebens versuchten auch hierbei die Kaiser Maximilian II. und Rudolf zu vermitteln; alle Versuche scheiterten an der Forderung des Herzogs, daß Joachim ihm vor allen Dingen die Erbhuldigung leisten solle. Burg und Markt Mattschkosen wurden nun 1579 gleichfalls vom Herzog Albrecht besetzt, dessen Unbeugsamkeit in dieser Sache sich auch auf seinen Nachfolger Wilhelm I. vererbte. Denn vergeblich erließ das Kammergericht Befehl über Befehl, den Grafen Joachim zu restituiren, der Herzog blieb unbewegt; selbst als der Graf ihm seine sämmtlichen Besitzungen für 550,000 rh. Gulden zum Kauf anbot. Mitten in diesen nicht beigelegten Unruhen starb Joachim im J. 1600, ohne einen Sohn zu hinterlassen.

Die Grafen Alexander und Karl, Söhne Grafen Ulrichs II. und Vettern Joachims hatten mehre männ-

66) Siehe oben. 67) Vergl. Moser altes Staatsrecht. Th. 88. S. 464—467. 68) Cf. Lünig, Spicil. nec. T. II. p. 1852 et 1853.

liche Nachkommen hinterlassen. Alexanders Söhne waren Johannes III. und Ulrich, ersterer mit Eufemia von Spauer vermählt, war kaiserlicher Landeshauptmann zu Clausen in Tyrol und hinterließ Heinrich X., letzterer Heinrich XI. und Georg V.

Karls Söhne dagegen, Wilhelm und Leonhard, starben früh; seine Töchter waren Veronika, an Eitel Frig, Grafen zu Hohenzollern, und Anna Maria, mit Hartmann, Freiherrn von Lichtenstein, vermählt.

Nach dem Tode Joachims waren hiermit Heinrich X. und Georg V. die Häupter ihres Hauses. Heinrich erlangte nun zwar die Belehnung mit der Grafschaft vom Kaiser, aber die Witwe Joachims machte laut einer ihr ausgesetzten Verschreibung ihres Gemahles Rechte auf dieselbe geltend, welchen Heinrich im J. 1602 weichen mußte. Beide Grafen verglichen sich in demselben Jahre mit Herzog Maximilian von Baiern in Bezug auf die Zurückgabe der eingezogenen Landgüter und verkauften an ihn Mattschlofen, nahmen die noch anhängigen Prozesse beim Reichskammergericht ab und leisteten in altbergebrachter Weise die Erbhuldigung. Lucia, die Witwe Joachims, verlangte nun noch außer der Grafschaft die Auslieferung von 69 Landgütern, die zu derselben gehören sollten, erhielt jedoch bei dem Reichskammergerichte keine günstige Entscheidung, obwol der Kaiser und der Reichshofrath ihr gewogen waren. Endlich gab Herzog Maximilian und Georg (Heinrich war mit Hinterlassung von drei Söhnen: Friedrich Casimir, Johann Philipp, Heinrich XII. im J. 1603 gestorben) die angesprochenen Güter mit Vorbehalt der Gerichtsbarkeit und aller voigteilichen Rechte herons, erlangte aber dennoch nicht nach Heinrichs X. Tode die Grafschaft, weil Joachim den Sohn desselben Friedrich Casimir als Erben eingesetzt hatte. Den Streit hierüber verglich man zuletzt dahin, daß Georg eine Urkunde ausstellte, in welcher er versprach, daß er weder den wirtlichen Besitz der Grafschaft ansprechen, noch die zu ihr gehörigen Hoheitsrechte ausüben wolle, sondern die Belehnung bloß deshalb verlange, damit den Rechten des Geschlechtsältesten kein Eintrag geschehe⁶⁹). Hiernach erhielt nun Georg neben Friedrich Casimir die Belehnung, der nebst seinen Brüdern der reformirten Kirche zugethan war, während Georg sich wieder zum katholischen Glauben gewendet hatte.

Die Brüder Friedrich Casimirs widmeten sich beide der Vertheidigung ihres Glaubens. Heinrich trat in braunschweigische Dienste, vertheidigte nach der Schlacht auf dem weißen Berge die Feste Elnbogen an der Eger auf das Tapferste und fiel in den Niederlanden im J. 1622 in der Schlacht bei Fleury. Johann Philipp aber trat in die Dienste Gustav Adolfs und starb 1631 als schwedischer Oberst zu Berlin. Dieser Kriegsdienste seiner Brüder wegen erhielt Friedrich Casimir, als Georg 1627

starb, erst im J. 1628 die Belehnung mit der Grafschaft, die er jedoch im J. 1652 an Hans Joachim von Seigendorf überlassen mußte, welcher Rechte darauf aus Vermächtniß der Witwe Joachims, Lucia, sowie aus mehreren Schuldsforderungen an Friedrich Casimir ansprach. Letzterer wohnte seitdem in Dorfbach, wo er 1658 unvermählt starb. Mit ihm erlosch die Linie Johanns III.

Von den Söhnen Georgs V., Friedrich, Philipp, Wolfgang, Georg Reinhard und Christian, waren die beiden ersten schon vor dem Tode Friedrich Casimirs gestorben, weshalb Georg Reinhard als der älteste die Belehnung hätte empfangen sollen. Er war nebst seinem Bruder zur katholischen Religion übergetreten und theilte mit diesem 1632 die ererbten Güter. Aus der Urkunde ersieht man den damaligen Besizstand Georg Reinhardts. Er erhielt den hintern Theil des Schlosses Neydick und die Hälfte aller dazu gehörigen Hausfahrniß und Kofbarkeiten, sowie der Waldungen, Grundstücke, Fischereien, Jagden; ferner die Hofmarken Schweibern und Pirnbach, die einsichtigen Güter zu Ried, Tobel, Alndorf, Wilhelm, Windten, Grub, Krotheim, Lengheim, Kleuberdb, Hanzenberg, Tobelheim, Leuten, Rathfelling, Künheim, Tobelhof, Lutterbach, Kirchheim und Pach; ferner nachfolgende Güter im Gerichte Schärbing, genannt die „Tridtleben“ als Preming, Höndorf, Wolfsöb, Riegersobel, Achbachmühl, Höfing, Kärling, Dienberg, Peußstorf und Kimerstorf.

In der Hoffnung, die alte Grafschaft wieder zu erlangen, nahmen beide Brüder eine neue Theilung über diese im J. 1660 vor, und erreichten das Ziel ihres Strebens, die Grafschaft, auch wirklich im J. 1662. Zwei Jahre darauf starb Georg Reinhard. Er hatte, obwol selbst katholisch, seine Kinder im Lutherischen Glauben erziehen lassen, weshalb seine Witwe dieselben in ein protestantisches Land zu bringen suchte, als sie hörte, daß der Dheim Christian damit umginge, ihren Sohn Georg Philipp zum Übertritte zu vermögen. Die erste Flucht mit den Kindern ward jedoch von dem Dheime vereitelt, die zweite durch Tyrol nach Württemberg gelang besser⁷⁰). Deshalb aber verweigerte der kaiserliche Hofrath ihr das Recht der Vormundschaft, welche, sowie die Verwaltung des Besizes, Graf Christian übernahm. Nach Erwerbung vieler Güter starb dieser im J. 1684 ohne Erbeserben, setzte jedoch mit dem Neffen, den er früher enterbt hatte, wieder versöhnt, diesen als Erben ein. Vergebliche Ansprache machte, auf die frühere Enterbung Georg Philips sich stützend, der Graf Franz Leopold von Salm und Neuburg auf den Besitz der Grafschaft; Georg Philipp erhielt die Belehnung und den Besitz. Er fügte seinem Titel den eines Grafen von Strüdingen und Püttingen bei, indem er von seiner Mutter her Ansprüche auf das Erbe dieser in der Saargegend liegenden Güter, obwol vergeblich, erhob⁷¹). Einen einzigen Sohn, Jo-

69) Joachim hatte 1567 mit Bewilligung der Agnaten eine Familienbestimmung vom Kaiser bestätigen lassen, nach welcher die Grafschaft stets der älteste des Geschlechts erhalten, die Landgüter aber nicht mehr durch die Vererbung durch Töchter an andere Häuser kommen sollten.

X. Encycl. d. B. u. R. Dritte Section. VI.

70) Nach das Corpus Evangelicorum (Jhrst 1667, 1668 u. 1669) zu Gunsten der Gräfin bei dem Kaiser ein. Vergl. Moser, Altes Staatsrecht. 35. Th. S. 106. 71) Der Titel ist von den Ortenburgern bis jetzt beibehalten worden.

hann Georg, hinterließ Georg Philipp bei seinem im J. 1702 erfolgten Tode. Diesen, den Vater von zehn Kindern, beerbten dennoch nur zwei, ein Sohn Graf Karl und eine Tochter Friederike, vermählt mit Wolfgang Georg, Grafen von Castell-Remlingen.

Graf Karl erzeugte neun Söhne und fünf Töchter. Die erstern widmeten sich fast alle dem Militairstande. Der älteste Karl Albrecht (starb 1787) im J. 1763 Cornet im königl. preuß. Carabinier- Leib-Regimente, verließ den Dienst als Major 1776. Ludwig Emanuel, im J. 1766 Fähndrich im preuß. Regiment Kleist verließ den Dienst als Lieutenant 1774. Christian Friedrich trat 1766 als Fähndrich in das königl. preuß. Regiment Steinkeller, verließ den Dienst als Hauptmann und trat als Rittmeister in das bairische Dragonerregiment La Rosée, ward Major und verließ den Dienst als Oberstlieutenant 1788. Adolf Ferdinand, im J. 1768 Hauptmann in niederländischen Diensten, ward 1783 teutscher Ordensritter. Johann Rudolf 1789 Lieutenant im Regiment Großherzog von Toskana, verließ den Dienst 1797 als Oberstlieutenant.

Joseph Karl, Sohn Karl Albrechts, geb. 1780, empfing die Erbhuldigung der Grafschaft 1801, vertauschte diese aber 1805 mit allen Hoheitsrechten (ausgenommen die im Innviertel und in den österreichischen Staaten gelegenen Lehen) sowie alle mittelbaren in Baiern gelegenen Güter und Gefälle an Baiern, und erhielt dafür in Franken folgende Allodialgüter mit reichsunmittelbaren und reichsständischen Rechten⁷²⁾, nämlich das Schloß Lambach mit einem Theile des bamberger Amtes Seßlach, mit den Dörfern Autenhäusen, Altenhofen, Dittersdorf, Eich, Gemünden, Gleismuthhausen, Hasenbrenbach, Hattersdorf, Hergramsorf, Grumbach, Lechenrod, Neudorf, Ober- und Unter-Elldorf, Wigmannsberg, Rothenberg, Schurkendorf, Triebsdorf⁷³⁾.

Das Ende des teutschen Reichs beraubte auch diese Grafen ihre Reichsunmittelbarkeit. Sie kamen 1806 unter bairische, dann unter würzburgische und 1815 wieder unter bairische Hoheit mit Landesrechten laut der wiener Acte 1815. Art. 44.

Seit dem J. 1811 ist Joseph Karl königl. bair. Oberst der Reiterei à la suite, erhielt 1815 das Großkreuz des königl. württembergischen Civil-Verdienstordens und ward 1826 Generalmajor der Reiterei à la suite. Vermählt mit Caroline Luise Wilhelmine von Erbach zu Erbach hat er vier Kinder: 1) Franz Karl Rudolf, geb. den 4. Aug. 1801, seit dem 1. Nov. 1821 Lieutenant im k. bair. Cheveaux-legers-Regiment Herzog von Leuchtenberg. 2) Friedrich Karl Ludwig, geb. den 14. Jan. 1805, Lieutenant im k. preuß. 8. Kürassierregiment, exp. auch die Ordens-Ballei Utrecht. 3) Christiane Charlotte Wilhelmine, geb. 1802, Domicellarin des Stiftes Wallenstein in Hessen. 4) Hermann, geb. den 4. Jan. 1807, Lieu-

tenant im k. k. österr. 4. Uhlanenregiment Kaiser Franz, exp. auch die Ordens-Ballei Utrecht⁷⁴⁾. (Roepell.)

ORTEN-GESELL, heißt bei einigen Handwerkern soviel als gewöhnlich Altgesell. (Karmarsch.)

ORTENSTEIN, eines der Hochgerichte (kleinen Republiken), in welche der Gottshausbund des eidgenössischen Cantons Graubündten eingetheilt ist. Dasselbe liegt in dem schönen Domleschgerthal auf der rechten Seite des Hinterrheins, der hier die Albula ausnimmt, und besteht aus den zwei Gerichten oder halben Hochgerichten Ortenstein und Fürstenau. Das halbe Hochgericht Ortenstein ist aber auch wieder in zwei Gerichte getheilt, nämlich Im Boden, welches die Gemeinden Tomils, Ortenstein, zum rothen Brunnen, Kobels, Paspels und Dusch begreift, und Auf dem Berge, wozu Trans, Scheidt und Feldis gehören. Die Veranlassung zu dieser Theilung gaben heftige Streitigkeiten, die im J. 1766 über die Wahl des Landammanns zwischen zwei Parteien entstanden, worüber es zu Tomils in einer Landsgemeinde zu Thätlichkeiten kam, sodaß Einige todt auf dem Plage blieben, Andere schwer verwundet wurden. Andere Theilungen verflochten sich dann damit. Der General von Travers, mehre Mitglieder der Familien Salis und Planta spielten dabei eine bedeutende Rolle und es wurden verschiedne heftige Schriften gewechselt, die man im sechsten Bande von Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte angegeben findet. Über die Untersuchung und Bestrafung des Ereignisses zu Tomils entstanden nämlich heftige Streitigkeiten über die Competentia fori zwischen dem Gottshausbund und dem Hochgerichte Fürstenau, welche große Sährung und Theilung im ganzen Land erregten. Doch wurde durch das unparteiische Benehmen des Behngerichtsbundes ein Ausbruch verhindert. Endlich kam ein Vergleich zu Stande, von welchem obige Theilung einen Hauptpunkt ausmacht. Das Gericht Ortenstein hatten die mächtigen Freiherren von Baz vom Bisthume Gur zu Lehn, von ihnen kam es an ihre Erben, die Grafen von Werdenberg, von diesen in der Mitte des 15. Jahrh. an den Freiherren von Waldburg, der es an Ritter Ludwig Tschudi verkaufte. Von diesem kauften sich die Einwohner im J. 1527 völlig frei. Von dieser Zeit an hatten sie ihr eigenes Civilgericht, welches aus einem Landammann und zwölf Richtern gebildet wurde; in Criminalfällen zogen sie dann noch sechs Richter aus dem andern Theile des Hochgerichtes dem Gerichte Fürstenau zu, deswegen entstand der angeführte Streit über die Competenz mit Fürstenau. Seit der Theilung von Ortenstein hat jedes der beiden Gerichte im Boden und auf dem Berge seinen eigenen Landammann und zwölf Richter. — Das Gericht Ortenstein ist theils reformirter, theils katholischer

frühere Grafschaft Ortenburg hatte zur Zeit des Umtausches ungefähr $\frac{1}{2}$ M. mit 1200 Einw. und trug etwa 15,000 Fl. Einkünfte. Die Herrschaft Lambach umfaßt 1 Schloß, 18 Dörfer, 13 Domänenhöfe, ungefähr 2300 Einwohner und 31,000 Fl. Revenüen.

74) Vergl. Genealogisches und Staatshandbuch. (Frankf. a. M. 1817.)

72) Die Reichsständschaft übten die Grafen aus, durch Theilnahme an der Curialstimme der wetterauischen Grafen. Vergl. Roser, Altes Staatsrecht. 38. Th. S. 470, 471. 73) Die

Religion. Die Dörfer Scheidt und Feldis haben erst 1580 den reformirten Glauben angenommen. Es hat seinen Namen von dem Schloß Ortenstein, das in der Gemeinde Tomils sehr schön auf einem Felsen liegt, und jetzt der Familie Travers gehört; 1452 wurde es von Kriegsscharen aus dem obern Bunde zerstört, nachher aber wieder aufgebaut. In diesem Gerichte liegen auch die Ruinen der auf steilen Felsen erbauten Schlösser Ober- und Nieder-Zuvalta, von denen ein altes Geschlecht seinen Namen hat, das schon 1192 erscheint und jetzt noch im Engadin fortbauert. Die Gegend ist im Ganzen sehr fruchtbar an Getreide, Baumfrüchten, Wieswachs und zum Theil auch Wein. (Escher.)

ORTFÄUSTEL (Bergbau), im Allgemeinen: das zur Bearbeitung des Gesteins vorm Ort gebrauchte Fäustel oder der zweibahnige Hammer; im engern Sinne das 8—10 Pfund schwere doppelbahnige Fäustel, womit einer der beiden Bohrhäuer vor Ort auf die Bahn des Ortbohrs schlägt (s. Ortbohr). Ein solches kann, da es mit beiden Armen geführt wird, zweimal so schwer sein, auch einen längern Helm haben, als das Handfäustel, worunter man das gewöhnliche Fäustel, welches mit einem Arme gehandhabt wird, versteht. Man unterscheidet auch wol Ort-fäustel, Förstern-fäustel, Stroffen-fäustel. Die Form ist einerlei, nur das Gewicht verschieden. Letztes ist das schwerste, weil auf Stroffen die Richtung der Bohrlöcher, die Richtung der Schläge auf Bohr und Bergeisen meist unterwärts ist. Das Ort-fäustel — alle drei einmännisch gedacht — ist von mittlern Gewicht, etwa 4—5 Pfund, weil damit auf Bohr und Bergeisen meist grade aus, oder schon etwas nach Unten zu geschlagen wird. Das Förstern-fäustel ist das leichteste, 3—4 Pfund, weil damit grade aus, im Überbrechen auch nach Oben, oder in ansteigender Richtung geschlagen werden muß. (Plümcke.)

ORTFOCLA (altteutsche Sprachkunde und Rechtsalterthümer); in erster Beziehung ist dieses bemerkenswerth in allen den Stellen im Pactus Legis Salicae Tit. VII. §. 1—4, wo es heißt: Wer einen Habicht vom Baume gestohlen (Malbergische Erklärung: Ortfocla), solle außer dem Ersatz und den Kosten drei Schillinge (solidos); 2) wer einen Habicht (Malberg. Weiana [Weibe] oder Ortfocla) von der Stange, 15 Schillinge; 3) wer einen verschlossenen Habicht (Malberg. Ortfocla oder Weiana pandete — die ältesten Schlösser waren bloß Bänder —) 45 Schillinge; 4) wer einen Sperber (Malberg. Sucelin, veralteter Name für Sperber) drei Schillinge zahlen, will Eckhardt zur Lex Sallia (S. 24) für Ortfocla Aro- oder Arn- oder Ornfocla, d. h. Kar-Vogel oder Arnvogel, gesetzt wissen. In der Stelle §. VIII., wo es heißt: Wer einen zahmen (domesticum) Kranich oder Schwan (Malberg. Ortfocla) gestohlen, solle außer dem Ersatz und den Kosten drei Schillinge zahlen, meint er, der Abschreiber habe vielleicht gefunden olbfoela, zusammengesetzt aus olb, elb oder elbiz und fogel, da nach den altteutschen Glossen alpiz, elbez, elbiz, Schwan bedeutet. Doch zieht er weiter unten das eiconium der wolfsenbütteler Handschrift

des durch Karl den Großen verbesserten salischen Gesetzes herein, verbessert es in eiconium, als verdorbene Latein für eiconiam, und nimmt hier für ortfocla weder arofocla noch olbfoela, sondern storefocla (Storchvogel, Storch) vom altteutschen atore (Storch). Nach Schilter möchte §. 1—4, sowie §. 8, die wahre Lesart gewesen sein Hortfocla oder Chorifocla, Hof- oder Hausvogel, der auf dem Hofe geht, sowie Tit. XXVII, 24 Choribaum, Hofbaum¹⁾. Betrachten wir jedoch diese Stelle, wo von Obstbäumen die Rede ist: si vero in horto fuerit, Malb. *Ortobaum*, und vergleichen wir sie mit §. 22: sin in horto fuerit, Malb. *Ortopodun*, so finden wir, sowie auch Schilter selbst S. 650, beides erklärt, daß Ortobaum, Gartenbaum, sowie Ortopodun Gartenboden bedeute, vom lateinischen hortus oder ortus, eine Zusammensetzung, die um so weniger befremden kann, da diese Stellen keine ursprünglichen, sondern Einschleissstellen sind²⁾. Joh. G. Wachter leitet Ortfocla von hurten, stoßen³⁾, von hurt, Stoß⁴⁾ her, Stoßvogel⁵⁾. Man könnte, wenn man Ortfocla durch Stoßvogel erklären will, wol auch ort, Spitze⁶⁾ herein, und auf die spitzen Fänge der Raubvögel, die Hauptwaffe derselben, beziehen. Aber beiden Erklärungen sieht entgegen, daß auch der zahme Schwan und der zahme Kranich zu den Ortvögeln gehören. Wir erklären ortfocla aus Ort, Stelle, ein Vogel, der an seinem Orte bleibt, ein im Hause und Hofe heimisch gemachter Vogel⁷⁾, welche Erklärung auch auf die Raubvögel paßt, da auch diese sich zum Aus- und Einfliegen gewöhnen ließen. Die Bestimmungen der Strafen gegen den Diebstahl der Ortvögel nach dem salischen Gesetze haben wir oben beiläufig gesehen, bis auf §. 5—7, wo bestimmt wird, daß beim Diebstahl eines Hahnes oder einer Henne, oder einer zahmen Gans, oder einer zahmen Ente, außer dem Ersatz und den Kosten drei Schillinge gegeben werden sollte. Der Sachsenspiegel (3. Bch. 50. Art.) sagt von dem Bergelbe der Vögel, daß man das Huhn und die Ente mit einem halben Pfennige, die Gans mit einem Pf., die Brutgans und Bruthenne binnen ihrer Brutzeit, sowie auch die Stellente (Ente zum Entenfange), mit drei Pfennigen vergelten solle. Das burgundische Gesetz (Tit. XI.) bestimmt, daß dem, wer einen Habicht stehle, dieser entweder auf einem gewissen Schmerz-

1) Schilter, Glossar. Teuton. p. 333. 2) Vergl. die Eckhardt'sche Ausg. S. 55 mit der Lex Salica bei Schilter. Thesaurus p. 19, wo das große Einschleissel unter dem Ferte steht. 3) So z. B. Wirnt von Gravenberg Wigalois 3. 8437, 10754, 10955. 4) Ders. 9014, 9020, 9028. 5) Joh. Georg Wachter, Glossar. 6) So z. B. Nibelungentieb. 3. 301, 9263. 7) Oder, wie sich der Schwabenspiegel (c. 136 bei Schilter, Thes. Ant. Teut. T. II. p. 138) ausdrückt, habe ein Mann Pfauen, die gewöhnt seien, bei einem Hofe zu sein, und sie fliegen hinan und herwieder, dieweile sie das thun, so seien sie sein; als (wenn) sie hindan fliegen und herwieder nicht in vier Tagen, so wer sie hernach fange, dem seien sie, sowie auch die Tauben, die mit den Pfauen gleiches Recht haben. So auch mußte wer entronnened fremdes Federpiel (zur Jagd abgerichtete Raubvögel) und andere entlohene Vögel, welche man beschlossene oder in Fut gesetzte Vögel benannte, innerhalb drei Tagen fang, wiedergeben, wenn er

haften Theile des Diebes sechs Unzen Fleisch freßen⁸⁾, oder der Dieb, wenn er dieses nicht wollte, dem Eigenthümer des Habichts sechs Schillinge und als Strafe zwei zahlen mußte. Das Gesetz der Alamannen (Tit. 101) setzt fest, daß, wer einen Habicht getödtet, der Gänse beizet, drei, wenn er Kraniche beizet, sechs Schillinge erlegen sollte; das Gesetz der Baiern setzt auf die Tödtung eines Kranichaars (chronohari) sechs Schillinge Buße und Lieferung eines gleich guten, eines Gänsehabsichts (ganshapuch), der Gänse fängt, drei Schillinge Buße und Erstattung eines gleich guten, eines Entenhabsichts (anothapuch) sowie eines Sperbers, einen Schilling Buße und Erstattung eines gleich guten, welches auch von den Waldvögeln galt, welche zahm gemacht in den Höfen der Edeln herumfliegen und fangen. Der Schwabenspiegel (Cap. 334. p. 194) hat bei dem Diebstahl oder der Tödtung eines den Kranich, eines den Reiher fangenden Habichts, und eines die Vögel in der Luft fangenden Falken gleiche Bestimmungen wie das bairische Gesetz, nämlich sechs Schillinge und Sebung eines ebenso guten, so auch (Cap. 335) bei Strehlung oder Erschlagung eines Sperbers oder eines Springens, oder anderer Vögel, die man auf der Hand trägt, Sebung eines ebenso guten und eines Schilling, bei dem den Entvogel fangenden Habicht aber Sebung eines ebenso guten und drei Schillinge. Hatte der Dieb bei dem Diebstahl des Federspieles von der Stange oder aus dem Korbe das Federspiel geärgert (schlechter gemacht), so mußte er es zwiefach vergelten (Cap. 235). Die Vögel, welche man zu Ortvögeln bestimmte, sicherte man schon, bevor sie es geworden, so nach dem langobardischen Gesetz unter Rothar (Tit. 325) mußte, wer aus dem Gehege des Königs einen Habicht holte, eine Buße von zwölf Schillingen, wer von einem bezeichneten Baum im Wald eines andern einen Habicht aus dem Neste nahm, von sechs Schillingen erlegen. Nach dem Schwabenspiegel (Cap. 234) mußte der Dieb eines Federspieles aus dem Nest im Wald eines andern drei Pfund zu Buße ertheilen oder die Hand verlieren. Nach dem isländischen Gesetzbuche (Landaleigo Balken, Cap. 58) konnte der König Falken fangen lassen, auf welchem Grund er wollte. Nahe verwandt mit den Ortvögeln

waren die gemärkten Vögel der Isländer, die mit einem Zeichen versehenen und an einen bestimmten Ort (Eggver) gewöhnten Vögel. Die Vögel (nämlich Schwimmvögel) mußten an der Haut zwischen den Klauen gemärkt sechs Nachbarn gewiesen sein, sonst war die Marke ungesetlich. Fing Jemand einen Vogel auf seinem Lande, woran eine Marke war, so mußte er binnen einem Monate Botschaft an den Besitzer abfertigen, wenn er innerhalb dem Häred (Provinz) war, und den Vogel so behüten, daß ihm kein Schade zustieß. Bekam dieser ihn nicht so behütet, so mußte jener den Vogel nach der Schätzung sechs seiner Nachbarn behalten, und seinen Preis an den Eigener bezahlen, und wenn er nicht wußte, wer dieser war, so mußte er ihn schätzen, und an der Kirche oder auf dem Ding (s. d. Art. Ding) binnen einem halben Monat abtündigen und sagen, welche Marke daran war. Wenn man sich ohne Abschätzung der Vögel bediente⁹⁾, die gemärkt waren, so bezahlte man dem Eigener doppelt dafür, aber man war ein Dieb, wenn man sie verschwieg. Tödtete Jemand aus freiem Vorsatz einen gemärkten Vogel, so mußte er dem Eigener den Werth des Vogels bezahlen, und außerdem Eigenthumsverletzung nach richterlichem Spruche. Hatten Schwäne (nach der Eidergans für den Isländer die wichtigsten Vögel) drei Sommer nach einander auf demselben Land Eier gelegt, da gehörten die Eier dem, der das Land besaß, auf dessen Lande die Schwäne gefangen oder gemärkt waren, und obgleich ein anderer sie mährte, doch behielt sie derjenige, dessen Nachbarn mit ihrem Eid erhärten wollten, daß es ihnen am wahrscheinlichsten dünkte, daß die Schwäne auf seinem Lande Eier gelegt hatten, aber der andere bekam seine Arbeit belohnt. Alle Falken, Schwäne, Gänse und andere ungemärkte Vögel besaß ein Jeder auf seinem Grund und Boden, sowol der Pächter als der Landherr. Nur Lärner (Dirnen, eine eigene Art Möven), Eidervögel und Gaten durfte niemand näher eines Andern Lande fangen, als auf einem Abstände von 240 Faden zu einem Eggver (Eier-Wohnstelle) desselben. Man durfte ebenso wenig solche Vögel auf seinem eigenen Lande, obgleich es von eines Andern Eggver weiter entfernt war, fangen, wenn es sechs verständigen zunächst wohnenden Nachbarn wahrscheinlich dünkte, daß das Eggver dadurch Schaden litt¹⁰⁾. Diese für den Haushalt der Isländer so äußerst wichtigen Rechtsbestimmungen mußten wol selber als Rechtsalterthümer, konnten sie nicht als noch geltendes Recht berühren. Über die verschiedenen Ortvögel, namentlich die unter dem allgemeinen Namen Federspiel begriffenen Raubvögel, enthält der Schwabenspiegel Cap. 233 — 238 (bei Schilter, Thes. Antiq. Teuton. p. 136 — 138) viele ganz ins Einzelne gehende Rechtsbestimmungen, z. B. im Falle, wenn sie entrimmen u., da

nicht Dieb sein wollte (c. 235. §. 136 u. c. 227. §. 133). Anderes Recht hatten die Vögel, welche vorzugsweise „zahme Vögel“ hießen, die Gänse, Hühner und Enten. Blicben die noch so lange aus, so gehörten sie dem Eigenthümer und niemand durfte sie fangen, wenn er nicht Dieb sein wollte (c. 158).

8) Aut sex uncias carnis acceptor ipse super testones comodat. Testones nimmt Spelman und Du Fresne für diese Art Münzen. Wir berücksichtigen den vorhergehenden Titel (Tit. X.), wo bei dem Diebstahl eines Jagdhundes bestimmt wird: ut convictus coram omni populo posteriora ipsius (canis) osculetur. Eine infamirende Strafe will der Gesetzgeber also auch im Tit. XI., und diese bestand nach unserer Meinung darin, daß auf die gemessenen Theile (testones steht für testiculi) des Diebes sechs Unzen Fleisch gelegt wurden und der Habsicht sie mit den spitzen Fingern dort nehmen und verzehren mußte, was allerdings dem Witz, wenn auch nicht der Gütlichkeit des Gesetzgebers, Ehre macht.

9) Nämlich, sie entweder lebend wüßte, indem man ein Theil ihres Federn oder ihrer Eier geraubte. 10) Das Land Lov Jonshogen, översat paa Egill Thorhalsson. (Kopenhagen 1768.) Landaleigo Balken, C. 57. Vom Wogefunge. Dyt. Knutt, Retsbuden. S. 278 — 280.

ren Andeutung der Raum nicht gestattet. Doch findet sich die Andeutung von einigen hauptsächlich wichtigen Bestimmungen in der 7. Anm. d. Art. (*Ferd. Wachter.*)

ORTFORM (Bergbau), soviel wie Ortsprofil (Hüttenwesen). Wenn ein Schmelzofen mit mehr als einer Form betrieben wird (s. d. Art. *Form*), so nennt man die Form, welche von der Seite nach der Gebläse- radstube abgewendet ist, die *Dr-* oder *Drtsform*, im Gegensatz der *Wasserform*, welches die auf der Wasserseite ist, die, welche sich in der dem Gebläse- rade zugewendeten Ofenwand befindet. (*Plümicke.*)

Ortgan (der), s. *Ortstoss.*

ORTGEDINGE (Bergbau), auch wol *Drtsgehd*, der Preis, für welchen die *Drtsbauer* von dem accordirenden Bergbeamten es übernehmen, das *Dr* auf eine gewisse Länge fortzutreiben, der Preis, zu welchem die Erlangung des *Drts* accordirt, verdingt wird. Gewöhnlich geschieht das *Verdingen* der *Drter* nach *Lachtern*, wenigstens pflegt man nur dies, nicht aber die *Verdingung* der beim *Drtsbetriebe* zugleich gewonnenen *Erze*, *Schiefer*, *Kohlen* u. das *Drtinge* zu nennen. Vergl. *Gedinge*, *Prämien-Gedinge*. (*Plümicke.*)

Ortgan, s. *Ortjen.*

Ortgroschen, s. *Ort.*

ORTHAA, Schwester der *Antheis*, *Agleis* und *Lytta*, Tochter des *Hyakinthos*, der von *Lakedamon* nach *Athen* gezogen war. Vom *Minos* belagert, durch *Seuche* und *Hunger* bedrängt, opferten die *Athener* nach einem alten *Drakelspruche* diese vier Mädchen auf dem Grabe des *Kyklopen* *Gerastios*, aber ohne Erfolg. *Apolod.* III, 15, 8. (*Klausen.*)

ORTHAGES, der *Aufrechtzieher*, oder *Drthanes*, der *Aufrichter*, Sohn des *Hermes* und einer *Nymphe*, eine dem *Priapus* namentlich in dessen vorzüglichstem Symbol ähnliche Gottheit des Geschlechts- triebes, die in *Attila* mit der *Aphrodite* zusammen verehrt ward durch das *Opfer* von *Zwiebeln*. *Strab.* XIII, 588. *Athen.* X, 441 (aus dem *Komiker* *Platon*). *Tzetz. Lyc.* 538. *Hesych. Opθάρης.* Phot. ib. (Vergl. *Orthanes*.)

(*Klausen.*)

ORTHAGORAS, aus *Sithon*. Er gehörte, wie es scheint, nicht zu einer der aristokratischen, dorischen Familien der Stadt, sondern zu einer achaisch plebejischen; wenn ihn indessen *Libanius* (III, 251 *Reiske*) und *Diodor* einen *Koch* nennen, so ist die Frage, ob dies nicht ein bloßer Schimpf- name war, den ihm die *Aristokraten* vielleicht mit aus dem Grund ertheilten, weil etwa in seiner Familie dieses Geschäft erblich war, wie es in *Sparta* und andern dorischen Staaten erbliche *Küche* gegeben hat, und ebenso steht es dahin, ob *Orthagoras*' Vater wirklich *Korpeus* geheissen, und nicht vielmehr auch dies bloß zum Schimpf erdacht ward (*Wachsmuth* *hell. Alterth.* I, 1. S. 274). Durch welche Mittel er zur *Allein- herrschaft* (*Tyrannis*) über seine Vaterstadt gelangt sei, wissen wir nicht, aber haben alle Ursache zu vermuthen, daß es *demagogische* waren. *Plutarch* (*de rer. num. vind.* 7) erzählt, daß die *Sithoner* mit den *Kleonäern* über einen *Knaben* *Teletias*, der in den

Pythischen Spielen gesiegt hatte und den beide sich als ihr *Landeskind* zueignen wollten, in *Streit* gerathen wären und dabei der *Knabe* zerrissen worden sei; da hätte das *delyphische* *Drakel* erklärt, die *Sithoner* bedürften der *Peitschen- Führer*; bald darauf sei ihnen nun *Orthagoras* und seine *Nachkommen* geworden, der ihre *Bügellosigkeit* bändigte. Nach *Diodor* (*Exc. Vatic.* p. 14) hatte die *Pythia* *sithonischen* *Theoren* erklärt, ihre Stadt würde 100 Jahre lang *gepeitscht* werden; auf die weitere Frage, von wem dies geschehen würde, wäre geantwortet worden, von dem, welchem zuerst nach ihrer *Rückkunft* ein *Sohn* geboren werden würde; in *Begleitung* der *Theoren* wäre nun grade des *Dysers* wegen ein *Koch*, Namens *Andreas* (*sic*), gewesen, der bei den *Behörden* den *Dienst* als *Peitschenträger* hatte. — Leider brechen die *Excerpte* hier ab, doch hat die *Darstellung* des *Plutarch* viel mehr *Wahrscheinlichkeit* für sich; der *Adel* in *Sithon* scheint durch die *Strenge* seines *Regiments* häufig *Unruhen* des *unterthänigen* *Volkes* veranlaßt und diese einen *wilden* *Sinn* geweckt zu haben, der einer *ernsten* *Zähmung* bedurfte. Der *Anfang* der *Herrschaft* des *Orthagoras* fällt etwa in *Ol.* 26, v. *Chr.* 676. Aber er und seine *Familie* wußten durch *Mäßigung*, durch *verständige* *Sorge* für die *Bedürfnisse* des *Volkes*, durch den *Glanz* *kriegerischer* *Thaten* über 100 Jahre sich die *Herrschaft* zu erhalten. (*Aristot.* *Pol.* V, 9, 21. *Strab.* VIII, 385 a. E.) Was das *Haus* des *Orthagoras* betrifft, so nennt *Herodot* (VI, 126) *Andreas*, *Myron*, *Aristonymus* und *Klisthenes*, den *Orthagoras* selbst, den *Uhnherren* des *Geschlechts*, übergeht er; dagegen *Plutarch* (a. a. D.) gleich nach *Orthagoras* den *Myron* mit *Ubergabung* des *Andreas* erwähnt, daher die *Vermuthung* *Gomps's* (*Sicyoniac. Specim.* II, p. 8), daß beide *Namen*, *Orthagoras* und *Andreas*, demselben *Individuum* angehört haben und vielleicht der *erstere* *Name* nach *Antritt* der *Herrschaft* angenommen worden sei, viel für sich hat. (*Meier.*)

ORTHAGORAS, Verfasser einer *Darstellung* *Indiens* (*Ἰνδοὶ λόγοι*), erwähnt von *Strabon* (XVI, 766), *Philostratus* (*Leben* d. *Apollo*n. III, 53) und *Alisan* in der *Naturgeschichte* (XVI, 35 — XVII, 6). Ein *Orthagoras* war *Lehrer* des *Epaminondas* im *Flötenspiele* (*Athen.* IV, 184. e.). (*Meier.*)

ORTHAGORIA, der ältere *Name* der *makedonischen* Stadt *Stagira*, in den *Geograph.* *Graec.* *min.* T. IV, p. 42 findet sich *Ορθαγορία καὶ Στάγειρα ἢ ἢν Μάκρον*. Man bezieht auf diesen Ort eine *Münze* mit dem *Kopfe* der *Diana* und der *Aufschrift* *Ορθαγορίων*; vergl. *Eckhel* *D. N.* II, p. 73. (*Meier.*)

ORTHAGORISCUS *Schneider* (*Pisces*), *Mondfisch*. Eine *Gattung* *Fische* aus der *Ordnung* *Plectognathi* und der *Familie* *Gymnodonti* (*Cuvier*, *règne animal* ed. 2. II.) Nach der *Meinung* von *Bondelet* ist dies der *nämliche* *Fisch*, welcher nach *Plinius* (*Lib.* XXXII, c. 2) die *alten* *Lakedamonier* mit diesem *Namen* belegten, und welcher angeblich in dem *Augenblicke*, wo man ihn *sing*, eine *Art* *Grunzen* hören ließ. Die *Kennzeichen* dieser *Fischgattung* sind nach *Cuvier* unge-

theilte Kinnladen, ein stachelloser und zusammengedrückter, aber keiner Ausblähung fähiger Körper, an dem der Schwanz zugleich so kurz und senkrecht hoch ist, daß sie sich wie Fische ausnehmen, denen man das Hintertheil abgehakt hatte, was ihnen ein ganz ungewöhnliches, sie leicht unterscheidendes Ansehen gibt. Die Rücken- und Aftersflosse, jede hoch und spitz, vereinigen sich mit der Schwanzflosse. Die Schwimmblase fehlt und der kleine Magen nimmt unmittelbar den Gallengang auf. Unter der Haut befindet sich eine dicke Lage einer gallertartigen Substanz.

Typus der Gattung ist *O. Mola* (Tetraodon *Mola* Linné. Bloch Fische. Taf. 128.) Dieser Fisch hat einen sehr zusammengedrückten Körper, der scheibensförmig und fast so hoch als lang ist, die Brustflossen sind von der Schnauze entfernt, die sehr verlängerte Rücken- und Aftersflosse bestehen aus gleichen Strahlen, von denen die erstern die längsten; die Haut ist hart und rauh anzufühlen, der Rücken schwärzlich und fleckig. Dieser Fisch, dem seine fast eirkelförmige Gestalt und der helle Glanz seiner silberweißen Farbe an den Seiten, der sich zur Nachtzeit noch durch den phosphorescirenden Schein des Dles, das er bei sich führt, oft verdoppelt, ziemlich allgemein den Namen Sonne oder Mond verschafft haben, bewohnt das mittelländische Meer und den Ocean, wo man ihn fast unter allen Breiten, vom Cap der guten Hoffnung an bis gegen die nördliche Grenze des Nordmeeres fängt. Sein senkrechter und Längsdurchmesser haben oft mehr als vier, manchmal über zwölf Fuß Ausdehnung; ja man versichert, daß im J. 1735 an den irländischen Küsten ein solcher Fisch gefangen wurde, der in der Länge 25 englische Fuß maß. Sein Gewicht steigt bei vielen Individuen auf 300, ja auf 500 Pf. Das Fleisch des Mondfisches hat einen schlechten Geschmack, es ist zähe und klebrig wie Leim, riecht auch ziemlich schlecht, weshalb es nicht gegessen wird. Dagegen ist es sehr fett und liefert eine ungeheure Menge zum Brennen taugliches Öl. Die halbkugelförmige gelbe und weiche Leber gibt indessen ein ziemlich gutes Gericht. Unmittelbar unter der Haut findet man eine dicke Lage einer weißen Substanz, welche wie Schweinespeck aussieht, jedoch dichter und gleichförmiger ist, sich in heißem Wasser erweicht und zum Theil darin auflöst. Die Flossen sind schwarz, in der Rückenflosse stehen 9—17, in den Brustflossen 10—17, in der Aftersflosse 10—17, in der Schwanzflosse 4 Strahlen. Wenn dieser Fisch schwimmt, so rollt er sich um sich selbst herum wie ein Rad, und wenn er gefangen wird, gibt er ein deutliches Brausen von sich. In Venedig heißt er *Rioda*, *Luna*, bei den Franzosen *Mole*, *Poisson Lune*. Shaw nannte die Gattung *Cephalus*, weil sie gleichsam nur ein Kopf ist.

Außer der angegebenen Art kennt man noch zwei andere. 1) *O. oblongus* (Schneider-Bloch, *Systema Ichthyologiae*, t. 97), deren Haut mit kleinen sechsseitigen Figuren bezeichnet ist; sie kommt am Cap der guten Hoffnung vor. 2) *O. spinosus* Schneider (Diodon *Mola* Pallas Spicil. Zool. VIII. t. 4. *Mola*. Nov.

Comment. Petropol. X. t. 8. f. 3. melior.) sehr klein mit einigen Stacheln. Im Ocean. (D. Thon.)

ORTHANES oder ORTHANNES, ein Priapischer Gott, der auch mit aufgerichtetem Gliede dargestellt wurde. *Hesych.* Ὀρθάνης τῶν ἐπὶ (ὁ περὶ) τὸν Πρίανόν ἱστῶν καὶ αὐτὸς ἐντεταμένον ἔχων τὸ αἰδοῖον. *Phot.* Ὀρθάνης, Πριανῶνδος θεός, ἐντέτακται Ἐρμῆ καὶ Νέρηους. Daß man hier ἐντέταται lesen müsse, ist unzweifelhaft; das Folgende dagegen, was man so zu emendiren versucht hat, daß man den Orthanes zu einem Sohne des Hermes und der Nymphen machte, ist zu unsicher. *Tzetz.* ad Lycophr. 538. Ὀρθάνης (ἢ Ὀρθάνης) δαίμων Πριανῶνδος παρὰ τῇ Ἀφροδίτῃ. Man hat das Letztere so gedeutet, daß dem Orthanes in der Nähe eines Aphroditentempels in Athen eine Kapelle errichtet war; es steht aber dahin, ob nicht bloß die Verbindung dieses Dämon mit dem Aphroditendienste damit bezeichnet werden sollte. Nach Strabon (XIII, 588) sind Orthanes, Konisalos, Lychon, attische Gottheiten; und der Komiker Platon im Phaedon (bei *Athen.* X, 442. f.) erwähnt ihn neben Konisalos so, daß man glauben möchte, die attischen Frauen haben ihm geopfert; auch hat der Komiker Eubulos eine Komödie unter dem Titel Orthanes geschrieben, die Athenäus (III, 108. d.) citirt. (Vergl. Orthages.) (Meier.)

ORT- oder ORTSHÄUER (Bergbau), der der Arbeit vor Urtern kundige, beim Drißbetrieb angelegte Bergmann. Er muß, um als solcher brauchbar zu sein, eine gewisse, nicht ganz gewöhnliche Fertigkeit in der Behandlung der verschiedenen Arten Gestein mit jedem der gebräuchlichen Häuer-Werkzeuge erlangt haben; er würde sonst auch nicht im Stande sein, mit dem Bergbeamten ein Drißgedänge zu schließen und solches inne zu halten. Daher geht der Drißhäuer als solcher dem Strossenhäuer, Schrönnhäuer vor u., dessen Arbeit weniger veränderlich zu sein pflegt. (Plümicke.)

ORTHE (Ὀρθή) kommt bei Homer vor (II, II, 739) und wird für einen Ort in der thessalischen Landschaft Perrhäbien erklärt; einige erklärten Orthe für die Akropole der Stadt Phalarna am Peneus; vgl. *Strabo* IX, 440. *Eustath.* ad II. I. c. Auch Plinius (IV, 9, 16) nennt sie. (M.)

ORTHES, der Bezirk liegt in dem Departement der Niederpyrenäen, hat einen Flächenraum von 27,92 Q. M. und zählt ungefähr 80,800 Einwohner in sieben Cantons: Arthez, Arzacq, Lagor, Navarreins, Orthès, Salies, Sauveterre und 157 Gemeinden. (Eiselen.)

ORTHES, die Stadt, liegt 43° 32' Br., 16° 55' L. an dem Abhang eines Hügel, am Gave de Pau, ist die Hauptstadt des Bezirks gleiches Namens und eines Cantons, hat Gerbereien, Färbereien, Flanellwebereien, liefert die besten geräucherten bayonner Schinken, zählt 100 Häuser und gegen 7000 Einwohner. Hier lieferten im J. 1814 am 27. Febr. die unter Wellington vereinigten Engländer, Spanier und Portugiesen den Franzosen unter Soult ein Treffen. (Eiselen.)

ORTHIA (Ὀρθία, oder wie auf zwei Inschriften

Corp Inscr. 1416. 1444 und vermuthlich auch bei Plutarch (Lyc. 18) zu lesen Ὀρθία). Unter diesem Namen wurde Artemis besonders in Sparta verehrt, wo sie im Limnæon einen Tempel hatte, in dem ein altes Götterbild sich befand, was nach spartanischer Sage eben das von Dreft und der Iphigeneia mitgebrachte gewesen wäre; an dem Altare dieser Göttin erfolgte jener Wettkampf, den die spartanische Jugend im Ertragen von Schmerzen zu bestehen hatte, jene διαμυστιγώσεις παίδων, welche auch nach dem Zeugnisse des Pausanias (III, 16, 10) an die Stelle von blutigen Menschenopfern getreten war, und darin bestand, daß während die Priesterin der Göttin, das Bild derselben in der Hand, auf dem Altare stand, von gewissen dazu bestellten Personen die Jünglinge so, daß das Blut strömte, gezeißelt wurden, und wer dann dieses am längsten, ohne Äußerung des Schmerzes von sich zu geben, ertragen konnte, wurde als Sieger angesehen. Welches der Siegespreis gewesen sei, wissen wir nicht; aber es scheint, daß die, welche an diesem Wettkampfe Theil nehmen wollten, sich vorher einer Übung, die vielleicht Φοῦαξιρ genannt wurde, unterziehen mußten (Hesych. i. B.) und daß nach dem Wettkampfe eine Procession, genannt „der Lyder Procession“ (Αυδῶν πομπή) gehalten wurde (Plut. Arist. 16). Nach Pausanias hieß dieselbe Göttin hier auch λυγοδέσμα, weil sie in einem Busche Reuschklamm gefunden wurde. Die Inschrift 1416: Αμοκλείδας Χαλέα ἐπὶ Ἀκρίππου νικάσας τὸ παιδικὸν κλη[τα], (denn so lese ich, nicht κλητι, wie Kühnken und Böckh) Ἀ[ρ]τέμιτι Ὀρθία[σ]σιν bedeutet, daß Damoklidas, nachdem er in einem Knabenwettkampfe gesiegt, ein Pferd oder das Bild eines Pferdes der Göttin geweiht habe, nicht aber, daß der Kampf selbst zu Ehren der Göttin gehalten, und am allerwenigsten, daß er mit der διαμυστιγώσει verbunden gewesen sei. Pausanias hat folgende Legende von der Entstehung dieses Cultus in Sparta: „Astrabakus und Alopekus, Söhne des Tebus, Nachkommen des Agis, wurden gleich, nachdem sie das Götterbild gefunden, wahnsinnig, die spartanischen Komæ, Limna, Kynosura, Mesoa und Pitana opferten dann der Göttin und geriethen darüber in blutigen Streit; viele starben am Altare, die übrigen von der Pest weggerafft; das Drakel hieß ihnen darauf, Menschenblut am Altare zu vergießen; daher wurde jedesmal durchs Loos entschieden, welcher Mensch der Göttin geopfert werden solle, bis Lykurg an die Stelle des Opfers die διαμυστιγώσει einführte¹⁾.“ Nun ist die Orthia nicht verschieden von der Orthosia; beide Namen werden von einem sonst nicht bekannten Ort oder Berg Arkadiens, Ὀρθιον oder Ὀρθάσιον, wo sie verehrt worden sei, von Apollodor aber von Erhalten und Aufrichten (ὀρθοῦν) abgeleitet²⁾. Diese Orthosia wurde verehrt in Athen im Ceramicus, in Elis, in Arkadien, bei Argos,

in Megara³⁾ und in dessen Colonie Byzant (Herodot. IV, 87). Nach Müllers Ansicht war diese Artemis auch nicht verschieden von der Iphigeneia Artemis, und der Dienst ist von Lemnos nach Lakonien gekommen. In welchem Orte das vorgegangen, was Aristoteles (Θαυμασ. ἀνομοματ. 175. p. 847. Bekk.) berichtet, ἐν Ἀρτέμιδος Ὀρθωσίας βωμῇ ταύρων ἵστασθαι χρισίον, ὃς κυνηγῶν ἐξελθόντων φωνῆν ἐπαγγελίαν, weiß ich nicht. (H.)

ORTHIOS (Ὀρθιος). Die Rhythmiker nennen so den Versfuß, in welchem die Arsis vier-, die Thesis achtzeitig ist, und stellen diesem entgegen den Trochæus somantus, dessen Thesis acht-, Arsis vierzeitig sei. Aristid. Quintil. 37 Ὀρθιος ὁ ἐκ τετρασήμερον ἄρσεως καὶ ὀκτασήμερον θέσεως· τροχάϊος σημιαντός, ὁ ἐξ ὀκτασήμερον θέσεως καὶ τετρασήμερον ἄρσεως. cf. p. 98. Was das nun zu bedeuten habe, darüber sind die Neuern nicht einig. Nach Böckh (de metr. Pind. p. 23) ist es ein zweifelhafte Fuß, in dem die Kürze zu vier, die Länge zu acht Morren musikalisch ausgedehnt ist. (Vergl. aber Hermann, Elem. D. M. 662 sq. Müller, Aeschyl. Eumenid. p. 93.) Daneben gibt es einen Nomos Orthios (νόμος Ὀρθιος, oder μελωδία Ὀρθιος), also eine kitharodische (oder auch aulodische) Melodie dieses Namens, die von Terpander componirt oder doch benannt worden ist; diesen Namen wie den des trochäischen Nomos leitete man ab vom Rhythmos, in dem der Versfuß Orthios vorherrschend war; der Orthios des Terpander hatte folgenden Eingang: Ἀμφὶ μοι αὐτὸν ἀναχθ' ἐκατήβολον ἀδέτω φρέν, oder ἀδ. ἄ φρέν nach Plehns Verbesserung (Lesbiac. p. 162). Diese Melodie hatte etwas Kräftiges und Kriegerisches; ihrer bediente sich daher Aeschylus; sie wird erwähnt auch bei Aristoph. Ritt. 1276; vergl. auch Hesych., Phot. und Suid. i. B. Plutarch de music. 28. Schol. Aristoph. Ach. 16. erklärt den Ὀρθιος ἀλλητικὸς νόμος οὕτω καλούμενος διὰ τὸ εἶναι εὐτονός καὶ ἀνάστασιν ἔχειν. Longin (Fragm. III, 7) hat den Vers Ὀρθιον ἐξαμερὲς τετόρων καὶ εἰκοσι μέτρων, was mir dunkel ist; oder sollte jeder Orthios aus Herametern gebildet worden sein? — Nach Sallust (XVI, 19, 14) hätte schon Arion carmen, quod Orthium dicitur, gesungen. (H.)

ORTHIS (Paläozoologie) (Gen. Orthidis, von ὀρθός = rectus = grade, wegen des graden Schloßrandes) ist ein von Dalman aufgestelltes Brachiopoden-Geschlecht, dessen Arten, alle fossil, früher zu den Anomiten, dann von Schlothum und A. zu den Terebrateln gerechnet worden. Er gibt ihm folgenden Charakter: Testa inaequalvis, aequalatera; valva majori convexa, minori subplana, natibus distantibus. Margo cardinalis rectilineus, latus, area triangulari sub nate valvae majoris, medio foveola deltoidea perforato. Testa radiato-striata. Valva major intus dentibus duobus subcardinalibus longitudinalibusque compressis gaudet. Rennte man mit König diejenigen Brachiopoden, die ein dreieckig ebenes Schloßfeld und eine

1) Xenoph. R. L. II, 10 und dazu die Ausl. Plutarch. Thea. 81. Instit. Lac. 254. Vergl. Müller Dor. I, 382 sq., wo man alle sonst hierher gehörigen Belege finden wird. Boeckh, Explic. Pind. p. 139 sq. 2) Vergl. Schol. Pind. O. III, 54. Hesych. i. B. ὀρθία.

3) Müller a. a. D.

dreieckige Öffnung darin besigen, Trigonotreta, so würde streng genommen Sowerby's Spirifer wieder jene Arten davon ausschneiden, welche innen zwei Spiral-Rollen besigen, die aber nur selten und dann bei verschiedenen Geschlechtern vorkommen, wie sich Dalman überzeugt hat, und noch seltener nachzuweisen sind, sodas Sowerby selbst auf Nachweisung bei den einzelnen Species nicht bestanden ist, und daher seine Benennung in der That nur als synonym mit der spätern von König anzusehen ist. Dalman abstrahirt daher mit König, dessen Eintheilung er jedoch nicht kannte, von jenem innerlichen Charakter, und bringt nun alle Trigonotreten oder Spiriferen in diese folgenden Geschlechter:

Orthis, wenn eine Klappe ganz flach, der Schloßrand grade, das dreieckige Loch offen ist;

Cyrtia, wenn eine Klappe pyramidenförmig, der Schloßrand grade, das dreieckige Loch angedeutet, etwas abgerundet und geschlossen ist;

Delthyris, wenn beide Klappen conver, quer, der Schloßrand gebogen, das Loch offen ist;

Gypidia, desgl., wenn jedoch die große Klappe innen zweifächerig, und statt jenes Loches nur ein Kanal nicht in die Klappe, sondern nur in deren Scheidewand hineingeht.

Von *Leptaena*, woher die fast gleichklappigen, flachen *Productae* Sow. gehören, unterscheidet sich *Orthis* insofern, als jene gar kein äußeres dreieckiges Schloßfeld hat; doch kommen bei *Orthis* selbst Arten vor, deren Schloßfeld immer niedriger und zuletzt verschwindend wird, sodas eine scharfe Grenze vielleicht nicht gezogen werden kann. Dalman beschreibt neue Arten aus älterm Übergangskalke. — Wir behalten uns unsere eigene Eintheilung und Charakteristik der Arten bis zum Artikel *Terebratula* vor*). (*H. G. Bronn.*)

Orthis, f. *Cer.*

ORTHOBEL, wird bei den Fischlern zuweilen der *Simsobel* genannt. (*Karmarsch.*)

ORTHO CARPUS Nutt. Eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der Familie der Skrofularinen. Char. Der Kelch röhrig, halbviertheilig; die Corolle rachenförmig, verlarvt, die Oberlippe kleiner, zusammengedrückt, mit eingebogenem Rande, die Unterlippe ausgehöhlt, schwach dreizählig; die Staubfäden kurz, haarförmig; der Griffel fadenförmig mit kleiner Narbe; die Kapsel grade, zweifächerig, zweiflappig, vielsamig, die Scheidewand längs der Klappenaxe, die Samen mit geflügeltem Rande. Die einzige bekannte Art, *O. luteus* Nutt. (*gen. II. p. 56*), wächst am Missouri, als ein einfaches Sommergewächs mit abwechselnden, linien-lanzettförmigen, ganzrandigen Blättern, stiellosen, in den Blattachsen stehenden Blüten, keilförmigen, dreispaltigen, wie die Kelche flebrig behaarten Stützblättchen und gelber Corolle, deren Röhre dem Kelch an Länge gleicht. (*A. Sprengel.*)

*) *J. W. Dalman*, Uppställing oca Beskrifning af de i Sverige funne Terebratuliter. (Stockholm 1828.) p. 12, 34, 46. (Aus Kongl. Vetensk. Handlingar för år 1827. Stockholm 1828.)

ORTHO CENTRON. Dies ist eine der sehr künstlichen Pflanzengattungen, welche Cassini (*Diet. des sc. nat. T. XXXVI. p. 480*) von *Carduus* ohne Noth getrennt hat. (*A. Sprengel.*)

ORTHO CERA (Zoologie und Paläozoologie), besser *Orthoceras*, franz. *Orthocère*, ist ein von Lamarck aufgestelltes Polythalamien-Geschlecht, welchem er sechs kleine im Mittelmeere lebende Arten zutheilte und 1822 folgenden Charakter gab: *Testa elongata, recta et leviter arcuata, subconica, costellis longitudinalibus extus sulcata, loculis pluribus distinctis ex septis transversis, tubo (interrupto) vel centrali vel marginali perforatis*. Lamarck unterscheidet die *Orthoceren* nur durch die Längsrippen von *Nodosaria*, womit es von *D'Orbigny* u. A. ganz vereinigt wird, unter Beifügung noch einer großen Anzahl theils lebender, theils fossiler Arten, während jedoch zwei der frühern zu *Vaginula* und *Marginulina* kommen. Von den großen *Orthoceratiten* dagegen unterscheidet sich *Orthocera* durch den Mangel eines durchgehenden Siphon, weshalb ihm Lamarck richtig, zwar nicht in der Diagnose, aber doch im Text einen *Tubum interruptum* zuschreibt, da nämlich die Scheidewände an der durchbohrten Stelle allerdings in kurze Röhrchen verlängert sind. Sowerby, Bigsby, Fleming und Blainville waren auf diese Verhältnisse nicht aufmerksam und verbanden *Nodosaria*, *Orthocera* und *Orthoceratites*, erster anfänglich unter dem Namen *Orthocera*, dann *Orthoceras*, obschon jene zu den Foraminiferen, diese zu den Siphoniferen gehören. (*H. G. Bronn.*)

ORTHO CERAS R. Br. Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe und aus der Familie der Orchideen (Gruppe der Neottien). Char. Die obern Kelchblättchen helmförmig, die innern kleinen stößen unter dem Helme zusammen, das Lippen dreispaltig, die Anthere der Narbe parallel, auf jeder Seite des Säulchens neben der Anthere ein Lappchen. Die einzige bekannte Art, *O. strictum* R. Br. (*Prodr. fl. nov. Holl. p. 316*) hat Rob. Brown bei Port Jackson in Neuhollland gefunden; sie steht nach der sehr kurzen Beschreibung des Entdeckers einer *Diuris* ähnlich und hat ungetheilte Wurzelknollen. (*A. Sprengel.*)

ORTHO CERAS (Zoologie und Paläozoologie), von ὀρθός + κέρα, κέρατος, = *rectum + cornu* = *Grabhorn*, franz. *Orthocérate*, ist der Name, welchen zuerst Reinhard unsern jetzigen *Orthoceratiten* beilegte und worunter später Sowerby und Blainville die zwei Geschlechter *Orthocera* und *Orthoceratites* vereinigt haben, welcher Name aber, obschon etymologisch richtiger, um so weniger hierfür beibehalten werden kann, als seitdem er wieder außer Gebrauch gewesen war, derselbe von Rob. Brown einem Pflanzengeschlecht aus der Familie der Orchideen gegeben worden ist. (Vergl. diese andern Art.) (*H. G. Bronn.*)

Orthocérate, f. *Orthoceras*.

Orthoceratit, *Orthoceratita*, *Orthoceratite*, f. *Orthoceratites*.

Orthocère, f. *Orthocera*.

ORTHO CERATITEN-KALK (Paläozoologie). Ein Kalkstein, welcher Orthoceratiten enthält, und, da diese sich auf die Übergangsperiode beschränken, ein Übergangskalk. Man hat indessen eine Zeit lang geglaubt, den ältern, eigentlich sogenannten Übergangskalk mit Hilfe der allein oder doch vorzugweise darauf beschränkten Orthoceratiten von dem Bergkalk unterscheiden zu können; allein aus dem Artikel Orthoceratites wird sich ergeben, daß diese durch die ganze Steinkohlenformation noch hindurch reichen und namentlich eben im Bergkalk nicht selten sind.

Da man eine Zeit lang auch die Hippurititen mit den Orthoceratiten verwechselt hat, so hat auch der zur Kreideformation gehörige Hippurititenkalk zuweilen jenen Namen erhalten. (S. Orthoceratites.) (H. G. Bronn.)

Orthoceratites, s. am Ende des Buchstaben O.
ORTHO CERATIUM (Zoologie), ist eine Benennung, welche Soldani *) mehreren mikroskopischen Polytalamien gab, welche theils in das Genus Textularia Desfr. oder Vulvalina D'Orb., theils in des letztern Dimorphina gehören, und alle von noch lebenden Arten zu sein scheinen. (H. G. Bronn.)

ORTHO CERATIUM (Insecta), Grabhorn. Unter diesem Namen hat Strank (Fauna boica III. 1. 55 u. 152) eine Zweiflüglergattung aufgeführt und charakterisirt: Fühlhörner gestreckt, am Ende kolbig, mit einer Seitenborste, Rüssel fleischig, zurückziehbar. Hiernach scheint sie der Familie Muscides Meigens anzugehören, in dessen Werke wir indessen vergebens nach dem Synonym gesucht haben †). Arten sind nur zwei, wie folgt, beschrieben: 1) O. lacustris (l. c. nr. 2527) der Bruststückchen braun; der Hinterleib walzerförmig, metallgrün, unten schwarzlich. Musca lacustris Scopoli carniolica nr. 924. Wohnort auf stillen Bässern. Flugzeit August, September. Länge 2". Die Eiern linienförmig, silbern. Die Augen groß, goldgrün. An dem Scheitel zwei längere eukinetische Peristen. Die Fühlhörner oben schwarz, unten rothgelb, das letzte Glied eisförmig, spitzig, eine schwarze Borste aus der Seite. Der Bruststücken bronzefarbig; die Brust fast schwarz; die Füße lang, sehr verbleicht rothgelb, mit schwarzen Fußblättern. Der Hinterleib metallisch grün, unten fast schwarz. 2) O. cinereum (l. c. nr. 2528). Graugolden, längs des Bruststückchens zwei graue Streife, die Füße muschelbraun, der Kopf sammt den Augen goldgrün. Physik. Anst. 131. Wohnort bei Pötmek, Flugzeit September. (D. Thon.)

ORTHO CERI (Insecta), die erste Ordnung nach Schönherr (Curculionidum dispositio methodica. Lips. 1826) in der Familie der Rüsselkäfer. Sie hat folgende Kennzeichen: Die Fühler sind nicht knieför-

mig gebrochen, der Schaft oder das Wurzelglied derselben ist nicht sehr lang. Sie ist weiter auf folgende Weise eingetheilt.

Sect. I. Die Fühler mit 11—12 Gliedern.
Hierher die Divisiones: 1) Bruchides. (Gattungen: Bruchus, Rhebus, Urodon.) 2) Anthribides. (Gattungen: Anthribus, Phloeotragus, Ptychoderes, Platyrhinus, Tropideres, Euparius, Phloeobius, Phaenithon, Gymnognathus, Brachytarsus, Stenocerus, Corrhocerus, Araecerus, Eucorynus.) 3) Attelabides. (Gattungen: Apoderes, Attelabus, Rhynchites.) 4) Rhinomacerides. (Gattungen: Rhinomacer, Auletes.) 5) Apionides. (Gattung: Apion.) 6) Rhamphides. (Gattung: Rhamphus.) 7) Thamnophilides. (Gattungen: Laemosaccus, Thamnophilus, Panus.) 8) Ithycerides. (Gattungen: Chlorophanus, Ithycerus, Mecaspia, Pachycerus, Rhinocyllus, Lachnaeus, Nerthops, Oxyops, Tanaos, Stenocorynus.) 9) Cryptopsides. (Gattung: Cryptops.) 10) Antliarhinides. (Gattung: Antliarhinus.) 11) Brenthides. (Gattungen: Brenthus, Hormocerus, Arrhenodes, Nemorhinus, Taphroderes.) 12) Belides. (Gattung: Belus.)

Sect. II. Die Fühler mit 9—10 Gliedern.
13) Cylades. (Gattung: Cylas.) 14) Ulocerides. (Gattung: Ulocerus.) 15) Oxyrhinchides. (Gattung: Oxyrhinchus.) 16) Brachycerides. (Gattungen: Episus, Brachycerus.)

Latrille (Dictionaire classique d'hist. nat. XXIV.) zerfällt diese Ordnung in die drei Tribus: Bruchelae, Anthribides und Attelabides. (D. Thon.)

ORTHO CERINA (Paläozoologie). Ein Subgenus des Siphonitren Geschlechtes Nodosaria bei D'Orbigny, welches sich durch kegelmuschelförmige, ohne Einschnürungen ineinander gewickelte Fäden des langgezogen kegelförmigen, graden Gehäuses und ohne Verängerung der entzündigen Mundöffnung auszeichnet. Es begreift nur eine (einfache) Art des pariser Grobkalkes, welche Lamard in der Encyclopédie als Nodosaria clavulus, in den Annales du Muséum und der Histoire naturelle des Animaux sans vertèbres als var. β von Spirulinites cylindraceus angegeben. Vergl. Nodosaria*). (H. G. Bronn.)

Orthocerus, s. Sarrotrium.
ORTHOCHAETES Müller (Insecta). Eine Rädergattung zur Familie der Curculioniden und deren Ordnung Gonatoceri, und der letztern Abtheilung Eirrhinides gehörig, zuerst beschrieben in Germars Coleopterorum species novae. (Halae 1824) p. 302. Die Kennzeichen sind nach letzterm folgende: Der Rüssel ist etwas dick, gebogen, die Fühlergrube (in welche die Fühler sich einlegen) tief, linienförmig, allmählig nach Unten gebogen. Die Fühler sind vor der Mitte des Schnabels eingefügt, kurz, die Geißel schwach, sechsgliedrig. Die Augen sind klein, kugelig, seitlich stehend. Das Schildchen fehlt. Die Flügeldecken sind

*) Soldani, Testareographia, s. zoophytographia parva et microscopica. (Senis 1789—1791. fol.) II, 99. tab. 106, 108. Dessalines d'Orbigny, Tableau méthodique de la Classe des Céphalopodes. (Extrait des Annales des Scienc. d'hist. nat. 1826. Janvier) p. 98.

†) Es ist ein großer Mangel, an einem so umfangreichen Buche kein Synonymen-Register zu haben!

X. Encycl. b. W. u. R. Dritte Section. VI.

*) Dessalines d'Orbigny, Tableau méthodique de la Classe des Céphalopodes. (Extrait des Annales des scienc. d'hist. nat. 1826. Janvier.) p. 90.

länglich oval, zusammengewachsen. Die Fühler sind kurz, alle gleich lang, die Schienen innen gebogen, am Ende gestutzt, stumpf, unbewaffnet. Schönherz (*Caralioniidum dispositio methodica*, p. 259) sagt von seiner Gattung *Styphlus*: „Hoc genus, si non idem ac *Orthochaetes*, simillimum tamen ei videtur; cum vero funiculus antennarum septem-, non sex-articulatus, rostrumque aliquanto aliter constructum, dubium mihi oritur, an hoc possit esse idem, ac a D. Germaro descriptum, etsi descriptio specifica Ort. setigori tam Germarii, quam quas in „Beiträge zur bair. Insect. Fauna. S. 21“ exstat, maximam cum specimine meo convenientiam habeat.“

Germar beschreibt nur eine einzige Art, *O. setigor*, in der angezogenen bairischen Fauna, Taf. 6. Fig. 50 abgebildet. Sie ist rötlich, die Flügeldecken sind etwas fein punktiert gefurcht, die Zwischenstreifen abwechselnd höher, keilförmig, reihenweise borstig. Es fand sich dieser Käfer auf Gras in der Nähe alter Weidenstämme in Baiern. Er ist kaum über eine Linie lang. (D. Thon.)

ORTHOCHEILE Latreille (Insecta). Eine in die Familie Dolichopodae (Meigen Syst. Beschreibung der bekannten europ. zweiflügl. Insecten. IV. S. 103. Taf. 36. Fig. 1—5) gehörige zweiflügl. Gattung. Sie hat vorgestreckte, dreigliederige Fühler, deren drittes Glied flach, fast kreisrund, mit einer Rückenborste versehen ist. Der Rüssel ist vorgestreckt, senkrecht, mit spitzigen aufliegenden Tastern (Palpen). Die Flügel sind parallel ausliegend. Die einzige Art *O. nigrococorulea Latreille* schildert dieser Naturforscher als ungefleckt, die Flügel goldglänzend. Meigen, dem nur das Männchen bekannt, gibt von demselben folgende Beschreibung. Das Untergesicht ziemlich breit, weiß, die Fühler schwarz, die Mundtheile stehen weit hervor, fast senkrecht, die Lippe ist länger als der Kopf, fast walzenförmig, dünnhaarig, vorn verdickt, die Taster (Palpen) sind der Lippe aufliegend, ungefähr halb so lang, spitzig, borstig. Rückenschild glänzend blauschwarz, Brustseiten hellstiefelgrau. Hinterleib dunkelmetallischgrün, Afterglied des Männchens glänzend schwarz, nach hinten gekrümmt, mit zwei schmalen, spitzigen, an der Innenseite borstigen, rötlichgelben Lamellen. Hüften stiefelgrau, Schenkel schwarz mit rothgelber Spitze, Schienen rothgelb, Füße schwarz, Flügel braun. Nach Latreille bei Paris. Etwas über eine Linie lang. Selten! (D. Thon.)

Orthoslada P. B., f. Poa.

Orthocorys, f. *Opisthocorys*.

ORTHODON Bory. Eine Gewächsgattung aus der letzten Linne'schen Classe und aus der Familie der Laubmoose. Char. Die Mündung der cylindrischen Kapselform ist mit acht zusammenstoßenden Zähnen besetzt; die Haube ist glockenförmig, behaart. Die einzige bekannte Art, *O. serratus* Bory. Schwägr. (Musc. frond. II. p. 23. t. 106. *Ostoblopharum serratum* Brid., Hook. Musc. exot. II. t. 136., *Splachnum squarosum* Hook in Linn. Transact. X. p. 308. t. 26. f. 2., *Bryum orthodontum* Pal. de Beauv. noth. p. 48) wächst als ein aufrechtes, etwas ästiges Laubmoos mit zerstreuten,

ablang-lanzettförmigen, zugespitzten, gesägten Blättern und am Ende der Ästchen stehenden Fruchtkörnern in Nepal und auf den Mascarenhas-Inseln. (A. Sprengel.)

Orthodontium Schwägr., f. Pohlia.

ORTHODOXIE. Das Leben des Geistes besteht in ewiger Thätigkeit, allein 1) strebt er mit seinem Thun nach Erreichung eines bestimmten Zieles und 2) ist er in seinem Thun sich desselben auch bewusst. In der Religion ist das Ziel der Thätigkeit Einheit des Menschen mit Gott; das religiöse Thun ist in allen seinen Momenten der Proceß der Einigung Gottes und des Menschen. Das Bewußtsein derselben kann nicht davon getrennt werden, denn ohne Bewußtsein ist keine Religion; sie macht ein wesentliches Moment daraus. In jeder Religion unterscheidet sich die theoretische und praktische Seite; die theoretische ist der Begriff vom Göttlichen als solchem und vom Verhältnisse des Menschlichen zu ihm; die praktische ist die Form, welche dieser Begriff in seiner lebendigen Äußerung empfangt. Dort entsteht die Lehre der Religion, hier der Cultus. Die Lehre entwickelt sich in Dogmen, der Cultus in einem Eklus heiliger und heiligender Handlungen. Beide Seiten zusammen sind die vollständige Existenz der Religion. In Wahrheit müssen sie daher ineinander aufgehen. Was der Kreis der Dogmen als Begriff der Religion aufstellt, das muß auch im Kreise der religiösen Handlungen als ihr Inhalt erscheinen; sie müssen sich aus den Dogmen als ihrer ideellen Grundlage erklären lassen.

Da nun die Religion wesentlich die Beziehung des menschlichen Geistes auf den göttlichen ist, so könnte man glauben, daß sie in der Innerlichkeit dieses Verhältnisses stehen bleiben müßte, um ihrem Begriffe wahrhaft angemessen zu sein. Die Andacht ist das absolute Versenktsein des Menschen in Gott. Allein eine solche Existenz hat die Religion nur momentan in Individuen; als ein Element des Lebens der Menschheit bedarf sie einer festen Gestalt; ihre Idealität muß sich durch die Realität beweisen und sie darf sich nicht scheuen, ihre Geheimnisse zu offenbaren, ihre Seele zu enthüllen und der Welt preiszugeben. Sobald nun die Religion diese Festigkeit erlangt, so wird sie zur Kirche. Die unendliche Allgemeinheit wird in derselben etwas Besonderes; es steht aus, als hätte sie damit von ihrer Reinheit und Überschwänglichkeit ein. Das ist aber ein bloßer Schein, denn in dem Besondern geht das Allgemeine nicht verloren; es gewinnt darin an Stärke; die Bestimmtheit ist ein unleugbarer Vorzug vor dem Unbestimmten. In der Entwicklung der Kirche, d. h. der Religion, als einer besondern, sind Lehre und Cultus ursprünglich ganz ineinander. Allmählig treten aber beide Elemente zu relativen Totalitäten auseinander. Die kirchliche Dogmatik bildet sich zu einer Wissenschaft, zur Theologie; der Cultus zu einer umfassenden Organisation, zur Verfassung in einem Dienst und in einem Regimente der Kirche. Je mehr beide Totalitäten ihre Einheit mit einander festhalten, ohne darüber ihre Entfaltung im Einzelnen zu vernachlässigen, um so feischer ist das Leben der Kirche; je mehr sie einander sich ent-

fremden, je weniger der Inhalt der Dogmen im wirklichen Dasein sich realisiert findet, um so weiter wird die Frömmigkeit. Die Theologie verirrt sich dann in das Abstruse, in metaphysische Spitzfindigkeit, die Verfassung aber verwirrt in das Weltliche.

Die Befonderung der Religion überhaupt in einer Kirche hat zu ihrer Grundlage die Bestimmung der Einheit des Göttlichen mit dem Menschlichen. An sich ist diese Einheit Basis aller Religion; in einer bestimmten Religion ist sie jedoch auf besondere Weise bestimmt. Die Individuen, welche einer Kirche angehören, haben folglich an dieser Bestimmung das Maß ihres religiösen Verhaltens. Weit die Frömmigkeit als lebendige nothwendig ein Proceß ist, so ergibt sich daraus ein Vergleich ihres religiösen Zustandes mit dem, was in der Kirche als Religion gilt. Was dem allgemeinen Begriffe des Göttlichen entspricht, ist religiös, was nicht, irreligiös. In jedem Individuum ist Irreligiöses und Religiöses; macht es aber die Religion zum Ausgangspunkte seiner Thätigkeit, bekämpft es also die in ihm vorhandene Irreligiosität, so ist es für religiös zu achten; macht es dagegen den Widerspruch gegen die geltende Religion zum Principe seines Thuns, so ist es irreligiös. Nach dem zuvor Auseinandergesetzten kann aber ein doppelter Gegensatz stattfinden 1) gegen die Lehre und 2) gegen den Cultus und die mit ihm zusammenhängende Verfassung. Der erstere Gegensatz ist nothwendig der anfängliche. Das Denken des Einzelnen weicht von den in den gültigen Dogmen als kanonisch aufgestellten Gedanken ab; diese Meinungsverschiedenheit ist Heterodoxie. Das Individuum kann bei einer solchen Differenz mit der Kirche in völliger Einheit bleiben; es denkt zwar anders, allein es legt keinen großen Werth auf seine Abweichung und verliert sich immer noch in das Ganze des kirchlichen Lebens. Gewöhnlich tritt diese Stellung da ein, wo nur ein Dogma anders betrachtet wird; weil nun die Dogmen sämmtlich ineinander greifen, so kann die Veränderung der andern Dogmen durch das Eine nicht ausbleiben. Macht sie das in einem Punkt abweichende Individuum nicht selbst, so kann es gewiß sein, daß Andere diese Consequenz machen. Dann wird der Gegensatz greller. Ist er so hart, daß der in der Kirche geltende Grundbegriff vom Göttlichen und vom Verhältnisse des Menschlichen zu demselben dadurch angetastet wird, so wird die Kirche genöthigt sein, ihre Lehre von der des Individuums abzuschneiden und die letztere für häretisch zu erklären. Ist die Differenz soweit gekommen, so geht die Heterodoxie gewöhnlich auch zur Umgestaltung des Cultus und der Verfassung über, denn indem diese nur der reale Abdruck der religiösen Innerlichkeit sind, so folgt unmittelbar, daß eine Umbildung derselben auch sie durchdringen müsse. Jede Abweichung im Cultus, jede Veränderung der kirchlichen Verfassung läßt sich daher auf eine Veränderung des religiösen oder strenger des dogmatischen Bewußtseins zurückbringen. Wo nun der Widerspruch der Heterodoxie aus ihrer ideellen Existenzweise in diese äußere Entfaltung übergeht, entsteht aus ihm das Schisma. Wir wollen uns dies

an einem Beispiele verdeutlichen. St. Simon, auf Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft bedacht, wurde allmählig zu einzelnen Abweichungen von der Lehre der römisch-katholischen Kirche geführt. Seine Anhänger bildeten sein Princip durch. Die in demselben angelegte Differenz entwickelte sich durch sie zum totalen Widerspruche nicht bloß mit der Lehre der römisch-katholischen, sondern mit der kirchlichen Lehre des Christentums überhaupt, weil sie die absolute Dignität Christi als des Mittlers zwischen Gott und Menschen gefährdete und sie mit der Würde eines Muhammed, Moses, Columbus, Copernikus, Newton, Cartesius, St. Simon, auf gleiche Stufe stellte. Nun war die Gesellschaft gezwungen, gegen die geltende Kirchenlehre eine Polemik zu eröffnen und sich einen eigenthümlichen, für ein Volksleben unausführbaren Cultus zu erschaffen; sie mußten eigene Versammlungshäuser, eigene Tracht, eigene Gebräuche einrichten. In St. Simon sehen wir nur die Heterodoxie; in den St. Simonisten ward dieselbe häretisch; die Häresis aber führte schließlich zum Schisma.

Wir müssen nun auf die Kirche selbst und auf das in ihr vorhandene Bewußtsein von der Religion zurückgehen. Dies Bewußtsein kommt erst durch seine Entzweiung zum Begriffe der Orthodoxie. Zuerst ist der unbefangene Glaube der Individuen an die Wahrheit der kirchlichen Lehre da; eine Kirche beginnt ihr Leben nicht mit dem Widerspruche gegen sich selbst. Indem aber der Inhalt der als wahr geltenden Lehre Gegenstand des Nachdenkens wird, erwacht auch der Zweifel an der überlieferten Wahrheit. Die Meinung tritt als privater Dissensus der öffentlich anerkannten Wahrheit entgegen. Eine bloße Verschiedenheit der Ansicht wird jedoch so lange geduldet, als sie nicht ausdrücklichen Anspruch macht, sich an die Stelle der von der Kirche als Ausdruck ihres Bewußtseins sanctionirten Lehre setzen zu wollen. Ist dies aber der Fall, so geht der bloße Dissensus in den Gegensatz der Orthodoxie und Heterodoxie über. Orthodoxie ist die Übereinstimmung der dogmatischen Begriffe des Einzelnen mit dem Begriffe der Kirche, zu welcher er gehört, von ihrem Wesen. Es ist daher klar, daß die Heterodoxie erst die Orthodoxie erzeugt. Durch die Negation des Zweifels und des Irrthums wird sich die Wahrheit ihrer Gewißheit von sich, ihrer Einheit mit sich, ihrer Untrüglichkeit erst bewußt. Nun erst spricht sie ihren Charakter positiv aus; sie versammelt den Inbegriff ihrer Lehre in einem Bekenntniß, das sie zum Kanon des dogmatischen Bewußtseins aller Individuen macht, welche an ihrem Cultus und an der durch ihn erwirkten Seligkeit Theil haben wollen. Dies Bekenntniß muß jedes der Individuen, um Glied der kirchlichen Gemeinschaft sein zu dürfen, auch zum seinigen machen; nur unter dieser Bedingung wird es von der Kirche als zu ihr gehörig anerkannt.

Der Gegensatz von Orthodoxie und Heterodoxie steigert sich in den Kirchen je nach der Stufe ihres religiösen Bewußtseins. In Naturreligionen kommt er so gut wie gar nicht vor. In pantheistisch-polytheistischen Religionen regt er sich erst dann, wenn in denselben das

länglich oval, zusammengewachsen. Die Füße sind kurz, alle gleich lang, die Schienen innen gebogen, am Ende gestutzt, stumpf, unbewaffnet. Schönherz (*Caralioionidum dispositio methodica*, p. 259) sagt von seiner Gattung *Styphlus*: „Hoc genus, si non idem ac *Orthochaetes*, simillimum tamen ei videtur; cum vero funiculus antennarum septem-, non sex-articulatus, rostramque aliquanto aliter constructum, dubium mihi oritur, an hoc possit esse idem, ac a D. Germaro descriptum, etsi descriptio specifica Ort. setigori tam Germarii, quam quas in „Beiträge zur bair. Insect. Fauna. S. 21“ exstat, maximam cum specimine meo convenientiam habeat.“

Germar beschreibt nur eine einzige Art, *O. setiger*, in der angezogenen bairischen Fauna, Taf. 6. Fig. 50 abgebildet. Sie ist röthlich, die Flügeldecken sind etwas fein punktiert gefurcht, die Zwischenstreifen abwechselnd höher, keilförmig, reihenweise borstig. Es fand sich dieser Käfer auf Gras in der Nähe alter Weidenstämme in Baiern. Er ist kaum über eine Linie lang. (*D. Thon.*)

ORTHOCHILE Latreille (Insecta). Eine in die Familie Dolichopodae (Weigen Syst. Beschreibung der bekannten europ. zweiflügl. Insecten. IV. S. 103. Taf. 36. Fig. 1—5) gehörige dreiflüglergattung. Sie hat vorgestreckte, dreigliederige Fühler, deren drittes Glied flach, fast kreisrund, mit einer Rückenborste versehen ist. Der Rüssel ist vorgestreckt, senkrecht, mit spitzigen aufliegenden Tastern (Palpen). Die Flügel sind parallel aufliegend. Die einzige Art *O. nigrococorulea* Latreille schildert dieser Naturforscher als ungefleckt, die Flügel goldgelblich. Weigen, dem nur das Männchen bekannt, gibt von demselben folgende Beschreibung. Das Untergesicht ziemlich breit, weiß, die Fühler schwarz, die Mundtheile stehen weit hervor, fast senkrecht, die Lippe ist länger als der Kopf, fast walzenförmig, dünnhaarig, vorn verdickt, die Taster (Palpen) sind der Lippe aufliegend, ungefähr halb so lang, spitzig, borstig. Rückenschild glänzend blauschwarz, Brustseiten hellstiefelgrau. Hinterleib dunkelmetallischgrün, Aterglied des Männchens glänzend schwarz, nach hinten gekrümmt, mit zwei schmalen, spitzigen, an der Innenseite borstigen, röthlichgelben Lamellen. Hüften stiefelgrau, Schenkel schwarz mit rothgelber Spitze, Schienen rothgelb, Füße schwarz, Flügel braun. Nach Latreille bei Paris. Etwas über eine Linie lang. Selten! (*D. Thon.*)

Orthoslada P. B., f. Poa.

Orthocorys, f. *Opisthocornus*.

ORTHODON Bory. Eine Gewächsgattung aus der letzten Linne'schen Classe und aus der Familie der Laubmoose. Char. Die Mündung der cylindrischen Kapsel ist mit acht zusammenstoßenden Zähnen besetzt; die Haube ist glockenförmig, behaart. Die einzige bekannte Art, *O. serratus* Bory. Schwägr. (*Musc. frond. II. p. 23. t. 106. Oetoblepharum serratum Brid., Hook. Musc. exot. II. t. 136., Splachnum squarorum Hook in Linn. Transact. X. p. 308. t. 26. f. 2., Bryum orthodoxum Pal. de Beauv. aeth. p. 48*) wächst als ein aufrechtes, etwas ästiges Laubmoos mit zerstreuten,

ablang-lanzettförmigen, zugespitzten, gesägten Blättern und am Ende der Ästchen stehenden Fruchtbörsten in Nepal und auf den Mascarenhas-Inseln. (*A. Sprengel.*)

Orthodontium Schwägr., f. Pohlia.

ORTHODOXIE. Das Leben des Geistes besteht in ewiger Thätigkeit, allein 1) strebt er mit seinem Thun nach Erreichung eines bestimmten Zieles und 2) ist er in seinem Thun sich desselben auch bewusst. In der Religion ist das Ziel der Thätigkeit Einheit des Menschen mit Gott; das religiöse Thun ist in allen seinen Momenten der Proceß der Einigung Gottes und des Menschen. Das Bewußtsein derselben kann nicht davon getrennt werden, denn ohne Bewußtsein ist keine Religion; sie macht ein wesentliches Moment daraus. In jeder Religion unterscheidet sich die theoretische und praktische Seite; die theoretische ist der Begriff vom Göttlichen als solchem und vom Verhältnisse des Menschlichen zu ihm; die praktische ist die Form, welche dieser Begriff in seiner lebendigen Äußerung empfangt. Dort entsteht die Lehre der Religion, hier der Cultus. Die Lehre entwickelt sich in Dogmen, der Cultus in einem Cultus heiliger und heiligender Handlungen. Beide Seiten zusammen sind die vollständige Existenz der Religion. In Wahrheit müssen sie daher ineinander aufgehen. Was der Kreis der Dogmen als Begriff der Religion aufstellt, das muß auch im Kreise der religiösen Handlungen als ihr Inhalt erscheinen; sie müssen sich aus den Dogmen als ihrer ideellen Grundlage erklären lassen.

Da nun die Religion wesentlich die Beziehung des menschlichen Geistes auf den göttlichen ist, so könnte man glauben, daß sie in der Innerlichkeit dieses Verhältnisses stehen bleiben müßte, um ihrem Begriffe wahrhaft angemessen zu sein. Die Andacht ist das absolute Versenktsein des Menschen in Gott. Allein eine solche Existenz hat die Religion nur momentan in Individuen; als ein Element des Lebens der Menschheit bedarf sie einer festen Gestaltung; ihre Idealität muß sich durch die Realität beweisen und sie darf sich nicht scheuen, ihre Geheimnisse zu offenbaren, ihre Seele zu enthüllen und der Welt preiszugeben. Sobald nun die Religion diese Festigkeit erlangt, so wird sie zur Kirche. Die unendliche Allgemeinheit wird in derselben etwas Besonderes; es steht aus, als büßte sie damit von ihrer Reinheit und Überschwänglichkeit ein. Das ist aber ein bloßer Schein, denn in dem Besondern geht das Allgemeine nicht verloren; es gewinnt darin an Stärke; die Bestimmtheit ist ein unleugbarer Vorzug vor dem Unbestimmten. In der Entwicklung der Kirche, d. h. der Religion, als einer besondern, sind Lehre und Cultus ursprünglich ganz ineinander. Allmählig treten aber beide Elemente zu relativen Totalitäten aus einander. Die kirchliche Dogmatik bildet sich zu einer Wissenschaft, zur Theologie; der Cultus zu einer umfassenden Organisation, zur Verfassung in einem Dienst und in einem Regimente der Kirche. Je mehr beide Totalitäten ihre Einheit mit einander festhalten, ohne darüber ihre Entfaltung im Einzelnen zu vernachlässigen, um so frischer ist das Leben der Kirche; je mehr sie einander sich ent-

fremden, je weniger der Inhalt der Dogmen im wirklichen Dasein sich realisiert findet, um so weiter wird die Frömmigkeit. Die Theologie verirrt sich dann in das Abstruse, in metaphysische Spitzfindigkeit, die Verfassung aber verwildert in das Weltliche.

Die Besonderung der Religion überhaupt in einer Kirche hat zu ihrer Grundlage die Bestimmung der Einheit des Göttlichen mit dem Menschlichen. An sich ist diese Einheit Basis aller Religion; in einer bestimmten Religion ist sie jedoch auf besondere Weise bestimmt. Die Individuen, welche einer Kirche angehören, haben folglich an dieser Bestimmung das Maß ihres religiösen Verhaltens. Weil die Frömmigkeit als lebendige notwendig ein Proceß ist, so ergibt sich daraus ein Vergleich ihres religiösen Zustandes mit dem, was in der Kirche als Religion gilt. Was dem allgemeinen Begriffe des Göttlichen entspricht, ist religiös, was nicht, irreligiös. In jedem Individuum ist Irreligiöses und Religiöses; macht es aber die Religion zum Ausgangspunkte seiner Thätigkeit, bekämpft es also die in ihm vorhandene Irreligiosität, so ist es für religiös zu achten; macht es dagegen den Widerspruch gegen die geltende Religion zum Principe seines Thuns, so ist es irreligiös. Nach dem zuvor Auseinandergesetzten kann aber ein doppelter Gegensatz stattfinden 1) gegen die Lehre und 2) gegen den Cultus und die mit ihm zusammenhängende Verfassung. Der erstere Gegensatz ist notwendig der anfängliche. Das Denken des Einzelnen weicht von den in den gültigen Dogmen als kanonisch aufgestellten Gedanken ab; diese Meinungsverschiedenheit ist Heterodoxie. Das Individuum kann bei einer solchen Differenz mit der Kirche in völliger Einheit bleiben; es denkt zwar anders, allein es legt keinen großen Werth auf seine Abweichung und verliert sich immer noch in das Ganze des kirchlichen Lebens. Gewöhnlich tritt diese Stellung da ein, wo nur ein Dogma anders betrachtet wird; weil nun die Dogmen sämmtlich ineinander greifen, so kann die Veränderung der andern Dogmen durch das Eine nicht ausbleiben. Macht sie das in einem Punkt abweichende Individuum nicht selbst, so kann es gewiß sein, daß Andere diese Consequenz machen. Dann wird der Gegensatz greller. Ist er so hart, daß der in der Kirche geltende Grundbegriff vom Göttlichen und vom Verhältnisse des Menschlichen zu demselben dadurch angetastet wird, so wird die Kirche genöthigt sein, ihre Lehre von der des Individuums abzuschneiden und die letztere für häretisch zu erklären. Ist die Differenz soweit gekommen, so geht die Heterodoxie gewöhnlich auch zur Umgestaltung des Cultus und der Verfassung über, denn indem diese nur der reale Abdruck der religiösen Innerlichkeit sind, so folgt unmittelbar, daß eine Umbildung derselben auch sie durchdringen müsse. Jede Abweichung im Cultus, jede Veränderung der kirchlichen Verfassung läßt sich daher auf eine Veränderung des religiösen oder strenger des dogmatischen Bewußtseins zurückbringen. Wo nun der Widerspruch der Heterodoxie aus ihrer idealen Existenzweise in diese äußere Entfaltung übergeht, entsteht aus ihm das Schisma. Wir wollen uns dies

an einem Beispiele verdeutlichen. St. Simon, auf Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft bedacht, wurde allmählig zu einzelnen Abweichungen von der Lehre der römisch-katholischen Kirche geführt. Seine Anhänger bildeten sein Princip durch. Die in demselben angelegte Differenz entwickelte sich durch sie zum totalen Widerspruche nicht bloß mit der Lehre der römisch-katholischen, sondern mit der kirchlichen Lehre des Christenthums überhaupt, weil sie die absolute Dignität Christi als des Mittlers zwischen Gott und Menschen gefährdete und sie mit der Würde eines Muhammed, Moses, Columbus, Copernikus, Newton, Cartesius, St. Simon, auf gleiche Stufe stellte. Nun war die Gesellschaft gezwungen, gegen die geltende Kirchentekre eine Polemik zu eröffnen und sich einen eigenthümlichen, für ein Volksteben unausführbaren Cultus zu erschaffen; sie mußten eigene Versammlungshäuser, eigene Tracht, eigene Gebräuche einrichten. In St. Simon sehen wir nur die Heterodoxie; in den St. Simonisten ward dieselbe häretisch; die Häresis aber führte schließlich zum Schisma.

Wir müssen nun auf die Kirche selbst und auf das in ihr vorhandene Bewußtsein von der Religion zurückgehen. Dies Bewußtsein kommt erst durch seine Entzweiung zum Begriffe der Orthodoxie. Zuerst ist der unbefangene Glaube der Individuen an die Wahrheit der kirchlichen Lehre da; eine Kirche beginnt ihr Leben nicht mit dem Widerspruche gegen sich selbst. Indem aber der Inhalt der als wahr geltenden Lehre Gegenstand des Nachdenkens wird, erwacht auch der Zweifel an der überlieferten Wahrheit. Die Meinung tritt als privater Dissensus der öffentlich anerkannten Wahrheit entgegen. Eine bloße Verschiedenheit der Ansicht wird jedoch so lange geduldet, als sie nicht ausdrücklichen Anspruch macht, sich an die Stelle der von der Kirche als Ausdruck ihres Bewußtseins sanctionirten Lehre setzen zu wollen. Ist dies aber der Fall, so geht der bloße Dissensus in den Gegensatz der Orthodoxie und Heterodoxie über. Orthodoxie ist die Übereinstimmung der dogmatischen Begriffe des Einzelnen mit dem Begriffe der Kirche, zu welcher er gehört, von ihrem Wesen. Es ist daher klar, daß die Heterodoxie erst die Orthodoxie erzeugt. Durch die Negation des Zweifels und des Irrthums wird sich die Wahrheit ihrer Gewißheit von sich, ihrer Einheit mit sich, ihrer Untrüglichkeit erst bewußt. Nun erst spricht sie ihren Charakter positiv aus; sie versammelt den Inbegriff ihrer Lehre in einem Bekenntniß, das sie zum Kanon des dogmatischen Bewußtseins aller Individuen macht, welche an ihrem Cultus und an der durch ihn erwirkten Seligkeit Theil haben wollen. Dies Bekenntniß muß jedes der Individuen, um Glied der kirchlichen Gemeinschaft sein zu dürfen, auch zum seinigen machen; nur unter dieser Bedingung wird es von der Kirche als zu ihr gehörig anerkannt.

Der Gegensatz von Orthodoxie und Heterodoxie steigert sich in den Kirchen je nach der Stufe ihres religiösen Bewußtseins. In Naturreligionen kommt er so gut wie gar nicht vor. In pantheistisch-polytheistischen Religionen regt er sich erst dann, wenn in denselben das

Moment der Einheit des Göttlichen dem der Unterscheidung des Göttlichen in sich, der Vielheit, bestimmt gegenübertritt, wie dies der Fall war im Kampfe des Bramismus mit dem Buddhismus, wo jener den Unterschied, dieser die Einheit fixirte. In Indien selbst konnten die Differenzen des Bramismus zwischen den Bramaiten, Wischnuiten und Sivaiten nicht zum Widerspruche von Orthodorie und Heterodorie mit einander kommen, weil jeder Gott alle Attribute der göttlichen Substanz an sich riß und deswegen eine wahrhaft dogmatische Spaltung unmöglich wurde. Es blieb daher bei dem Dissens der Philosophen mit der Lehre der heiligen Schriften. Der Buddhismus ging von seiner häretischen Differenz bis zum Schisma fort; im Lamaismus erreichte er seine fast über ganz Mittelasien ausgedehnte größte kirchliche Erstanz. Da in ihm der Priesterstand nicht mehr, wie in Indien, eine Kaste war, sondern aus allen Ständen in den Mönchsorden sich gestaltete, so wurde der Gegensatz des Klerus und der Laien hier zu einer Unterordnung der letztern unter den erstern. Die Übergewalt der Hierarchie verhindert in ihm die Entfaltung der Heterodorie; die Reibungen der verschiedenen Mönchsorden entspringen mehr aus weltlichen Interessen der Habsucht, der Herrschbegierde, des Egoismus. In den dualistisch-polytheistischen Religionen Persiens und Vorderasiens war ein solcher Gegensatz wegen der dogmatischen Unbestimmtheit unmöglich. Dasselbe gilt von dem griechischen, römischen, celtischen, slavischen und germanischen Polytheismus. Jede Abweichung ward hier nur zu einer neuen Auszweigung des religiösen Glaubens; auch das Fremdartigste konnte angebildet werden; es war der Localisirung, der particulären Aneignung fähig, wie wir denn endlich in Rom alle Religionen der Welt zu einer wüßten Einheit zusammenfließen sehen. Die Reflexion der Regierung auf eine Religion, ihre Lehre, ihren Cultus, war rein politischer Natur. Der römische Senat erklärte sich gegen die Aegypten, nicht, weil er in einem solchen Cultus einen dogmatischen Widerspruch mit der römischen Religion gefunden hätte, sondern weil er für die Sittlichkeit der römischen Jugend fürchtete, daß sie durch solche nächtliche Schwelgereien, durch so ungeheuerere Ausschweifungen verweichlichen, zum ernstesten Interesse an den Staatsangelegenheiten zum Kriegsdienst und seinen Strapazen untauglich werden möchte.

Mit dem Monotheismus ist der fruchtbarere Boden der Orthodorie gegeben. Der Gedanke des Einen, Unsichtbaren in der Schöpfung, im Gesetz und in seinen Propheten sich offenkundigen Gottes ist hier die Kategorie, welche zur Norm aller Gedanken, aller Handlungen wird. Die Vermischungen des Polytheismus haben hier ein Ende; die Vieldeutigkeit des Sinnlichen ist verschwunden; der denkende Geist wird zum Richter der Gedanken und Thaten. Allein als Volksreligion sowol, wie in der Richtung, Religion der Welt zu werden, als Judenthum und als Muhammedanismus, gelangte der Monotheismus doch nicht zu einer regula fidei, mit welcher erst die Fahne der Orthodorie unerschütterlich aufgespant wird. Im Judenthume bildete sich der Gegensatz von

Heterodorie und Orthodorie nach dem babylonischen Exil; die Sadduceer, die Samaritaner, die Essäer waren Heterodorie im Verhältnisse zu den Pharisäern, welche die Orthodorie repräsentirten. Bei den Muhammedanern wurde die Orthodorie in die Formel zusammengefaßt: Es ist nur Ein Gott und Muhammed ist sein Prophet. Allein in den besondern Bestimmungen des Glaubens blieb unendlich Viel der subjectiven Auslegung überlassen. Von der einen Seite wurde die eigene Einsicht zum Kriterium der dogmatischen Wahrheit gemacht; Abū Hanifa stiftete die Secte der Hanifiten, welche auch Azhāb el rāi, Folger der Vernunft, heißen. Diesen Rationalisten gegenüber stehen drei Secten, welche die Sunna, d. h. lex oralis oder Hadith, d. h. traditio, zum Princip ihrer Bestimmungen nehmen. Sie heißen daher auch Folger der Überlieferung, Azhāb el hadith und theilen sich in drei Secten, welche nach ihren Stiftern Mālekiten, Schāfeiten, Hanbaliten genannt worden. Die Hanifiten sind unter den Türken und Tataren, die Mālekiten unter den afrikanischen Sanniten, die Schāfeiten unter den arabischen und persischen Sunniten, die Hanbaliten unter verschiedenen arabischen Stämmen einheimisch. Eine vorgehende rationalistische Heterodorie entstand im Islam durch das Studium der griechischen Philosophie, als deren interessantester Märtyrer Averrhoes dastrbt.

Alle große, geschichtliche Religionen haben irgend fundamentale Bestimmungen, welche durch alle Modificationen, die sie im Detail eriden mögen, unverwundlich hindurchschimmern. Zwischen den asiatischen und den europäischen Religionen ist darin aber der merkwürdige Unterschied, daß die letztern von Anfang an das Individuum freier gelassen haben. Die Chinesen haben den Schu-king, die Inder die Veda's nebst den Upaveda's, Anga's und Upanga's etc., das Gesetzbuch Menu's, die Parzen die Zend-avesta, die Juden die Mosaischen Schriften, die Muhammedaner den Koran. Bei den Griechen, Etruskern, Römern, Celten, Slaven, Germanen finden wir solche Bücher als normative Grundlagen einer Orthodorie nicht. Die Homerischen und Hesiodischen Gedichte lassen sich so wenig als die altwaldischen Bardenlieder und Gesänge der skandinavischen Edda mit jenen abgeschlossen, als heilige Offenbarung, als Grundregel des ganzen Lebens geltenden Legislationen vergleichen. Daher konnte sich auch bei den Griechen die Philosophie als Product eines freien Denkens entwickeln; die Philosophen wurden öfter des Atheismus angeklagt und als Heterodorie verbannt, allein endlich ergriff der Scepticismus, die Freigeisterei, auch die Masse des Volkes, das nun den religiösen Trieb in Aberglauben aller Art ersättigte. Dieser Untergang der antiken Religionen in gänzlicher Zersplitterung der individuellen vom Staate tolerirten Meinungen steht als Extrem dem Oriente gegenüber, wo der Schein der Orthodorie in China, in Indien, in Vorderasien, noch immerfort sich erhält.

Die christliche Kirche hat die Stabilität mit der Bewegung vereint. Sie hat schärfer als irgend eine andere den Gegensatz der Orthodorie und Heterodorie entwickelt. Von allen Religionen hat sie allein es zur einfachen Spitze

von Bekenntnissen gebracht, welche die Summe der Dogmen in den leichtübersehbaren Rahmen weniger Hauptkategorien zusammendrängen. In den ersten Jahrhunderten war jener Gegensatz nicht vorhanden. Die Differenzen waren nur die einer verschiedenen Auffassung, welche uns in den Schriften des neuen Testaments noch allseitig vorliegt; Johannes, Petrus, Paulus weichen von einander ab, indem sie einander ergänzen; sie widersprechen sich nicht. Als die Schriften der Apostel zu dem Aggregat einer heiligen Schrift mit kanonischem Ansehen zusammentraten, da geschah in der christlichen Kirche dasselbe, was im Oriente. Die Auslegung bemächtigte sich des Inhaltes und erweiterte ihn bald nach dieser, bald nach jener Seite; Grammatik, Historie, Allegorie, Philosophie waren in dieser Entfaltung thätig. So entstanden nun viele Verschiedenheiten, die selbst an das Häretische streiften, die jedoch aus der Schrift Gründe ihrer Rechtfertigung herbeizubringen wußten. Im Ganzen blieb daher dasselbe Verhältniß, wie zu Anfange des Christenthums, wo Paulus; B. den Hymenäus und Philotas, welche die Auferstehung des Herrn nicht als eine leiblich geschehene, sondern als eine geistige ausdeuteten, keineswegs als Ketzer, nur als Irrende bezeichnet, welche im Glauben Schiffbruch gelitten hätten. Je mehr sich aber diese Differenzen steigerten, je mehr durch Berufung darauf die Auctorität der Schrift anwuchs, je mehr regte sich das Bedürfnis, eine einfachere Norm des rechten Glaubens zu besitzen. Das sogenannte apostolische Symbolum war das erste Product der christlichen Kirche, womit sie diesem Bedürfnisse zu begegnen suchte. Alle Haupterinnerungen der Stiftung der Kirche waren hier in dogmatischer Fassung vorgetragen. Nun hatte man einen kanonischen Maßstab, eine Logik des Glaubens, jede Meinung nach ihrem Recht oder Unrecht zu prüfen. Tertullian machte von der Berufung auf dies Symbolum zuerst entscheidenden Gebrauch. Unmittelbar damit war der Gedanke der Einheit der Kirche in Lehre und Cultus verknüpft. Cyprianus erhob sich zum Bewußtsein der Katholicität der Kirche; durch das Apostolat war den Lehrern der Kirche, insbesondere den Bischöfen, die wahrhafte Lehre trarirt. Der Klerus handhabte daher vorzugsweise diese Kritik. Im apostolischen Symbolum finden wir eine unbefangene Zusammenstellung der Hauptmomente des christlichen Glaubens; im nicänischen Symbolum aber ist eigends auf die Heterodoxie Rücksicht genommen. Wer nicht so glaubt, wie die kanonischen Bestimmungen es fordern, wer also nicht orthodox ist, der soll verflucht sein. Mit strenger Consequenz wurde von nun an jede Abweichung von der orthodoxen Norm des Glaubens unerbittlich verfolgt. Die römisch-katholische Kirche war zu einer solchen Starrheit genöthigt, wenn das Christenthum unter den germanischen Völkern festwurzen sollte. Als dies aber geschehen war, lehnte der Geist einen Glauben von sich ab, welcher sein Streben nach eigener Gewißheit, nach Überzeugung nicht befriedigte. Die Reformatoren waren Anfangs in einem bloßen Dissens mit der katholischen Kirche, gingen dann aber zur Häresie und zum Schisma

fort. Sie begründeten eine neue Kirche auf dem Grunde der innern Wahrheit der Schrift und der Symbole. Der Glaube an den obersten Bischof der Kirche, an seine Infallibilität hörte auf ein Moment der Orthodoxie zu sein. Neue Symbole wurden gebildet. Unter Voraussetzung einer Rechtfertigung durch die Schrift ward der Freiheit des Gedankens freier Spielraum gegeben. So, könnte man sagen, erscheint das alte Verhältniß des Orients und des Occidents von Neuem; dort ein Festhalten des Bestehenden, hier eine stete Auflösung des Bestehenden, eine rastlose Fortbildung. Jede Heterodoxie wird für sich wieder zu einer Orthodoxie. Die römisch-katholische Kirche schließt Andersdenkende als häretisch von sich aus; nur in ihrer Orthodoxie ist Heil. Die protestantische Kirche läßt Subjectivität gewähren. Die Herrnhuter, die Quäker, die Mennoniten u. sind allerdings gegen die Lutherische und reformirte Kirche dissentirend, aber dem Principe nach, den christlichen Glauben nur nach selbstgewonnener Überzeugung zu bekennen, mit ihnen als Protestanten übereinstimmend.

Aus dem bisher Entwickelten ergibt sich, daß Orthodoxie nur da stattfindet, wo eine geistige Substanz ihr Bewußtsein von sich selbst zur Präcision und Kürze eines einfachen Bekenntnisses zuspricht. Nur mit diesem ist eine Norm gegeben, an welche als an den absoluten Begriff der Sache das Fluctuirende der Erscheinung gehalten werden kann. Der Geist treibt sich dann nicht bloß seinem Ziel instinctmäßig entgegen, er ist sich desselben auch bewußt und ist sich ebenso der Annäherungen zu demselben wie der Abweichungen von demselben in den Individuen bewußt. Ebenso ergibt sich auch, daß der Begriff der Rechtgläubigkeit nur durch den entgegengesetzten Begriff der Heterodoxie sich erzeugen kann; als Correlate sind sie in ihrer Geschichte unauflöslich mit einander verbunden. Endlich ergibt sich, daß Orthodoxie etwas Relatives ist. Man kann nicht ein= für allemal, an wenigstens durch Philosophie, ausmachen, was als orthodox gelten soll. Es ist dies von der geschichtlichen Bildung der Völker abhängig, welche in der Orthodoxie das ausdrücken, was sie bestimmter Weise erreicht und zu ihrem entschiedenen Eigenthume gemacht haben; die Heterodoxie enthält das Element des Fortschrittes. Was jetzt in Bezug auf den noch bestehenden Glauben als heterodox gilt, wird vielleicht nach einer Reihe von Jahren als orthodoxe Überzeugung dastehen.

Der Begriff der Rechtgläubigkeit wie seine Benennung sind ursprünglich dem kirchlichen Gebiet entnommen. Da nun aber in allen Sphären des Geistes analoge Verhältnisse vorkommen, Ergreifen und Festhalten erkannter Wahrheit, so finden wir den Ausdruck auf fast alle Kreise des geistigen Lebens in Bezug auf ihre geschichtliche Entwicklung übertragen. Das zunächst dabei vorliegende Gebiet ist das politische. Weiterhin sind es die Schulen der Philosophie, welche einer solchen Parallele am ersten fähig sind, inwiefern das ursprüngliche System des Stifter einer Schule fortgeführt oder aber verändert wird.

(K. Rosenkranz.)

ORTHODROMISCH, heißt in der Schiffahrtskunst

diejenige Linie, welche ein Schiff zurückzulegen hat, wenn es auf dem kürzesten Wege von einem Orte zu einem andern fahren will. Sie fällt also für nicht allzu große Entfernungen mit dem Bogen des größten Kreises zwischen beiden Orten zusammen, und für kleine Entfernungen unterscheidet sie sich sehr wenig von der zwischen ihnen zu ziehenden graden Linie. (Scherk.)

Orthoepie, s. Orthographie.

ORTHOgonius Dejean (Insecta). Eine Käfergattung, zu den Pentameren zur Familie Carnivori und zur Tribus truncatipennes gehörig (Dejean Species général des Coléoptères. I, 279). Sie hat folgende Kennzeichen: Die Tarantklauen sind unten gezähnt. Das letzte Palpenglied ist cylindrisch. Die Antennen sind kürzer als der Kopf und fadenförmig. Die letzten Tarantglieder sind dreieckig oder herzförmig, das letzte ist stark gelappt. Der Körper ist breit. Der Kopf ist eisförmig und hinten wenig eingezogen. Der Thorax ist breiter als der Kopf, ziemlich kurz, quer, hinten vieredig abgestuft. Die Flügeldecken sind breit und bilden ein ziemlich längliches Viereck. Die Käfer dieser Gattung scheinen sich auf den ersten Blick stark von den verwandten Gattungen (Lebia, Dromius etc.) zu unterscheiden und mehr Harpalus zu nähern. Sie sind ziemlich groß und schwarz oder braun. Sie sind in Ostindien und Afrika einheimisch. Als Typus mag dienen:

O. alternans Fabricius (Blattkäfer alt. Zool. Magaz. II. 1. 52). In der Größe sehr verschieden, von 6½ bis 7½ Linien lang, 2½ bis 3½ breit. Er ist oben schwarz, die Flügeldecken sind tief punktiert gestreift, die Zwischenräume abwechselnd breiter, reihenweise punktiert; unten ist er braun, mit gleichfarbigen Hüften. Vaterland Java. Dejean zählt nur sieben Arten auf.

(D. Thon.)

ORTHOGRAPHIE, ORTHOEPIC, ORTHOPHONIE. Das Wort ὀρθογραφία findet sich vielmals, wenn überhaupt, erst bei spätern Schriftstellern und ist dann wol mit dem zweiten Wort ὀρθοφωνία völlig synonym; dieses bedeutet theils Eleganz und Numerus des Ausdrucks, in welchem Sinne Dionys¹⁾ den Platon κωνων ὀρθοφωνίας nannte, theils die richtige und angemessene Aussprache der Wörter²⁾, welche von Vermeidung mehrerer wesentlicher Fehler abhängt, deren uns Quintilian folgende namhaft macht, ἰσοτιμιότης, wenn das ἰ

zu stark, λαμβδακιμοίς, wenn das λ verdoppelt, ἰσχυρότης, wenn die Buchstaben mit zu engem Mund oder verbissen, πλατειαμοίς, wenn sie mit breitem Munde gesprochen werden, wie von Ebdotern und Dorern gewöhnlich geschah³⁾; endlich κοίλοστομία, wenn die Aussprache tief aus hohler Brust kommt, eine Art Aussprache, die man jetzt an Schweizern und im Sprechen des Hebräischen an den Juden wahrnimmt; aber noch manche andere hätte er nennen können, als⁴⁾ ψελλότης (ψελλισμός), das jedesmalige Auslassen eines Buchstabens oder einer Sylbe, z. B. wenn ἄστος für ἄρτος gesprochen wird, τραλιμοίς oder τραλιότης, das Lispeln und Stammeln, wenn man einen Buchstaben nicht recht aussprechen kann, am häufigsten sichtbar bei ρ und λ⁵⁾, die ἰσχυροφωνία, das Stottern, wenn einer nicht im Stande ist, schnell eine Sylbe an die andere zu reihen; alle diese Fehler verhindern mehr oder weniger das τωρῶς καὶ εἰς αἰῶνος λέγειν⁶⁾, das deutliche und wohlklingende Sprechen. Mit Orthoepie beschäftigte sich die Rhetorik⁷⁾, und inwieweit die προσῳδία oder Accentuation dabei in Betracht kam, auch die Rhythmik und Musik; besondere von griechischen Grammatikern verfaßte Schriften über die Orthoepie der griechischen Sprache sind mir nicht bekannt, wiewol die Grammatiker sie nicht ganz übergingen und theils in der Grammatik überhaupt, theils in den Schriften περὶ προσῳδιῶν, περὶ τόνων behandelt haben. Die Neuern haben seit Reuchlin und Erasmus sich eigentlich nur mit dem Verhältnisse der griechischen Schriftzeichen zu den Lauten der neuern europäischen Sprachen beschäftigt; und wenn es auch hier nicht der Ort ist, die merita causae des J- und Stacismus zu besprechen, so müssen wir doch bemerken, daß es schon um den jetzt so gesteigerten Verkehr zwischen Griechenland und dem übrigen Europa von einem ganz unnötigen Hindernisse zu befreien, Zeit wäre, wenn die europäischen Hellenisten ihre auf rein willkürlicher Hypothese beruhende, von Erasmus fast mehr zum Scherz erkonnene, in den verschiedensten Ländern Europa's verschiedentlich modificirte Aussprache aufgaben und allgemein zu derjenigen Aussprache zurückkehrten, welche nicht nur die der heutigen Griechen ist, sondern bis auf mehrere Jahrhunderte vor Chr. Geb. zurückgeführt werden kann, von der es also im hohen Grade wahrscheinlich ist, daß sie auch die ursprüngliche der Nation gewesen. Wer über die Aussprache des Griechischen vollständige Belehrung sucht, wird sie theils in den Schrif-

1) De admir. vi dic. in Demosth. p. 1035. 2) Quintil. I, 5, 33. Remotis igitur omnibus, quae supra diximus, vitia erit illa quae vocatur ὀρθοφωνία, id est emendata cum suavitate vocum explanatio; nam sic accipi potest recta. Ders. I, 6, 20. Atqui hanc quidam ὀρθοφωνίαν solum putant, quam ego minime excludo, quid enim tam necessarium quam recta locutio? Velius Longus de orthogr. p. 2232. Putsch: animadverto apud plerosque confusam tractationem ὀρθοφωνίας et ὀρθογραφίας, cum inter se distent; nam ὀρθοφωνία non quaerit, quomodo scribendum sit, cum ad vocis legem adlegatus sit ille qui scripsit. Sed est quaestio in loquendo. Id. p. 2228: alii transponunt alii transponunt, quae observatio orthographiae mixta est ὀρθοφωνία. — in ὀρθοφωνία enim quid decentius sit et quid lenius quaeritur, nec laborat ille qui scribit, cum id quod dicatur χαριστάτων. 2229. meminimus artia ὀρθοφωνίας esse ut aive hac sive illa littera scripseris, enunciationis sonum temperet.

3) Beweis dafür sind unter andern Schol. Theocrit. XIV, 84 und das ποιωνάζειν τῇ φωνῇ. 4) Aristotel. Problem. XI, 30: ἰ μὲν οἶν τραλιότης τῆ γραμματικῆς τινος μὴ κρατεῖν καὶ τοῦτο οὐ το τυχόν. ἢ δὲ ψελλότης τῆ λέγειν τι ἢ γραμμα ἢ συλλαβῆν. ἢ δὲ ἰσχυροφωνία ἀπὸ τοῦ μὴ δύνασθαι ταχὺ ἀνάψαι τὴν ἐτέραν συλλαβῆν πρὸς τὴν ἐτέραν. Aristoteles bemerkt, daß man alle diese Fehler am meisten an Kindern, demnächst an Trunkenen und Alten, wahrnehme. Die Grammatiker vernachlässigen drittens öfters jenen Unterschied und erklären z. B. τραλιφεῖν durch ψαλλεῖν und umgekehrt; s. Schol. Aristoph. Nub. 864, 1871; aber auch Herodot (IV, 185) hat ἰσχυρόφωνος καὶ τραλιός verbunden. 5) Bekanntlich war dies der Fall mit Alcibiades; s. Aristoph. Vesps. 46. 6) Plutarch. de Pyth. oracul. 28+. 7) Dionys. de comp. verb. c. 14 sq.

ten über griechische Grammatik, theils in den folgenden Specialschriften finden, wo auch mehre hier übergangene Werke genannt werden: *Haverkamp*, De graecae linguae pronuntiatione sive sylloge scriptorum, qui de I. Gr. pronuntiatione commentarios reliquerunt (L. B. 1736. 1740. 2 Voll.). *Velasti*, De litterar. Graecar. pronuntiatione (Rom. 1751). *Πρωματελα* περί τῆς τῶν Ἑλληνικῶν στοιχείων ἐκφωνήσεως ὑπὸ Ἀν. Γεωργιάδου ἑλληνιστὶ καὶ λατινιστὶ φιλοπονηθεῖσα (Par. Vind. Lips. 1812). *Reuvers*, De L. Gr. pronuntiatione im *Classic. Journ.* 45. p. 67 sq. *Seyffarth*, De sonis litterarum graecar. tum genuinis tum adoptivis (L. 1824). *Escovius*, Über die Aussprache des Griechischen (L. 1825). *Bloch*, Revision der von den neuern teutschen Philologen aufgestellten oder vertheidigten Lehre von der Aussprache des Altgriechischen (Altona 1826).

Die Orthographie erklärt⁸⁾ *Sueton* Aug. 88. formula ratioque scribendi a grammaticis instituta; nach *Theodosius* bedeutet ὀρθογραφία zweierlei, sowol das richtig geschriebene Wort, als den Grundsatz (κανὼν), nach welchem die Rechtschreibung beurtheilt und erwiesen wird; *Sertus Empiricus*⁹⁾, der drei Theile der Grammatik, einen historischen, einen technischen und einen ergetischen oder methodischen Theil statuirt, rechnet die Orthographie zum technischen Theile. Nach den Grammatikern¹⁰⁾ besteht die Orthographie aus drei Stücken: Quantität, Qualität und Abtheilung oder Zusammenstellung (μερισμός bei *Sertus*, σύνταξις bei *Theodosius*); die erste hat es mit Fragen der Art zu thun, ob man zum Dativ ein ἰ hinzuzufügen, was mit ἰ¹¹⁾, was mit εἰ zu schreiben habe, z. B. ob man μῆμος oder μεῖμος schreiben solle; die zweite kommt bei Fragen der Art in Betracht, ob man ἑλλιον, Ζύονα oder ἄλλιον, Σύονα, ob ἔμπορος oder ἐνπυρος zu schreiben habe; die dritte bei Abtheilung der Sylben, ob man ὄ-βριμος, Ἀριστιών, ἄ-σθενής oder ὄβ-ριμος, Ἀρισ-τιών, ἄσ-θένης abzutheilen habe. Vier Kanones wurden für die Rechtschreibung angenommen, Analogie, Dialekt, Etymologie und Historie; Kanon der Analogie sei, wenn man z. B. verlange, daß ταχῆα mit εἰ geschrieben werde, weil die Masculina auf vs im Feminino εἰ hätten; Kanon des Dialekts sei, wenn man für die Schreibung von ημεῖς mit dem εἰ anführe, daß es im Aolischen ἄμεις heiße; Kanon der Etymologie sei, wenn z. B. für die Schreibung von ἄπειρος mit dem εἰ bemerkt werde, daß es von πέρας stamme; historischer Kanon endlich sei der, bei welchem man sich auf die Überlieferung (παράδοσις) berufe, z. B. um die Schreibung χλίοι mit dem ἰ zu

rechtfertigen¹²⁾. Die griechischen Grammatiker¹³⁾ nannten ihre orthographischen Regeln, namentlich die, welche die Rechtschreibung der gleich oder ähnlich klingenden Laute und Sylben anordneten, ἐπιμερισμοί. Nach *Böckh*¹⁴⁾ wäre ἐπιμερισμός eine Darlegung der Wörter nach ihren verschiedenen Sylben mit Bestimmung der Vocale, mit welchen sie zu schreiben seien, im Verhältnisse zu andern, welche mit andern Vocalen geschrieben werden müssen, eine Erklärung, die ziemlich auf dasselbe hinausläuft. Diese Epimerismen waren, wie aus den später anzuführenden Pseudo-Herodianischen zu ersehen und die orthographischen Schriften der Lateiner wahrscheinlich machen, nach der alphabetischen Folge der Wörter oder gar der Sylben geordnet und durch kein Gesetz höherer Analogie verbunden. Die Fixirung aber der Schrift durch gewisse Regeln der Grammatiker erfolgte in Griechenland ziemlich spät; wir finden nicht, daß in den Zeiten des freien Griechenlands der Unterricht des Grammatiklers, bei dem die Jugend τὰ γράμματα lernte, sich auf Orthographie mit bezogen hätte, und wengleich nach Annahme der Simonideischen Schriftzeichen, zumal da alle griechische Dialekte mehr oder minder im Schriftgebrauche waren, die Rechtschreibung ihre Schwierigkeit haben und nicht wenige Zweifel veranlassen mußte, wo ὄ, ὠ, ὄω, oder εἰ, wo ε, η, oder εἰ zu schreiben sei, so bildete sich doch wol sehr bald stillschweigend auch hierüber eine so allgemein angenommene Paradosis, daß man sich auf die Sicherheit des allgemeinen Bewußtseins verlassen konnte und keinerlei Bedürfnis war vorhanden, ihm durch eine Menge von Specialregeln zu Hilfe zu kommen. Die Vermuthung *Voeckhs*¹⁵⁾ über den Inhalt der ältesten Epimerismen kann ich daher nicht theilen. Meines Wissens ist *Diokles* oder *Tyrannio* (v. J.), wie er sich nach seinem Lehrer nannte, Freigelassener der *Terentia*, der Frau *Ciceron's*, der erste, von dem erwähnt wird, daß er über Orthographie geschrieben habe¹⁶⁾. Wenn aber *Böckh* dem ältern *Didymus*, dem Alexandriner, der sich durch seinen Fleiß den Beinamen χαλκέντερος verdiente, einen Epimerismus über das erste Buch der *Iliade* beilegt, und vermuthet, daß darin Untersuchungen über die Vocale des homerischen Textes angestellt worden seien, so ist erstens selbst das Dasein jener Schrift zweifelhaft und noch viel unwahrscheinlicher zweitens der vermuthete Inhalt desselben. Zur Zeit *Augustus* schrieb *Tryphon*¹⁷⁾ περί ὀρθογραφίας καὶ τῶν ἐν αὐτῇ ἱστυομένων. *Soteridas*¹⁸⁾, der Mann der berühmten *Pamphila*, welche der Zeit *Nero's* angehört, schrieb eine Orthographie; der jüngere *Didymus*¹⁹⁾, ein alexandrinischer Grammatiker, der in Rom docterte, schrieb *παραπερὶ ὀρθογραφίας*, vor-

8) *Cassiodor*. de grammaticis. p. 2328 *Putsch*: orthographia est rectitudo scribendi nullo errore vitata; quae manum componit et linguam. 9) *Advers. gramm.* 4. 10) *Sert.* adv. gr. 9. *Theodosius* p. 61. ed. *Goettl.* p. 1127 in *Bekk. Anecd.* 11) *Matius Victorin.* p. 2463: Orthographia graecae ex parte maxima in jota littera consistit etc. — Denique omnium, qui de orthographia scripserunt, de nulla scriptura tam diu quam de hac quaerunt, quae per litteram.

12) Diese vier Kanones erkennen außer *Theodosius* und dem *Etymol.* M. 816, 51 auch die lateinischen Grammatiker an. 13) *Boissonade*, *Præf. ad Herodian.* p. IX. *Ritschl*, *De Oro et Orione.* p. 50. 80. 14) Über die krit. Verhandl. der *Vindob. Ges.* 1822—23. S. 510. 15) *Ueb.* S. 510. 16) Seine Schrift περί ὀρθογραφίας nennt *Suidas* im *Β.* und ist vielleicht hieraus entlehnt. *Etym.* M. 804, 18. 621, 82. 648, 82. 17) *Suidas* t. Β. 18) *Derf.* t. Β. 19) *Derf.* t. Β.

ausgef. daß *πιδανὰ* mit zum Titel gehörte, ein Werk, das von Suidas sehr gelobt wird. Auch von dem großen Grammatiker Apollonius Dyskolus²⁰⁾ aus Alexandria gab es eine Schrift über Orthographie. Sein Sohn aber, Herodian, welcher unter Antonin und Marcus lebte, schrieb theils *περὶ ὀρθογραφίας*²¹⁾, theils *Ἐπιμερισμοί*²²⁾ oder *Μεγάλοι Ἐπιμερισμοί*²³⁾, die häufig citirt werden; jedoch ist schon früh in dieses Werk Fremdes eingemischt worden²⁴⁾. Was aber Boissonade (London 1819) unter dem Titel von „Herodians Epimerismen“ herausgegeben hat, ist ganz spätes Nachwerk, dem Herodians Werk höchstens zur Grundlage gedient hat. Man kann aber aus demselben die grob-empirische Methode erkennen, welche die spätern griechischen Grammatiker hier befolgt haben, und wie sehr die Sicherheit der Rechtschreibung aus dem Bewußtsein geschwunden, Alles im Schwanken begriffen gewesen sein muß, wenn man solcher Regeln bedurfte. Doch ich kehre zu Herodian zurück; die Orthographie desselben wurde commentirt von Drus aus Milet, der dem 2. Jahrh. angehört; derselbe Drus hat auch eine eigene, nach dem Alphabete geordnete Orthographie verfaßt, neben welcher noch eine besondere Schrift von ihm über die Rechtschreibung des Diphthong *αι* oder *αῑ* genannt wird²⁵⁾. Aus der Orthographie des Drus finden wir namentlich im Etym. M. u. a. d. h. Spuren, die übrigens nach Ritschls Vermuthung erst durch das Medium des Eudokosus dem Einmalegen zugekommen sind. Demnächst erwähne ich die Orthographie des Drafo²⁶⁾ aus Stratonicea, des Eudamon²⁷⁾ aus Pelusium, eines Zeitgenossen des Eutimios²⁸⁾ aus Antiochia; die orthographischen Regeln in der Grammatik²⁹⁾ des Theodosius (um 400); die Orthographie³⁰⁾ des Georgius Eudokosus (aus dem 5. Jahrh.), der auch einen sich in Paris handschriftlich befindenden Epimerismus über den Psalter verfaßt hat; die Orthographie des Hypericius, eines Zeitgenossen des Kaisers Marcian (450), den der Nachfolger dieses Kaisers, Leon Maccellus, erlirte³¹⁾; des Theognostus aus dem 9. Jahrh., der sein über 1000 Regeln enthaltendes, in einer oxford. Bibliothek im Manuscripte vor-

handenes, orthographisches Werk dem Kaiser Leon dem Armenier dedicirte³²⁾. Die Epimerismen bildeten später einen Theil der zur Zeit der Anna Komnena aufgetommenen und von ihr als sehr unnütz verworfenen *Σχολογραφία* (was man jetzt in den Schulen „Analysiren“ nennt), die gradezu vom Studium und der Nachahmung der alten Dichter und Historiker abgehalten habe³³⁾. Weiter herunter wollen wir diesen Gegenstand nicht verfolgen; nur die Notiz Sylburgs³⁴⁾ stehe hier, daß sich in der bibliotheca Palatina ein Manuscript, orthographische Regeln in zwei Büchern enthaltend, finde, was aber keinen Namen des Verf. zeige. — Wir Neuern müssen die Kenntniß griechischer Rechtschreibung theils aus den alten Grammatikern und Lexikographen, theils aus den ältern und bessern Handschriften schöpfen; Münzen und Inschriften sind eine zwar nicht untrügliche, da es ja auch irrende und unwissende Stempelschneider und Steinhauer gab, aber doch vorzüglich zu beachtende Quelle für die Rechtschreibung der Wörter. Immer aber wird man sich hier vor zu vielen Allgemeinheiten zu hüten und den Unterschied sowol der Zeit als der Localität und, was damit zusammenhängt, des Dialects, zu beachten haben. Da eine besondere vollständige griechische Orthographie eine noch zu lösende Aufgabe für die heutige Philologie ist, so findet man über Orthographie des Griechischen nur zerstreute Belehrung in den Werken über griechische Grammatik und Paläographie, in Lexicis und den Commentaren zu den Schriftstellern.

Die lateinische Orthographie ist dagegen ziemlich früh von Grammatikern festgestellt und auf Analogie und Gewohnheit begründet worden, sodaß es schon von August heißt, er habe die Orthographie nicht eben beobachtet, wie sie von den Grammatikern festgestellt war, scheine vielmehr die Meinung befolgt zu haben, daß man schreiben müsse, wie man spreche³⁵⁾. Also dieses vage und ziemlich revolutionäre Princip hatte schon zu Augusts Zeiten seine Vertreter, welche als Neuerer angesehen wurden. Unter den Männern, die vor August für Orthographie thätig waren, verdienen besonders Ciceros gelehrte Zeitgenossen, Varro und P. Nigidius Figulus, erwähnt zu werden; denn der letztere scheint in seinen Commentariis grammaticis allerdings Aussprache und Rechtschreibung³⁶⁾ so wenig als Jul. Cäsar³⁷⁾ in seinen Büchern de analogia übergangen zu haben; aber eine besondere Schrift über Orthographie verfaßte der von August geehrte Verrius Flaccus, gegen welche sein Zeitgenosse Scribonius Aphrodisius eine heftige Gegenschrift richtete³⁸⁾, in der er selbst den persönlichen Charakter sei-

20) Er selbst citirt sie im dritten Buche seiner *Ενταξ. C. 270. τοῦ τοιοῦτου ἐπιτελοῦντος ἀποδεικνυμένου ἐν τῷ περὶ ὀρθογραφίας.* 21) *Priscian* II. 3. p. 55. Kr. *St. Jh. Byz. i. B. Kusta.* 22) *Schol. Aristoph. I. 433. O. 877. Suid. in κατεπρόβηται.* *Etym. M. 101. v. 779, 27. Bekk. Anecd. 1402, 1450.* 23) *Etym. M. 5. 2.* 24) *Ders. 779, 84. οὐδὲ Ἐπιμερισμοὶ οὐκ εἶναι αὐτοῦ πάντες, ἀλλ' εἶναι καὶ νεωδότηντων.* *Eustath. ad Il. N. 66. Götting. Praet. ad Theodos. p. XIII sq.* 25) *Ritschl, De Oro et Orione. p. 5, 35, 44 sq.* 26) *Suidas i. B. Ἀράων.* 27) *Ders. i. B. Εὐδαμών.* 28) *Ders. i. B. Ἀρχάδιος. Steph. B. i. B. Ἀσία.* Hieraus scheint auch genommen zu sein *Bekkers Anecd. 1318 in ἀμεμηρηται*, was ich von demselben 1193, 4 nicht behaupten möchte. 29) *Bergl. p. 61—79 ed. Goettl.* 30) *Etym. M. 41, 41. 61, 45. 92, 31. 146, 29; denn περὶ ὀρθογ. und ἑπιμερισμ. ist ein Werk, über welches Ritschl a. a. D. S. 45 sq. 57 zu vergleichen. In der pariser Bibliothek findet sich eine Handschrift des Eudokosus, Epimerismen oder orthographische Regeln enthaltend. 31) *Suidas i. B. Ὑπερίκιος.**

32) *Ientley, Epist. ad Mill. p. 517. Villosion Anecd. II, p. 127.* 33) *Anna Comn. Alexiad. XV. p. 485: κατὰ δὲ τὴν δεξιαν τοῦ μεγάλου τεμένους παιδεί τήρια ἐστὶ καὶ τῶν γραμματικῶν παιδῶν ὑφαντοῖς ἐκ παροδῆπου γένους συνειλεγμένοι, ἐν αὐτῷ παιδευτῆς τις προκίθηται, καὶ παῖδες περὶ αὐτῶν λατῶν, οἳ μὲν περὶ ἐρωτήσεως ἐπισημῶν γραμματικῶν, οἳ δὲ ἐν γραφαῖς τῶν λεγομένων σχεδῶν. — τοῦ δὲ σχεδῶν ἡ τέχνη εἰσημα τῶν νεωτέρων ἐστὶ καὶ τῆς ἐγ' ἡμῶν γενεῆς.* 34) *Indic. ad Etym. M. v. Orthogr.* 35) *Sueton Aug. 88.* 36) *Bergl. Sallustius N. A. XIX, 14, 5 sq. Marius Vict. C. 2456.* 37) *Gronto C. 111.* 38) *Sueton Gr. 19.*

nes Segners nicht verschonte. In der Sammlung der lateinischen Grammatiker des Putschius befindet sich von Velius Longus, der in die Zeit vor Hadrian gesetzt wird, eine Schrift: de orthographia (p. 2214—2239), von D. Terentius Scaurus, den man in die Zeit Hadrians setzt und der bereits Anson. Ep. 18 erwähnt wird, de orthographia ad Theseum (p. 2249—2264); nicht hierher gehört Maximus Victorinus (aus dem 4. Jahrh.) de re grammatica (p. 1937—1955) wol aber der von ihm zu unterscheidende Marius Victorinus ars grammatica de orthographia et ratione metrorum (p. 2449 sq., namentlich das Capitel de orthogr. p. 2456 sq.); ungewisser Zeit gehören an Flavius Caper de orthographia (2239—2246), Agroetius de orthographia et proprietate et differentia sermonis (2266—2276); dem 6. Jahrh. gehört Cassiodors Excerpten-Sammlung an, Magni Aurelli Cassiodori Senatoris de orthographia liber (p. 2275—2322). Cassiodor hatte diese Schrift im 93. Jahre seines Alters herausgegeben, oder vielmehr ad amantissimos orthographos discutendos sich entschlossen; seine Sammlung enthält Auszüge aus Arnudus Cornutus (unter Nero) de enunciatione vel orthographia, aus Velius Longus, Curtius Valecionus, Papiasianus, Adamantius Martyrius, Eutydes, Gsellius Orthographus, Lucius Cäcilus Bänder, Priscian, und er beruft sich auch auf Varro und Phocas. Endlich stehen in Putschius Bedae sacerdos de orthographia (2327—2350) und incerti de orthographia liber Bedae vulgo adscriptus (2775—2803), welches unter des Bedae venerabilis (sec. 8.) Werken oft herausgegeben worden ist. Ein untergeschobenes Nachwerk des 14. oder 15. Jahrh. sind ³⁹⁾ die von Mai (Rem 1823) und darauf von Mann (Gießen 1826) unter dem Namen des L. Cäcilii Minutionis Apulejus herausgegebenen Fragmenta de orthographia. — Was die Neuern betrifft, so sind die Hauptchriften über Orthographie der lateinischen Sprache von Aldus Manutius ⁴⁰⁾, Claudius Dausquius ⁴¹⁾, Cellarius ⁴²⁾, und Conr. Leop. Schneiders lateinische Grammatik enthält auch hierüber die vollständigsten und am meisten wissenschaftlich geordneten Sammlungen; Wunder hat in der Vorrede zu seiner Ausgabe

von Cicero's Planciana (p. XII.) eine neue lateinische Orthographie verheissen, die bis jetzt noch nicht erschienen ist.

Über die Orthographie des Lateinischen, die auch bei den Römern ebenso die Lehrer der Rhetorik (Cicero, Quintilian) als die Grammatiker beschäftigte, können wir auf Popsius Abhandlung de recta pronunciations latinae linguae, auf Bossius im Aristarch und unter den allgemeinen grammatischen Schriften vor Allem auf des eben genannten G. L. Schneiders vortrefflichen Elementartheil verweisen. Was aber Orthographie und Orthographie aller andern Sprachen betrifft, so verweisen wir auf die Artikel, in denen über diese Sprachen selbst gehandelt wird, deutsche Orthographie wird auch im Art. Rechtschreibung besprochen werden. (Meier.)

Orthographische Projectionen, s. Projectionen.

ORTHOLF, Artolf von Weisseneck in Steiermark, 43. Erzbischof zu Salzburg, wurde 1343 zum Dompropst und gegen das Ende des Jahres zum Erzbischofe gewählt. Er begab sich zur Erlangung seiner Bestätigung an den römischen Hof zu Avignon und wohnte am 16. Jan. 1344 dem öffentlichen Consistorium bei, als Kaiser Ludwig IV. durch mehre Abgeordnete dem Papste Clemens VI. seine Ehrfurcht bezeigen liess. Die salzburger Jahrbücher erheben ihn besonders, weil er das Gerathe in der Domkirche wie am Hofe vermehrt habe. Er wohnte gegen des Fest des heil. Jakob 1348 der Reichsversammlung zu Passau bei und wirkte vorzüglich für Beförderung der Eintracht zwischen Kaiser Karl IV. und dem Sohne des jüngst verstorbenen Kaisers Ludwig IV., Markgrafen Ludwigs von Brandenburg. Bei dieser Gelegenheit liess er sich auch von Kaiser Karl IV. befehlen. Im J. 1356 benutzte Papst Innocenz VI. das Ansehen und den kirchlichen Eifer Ortholfs, um den Zehnten von der ganzen salzburger Geislichkeit, mit Ausnahme der Tempelherren und Spitalmänner des heil. Grabes zu Jerusalem, zu erheben. Als der Herzog Ludwig von Baiern und Brandenburg, wegen seiner Heirath mit Margareth Mautsch von Tyrol, sich dem Papste unterwarf, um der kirchlichen Hindernisse überhoben zu werden, erhielt der Erzbischof Ortholf von Salzburg mit Andern die päpstliche Vollmacht, das Brautpaar, Ludwig und Margareth, unter den gewöhnlichen Förmlichkeiten von allen Kirchenstrafen zu befreien. Dieses Geschäft verzögerte sich noch lange und wurde erst 1359 in Gegenwart vieler Geistlichen und Weltlichen zu Wien vollendet. Den im J. 1357 verübten Gewaltthätigkeiten des Herzogs Stephan von Baiern wußte er in Verbindung mit seinem Bruder, Bischofe Gottfried II. von Passau, kräftigst entgegenzuwirken. Im J. 1358 liess er sich vom Herzog Albert in Osterreich zu Wien mit seinen Segnern versöhnen. Im J. 1359 gelang ihm, die durch seinen Lehnhof gefesselten und widerspenstigen Edelleute zum Gehorsam und erneuerten Versprechen ihrer Pflichterfüllung zu bringen. Im J. 1360 begleitete er den Erzherzog Rudolf IV. auf der Reise zur Versöhnung mit dem Patriarchen von Aquileja, Ludovicus Turrianus. Er kehrte

Verrii Flacci libro de orthographia rescripsit Scribonius Aphrodisius non sine insectatione studiorum morumque.

39) Vergl. Madvig de L. Apuleii Fragmentis de orthographia inventis (Copenh. 1829) und in seinen Opuscul. Academic. p. 1—29. 40) Orthographiae ratio ab Aldo Manutio, Paulli F., collecta ex libris antiquis grammaticis, etymologia, graeca consuetudine, nummis veteribus, tabulis aereis, lapidibus etc. (Venet. 1591). Hiervon ist durch Ludovicus Caprio (Antw. 1679) ein Auszug erschienen. Diese Schrift hat noch jetzt ihre Brauchbarkeit.

41) Claudii Dausquii, Orthographia latini sermonis vetus et nova (Paris 1677. Fol., Tornaci 1632. Fol.) bleibt noch immer das Hauptbuch. 42) Christophori Cellarii Orthographia Latina ex vetustis monumentis, h. e. nummis, marmoribus, tabulis, membranis veterumque grammaticorum placitis nec non recentium ingeniorum curis excerpta, digesta novisque observationibus illustrata. Das Buch hat verschiedene Auflagen erlebt; in der von Paris (Altenb. 1768) in 2 Bänden findet man die Bemerkungen verschiedener Gelehrten und die Orthographia Norisiana.

von Wien nach Salzburg zurück, wo er am 13. Mai 1361 eine Bulle für Johann von Kumpfenheim, Provinzial der deutschen Spitalmänner von Jerusalem durch Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain ertheilte. Im J. 1362 wohnte er zu Wien der Begünstigung des Erzherzogs Rudolf bei, welcher den Stiftsherren des h. Hypollitus für die zollfreie Einfuhr verschiedener Lebensmittel, wegen ihres abgebrannten Klosters gegeben wurde. Im nämlichen Jahre schloß Ortholf mit der Familie von Tann einen Vertrag über Gerichtsbarkeit ab. Nach dem Tode Reinholds von Tyrol, 1363, erklärte Erzbischof Ortholf sich ganz offen für die Ansprüche des Hauses Österreich gegen jene des Erzherzogs Stephan von Baiern, zur größten Unzufriedenheit der geistlichen und weltlichen Großen seines Sprengels. Die entsponnene Fehde wurde sehr hartnäckig geworden sein, hätte nicht Papst Urban V. sich als Vermittler aufgestellt, und den Bischof Johann von Dinksbach nebst andern zur Einwirkung des Friedens beauftragt. Als Kaiser Karl IV. im J. 1365 sich bemühte, das Bisthum Prag zu einem Erzbisthume zu erheben, und ihm die Bisthümer Meissen, Bamberg und Regensburg zu unterwerfen, begab sich Ortholf selbst nach Avignon, dieses Vorhaben zu vereiteln; allein Papst Urban V. hatte das Bisthum Regensburg an Prag schon abgetreten. Überhaupt bemühte er sich, alle Güter und Rechte seines Erzbisthums zu erhalten und noch viele andere zu erwerben. Er starb den 12. (od. 13. Jul.) 1365 und wurde in der Domkirche zu Salzburg an den von ihm erbauten Altäre der Dreieinigkeith begraben*.) (Jaeck.)

ORTHONEURA Macquart (Insecta). Eine Zweiflüglergattung zur Familie Syrphici gehörig aus Chrysogaster Meigen's gesondert (Insectes diptères du Nord de la France. Lille 1829). Als Kennzeichen sind angegeben: Der Rüssel dick, die Maxillarborsten (Kinnbacken Meigen's) kurz; Palpen verlängert, gebogen, behaart, gegen das Ende leicht angeschwollen, der vordere Rand der Mundhöhle aufgeworfen, das Unter Gesicht mit mehren zu beiden Seiten einzgedrückten Linien, beim Männchen ohne Erhöhung; die Stirn flach, nackt, breit, beim Weibchen mit schrägen Querlinien; Fühler solange als Kopf, zweites Glied etwas länglich, kegelförmig, drittes schmal, lang, an der Wurzel mit Seitenborsten. Augen nackt, Submarginalzelle der Flügel schmal. — Nur eine Art, *O. elegans* Wiedemann. Rückenschild (Thorax) goldgrün, Hinterleib purpurfarbig, Beine schwärzlich, Knie und Ferse gelb. Meigen sagt indessen von dieser Art ausdrücklich, daß das Unter Gesicht des Männchens eine Erhöhung habe, der Aderverlauf der Flügel, wie bei *Chrysog. nobilis* sei, welche Art also auch hierher zu ziehen wäre. (D. Thon.)

ORTHONYX (Aves). Eine von Temminck (pl. col. 428, 429) aufgestellte Vogelgattung, zu seiner Ord-

nung *Anisodactyli* gehörig. Kennzeichen: Der Schnabel sehr kurz, zusammengedrückt, fast gerade, an der Spitze ausgerandet, die Nasenlöcher an jeder Seite desselben gegen die Mitte stehend, durchgehend mit Borsten besetzt; vier Zehen, drei nach vorn, die mittlere kürzer als der Tarsus und von gleicher Länge mit der äußern, die Krallen stark, länger als die Zehen, schwach gebogen und seitlich mit einer Rinne versehen; die Flügel sehr kurz, die fünf ersten Schwungfedern stufenweise zunehmend, die sechste, die längste, Steuerfedern lang, breit, stark, in eine scharfe Spitze auslaufend.

Die einzige, bis jetzt bekannte Art ist *O. spinicaudus*. Die obern Theile sind kastanienbraun; der Scheitel mit zerklüfteten Federn bedeckt, welche eine kleine dunkelbraune Haube bilden, mit schwarzen Schwüzen; die Wangen grau, Nacken und Schulterfedern bräunlich, auf der innern Fahne jeder Feder mit einem großen, schwarzen Flecke; die Deckfedern der Flügel mit zwei langen schwarzen Querbinden und zwei schmälern schmutzgrauen; Kehle und Vorderhals lebhaft roth, von einem halben schwarzen Halsband eingefast; die Mitte der Brust und des Bauches weiß, die Seiten der Brust und die eigentlichen Seiten aschbraun mit kastanienbrauner Mischung; die Deckfedern des Schwanzes und die Steuerfedern schmutzgrau; die letztern enden in eine fünf bis sechs Linien lange, seitlich mit starren Borsten besetzte Spitze. Der Schnabel ist schwarz; die Füße sind lang, stark, schwärzlich, die Krallen braun; die Länge des Vogels beträgt sieben Zoll sechs Linien. Am Weibchen ist der Vorderhals rein weiß. Das Vaterland ist Neuholland; über Lebensweise und Fortpflanzung ward noch Nichts bekannt. (D. Thon.)

ORTHOPÄDIE (Orthopaedia) wird der Zweig der Heilkunde genannt, dessen Aufgabe darin besteht, sowohl diejenigen abnormen Zustände des menschlichen Körpers, welche den Verdrehungen und Verkümmungen des Rumpfes oder der Gliedmaßen zum Grunde liegen, als diese Deformitäten selbst zu erforschen, zu verhüten und zu heilen.

Des Terminus „Orthopädie“ hat Andry in seiner Schrift: *L'Orthopédie ou l'art de prévenir et de corriger dans les enfans les difformités du corps*. 2 Voll. (Paris 1741) zuerst sich bedient, und denselben seiner Angabe nach aus *ὀρθός* und *παῖδιον* gebildet, während man ihn wol richtiger von *ὀρθός* und *παίδειν* ableiten und deshalb, der Analogie mit andern ähnlichen Kunstwörtern gemäß, in „Orthopädik“, d. i. die Grade-Erziehungskunst, verwandeln sollte. Es haben indess mehre Schriftsteller an dem Ausdruck überhaupt einen nicht ganz ungegründeten Anstoß genommen; denn allerdings kann nicht geleugnet werden, daß er theils seiner Etymologie nach einen viel zu beschränkten Begriff von dem gibt, was die Orthopädie zu leisten vermag, indem sie sich über die angegebenen Gebrechen nicht bloß des kindlichen, sondern jedes Alters verbreitet, theils auch, wie Kühn neuerdings in der *Censura lexic. recent. Progr. VIII. p. 8* (Opuscul. academ. med. et phil. T. II. p. 364) und in der von ihm besorgten neuen Ausgabe

* *) *Baluzii Misc. II. 272. Script. Austrac. I. ad a. 1357. Anonymus Zwetlonensis ad a. 1358. Lasius de gent. migrat. L. VI. Hansisii germ. sacra II. 453—458. Hundii metrop. Salisburg.*

des Lexicon medicum Blancardi (Lips. 1832) erinnert hat, die Bildung des Wortes gegen den alten Sprachgebrauch ist. Aus diesen Gründen sind an seiner Statt in der Encyclopédie méthodique par une société des médecins, Art. Orthopédie, von Bicheseau und d'Ivernois Orthosomatique (Orthosomatik), aus ὀρθοῖν, grade machen und ὄμμα, vorgeschlagen, sowie von J. Despech in dessen Werk über die Deformitäten des menschlichen Körpers Orthomorphie aus ὀρθός und μορφή (μορφοῖν, gestalten, bilden) und von Einigen Orthotropie, aus ὀρθός und τροπεῖν, lehren, wenden, gebraucht worden. Kühn aber erklärt a. a. D. Diorthosis (ἡ διόρθωσις, von διορθοῖν, grade machen, daher fälschlich Diorthosis) für einen jedenfalls passenderen und fast einzig richtigen Ausdruck, um das, was man unter Orthopädik verstanden wissen will, auch wirklich zu bezeichnen, obgleich Hippokrates und nach ihm auch spätere chirurgische Schriftsteller, z. B. Bernstein und Cooper, das Wort Diorthosis in einer für unsern Zweck von der einen Seite zu weiten, von der andern aber zu engen Ausdehnung genommen haben. Die letztern geben es nämlich als „dasjenige Geschäft eines Wundarztes“ an, „wenn er verrenkte Glieder, gekrümmte Körper oder Glieder wieder in ihren natürlichen Zustand bringt und die Gestalt dadurch verbessert, oder verschobene und in Unordnung gerathene Theile wieder zurückbringt.“ Nach ihnen war Diorthosis überhaupt eine der ältern Eintheilungen der Chirurgie, welche sich mit der Herstellung der Theile in ihre gehörige Lage beschäftigt. Von der andern Seite gilt aber von dem Terminus Orthopädik dasselbe, wie von andern an sich weniger guten Kunstausdrücken, daß die Länge der Zeit und der allgemein recipirte Gebrauch ihn gleichsam geheiligt hat und es in der That rathamer ist, desselben auch fernerhin sich fortzubehalten, als durch einen Umtausch mit einem neuen, noch völlig unbekanntem Kunstworte der Sache leicht mehr zu schaden als zu nützen.

Obwol Orthopädie als Synonymum von Pädagogik genommen werden kann, wie Brandis (in seiner Vorrede zu den Beiträgen zur Erkenntniß und Heilung der Lebensstörungen mit vorherrschend psychischen Krankheitserscheinungen von A. L. Brück. S. XIX) gethan hat, das lassen wir hier dahin gestellt sein.

Die Gegenstände, welche in der Orthopädik umfaßt werden, sind theils so mannichfach, theils in neuerer Zeit, nachdem die Ärzte angefangen haben, dieser früher so verwaiseten und größtentheils den rohen Händen der Quacksalber überlassenen Branche ihrer Kunst sich ernstlicher anzunehmen, auch wissenschaftlich dergestalt begründet worden, daß die fragliche Disciplin jetzt mit dem vollsten Rechte selbständig und unter einem eigenen Namen nicht bloß auftreten kann, sondern sogar auftreten muß, wenn ihre fernere Ausbildung nicht unter dem beschränkenden Einfluß einer ihr gewissermaßen vorgefesten allgemeineren Kunstabtheilung wesentlich leiden soll. Sie tritt in dieser Rücksicht und besonders auch inwiefern sie zwischen der Medicin und Chirurgie gleichsam in der Mitte stehend, sowol in wissenschaftlicher als technischer Hinsicht von

beiden gemeinschaftlich ihre Principien entlehnt, z. B. mit der Geburtshilfe und mit der Ophthalmologie in gleichen Rang. Alle zur innern und äußern Heilkunde in näherer oder entfernterer Beziehung stehende Wissenschaften sind auch der Orthopädik angehörig. Nicht minder unentbehrlich, als jene, ist ihr zuvörderst die allgemeine und specielle (topographische) Anatomie, welche im rechten Sinne des Wortes die Grundlage derselben ausmacht; denn die Orthopädik umfaßt nicht nur zunächst die Gesammtzahl derjenigen Glieder, Organe und Gebilde, durch welche im gesunden Zustande die äußere Form und Gestaltung des Körpers dargestellt und die willkürliche Bewegung bewerkstelligt wird, als: das Rückgrath, den Brustkorb, das Becken mit den untern, die Schlüsselbeine und Schulterblätter mit den obern Gliedmaßen, sondern es ist auch nöthig, daß sie den organischen Zusammenhang dieser Theile mit den übrigen Organen, von welchen sie in ihrem Befinden mehr oder weniger abhängig sind, kennt. Sie bedarf ferner der in die Anatomie gleichsam erst Leben bringenden Physiologie, deren mechanischer Theil sie hauptsächlich interessirt, ohne daß sie jedoch derselben in irgend einer ihrer Richtungen ganz entbehren könnte. In demselben Verhältnisse steht sie zur Pathologie, da in die orthopädischen Formgebrechen in der Regel andere Zufälle des erkrankten Organismus, als Ursachen und Folgen, eingreifen, wie weiter unten näher nachgewiesen werden wird, und nur auf der Nosologie eine richtige Diagnose und Prognose der fraglichen Deformitäten basirt werden kann. Was aber endlich die Therapie anlangt, so wird über die Nothwendigkeit der vollkommenen Berücksichtigung derselben in der Orthopädik wol Niemand einen Zweifel hegen, der die orthopädischen Formgebrechen nicht als bloße mechanische, durch äußere Gewalt und von Ungefähr hervorgebrachte Verschiebungen der Glieder betrachtet, sondern in ihre Natur tiefer eindringt und den wesentlichen Causalzusammenhang mit den mannichfachen innern Leiden auch praktisch zu würdigen weiß. Eine rationelle Behandlung sehr vieler orthopädischer Übel erfordert, daß sowol die innere als die äußere Therapie ihre volle Anwendung findet. Außerdem streift die Orthopädik aber auch noch ganz besonders in das Reich der Mechanik, theils um die Gesetze, nach welchen die zu behandelnden Gebrechen unter dieser oder jener äußern Form erscheinen, zu erklären, theils um die anzuwendenden Körpermaschinen und übrigen mechanischen Vorrichtungen kunstgerecht zu construiren und ihre Wirkung gehörig zu ermitteln.

Nachdem die Orthopädik einen selbständigern und in sich selbst gewissermaßen abgeschlossenen Zweig der Heilkunde zu bilden angefangen, haben verschiedene Ärzte und Wundärzte der praktischen Pflege derselben mehr oder weniger ausschließlich sich gewidmet, und davon ihren besondern Namen erhalten. Man würde aber einen ganz falschen Begriff mit der Benennung: Orthopädiker (wofür gebräuchlicher, aber weniger richtig, Orthopädist) verbinden, wenn man glaubte, die von ihnen zu lösenden Aufgaben beständen in weiter nichts, als in der Ausübung einer bloßen mechanischen Kunstfertigkeit, sodas ein jeder Ban-

dagist oder Mechanicus, welcher zur Cur orthopädischer Übel erforderliche mechanische Vorrichtungen und Instrumente zu fertigen versteht, diesen Namen verdient. Die Orthopädit macht bei der Stellung, welche sie, wie wir kürzlich angedeutet haben, zu den übrigen ärztlichen Wissenschaften und Künsten behauptet, oder vielmehr bei der innigen Verschmelzung derselben mit der gesammten Heilkunde, keine so geringen Anforderungen an die Kräfte ihrer Priester. Sie verlangt von ihnen außer einer gründlichen Kenntniß der Medicin in ihrem ganzen Umfange und der genauern Bekanntschaft mit der Mechanik, besonders auch eine große Geduld und Ausdauer in der meist nur sehr langsam von Statten gehenden und ausnehmend ermüdenden Behandlung der in Rede stehenden Deformitäten. In diesen Umständen liegt auch der Hauptgrund, warum im Ganzen immer noch zu wenige Ärzte sich mit der Ausübung der Orthopädit beschäftigen und so vielen Kranken nicht die Hilfe angedeihen lassen, die ihnen oft die Kunst gewähren könnte. (F. J. Siebenhaar.)

ORTHOPÄDISCHE FORMGEBRECHEN (Deformitates corporis orthopaedicae). So mannichfache Scheingründe auch einige Naturforscher und Philosophen gegen die ursprüngliche Bestimmung des Menschen, seinen Körper aufrecht zu tragen, zum Vorschein gebracht haben, so konnten sie doch, wie sich leicht begreifen läßt, mit einer solchen Absurdität vor der nüchternen Vernunft unmöglich Gehör finden. Diese auf den ersten Anblick an sich einfach und bedeutungslos erscheinende Bestimmung ist bei näherer Betrachtung in mehr denn einer Hinsicht von so hoher Wichtigkeit und so großem Einfluß auf das ganze Wesen des Menschen, daß man ohne alle Überschätzung ihres Werthes behaupten kann, durch sie werde der Mensch im eigentlichen Sinne somatisch erst als solcher charakterisirt, und zu dem der ganzen Thierwelt überlegenen, weit um und über sich sehenden Kunstgeschöpf, zum echten *Ἄνθρωπος* der sinnigen Griechen erhoben. Allein von der andern Seite läßt sich nicht in Abrede stellen, daß dieselbe Eigenthümlichkeit des menschlichen Körpers, bei der großen Zartheit, durch welche derselbe sich überdies auszeichnet und bei dem so künstlichen Mechanismus, der dazu erforderlich ist, um die aufgerichtete Stellung zu bewerkstelligen und fortzuerhalten, unter dem Zutritte verschiedener Causalmomente leicht und häufig zu einer Quelle von mehrern Krankheiten und Gebrechen wird, von denen das gebückt neben ihm wandelnde und kriechende Thier ganz verschont bleibt oder mindestens nur äußerst selten etwas erfährt. In diese Klasse von Übeln gehören vorzugsweise auch die „äußern Abweichungen des Rumpfes und der Gliedmaßen von ihrer normal-graden Form und Richtung,“ jene ansehnliche Sippschaft von Gebrechen, die man gewöhnlich in Bezug auf die, bei ihnen der ärztlichen Kunst gestellte Heilungsaufgabe „orthopädische Formgebrehen“ (Krankheiten oder Deformitäten) zu nennen pflegt.

Es liegt in dem Worte „Formgebrehen“ der Begriff enthalten, daß dabei die äußere Körpergestalt auf irgend eine durch das bloße Auge zu erkennende Weise von der Norm abweichend sei. Die größere Allgemeinheit

des Begriffs erleidet aber durch den Zusatz „orthopädisch“ eine und zwar nicht unwesentliche Beschränkung. Dadurch werden nämlich nicht bloß Geschwülste in den weichen Gebilden oder in den Knochen und Knorpeln, welche das äußere Ansehen des betreffenden Körpertheiles entstellen können, ohne seine natürliche Richtungslinie zu verändern, und bei denen die Wiederherstellung der Gradheit nicht die eigentliche Hauptsache ist, sondern auch die Brüche und Verrenkungen der Knochen an sich ausgeschlossen, es mögen diese plötzlich durch äußere Gewalt oder allmählig in Folge vorausgegangener entzündlicher Gelenkkrankheiten entstanden sein. Auch solche mechanische Verletzungen, zu deren Wesenheit übrigens eine Richtungsabweichung nicht einmal gehört, wird der organische Zusammenhang der Knochen entweder in ihrer Continuität oder in ihrer Verbindung unter einander dergestalt aufgehoben, daß das Streben der ärztlichen Kunst darauf hingichtet sein muß, denselben mittels der sogenannten Einrichtung und Einrenkung sobald als möglich nach geschehener Verletzung und mit einem Male wieder herzustellen. Bei den orthopädischen Formgebrehen aber, welche im Gegentheil ein allmähliges Graderichten, gleichsam ein Grade-Erziehen (*ὀρθὸν πρᾶξιον*) erheischen, ist das äußere Ansehen des leidenden Körpertheiles nicht wegen Trennung des Zusammenhanges oder Störung desselben in Folge der veränderten gegenseitigen Lage der festen Theile in den Gelenken, sondern vielmehr deswegen abnormal, weil eine dynamische oder mechanische Disproportion in der Structur und Beschaffenheit des Bewegungssystems stattfindet. Daher können allerdings auch weniger gutgeheilte Knochenbrüche und Verrenkungen zu orthopädischen Gebrechen werden, sobald die daraus hervorgegangene Mißgestaltung ein allmählig zu bewerkstelligen des Graderichten erfordert.

Der nächste Grund zu den orthopädischen Formgebrehen liegt, wie aus dem soeben Gesagten hervorgeht, in denjenigen Bestandtheilen des Körpers, welche im ruhigen und im thätigen Zustande hauptsächlich seine äußere Gestalt und Richtung bestimmen. Dieses Glieder- oder Bewegungssystem begreift die Knochen und Muskeln nebst ihren beiderseitigen Anhängen, den Knorpeln, Bändern und Sehnen in sich. Die in ihrer Verbindung bekanntlich das Skelet darstellenden Knochen (die sogenannten passiven Bewegungsorgane) bilden die feste, stehende Grundlage, das Gerüste des ganzen Körpergebäudes, welches dadurch, daß seine einzelne Abtheilungen mittels Gelenke unter einander zusammenhängen, die Fähigkeit bekommt, auf verschiedene Weise gebeugt und gewendet — bewegt — zu werden. Dies bewerkstelligen die Muskeln (die sogenannten activen Bewegungsorgane), die sich gleichsam als lebendige, sich bald zusammenziehende, bald ausdehnende Seile an die in kürzere oder längere Glieder zerfallenden Knochen ansetzen, sodas die letztern ihnen zugleich zu Hebeln dienen, um nach den allgemeinen gültigen Gesetzen der Mechanik die gegebene Last, welche theils in den Knochen selbst, theils in den von ihnen abhängigen sich an sie anfügenden weichen Gebilden und Organen besteht, nach Willkür und Bedürfnis mehr oder we-

niger frei zu bewegen. Die Gelenke vertreten dabei die Stelle der Hypomochlien, auf welchen die zu bewegende Last ruhet. In mehren derselben werden zwar die beiden aneinander stoßenden Knochenenden schon dadurch einigermassen befestigt, daß in dem einen eine Gelenkvertiefung (Gelenkpfanne) vorhanden ist, in welche der andere Knochen mit dem, dieser Vertiefung entsprechend geformten Ende (Gelenkkopf) sich einfügt, wozu alsdann noch verschiedenartige Kapseln, Knorpel, Bänder, sowie Muskeln und Sehnen treten, um die Befestigung zu vollenden. In andern Gelenken aber, z. B. in denen der Hals- und der Lendenwirbel, die grade bei den verschiedensten Bewegungen sehr in Anspruch genommen werden, trägt die Construction der beiden Gelenkenden der Knochen wenig oder nichts hierzu bei, indem sie sich mehr oder weniger flach einander berühren und die Festigkeit ihrer Verbindung bloß von der Beschaffenheit der sie umgebenden Weichgebilde abhängt. In diesen Fällen sind es vorzüglich auch die Muskeln, welche zu Befestigungsmitteln dienen, — ein Umstand, der für die Entstehung und Heilung vieler Formgebrehen von großer Wichtigkeit ist, da die Muskeln als Bewegungsorgane in ihnen eine so bedeutende Rolle spielen.

Im Normalzustand ist die Proportion aller dieser mechanisch auf einander einwirkenden Theile auf das Genaueste abgemessen. Das thätige Glied verändert alsdann zwar absichtlich (physiologisch) bei jeder Bewegung seine natürliche Gradheit und Richtung, aber es kann mit Leichtigkeit durch seine eigene Kraft in dieselbe wieder zurückkehren. Sobald dagegen dieses Vermögen in Folge eines zwischen den einzelnen Organen vorhandenen dynamischen oder materiellen Misverhältnisses so beschränkt oder so mangelhaft ist, daß der Kumpf oder die Gliedmaßen die Normalrichtung in ausgestrecktem Zustande nur mit Anstrengung und momentan oder gar nicht annehmen und behaupten können, und demnach für gewöhnlich oder bleibend (pathologisch) von ihrer natürlichen Achsenrichtung verrückt erscheinen; so gibt dies den Begriff eines orthopädischen Formgebrehens hinsichtlich seines äußern Ansehens sowol als seines Verhaltens zur Function und zum Mechanismus des Gliedersystems. Der Körper hat nämlich im Ganzen und in seinen einzelnen Gliedmaßen eine bestimmte Längsachse, welche der Haupthaltepunkt bei Erkennung und Bestimmung eines jeden orthopädischen Formgebrehens ist. Diese Längsachse oder der Schwerpunkt des gesammten normal gebauten menschlichen Körpers fällt beim aufrechten Stand in das kleine Becken, sodaß er sich zwischen dem letzten Lendenwirbel, der Schooßfuge und den beiden Hüftgelenkspfannen mitten inne befindet, und die denselben bezeichnende sogenannte Directions- oder Stützungslinie läuft ganz parallel mit dem Rückgrath. Eine durch den aufgerichteten Körper seiner ganzen Länge nach von Hinten nach Vorn zu gezogene senkrechte Linie muß also das Rückgrath längs der, eine nach beiden Seiten hin grade perpendiculaire Richtung behauptenden Stachelfortsätze mitten durchschneidend, den Körper seinem äußern Ansehen nach in zwei einander vollkommen gleiche Seitenhälften

zertheilen. Eine jede Abweichung der Wirbelsäule von dieser Linie, sie möge stattfinden, in welcher Gegend und nach welcher Richtung hin sie wolle, bezeichnet, sobald der Grund davon in dem eben kürzlich geschilderten Gliedersystem und in dessen Mechanismus liegt, das Vorhandensein einer orthopädischen Deformität. Ebenso verhält es sich mit den Armen und Beinen, deren besondere Längsachsen hierbei berücksichtigt werden müssen.

Nachdem man bei der Untersuchung eines jeden orthopädischen Formgebrehens zunächst auf das Knochen- und Muskelsystem gestoßen ist, deren proportionelles Verhältnis zu einander, welches den normalen Mechanismus des Körpers bestimmt, primär oder secundär irgend eine krankhafte Abweichung erlitten hat, so findet sich die Schuld der vorhandenen Abnormität bald mehr in den Knochen, Knorpeln und Bändern, bald mehr in den Muskeln und Sehnen, bald aber auch, und zwar in den höher ausgebildeten Graden der fraglichen Übel allemal in beiden zugleich. Im ersten Falle wird die Deformität dadurch bedingt, daß die Knochen, welche den Gliedern ihre Gestalt und Festigkeit geben, irgend eine formelle Veränderung erlitten haben. Dies kann entweder in ihrer Continuität oder an ihren Gelenkenden stattfinden. Dergleichen Verdrehungen und Verbiegungen in der Continuität zeigen sich an den langen Röhrenknochen der obern und untern Extremitäten, dem Brustbein und den Rippen; gewöhnlicher aber ist es, daß die Schuld in den Gelenken liegt, indem die einander zugewendeten Knochenenden oder die Knorpelscheiben, welche in manchen Articulationen sich zwischen ihnen befinden, nicht in der gehörigen Proportion zu einander stehen. Nicht selten ist dies letztere die Folge von verschiedenen Gelenkrankheiten acut- oder chronisch-entzündlicher Gattung, die unter dem generellen Namen der Arthrocae zusammengefaßt zu werden pflegen, und theils durch organische Veränderungen, theils durch einen krankhaften Wegfangungsproceß, theils durch Ablagerungen verschiedener neuen Producte, durch Ankylosirung u. dergl. m. dieses oder jenes Misverhältniß zwischen den einzelnen Theilen des Gelenkes verursachen. Es ist alsdann sehr natürlich, daß schon der normale Zug der Muskeln das Glied beim Ausstrecken in dem afficirten Gelenke selbst, anstatt in eine grade in eine mehr bogen- oder winkelförmige Richtung versehen muß. Nührt dagegen das Gebrehen von den Muskeln her, so tritt ein umgekehrtes Verhältnis ein. Die Knochen haben sich dann primär in ihrer Form nicht verändert, werden aber entweder wegen allgemeinen Mangels an Muskelkraft nicht grade ausgestreckt oder deshalb, weil eine Muskelpartie stärker ist als die andere, schieß gezogen; denn nicht bloß die verschiedenen beugenden und drehenden Bewegungen des Körpers, sondern auch sein gestreckter Zustand, sind während des Lebens und bei aufgerichteter Stellung die Wirkungen der Muskeln. Jenes wird durch die von ihren Functionen benannten Beugern, dieses von den Streckern bewerkstelligt. Sobald also die Strecken den Beugern an Kraft nachstehen, was bei dem günstigen physikalischen Verhältnis, in welchem die letztern überhaupt an die

Knochen sich ansetzen, um so leichter möglich ist, oder dieselben in ihren sehnigen Partien weniger nachgiebig sind, als es zum Gradeausstrecken nöthig ist, oder aber von mehreren Streckern, welche erst vereint Streckung hervorbringen können, einzelne über die andern an Wirksamkeit vorherrschen; so sind dadurch im erstern Falle die Bedingungen zu Verkümmungen, im letztern zu Verdrehungen des betreffenden Theiles gegeben.

Unter vielen Umständen und bei gemeinschaftlich auf beide Hauptabtheilungen des Gliedersystems einwirkenden Einflüssen, sowie in bereits lange bestehenden und in ihrer Ausbildung weiter vorgeschrittenen Übeln zeigen sich Muskeln und Knochen zugleich organisch verändert: zerstört, an Masse geschwunden, unter einander widernatürlich verwachsen u., sodaß es sich oft nicht mehr mit Gewißheit bestimmen läßt, von welchem dieser Gebilde das Gebrechen ursprünglich ausgegangen oder ob es nicht die Folge eines Gemeinleidens derselben ist.

Allein obgleich ein jedes orthopädisches Leiden sich zunächst in dem Bewegungssystem und in dessen abnormen Functionen äußert, so liegt doch der letzte Grund desselben keinesweges auch allemal in diesen Theilen selbst. Nur zuweilen ist es der Fall, daß das Übel auf einer bloß örtlichen Störung oder krankhaften Affection beruht; meistens wurzelt es im Gesamtorganismus oder in dessen allgemein verbreiteten Hauptsysteme, dem Nerven- und Gefäßsystem, oder es ging ihm wenigstens ein solches Allgemeinleiden als bedingende Ursache voraus. In Rücksicht dieses letztern Umstandes kann man die fraglichen Deformitäten überhaupt in folgende zwei große Classen eintheilen: 1) in solche, die Symptome einer noch vorhandenen örtlichen oder allgemeinen Krankheit sind, und 2) in solche, die sich als krankhafte Erzeugnisse (Producte) irgend einer übrigens an sich schon erloschenen Affection zeigen. Unter diese Rubriken lassen sich nicht allein die sogenannten erworbenen, d. h. erst zufällig nach der Geburt entstandenen, sondern auch die angeborenen, gleich bei der Geburt vorhandenen und angeerbten, von den Vorfahren auf die Nachkommen übergegangenen Formgebrehen bringen; denn sie sind im Wesentlichen immer dieselben, sie mögen sich während der ersten Bildung des Organismus (im eigentlich sogenannten *Nisus formativus*) oder erst später, während der Fortbildung und Forterhaltung des Körpers (in der allgemeinen Lebenskraft) zeigen. Die orthopädischen Formgebrehen können also von dem Standpunkt aus, auf welchem wir zum Ende der Untersuchung ihres Wesens gelangen, folgendermaßen definirt werden: Sie sind solche Abweichungen des Gliedersystems von seinem normalen Zustand in Ansehung der Form und Richtung der einzelnen Glieder, die ohne eine Trennung des organischen Zusammenhanges entweder als Symptome einer noch vorhandenen, oder als Producte einer schon erloschenen örtlichen oder allgemeinen Krankheit erscheinen.

Zu den bloß örtlichen Übeln, welche die fraglichen Deformitäten hervorbringen können, gehören: 1) Gewisse Disproportionen, welche zwischen den Gelenkenden der Knochen stattfinden und ihren Grund in einer örtlichen

Anlage haben, z. B. ein größerer Umfang des einen Condylus, fehlerhafte Insertionen der Muskeln oder gänzlicher Mangel derselben, wodurch der gefezliche Antagonismus unstatthaft gemacht wird. 2) Ungleichmäßige, in Folge von fehlerhaften Angewohnheiten oder einseitigen Körperübungen und Anstrengungen entstandene Ausbildung antagonistisch sich gegenüberstehender Muskeln: die Beuger im Verhältnisse zu den Streckern oder einzelner Strecken bloß auf der einen Seite u. 3) Auf äußere Gewaltthätigkeiten, als zu starke Ausdehnung, zu große, die individuellen Kräfte weit übersteigende Muskelanstrengung erfolgende Schwäche und Erschlaffung der Muskeln, Sehnen, Bänder und Gelenkkapseln; nach Verletzung oder Durchschneidung der zu dem leidenden Gliede hingehenden Nerven und Gefäße eingetretene Lähmung und Ernährungslosigkeit der activen Bewegungsorgane; auf äußern Druck (unzweckmäßig gearbeiteter Kleider, Schnürleiber) oder Stoß allmähig oder plötzlich entstandene permanente Eindrücke in den Knochen- und Knorpelgebilden, große Haut- und Muskelnarben, welche die nöthige Ausdehnung des Theiles mechanisch behindern, sowie schlecht geheilte Verrenkungen und Knochenbrüche in den Gelenken. 4) Einzelne Muskelpartien, namentlich die Flexoren, und manche Gelenkbänder befallende rheumatische und andere Entzündungen. Den bloß örtlichen Krankheiten scheinen auch diejenigen am süglichsten beigezählt werden zu können, welche dadurch hervorgebracht werden, daß Aufreibungen in der Nähe anliegender Organe, z. B. des Herzens, der Leber, der Milz, der Pulsadern und Venenstämme (als Aneurysmen u.), oder Astergeschwülste einseitig auf die Knochen und Muskeln drücken, und sie in ihrer Function stören, oder ihre Desorganisation verursachen. Wenigstens stehen dergleichen Leiden oft mit den orthopädischen Formgebrehen in keiner nähern Causalverbindung, sondern sie wirken bloß mechanisch, wie jeder außerhalb des Körpers befindliche Gegenstand es thun würde, sobald er ebenso anhaltend und unverrückt liegen bliebe.

Allgemeinere Krankheiten aber, als deren Symptome oder endliches Product die orthopädischen Formgebrehen auftreten, sind besonders: 1) die englische Krankheit (Rhaehitis), das gewöhnlichste Grundübel, besonders der allgemeineren und bedeutendern Formgebrehen, indem es in seinem Wesen liegt, daß die Knochen heugsamer werden, und theils in Folge der auf sie mechanisch einwirkenden Körperlast, theils auf den für sie zu starken Muskelzug ihre grade Gestalt und Richtung verlieren. 2) Die der englischen Krankheit in vielen Stücken sehr ähnliche Knochenweichung (*Osteomalacie*). Sie hat ihren Grund stets in einer allgemein darnieder liegenden und krankhaften Ernährung, und äußert ihren Einfluß besonders auf die langen Röhrenknochen, welche dabei zuweilen so weich werden, daß man sie mit einem Messer gleich dem Specke durchschneiden kann. Schon der geringste Muskelzug ist hinreichend, um sie verschiedentlich zu verdrehen oder zu krümmen. 3) Die Skrofelkrankheit (*Scrofulosis*), welche auf ähnliche Weise, wie die Rhaehitis, die Ernährung der Knochen,

besonders an ihren Gelenkenden so umändert, daß sie ungleichmäßig anschwellen und so in Misverhältnisse zu einander gerathen. Auch tritt in dieser Krankheit gemeinlich eine größere Schlaffheit der Muskeln ein, welche dadurch das Vermögen, die Glieder grade zu ziehen, mehr oder weniger einbüßen. Aus derselben Quelle entstehen ferner meistens die Tuberkeln in den Knochen und Gelenken, sowie Entzündungen der Gelenkgebilde, der Knochenhaut mit nachfolgender cariöser Zerstörung. 4) Die Gicht (Arthritis), welche bekanntlich die Gelenke gern befällt, und organisch umändert oder erdige (concrementöse, kalkige) Ablagerungen in ihnen bildet, die Steifigkeit und Schiefheit des leidenden Gliedes bedingen. 5) Die Lustseuche (Syphilis), durch welche zuweilen auch Aufstrebungen und cariöse Zerstörungen in den Gelenkpartien hervorgebracht werden. 6) Verletzungen mehrerer acuter und chronischer Hautausschläge: der Masern, des Scharlachs, der Pocken, Flechten, der Krätze etc., nach den Knochen und Gelenken, welche darauf in einen entzündlichen Zustand gerathen und meistens durch Caries eine Zerstörung erleiden oder ankylosirt werden. 7) Abzehrungen (Vereiterungen, Empyeme), wenn sie Organe oder weiche Gebilde betreffen, die in der Nähe des Rückgrathes liegen, und sich auf dieses mit übertragen oder zu krankhaften Verwachungen Veranlassung geben. 8) Verschiedene Krankheiten des Gehirnes, des Rückenmarkes, mit ihren Membranen, und des gesammten Nervensystems überhaupt oder einzelne Nervenstämme, in deren Folge Lähmungen der Muskeln und ungleichmäßige oder mangelhafte Ernährung des Gliederungssystems entstehen. Namentlich gehören dahin wasserfüchtige und chronisch-entzündliche Zustände des Gehirnes und des Rückenmarkes in ihren eigenen Höhlen oder in denen ihrer Häute. 9) Schwächende Krankheiten, durch welche die Muskeln in einen Zustand veretzt werden, in dem sie eine längere Zeit hindurch den Körper nicht gleichmäßig ausstrecken können. Daraus bilden sich nämlich leicht bleibende Disproportionen in den Knochen, Knorpeln und Bändern aus, sodaß selbst die wieder kräftiger gewordenen Muskeln das also veränderte Glied grade zu strecken außer Stand gesetzt sind. Man findet daher nicht selten, daß besonders junge, noch im Wachsthum begriffene Personen nach schweren und langwierigen Krankheiten, welche an und für sich selbst in dem Bewegungssystem ihren Sitz nicht hatten, schief werden.

Die hier kürzlich aufgeführten örtlichen und allgemeineren Krankheiten bewirken es nun, daß die orthopädischen Formgebrehen bald in kurzer Zeit (acut) entstehen, bald aber auch erst allmählig und langsam (chronisch) sich entwickeln. Dabei kommt es auf die Natur des jedesmaligen ihnen zum Grunde liegenden Übels und der ursächlichen Momente an. Unter allen stehen hinsichtlich der schnellen Erzeugung die acuten Entzündungen in den Gelenken und die Tuberkeln in den Knochen oben an, sobald sie in Eiterung übergehen, wie man dies z. B. bei dem eigentlichen Buckel (der Kyphosis oder dem *malum Potii*) und den von acutem Rheumatismus und von der

Syphilis herrührenden Verkrümmungen findet. Die Mehrzahl der orthopädischen Formgebrehen bildet sich jedoch nur sehr langsam aus, namentlich wenn sie von Skrofeln, Gicht, ungleicher Entwicklung einzelner Muskeln etc. herrühren.

Was die Zeit der ersten Entstehung und Entwicklung der verschiedenen Formgebrehen anlangt, so sind sie entweder schon bei der Geburt vorhanden — angeboren — oder entspringen sie erst nach der Geburt in Folge eines zufälligen örtlichen oder allgemeinen Leidens — als sogenannte erworbene Übel. Gewissermaßen in der Mitte zwischen diesen beiden Classen stehen die erblichen, zu welchen nämlich, wie es nicht selten beobachtet wird, eine gewisse von den ebenfallts an einem gleichen Körperfehler leidenden Eltern oder Großältern ausgehende Anlage gleich ursprünglich im Augenblicke der Zeugung eingepflanzt ist, welche sich indeß erst später zu den fraglichen Gebrehen wirklich entfaltet.

Da die meisten und am gewöhnlichsten vorkommenden Krankheiten, welche die in Rede stehenden Deformitäten zu erzeugen pflegen, in die Kindheit und die früheste Jugend fallen, so geschieht es auch, daß sie diesem zu Bildungen und Verbildungen überhaupt am meisten hinneigenden Alter ganz besonders eigenthümlich sind. Namentlich zeichnen sich hierin jedoch die verschiedenen Entwicklungsperioden: die des Zahnens und der Geschlechtsreife aus, in welchen gewöhnlich auch die erblichen Anlagen erwachen. Doch ist, wie die tägliche Erfahrung lehrt, unter begünstigenden Umständen kein Alter ganz frei von diesen Übeln, ja es gehört selbst zu den ganz natürlichen Erscheinungen, daß im höhern Alter, wo überhaupt der Organismus in vielen Stücken dem kindlichen wieder ähnlicher wird, das Rückgrath, sowie die untern Gliedmaßen sich krümmen, welchen mehr physiologischen als krankhaften Zustand man mit dem Namen der Greisenbiegung (*Kyphosis senilis*) belegen kann.

Von den beiden Geschlechtern unterliegt das weibliche den fraglichen Gebrehen ungleich öfter als das männliche, und zwar theils deswegen, weil es in der Regel einen weit zarteren Körperbau hat, theils weil es in den ihm von der Natur angewiesenen Beschäftigungen liegt, daß bei demselben die Muskeln sich weniger ausbilden und stärken können, theils weil überdies noch die weibliche Kleidung, besonders in den höhern Ständen, auf die Entwicklung des Organismus oft sehr hemmend einwirkt. In diesem letztern Betrachte darf man namentlich nur an die leidigen Schnürleibchen erinnern, welche, auf die von der Mode gebotene Weise gemisbraucht, dem Rückgrath und dem Brustkorbe so höchst nachtheilich sind.

Aus leicht begreiflichen Gründen kommen die hier in Rede stehenden Gebrehen viel gewöhnlicher unter den Bewohnern der Städte, als denen des Landes vor. Man hat beobachtet, daß sich hierin manche Städte noch ganz besonders auszeichnen. Bei einigen derselben mag der Grund davon wol in der ungesundern Situation oder in andern localen Verhältnissen, vielleicht in dem Wasser etc.

liegen, bei andern lassen sich aber auch keine von diesen Ursachen auffindig machen, was z. B. in Dresden der Fall ist, welches den Behauptungen vieler Reisenden und Ärzte nach unter den an gebrechlichen Personen reichen Etätten fast obenan stehen soll.

Obwol die orthopädischen Misgestaltungen meistens bloß symptomatisch erscheinende Krankheitsäußerungen sind, so werden sie doch mittels einer selbständigem Bild- und Einwirkung auf den übrigen Organismus nicht selten wieder zu Ursachen mannichsacher anderer Körperleiden und Störungen in den natürlichen Functionen verschiedener Organe und Körpertheile. Im Allgemeinen verursachen diejenigen Formabweichungen, welche den Rumpf unmittelbar betreffen, mehr und wichtigere consecutive Zufälle, als die an den untern Gliedmaßen vorkommenden, und diese wieder mehr, als die der obern Gliedmaßen. Ueberdies hängt viel von der Verschiedenheit der Form und des Grades ab, in welchem das fragliche Leiden vorhanden ist, sowie von der Natur der Grundkrankheit, als deren Folgeübel es erscheint. Bei den bedeutendern Formabweichungen des Rumpfes ist es sehr natürlich, daß die Brust und Unterleibsorgane, oder unter manchen Umständen beide Abtheilungen zugleich in ihrem Befinden und in ihren Verrichtungen mehr oder minder gestört, und wol selbst durch mechanischen Druck organisch verändert werden. Die von einer nur örtlichen Affection herrührenden Gebrechen haben in der Regel einen weniger nachtheiligen Einfluß auf den übrigen Organismus, als diejenigen, welchen ein allgemeineres Leiden zum Grunde liegt; denn im letztern Fall ist der Körper schon an sich krank, und gibt daher auch dem neuen Eindrucke leichter nach. Diese hier bloß in allgemeinen Umrissen angedeuteten Folgen und Einflüsse können inzwischen erst bei Beschreibung der verschiedenen Krankheitsformen, in denen die fragliche Gruppe erscheint, näher und bestimmter angegeben werden.

Die orthopädischen Formgebrehen sind endlich entweder mehr oder weniger allgemein oder bloß partiell. Allgemein, indem alle oder mindestens die Mehrzahl der Glieder zugleich in einem und demselben Individuum von ihnen befallen erscheinen, wie man dies ganz besonders atabann findet, wenn die englische Krankheit oder die Knochenweichung zum Grunde liegt. Es gibt nicht selten Fälle, wo auch nicht ein Glied seine gesetzliche Gestalt und Gradheit behalten hat, und wo dergleichen Personen wahre Panoramas von Gebrechlichkeit darstellen. Gewöhnlich erleidet jedoch nur das eine oder das andere Glied eine Gestaltveränderung, obgleich das einmal vorhandene Gebrechen zu ähnlichen Verbildungen in andern Theilen leicht Veranlassung gibt. Zu den Formgebrehen eines der untern Gliedmaßen sieht man z. B. aus mechanischen Gründen sich sehr oft auch manche des Rumpfes gesellen. Dergleichen bedingen Verkrümmungen des Rückgrates in bedeutendern Graden fast allemal Verbiegungen der übrigen Knochen des Brustkorbes und des Beckens, und ebenso verhält es sich unter Umständen wieder auch umgekehrt.

Allgemeine Aetiologie der orthopädischen Formgebrehen.

Eine gewisse Prädisposition kommt, wie schon von vorn herein bemerkt wurde, allen Menschen wegen ihrer aufrechten Körperhaltung während des Sitzens, Stehens und Gehens zu. Diese ist natürlich um so beträchtlicher, von je geringerem Umfange die Basis ist, auf welcher der verhältnismäßig so lange und schlanke Körper ruhet, und jemehr Einfluß daher jede, auch nur die geringste dynamische oder materielle Disproportion in der Structur des Bewegungssystems auf die äußere Gestalt rückichtlich ihrer graden, senkrechten Richtung haben muß. Veranlassungen dazu, daß die genannte Prädisposition, welche durch manche, namentlich die lymphatische und Spinal-Constitution, noch besonders gesteigert wird, auch wirklich in eine Formabweichung übergehe, gibt es aber im Leben in der größten Anzahl und Mannichfaltigkeit. Schädliche Einflüsse, die auf den Gesamtorganismus oder bloß auf einzelne Theile des Gliedersystems einwirken, können mittel- oder unmittelbar zu ursächlichen Momenten derselben werden. Denn es ist bereits gezeigt worden, daß ebenso gut, als äußere Verleibigungen dieses Systems idiopathische Erkrankungen in ihm erzeugen können, solche sich auch zuweilen von Innen heraus symptomatisch und secundär in Folge allgemeiner Krankheiten entwickeln. Den veranlassenden Ursachen zu den fraglichen Gebrechen ist also, wie hieraus zur Genüge einleuchtet, eine weite Thür geöffnet. Äußere Gewaltthätigkeiten, die üble Wohnheit, den Körper schief zu tragen, eine ungesunde Diät, die Ansteckung oder plötzliche Unterdrückung verschiedener Krankheiten, Erkältungen, große Körperanstrengungen zc. führen unter begünstigenden Verhältnissen zu einem und demselben Ziele, nämlich zu diesem oder jenem orthopädischen Gebrechen, deren äußere Form, obgleich sie im Ganzen sowol in Hinsicht auf die consecutive Zufälle, als auch auf die ärztliche Behandlung oft von großer Wichtigkeit ist, gewöhnlich bloß von Neben Umständen bestimmt wird.

Allgemeine Diagnose der orthopädischen Formgebrehen.

Man sollte zwar kaum glauben, es könne über das Vorhandensein eines orthopädischen Formgebrehens einmal ein Zweifel herrschen, da es dem bloßen Auge so deutlich vorliegt; aber besserungsrachtet findet man in manchen Fällen eine Verwechslung desselben mit einigen andern Übeln, die auf den ersten Anblick den orthopädischen zuweilen sehr ähnlich sind. Dies ist z. B. mit den schon oben erwähnten Knochengeschwülsten, Knochenbrüchen und Verrenkungen, ferner mit krankhaften Muskelanschwellungen, verschiedenen Aftergeschwülsten zc. der Fall. Eine genaue Untersuchung des leidenden Theiles bei den verschiedenen Bewegungen des Körpers, und ganz besonders die vorausgegangene Ursache der gegebenen Übel muß indeß sehr bald das nöthige Licht hierüber verbreiten. Ein Mehreres davon bei der speciellen Betrachtung der einzelnen Krankheitsformen und der Theile, an

denen sie vorkommen. Ebenso wichtig ist aber zweitens auch die Unterscheidung dieser einzelnen Krankheitsformen von einander hinsichtlich ihrer eigentlichen Natur; denn es leuchtet von selbst ein, daß ein Puckel ganz anders behandelt werden muß, wenn er von einer syphilitischen Dyskrasie herrührt, als wenn ihm eine krankhafte Ernährung und Absorption der Rückenwirbelskörper zum Grunde liegt. Durch die genaue Erforschung dieses Gegenstandes in den gegebenen Fällen kann sich der Arzt am meisten als rationeller und mit Sachkenntnis in die erkrankte Natur tief eindringender Heilkünstler documentiren, während der bloße Routinier oder Mechaniker nur die äußere Form des Gebrechens ins Auge faßt und sein einseitiges Verfahren einzig und allein ihr gemäß einrichtet.

Allgemeine Prognose der orthopädischen Formgebrehen.

☞ Auf gleiche Weise, als ein jedes andere Körperübel, lassen sich auch die orthopädischen rüchlich ihrer Vorhersage von einer zwiefachen Seite betrachten, nämlich 1) ob und inwiefern bei ihnen das Befinden und das Leben des leidenden Individuums beeinträchtigt wird, oder in Gefahr geräth, und 2) wie es sich mit ihrer Heilbarkeit verhält.

In der ersten dieser beiden Rücksichten sind die fraglichen Gebrehen im Allgemeinen allerdings von nicht unwesentlicher Bedeutung. In den meisten Fällen, insbesondere wenn die Verunstaltungen die Wirbelsäule betreffen und einen etwas höhern Grad von Ausbildung erlangt haben, greifen dieselben mehr oder weniger störend in die Donomie des Organismus ein, und versetzen diesen in einen Zustand, in welchem er die gewöhnlichen Verrichtungen und Anstrengungen zu ertragen nicht im Stande ist. Nicht selten werden dadurch die zum Leben wichtigsten Organe, als das Rückenmark, die Lungen, das Herz mit den großen Gefäßstämmen, sowie die Unterleibs- und Bedeneingeweide in ihren Eigenschaften und Lebensäußerungen gehemmt, ja wol selbst in ihrer ganzen Organisation zum Nachtheile der allgemeinen Gesundheit verändert. Dies führt aber zu einem fortwährenden Siechtum und gewöhnlich zum frühzeitigen Tode. In dieser Beziehung sind sie nun wol als am Leben nagend zu betrachten. Dagegen geschieht es nur selten, daß sie ins Lebensrad plötzlich hemmend eingreifen, da sie überhaupt in der Regel langsam entstehen, und in dem Bewegungssystem als demjenigen ihren Sitz haben, welches in einem sehr hohen Grade von der Norm abweichen kann, ehe das Leben dabei in Gefahr geräth. Am ersten geschieht dies noch bei der in Folge der Caries oder tuberculösen Vereiterung der Wirbelbeine entstehenden, unter dem Namen des Pottischen Übels bekannten Verkrümmung der Wirbelsäule, sowie es zuweilen auch der Fall ist, daß sehr verwachsene Personen auf die geringste Veranlassung der die Circulation des Blutes erschwerenden Biegungen der größern Gefäßstämme plötzlich von Apoplexie getroffen werden und sterben. Meistentheils sind es jedoch chronische Leiden: Wassersuchten,

Abzehrungen, allmätiges Schwinden der Kräfte ic., welche durch die fraglichen Formgebrehen verursacht werden.

Was das zweite prognostische Moment, die Heilbarkeit derselben, anlangt, so sind sie gleichfalls wieder unter verschiedene Rubriken zu bringen. Die Vorhersagung muß erstlich anders ausfallen bei angebornen, als bei angeerbten oder erst erworbenen orthopädischen Formgebrehen. Beruhen die angeborenen auf einem Bildungsfehler, so richtet die Kunst gegen sie nichts Wesentliches aus. Mehr läßt sich aber in den Fällen erwarten, wo eine falsche Kindeslage an ihrer Entstehung Schuld oder bloß eine dynamische Verstimmung vorhanden ist, wie wir dies z. B. beim angebornen Klumpfuß nicht selten finden. Mistlich steht es um die Hebung des Übels, wenn es auf einer Erblichkeit beruht. Der Grund dazu liegt zu tief im Organismus verborgen, er ist zu sehr mit dem Ausbildungstrieb verschmolzen, als daß die Diathese entkräftet oder das schon in Folge derselben vorhandene Gebrehen gehoben werden könnte. Die frühzeitig dazwischen tretende Kunst vermag nur soviel, daß sich aus innerer und mit der Entstehung selbst gegebener Nothwendigkeit entsaltende Übel etwas zu mäßigen und für den übrigen Organismus weniger schädlich zu machen. Rücksichtlich der erworbenen Formgebrehen endlich kommt in prognostischer Hinsicht im Allgemeinen viel darauf an, welchen Grad von Ausbildung sie erlangt haben, ob sie in Folge bloß örtlicher oder allgemeinerer Krankheiten entstanden sind, und ob sie sich noch als symptomatische Krankheitserscheinungen oder als Krankheitszeugnisse schon erloschener Affectionen zeigen. Sind sie von der Art, daß sie bei einiger Anstrengung nach Willkür, wenn auch nur temporär, durch die eigene Kraft des leidenden Individuums oder mit Hilfe mechanischer Mittel ausgeglichen werden können, was gewöhnlich in denjenigen Fällen, welche von übeln Angewohnheiten in der Körperhaltung, von Schwäche oder rheumatischer Affection der Muskeln und ähnlichen nur in der Sphäre der Dynamik beruhenden Ursachen herrühren, und im Anfange der Ausbildung fast eines jeden Gebrechens stattfindet; so darf man im Allgemeinen eine vollkommene Wiederherstellung hoffen. Haben sie dagegen schon eine solche Ausbildung erreicht, daß sie nicht mehr, selbst durch Anstrengung des leidenden Individuums, oder durch den Beistand mechanischer, von Außen her wirkender Kräfte in den Normalzustand zurückgebracht werden können, wo also schon das materielle Verhältniß der Theile zu einander eine Umänderung erlitten hat, so stehen der Heilung schon weit mehr und größere Hindernisse im Wege, und sie wird, wenn sie noch möglich ist, wenigstens nur äußerst langsam erfolgen. Es bedarf nämlich dazu schon verschiedener Bildungen und Rückbildungen, welcher bekanntlich besonders in den festern Geweben der Knochen und Knorpel ihre große Schwierigkeiten haben. Dabei kommt überdies viel auf die bedingende Ursache des Leidens an. Ist es bloß örtlich, so dürfen wir gewöhnlich mehr erwarten, als wenn es aus einer allgemeinen Krankheit hervorgeht. Überhaupt aber vermag die frühzeitig und zweckmäßig gehandhabte ärztliche Kunst weit eher etwas in den Fällen,

welche bei noch fortbestehender Grundkrankheit symptomatisch sind, als in denen, welche die Ausgänge schon erfolglicher krankhafter Affectionen ausmachen.

Bei der größern Aufmerksamkeit, welche man besonders in neuerer Zeit dieser Gruppe von Gebrechen zu schenken angefangen hat, und bei der daraus hervorgehenden zweckmäßigen Behandlung derselben ist die Prognose im Ganzen weit günstiger geworden. Es muß wol eingeräumt werden, daß so manches orthopädische Gebrechen, welches früher ungeheilt geblieben wäre, jetzt in höhern Graden seiner Ausbildung völlig gehoben wird. Allein dessenungeachtet ist es sehr wahrscheinlich, daß die Folgezeit es hierin vielleicht noch weiter bringen wird, besonders wenn eine glückliche Verbindung der dynamischen Behandlung mit der mechanischen selbst unter den gebildeten Ärzten, die sich mit der Orthopädie beschäftigen, allgemeiner werden sollte.

Verhütung und ärztliche Behandlung der orthopädischen Formgebrehen im Allgemeinen.

Ein je bedeutenderes Uebel jedes nur einigermaßen ausgebildete orthopädische Formgebrehen ist, und je mehr Schwierigkeit in der Regel seine Heilung verursacht, eine desto größere Aufmerksamkeit verdient offenbar seine Verhütung. Diese steht aber im Ganzen sehr in der Gewalt des Menschen. Denn obschon der Körper, vermöge seiner aufrechten Stellung und Zartheit seiner Glieder zu Mißgestaltungen, gleichsam prädisponirt erscheint, so bedarf es doch, wie wir gesehen haben, noch verschiedener Momente, ehe seine Gradheit eine Beeinträchtigung erleidet. Bei Durchgehung dieser Momente weist sich aber aus, daß sie größtentheils durch die eigene Verschuldung der Menschen herbeigeführt werden. In den ältern Zeiten kamen diese Uebel weit weniger vor, und auch jetzt noch findet man, daß sie bei denjenigen Völkernschaften und in der Classe von Menschen, welche eine naturgemäßere, ungelünsteltere Lebensweise führen, zu den Seltenheiten gehören. Daraus folgt also, daß eine falsch geleitete Cultur, mit einem Worte Verweichlichung und Schwächung des Körpers eine sehr große Rolle hierin spielen muß. Aus Fehlern dieser Gattung gehen die Mißgestaltungen des Leibes entweder unmittelbar oder mittelbar durch die im Allgemeinen angeführten Krankheiten hervor. Insofern fällt nun die prophylaktische Fürsorge in das Gebiet der Diätetik im weitern Umfange dieses Wortes, auf welche wir hier auch verweisen müssen, da die Ausführung des fraglichen Gegenstandes nicht an diesen Ort gehört.

Aber selbst wenn schon Krankheiten vorhanden sind, welche die orthopädischen Formgebrehen leicht zur Folge haben, können dieselben oft noch durch gehörige Sorgfalt abgewendet oder wenigstens in ihrer Ausbildung sehr beschränkt werden, und dies ist mehr eine unmittelbare Aufgabe für den Arzt. Eine zeitig genug eingeleitete zweckmäßige Behandlung der Rheumatis, der Strofkrankheit, der Rheumatismen, der verschiedenen Hautausschläge, selbst wenn sie schon eine Verfestung nach dem Rückgrathe hin erlitten haben sollten, und der übrigen

hierher gehörigen Krankheiten ist meist im Stande, die Gradheit des Körpers zu erhalten. Dies wird besonders demjenigen Heilkünstler gelingen, welcher, vertraut mit den oft sehr dunkeln Zeichen der ersten Urfänge da hier in Rede stehenden Gebrechen, dem bedrohten Theile sogleich seine ganze Aufmerksamkeit widmet und durch zweckmäßige Mittel zu Hilfe kommt. Am meisten ist aber davor zu warnen, daß man sich nicht verleiten läßt, ein sich zeigendes orthopädisches Formgebrehen, es möge auch noch so unbedeutend und bei einer Gelegenheit erscheinen, bei welcher es wolle, in der Voraussetzung, es werde sich wieder verlieren oder wenigstens nicht schlimmer werden, einzig und allein der Natur zu überlassen. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß diese Erwartung fast nie in Erfüllung geht, was im Mechanismus des menschlichen Körpers und in den Gesetzen, die bei dessen einmaliger Störung sich geltend machen, seinen vollen Grund hat.

Der zweite Theil der ärztlichen Wirksamkeit besteht in der Behandlung der bereits entstandenen und mehr oder weniger vorgeschrittenen Formgebrehen; eine Aufgabe, welche die Heilkünstler im Allgemeinen auf sehr verschiedene Weise zu lösen suchen. Bei nur einigermaßen genauer Erwägung des Gegenstandes muß indes das einzig richtige Heilverfahren sich von selbst ergeben. Früher, wo die praktische Ausübung der Orthopädie fast nur in den Händen der Ackerärzte oder solcher Chirurgen war, die keine klare Vorstellung von der Behandlung eines nicht rein mechanischen Gebrechens hatten, hielt man die orthopädischen Uebel ohne Unterschied für bios örtlich, und behandelte sie auch dieser beschränkten Ansicht gemäß. Man wandte deshalb, ohne alle Rücksicht auf ihre jedesmalige Natur und die ihnen zum Grunde liegenden Ursachen entweder irgend eine reizende Einreibung in flüssiger oder Salbenform, oder ein ähnliches Pflaster an, welche Mittel Alles in Allem thun sollten, oder man steckte das mißgestaltete Glied in eine mechanische Vorrichtung, die je nach der Verschiedenheit seines Baues auch verschiedentlich construirt war, oder man suchte, von der Idee ausgehend, daß eine jede solche Abweichung, wenn ihr Grund in einem Gelenke zu liegen schien, eine Verrenkung sei, das deformirte Glied durch Streichen und gewaltsames Einrenken und Ausdehnen wieder grade zu bringen. In neuerer Zeit ist man nun zwar von diesen rohen und zum Theil in reiner Quacksalberei bestehenden Verfahrensweisen etwas abgegangen, aber dessenungeachtet gibt es verhältnißmäßig nur sehr wenige Ärzte, die in der Behandlung der fraglichen Gebrechen wahrhaft rationell verfahren. Immer noch herrschen die verschiedensten Meinungen darüber und während manche bios dynamisch einwirken, wähen Andere einzig und allein auf dem mechanischen Wege zum erwünschten Ziele zu gelangen. Ohne uns hier über die unzulängliche Unzulänglichkeit des Verfahrens einer jeden dieser Partien weitläufig auszusprechen, die sich über bios theils aus dem bereits Gesagten, theils aus dem aus dem Folgenden von selbst ergibt, gehen wir sogleich zur Angabe dessen über, was einer vernünftigen Theorie

entspricht und nach dem übereinstimmenden Urtheile der wissenschaftlich gebildeten Orthopäden auch am besten zum Zwecke führt. Dies besteht nämlich in der den gegebenen Umständen angemessenen Verbindung eines dynamischen und mechanischen Kunstverfahrens. Als Gebrechen, deren Grund gewöhnlich in einer Erkrankung der dynamischen Seite des Gesamtorganismus oder wenigstens eines Theiles desselben besteht, fallen sie der Dynamik anheim, als formelle Abweichungen aber, welche nach den Gesetzen der Mechanik in der Structur des Gliedensystems stattfinden, erfordern sie gewöhnlich auch mechanische oder mindestens solche Mittel, welche mechanisch einwirken. Die bei einem jeden orthopädischen Formgebrehen im Allgemeinen zu stellenden Indicationen sind nämlich zusammen genommen folgende:

Erste Heilanzeigen: Die dem Uebel zum Grunde liegenden und noch fortwirkenden ursächlichen Momente zu entfernen oder zu entkräften. Fehlthafte Angewohnheiten in der Haltung und Bewegung des Körpers sind dem leidenden Individuum abzugewöhnen; die in irgend einer Hinsicht ungesund und schwächende Lebensweise desselben, wegen Unreinlichkeit, eingeschlossener Luft, schlechter Kost, zu anhaltenden ruhigen Sitzens, zu großer körperlicher und geistiger Anstrengungen, Benutzung zu weicher Lagerstätten u. c. muß verbessert und geregelt werden. Kurz es ist oft nöthig, das gebrechliche Individuum in eine ganz andere, der bisherigen grade entgegengesetzte Lage zu versetzen, wenn man das vorhandene Uebel völlig enturzeln will. Diese Heilanzeigen fällt indes in vielen Fällen weg, welche schon Ausgänge verschiedener krankhafter Affectionen ausmachen, denn hier dauert die Wirkung länger, als die Ursache fort. Wir sind aber auch unter solchen Umständen meist unvernünftig, dem Uebel wesentlich beizukommen, und müssen uns nur darauf beschränken, demselben in seinem weitern Fortschreiten Grenzen zu setzen, und es dem Gesamtorganismus unschädlicher zu machen, wovon weiter unten noch besonders die Rede sein wird.

Zweite Heilanzeigen: Die krankhafte Affection, aus welcher das Formgebrehen mittel- oder unmittelbar hervorgeht, ihrer Natur gemäß zu behandeln. Vor allen ist deshalb auszumitteln, ob das Gebrehen von einer bloß örtlichen, oder ob es von einer allgemeinen Erkrankung herrühre: — eine oft sehr schwer zu entscheidende Frage, bei welcher der Arzt sich besonders an die vorausgegangenen und veranlassenden Ursachen zu halten und alle dabei obwaltende Umstände, ja selbst die Körperbeschaffenheit der Ältern und Vorfahren, zu berücksichtigen hat, um darin zur Gewissheit zu gelangen. Die richtige Diagnose führt aber leicht zu einer richtigen Behandlung, welche natürlich sehr verschieden sein muß, je nachdem es der Arzt z. B. mit der englischen Krankheit, oder den Skrofeln, oder mit Rheumatismen, Gicht, Lufteuche u. c. zu thun hat. Hieraus leuchtet zugleich ein, daß der orthopädische Arzt die Heilkunde in ihrem ganzen Umfange kennen müsse, um immer mit der nöthigen Umsicht zu verfahren.

Dritte Heilanzeigen: Die mißgestalteten Theile selbst allmählig und mit Vorsicht wieder in ihre normale Richtung zurückzuführen, und sie darin so lange zu erhalten, bis das Normalbefinden im Gesamtorganismus sowohl als in dem Bewegungssysteme wieder hergestellt ist. Hier ist ein mechanisches Eingreifen der Kunst an seinem Platze. Es muß unmittelbar auf die äußern und durch sie auf die tiefer liegenden Gebilde eingewirkt werden, theils um die Richtung und Form derselben von Nutzen her durch fremde Kraft zu verändern, theils um dadurch die zu ihrer bleibenden Wiederherstellung nöthige organische Metamorphose zu erregen zu helfen. Dies geschieht aber a) durch Leibesübungen, welche unter manchen Umständen und besonders im Anfang eines Formgebrehens, zweckmäßig geleitet, oft außerordentlich viel thun können, da sie beide Zwecke, welche die mechanisch zu Hilfe kommende Kunst zu erreichen sucht, auf eine naturgemäße Weise in sich vereinigen. Man bringt deshalb verschiedene active und passive Bewegungen, welche den ganzen Körper oder vorzugsweise nur die kranken Gliedmaßen betreffen, in Anwendung. Die zu heilenden Individuen müssen gehen, laufen, springen, tanzen, spielen, Schaukeln, reiten, in Caroussells, Rollbetten, kleinen Sesselwagen fahren, werden zu verschiedenen Beschäftigungen, bei denen der Körper eine der Mißgestaltungen entgegengesetzte Haltung annehmen und sich anstrengen muß, angehalten, oder in Leibesübungen im eigentlichen engeren Sinne des Wortes: im Strecken, Springen, Klettern, Laufen, im sogenannten Rundlaufe, Schleudern, Fechten nach den Regeln der Kunst, Stoßen mit Nappieren, Tragen von Gewichten, Aufhängen an den Achseln und Händen, Balanciren auf einem Bein u. c. unterrichtet. b) Durch Manipulationen. Dabei wird beabsichtigt, entweder auf die Muskeln oder die Knochen, oder auf beide zugleich unmittelbar einzuwirken. Sie bestehen im Reiben der mißgestalteten Theile mittels der bloßen Hand, wollener Tücher oder Bürsten, und gewöhnlich unter gleichzeitiger Anwendung belebender, geistiger, oder erschlaffender und erweichender Mittel, oder im Streichen und Drücken der abgewichenen und hervorstehenden Theile, oder endlich im Ziehen an denselben, um sie zu strecken und wieder in ihre normale Lage und Richtung zurückzubringen. Durch das Reiben werden die Muskeln, Sehnen und Bänder, durch das Drücken aber die Knochen in Anspruch genommen, während das Strecken auf die einen wie auf die andern einwirkt. Im Ganzen ist eine dergleichen örtliche Behandlung des kranken Theiles von großem Nutzen, wenn darin methodisch verfahren wird, und das Glied noch nicht so bedeutende organische Veränderungen erlitten hat, daß Alles in einem hohen Grad erstarrt und ungesüßig geworden ist. Ganz besonders hilfreich sind die Manipulationen in den Fällen, wo die Schuld mehr in den Muskeln, Sehnen oder Bändern liegt. Dagegen vermögen sie gewöhnlich alsdann weniger, wenn die Abweichungen von der Continuität der Knochen selbst ausgeht. c) Durch Bandagen, dieses sind Binden, welche an den Körper

unmittelbar angelegt werden und ihre Wirkung auch unmittelbar auf dessen Oberfläche äußern. Für sich allein finden sie bei orthopädischen Gebrechen im Ganzen weniger Anwendung, weil sie mehr oberflächlich wirken und durch die Theile des Leibes, an denen sie anliegen, selbst erst ihre Form, Befestigung und Wirksamkeit erhalten. Doch werden sie bei einzelnen Uebeln der Art mit Nutzen angelegt, wozu z. B. eine den Kopf stützende Binde, eine Binde gegen den schiefen Hals, die Everssche Binde, die Köhlersche Mütze, die Schulterriemen oder sogenannten Gradhalter, die Brücknersche Binde beim Klumpfuß und einige andere, auch in der gewöhnlichen Verbandlehre vorkommenden Binden, bei Verrenkungen des Ellenbogens, des Knies, des Vorfußes zur Befestigung u. c., und besonders auch die Schnürleibchen gehören, welche, so nachtheilig sie sonst im gemeinen Leben zu sein pflegen, sich doch, zweckmäßig gefertigt, und bei manchen Deformitäten des Rückgrathes, sehr werthvoll erweisen. d) Durch Maschinen. Diese unterscheiden sich von den soeben besprochenen Bandagen dadurch, daß sie aus verschiedenartigen festen Stoffen gefertigt sind, und wozu sie die Bestimmung haben, getragen zu werden, einmal angelegt, durch eine nicht im Körper oder dem betreffenden Theile desselben, sondern in ihnen selbst liegende Kraft eine fortwährende gleichmäßige oder selbst sich steigende Wirkung ausüben. Sie werden dadurch im Ganzen auch anwendbarer und tiefer eingreifender als die Bandagen. Denn obgleich es sich nicht in Abrede stellen läßt, daß namentlich durch die Maschinen und die mit ihnen in eine Kategorie gehörigen verschiedenen Streck- oder Spannbetten u. c. oft unendlicher Schaden angerichtet wird, sobald sie als die einzigen und wahren orthopädischen Heilmittel angesehen und ohne Unterschied bei einem jeden Gebrechen, welcher Natur es immer sein wolle, und über die Gebühr gebraucht werden, oder zweckwidrig konstruirt sind; so kann ihrer doch der praktische Orthopädecker unmöglich ganz entbehren, und man muß die Erklärung dessen, der bloß in ihnen sein ganzes Heil sucht, für ebenso einseitig und falsch halten, als derjenige in großem Irrthume befangen ist, der sie ganz verwirft und namentlich die Streckbetten für eine des Prokrustes würdige Erfindung ausgibt. Die Beweise für ihren Nutzen, wenn sie zur rechten Zeit und unter den rechten Verhältnissen, welche freilich nur der rationelle Arzt gehörig ausfindig zu machen im Stande ist, angewendet werden, liegen zu klar am Tage, als daß es nöthig wäre, ein Mehreres darüber hier zu sagen, zumal da sie im Vorhergehenden schon zur Genüge geführt worden sind. Daher nur noch ein Paar Worte über ihre Eintheilung und ihre zweckmäßige Construction und nöthigen Eigenschaften im Allgemeinen. Die orthopädischen Maschinen zerfallen zunächst in zwei Hauptclassen, nämlich 1) in solche, die von dem leidenden Individuum selbst am Körper getragen werden — tragbare Körpermaschinen — und 2) in solche, deren es sich bloß zu manchen Zeiten, bei gewissen Stellungen und Vermaßen bedient, daß sie mehr als mechanische Apparate angesehen werden müssen — nicht tragbare Ma-

schinen. Dahin gehören: a) die Vorrichtungen, bei denen die Ausdehnung des Körpers durch seine eigene Schwere bewirkt wird, die Schweben und Schwingen; b) die Lehnstühle, Streckstühle und Pfosten, bei deren Anwendung der Kranke sitzen oder stehen muß, und c) die orthopädischen Betten, sogenannten Streckbetten, welche entweder nur durch Lagerung auf einer graden Fläche wirken, oder zugleich einen Extensionsapparat haben, oder endlich welche zugleich Extension und Druck ausüben. Sämmtliche Maschinen und mechanische Apparate wirken entweder direct, gradezu auf das misgestaltete Glied, und zwar auf seinen eigentlichen Kern, den Knochen, um es der Abweichungslinie entgegen zur Normallage zurückzuführen — also durch Druck — oder indirect, indem durch Hebung der Hindernisse, Ausdehnung von Verkürzungen, Unterstützung und Herstellung der natürlichen Kraft, die Heilung mehr der Heilkraft der Natur selbst überlassen wird — durch Zug —, oder endlich mehr passiv, indem sie dem Zusammensinken eines Körpertheiles abzuwehren suchen — durch Stützung. Demnach zerfallen sie hinsichtlich der Art ihrer Wirkung in die Compressions-, Extensions- und Sustentationsmaschinen.

Eine jede tragbare Maschine muß die Stützpunkte, an welchen sie befestigt ist, und ihre Wirkungspunkte, auf welche sie ihre Kraft äußert, haben. Zu erstern sind die festen gesunden Theile des Organismus zu wählen, z. B. bei den Verdrehungen und Verkümmungen des Rückgrathes das Becken und der Kopf, bei denen des Knies das Becken und die Knöchel u. c.; die letztern betreffen aber immer die erkrankten Gebilde selbst. Bei den nicht tragbaren mechanischen Apparaten liegen die Stützpunkte dagegen außer dem Organismus, und bloß die Wirkung geht auf den Körper. Ferner werden an eine jede orthopädische Vorrichtung, sie möge tragbar oder nicht tragbar sein, folgende Hauptanforderungen von Seiten der Kunst gemacht: 1) Sie muß der Kraft des Widerstandes der kranken Theile, der Stärke der Muskeln und Bänder, der Straffheit oder Erschlaffung der Fasern, der Härte oder Weichheit der Knochen, dem Alter der Patienten u. c. angemessen sein, d. h. ihre mechanische Action darf unter den gegebenen Rücksichten weder zu schwach, noch zu stark ausfallen; 2) sie darf durchaus keinem andern Theile des Körpers schaden, während sie vielleicht dem misgebildeten Gliede nützlich wäre. Deshalb sei sie möglich leicht und einfach gebaut und an allen den Stellen, wo sie am Körper fest anliegt oder aufsitzt, gut und weich gefüttert oder gepolstert. Aus diesem Grund ist es im Allgemeinen wol zweckmäßig, daß sie 3) gleichsam ein künstliches Skelet, künstliche Knochen, Muskeln, Bänder und Gelenke zu bilden bestimmt, dem lebenden Mechanismus thunlichst nachahmt, und besonders durch Federkraft auf die zu comprimirenden Theile einwirkt und ihre Wirksamkeit erst nach und nach steigert. Kurz sie wirke langsam ein, bis die Theile sich derselben fügen, ununterbrochen, damit das Gewonnene nicht wieder verloren werde, und mit allmählig zunehmender Kraft, um den immer größern Widerstand zu überwinden. Ueberhaupt aber ist ihr Gebrauch bis zur vollkommenen erreich-

ten Heilung fortzusetzen, und selbst dann nur erst nach und nach völlig aufzuheben.

Vierte Heilanzeigen: Es werde durch Erregung eines örtlichen dynamischen Processes zur Umbildung der misgestalteten Theile das aufgehobene Gleichgewicht wieder hergestellt. Dieser dynamische Process ist zwar nicht allemal, doch in der Regel nöthig, sobald nämlich die ganze Schuld nicht bloß in der Verkürzung oder zu großen Rigidität einer Sehne oder eines Bandes liegt, welche sich auf mechanischem Wege allein heben läßt. Ferner erfordert derselbe zuweilen auch keine besondere örtliche Behandlung, da er in Folge der Veränderungen, welche der ganze Organismus beim Verschwinden der allgemeinen Grundkrankheit erleidet, schon von selbst erfolgt. Dies ist öfters z. B. bei der Skrofelkrankheit, der Lustseuche u. der Fall. Aber ist das Gebrechen mehr localer Natur, oder hat das allgemeinere Leiden örtlich so tiefe Wurzel geschlagen, daß es eine gewisse Selbständigkeit behauptet, wie wir dies z. B. öfters in den von Rhaehitis herrührenden Formgebrehen finden; so müssen neben der allgemeinen ärztlichen Behandlung und der Anwendung mechanischer Vorrichtungen auch noch verschiedene örtlich einwirkende, erschlassende oder stärkende, oder die Ernährung umstimmende Mittel, wie Bäder, Einreibungen, Pflaster u. gebraucht werden. Es gelten hier dieselben Regeln, wie wir sie in allen andern, sich örtlich ausprechenden Krankheiten zu beobachten haben.

Fünfte Heilanzeigen: Einzelne, mit dem Gebrechen in einer Verbindung stehende, oder complicirte Krankheitserscheinungen zu behandeln und in unheilbaren Übeln wenigstens palliativ und lindernd einzuwirken. Die erstere dieser beiden Aufgaben findet meist eine nur sehr beschränkte Anwendung, da sie, es möge sich um die Hebung von Causals- oder von Consecutiv-Symptomen handeln, gemeinlich zugleich mit der eigentlichen Hauptbehandlung gelöst wird; denn die Causalsymptome gehören unmittelbar zum vollständigen Krankheitsbilde, gegen welche die ärztliche Behandlung, gleichviel ob sie mehr auf dynamischem oder mechanischem Wege eingeschlagen wird, gerichtet ist. Ebenso verhält es sich mit den Consecutivsymptomen, welche mit den orthopädischen Gebrechen, als ihren Ursachen, von selbst verschwinden. Die vorhandenen Lungenleiden, Athmungsbeschwerden, Verdauungsfehler u., welche von Verschiebung des Rückgrathes, der Rippen und des Brustbeines, und deshalb von Beengung der Brust- und Bauchhöhle herrühren, heilen, sobald der Körper wieder zur Normalrichtung gebracht ist. Die vorhandenen Complicationen erfordern aber allerdings, wenn sie von der orthopädischen Krankheit abhängig sind und mit dieser nicht auf dieselbe Weise entfernt werden können, das ihrer Natur entsprechende Eingreifen der Kunst. Unter manchen Umständen ist es sogar nöthig, daß die orthopädische Behandlung interimistisch ganz eingestellt wird, um sie zuvörderst heben zu können.

Was die zweite Aufgabe anbetrifft, in unheilbaren

Deformitäten wenigstens palliativ und lindernd einzuwirken, so findet der Arzt gleichfalls zuweilen noch einen großen Wirkungskreis. Die meisten Gebrechen, welche besonders in einem schon vorgerückten Alter als Krankheitsproducte noch fortbestehen, oder welchen bedeutende organische Zerstörungen und Umwandlungen vorausgegangen sind, z. B. das Malum Pottii, Verkümmungen mit Ankylose, der Greisenbuckel u., beschränken das Handeln des Arztes größtentheils hierauf. Je nachdem die daraus hervorgehenden Beschwerden mehr in dynamischen Verkümmungen oder in mechanischen Störungen bestehen, müssen wir auch bald dies bald jenes zu Hilfe nehmen und das eine Mal in der Pharmacie, das andere Mal in der Werkstätte des Mechanikus unsere Mittel suchen.

Allgemeine Eintheilung und Übersicht der orthopädischen Formgebrehen.

¶ Von dem Gesichtspunkt aus betrachtet, von welchem der rationale Arzt die in Rede stehenden Deformitäten wissenschaftlich zu nehmen hat, sind dieselben zunächst in Ansehung der ihnen zum Grunde liegenden Ursachen von einander zu unterscheiden, wovon namentlich Heidenreich und Despech ihr Principium dividendi entlehnt haben. Heidenreich nimmt nämlich folgende vier Hauptgattungen der Deformitäten an: 1) die durch üble Gewohnheit veranlaßte *Curvatura habitualis*; 2) die von den Muskeln ausgehende *Curvatura muscularis*; 3) die in Leiden der Knochen beruhende *Curvatura ossaria*, und 4) die von eigenthümlichen Krankheiten im ganzen Organismus herrührende *Curvatura dyscrasica*. Unterarten dieser Zustände sind: in der *Curvatura habitualis* die Entstehung des Übels aus Gewohnheit, Anstrengung, Trägheit, einseitiger Beschäftigung, besonders bei Mädchen von Nähen, Sticken u.; in der *Curvat. muscularis* die Entstehung des Übels aus Schwäche, Torpidität, Verletzung, schlechter Heilung von Wunden u.; in der *Curvat. ossaria* die Entstehung des Übels aus Weichheit, mangelhafter Entwicklung, Ankylose u.; in der *Curvatura dyscrasica* die Entstehung des Übels aus dem eigenthümlichen Leiden, als skrofulöser, rhaehitischer Complication u. Die einzelnen Übel zerfallen aber nach der anatomischen Anordnung: in Deformitäten des Halses, des Rückgrathes, des Beckens, der Rippen, des Brustknochens, der Schlüsselbeine, der Schultern, der obern und untern Extremitäten, welche wiederum nach dem Charakter der jedesmaligen Krankheitsgattung, aus denen sie hervorgegangen sind, z. B. als *Obstipitas habitualis*, *Obst. muscularis*, *ossaria* und *dyscrasica* etc. bezeichnet werden.

Auf ähnliche Weise ist Despech verfahren, indem er die Ätiologie der Deformitäten obenanstellt und die einzelnen äußern Formen gar nicht als etwas so Wesentliches ansieht, sondern nur die unmittelbaren Ursachen: die Schwäche und Lähmung der Muskeln, die fehlerhaften Stellungen, die Misgestaltungen der umgebenden Theile, die angeborene Ungleichheit der Gliedmaßen, den Rheumatismus, die Erweichung und den tuberculösen

Zustand der Knochen u., zum Eintheilungsgrunde gewählt hat.

Wir halten uns ebenfalls von der Richtigkeit des von den genannten beiden Autoren eingeschlagenen Verfahrens im Ganzen überzeugt, glauben jedoch, daß die Krankheitsgattungen und Arten, welche die in Rede stehenden Deformitäten erzeugen, mehr nach den Grundsätzen der allgemeinen Pathologie bestimmt werden müssen. Dem zufolge theilen wir sie zuvörderst in die angeborenen und in die erworbenen, und die letztern wiederum in diejenigen, welche als Symptome einer noch vorhandenen oder als Producte einer schon beerdigten Krankheit erscheinen, ein. Eine fernere Unterscheidung derselben bezieht den Charakter der Grundkrankheit, ob diese eine von Fieber begleitete (acute) oder fieberlose (chronische) ist, ob sie mehr vom Nerven- oder vom Gefäßsystem ausgeht, ob das im Gliederungssystem örtlich sich äußernde Leiden idiopathisch oder deutropathisch, und ob es auf einer dynamischen Affection oder auf organischen (mechanischen) Veränderungen der betreffenden Theile beruht. Was aber die Unterscheidung der einzelnen Species der Deformitäten hinsichtlich ihres Sitzes und ihrer äußern Formen anlangt, so bezeichnen wir sie ebenfalls nach den Körpertheilen, an denen sie sich zeigen, und nach der Hauptrichtung, in welcher sie von der normalen Achsenlinie abweichen. Sie zerfallen also I. in die Deformitäten des Kumpfes; II. in die der obern und III. in die der untern Gliedmaßen.

I. Orthopädische Formgebrehen des Kumpfes: 1) Perpendiculäre Achsendrehung der Wirbelsäule (Spondylotrophosis), a) nach rechts und b) nach links. 2) Schiefheit des Halses mit Achsendrehung (Trachelotrophosis), ohne Achsendrehung (Trachelokyllosis — Caput obtusum). 3) Rückwärtsbiegung des Halses (Auchenokyrtosis). 4) Ausbiegung oder Rückwärtsbiegung des Rückgrathes — der Wuckel — (Kyphosis). 5) Einbiegung oder Vorwärtsbiegung des Rückgrathes (Lordosis). 6) Einwärtsbiegung des Rückgrathes (Scoliosis), a) nach rechts und b) nach links. 7) Schiefheit der Schulterblätter (Omoplatokyllosis). 8) Erhöhung des Brustkorbes — Verlängerung seines Durchmesser von Hinten nach Vorn, — hohe Brust, Gänse- oder Hühnerbrust (Thoracokyrtosis). 9) Vertiefung der Brust — Verkürzung ihres Durchmesser von Hinten nach Vorn; — eingedrückte, eingesunkene Brust (Sternontypoma). 10) Schiefheit des Brustkorbes — Erhöhung der einen, Vertiefung der andern Seite — (Thoracokyllosis). 11) Schiefheit der Hüften (Ischiocambeosis).

II. Orthopädische Formgebrehen der obern Gliedmaßen: 1) Angezogensein des Vorderarmes an den Oberarm (Oleocrampsis). 2) Angezogensein der Hand an den Vorderarm — Klumpband — (Campalchiria).

III. Orthopädische Formgebrehen der untern Gliedmaßen: 1) Angezogensein des Oberschenkels an den Unterleib (Scolocrampsis). 2) Angezogensein des Unterschenkels an den Oberschenkel (Gonyocrampsis). 3) Auswärtsbiegung des Knies — Sabelbein,

Eichelbein — (Gonyekylosis). 4) Einwärtsbiegung des Knies — Ziegenbein (Gonyekylosis). 5) Angezogensein der Ferse an den Unterschenkel — Contractur der Achillessehne — Pferde- oder Spitzfuß (Oxypodia — Hippopodia — Pes equinus). 6) Auswärtsbiegung des Fußes — Plattfuß — Platypodia). 7) Einwärtsbiegung des Fußes — Klumpfuß — (Campsipodia, Talipes).

Literatur.

Außer daß die orthopädischen Deformitäten in ten hiesigen chirurgischen Schriften mehr oder weniger ausführlich abgehandelt werden, hiesigen wir bis jetzt folgende besondere Werke, die über die gesammte Orthopädie sowohl im Allgemeinen, als über die einzelnen dahin gehörigen Uebl im Besondern sich verbreiten:

L'Orthopédie ou l'art de prévenir et de corriger dans les enfans les difformités du corps. Par Mr. Andry. Avec figures. 2. Tom. (Paris 1741.) übersetzt: Orthopädie oder die Kunst, bei den Kindern die Ungestattheit des Leibes zu verhüten und zu verbessern. Durch Herrn Andry. Mit Kupfertafeln. (Berlin 1744.) — Observations sur la nature et le traitement du Rachitisme ou des courbures de la colonne vertebrale et de celles des extrémités supérieures et inférieures, par Anton Portal. (Paris 1797.) übersetzt: Beobachtungen über die Natur und die Behandlungsart der Rachitis oder der Krümmungen des Rückgrathes, der obern und untern Extremitäten, von A. Portal. (Weisfersels und Leipzig 1798.) — A practical Essay on the Club-Foot and other Distortions in the Legs and Feet of Children — as well as for curing Distortions of the Spine and ever other Deformity, that can be remedied by mechanical applications. By Th. Shaldrake. (London 1798.) w. pl. — Nouvelle Orthopédie ou Précis sur les difformités que l'on peut prévenir ou corriger dans les enfans. Par Mr. P. F. F. Desbordeaux. (Paris 1805. 16.) — über die Verkümmungen des menschlichen Körpers für Ärzte und Chirurgen, von D. J. G. Sörg. (Leipzig 1810. gr. 4.) Mit Kupfertafeln. — Practical Observations on Distortions of the Spine, Chest and Limbs; together with remarks on paralytic and other Diseases connected with impaired or defective Motion. By William Tilleard Ward. (London 1822.) — Recherches pratiques sur les principales difformités du corps humain et sur les moyens d'y remédier. Ouvrage orné de planches lithographiées, représentant les machines oscillatoires et les instrumens employés dans la chirurgie orthopédique. Par Jalade-Lafond. (Paris 1827—29. gr. 4.) — Orthopädie oder Bericht der Mechanik zur Heilung der Verkümmungen am menschlichen Leibe, von F. W. Heidenreich. (1. Theil Berlin 1827. 2. Theil 1831. noch unvollendet.) — De l'Orthomorphie par rapport à l'espèce humaine ou Recherches anatomico-pathologiques sur les causes, les moyens de prévenir, ceux de guérir les principales difformités et sur les véritables fondemens de l'art appelé Orthopédique, par J. Dolpech. Tom. II. (Paris 1828.) Avec Atlas in pet. fol. übersetzt: Die Orthomorphie in Beziehung auf den menschlichen Körper oder anatomisch-pathologische Betrachtungen über die Ursachen, Verhütungsmittel und Heilungsmittel der Hauptdeformitäten und über die wahren Grundsätze der orthopädischen Behandlung. Vom Ritter Prof. J. Dolpech. 1. Abth. nebst einem Atlas mit 27 Steinzeichnungen in gr. 4. und 2. Abth. nebst einem Atlas mit 16 Steinzeichnungen. Weimar 1830. Der chirurgischen Handbibliothek 12. Bandes 1. und 2. Abtheilung. — A Treatise on the Distortions and Deformities of the human Body etc. By Lionel J. Beale. 2. Edition. (London 1833.) — Observations cliniques sur les difformités de la taille et des membres etc. Par le Prof. Dolpech et le Dr. Trinquier. (Montpellier 1833.) Mit Atlas.

Populäre Schriften.

Die Kunst, die Verkümmungen der Kinder zu verhüten und die entstandenen sicher und leicht zu heben. Für sorgsame Mütter und Gesichter, von D. J. G. Sörg. (Leipzig 1816.) Mit

gwei
und
ger
an
e

wäre
bloß
an
be
b

Zustand der Knochen u., zum Eintheilungsgrunde gewählt hat.

Wir halten uns ebenfalls von der Richtigkeit des von den genannten beiden Autoren eingeschlagenen Verfahrens im Ganzen überzeugt, glauben jedoch, daß die Krankheitsgattungen und Arten, welche die in Rede stehenden Deformitäten erzeugen, mehr nach den Grundsätzen der allgemeinen Pathologie bestimmt werden müssen. Dem zufolge theilen wir sie zuvörderst in die angeborenen und in die erworbenen, und die letztern wiederum in diejenigen, welche als Symptome einer noch vorhandenen oder als Producte einer schon beendigten Krankheit erscheinen, ein. Eine fernere Unterscheidung derselben betrifft den Charakter der Grundkrankheit, ob diese eine von Fieber begleitete (acute) oder fieberlose (chronische) ist, ob sie mehr vom Nerven- oder vom Gefäßsystem ausgeht, ob das im Gliederungssystem örtlich sich äußernde Leiden idiopathisch oder deuteropathisch, und ob es auf einer dynamischen Affection oder auf organischen (mechanischen) Veränderungen der betreffenden Theile beruht. Was aber die Unterscheidung der einzelnen Species der Deformitäten hinsichtlich ihres Sitzes und ihrer äußern Formen anlangt, so bezeichnen wir sie ebenfalls nach den Körperteilen, an denen sie sich zeigen, und nach der Haupt- richtung, in welcher sie von der normalen Achsenlinie abweichen. Sie zerfallen also I. in die Deformitäten des Rumpfes; II. in die der obern und III. in die der untern Gliedmaßen.

I. Orthopädische Formgebrehen des Rumpfes: 1) Perpendikuläre Achsendrehung der Wirbelsäule (Spondylostrophosis), a) nach rechts und b) nach links. 2) Schiefheit des Halses mit Achsendrehung (Trachelostrophosis), ohne Achsendrehung (Trachelokylosis — Caput obstipum). 3) Rückwärtsbiegung des Halses (Auchenokyrtosis). 4) Ausbiegung oder Rückwärtsbiegung des Rückgrathes — der Buckel — (Kyphosis). 5) Einbiegung oder Vorwärtsbiegung des Rückgrathes (Lordosis). 6) Seitwärtsbiegung des Rückgrathes (Scolio- sis), a) nach rechts und b) nach links. 7) Schiefheit der Schulterblätter (Omoplatokylosis). 8) Erhöhung des Brustkorbes — Verlängerung seines Durchmesser von Hinten nach Vorn, — hohe Brust, Gänse- oder Hühnerbrust (Thoracokyrtosis). 9) Vertiefung der Brust — Verkürzung ihres Durchmesser von Hinten nach Vorn; — eingedrückte, eingesunkene Brust (Sternentypoma). 10) Schiefheit des Brustkorbes — Erhöhung der einen, Vertiefung der andern Seite — (Thoracokylosis). 11) Schiefheit der Hüften (Ischiocambosis).

II. Orthopädische Formgebrehen der obern Gliedmaßen: 1) Angezogensein des Vorderarmes an den Oberarm (Olenocampsis). 2) Angezogensein der Hand an den Vorderarm — Klump- hand — (Campsichiria).

III. Orthopädische Formgebrehen der untern Gliedmaßen: 1) Angezogensein des Oberschenkels an den Unterleib (Scelocampsis). 2) Angezogensein des Unterschenkels an den Oberschenkel (Gonycamp- sis). 3) Auswärtsbiegung des Knies — Sabelbein,

Sichelbein — (Gonyelkyllosis). 4) Einwärtsbiegung des Knies — Ziegenbein (Gonyenkyllosis). 5) Angezogensein der Ferse an den Unterschenkel — Contractur der Achillessehne — Pferde- oder Spitzfuß (Oxypodia — Hippopodia — Pes equinus). 6) Auswärtsbiegung des Fußes — Plattfuß — Platypodia). 7) Einwärtsdrehung des Fußes — Klumpfuß — (Campsipodia, Talipes).

L i t e r a t u r .

Außer daß die orthopädischen Deformitäten in den bessern chirurgischen Schriften mehr oder weniger ausführlich abgehandelt werden, wissen wir bis jetzt folgende besondere Werke, die über die gesammte Orthopädie sowohl im Allgemeinen, als über die einzelnen dahin gehörigen Uebel im Besondern sich verbreiten:

L'Orthopédie ou l'art de prévenir et de corriger dans les enfans les difformités du corps. Par Mr. Andry. Avec figures. 2. Tom. (Paris 1741.) überfetzt: Orthopädie oder die Kunst, bei den Kindern die Ungeftalttheit des Leibes zu verhüten und zu verbessern. Durch Herrn Andry. Mit Kupfertafeln. (Berlin 1744.) — Observations sur la nature et le traitement du Rhachitisme ou des courbures de la colonne vertebrale et de celles des extrémités supérieures et inférieures, par Anton Portal. (Paris 1797.) überfetzt: Beobachtungen über die Natur und die Behandlungsart der Rachitis oder der Krümmungen des Rückgrathes, der obern und untern Extremitäten, von A. Portal. (Weisensfeld und Leipzig 1798.) — A practical Essay on the Club-Foot and other Distortions in the Legs and Feet of Children — as well as for curing Distortions of the Spine and ever other Deformity, that can be remedied by mechanical applications. By Th. Shaldrake. (London 1798.) w. pl. — Nouvelle Orthopédie ou Précis sur les difformités que l'on peut prévenir ou corriger dans les enfans. Par Mr. P. P. F. Desbordeaux. (Paris 1805. 16.) — über die Verkrümmungen des menschlichen Körpers für Ärzte und Chirurgen, von D. J. C. G. Jörg. (Leipzig 1810. gr. 4.) Mit Kupfertafeln. — Practical Observations on Distortions of the Spine, Chest and Limbs; together with remarks on paralytic and other Diseases connected with impaired or defective Motion. By William Tilleard Ward. (London 1822.) — Recherches pratiques sur les principales difformités du corps humain et sur les moyens d'y remédier. Ouvrage orné de planches lithographiées, représentant les machines oscillatoires et les instrumens employés dans la chirurgie orthopédique. Par Jalade-Lafond. (Paris 1827—29. gr. 4.) — Orthopädie oder Kunst der Mechanik zur Heilung der Verkrümmungen am menschlichen Leibe, von F. W. Heidenreich. (1. Theil Berlin 1827. 2. Theil 1831. noch unvollendet.) — De l'Orthomorphie par rapport à l'espèce humaine ou Recherches anatomico-pathologiques sur les causes, les moyens de prévenir, ceux de guérir les principales difformités et sur les véritables fondemens de l'art appelé Orthopédique, par J. Delpech. Tom. II. (Paris 1828.) Avec Atlas in pet. fol. überfetzt: Die Orthomorphie in Beziehung auf den menschlichen Körper oder anatomisch-pathologische Betrachtungen über die Ursachen, Vorbauungs- und Heilmittel der Hauptdeformitäten und über die wahren Grundsätze der orthopädischen Behandlung. Vom Ritter Prof. J. Delpech. 1. Abth. nebst einem Atlas mit 27 Steintafeln in gr. 4. und 2. Abth. nebst einem Atlas mit 16 Steintafeln. (Weimar 1830.) Der chirurgischen Handbibliothek 12. Bandes 1. und 2. Abtheilung. — A Treatise on the Distortions and Deformities of the human Body etc. By Lionel J. Beale. 2. Edition. (London 1833.) — Observations cliniques sur les difformités de la taille et des membres etc. Par le Prof. Delpech et le Dr. Trinquier. (Montpellier 1833.) Mit Atlas.

Populäre Schriften.

Die Kunst, die Verkrümmungen der Kinder zu verhüten und die entstandenen sicher und leicht zu heben. Für sorgsame Mütter und Erzieher, von D. J. C. G. Jörg. (Leipzig 1816.) Mit

zwei Kupfertafeln. — Kurze und deutliche Anweisung für Ältern und Erzieher, wie man bei Kindern die anfängenden Verkümmungen des Körpers und des Rückgraths durch Leibesübungen heilen und die Schwäche der Lungen und der Sehkraft heben könne. Von einem praktischen Arzte. (Erfurt und Gotha 1851.) Mit einer Kupfertafel. — Der Rathgeber bei dem Schief- und Buckeligenwerden, oder faßliche Darstellung der verschiedenen Verkümmungen des Rückgraths und der diätetisch-gymnastischen Mittel, durch welche diese Verkümmungen verhütet und die leichtern Grade derselben geheilt werden können; gebildeten Ältern und Erziehern gewidmet von D. Friedr. Abr. Schmidt. (Leipzig 1851.) — Die orthopädischen Gebrechen des menschlichen Körpers, oder practische Anweisung, die Verdrehungen und Verkümmungen des Kumpfes und seiner Gliedmaßen zu verhüten oder frühzeitig zu erkennen, für sorgsame Ältern und Erzieher entworfen von D. Friedrich Julius Siebenhaar. (Dresden 1853.) Mit vier Steinabdrücken.

(F. J. Siebenhaar.)

ORTHOPÄDISCHE INSTITUTE. Zur Wiederherstellung der meisten und der bedeutendern Formgebrechen, welche in das Reich der Orthopädie fallen, ist es nöthig, daß außer einer rationellen innern und äußern Behandlung nicht nur verschiedene mechanische Vorrichtungen in Anwendung gebracht, sondern auch alle Körperbeschäftigungen und die ganze Lebensweise der leidenden Individuen dem Heilzweck entsprechend eingerichtet werden. Da dies nun weit weniger streng sich durchführen läßt, wenn die Kranken in ihren gewöhnlichen häuslichen Verhältnissen und bloß der Aufsicht und Sorge von Personen anvertraut bleiben, welche sehr häufig beim besten Willen nicht das Nützliche vom Schädlichen zu unterscheiden wissen; so sind besondere Institute, in denen die ganze Einrichtung so getroffen ist, daß die mit orthopädischen Deformitäten behafteten Individuen unter der steten Leitung des sachverständigen Arztes stehen, die ganze Cur in einer bestimmten strengen Ordnung, methodisch betrieben wird, und alle sowol unmittelbar zur Cur als zu etwanigen gymnastischen Übungen erforderlichen Apparate sich vorfinden, gewiß höchst zweckmäßig, und wie so manche glückliche Erfahrung gelehrt hat, sehr heilbringend. Die Männer, welche dergleichen Anstalten begründeten, haben sich daher unverkennbar große Verdienste um die leidende Menschheit erworben, und es wäre wol zu wünschen, daß es in Zukunft nicht immer bloß bei orthopädischen Privatanstalten bleiben, sondern daß auch öffentliche (Landes-) Anstalten zu diesem Zweck angelegt werden möchten, in welchen ebenso gut als die bemitteltesten auch die Ärmern, der Gradheit und daraus hervorgehenden größern Nützlichkeit des Körpers in der Regel selbst noch bedürftigern Classen von Menschen Hilfe finden könnten. Es ist daher ein sehr löblicher Anfang, den man in Paris hiemit gemacht hat; in dem Hospice des orphelins ist nämlich seit einigen Jahren eine besondere Spitalabtheilung für die Orthopädie errichtet worden, und man ertheilt unentgeltlich Consultationen über Verkümmungen auf dem Central-Bureau der Spitäler in dem Hôpital des enfans malades und dem Hôpital St. Antoine.

Von der andern Seite ist es aber nicht zu verkennen, daß die Behandlung der fraglichen Übel in dergleichen Instituten leicht zu einseitig wird, was besonders

dann geschieht, wenn der vorstehende Arzt, einer bestimmten einseitigen Ansicht huldigend, die große, aber unerläßliche Kunst zu individualisiren mehr oder weniger aus den Augen setzt. In dergleichen Fällen werden allerdings nicht selten gewisse Heilmethoden mit einer Consequenz durchgeführt, die so manches an sich heilbare Übel nicht nur nicht hebt, sondern im Gegentheile der Gesundheit des ganzen Körpers den größten und einen bleibenden Schaden bringt. In diese Kategorie glaubt der Verfasser mit Recht diejenigen orthopädischen Institute bringen zu müssen, in welchen die zu heilenden Individuen, mit Ausnahme nur einzelner weniger Stunden, den ganzen Tag über, oft Monate, ja Jahre lang fast unbeweglich auf Streckbetten ausgespannt zubringen müssen. Die Erfahrung hat den Beweis bereits zur Gnüge geführt, warum die nüchterne Überlegung und die Würdigung dessen, was in der Natur der Sache liegt, mit solchen nachtheiligen und widersinnigen Verfahrensweisen sich nie befreunden kann.

Die bekannten orthopädischen Heilanstalten in gegenwärtiger Zeit, welche zum Theil äußerst würdige, ihrem Fache vollkommen gewachsene, ärztliche Vorsteher haben, sind:

In Deutschland: 1) eine zu Lübeck, unter dem Vorstande des Hofraths D. Leidhof; 2) zwei zu Würzburg, geleitet durch den Hofrath D. Heine und den D. Meyer; 3) zwei zu Berlin, welche der D. Blömer und der Mechanikus Hammer dirigiren; 4) zwei zu Breslau, welchen der Professor D. Ristner und der Professor D. Seerig vorstehen; 5) eine zu Jena, deren Vorsteher der geh. Hofrath D. Kiefer ist; 6) eine zu Halle, unter der Leitung des Professors D. Dyondi; 7) eine zu Gannstadt, dirigirt vom D. J. Heine; 8) eine zu Holzminden, unter D. Krüger und 9) zwei zu Hamburg, deren Vorsteher der D. Gurlitt und der D. Günther sind.

In Frankreich: 1) sieben zu Paris, unter dem D. Maisonate, D. Jalade-Lafond, D. Mellet, Med. Pract. Laguerre, dem Dristen Amoros, dem D. Leuchsenring-Hermann und D. Pravaz; 2) zwei zu Lyon, welche unter dem D. Jal und D. Chaley stehen; 3) eine zu Montpellier, vom Professor D. Despech begründet, und nach dessen Tode vom D. Trinquier dirigirt; 4) eine zu Marley unweit Eigny, unter dem Med. Pract. Humboldt.

In Italien: eine zu Turin, unter dem D. Borella.

In der Schweiz: eine zu Orbe, unter d'Ivernois.

In Belgien: eine zu Löwen.

In Holland: 1) eine zu Leyden und 2) eine bei dem Seebade zu Scheweningen unweit Haag, gegründet von dem Hofrath Heine, demselben, welcher der würzburger Anstalt vorsteht.

In Dänemark: eine zu Kopenhagen.

In Schweden: eine zu Stockholm, unter dem D. Uckerman.

In Rußland: 1) eine zu Moskau, unter dem D. Mandilony und 2) eine zu Petersburg, unter dem D. Saguet.

Außerdem haben noch in den meisten größern Städten

manche Ärzte solche Anstalten getroffen, daß sie orthopädische Kranke zwar nicht selbst beherbergen, aber dieselben zu bestimmten Zeiten in ihre Wohnungen kommen lassen und daselbst mehr oder weniger methodisch behandeln. (F. J. Siebenhaar.)

ORTHOPHANTAE, Name eines alten Volkes in Mesopotamien. *Plin. H. N. VI, 26, 30.* (H.)

Orthophonie, s. Orthographie.

Orthopnoë, s. Engbrüstigkeit.

ORTHOPOGON R. Br. (Prodr. fl. nov. Holl. p. 194.). Eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linné'schen Classe und aus der Familie der Gräser. Char. Die Ähre zusammengesetzt; der Kelch zweispelzig, zweiblütig; die fast gleichen Spelzen sind ungleich gegrannt; die vollkommene Corolle zweispelzig, unbewehrt, zuletzt verhärtet, die unvollkommene Corolle ein- oder zweispelzig, unbewehrt; die Karyopse lederartig. Palisot de Beauvois hat später (*Agrost. p. 53. t. XI. f. III*) diese Gattung *Oplismenus* (soll heißen *Hoplismenus*) genannt und davon die nur durch unwesentliche Merkmale abweichende Gattung *Echinochloa* (l. c. f. II) getrennt. Es sind 19 Arten der Gattung *Orthopogon* bekannt, welche fast durchgängig zwischen den Wendekreisen einheimisch sind. Nur eine Art, *O. Crus galli* Spr. (*Syst. veg. Panicum Crus galli L. Schrad. fl. germ. t. 3. f. 8. Engl. bot. t. 876, Host. gram. II. t. 19 und Crus corvi L., Echinochloa P. B.*), findet sich auch im nördlichen Europa, besonders häufig auf Kartoffeläckern. Dieses Gras hat einen aufrechten oder knieförmig gebogenen, glatten Halm, linien-lanzettförmige, zugespitzte, glatte, oder oben striegelichte Blätter, einseitige, zusammengesetzte, liniensförmige Ähren und eine fünkantige Blütenachse. (A. Sprengel.)

ORTHOPOLIS, in der Landessage von Sifyon der Sohn des vom peloponnesischen Apis stommenden Plemnáos, dem alle Kinder sterben in der Geburt, bis Demeter ihm diesen aufzieht: Vater der Chrysorthe, die vom Apollon den Koronós gebiert, *Paus. II, 5, 8.* — Der Name bezeichnet den Stadtaufrichter in Beziehung auf die Erhaltung des mit Erlöschung bedroheten Fürstentammes durch ihn. (Klausen.)

ORTHOPTERA (Insecta). Eine Ordnung der Insecten mit folgenden Kennzeichen: Der Mund ist mit Kauorganen versehen, die zwei Flügel sind der Länge nach gefaltet und manchmal außerdem noch in die Quere, und werden von lederartigen, oft mit Adern netzförmig durchzogenen Flügeldecken bedeckt; die meisten haben Nebenaugen und die Fühler meist mehr als eilf Glieder.

Linné, in der zwölften Ausgabe seines Natursystems, stellte diese Insecten theils zu den Käfern, theils zu den Hemipteren. Geoffroy ließ sie ganz bei den erstern stehen und erst Degéer trennte sie von denselben unter dem Namen *Dermoptera*, der ihnen eigentlich hätte bleiben müssen, welchen aber Fabricius unnöthiger Weise in *Ulonata* verwandelte, wogegen Olivier den jetzigen, nun allgemein angenommenen, einführte. Kirby und Leach trennten die Gattung *Forficula* als eine eigene Ordnung unter dem Namen *Dermoptera*.

Der Körper dieser Insecten ist meist in die Länge gezogen, von weicher und fleischiger Consistenz, und zerfällt, wie bei andern, in Kopf, Thorax oder Bruststück und Hinterleib.

Der Kopf der Orthoptern zeigt eine sehr verschiedene Größe, Form und selbst Stellung; er ist groß, steht senkrecht und hat bei den meisten zwei oder drei kleine Nebenaugen, deren Stellung auf mancherlei Weise abweicht. Die Stirn verlängert sich manchmal kegelförmig, wie bei manchen Arten *Truxalis* und *Mantis*, auch sieht man an ihr wol einen fleischigen Anhang, der sich vorn über den Kopf herlegt, und den man fast einer Art Schleier vergleichen könnte, wie man dies unter andern bei einer spanischen Heuschrecke (*Gryllus umbraculosus*) sieht. Die Augen stehen an den Seiten des Kopfes, sind oft sehr groß und netzförmig. Die Fühler stehen meistens vor den Augen, manchmal unter oder zwischen denselben, sie sind von verschiedener Länge und bestehen aus einer größern oder geringern Anzahl wenig von einander verschiedener Glieder. Sie sind bald fadenförmig, bald borstig, kolbig, durchblättert, oder schwertförmig, einer Degenklinge ähnlich. Der Mund besteht aus einer obern Lippe oder Lesze, aus zwei hornartigen Mandibeln, zwei Maxillen und einer Unterlippe. Die Lesze ist am Kopfschild durch eine deutliche Naht befestigt, sie ist beweglich, immer unbedeckt halblederartig, etwas gewölbt und fast zirkelförmig, vorn zugerundet und über die Mandibeln vortretend. Diese letztern sind hornartig, dreieckig, kurz, dick, ihre äußere Seite gebogen, die innere mit mehren ungleichen Zähnen besetzt. Nach den Beobachtungen von Marcel de Serres entsprechen diese Zähne der Ernährungsweise der Insecten. Er unterscheidet daher, wie bei den Säugethieren, Schneidezähne, Eck- oder Hundszähne und Mahlzähne. Diese letztern sind die größten und jede Mandibel hat nur einen einzigen, der an der Wurzel liegt. Diese drei Arten Zähne sind nicht immer gleichzeitig vorhanden und aus ihrer Gegenwart, Mangel, oder den Abänderungen ihrer Formen kann man die Art der Materien erkennen, von denen sich diese Thiere nähren. Die Gattungen *Mantis* und *Empusa*, welche sich nur von animalischen Substanzen nähren, oder mit andern Worten fleischfressend sind, haben nur Eckzähne. Diejenigen Arten, die nur Schneidezähne und Backzähne haben, leben nur von Pflanzen. Die Omnivoren, oder diejeniger, welche sowol von animalischer, als auch vegetabilischer Nahrung leben, haben Eckzähne und Mahlzähne, welche jedoch nicht so stark sind. Im Allgemeinen sind die Mandibeln der Orthoptern von ungleicher Größe, und wenn diese Organe einander sehr genähert sind, so greifen die Zähne der einen zwischen die der andern ein, wie dies auch bei den Thieren höherer Organisation der Fall ist. Die Maxillen haben viel Ähnlichkeit mit denen der fleischfressenden Käfer, sie sind sehr stark und wenigstens an ihrem obern Theile hornartig, welcher eine Art kegelförmigen Zahn, der groß und mit zwei oder drei Zähnen versehen ist, bildet. Diese Maxillen haben, wie bei den fleischfressenden Käfern, zwei Palpen (Fenster, Freßspitzen),

aber diejenige, welche bei jenen die innere genannt wird, ist hier in ein häutiges, ungliedertes, manchmal cylindrisches oder auch dreieckiges und erweitertes Organ umgebildet, welches nach Außen immer gewölbt ist und das Ende der Maxillen bedeckt. Dies ist derjenige Theil oder der innere Maxillarpalpe, welchen Fabricius Galea (Heim) genannt hat, welchen die Franzosen mit Casque übersetzen, den Olivier, man weiß nicht warum, durch Gallette wiedergegeben hat. Die äußeren Maxillarpalpen, die einzigen, welche sichtbar sind, bestehen aus fünf Gliedern und in ihnen glauben Olivier und Marcel de Serres den Sitz des Geruchsorgans entdeckt zu haben. Der letztere sah nämlich im Innern dieser Palpen zwei Nerven, welche sich auf der blasigen Haut verbreiteten, in welche ihr letztes Glied ausläuft, er nennt sie Geruchsnerven; der eine derselben kommt vom fünften Paar, von den innern Seiten des Gehirns, der andere vom ersten Paare der obern und den Seitensflächen des ersten im Kopfe liegenden Ganglions. Zwischen beiden Nerven befindet sich nach Marcel de Serres eine Trachea, die, bevor sie an jene blasige Haut stößt, einen Luftsack bildet; dieser Sack entwickelt sich erst ganz, wenn er in das Innere der Palpe eingedrungen ist und gibt zahlreiche Verzweigungen ab, welche sich in der Höhle dieses Organs verbreiten. Dies ist das Organ, welches Marcel de Serres und Olivier für das des Geruchs halten, woran indessen Latreille noch Zweifel hegt und meint, daß die anatomischen Angaben erst noch durch genügende Versuche bestätigt werden müßten. Die untere Lippe der Orthoptern, auch das Jüngelchen (*langue*) genannt, ist fast häutig, lang, am Ende erweitert und in zwei oder vier Lappen getheilt. Im Innern des Mundes sieht man noch einen andern Theil, den man als eine Art Zunge betrachten kann. Er ist fleischig, sieht der Länge nach, ist oben keilförmig, an der Basis breiter, vor seinem vordern Ende eingeschränkt, zugerundet, etwas aufgerandet und unbeweglich. Das Kinn ist lederartig, bildet ein querstrecktes Viereck, und ist am Ende schmaler. Die Labialpalpen bestehen aus drei Gliedern; der Thorax besteht, wie gewöhnlich, aus einem Prothorax, einem Mesothorax, und einem ziemlich großen Metathorax. Der Prothorax ist meistens der größte von allen, derjenige, der allein unbedeckt ist, nach der ältern und Illiger'schen Terminologie der eigentliche Thorax. Er hat eine sehr verschiedene Gestalt und zeigt mitunter die seltsamsten Formen, nach Hinten ist er in eine, oft sehr lange Spitze verlängert, welche die Stelle des Schildchens vertritt. An diesem Prothorax sitzen die vordern Füße, an den andern die vier folgenden Füße, die Flügeldecken und Flügel. Die Flügeldecken sind bei der größten Anzahl lederartig, dünn, biegsam, halbdurchsichtig und stark mit Adern durchzogen. Manchmal liegen sie mit der Flügelnaht in einer Ebene, wie bei den Käfern, meistens aber sind sie mehr oder weniger dachförmig geneigt, und wenn sie platt liegen, so kreuzen sich ihre innern Ränder. Die Flügel sind breiter als die Flügeldecken, häutig, stark netzförmig mit Adern durchzogen und der Länge nach sächerförmig gefaltet; nur bei der Gat-

x. Encycl. d. N. u. Z. Dritte Section. VI.

tung *Forficula* sind sie auch quersaltig, wie bei den Käfern. Manchem Weibchen und manchmal auch beiden Geschlechtern fehlen die Flügel. Die Flügeldecken mehrerer Männchen sind ebenfalls sehr kurz und gleichsam nur Rudimente. Im Allgemeinen sind Flügel und Flügeldecken der Orthoptern mit bunten, oft sehr schönen Farben gezeichnet. Bei mehreren Männchen ist ein Theil des innern Randes der Flügeldecken kalk- oder pergamentartig und mit starken Adern durchzogen; das Zusammenreiben dieser Theile bringt einen eigenthümlichen Ton hervor, der allgemein unter dem Namen des Zirpens bekannt ist. Manche Arten bringen dieses Zirpen auch dadurch hervor, daß sie ihre dicken Hinterschenkel gleich Violinenbögen an den Flügeldecken auf- und abstreifen. Die Füße dieser Insecten sind manchmal alle unter einander gleich, manchmal sind die vordern sogenannte Raubfüße, mit Stacheln und Spigen bewaffnet, um die Beute festzuhalten; bei manchen sind sie sehr in die Breite gedehnt, dünn, an der Außenseite gezahnt, zum Graben in der Erde. Die hintern Füße sind oft größer als die andern und sogenannte Springsüße. Die vier hintern Füße sind an ihrer Wurzel mehr von einander entfernt und den Seiten der Hinterbrust mehr genähert als bei den Käfern. Die Zahl der Tarsenglieder ist nicht bei allen Orthoptern dieselbe, sodaß man sie zum Theil als Eintheilungsgrund benutzen kann, im Allgemeinen sind diese Glieder unten mit häutigen Sohlenballen (Fußballen) bekleidet, das letzte Glied ist aber immer mit zwei Klauen versehen. Der Hinterleib ist länglich, eisförmig, cylindrisch oder kegelförmig. Er besteht aus acht oder neun äußerlich sichtbaren Segmenten und hat oft am Ende noch besondere Anhängsel. Bei einer großen Anzahl der Weibchen ist seine hintere Extremität mit einem mehr oder weniger langen Legestachel versehen, der bald die Form eines Dolches, bald eines Degens oder Säbels hat. Er besteht aus zwei aneinander liegenden Stücken, welche innen ausgehöhlt sind und dazu dienen, zwischen ihnen die Eier hindurch in die Erde gleiten zu lassen.

Was den innern Bau dieser Insecten betrifft, so verdanken wir darüber die genauesten Beobachtungen Marcel de Serres. Nach ihm haben alle Orthoptern mit borstigen Fühlern, als *Blatta*, *Mantis*, *Gryllotalpa*, *Gryllus* etc. nur elastische oder röhrenförmige Tracheen von zweierlei Function, arterielle und pulmonare, von denen die letztern allein die Luft im ganzen Körper vertheilen, welche sie durch die ersten empfangen. Bei den Orthoptern mit cylindrischen oder priematischen Fühlern wie bei *Truxalis* und andern vertreten blasige Tracheen die Stelle der Pulmonartracheen. Sie sind mit knorpeligen Ringen oder beweglichen Stücken versehen und empfangen die Luft durch röhrenförmige oder elastische Tracheen, welche aus den arteriellen entspringen. Das Ernährungssystem dieser Thiere ist mehr oder weniger verschieden und stellt vier Hauptmodifikationen dar. Die Gattungen *Gryllus* und *Gryllotalpa* stehen in dieser Beziehung über den andern. Ihr Magen hat die Form eines Dubelfacks und liegt seitwärts, indessen er bei den andern sich in der Richtung des Schlundes befindet. Bei

- B. Körper lang, schmal, fadenförmig; Hinterleib fadenförmig oder am hinteren Ende kaum erweitert.
 a. Augen rund. 27. *Thespia*.
 A. Augen erhaben, fast kegelförmig, in eine Spitze ausgehend. 28. *Schizocephala*.
4. Familie. *Spectra*. (Ein Fußballen zwischen den Klauen.)
 I. Drei deutliche Nebenaugen. 29. *Phasma*.
 II. Keine deutlichen Nebenaugen.
 §. Flügel oder wenigstens Flügeldecken.
 A. Prothorax kurz, nicht halb so lang als der Mesothorax. 30. *Cladoxerus*. 31. *Cyphocranus*.
 B. Prothorax viel länger als die Hälfte des Mesothorax. 32. *Xerosoma*. 33. *Prisopus*.
 C. Prothorax in der Länge dem Mesothorax fast gleich. 34. *Phyllium*.
 §§. Körper ganz flügellos, auch ohne Flügeldecken. 35. *Bacteria*. 36. *Bacillus*.

Section II. *Saltatoria*.

1. Familie. *Gryllidae*. 37. *Oecanthus*.
 2. Familie. *Locustariae*.
 I. Leberartige Flügeldecken und häutige Flügel, meist von gewöhnlicher Größe bei beiden Geschlechtern. Diese Flugorgane immer unbedeckt.
 §. Die Flügeldecken in Form eines sehr gequetschten Daches, fast horizontal, in der Ruhe einander etwas bedeckend. 38. *Gryllacris*.
 §§. Flügeldecken und Flügel ein mehr oder weniger schiefes Dach bildend.
 A. Flügeldecken breit, eiförmig, blattähnlich. Der Nahttrand zugerundet.
 a. Prästernum ohne Zähne. 39. *Steirodon*. 40. *Phylloptera*. 41. *Pseudophyllus* *).
 b. Prästernum zweizählig. 42. *Pterochroza*. 43. *Platyphyllum*. 44. *Hexacentrus*.
 B. Flügeldecken schmal, der Nahttrand sehr grade.
 a. Fühler an der Wurzel behaart. Prästernum zahlos. 45. *Scaphura*.
 b. Fühler glatt.
 1. Stirn sehr erhaben, in Form eines Kegels oder einer Pyramide.
 a. Prästernum zahlos. 46. *Copiphora*.
 β. Prästernum zweizählig. 47. *Conocephalus*.
 2. Stirn ohne kegelförmige Erhabenheit, meist höckerig, selten glatt.
 a. Prästernum zweizählig.
 a. Thorax eislerückig, ohne deutlichen Seitenkiel, in die Quere gefurcht. 48. *Merocidius*. 49. *Acanthodia*.
 b. Thorax seitlich mit einem Kiel, Mittelfeld ganz flach. 50. *Locusta*. 51. *Agraeia*. 52. *Polyancistrus*. 53. *Mecopoda*.
 β. Prästernum zahlos.
 a. Thorax seitlich mehr oder weniger gekielt, Mittelfeld flach.
 1. Flügel in der Ruhe nicht über die Flügeldecken reichend. 54. *Decticus*. 55. *Anisoptera*. 56. *Meconema*.
 2. Flügel in der Ruhe über die Flügeldecken reichend. 57. *Phaneroptera*. 58. *Xiphidion*.
 b. Thorax eislerückig, an der Seite ohne deutlichen fortlaufenden Kiel, quer gefurcht. Kopf lang, vom Thorax getrennt. 59. *Enocephala*. 60. *Listronotus*.

- II. Flügeldecken häutig, (sowie die Flügel, alle beide, jene wie diese, durch eine außerordentliche Verlängerung des Metathorax bedeckt. 61. *Hyperhomala*.
 III. Beide Geschlechter fast ungeflügelt, nur mit sehr kurzen Flügeldecken in Form zugrundeter, gewölbter Schuppen versehen.
 §. Körper sehr lang, fast linienförmig. 62. *Saga*.
 §§. Körper kurz, dick.
 A. Palpen ziemlich dick, die Maxillarpalpen noch einmal so lang als die Labialpalpen. Die Anhängel des Kiefers sehr kurz. Füße von gewöhnlicher Länge und Stärke. 63. *Bradyporus*. 64. *Ephippigera*.
 B. Palpen schwächig, die Maxillarpalpen sehr groß, drei oder viermal länger, als die Labialen, die Anhängel am Kiefer sehr verlängert, so lang oder fast so lang als der Hinterleib. Füße lang, schwächig. 65. *Phalangopsis*.
3. Familie. *Acriditeae*.
 I. Hintere Füße kürzer, schwach, zum Springen nicht besonders geeignet. Hinterleib bei den Männchen sehr aufgeschwollen und blasig, beim Weibchen von gewöhnlicher Gestalt. 66. *Pneumora*.
 II. Hinterfüße länger als der Körper, stark, Springsüße. Hinterleib fest, weder stark aufgeschwollen, noch blasig.
 §. Das vordere Ende des Prästernums bedeckt den Mund nicht. Zwischen den Klauen der Tarsen ein Fußballen.
 A. Die vordere Seite des Kopfes ungekielt. Fühler sehr kurz, kegelförmig, höchstens siebengliedrig. Der Kopf pyramidal. 67. *Proscopia*.
 B. Die vordere Seite des Kopfes mit vier Längskielen, die mehr oder weniger sichtbar und von denen zwei in der Mitte, einer an jeder Seite. Fühler meist so lang oder länger als Kopf und Thorax vereinigt.
 a. Fühler prismatisch, ihre Glieder abgeplattet, ziemlich deutlich.
 1. Der Kopf nicht vertikal verlängert, seine Vorderseite eine schiefe oder fast grade Ebene bildend.
 a. Prästernum ohne Spitze. 68. *Truxalis*.
 β. Prästernum mit Spitze. 69. *Mesops*. 70. *Opobomala*.
 2. Der Kopf vertikal, das Prästernum mit einer Spitze versehen.
 a. Maxillarpalpen mit lauter colindrischen Gliedern. 71. *Akicera*. 72. *Prothetis*. 73. *Xiphicera*. 74. *Tropinotus*.
 β. Die letzten Glieder der Maxillarpalpen sehr schwach, sehr platt, das Endglied breit, zugerundet, spatelförmig. 75. *Trybliophorus*.
 b. Die Fühler nicht prismatisch, sondern fadenförmig, ihre Glieder cylindrisch oder fast cylindrisch.
 I. Prästernum mit einer Spitze.
 a. Fühler mit weniger als zwanzig deutlichen Gliedern. 76. *Poekilocerus*. 77. *Phymateus*. 78. *Petasia*. 79. *Romalea*.
 β. Fühler aus mehr als 20, doch undeutlichen Gliedern zusammengesetzt.
 1. Der Kopf vertikal, die hintern Schenkelbeine gegen ihr Ende nicht bedeutend erweitert, oben ohne Rinne. 80. *Monachidium*. 81. *Acridium*. 82. *Calliptamus*. 83. *Ommexecha*.
 2. Der Kopf in einer etwas schiefen Fläche liegend. Die hintern Schenkelbeine gegen das Ende deutlich erweitert und oben mit einer Rinne versehen. 84. *Oxya*.
 II. Prästernum ohne Spitze. 85. *Oedipoda*. 86. *Podisma*.
 c. Die Fühler gegen das Ende, wenigstens bei einem Geschlechte, kolbig angeschwollen. 87. *Gomphocerus*.

*) Hier wieder Endung aus *quillov* in *us* und weiter unten 43 dieselbe in *um* verwandelt!

55. Das vordere Ende des Prästernums in Form einer Halsbinde ausgehöhlt und einen Theil des Mundes umfassend. Kein Fußballen zwischen den Tarfentklauen. 88. Tetrax.

Wir lassen nun die Charakteristik und Beschreibung derjenigen Gattungen folgen, auf welche früher hierher verwiesen wurde.

I. *Oecanthus* (*ολκων — ἀρδος*). Die Fühler an der Wurzel sehr genähert, Kopf etwas eiförmig; letztes Palpenglied cylindrisch, Mandibeln nicht sehr stark, am Ende zwei- oder dreizählig, Thorax oben etwas gewölbt, fast ein langes Biered bildend, vorn etwas eingezogen. Astertanhänge sehr groß, halb so lang als der Hinterleib. Legestachel (*oviscapto*) fast so lang als der Hinterleib, fadenförmig, fast grade, gegen das Ende etwas aufwärts gebogen. Hierher:

1. *O. italicus* *Fabr.* (*Ent. syst. II, 32* unter *Acheta*. *Schaeffer*, *Icon. Insect. Ratisb. t. 138. f. 4. 5. foem. P. Lizer, Fauna 22. t. 17. mas.*). Kennlich an dem gelblichen Kopf und Brustschilde, den wasserhellen, mit den Flügeln gleichlangen Flügeldecken. Die Fühler sind länger als der Körper, gelblich, der Hinterleib ist schwarz, am Schwanzende stehen zwei haarige Borsten, die vordern Füße sind gelblich, die hintern braun mit stacheligen Schienen, sechs Linien lang, lebt in Italien in Feldern. Die beiden andern a. a. D. aufgeführten Arten sind *O. bipunctatus* (*D. Geer, Mem. III. pl. 48. f. 7*) und *niveus* (*lb. pl. 43. f. 6*) beide aus Pansylvanien.

II. *Doeticus* (*δετικος*), die Flügeldecken schmal (mehr oder weniger groß, aber immer wenigstens so lang als der Körper). Der Nahtrand ist sehr grade, (bei dem Männchen mit einem Spiegel, d. h. aderloser Stelle). Sie sind bei allen bekannten Arten auf eigenthümliche Weise gefleckt. Prästernum zahnlos. Thorax an den Seiten deutlich gekielt (die Kiele etwas schiefstehend). Das Mittelfeld sehr flach (nach vorn schmaler, in der Mitte gekielt, bald in der ganzen Länge, bald nur im untern Theile) der hintere Rand zugerundet, seine Seiten mit einer Ausrandung nahe am obern Seitenkiele. Die Flügel ragen in der Ruhe nicht über die Flügeldecken vor. Die Fühler fein, wenigstens von der Länge des Körpers, in einer tiefen Aushöhlung stehend, an ihrer Einfügung deutlich durch eine gewölbte Anschwellung der Stirn getrennt, das erste Glied derselben dick und kurz, das zweite wenig sichtbar. Kopf groß, vertikal, ganz unbewaffnet, Stirn sehr convex. Mesosternum und Metasternum schwach ausgehöhlt, ihr hinterer Rand tief ausgerandet, die Mitte der Ausrandung eingeschnitten, die Seitenwinkel verlängert, spitzig. Der Legestachel mehr oder weniger lang, mehr oder weniger nach Oben gekrümmt. Die Anhängsel am After stark, borstig, weichhaarig. Das am Hinterleib unten am After stehende Schild (Platte) ist beim Weibchen ausgerandet, am Männchen sehr groß und gabellig. Die Schenkel sind fast gänzlich unbewaffnet, und sowie die Schienbeine von bedeutender Länge. Die Schienbeine sind deutlich mit Dornen besetzt, die hintern haben auf der obern Seite an ihren beiden untern Drittheilen

zwei Reihen feiner Dornen. Von der ziemlich Anzahl Arten führen wir nur folgende an:

1) *D. verrucosus* *Linne* (*Rüssel Insectenbelustigungen II. f. 8. 9. Panzer Fauna 89. t. 20, 21*). Die Warzenheuschrecke, der Warzenfresser. Eine der gemeinsten Heuschreckenarten. Sie ist meist 1½ Zoll lang, grün, auf den Flügeldecken mit schwarzen Flecken. Man trifft sie aber auch sehr abweichend gefärbt an. Das Männchen kommt unter andern mehr oder weniger braun vor, noch mehr aber variiert das Weibchen, theils nach der Farbe, theils nach der Zeichnung. So fand es z. B. *Charpentier* (*Horae entomologicae 124*) mit auf der Oberseite orangefarbenem Thorax, übrigens grün. *Rüssel* hat a. a. D. die Lebensweise dieses Insects genügend nach seinen Beobachtungen beschrieben. Bei der Begattung steigt das Weibchen auf das Männchen. Jenes legt im Herbst, in Löcher in die Erde, in jedes sechs bis acht Eier von länglicher Gestalt und weißgrauer Farbe, welche über Winter dauern und erst im Frühjahr ausschließen. Die Jungen häuten sich mehrmals, aber sind Anfangs dem Geschlechte nach nicht verschieden gebaut, erst nach der zweiten Häutung erscheint am Weibchen der Legestachel. Das vollkommene Insect beißt so heftig, daß es (nach *Rüssel*), wenn man es in einen Hut beißen läßt, und diesen rasch wegzieht, der Kopf vom Körper sich trennt. Da es zugleich einen braunen Saft aus dem Munde fließen läßt, so lassen die schwedischen Bauern es in Warzen beißen, um diese auf solche Weise wegzubeißen. Diese Thiere werden von vielen Vögeln verfolgt, haben aber auch innere Feinde an Eingeweidewürmern, namentlich Filarien und an Fliegenlarven. Ueberall in Deutschland, Frankreich, Italien, Schweden.

2) *D. griseus* *Fabricius* (*Schaeffer, Icon. t. 190. f. 1, 2 mas. t. 263. f. 1, 2. Varietät des Männchens mit rötlichem Thorax, t. 62. f. 1 — 4 und 258. f. 1, 2 Weibchen. Panzer, Fauna Locusta denticulata 33. t. 5 Männchen*). Der Thorax braun, der Legestachel fischelförmig, schwarz, an der Basis auf den Seiten gelblich, die Flügeldecken braun und graubunt, die Flügel durchsichtig, die Füße grünlich.

Nach *Charpentier* variiert diese Art bis ins Bläugelbe, seltener mit oben rostrothem Thorax, die innere Seite der Schenkel, meist weißlich, kommt auch rostroth vor. Derselbe erzählt von ihrer Gefräßigkeit Folgendes: *Exemplum magnae voracitatis et saevitiae impropriam speciem praebuit mas Locustae griseae, quem vivum et intactum per plures hebdomades sub campana vitrea asservaveram et herbis fructibusque sustentaveram. Foeminam deinde ejusdem speciei ei adjungebam, ut nuptias celebrarent. Uxorem destinatum ille maritus statim aggrediebatur et adscendebat, non tori solennium celebrandum causa, sed — ut conjugem comederet. In tergo foeminae sedens primo oculum, postea dimidiam capitis partem et thoracis cum intestinis in eo inclusis devorabat, ejusque negotii crudelissimi tam cupidus erat ut nec saltu, nec alio motu vulneratae uxoris prohiberetur, quominus ea hoc insolito modo frueretur. Diese Art findet sich*

ebenfalls in vielen Gegenden Europa's. Neun bis zehn Linien lang.

3) *D. tessellatus* *Charpentier* (l. c. p. 121. t. 3. f. 4. foem.). Graubraun, die Flügeldecken fast durchscheinend, mit einem Streife ganz schwarzer rhomboidaler Flecken gezeichnet. Leib etwa einen Zoll lang. Kommt im südlichen Frankreich und in Portugal vor.

4) *D. maculatus* *Charpentier* (l. c. 122. t. 3. f. 5. Männchen). Grün, der Thorax flach, niedergebogen, ganz platt, der Kopf höckerig, die Flügeldecken fast durchscheinend, schwarz gefleckt, die Längsadern schwarz, die Queradern hellgrün, das Männchen mit doppeltem Flügelspiegel. Der ersten Art sehr ähnlich, aber der Leib wenig über einen Zoll lang. Ward bei Lüneburg gefangen.

III. *Opshomala* (*ὄψ — ὄμαλος*). Die hintern Füße länger als der Körper, stark, Springsüße. Hinterleib voll (solide), weder aufgeschwollen, noch blasig, das vordere Ende des Prästernums bedeckt den Mund nicht, läuft aber in eine sehr stumpfe Spitze aus; zwischen den Tarsenklauen ein Fußballen; die Fühler prismatisch; ihre Glieder ziemlich deutlich, platt, mit Ausnahme der beiden ersten (jeder Fühler in einer Grube stehend); der Kopf nicht vertikal, verlängert, Gesicht, sowie oberer Theil fast horizontal, Stirn in eine kegelförmige, horizontale Spitze verlängert. Die Augen sehr groß, eiförmig, stark vorspringend gegen das Kopfende, nahe an den Fühlern stehend, Thorax schmal, nicht breiter als der Kopf, am vordern Theil oben gewölbt, ungekielt, mit vier Querstreifen, hinterer Rand gerundet, die Brust ist ziemlich breit, platt, glatt; Flügeldecken und Flügel von der Länge des Hinterleibes; vordere und mittlere Füße von mittlerer Länge; die hintern Schenkel sehr verlängert, mittelmäßig angeschwollen; die hintern Schienbeine kurz, oben mit zwei Reihen Dornen, von welchen die an der Wurzel kürzer, als die gegen das Ende.

Nur eine Art (Ann. d. Se. l. c. 268) *O. viridis*, 18 Linien lang. Die obere Seite des Kopfes und Thorax tiefgrün, sowie die Flügeldecken. Augen ziegelroth. Flügel bläulich, mit violetter Schiller. Die Oberseite des Hinterleibes, sowie die untere des Afters blutroth. An jeder Seite des Körpers ein weißer Längsstreif, der von der Fühlergrube ausgeht und bis ans Ende des Thorax reicht. Die untere Körperseite gelbgrün. Die vordere und mittlere Füße, sowie die hintern Schenkel tiefgrün, unten gelblich; die hintern Schienbeine roth, mit einem großen grünen Fleck an der Wurzel; die Tarsen roth. Das beschriebene Exemplar, dessen Vaterland unbekannt, war ein Männchen.

IV. *Ommexecha* (*ὄμμα — ἔγχον*). Die hintern Füße viel länger als der Körper, stark, Springsüße. Hinterleib voll (solide), weder angeschwollen, noch blasig. Das vordere Ende bedeckt den Mund nicht und ist mit einer sehr kleinen Spitze versehen. Zwischen den Tarsenklauen ein (kleiner) Fußballen. Fühler fadenförmig, ihre Glieder zahlreich, cylindrisch, wenig deutlich. Der Kopf vertikal (stark, Vordergesicht stark runzelig), die hintern Schienen weder erweitert, noch oben rinnenförmig (hier

aber mit zwei Reihen ziemlich starker, ungleicher Dornen besetzt). Scheitel stark erhaben, zwischen den Augen ausgehöhlt, vorn stachelig. Augen sehr vorspringend, kugelig. Thorax runzelig, breit, an den Rändern stachelig, hinten zugerundet. Brust sehr breit, Flügeldecken viel kürzer als der Hinterleib, gegen die Mitte sich plötzlich verschmälernd und dann in eine stumpfe Spitze auslaufend. Die Flügel fehlen ganz oder sind doch zum Flug untauglich. Körper kurz. Hinterleib dreieckig, in eine Spitze endigend. Füße ziemlich kurz, an der Einfügung weit von einander stehend.

Am a. D. ist nur eine Art, *O. viridis*, aufgeführt. Einen Zoll lang. Ganz grün, die Augen braun, die hintern Füße haben einen an der Wurzel großen glänzend schwarzen Fleck. Vaterland Buenos Ayres.

V. *Oedipoda*. Dieser Gattung ward unter ihrem Namen schon gedacht und das Wenige angeführt, was Latreille über dieselbe angegeben hatte. Wir holen nun hier das Genauere nach und bringen die Beschreibungen der wichtigern Arten bei. Die hintern Füße länger als der Körper, stark, Springsüße. Hinterleib voll, weder aufgeschwollen noch blasig. Das vordere Ende des Prästernums bedeckt den Mund nicht und ist ohne Spitze. Ein (sehr kleiner) Fußballen zwischen den Tarsenklauen. Fühler fadenförmig (ihre Glieder zahlreich, cylindrisch, wenig deutlich). Der Kopf ohne deutlichen Stirnvorsprung, seine vordere Seite etwas gewölbt, die Kiele desselben wenig vortretend, die zwei mittlern etwas von einander getrennt; das Nebenaugen (ocellus) deutlich. Der Thorax hat nur in der Mitte seiner ganzen Länge nach einen Kiel, die Seitenkiele sind wenig bemerkbar, auf der vordern Hälfte stehen undeutliche Querstreifen; der hintere Rand ist an den Seiten dreieckig abgeschnitten, der mittlere Winkel ziemlich spitzig; der vordere Rand ist etwas buchtig, seine Mitte tritt ein Wenig über den Kopf. Flügeldecken und Flügel sind von gewöhnlicher Länge. Die hintern Schienbeine sind oben (mit Ausnahme der Wurzel) mit zwei Reihen dicht stehender Dornen besetzt. Die Arten, unter denen einige durch schön gefärbte Flügel ausgezeichnet, zerfallen in zwei Abtheilungen: Div. I. Die Seitenkiele des Bruststücks (Thorax) wenig deutlich, grade oder doch fast grade.

1) *O. migratoria* *Linne* (Rösel a. a. D. t. 24. *Schaeffer*, Icon. t. 141. f. 4. 5. foem. Var. *Gryllus cinerascens*, *Fabr.* Ent. syst. II, 59). Die bekannte Wanderheuschrecke, über deren Verwüstungen der Artikel Heuschrecken zu vergleichen. Sie wird über 24 Zoll lang, ist meist grün, mit dunklen Flecken, die Mandibeln schwarz, die Flügeldecken hellbraun, schwarz gefleckt, der Rückenkiel etwas erhaben. Nach *Charpentier* (l. c. 133) sind die Schienbeine bald blasiggelblich, bald ziegelroth, bald rothbraun. Die hintern Schenkel sind unten grün oder schwarzblau. Nach *Rösel's* Angabe stecken die Eier in einer eigenen kapselähnlichen, doch formlosen Umhüllung. Weit verbreitet in Afrika, Asien, Europa.

2) *O. flava* *Fabricius* (*Degèer*, Memoir. III. t. 41. f. 5). Die gelben Flügel mit einer schwarzen Binde und graulicher Spitze. Fühler kurz, gelblich. Stirn mit

zwei gelben Linien, auf dem Thorax ein weißes Kreuz, die Flügeldecken braun, an der Wurzel mit abwechselnder weißlicher Binde, an der Spitze graulich. Die hinteren Schienbeine blutroth. Nach Fabricius ist das Vaterland Amerika, nach Annal. (l. c. p. 288) aber das Cap der guten Hoffnung.

3) *O. nigrofasciata* Latreille (*Acrydium flavum* Olivier. Stoll, Saunterellos. pl. 12 b. f. 44). Braun oder grün, Thorax mit zwei braunen Seitenbinden, in welchen vier convergirende weiße Linien, die Flügeldecken sind durchscheinend, an der Wurzel mit großen, an der Spitze mit kleinen braunen Flecken; die Flügel sind an der Wurzel gelb, haben in der Mitte eine breite schwarze Binde und sind an der Spitze, die mitunter braun gefleckt, durchscheinend. Die Schienbeine sind an der Spitze breit blutroth. Im Walliserland, in der Schweiz, im südlichen Frankreich, in Italien.

4) *O. thalassina* Fabricius (*Acridium strepens* Latreille mas. A. thalassinum id. foem. Charpentier l. c. t. 4. f. 3. mas. t. 2. f. 6. foem.). Thorax am Männchen braun, am Weibchen grün; die Flügeldecken braun gefleckt, mit verwaschenem Hinterrand, am Weibchen (seltener am Männchen) ist die vordere Flügelrippe kurz, breit grün gefärbt; die Flügel sind grünlich; die Schienbeine an der Wurzel weiß, braun geringelt, an der Spitze breit roth gefärbt. Sehr, besonders nach dem Geschlechte, variirend. Eine seltene Abänderung des Männchens sah Charpentier, welche nach Farbe und Zeichen dem Weibchen ganz ähnlich war. Die Größe dieses Insects ist etwa Zolllänge. Es findet sich in Italien, in der Schweiz und Frankreich.

5) *O. caeruleans* Fabricius (Rösel a. a. D. t. 22. f. 3). Die Flügeldecken graulich, mit deutlichen schwarzen Flecken besetzt, welche gegen die Wurzel gleichsam in eine Binde zusammenfließen; die Flügel an der schwächeren Seite blaulich. Nach Charpentier (l. c. p. 143) wird das Weibchen dieser Art sehr groß, sodas es die meisten europäischen Arten an Größe übertrifft, doch wird es nicht so groß als *O. migratoria*. Im südlichen Europa.

6) *O. caerulescens* Linné (Rösel a. a. D. II. t. 21. f. 5. mas. 4. 7. foem. et var. Panzer, Fauna. 87. t. 12. foem.). Braun, grau, oder röthlich, die Flügeldecken mit zwei dunklern Binden und dergleichen Flecken gegen die Spitze hin, die Flügel blaugrün, gegen die glashelle Spitze und dieser mehr genähert, mit einer schwarzen gebogenen Binde, bei beiden Geschlechtern. Weist Zolllang. In Deutschland, Frankreich u. häufig auf dürren Bergwiesen.

7) *O. germanica* Charpentier (l. c. 147. Gr. italicus Fabr. encl. Syn. ex Linnaeo et Roeselio, Geoffroy, Insect. d. Paris I, 393. Le Criquet à ailes rouges. *Acridium stridulum* Olivier. Ahrens Fauna I t. 15. Gr. fasciatus. Gr. miniatus Pallas. Gr. ~~stridulum~~ Petagne. t. X. f. 19). Siegelfarben und ~~braun~~ Thorax gefleckt, einfurchtig, rauh; die Flügeldecken mit zwei dunklern Binden und einer weniger deut-

lichen gegen die Flügel; die Spitze mennigroth, gegen die glashelle Spitze mit einer gebogenen schwarzen Binde; die hinteren Schienbeine braun, an der Wurzel weiß geringelt. Von der Größe der vorigen Art. In Italien, Dalmatien, um Paris und in der Schweiz und in manchen Gegenden Deutschlands (auf der Rhön).

8) *O. stridula* Linné (Schaeffer, Icones t. 27. f. 10. 11. mas. t. 269. f. 5. 6. foem. Rösel a. a. D. t. 21. f. 1. 2. mas. 3. foem. Panzer l. c. t. 12. mas.). Unterscheidet sich von der vorigen sehr ähnlichen Art durch die dunkler rothen, an der Spitze schwarzen Flügel. Die Farbe wechselt sonst vom Hellrothfarbenen bis ins Braunschwarze. Die Männchen haben die hinteren Schienbeine schwarz oder dunkelbraun, mit einem blassen oder weißen Ring an der Wurzel. Diese Art findet sich an manchen Orten in Deutschland, Frankreich, in den Pyrenäen, in Schweden. Von der Größe der vorigen Art, das Männchen meist 8, das Weibchen 12 — 14 Linien lang.

Div. II. Die Seitenfiele des Thorax deutlicher, bogig, oft einen gegen die Mitte vortretenden Winkel bildend.

9) *O. grossa* Linné (Rösel a. a. D. t. 22. f. 1. 2. Panzer l. c. 33. t. 7. (die Hinterschapel falsch colorirt). Stoll l. c. t. 23. b. f. 89. Gr. germanicus. Gr. triangularis et grossus Linné ed. Gmel.) Grünlich, die Flügeldecken beim Männchen länger als der Hinterleib, beim Weibchen ebenso lang, am äußern Rande vorn bei beiden Geschlechtern gelb, die hinteren Schienbeine unten roth, die Knie schwarz. Das Weibchen erscheint mitunter ganz mit Purpurfarbe überlaufen. Die untere Seite der Schienbeine zieht mehr ins Ziegel- und Mennigrothe als ins Blutrothe, mitunter aber fehlt diese rothe Farbe und sie sind ganz gelb. Lebt bei Paris, in verschiedenen Gegenden Europas, Deutschlands, nach Zetterstedt auch in Lappland. 12—15 Linien lang.

10) *O. biguttula* (Rösel a. a. D. t. 20. f. 6. foem.). Braun, am Thorax an jeder Seite eine schwarze Linie, die Flügeldecken grau, mit dunklern Flecken und einer schrägen, weißlichen Linie gegen die Spitze, die Füße lang behaart.

Zetterstedt (Fauna Insectorum Lapponica I, 449) führt von dieser Art folgende Varietäten an:

a) Männchen und Weibchen in Begattung gefangen. Die Füße dunkelziegelfarben, braun gefleckt, die Schenkel unten, sowie Bauch und Afters gelblich.

b) Ebenso. Afters breit, blutroth, ebenso die hinteren Schenkel, sammt den Schienen auf der untern Seite.

c) Ebenso. Die Farbe dunkel, braun, fast ungefleckt; auf dem Rücken des Hinterleibes ein rother Fleck; Bauch und die hinteren Schenkel unten gelblich.

Charpentier sagt von dieser merkwürdigen Art noch Folgendes: Elytra maris plerumque minus colorata sunt, quam foeminarum, quarum elytra interdum strigam habent marginalem albam, qua mares semper carent. Peripheriam plane a foeminarum elytrorum forma diversam habent: sunt enim latiora, breviora, et in margine antico a basi ad tres partes longitudinis quodam modo dilatata. — Color

elytrorum maris semper est aqueus, nervis et maculis nonnullis fuscis, rarissime elytra parte postica viridia vel subrufa sunt. Foeminae vero elytrorum partem posticam seu dorsalem saepissime (sicuti totum corpus) habent viridem, vel rosaceam, vel sanguineam. — Mares a congeneribus et praecipue a Gryllo molli distinguuntur seriebus cellularum seu conelavibus elytrorum primis duobus ad marginem anticum: haec cellulas habent caeteris longe majores et nitentes, cum reliquae minores sint et non nitentes. Cellulae ipsae conelavium primorum aequales magnitudine sunt.

In Deutschland, Frankreich, Schweden, sogar in Lappland einheimisch. Das Männchen sechs bis sieben, das Weibchen acht bis neun Linien lang. Auf trocknen Wiesen.

Was schließlich die Literatur dieser Insectenordnung betrifft, so ist sie nicht umfangreich, denn es existiren nur wenige eigene Werke, indessen müssen einige allgemeine hier mit aufgeführt werden, indem sie besonders wichtige Aufschlüsse oder Abbildungen ic. enthalten.

Ahrens, Fauna Insectorum Europae. (Halae seit 1821. 12.)
Charpentier, Horae entomologicae. (Vratisl. 1825. 4. m. Abb.)
Hagenbach, Symbolae faunae insectorum Helvetiae. (Basil. 1822.)
Palisot de Beauvois, Insectes recueillies en Afrique etc. (Paris 1805. fol.)
Panzer, Fauna Insectorum Germaniae. (Nürnberg seit 1795. 12.)
Philippi, Orthoptera berolinensia. (Berol. 1830. 4. m. Abb. neuer Arten.)
Rösel's Insectenbelustigungen. (Nürnberg 1746 fg. 4. der zweite Theil.)
Stoll, Representation des Spectres, Mantès, Sauterelles etc. (Amstel. 1730. 4. vol. II.)
Zetterstedt, Orthoptera suecica. (Lund. 1821.)
Ej. Fauna Insectorum Lapponica. (Hamm 1828. T. I.)

(D. Thon.)

Orthopyxis B. P., f. Mnium.

Orthorhina, f. Notodonta.

Orthorhinia Boisduval, f. Notodonta.

ORTHORHINUS (Insecta). Eine von Schönherr (Curculionidum dispositio methodica 1826. p. 223) aufgestellte Gattung der Rüsselkäfer, aus Rhynchaenus Fabr. gesondert, zur Division Errichinides der Legion Mecorhynchi in der Ordnung Gonatocori gehörig. Als Kennzeichen sind angegeben: Die Fühler reichen über die Mitte des Thorax, sind dünn, das erste Glied lang, fast liniensförmig, das zweite und dritte verkehrt kegelförmig, das vierte bis achte kurz, an der Spitze abgestutzt, die Keule länglich eiförmig. Der Rüssel ist lang, nach Unten gebogen, perpendicular, cylindrisch, ganz grade. Augen klein, eiförmig, platt, in der Stirn einander etwas genähert. Thorax lang, an der Spitze zusammengeknüpft, vorn in der Mitte etwas vorgezogen. Das kleine Schildchen ist deutlich. Die länglichen Flügeldecken sind gegen die Spitze schwielig. Die vordern Füße sind etwas verlängert. Die Schienen zusammengebrückt, an der Spitze hakig. Typus der Gattung ist Rhynchaenus cylindrirostris Fabr. und einzige Art.

(D. Thon.)

ORTHORHYNCHUS (Aves), Fliegenvogel. Unter dieser Benennung trennte Lacépède diejenigen Arten Trochilus von dieser Gattung, welche einen graden

Schnabel hatten. Brisson hatte früher den Namen Mellisuga gebraucht. Jenen Namen und die Gattung hat auch Cuvier (Règne animal ed. 2) beibehalten. Lesson verwandelte denselben ganz ohne Noth in Ornismya. Von dem eigentlichen Trochilus (siehe Trochilidae) unterscheiden sich die Fliegenvögel durch Nichts als den graden Schnabel, ein Kennzeichen, welches noch überdies durch schwache Biegung dieses Organs zu jener Gattung überführt. Mehrere Ornithologen haben daher die Gattung nicht anerkannt, sondern mit Trochilus verbunden gelassen, wie der Prinz von Neuwied (Beiträge zur Naturgesch. von Brasilien. II.), andere, wie z. B. Vieie, Swainson, Bonaparte, haben letztere in eine Menge Untergattungen zerfällt, bei denen nicht bloß auf den Schnabel, sondern auch auf andere Merkmale Rücksicht genommen ist. Lesson zerfallte auch seine Gattung Ornismya in seiner durch die herrlichsten Kupfer ausgezeichneten Monographie: Histoire naturelle des Oiseaux-Mouches (Paris 1829, mit 85 illum. Kupf.), in die Tribus Cynanthus (Swainson), Phaedornis (id.), Platurus, Lampornis (Swains.), Lophornis, Camplopterus (Swains.). In der Fortsetzung dieser Monographie: Histoire naturelle des Colibris, suivi d'un supplément à l'histoire naturelle des Oiseaux-Mouches (Paris 1831, mit 54 Kupf.) geschah des Systematischen keine Erwähnung. Dagegen ist im zweiten Supplement: Les Trochilidées ou les Colibris et les Oiseaux-Mouches suivis d'un index général (Paris 1833, m. 66 Kupf.), eine Übersicht der ganzen Gattung Trochilus Linné gegeben, bei welcher jedoch Orthorhynchus oder Ornismya nicht mehr besonders erscheint, sondern in eine Menge Gattungen unter dem Namen Sectionen zerfällt ist, die mit denjenigen, welche einen gebogenen Schnabel haben, vereinigt sind, sodas sogar die letztern fast in der Mitte der gradschnäbeligen stehen. Bonaparte (Isis XXI) läßt Mellisuga bestehen, zerfällt in Untergattungen. In der demnächst folgenden Übersicht haben wir uns ganz an Lesson gehalten und die merkwürdigsten Arten genauer geschildert. Von denen, welche eigentlich gekrümmte Schnäbel haben, wird bei Trochilidae die Rede sein. Hinsichtlich der Synonymie sind wir ebenfalls größtentheils Lesson gefolgt. Hier aber dürfte noch viel nachzutragen sein; einmal indem dieser Autor an sich kein zuverlässiger ist, und dann am meisten deshalb, weil diese Vögelchen bis jetzt zu wenig in der Natur beobachtet worden sind, um genau wissen zu können, welche der als Arten beschriebenen Vögel wirklich als solche zu betrachten, oder ob sie vielleicht nur Geschlechts- und Altersabänderungen, oder ob wol gar ihr Federkleid, wie bei manchen andern Vögeln sich nach der Jahreszeit richtet. In der That mögen, wie es scheint, manche ein Hochzeitkleid annehmen, und dahin dürften wol meist diejenigen gehören, welche Lesson als males très adultes beschreibt. Viele als junge Männchen beschriebene Arten sind wol Weibchen, diejenigen, welche Lesson als jeunes prenans la livrée des adultes bezeichnet, sind vielleicht nur solche, welche eben das Hochzeitkleid anlegen. Nach dem, was man von ge-

nauer beobachteten weiß, scheint es, daß die Ausfärbung schon im zweiten Jahre stattthat.

Die Fliegenvögel sind sämmtlich auf Amerika beschränkt, die meisten leben im südlichen, nur ein Paar Arten gehen weiter hinauf. Ihr eigentlicher Aufenthalt sind immer nur blumenreiche Gegenden, namentlich lieben sie alle röhren- oder trichterförmige Blüten, aus denen sie vielleicht eben die reichste Nahrung schöpfen können. Diese besuche, behauptete man früher, nur aus Honig — inessen hat schon Wilson (American Ornithology) früher dargethan, daß diese Vögelchen Insectenfänger sind; der Prinz von Newwieb hat in neuerer Zeit durch Zergliederung der Zunge derselben nachgewiesen, daß der Bau derselben ganz dem der Speichzunge analog, daher auch auf gleiche Nahrung schließen läßt. Lesson hat von diesem Baue schöne Abbildungen geliefert. Die beiden Äste der Zungenwurzel liegen, wie bei den Spechten, über dem Schädel bis auf die Stirn vorreichend. Audubon behauptet sogar, daß sie Insecten im Fluge fangen, was bei dem schmalen Schnabel dieser Vögel nur einem solchen Beobachter zu glauben. Indessen sind sie, gleich den Schwalben gar sehr zum Fluge gebaut, den man reisend schnell nennen kann. Was die Fortpflanzung betrifft, so leben sie in Monogomie. Viele bauen ein kunstvolles Nestchen und die Gattungen dürften auch im Nestbaue charakterisirt sein, wenn dieser erst von mehreren Arten bekannt ist; wenigstens finden sich nicht unbedeutende Abänderungen in Stellung und Material. Nach den Angaben eines Beobachters, der jedoch die Species nicht genauer bezeichnet, ward ein Nest um so mehr von den Ästern erhöht, je mehr die Jungen in die Höhe wuchsen. Nach allen Angaben legen sie nur zwei Eier, mochen aber wol zwei, vielleicht mehr Bruten. Vergl. Trochilidae.

1. Section. (Les Patagons Lesson. Trochil. IV.) Der Schwanz lang, tief gabelig gespalten, der Schnabel rund, lang, ganz gerade, an der Spitze angebläut. Das Gefieder von bräunlicher, unscheinbarer Färbung.

1) *O. gigas* (Vieillot, Gallerie. pl. 180. Jardine Humming birds. II, 50. t. 3. Ornismyia tristis, Lesson Ois. mouches. 43. t. 3). Männchen. Kopf, Rücken, die untern und kleinen Flügeldeckfedern braungrün, mit grünem Glanze, der untere Theil lichtrothlich mit dunklerer Mischung, an den Seiten mit grünlichen Schattirungen; die Federn an der Wurzel tiefer gefärbt, mit lichtern Spitzen, daher die Farbe an Brust und Bauch als wellig erscheint. Die Federn am Halse, obgleich ohne Glanz, haben doch ganz die Bildung wie bei andern Arten. Die Flügel ragen etwas über den Schwanz hinaus und sind mit den Spitzen etwas aufwärts gekrümmt, ihre Farbe ist einfarbig braun violet. Der zehnfederige Schwanz ist bräunlich mit goldgrünem Schiller. Am Weibchen (und Jungen?) sind die Federn der obern Theile und die Deckfedern blasrothlich gerandet, die an Brust und Bauch weiß gefleckt, die Afters- und untern Schwanzdeckfedern sind rein weiß. (Vieillots Abbildung zeigt die Spitzen der Schwung- und Steuerfedern mit weißem Endflecke.) Vaterland die Wälder

des innern Chili von Auracanas bis an den Fuß der Anden, aber nicht in Brasilien.

2. Section (Campylopterus Swainson. Lesson l. c. V). Die ersten Schwungfedern haben breite, platte, knieförmig gebogene Schäfte, wodurch die Flügel eine gabelförmige Gestalt erhalten, Kopf ohne Haube, der Schnabel mit ganz schwacher Biegung.

A. Schwanz sehr lang, tief gabelig. (Campylopteres hironelles Lesson.)

2) *O. macrourus* Gmelin, Linné (Vieillot, Dict. d'hist. nat. VII, 366. Oiseau-mouche à tête bleu, Vieill. Ois. dorés. pl. 60 [Schwanz übermäßig lang]. Trochilus forficatus? Latham. Gainumbi tertia spec. Margrove. Colibri vert à longue queue, Edwards I. pl. 33. Mellisuga cayennensis cauda bifurca, Brisson III. pl. 36. f. 9. T. macr. Shaw. Misc. VII. pl. 222. O. hirundinacea Lesson Ois. mouche. pl. 25. mas. Colibri, Suppl. pl. 39. mas adult.). Die ganze Länge etwa sieben Zoll, davon der Schwanz allein fast vier Zoll. Der letztere schwarz, aber mit blauen, unten mit starkem stahlblauem Glanze. Die obern Schwanzdeckfedern blau mit kupferrothem Schiller, die untern eisenschwarz grün schillernd. Die Flügel sind hellbraun, mit leichtem Purpurschiller. Schnabel und Füße schwarz, an der gespaltenen Zungenspitze stehen sehr bemerkbare Wurzchen gleichsam kommförmig. Kopf, der Hals bis an die Brust zeigen das glänzendste Blauviolet, erscheinen aber oft schwarz, indem die Federn an der Wurzel schwarz und nur an der Spitze blau violet sind. Schultern, Rücken und Steiß sind braun goldgrün, mit stahlblauem Schiller. Bauch, Seiten, Unterbrust und die untern Flügeldeckfedern sind von einem glänzenden Grünblau. Die Federn an dem Afters und an den Füßen sind rein weiß. Diese Beschreibung nach dem vollkommen erwachsenen Männchen; das erwachsene beschreibt Lesson (a. a. D.) etwas abweichend. Die Länge nur sechs Zoll (nach ausgeflopften Exemplaren!), Schnabel und Füße schwarzbraun, Flügel bedecken $\frac{2}{3}$ des Schwanzes und sind braun violet. Ein glänzendes Blau mit violettem oder kupferrothem Schiller bedeckt den Kopf und den hintern Theil des Halses bis auf den Mantel, sowie die Wangen, die Kehlsseiten und die Kehle selbst bis zur Brust. Tene's Blau schillert hinten grün, vorn aber wie Kupferlasur (cuivre carbonaté) und nimmt in der Mitte jeder schuppigen Feder ein sammetartiges Matt an. Rücken, Steiß, Schulterfedern, die obern Deckfedern des Schwanzes, die untern der Flügel, die Brust, der Oberbauch sind tief goldgrün glänzend mit mattbrauner Mischung. Die obern Deckfedern des Schwanzes schillern stark kupferig, die untern stahlblau. Der Unterbauch, die Aftersgegend sind weiß. Der Schwanz ist zehnfederig, stahlblau; jede Feder läuft in eine leicht gekrümmte Spitze aus und hat innen einen breiten, außen nur einen schmalen Bart. — Die Färbung des Weibchens ist noch unbekannt, die Jungen haben weniger glänzende Farben und einen kurzen Schwanz.

B. Schwanz von mittlerer Größe, gleich abgestuft. (Campylopteres vrais. Less.)

3) *O. campylopterus* Gml. (*Trochilus latipennis*, Latham, Shaw. *Trochilus cinereus*, Latham. Oiseau - mouche à large tuyau Buff. enl. 672. f. 2. Vieill. Ois. d'or. pl. 21. Colibri à ventre cendré. pl. 5. Troch. campylopterus, Valenciennes Dict. sc. n. t. 35. Drapiez, Dict. class. IV. Troch. latipennis Swainson Zool. III. 130 mas. 131 foem. Ornism. latipennis Lesson Ois. m. pl. 34). Von starkem Baue, fünf Zoll, einige Linien lang; der Schnabel stark, schwach gebogen, Oberkiefer schwarz, unterer schmutzig gelb; die Füße hellbraun. Ein schillerndes Goldgrün bedeckt Kopf, Hals, den Körper, den Steiß, die kleinen Flügel Federn und die Oberseite der beiden mittlern Steuerfedern; eine aschgraue Farbe zieht sich vom Kinn über den Hals, Bauch bis zu den untern Schwanzdeckfedern, und nur in den Seiten finden sich grüne Mischungen. Die Schwungfedern sind einfach purpurbraun, sie reichen bis ans Ende des Schwanzes, doch nicht immer (Fehler beim Ausstopfen!). Die zwei der mittlern nächsten Steuerfedern des Schwanzes sind an der Wurzel goldgrün, schwarz am Ende, mit weißer äußerer Spitze; die übrigen sechs sind an der untern Hälfte mattschwarz, an der Endhälfte weiß. Nach Swainson hatte nur das Männchen solche erweiterte Schwungfederschäfte. Übrigens weichen Männchen und Weibchen in der Färbung nicht ab. Färbungen mit mehr Kupferglanz auf dem Rücken, mehr oder minder lichterem Grau, gehören vielleicht verschiedenen Altersperioden. Vaterland Guiana.

4) *O. Pampa* Lesson (*Colibris* Suppl. pl. 15). Das erwachsene Männchen fünf Zoll lang, der braune Schnabel stark, sehr schwach gebogen, die gelblichen Tarsen bis an die Zehen besiedert, die drei ersten Schwungfedern mit breiten Schäften, Flügel bis ans Ende des fahlförmigen Schwanzes reichend. Der Kopf oben mit azurblauer Haube, das Gefieder übrigen tiefgrün mit Goldglanz besonders auf den Schultern und mittlern Schwungfedern. Die ganze Unterseite vom Kinn bis zu den mit Rosstroth gemischten untern Deckfedern rauchgrau, der Bauch weiß, die Flügel braun purpurn, die seitlichen Steuerfedern bronzeschwarz. Im Innern von la Plata.

5) *O. ensipennis* Swainson (Zool. III. t. 107. Lesson Ois. m. pl. 35. nach Swainson. Trochilidae pl. 46 erwachsenes Männchen, pl. 47 junges Männchen. Jardine hum. B. I. pl. 34. Campylopterus latipennis *). Die drei ersten Schwungfedern erweitert, besonders die erste stark und dabei knieförmig gebogen. Flügel purpurbraun, fast so lang als der Schwanz, der fast ganz grade abgeschnitten. Die Tarsen bräunlich, der

Schnabel schwarz, von mittlerer Länge (zehn bis elf Linien), die ganze Länge des Vogels fünf Zoll. Das ganze Gefieder rein-, sehr glänzend smaragdgrün, nur die Kehle azurblau ins Indigblaue übergehend, nach den Seiten und nach dem Halse zu verlöschend. Die Federn dieses Schildes nicht wie an andern Arten schuppenförmig. Die vier mittlern Steuerfedern grünschwarz goldglänzend, die drei seitlichen an der Wurzel tiefschwarz, übrigen weiß. So das erwachsene Männchen. Das junge Männchen ist nicht so dunkel gefärbt, die beiden mittlern Schwanzfedern sind goldgrün, die zwei seitlichen schwarz und weiß, die äußersten an der Wurzel schwarzviolett, übrigen weiß. Die Ohrfedern sind schwarz, unten mit einem rein weißen Striche, welcher vom Schnabelwinkel anfängt. Die Kehle bräunlich, auf dem Halse vorn reingrüne und azurblaue Schuppen. Der ganze Unterkörper graubräunlich, jede Feder goldgrün gerandet. Die Seiten und die Halsseiten goldgrün. Die untern Schwanzdeckfedern metallgrün. Vaterland nach Lesson Jamaica und Trinidad, nach Jardine Tabago.

6) *O. cirrholoris* Vieillot (Dict. d'hist. nat. Encycl. meth. Ornismyia simplex Lesson, Ois. m. pl. 33. Colibr. suppl. pl. 6. Var. alb. maculat.). Männchen (Jardine hält diese Art für ein Weibchen, dessen Männchen noch unten kommt) 4½ Zoll lang, die Flügel so lang als der Schwanz, der grade abgeschnitten, Füße braun, Schnabel schwarz, Tarsenfedern weißlich. Das Gefieder besonders an den obern Theilen vom Kopfe bis zum Steiße tief bräunlichgrün, mit wenig goldgrünem Schiller. Die Farben der Kehle, der Brust und des Bauches sind tiefgrau und mit wenig glänzendem Goldgrün gemischt. Die Seiten sind tiefschwarzlichgrün, die untern Deckfedern des Schwanzes sind graulichweiß, sowie die Federn um die Aftergegend. Die Flügel sind tief purpurbraun, die Steuerfedern einfarbig violettbraun. Vaterland Brasilien.

Eine Varietät war oben goldgrün, unten braun, mit weißen Flecken an Kopf und Hals.

Lesson citirt in seiner Synopsis zu dieser Art mit einem ? *Trochilus campylostylus* Lichtenstein Verzeichniß der berl. Doubl. n. 115. „Similis campylopteri, quod picturam et remigum formam, sed minor cauda aequali, rectricibus omnibus concoloribus.“

7) *O. lazulus* Vieillot (Encyclopédie II, 557. Galerie pl. 179. Troch. falcatus, Swainson III. pl. 83. Lesson Ois. m. pl. 36). Dieser Vogel gehört, sowie der *O. ensipennis*, wenn man nur auf den Schnabel Rücksicht nimmt, eher den Colibris an, indem derselbe ziemlich gebogen ist. Die ganze Länge beträgt fast vier Zoll. Der einen Zoll lange Schnabel ist schwarz, die Flügel sind länger als der Schwanz, die Schäfte der erstern Schwungfedern sind hier breiter als an den andern Arten, und Swainson glaubt, daß nur die Männchen solchen Bau haben. Von dem Schnabelwinkel zieht sich ein schwarzer Streif nach dem Ohr, ein goldenes und metallisches Schwarzgrün herrscht auf Kopf, Hals, Rücken und Steiß, und ist glänzender an den Seiten des Halses. Die Ohrfedern sind blaugrün.

*) Jardine citirt hier Swainsons taf. 107, welche doch ensipennis unterschrieben und Lesson taf. 35., welche doch denselben, aber nicht den unter Nr. 3 beschriebenen Vogel darstellt. In der Synopsis häuft er zu seinem latipennis außer diesen Citaten noch Lesson pl. 46. Troch., wo ensipennis abgebildet ist. Vielleicht daß er diesen als Männchen, latipennis als Weibchen annimmt, worüber indessen nichts bemerkt ist, indem er das Weibchen seines latipennis beschreibt „female, beneath grey, without the gorget.“ was allerdings auf unsere Nr. 3 paßt.

Kehle und Vorderhals sind violettblau mit Purpurschiller, der an der Brust grünlich wird, indem er sich mit dem Grün an den Halsseiten mischt. Alle diese so glänzenden Federn haben eine schuppenförmige Gestalt. Der Bauch ist goldgrün bis auf zwei reinweiße Federbündel, welche die Wurzel der Schenkel umgeben. Der zugrundeliegende Schwanz besteht aus lebhaft zimmetrothen, am Ende schwarz gesäumten Federn mit Ausnahme der beiden mittlern, welche oben goldgrün. Das Vaterland ist unbekannt.

III. Section. Schwanz von mittlerer Länge, gleich abgestuft oder ausgerandet, Schnabel etwas gekrümmt, Form kräftig. (Les Sériésoux. Lesson, der in dieser Abtheilung einen Colibri *T. auratus* und seinen hier nachfolgenden *Ornismya* vereinigt, citirt als dieser Abtheilung entsprechend Boie's Gattung *Eulampis* (die er *Culampio* schreibt!); zu den Kennzeichen der letztern gehört aber ein stark gebogener Schnabel, da sie überdies den Übergang zu *Cyaniris* machen soll, Lesson's Abbildung vom *O. lugubris* zeigt aber einen ziemlich graden Schnabel, wie ihn auch Max. von Wied angibt. S. folg.

8) *O. ater* Max. v. Wied (Reise nach Brasilien. I, 366 und II, 136. Beiträge zur Naturgesch. v. Bras. IV, 52. Troch. fuscus (jung) Vieillot. Tr. niger Swainson Illustr. pl. 82 (bona). Tr. atratus Lichtenst. Berl. Doub. p. 14. Colibri leucopygius Spix Av. Bras. t. 81. f. 3 (mala). Ornism. lugubris Lesson Ois. m. pl. 38 mas. pl. 39 foem. (jung) letzte Abb.). Männchen. Schnabel stark, ziemlich dick, beinahe grade, Füßchen sehr klein, Oberschenkel mit Federhöfen, Flügel erreichen ziemlich das Ende des Schwanzes, der zehnfederig, in der Mitte etwas ausgerandet ist. Schnabel schwarz, Beine schwärzlichbraun, Kopf, Hals, Brust, Ober Rücken samtschwarz, dunkel stahlblau schimmernd, Bauch und Steiß dunkelschwärzlich, stärker stahlblau glänzend, Schwungfedern dunkelschwärzlich graubraun, etwas violett schillernd, Seiten des Leibes unter den Flügeln, Hinterseite der Schenkel und Aftergegend weiß, Vorderseite der Schenkel schwarz, zwei mittlere Schwanzfedern dunkel stahlgrün, stahlblau schillernd, die übrigen rein weiß, mit 2½ Linien breiten schön violettblauen Spitzenrändern. Länge 5 Zoll, der Schnabel 8½ Linien. Nach Wied ist das Weibchen bis auf den geringern Glanz wenig vom Männchen verschieden aber nur 4 Zoll 5½ Linien lang. Was Lesson als Weibchen beschreibt und abbildet, ist nach Wied's Beschreibung der junge Vogel. An diesem ist die schwarze Farbe überall nur unrein und bräunlich überlaufen, die Federn wenig glänzend, die Kehle ist rothbraun und über ihre Mitte läuft, vom Kinnwinkel an, ein schwarzer Längsstreifen; den äußern Schwanzfedern fehlt der schwarze Spitzensaum fast gänzlich, die Federn des Unterrückens sind rothroth gerandet, die der Brust und des Bauches haben weißliche Ränder.

Nach Wied ist dieser Vogel einer der scheuesten und hochfliegendsten, in den Urwäldern von Brasilien einheimisch, sich aber gern nach den Pflanzungen ziehend, wo er die Drangen, Popaya, Cayaria und andere Baumbläu-

then aufsucht. Das Nestchen dieser Art ward Anfangs Januar an der Waldstraße von Sibós durch die Urwälder auf einem etwa vier Fuß hohen Baume gefunden. Ein großes schmales längliches Blatt trug dieses niedliche, aus gelbröthlicher Pflanzenwolle dicht zusammengefügte kleine flache Nestchen, das bloß mit Wolle an die Oberfläche des Blattes geheftet war. Die Vertiefung des Nestes, sowie sein ganzer Umfang waren bedeutend für die Größe des Vogels. Zwei völlig nackte Junge befanden sich darin, an welchen große dicke Maden dergestalt umherkrochen, daß sie die Vögel öfters beinahe verbargen. Man sagte dem Prinzen, daß diese Maden häufig an diesen jungen Vögeln vorkämen. Bei Annäherung sperrten die Vögelchen sogleich den Schnabel auf, die Alten flatterten ängstlich umher.

IV. Section. Der Schnabel mit starken, dichten Zähnen versehen. (*Ramphodon* Lesson, *Heliotryx* Boie theilweise.)

A. Der Schnabel lang, prismatisch, grade, an der Basis erweitert, an der Spitze hakig, der Schwanz zugrundet, etwas staffelförmig.

9) *O. naevius* Dumont (Dict. de Sc. nat. t. X. p. 55. Vieillot Encycl. Temminck pl. col. 120. f. 3. *Drapiez*, Dict. class. d'hist. nat. IV, 320. *Trochilus squamosus* Lichtenst. Berl. Doub. p. 14. *Ramphodon maculatum* Lesson Colibri pl. 1.). Fünf Zoll, sechs Linien lang, wovon der Schnabel 13 Linien wegnimmt. Der Oberkiefer schwarz, der untere weiß mit schwarzer Spitze, die Linsen weißlich, Flügel fast so lang als der Schwanz, der nur wenig staffelförmig ist. Kopf, Becken und Steiß bräunlichgrün, auf dem Rücken mit kupferrothem Schiller, welcher auf dem Steiße noch stärker ist. Überhaupt erscheinen diese Theile schuppig, da alle Federn mit Braun, die auf dem Steiße lebhaftroth eingefaßt sind. Über den Augen zieht ein ziemlich breiter hellrothrother Bogen hin, die Augengegend ist braunschwarz, die Seiten der Wangen und der Vorderhals sind mit verlängerten Federn bedeckt von rostkastanienbrauner stark goldglänzender Farbe, wovon eine Linie kleiner schwarzer schuppenförmiger Federn, die vom Kinnwinkel entspringend sich nach dem Halse herabzieht, stark absticht. Brust, Oberbauch und Seiten sind mit weißlichen und schwärzlichen breiten Flammen der Länge nach besetzt, welche auf den Seiten und am Unterbauche rothrothlich werden. Die untern Deckfedern des Schwanzes sind breit, rothroth, in der Mitte mit einer schwarzen Flamme. Die Schultern sind mit dem Rücken gleich gefärbt, die Schwungfedern sind purpurbraun, die der zweiten Ordnung an den Spitzen weiß. Von den Steuerfedern sind die vier mittlern oben glänzend kupfergrün welches an den Wurzeln der äußersten in Goldbigpurpur übergeht, welches an den Spitzen derselben in glänzendes Hellroth übergeht; die untere Seite ist weniger lebhaft. Vaterland Brasilien, in der Nähe von Rio Janeiro, auf dem Berge Coroa Bado.

B. Schnabel von mittlerer Länge, schwach gekrümmt. Schwanz in der Mitte etwas ausgerandet, von deltoïdaler Form. (Les bees en seie, Lesson.)

10) *O. Petasophorus* Wied (Reise nach Brasilien. II, 191. Beiträge IV, 76. Temminck pl. col. 203. f. 3. Troch. janthinotus Natterer. Colibri crispas Spix Av. Brasil. t. 81. f. 1 [mala]. Ornismyia petasophora Lesson Ois. m. pl. 1 Männchen. Trochil. pl. 59 Weibchen. pl. 15 jung Männchen [beste Abb.]. Jardine H. B. I. pl. 13 [Copie]. Tr. serrirostris Vieill. Dict. d'hist. nat. ed. 2 und Encyclop. II. [nach Lesson]). Männchen. Schnabel länger als Kopf, nur höchst sanft gewölbt, Flügel erreichen nicht völlig die Schwanzspitze, am Schwanz die mittlern Federn etwa um eine Linie kürzer, als die äußern. Alle obere Theile, sowie die Deckfedern der Flügel grün mit Goldglanz, der Scheitel bräunlich schimmernd. Backen, Kinn, Kehle, Brust lebhaft grün, alle Federn in der Mitte dunkler, mehr blaugrün, sodas die Brust lebhaftblaugrün erscheint; der Bauch mehr goldgrün; der After und untere Schwanzdeckfedern oder Steiß reinweiß, Schwungfedern dunkelgraubraun, ins Violette schillernd, Schwanz goldgrün, die mittlern Federn mit dunkelblauen Spitzen, die nebenstehenden grün, vor der Spitze blau, diese selbst grün, untere Schwanzfläche blaugrün. Unter den Ohren an jeder Seite von den Backen bis gegen den Hinterhals sich ausbreitend ein dichter Büschel abgerundeter Federn feuerfarben, blau und goldschillernd. Schnabel schwarz, Beine schwarzbraun. Länge 4 Zoll 11 Linien, davon der Schnabel 9 $\frac{1}{2}$ Linie. Junges Männchen: 4 Zoll 3 Linien lang, Schnabel und Füße schwarz, jeener nur 8 Linien lang und ohne die Zähne, welche sich beim Erwachsenen finden. Flügel hellbraun mit leichtem Purpurschiller. Die mittlern Steuerfedern glänzend goldgrün, an der Spitze blaugrün, die seitlichen an der Wurzel braun, dann goldgrün, am Ende der äußere Bart weiß. Auf der untern Seite erscheint der Schwanz gegen das Ende mit einem breiten, an den Seiten in das Grün sich verlierenden stahlblauen Bande durchzogen. Die Wangen bräunlich, unter dem untern Augensiede ein weißer, länglicher Punkt. Hinter den Ohren zeigen eine oder zwei violette Federn mit reichem Metallglanze die Stelle der schönen Federbüsche des erwachsenen Männchens an. Kehle, Vorderhals und Brust sind schmutzig hellgrau mit einzelnen untermischten goldgrünen Federn; die am ebenso gefärbten Bauche fehlen, Aftergegend und untere Schwanzdeckfedern weißlich. Weibchen ist dem jungen Männchen ziemlich ähnlich, doch mangeln die Ohrfedern ganz, und die Länge beträgt vier Zoll, sechs Linien. Kopf, Hals, Rücken, Schultern und Steiß goldgrün, die Federn des Kopfes fein mit Rostroth gefranzt; unter dem Auge ein weißer Streif, ein anderer schwarzer läuft quer über die Wange. Kehle und Vorderhals sind grau, mit Goldgrün gemischt, so auch die Seiten; die Mitte des Bauches ist grau; der Unterbauch weiß, die untern sehr langen Schwanzdeckfedern rein weiß, die Flügel sind bräunlich. Schwanzfedern goldgrün, alle gegen das Ende mit stahlblauer Binde, die Spitze der äußern weiß. Vaterland Brasilien. Der Prinz von Wied fand ihn an den Grenzen von Minas Geraes an den Blüthen der Mimosen und Akazien.

11) *O. thalassinus* Swainson (Philos. magaz. 1827. n. 6. p. 441. Hoitzitzillin tepezeullula Hernandez p. 47 [nach Lesson]. Ornismyia Anaes Colibr. suppl. pl. 3 Männchen. Ramphodon A. Troch. pl. 55 altes Männchen, pl. 56 Männchen, Var. pl. 57 Jung [Weibchen?]. Jardine H. B. II. pl. 1, 2. Tr. thalassinus). Ganz erwachsenes Männchen. Fünf Zoll lang, davon der Schnabel neun Linien. Schnabel und Linsen schwarz, die Kiefern gegen das Ende mit langen scharfen Zähnen besetzt. Gefieder goldgrün, mit sehr starkem Glanze, die Deckfedern rostroth gesäumt. Rücken, Steiß und obere Schwanzdeckfedern glänzen kupferroth. Der ganze Vorderhals und Brust sind mit smaragdgoldgrünen ins Schwarzgrüne ziehenden Federn, oder welche in der Mitte einen sammet schwarzen Fleck am Rande schillernd grün zeigen, bedeckt; die Kehle ist azurblau, welches sich auf die Wangen und nach den Kopfseiten erstreckt und sich am Hinterkopfe dem der andern Seite nähert. Eine schmale azurblaue Binde zieht sich in der Mitte von der Brust bis in die Aftergegend hinab. Die Flügel sind hell purpurbraun, der Schwanz unten stahlblau mit glänzend indigblauer Binde, die zwei mittlern Steuerfedern oben goldgrün, die seitlichen stahlblau. Das erwachsene Männchen ist vier Zoll, fünf Linien lang, der Schnabel mißt davon zehn Linien; die Flügel purpurbraun, Kopf, Hals, Rücken, Schultern, Steiß, der Körper unten smaragdgrün, Wangen um die Ohren und Halsseiten mit zwei Schilbflecken von schuppenförmigen, stahlblauen Federn, Vorderhals und die Mitte der Brust und des Bauches tiefblau; die Seiten grün, die Aftergegend weiß. Die Steuerfedern breit, oben $\frac{2}{3}$ an der Wurzel und an der Spitze tiefgrün metallisch glänzend, gegen das Ende mit einer breiten sammet schwarzen, auch wie polirtes Eisen glänzenden Binde. Auf der untern Seite sind die Farben lebhafter, stahlblau, die Binde schwarzblau indigpurpurn. Die untern Deckfedern sind an der Wurzel braun, in der Mitte grauweiß, die goldgrüne Spitze grauweiß eingefast. Die Varietät des Männchens hat Wangen und die Mitte des Bauches azurblau, die untern Deckfedern des Schwanzes braun. Der junge Vogel, vielleicht auch das Weibchen, ist vier Zoll, drei Linien lang; der neun Linien lange Schnabel ist stärker als am Erwachsenen. Das ganze Gefieder oben goldgrün, von der Kehle bis an den Bauch smaragdgrün, von da an den Seiten und am Unterbauche mit Schmutzgrau gemischt, die untern Deckfedern blasroth, gegen die Mitte grün. Azurblau zeigt sich nur auf den Wangen, die Ohrbüschel ziehen sich vom Schnabelwinkel nach dem Hinterkopfe. Vaterland Chili und Meriko.

V. Section. Schnabel von mittlerer Größe, an den Rändern der Kiefern gezähnt, die Spitze nach Oben gebogen, Schwanz mittellang zugrandet (Les Avocettes Lesson).

12) *O. recurvirostris* Swainson (Zool. Illustr. pl. 105. Ornismyia rec. Lesson Ois. m. pl. 37 Männchen. Colibr. Suppl. pl. 34 jung. Männchen. Jard. H. B. I. pl. 3). Schnabel platt, die Spitze zugrundet, beide Kiefern gleichmäßig in die Höhe gebo-

gen. Das Gefieder goldgrün, ein Schild von schuppigen Federn zieht sich von der Kehle bis auf die Brust und glänzt smaragdgrün, über die Mitte von Brust und Bauch zieht sich ein schwarzer Streif, die Federn um die Schenkel sind weiß. Die Flügel ragen etwas über den grade abgeschnittenen Schwanz weg und haben die gewöhnliche purpurbraune Farbe, die zwei mittlern Steuerfedern sind ganz blaugrün, die übrigen kupferbraun, unten ganz schön topasfarben schillernd. Das junge Männchen, drei Zoll, drei Linien lang, hat einen schwarzen, unten etwas angeschwollenen, stark gebogenen, in eine schwache, platte, nach Oben gerichtete Spitze auslaufenden Schnabel, die obere Schnabelfirste läuft grade bis an die Spitze. Oben, von der Stirn bis an die Schwanzdeckfedern ist der Körper blaugrün, metallglänzend, Kehle, der Vorderhals und die Seiten desselben bis an die Brust sind glänzend und schillernd smaragdgrün. Eine graubraune Linie theilt den Leib der Mitte nach bis in die weiße Aftergegend. Die Seiten sind goldgrün schillernd, sowie die untern Schwanzdeckfedern, die Schenkeldeckfedern sind weiß, die Tarsen schwarz. Der Schwanz, etwas staffelförmig, ist oben in der Mitte goldgrün, nach den Seiten blau, unten vom reinsten und lebendigsten goldenrothen Glanze. Die Flügel sind purpurschwarz und so lang als der Schwanz. Das Exemplar kam aus den Umgebungen von Cayenne.

13) *O. avocetta* Lesson (Colibris Suppl. pl. 24 jung? oder vielleicht eigene Art? Trochilidae pl. 23 junges Männchen). Lesson vermuthet, daß diese Art vielleicht der vorigen mit angehöre und daß das Männchen von dieser nur der erwachsene Vogel zu pl. 23 sei. Der junge Vogel (pl. 24) drei Zoll, sechs Linien lang, der Schnabel schwarz, ziemlich stark, unten nach der Spitze aufgeschwollen, welche in die Höhe gebogen ist; die Spitze beider Kiefern ist schwach abgeplattet, ganz dünn. Die purpurbraunen Flügel sind so lang als der Schwanz, die Steuerfedern sind breit, fast grade abgeschnitten, oben wie unten einformig tief schwarzblau. Der Oberkopf, der Rücken, Steiß, die Schultern sind smaragdgrün, goldglänzend, eine smaragdgrüne schillernde Platte nimmt den Vorderhals ein und ist seitlich von einer weißen Linie begrenzt, welche sich bis in die Aftergegend zieht. Die Mitte des Bauches ist tief mattschwarz und wird ebenfalls von dem weißen Streifen begrenzt. Braun, mit Goldgrün gemengt, herrscht in den Seiten, die untern Deckfedern sind bräunlich. An den jungen Männchen sind die Tarsen verhältnißmäßig stärker, als an andern Arten, schwarz, die Schenkeldeckfedern weiß, der Schwanz ist schwach staffelförmig und von den violettblauen Flügeln überragt. Das Gefieder ist oben, von der Stirn an golden blaugrün, stark glänzend, und wird auf den Wangen, an den Seiten des Halses, an Brust, Bauch und Steiße mehr lebhaft smaragdgrün. Die untern Deckfedern des Schwanzes sind rein smaragdgrün. Kehle, Vorderhals, Mitte der Brust und des Bauches sind der Länge nach durch eine breite weiße Binde getheilt, in der wieder ein brauner und weißer Streif, nicht scharf begrenzt, herabläuft. Kehle und Vorderhals sind schwarz,

mit goldgrünen, schillernden Schuppen. Von den Steuerfedern sind die beiden mittelsten goldgrün, alle seitlichen stahlblau, mit einem großen weißen Fleck am Ende. Unten sind sie an der Wurzel schwach kupferroth angeläutet. Von Cayenne.

VI. Section. Schnabel kurz, grade, die äußern Steuerfedern in lange schmale Fasern auslaufend (les Polythmus Lesson).

14) *O. polytma* L. (*Trochilus polytma* L. Latham. *Ornismyia cephalatra* Lesson Ois. m. pl. 17. *Vieillot* ois. dor. pl. 67. *Edwards* I. pl. 34. *Jardine* H. B. II. pl. 21). Eine der am längsten bekannten Arten! Etwas über neun Zoll lang, von welchem Maße der Schwanz allein fast sieben Zoll wegnimmt. Der Schnabel ist hellgelb, mit schwarzer Spitze, die Füße sind gelb, mit braunen Krallen. Die losen Kopffedern bilden auf dem Kopf eine Art nach Hinten fallender Haube. Kehle, die Seiten des Halses, Bauch, Rücken, die Deckfedern der Flügel, sind smaragdgrün, glänzend, die Schwungfedern sind einsärbig rostbraun. Manchmal ist der Flügelbug weiß. Die untern Schwanzdeckfedern sind braun mit graulicher Mischung, die beiden äußersten Steuerfedern sind auf eine Länge von sechs Zoll entwickelt, schmal, bandförmig, schwach gebogen, am Ende gerundet. Die mittlern sind nur 18 Linien lang, alle oben braun mit grünlichem Schiller, unten tief schwarzbraun. Die Flügel reichen bis auf $\frac{2}{3}$ der kürzern Steuerfedern. Latham beschreibt das Weibchen, wie folgt: Schnabel oben schwarz, unten weiß, Gefieder grün, unten weiß, der Scheitel gelb oder schwärzlich braun, Steuerfedern gleich lang, mit weißen Spitzen. Jamaica. Über die Lebensweise ist nichts bekannt.

VII. Section. Schnabel mittellang, fast grade, Schwanz stark, breit, tief gabelig (Lesbia, les Saphos Lesson).

15) *O. sparganura* Shaw (General Zoolog. VIII. pl. 39. *Trochilus chrysurus* Cuv. règn. anim. T. *radiosus* Temminck Galérie du Muséum. O. Sapho Lesson man. et Ois. m. pl. 27. Troch. pl. 49 Männchen. Lehtes in vollem Lichtglanz! Ois. m. pl. 28 Weibchen oder junges Männchen. *Jardine* II. pl. 23). Etwas acht Zoll lang, Flügel bräunlich, Schwanz lang, stark gabelig, die beiden äußern Steuerfedern $4\frac{1}{2}$ Zoll lang, die übrigen stufenweis kürzer, alle am Ende gerundet. Das Gefieder goldgrün, an der Kehle ins Smaragdgrüne übergehend, Steuerfedern purpurgoldfarben, am Ende mit schwarzen Linien. Schenkel und Füße schwarz. Eine mehr gelbgoldgrüne Binde zieht sich vom Auge an den Seiten des Halses herab. Aftergegend mit graulichen Federn besetzt. Die Steiß- und obern Schwanzdeckfedern mit reinem Zinnoberglanze. Die Schwungfedern purpurbraun, mit breiten, knieförmig gebogenen Schäften. Die Steuerfedern bandförmig (gleichbreit), gewöhnlich kupferroth golden glänzend, je nach auffallendem Lichte purpur oder tief violett. Die schwarzen, tief sammtartigen Endbinden sind auf den längern Federn breiter. Das Weibchen? etwas kleiner, ohne das smaragdgrüne Brustschild; einformig goldgrün, hier und

da tritt das Aschgrau der Federwurzeln vor. Der Schwanz auch ebenso gabelig, aber die Farben auf den beiden längsten an der äußern schmälern Fahne gelblichweiß, innen dunkelpurpurfarben oder violet, welche Farbe auch die kürzern Federn haben. Brasilien.

16) *O. bifurcata Swainson* (*Cynanthus* b. *Philos. Mag.* 1827. n. 6. p. 441. *O. Nuna Lesson Colibri* suppl. pl. 35 erwachsenes Männchen, pl. 36 jung?). Fünf Zoll lang, davon der Schwanz fast drei wegnimmt. Die schwachen purpurbraunen Flügel bedecken $\frac{1}{2}$ des Schwanzes. Die zehn Steuerfedern fast wie bei voriger Art, die beiden äußersten mit der Spitze etwas nach Außen gedreht, die mittlern braun, am obern Ende goldgrün polirt glänzend; die siebente und achte einfarbig purpurbraun, nur an der Spitze goldgrün glänzend, die beiden äußersten innen purpurbraun, am Endrittheile fast ohne den goldgrünen Glanz; am äußern Rande grauweiß gesäumt. Unten sind alle braun violet, metallglänzend, die zwei längsten mit deutlichem weißem Saume. Schnabel und Füße tiefschwarz. Alle obern Theile rein glänzend smaragdgrün, Kehle vom Rinne bis zum Bauche weiß, aber jede Feder in der Mitte und am Endrande mit einem goldsmaragdgrünen Augenfleck, welche Flecken an der Kehle und am Vorderhals am deutlichsten gezeichnet sind, weniger auf dem Bauche und in den Seiten. Die untern Deckfedern des Schwanzes sind ziemlich lebhaft kastanienbraun, hier und da mit Goldgrün bespritzt. Am jungen? Vogel ist der Kopf oben schmutzgrün, fast graulich, die großen Steuerfedern sind durchaus braun, ohne weißen Saum, das Weiß des Körpers zieht am Bauche ins Rostrothe und die goldgrünen Flecken sind in den Seiten weniger deutlich. Mexiko.

17) *O. forcipata Latham* (*Edwards* pl. 23. *Viellot* pl. 66 mala. *O. Kingii Lesson Troch.* pl. 38). Der Schwanz doppelt länger als der Körper, die Steuerfedern gleichmäßig abgestuft; die acht innern lang, spizig, die zwei äußersten weit über diese reichend, nach und nach schmaler werdend, am Ende spizig und stark nach Außen gebogen. Alle tiefblau, die Spitzen goldgrün. Die Flügel lang, schwach gebogen, purpurbraun, etwas über den Steiß reichend. Schnabel und Tarsen schwarz. Die Federn des Hinterkopfs lose, eine Art Busch bildend; auf der Stirn goldgrün, hinten mehr braunroth. Das ganze Gefieder schwarzgrün, metallisch, mit wenigem Goldschiller, ausgenommen auf den Schwanzdeckfedern und auf den Schultern. Vom Rinne herab auf dem Vorderhals ein azurblaues Schild. Jamaika.

VIII. Section. Schnabel sehr lang, ganz grade, Gestalt etwas plump, Schwanz mittellang, gleich, oder ganz schwach ausgerandet (*Coeligena*, les *Clémences Lesson*).

Tribus I. Kein amethystfarbenes Schild an der Kehle (les *Mexicains Lesson*.)

18) *O. Clemenciae Less.* (*Ois. m.* pl. 80 Männchen. *Col. suppl.* pl. 8 Weibchen). Fünf Zoll lang. Schnabel schwarz, Tarsen braun, Schwanz grade abgesehen. Die mittlern Steuerfedern oben und unten tiefblau, die beiden äußersten mit weißen Spitzen, die

dritten an jeder Seite mit einem weißen Fleck in der Mitte. Flügel so lang als Schwanz, breit, licht purpurbraun. Das Gefieder goldgrün, auf dem Mantel lebhafter, mehr braun auf dem Kopfe, mehr kupferfarben auf der Mitte des Rückens und auf dem Steiße. Die kleinen Flügeldeckfedern goldgrün, was sich etwas nach den Seiten und an den Halsseiten herabzieht. Die Ohrfedern ziemlich lang, grau, ein weißer Streif hinter den Augen entspringend begrenzt sie und dehnt sich etwas nach den Schläfen aus. Alle untere Theile, Brust und Bauch sind einformig graubraun, womit sich an den Seiten das Goldgrün der obern Theile mischt. Die Astergegend ist weiß, die untern Deckfedern des Schwanzes sind breit, jede Feder hellgrau gerandet. Das Weibchen misst nur vier Zoll, acht Linien. Die Schwungfedern sind purpurbraun, die mittlern Steuerfedern, oben und unten goldgrün, sind auf den Seiten schwarzbraun, gegen das Ende dunkler, mit Ausnahme der beiden äußern, welche an der Spitze einen weißen Fleck haben. Der Oberkopf ist bräunlich grün, ohne Glanz, das ganze Gefieder des Körpers und der Schultern ist goldgrün; die Kehle ist mit schuppenförmigen Federn besetzt, welche in der Mitte braun sind und einen hellern Rand haben, die Unterseite des Körpers, die Seiten und der Bauch sind bräunlich, an den Seiten ins Goldgrüne übergehend. Die Astergegend ist weiß, die untern Deckfedern sind grün und braun mit weißen Rändern und Spitzen. Mexiko.

19) *O. coeligenus Lesson* (*Troch.* pl. 53 Männchen). In der Färbung auffallend abweichend von den gewöhnlichen grünen Nuancen! Fünf Zoll, vier Linien lang. Schnabel braun, Tarsen oben braun, unten gelb, Krallen hornfarben. Flügel etwas länger als der Schwanz, mit schwarzen Schäften und rötlich violeten Fahnen. Der Oberkopf, der Hals, die Deckfedern der Flügel, die Schultern, die Rückensfedern stark glänzend, wie polirt Kupfer mit Rubinshiller, welche Farbenpracht jedoch dadurch etwas gemindert wird, daß jede Feder ganz fein schwarz und hellbraun eingefast ist; wodurch sammtartige Wellen entstehen. Unterrücken und Steiß sind ebenso mit kupferrothen goldigen Federn bedeckt, welche aber goldgrüne Franzen haben. Die obern Schwanzdeckfedern sind purpurn. Kehle und Vorderhals sind mit hellgrauen Federn bedeckt, deren Mitte braun ist; woher Schuppenflecke entstehen. An den Seiten des Halses, an der Brust mengt sich ein kupfriges Purpur mit dem Grau. Der Bauch ist graubraun, lebhaft rostroth gewellt. Die Astergegend ist weiß, die untern Deckfedern sind in der Mitte braun und haben rostrothe Ränder. Der Schwanz ist breit, in der Mitte ausgerandet, die Spitzen sind messinggelb und zinnberroth, unten ist die Farbe einformig braun mit Goldglanze. Mexiko.

20) *O. fulgens Swainson* (*Philos. Mag.* 1827. n. 6. *O. Rivolii Lesson Ois. m.* pl. 4). Schnabel schwarz, stark. Flügel länger als der Schwanz, der ganz grade abgesehen. Tarsen bis auf die Zehen besiedet. $\frac{1}{2}$ Zoll lang. Hals, Rücken, Mantel, Flügelbug, Steiß und Schwanz goldgrün, Schwungfedern rauchbraun, die Haube des Kopfs purpurviolettblau. Vorn auf dem

Halbe zeigt sich ein smaragdgrüner, nach den Seiten herab verlängertes Schild, unter anderm Lichte schwärzlich schillernd. Bauch und Seiten sind goldgrün, wie der Körper, in der Mitte etwas schwärzer. Die untern Schwanzdeckfedern sind sehr dicht, hellgrau, mit weißen Rändern. Mexiko.

Tribus II. Schnabel sehr lang, grade, an der Kehle ein amethystfarbenes Schild.

21) *O. mesoleucus* Temminck (pl. col. 317. f. 1 Männchen; 2, jung; 3, Weibchen. Tr. squamosus, pl. col. 203. f. 1. Tr. Temminckii Lesson Ois. m. pl. 20 Weibchen. Ornismyia mesoleuca, Ois. m. pl. 29. Troch. pl. 45 Männchen. Ois. m. pl. 30 Weibchen). Kopf reich goldgrün, über den Augen zwei hellere Binden, Hals, Brust, Bauch und Seiten ebenso, aber dunkler gefärbt, mit sammtartigem und Seitenglanz, Rücken und die Deckfedern der Flügel ebenfalls goldgrün, ins Schwarze ziehend. An der Kehle ein purpurgoldiges Halsband, mit sapphirblauem Schiller, an den Seiten tief herunterziehend, wie ein nach Unten gelegter Kragen. Eine mehr oder weniger rein weiße Binde geht von der Gabel dieses Kragens aus, schneidet von den grünen Seiten ab und zieht sich der Länge nach über die Mitte von Brust und Bauch bis in die untern Schwanzdeckfedern, welche grün, mit weißen Rändern sind. Der schwachgabelige Schwanz ist, sowie die Schwungfedern, braun, die äußersten dieser letztern haben schwach erweiterte Schäfte; dies die Farbe des erwachsenen Männchens. An den jungen Vögeln ist in den ersten zwei Jahren der Kragen nicht so deutlich abgezeichnet, seine Farben sind weißlich oder bräunlich, die schuppenähnlichen Federn, aus denen er besteht, sind in der Mitte schwarz und haben weiße Ränder. Hier und da zeigen sich glänzende Purpurschuppen als Verkündiger des folgenden Gefieders. Sonst gleichen die Vögel bis auf weniger lebhafte Farben den Alten. Das Weibchen hat eine rauchgraue Kehle, die Mittelbinde ist schmutzig weiß und nicht streng begrenzt, das Goldgrün zeigt sich als ein glanzloses Dunkelgrün. Der Schwanz ist braun, die beiden äußern Federn haben weiße Flecken auf den Spitzen. Das Weibchen ist aber etwas größer als das Männchen. Das von Lesson pl. 45 en livrée complète abgebildete Männchen war $4\frac{1}{2}$ Zoll lang. Schnabel und Tarsen schwarz, Flügel purpurbraun, weniger lang als der etwas ausgerandete Schwanz. Die Federn des Kopfes sind glänzend graublaugrün, der ganze Oberkörper goldgrün, mit Kupferglanz. Die Ohrenfedern sind braun, unten schmal weiß gesäumt. Der breite amethystfarbene Halskragen schillert lebhaft rubinroth, der Mittelstreif ist schneeweiß, von dem tiefen Goldgrün der Seiten des Halses und des Leibes eingefasst; der Unterbauch ist rein weiß. Die untern Schwanzdeckfedern sind bräunlich und grünlich mit weißen Rändern. Die Steuerfedern sind oben und unten bronzegrün und kupferfarben, die beiden äußersten mit weißen Endflecken. Brasilien.

22) *O. superba* Shaw (Misc. t. 13. Gener. Zool. Birds. VIII. pl. 41. Temminck pl. col. 299. f. 1. Troch. longirostris Vieillot Ois. dorées. pl. 59. Lesson Ois. m. pl. 2 Männchen. Colibr. Suppl.

pl. 33 junges Männchen. Troch. pl. 34 sehr junger Vogel). Drei Zoll und einige Linien lang. Gefieder im Allgemeinen goldgrün, der ganze Oberkopf azurblau, welches an den Augen abschneidet, wo eine breite sammtschwarze Binde sich anschließt, die vom Schnabelwinkel anfängt und durch die Augengegend bis hinter die Wangen sich zieht. Eine zweite mattweiße Binde zieht sich mit der erstern laufend von dem Unterkiefer herab. Ein karminrothes violetschillerndes Schild nimmt die Vorderseite des Halses bis an die Brust ein und breitet sich nach den Seiten des Halses aus. Die Kehlfedern, der Mantel, die obere Gegend des Unterleibes sind einfarbig goldgrün. Der Unterbauch und die untern Deckfedern des Schwanzes sind schmutzig grauweiß. Die Schwungfedern sind bräunlich und weniger lang als die Steuerfedern. Diese sind braun, außen goldgrün gerandet und die zwei äußersten haben jede zwei rundliche weiße Flecken an der Spitze, indessen die beiden innern nur einen haben. Der Schwanz ist zugerundet. Schnabel und Tarsen sind schwarz. Das junge Männchen ist goldgrün und die blaue Haube fängt erst an auf der Stirn sich mit schwacher Färbung zu zeigen. Auf dem Steiße ist das Weiß vorherrschend, die Flügel sind purpurbraun. Von den Schwanzfedern sind die mittleren grün, die seitlichen braun, mit weißen, rundlichen Endflecken. Die Kehle ist purpurviolett, mit wenig Goldschiller, auf jeder Seite mit einem weißen Streif eingefasst. Der ganze Unterkörper ist rostgrau, an den Seiten mit Grünlich gemischt. Die untern Schwanzdeckfedern sind braungrün, mit Weiß eingefasst. Die Tarsen sind braun. Der ganz junge Vogel ist vier Zoll, vier Linien lang*). Schwungfedern purpurblau, Steuerfedern in der Mitte etwas länger, sind oben goldgrün glänzend, mit mattschwarzen Enden und einem weißen Spitzflecken, der an den äußern größer erscheint. Die Tarsen sind braun. Das Gefieder ist, von der Stirn aus, Rücken, Schultern und obere Schwanzdeckfedern sehr frisch goldgrün, erscheint aber braun und rostig marmorirt, weil jede Feder mit Braun und lebhaftrosfarbener eingefasst ist. Auf dem Steiße steht ein großer weißer und rostrother Fleck. Auf Kinn und Vorderhalse steht ein vierseitiges rauch braunes Schild, der ganze Unterkörper ist schmutziggrau und bräunlich, in der Mitte heller als an den Seiten. Die Aftergegend ist weiß, die untern Schwanzdeckfedern braun, dann weiß. Insel Trinidad.

IX. Section. Schnabel kurz, grade, Schwanz breit oder staffelförmig (les Jacobines Lesson).

23) *O. auritus* Shaw (Misc. pl. 977. Vieillot Ois. dor. pl. 25 mas. 26 foem. Lesson Ois. m. pl. 10. Bied. Beiträge IV, 104). Ihren Namen hat diese Art von den ohrähnlichen Federn am Kopfe. Sie ist $4\frac{1}{2}$ Zoll lang, der Schnabel schwach und schwarz. Der Oberkörper, nämlich Kopf, Rücken und Schwanzdeckfedern, ist einfarbig grün, mit Goldglanze. Von dem Schna-

*) Wir geben die Maße nach Lesson, wie sehr auch ihre Abweichung unter einander, z. B. im vorliegenden Falle, als auffallend erscheint.

belwinkel zieht sich ein tief schwarzer sammtartiger Streif durchs Auge nach hinten, der an den Seiten des Halses schön violett endet. Die ganze untere Körperseite von der Kehle bis an die untern Schwanzdeckfedern ist schneeweiß, die Steuerfedern sind zugerundet und bei jungen Vögeln von ungleicher Länge. Die vier mittlern sind tief schwarzblau, welche Farbe sich um so mehr abschneidet, als die sechs andern, d. h. die drei zu jeder Seite ganz weiß sind. Die Schwungfedern sind braun und reichen auf $\frac{2}{3}$ des Schwanzes. Tarsen braun. Länge 4 Zoll, $9\frac{1}{2}$ Linien. Der junge männliche Vogel (Wied a. a. D.) ist weniger rein und matt gefärbt als der alte, die Kehle ist gänzlich weiß, allein es zeigen sich darauf schon einige grüne Federn; der ganze Rücken ist schwarz und von dem violetten Flecke noch keine Spur vorhanden. Von dem Weibchen bemerkt Wied (a. a. D.): „dieses möchte wol dem jungen Männchen ähnlich sein, da ihm ebenfalls der violette Halsfleck fehlt.“ Lesson hat in den Ois. m. pl. 11 einen Vogel als das Weibchen dieser Art abgebildet, nimmt aber in seiner Generalsynopsis diese Bestimmung zurück und führt denselben als eine folgende Art *Ornismyia nigrotis* auf, Wied aber zieht gedachte Abbildung auch hierher, weshalb wie die Beschreibung folgen lassen. Statt der Ohrblüthe zeigt sich bei dem Weibchen der schwarze Streif mehr nach dem Halse verbreitet; das Weiß des Unterleibes ist mit zahlreichen braunen Flecken oder Flämmchen besetzt; welche sich auch auf den untern Deckfedern des Schwanzes finden. Bei einigen sind nur die mittlern Steuerfedern braun, die beiden seitlichen sind an der Wurzel braun, an der Spitze weiß. Buffon und Lesson geben Cayenne als das Vaterland an, der Prinz von Neuwied fand diese Art aber auch in Brasilien auf der Insel Caracina im Flusse Belmonte, wo er an den Mammonbäumen (*Carica*) herumswirte und oft mit seinem fächerförmig ausgebreiteten Schwanz schnellte. Doch war sie dort und auch sonst nicht häufig.

24) *O. mellivorus* Linné (*Latham*, *Vieillot* Ois. d'orés pl. 23. *Edwards* I. pl. 35. *Buffon* pl. enl. 640. f. 2. 276. f. 2. *Troch. simbriatus* Gmel. *Lath.*, *Vieill.* I. c. pl. 22, 23, 24. *Lesson* Ois. m. pl. 21 Männchen, pl. 22 Weibchen). $4\frac{1}{2}$ Zoll lang; Formen ziemlich verb.; Schnabel schwarz, an der Spitze etwas aufgeschwollen, an der Basis etwas flach. Tarsen schwarz, mit haarähnlichen Federchen bis an die Zehen bedeckt. Flügel so lang als der gradlinig abgeschnittene Schwanz. Am vollkommen ausgefärbten Vogel ist Kopf, Vorderhals, Kehle und Oberbrust reich kupferblau, welches sich am Hinterkopf und an den Seitentheilen des Halses ins Grüne, vorn aber ins Dunklere zieht. Eine goldgrüne Binde geht quer über die Brust und verbreitet sich auf den Seiten bis an den Steiß; das Weiß mit einfassend, welches am Bauch einen großen eisförmigen Fleck bildet und sich auch auf den Federn des Unterleibes und den untern Schwanzdeckfedern zeigt. Der Oberkörper ist glänzend metallgoldgrün, welches sich auch auf die Schwanzdeckfedern erstreckt, welche so stark entwickelt sind, als die Steuerfedern, die von ihnen bedeckt werden. Dies Grün, auch auf den obern Flügel-

deckfedern herrschend, wird durch eine über die Brust ziehende sehr reine, mattweiße Binde unterbrochen. Die Schwungfedern sind purpurbraun, die Steuerfedern rein weiß, aber fein braun gesäumt und am Ende mit einem schwarzen Bande besetzt. Im pariser Museum finden sich folgende Varietäten: 1) das Blau der Brust und das Grün der obern Theile schmutziger, weniger schillernd, die mittlern Steuerfedern vollkommen schwarz. 2) Das Blau der Kehle und der Oberbrust bildet nur ein schmales Band und über der Kehle und unter den Augen weg zieht sich eine breite rothfarbene Binde weg. Die mittlern Steuerfedern sind braun, die weißen haben eine breitere schwarze Binde. Das Goldgrün des Oberkörpers ist mehr schmutzig bräunlich. Bei Vieillot (pl. 24) findet sich eine andere Varietät. Oberkopf und Hals, Rücken, Steiß und untere Schwanzdeckfedern sind grün und blaubunt, die Kehle ist grau, blau und weiß gemischt, die großen Flügeldeckfedern sammt den Schwungfedern der zweiten Ordnung sind violettbraun, die Schwungfedern sind goldgrün, weiß gerandet, an der Spitze blau; Schnabel und Füße sind schwarz. Der junge Vogel (*Tr. simbriatus*, *punctatus* *Vieill.* pl. 22) ist oben goldgrün, Vorderhals und Oberbrust sind schwarz und weiß geschuppt (Federn schwarz, mit weißen und hellgrauen Rändern), Unterbrust und Bauch sind grünlich ins Rauchbraune ziehend, die Steuerfedern sind braun und haben weiße Säume. Mehr erwachsen zeigt diese Art folgende Färbung. Nur einzelne Federn am Vorderhalse zeigen das Blau, welches sich am alten Vogel findet, das Goldgrün, anstatt schmutzig zu sein, bekommt Glanz und das Weiß der Bauch- und Steuerfedern wird reiner. Das Weibchen ist auf dem Kopfe, dem Rücken und den kleinen Flügeldeckfedern glänzend grün. Vorderhals, Brust und Seiten sind grün, braun, grau und weißlich gefleckt; die Mitte des Bauches ist weiß; die Steuerfedern sind oben glänzend, unten mattgrün, und erscheinen auf dieser Seite mit einem breiten schwarzen Band und weißem Saum eingefaßt. Martinique, Brasilien, Guyana.

X. Section. Schnabel kurz, grade, Schwanz gabelig (les *Glaucopes* *Lesson*; *Mellisuga* *Brisson*, *Boie*).

25) *O. glaucopis* Gmel. L. (*Brisson* III. pl. 37. f. 5. *Troch. frontalis* *Lath.* *Vieillot.* *Lesson* Ois. m. pl. 58 Männchen, pl. 59 Weibchen). Vier Zoll, drei bis vier Linien lang. Schnabel schwarz, Schwungfedern bis auf $\frac{2}{3}$ des Schwanzes sich erstreckend, purpurbraun, Steuerfedern stahlblau, Tarsen bräunlich, Oberkopf vom Schnabel bis an den Hinterkopf indigblau mit grünem und Purpurschiller, Rücken, Flügeldeckfedern, Steiß tief goldgrün. Kehle, Brust, Vorderhals, Bauch und Seiten smaragdgrün, Unterbauch mit Grau gemischt, untere Deckfedern des Schwanzes grün und graulich bunt. Der junge Vogel ist schmutziger gefärbt, die Kopfschaube erscheint mehr grün; die Federn des Unterleibes sind mehr mit Grau gemischt, die Aftergegend ist weißlich. Das Weibchen ist kleiner, die Steuerfedern sind oben goldgrün mit blauen Spitzen, der Oberkopf ist goldgrün, wie der Rücken, die äußersten Schwungfedern haben an den Spitzen weiße rundliche Flecken. Kehle, Bauch und alle

untere Theile sind rauchgrau, an den Seiten mit Goldgrün überlaufen. Unterbauch und untere Deckfedern sind roßgrau. Im ersten Jahre haben die jungen Männchen einen braunen Kopf, die untern Theile sind hellgrau; oben auf der Brust steht ein halbes, goldgrünes Halsband. Das Nest (Wied a. a. D. 89) fand der Prinz von Neuwied auf einem Melastomastrauch, in der Gabel eines Zweiges aus gelber Pflanzenwolle erbaut, 1½ Zoll hoch und breit, außen mit weißen Flechten bekleidet. Die zwei Eierchen waren 6½ Linien lang und sehr schmal. Brasilien.

26) *O. Waglerii Lesson* (Ois. m. pl. 73. Tr. saphirinus Vieill. Ois. d'or p. 57 Männchen). Vier Zoll lang, Schnabel und Tarsen bräunlich; Schwungfedern purpurbraun, Steuerfedern tief indigblau, Kopf, Kehle, Hals, Oberbrust azurblau, mit Goldglanz; alles übrige Gefieder tief smaragdgrün, mit Gold und Indigglanze besprengt. Das Grün des Rückens zieht ins Dunkle, das der untern Seite hat einen schwarzen Seidenschiller. Brasilien. Wied zieht Vieillots angezogene Abbildung zu *O. saphirinus*.

27) *O. Maugaei Lesson* (Ois. m. pl. 68 Männchen, pl. 69 Weibchen. Tr. Maugaeus Vieill. pl. 37, 38. Edwards pl. 35. f. 2. Troch. Ourissa Linn. Pl. enl. 227. f. 3). Drei Zoll, sieben bis acht Linien lang. Gefieder tief goldgrün, glänzend, Brust, Unterhals, Ober Rücken mehr oder weniger stahlblau, Unterbauch weißlich, Steuerfedern blau. Das Weibchen schmutziger gefärbt, oben kupfergrün, untere Theile graulich, die mittlern Steuerfedern grün, die seitlichen blau, die beiden äußern mit weißen Spitzen. Portorico.

28) *O. furcatus Gml. L.* (Plan. enl. 599. f. 2. Vieill. pl. 34. Lesson Ois. m. pl. 18). Drei Zoll, neun Linien lang. Kehle smaragdgrün. Bauch azurpurpurfarben, Rücken goldgrün mit azurblauer Binde, Schwanz stahlblau. Guyana, Jamaica.

29) *O. Eriphile Lesson* (Col. Suppl. pl. 25). Dem vorigen sehr ähnlich. Drei Zoll zehn Linien lang. Schnabel schwarz. Der ganze Oberkörper von der Stirn bis zum Steiße goldgrün glänzend, Kehle und Vorderhals mit einem smaragdgrünen Schilde, Brust, Bauch und die Seiten glänzend azurfarben, Flügel purpurbraun, Schwanz tief stahlblau, Unterbauch und untere Deckfedern grau bräunlich. Brasilien.

30) *O. quadricolor Vieill.* (Encycl. II, 573. *O. cyanocapala Lesson* Col. suppl. pl. 17 Männchen, pl. 15 Jung). Drei Zoll, zehn Linien lang. Das Weibchen oben goldgrün, unten weiß, Kopf grau. Beim jungen Männchen ist die Farbe mehr graulich weißlich, die Kopfschaube zeigt sich wenig dunkel. Brasilien.

31) *O. longicaudus Vieillot* (Ois. d'or. I. pl. 14. *O. longicaudus Lesson* Ois. m. pl. 70). Vier Zoll, neun bis zehn Linien lang. Schnabel braun und weiß, Oberbrust gelblich. Kehle und Vorderhals smaragdgrün, Hals und Hinterhals dunkelgrün; Unterbauch weiß. Steuerfedern indigblau. Bra-

32) *O. Canivetii Lesson* (Colibr. Suppl. pl. 37 fast erwachsen. Männchen, pl. 38 Jung). Höchstens drei Zoll lang. Körper oben graublaugolden, Kehle smaragdgrün, Brust und Bauch bläulichgrün, Steuerfedern bräunlichblau, mit weißen Spitzen. Das junge Männchen ist oben stark goldgrün glänzend, unten aschgrau, am Vorderhalse stehen schillernde blaugrüne Schuppenfedern. Brasilien.

XI. Section. Schnabel lang, schwach gebogen, dünn, Schwanz gabelig, auf der Brust ein amethyst- oder stahlblaues Schild (les Lucifers Lesson).

33) *O. lucifer Swainson* (Phil. Mag. 1827. n. 6. p. 442. *O. cyanopogon Lesson* Ois. m. pl. 5 Männchen. Colibr. suppl. pl. 9 erwachsener junger, pl. 10 ganz junger Vogel). Nicht ganz drei Zoll lang, Schnabel lang, dünn, schwachgebogen, den Übergang zu den eigentlichen Trochilus-Arten machend; Körper oben goldgrün, unten grauweiß, Steuerfedern braun, zugespitzt, vorn an der Kehle und am Vorderhals ein purpurstahlblauer glänzender Federbogen. Das Weibchen vorn grau, die Kehle grauweiß, das Gefieder auf dem Rücken wenig goldglänzend, die untern Theile graulichweiß; Schwanz zugerundet, grün mit wenig Goldglanz, oben mit weißen, unten mit bräunlichen Spitzen. Der junge Vogel in mehr vorgerücktem Alter, oben goldgrün, der Halsbogen blau irisirend, Körper roströthlich, unten grünlich. Der ganz junge Vogel ist oben goldgrün glänzend, unten gelblich, mit einigen purpurfarbigen Schuppenfedern an der Kehle. Mexiko.

34) *O. Vesper Lesson* (Ois. mouch. pl. 19 Männchen. Troch. pl. 6 Weibchen, pl. 48 junges Männchen). 4½ Zoll lang, Schnabel sehr lang, Kehle stahlblau, schillernd, Gefieder grau grün, wenig glänzend, Steiß kastanienbraun, vor dem Auge ein weißer Punkt, Brust und Bauch hellgrau, ins Weißliche übergehend. Das Weibchen oben goldgrün, unten rauchgrau, hinter den Augen zwei weiße Flecken, Kehle reinweiß. Das junge Männchen oben goldgrün, der Steiß lebhaft rothroth, an der Brust einige amethystfarbene Schuppenfedern. Mexiko.

35) *O. Dupontii Lesson* (Colibr. suppl. pl. 1). Drei Zoll, vier Linien lang. Goldgrün, Kehle sapphirblau, violetschillernd, die äußern Steuerfedern spatelförmig, bronzeroth, lebhaft gelb, weiß und braun gestreift. Mexiko.

XII. Section. Der Schwanz aus spitzigen Federn bestehend, die beiden äußersten zum größten Theile bartlos am Ende mit eirundlichen Fahnen (les Platures, *Platurus Lesson*).

36) *O. platurus Latham* (Vieillot Ois. d'or. I. pl. 52. *T. longicaudus Gmel. L.* Lesson; Ois. m. pl. 40 erwachsenes Männchen. Colibr. suppl. pl. 31 Jung. Wied Beitr. IV, 96). Den männlichen Vogel beschreibt der Prinz von Neuwied folgendermaßen: Schnabel beinahe grade, schwarz; Beine dunkelfleischbraun, Kinn, Kehle, Ohrgegend, Backen und Unterhals mit prächtig grünen, festen Schillerfedern bedeckt, Brust mit breiten, größern, sehr schön hellblaugrünen, stark weiß

eingefassten Federn geschuppt, Unterbrust und Oberbauch schwarz, mit rundlichen goldfarbigen Flecken bezeichnet, weil die Federspitzen goldfarben, Bauch zwischen den Beinen und der Aftergegend weiß; Steiß sahlgelbröthlich, alle Obertheile wie gewöhnlich goldgrün, in den Seiten vor dem Schwanz weiß; Flügel schwarzbräunlich mit violetem Schiller, Steuerfedern schwärzlichbraun, jede von der Wurzel bis zur Spitze in der Mitte mit einem röthlichweißen Längsstrich und weißem Schafte, die beiden runden Endfahnen der äußern Schwanzfedern schwarz mit violetem Schiller. Länge etwa drei Zoll, acht Linien. Den jungen Vogel beschreibt Lesson: Oben goldgrün, Brust und Bauch grauroth, zwei reinweiße Knebelbärte, vorn am Hals ein schwarzer Strich, Schwanz zugerundet mit schwarzer Spitze, die äußern Steuerfedern mit grauen rundlichen Flecken. Brasilien.

37) *O. Underwoodii* Lesson (Troch. pl. 37 Männchen). Wie vorige Art gestaltet, aber die Endfahnen der äußersten Steuerfedern länglich, die Füße mit weißen, haarförmigen Federn besetzt. Brasilien.?

XIII. Section. Schnabel lang, grade; Schwanz zugerundet, mittellang, Gefieder oben wie unten smaragdgrün, oder nur mit Weiß gemengt (les Emeraudes Lesson. Brasiliana Boie).

38) *O. leucogaster* Gml. L. (Vieill. Ois. d'or. I. pl. 43. *O. albirostris* Lesson (Ois. m. pl. 78). Drei Zoll, vier Linien lang. Der Schnabel schwach gekrümmt, schwarz und weiß, zehn Linien lang, Körper oben goldgrün; vordere Theile weiß, über die Brust eine grüne Binde, Unterbauch graulich, Steuerfedern braun, mit bläulichem Schiller, die zwei mittlern kupfergrün. Guiana.

39) *O. albicollis* Vieill. (Encycl. Temminck pl. col. 203. f. 2. Lesson Ois. m. pl. 63). Vier Zoll lang, Schnabel neun Linien lang, stark, gebogen, schwarz und weiß, die obere Theile reich goldgrün, sowie die Seiten des Halses, die Brust und die Bauchseiten, die Kehle vorn und die Mitte des Leibes schneeweiß, die mittlern Steuerfedern grün, die seitlichen blau mit weißen runden Flecken. Brasilien, St. Paul.

40) *O. albigiventris* Lesson (Ois. m. pl. 76 Männchen. Troch. pl. 32 vollkommen erwachsenes Männchen. Tr. *Thaumatias* L. pl. enl. 600. f. 1. Tr. *leucogaster* Lath. Brisson enl. 672. f. 1). Vier Zoll lang, Schnabel neun Linien, schwarz und weiß, Körper oben kupfergrün, auf Kopf und Steiße mehr ins Rothe ziehend, Vorderhals rein grün, Unterleib und untere Deckfedern rein weiß, Steuerfedern braun, die beiden mittlern goldgrün, alle mit grauen Spitzen. Das vollkommen erwachsene Männchen ist oben smaragdgrün, der Bauch rein weiß, der Schwanz stahlblau. Guiana.

41) *O. brevirostris* Lesson (Ois. m. pl. 77). Drei Zoll, acht Linien lang, Schnabel nur sechs Linien, schwarz und weiß, dünn, Körper oben goldgrün, Kopf kupfergrün, untere Theile reinweiß, auf dem Bauch eine grüne Binde, Aftergegend und untere Deckfedern weiß, schwachgrau überlaufen. Guiana.

42) *O. tephrocephalus* Vieill. (Encycl. Lesson Ois. m. pl. 62). Drei Zoll, neun Linien lang.

II. Encycl. d. B. u. K. Dritte Section. VI.

Kopf blaugrün, ins Aschgraue ziehend, Rücken kupfergrün, untere Theile von einem wenig glänzenden Goldgrün, Aftergegend und untere Deckfedern rein weiß. Steuerfedern oben goldgrün, unten tiefbraun. Brasilien.

43) *O. viridissimus* Vieill. (Ois. d'or. I. pl. 42. Lesson Ois. m. pl. 75. Troch. pl. 7 Männchen). Drei Zoll, acht Linien lang. Der Schnabel zehn Linien, schwarz und gelblich. Die obere Theile goldgrün, der Steiß kupfergrün, Kehle und Brust grün und weiß gemischt, Bauch und Aftergegend braungrau, Steuerfedern oben goldgrün, unten blau, mit weißen runden Flecken. Brasilien.

44) *O. virescens* Dumont (Dictionnaire des scienc. nat. X. p. 49. Tr. *viridis* Vieill. Ois. d'or. I. pl. 41. Lesson Ois. m. pl. 60 Männchen. Troch. pl. 33 etwas erwachsener, pl. 34 ganz junger Vogel. Wied Beiträge IV, 107). Nach den Angaben des Prinzen von Neuwied (a. a. D.) hat das Männchen folgende Färbung: Oberkiefer schwärzlich, der untere weißlich, Beine dunkel graubraun, Iris unbemerkbar; eine weiße Linie läuft über, eine andere unter dem Auge weg, jene ist zuweilen undeutlich; die Obertheile sind goldgrün, alle untern von einem schönen glänzenden Hellgrün, nach dem Lichte kupferrothlich goldfarben schillernd; Aftergegend weiß; Steißfedern an der Wurzel weiß, übrigen glänzend hellgrün, Schwung- und große Flügeldeckfedern ischwärzlichbraun, mit violetem Schimmer, Schwanz oben und unten schön und lebhaft schillernd grün. Am Weibchen sind die Farben viel matter, Oberkopf braungrau, die übrigen Obertheile grün, mit starkem kupferrothlichem Goldglanze, wie beim Männchen, Kinn weiß, Kehle grün und etwas weiß gemischt, indem die weißen Federwurzeln durchblicken; Brust sehr stark kupfergrün, überall etwas weiß durchblickend; Bauch weiß, an den Seiten kupfergrün; Afters und Steiß weiß, letzterer hier und da ein wenig gelblich überlaufen, mittlere Schwanzfedern dunkelgrün, stark ins Stahlblau fallend, übrige Federn schwärzlich, mit starken weißen Spitzen, die äußere mit einem weißlichen Saume nach Außen. Länge 4 Zoll, 3/4 Linien. Das junge Männchen gleicht in allen Stücken dem Weibchen, nur sind die weißlichen Augenstreifen stärker ausgedrückt, Kehle, Brust, Bauch und alle Untertheile zeigen nichts Weißes, sondern sind schon gänzlich grün, doch nicht so lebhaft und glänzend als am alten Vogel, sondern durch die vortretenden grauen Federwurzeln grau überlaufen; Kehle und Brust am lebhaftesten schillernd grün, mittlere Schwanzfedern gänzlich grün, die übrigen grün, mit weißen Spitzen, die Steißfedern ganz grün. „Männchen und Weibchen,“ sagt der Prinz, „scheinen bei dieser Species in der Größe nicht bedeutend verschieden, doch befindet sich in meiner zoologischen Sammlung ein sehr vollkommener männlicher Vogel dieser Art, der etwas kleiner ist, als das weiter oben gemessene Weibchen; indem sein Schnabel selbst um mehr als eine Linie kürzer ist, und doch ist der Vogel alt und sehr vollkommen ausgefedert. Ich habe gefunden, daß die hier beschriebene Art die Nasenfedern gewöhnlich sehr stark abnutzt, d. h. daß ihre Nase gewöhnlich nackt abgerieben

libr. Suppl. pl. 16 und Troch. pl. 35 jung Männchen. Troch. pl. 60 Weibchen). Fünf Zoll lang. Der Schnabel grade, dünn, die obere Theile glänzend goldgrün, am vordern Theile des Halses ein smaragdgrünes Schild, auf der Brust eine orangefarbene Binde; Bauch braun violett, Aftergegend schneeweiß, Steuerfedern lang, spitzig, die mittlern blau, die äußern weiß. Das junge Männchen ist oben goldgrün, über den Steiß zieht eine weiße Binde, Kinn, Brust und Mittelbauch sind schwarz, am Vorderhalse stehen grüne, rundliche Flecken; die Seiten sind weiß, die Steuerfedern schmal, fast gleichlang; auch findet sich dasselbe nach Lesson mit smaragdgrüner Kehle, bronzerother Brust, weißem Bauch und weiß geflecktem Schwanz. Das Weibchen ist goldgrün, Brust und Kehle weiß, goldgrün punktiert, die Steuerfedern fast gleich, dünn, die äußere mit weißen runden Endspitzen. Brasilien.

57) *O. enicurus* Vieill. (Dict. d'hist. nat. Temm., col. pl. 66. f. 3. *O. heteropygia*. Lesson Ois. m. pl. 15). Vier Zoll lang, davon aber der Schwanz die Hälfte wegnimmt. Im Schwanz sollten nur sechs Federn sein, die übrigen vier sind aber nur klein. Der Schnabel ist schwach, wenig gekrümmt, am Halse ein amethyst- und stahlblauer Kragen, das Gefieder oben goldgrün, ein weißes Halsband ist unten und oben gelb eingefasst. Insel Trinidad.

58) *O. Cora* Lesson (Ois. m. pl. 6 Männchen. Troch. pl. 39 älteres Männchen, pl. 40 junges Männchen. Voyag. de C. Coq. Zool. pl. 31. f. 4). Fünf Zoll, fünf Linien lang, der Schwanz drei Zoll, zwei Linien. Schnabel kurz, schwächig, obere Theile goldgrün, Kehle amethystfarben, untere Theile weiß, Steuerfedern ungleich lang, braun, mit weißen Spitzen, die zwei mittlern lang, braun, weiß, mit braunen Spitzen. Bei dem ältern Männchen sind die Steuerfedern braun, die mittlern weiß mit braunen Spitzen. Am jungen Männchen sind alle Steuerfedern braun, der Körper unten hellgrau, an der Kehle stehen einige amethystfarbige Schuppenflecke. Das Weibchen ist grün, unten lebhaft rothfarben, der kurze Schwanz ist braun und hat weiße Spitzen. Peru.

XVIII. Section. Schnabel kurz, grade, an der Kehle ein amethyst- oder rubinfarbiges Schild, Schwanz mittellang (les Rubis, Lesson. Calliphlox Boie).

Tribus I. Kehle amethystroth (les Amethystes Lesson).

59) *O. amethystinus* Lesson. (Lath. Enl. pl. 672. f. 1. Lesson Ois. m. pl. 47 Männchen. Colibr. Suppl. pl. 20 fast erwachsenes Männchen, pl. 21 junges, pl. 22 sehr junges Männchen. Troch. pl. 52 Weibchen. Wied Beitr. IV. S. 90). Länge ziemlich drei Zoll. Der Schnabel schwächig, grade, dünn, Körper oben braungolden, Kehle amethystfarben, untere Theile grau. Das fast erwachsene Männchen oben goldgrün, die Stirne grau, auf dem Rücken ein weißer Streif, am Vorderhalse zeigen sich amethystfarbene Schuppenflecken, Brust und Bauch sind grau. Das junge Männchen ist oben goldgrün, Kehle braun, hier und da zeigen sich ei-

nige amethystfarbene Schuppen, der untere Körper ist rauchbraungrau. Der Prinz von Neuwied gibt folgende genauere Beschreibung: Schnabel schwarz, Iris unscheinbar dunkel; Beine dunkel schwärzlichbraun, alle Obertheile grün, mit Gold- und Kupferglanz, Schwung- und Schwanzfedern dunkelviolettbräunlich, Kinn und Kehle weißlich, mit kleinen, graubraunen Flecken, aber einzeln mit schönen violettrothen Federchen durchsrenzt, welche erst in dieser Mauser erschienen und schließen lassen, daß die ganze Kehle diese Farbe annehmen werde; vom Auge unter dem Ohre weg ist die weiße ungeflechte Kehle von einem kupfergrünlich-graubraunen Streifen rundum eingefasst, der bloß in der Mitte des Unterhalses ein Wenig unterbrochen ist; unter dem sogenannten Halsbande liegt rund um den Hals und bloß nach Oben unterbrochen, ein breiter weißer Halsring, Brust und Bauch hellbräunlichgrau, an den Seiten stark kupfergrün gemischt und gefleckt, Afters weiß, Steißfedern grünlichgrau, weiß gerandet, Schwanzfedern schwärzlich, an der Unterfläche besonders schön violett schillernd. Einem andern Exemplare fehlte die dunkle Einfassung der Kehle.

Den Vogel, welchen Lesson für ein ganz junges Männchen hält (pl. 21), beschreibt der Prinz von Neuwied (a. a. D. S. 73) als eigene Art *Trochilus campestris*. „Ich kenne von dieser Species wahrscheinlich auch nur den jungen Vogel. Er ist sehr klein, der Kopf dick, Körper gedrungen, Schwanz ziemlich kurz; Schnabel wenig länger als der Kopf, grade, mäßig breit, Firste sanft gewölbt; Kinnwinkel linienförmig, besiedert, sowie die Gegend der Nasenlöcher, wodurch der Kopf eine zugespitzte Gestalt bekommt, Spitze des Oberkiefers sehr sanft abgestutzt, der des untern ebenso viel aufsteigend; um das Auge eine kleine nackte Stelle, Beine beinahe bis auf die Mitte der Ferse besiedert; Flügel stark, aber zwei Drittheile des etwas keilförmig zusammengelegten Schwanzes hinausfallend, wenig gebogen; Schwanz nur sehr wenig abgestuft, mittlere Federn die längsten. Iris und Schnabel schwarz, Beine dunkelbräunlich; alle Obertheile gold- oder kupfergrün; Seiten des Kopfes und Halses zum Theil graubraun, auch sowie der Scheitel ein Wenig mit dieser Farbe überlaufen, grünlich glänzend, Kehle weiß, mit einigen kleinen, graugelblichen Drosselflecken, die zum Theil Goldglanz haben, woraus zu schließen ist, daß die ganze Kehle diese Farbe annehmen werde; Brust und Seiten des Halses gänzlich weiß, welches nach den Seiten hin eine Art von Oben unterbrochenem, weißem Halsbande bildet; Brust und Bauch in ihrer Mitte weiß, Seiten der ersten kupfergrün; Seiten des Bauches und Schenkel zimtbraun, Afters weißlich, Steißfedern zimtbraun, mit weißlicher Einfassung; äußerste Schwanzfeder schwärzlich mit fahlrothlicher Spitze, die zweite mit kleiner weißer Spitze, die mittlern kupfergrün; Flügel schwärzlich graubraun, mit violetterm Glanze. Länge zwei Zoll, neun Linien.“ Das Weibchen des eigentlichen *Amethystinus* beschreibt Lesson als an Kehle, Brust und Seiten grau, Aftergegend weißlich. Brasilien.

60) *O. ruficaudus* Vieill. (Enc. O. amethystoides Lesson. Troch. pl. 25 erwachsen Männchen, pl.

26 dasselbe jünger, im Übergange zum Kleide des Erwachsenen, pl. 27 jung, pl. 30 Nest und Eier, welche indessen dem Namen nach voriger Art angehören, denn es ist in der Überschrift nur vom Amethyste die Rede, da Spec. 59 le petit Amethyste genannt). Länge 2½ Zoll. Körper oben goldgrün, Kehle amethystfarben mit Goldschiller, um den Hals ein hellgraues Band, Brust grau, Schwanz mittelmäßig gabelig. Bei dem Übergange des Farbenkleides des Männchens in das erwachsene zeigt es eine weiße Binde über dem Steiß, und der Vorderhals ist hellgrau. Bei dem jungen Vogel ist Kehle und Vorderhals weiß, gesprenkelt mit Schwarz und einzelnen amethystfarbenen Schuppen, besonders auf der Mittellinie. Das Nest besteht aus Flechten, doch am meisten aus ganz schwachen Würzelchen, welche durch einander geflochten und mit Baumwolle unterwebt. Es bildet eine Halbkugel und der Rand ist besonders weich und gefüttert. Die beiden Eichen waren länglich eiförmig, von der Größe einer Bohne, das Nest selbst an dem dünnen Zweig einer Passionsblume künstlich befestigt. Brasilien.

61) *O. orthurus* Lesson (Troch. pl. 28 fast erwachsenes Männchen, pl. 29 junger Vogel). Gegen 2½ Zoll lang, oben goldgrün, um den Hals ein violetter Kranz, Schwanz gleichlang, breit, mit weißen runden Endflecken. Am jungen Vogel steht hinter dem Auge ein weißer Punkt und die Kehle ist weißlich mit braunen Punkten. Guiana.

62) *O. montanus* Lesson (Troch. pl. 63 Männchen, pl. 64 junger Vogel). Etwas über drei Zoll lang, Kehle amethystfarben, Schwanz keilförmig mit spitzigen Steuerfedern. Der junge Vogel goldgrün, die Kehle nur gesprenkelt. Mexiko.

63) *O. platycercus* Swainson (Phil. Mag. 1827. n. 6. p. 441. *O. tricolor* Lesson Colibr. Suppl. pl. 14). Drei Zoll, sechs Linien lang, Schnabel schwarz, Rücken und Oberkörper goldgrün, Kehle und Oberhals vorn rubinroth, die Mitte des Halses weiß, Brust und Bauch grau, Seiten grau, mit Grün überlaufen, untere Deckfedern des Schwanzes grau, mit braunen Flammen, Schwanz oben grün, die äußern Steuerfedern braun, am Ende zugespitzt. Mexiko.

Tribus II. Kehle rubinroth, Körper oben goldgrün (les Rubis Lesson).

64) *O. Colubris* Linn. (Shaw Misc. f. 2. Wilson Americ. Ornith. II. pl. 10. f. 3. 4. Audubon birds of Americ. pl. 47. f. 1, 2, 3. Vieill. Ois. d'or. pl. 31, 32. Lesson Ois. m. pl. 48 Männchen. Troch. pl. 1 sehr alt. Männchen, Ois. m. pl. 48 bis junges Männchen. Edwards pl. 38). Diese Art ist ein Wandervogel und wol diejenige Art, welche am weitesten nördlich wohnt. Audubon sah sie schon den 10. März in Louisiana; ihre Ankunft in diesem, sowie in andern Staaten ist aber manchmal um 14 Tage später oder früher. In den Mittelgegenden kommt sie selten vor dem 15. April, meist erst mit Anfange Mai's. Der ebengenannte Beobachter bemerkt, daß er nicht im Stande gewesen sei, sich selbst darüber zu vergewissern, ob die Wanderung dieser Vögelchen bei Tage oder bei Nacht

statt habe, daß er aber das Letztere zu glauben geneigt sei, da man sie den Tag über zu allen Zeiten sehr geschäftig nach Futter umherschwirren sieht, was nicht der Fall sein würde, wenn sie auch am Tage weite Flüge vornähmen. Sie durchschneiden die Luft in langen Wellenbogen, indem sie von Strecke zu Strecke in einem Winkel von 40 Grad in die Höhe steigen und dann in einem Bogen wieder sich senken; ihre geringe Größe macht es aber unmöglich, sie ohne die größte Schwierigkeit weiter als 50 oder 60 Ellen, selbst mit einem guten Fernglase, zu verfolgen. Eine Person, die in einem Garten neben einer gemeinen blühenden Althaa steht, wird erstaunen, wenn sie auf einmal das Flügelsummen dieser kleinen Vögelchen vernimmt, sie wenige Fuß vor sich schwirren sieht und die Flüchtigen in wenigen Minuten ihr aus dem Gesichte sind und kein Ton mehr von ihnen zu vernehmen ist. Sie setzen sich nicht auf die Erde, sondern nur auf Äste und kleine Zweige, wo sie sich seitlich mit zierlich abgemessenen Schritten bewegen, häufig die Flügelchen aus einander breiten, wieder schließen und mit Nettigkeit und raschen Bewegungen ihren Festschmuck putzen und ordnen. Besonders lieben sie es, von Zeit zu Zeit einen Flügel auszuspreizen und jede Schwungfeder einzeln der ganzen Länge nach durch ihr Schnäbelchen zu ziehen, wo dann bei Sonnenscheine der Flügel ausnehmend glänzend sich zeigt. Sie können den Zweig augenblicklich ohne Schwierigkeit verlassen und scheinen mit einem vortrefflichen Gesichte begabt, indem sie grade auf eine Schwalbe oder einen blauen Steinschmätzer (*Saxicola sialis*) zusliegen, welche 50 oder 60 Ellen von ihnen entfernt sind, und haben diese erreicht, ehe sie es selbst gewahr werden. Kein Vogel scheint ihren Angriffen zu widerstehen, sie selbst werden aber oft von den größern Arten Hummeln verfolgt, um die sie sich übrigens gar nicht kümmern, indem ihr reißend schneller Flug sie ihren Verfolgern augenblicklich entzieht. Das Nest dieses Vögelchens ist äußerst fein gebaut. Das Äußere besteht aus einer lichtgrauen Flechte, welche sich an Baumästen oder alten Zaunpfählen findet und so nett um das ganze Nest angelegt ist, daß man in einiger Entfernung von dem letztern dies für einen Theil des Astes oder Stammes selbst hält. Diese kleinen Flechtentheilchen verbindet der Vogel mit Hilfe seines Speichels. Die nächste Lage nach Innen besteht aus einer baumwollenartigen Substanz, und die innerste aus seidenartigen Fasern von verschiedenen Pflanzen entnommen, alle äußerst fein und weich. In so einem Nestchen finden sich gegen die Regel, daß kleine Vögel viele Eier legen, immer nur zwei, reinweiß von Farbe und eiförmig. Zehn Tage sind zum Brüten erforderlich und es werden zwei Bruten im Jahre gemacht. In einer Woche sind die Jungen flügge, werden aber noch eine Woche von den Ätern gefüttert. Sie werden, wie die Tauben, unmittelbar aus dem Schnabel geätzt. Audubon glaubt, daß die Jungen nicht früher im Stande sind, sich selbst zu versorgen, als bis sie sich mit andern Bruten vereinigen und abgeseondert von den Ätern ihre Ausflüge beginnen; denn er sah 20 bis 30 Junge um eine Gruppe Trompetenblumen vereinigt,

wenn nicht ein einziges altes Männchen zu sehen war. Die Jungen erhalten ihren vollen Farbenglanz erst im nächsten Frühjahr, obschon die Brust des Männchens stark mit Roth gefärbt ist, bevor sie die Herbstwanderung antreten.

Wilson in seiner American Ornithology erzählt, daß man es versucht habe, diese Vögelchen aus dem Neste zu nehmen und im Käfig aufzuziehen. Ein gewisser Coffer zu Fairfax in Virginien hielt ein Paar solche Nestlinge einige Monate in einem Käfig und reichte ihnen als Futter Honig mit Wasser verdünnt, den sie gern nahmen. Als die Süßigkeit dieser Flüssigkeit kleine Fliegen und Mücken in Menge herbeizog, wurden sie von den Vögelchen eifrig verfolgt und weggeschnappt, sodas diese Insecten keinen unbedeutenden Theil ihrer Nahrung ausmachten. Im Sommer 1803 wurde Wilson selbst ein Nest mit solchen Vögelchen gebracht, die kaum flügge waren. Eins derselben, welches wirklich aus dem Fenster flog und auf eine Mauer stürzte, fand da seinen Tod. Das andere verweigerte Nahrung zu nehmen und am nächsten Morgen fand Wilson, daß es nur eben noch lebte. Ein Frauenzimmer im Hause unternahm es, seine Wärterin zu werden, legte es in ihren Busen, und als es wieder aufzuleben begann, löste sie etwas Zucker im Munde auf und schob sein Schnäbelchen herein, wo es dann mit großer Begierde diese Nahrung einzog und auf diese Weise soweit gebracht ward, daß man es in den Käfig bringen konnte. Es ward nun über drei Monate von Wilson darin erhalten, indem er ihm Hutzucker in Wasser aufgelöst reichte, den es dem Honigwasser vorzog; dabei gab er ihm jeden Morgen frische, mit jener Flüssigkeit besprengte Blumen und umgab den Raum, in dem sich der Vogel befand, mit Gaze, damit er sich nicht verletzen konnte. Dieser war munter, thätig, lustig von Blume zu Blume schwebend, als ob er in seiner Wildniß wäre und drückte durch Bewegung und Sirpen sein Vergnügen aus, wenn frische Blumen in seinen Käfig gestellt wurden. Der kleine Vogel ist sehr empfindlich gegen Kälte, und wenn er lange dem belebenden Einflusse der Sonnenstrahlen ausgefetzt ist, trauert er und stirbt bald. Es ward Wilson ein schönes Männchen gebracht, das er in einen Drahtkäfig steckte und in eine schattige Stelle im Hause setzte. Nachdem es einige Zeit geflattert hatte, ward das Wetter ungewöhnlich kalt, es hing sich der Vogel an das Gitter und blieb einen ganzen Vormittag in einem Zustande der Erstarrung. Kein Heben der Lungen war zu bemerken, die Augen geschlossen gab der Vogel kein Zeichen des Lebens oder der Bewegung, wenn man ihn berührte. Wilson brachte ihn an die freie Luft, unmittelbar in die Sonne, an einen geschützten Ort. Nach wenigen Secunden zeigte sich wieder Respiration, der Vogel athmete kräftiger und immer kräftiger, öffnete die Augen und begann, wenn auch mit weniger Lebhaftigkeit als sonst, sich umzuschauen. Nachdem er sich völlig erholt, ward er der Freiheit übergeben. Er flog auf einen nahen Ast, brachte dort einige Zeit sein struppig Gefieder in Ordnung und verschwand dann wie ein Blitz.

Der rothbrustige Fliegenvogel, sagt Audubon (Orn. biog. p. 251) hat eine besondere Vorliebe für diejenigen Blüten, welche in ihrer Form stark röhrenförmig gebaut sind. Der gemeine Stechapfel (*Datura Stramonium*) und die Trompetenblume (*Bignonia radicans*) werden am meisten von ihm besucht, demnächst Geißblatt, die Gartenbalsamine und die wilde Balsamine (*Impatiens noli tangere*), welche an Bächen und andern feuchten Orten wächst, außerdem bietet ihm jede Blüthe, bis zur Viole, einen Theil ihrer Nahrung dar. Diese besteht hauptsächlich in Insecten und zwar im Allgemeinen aus der Ordnung der Käfer, welche mit einer fast gleichen Anzahl kleiner Fliegen gemeinlich in seinem Magen gefunden werden. Die erstern sucht er sich in den Blumen auf, die letztern fängt er im Fluge, und es kann dies Vögelchen als ein vortrefflicher Fliegenjäger angesehen werden. Der Nektar oder Honig, den es aus verschiedenen Blumen schlürft, zur Nahrung selbst unzulänglich, dient mehr dazu, seinen Durst zu löschen. Audubon sah solche Vögelchen eingesperrt, denen man künstliche, mit Honig oder Zuckerwasser gefüllte Blumen hinstellte. Sie wurden nur damit genährt, lebten aber auch nur wenige Monate und fanden sich nach dem Absterben ganz abgemagert. Andere dagegen, denen man täglich zweimal frische Blumen aus dem Wald oder dem Garten brachte, und welche in Zimmern eingeschlossen waren, deren Fenster man mit Gaze verwahrt hatte, durch welche kleine Insecten eindringen konnten, lebten zwölf Monate, nach deren Verlaufe man sie wieder in Freiheit setzte. Übrigens war der Raum, in dem man diese Vögelchen hielt, während der Wintermonate künstlich erwärmt. Ob aber gleich Männchen und Weibchen sehr zärtlich mit einander waren, so bauten sie doch kein Nest.

Dieser Fliegenvogel ist übrigens nicht so scheu als überhaupt Vögel zu sein pflegen. Häufig kommt er an Blumen, die in Fenstern stehen, oder er fliegt sogar in Zimmer, wenn sich solche darin befinden, und kehrt wieder zurück, so lange sie unverwelkt sind. In Louisiana sind diese Vögelchen im Frühjahr und Herbst ausnehmend häufig, und wo sich nur eine schöne Trompetenblume in den Wäldern findet, sieht man sie darum versammelt, oft zehn und zwölf Stück auf einmal. Sie sind sehr freitsüchtig und liefern sich häufig Kämpfe in der Luft, besonders die Männchen. Ist einer eben mit Nahrungsuchen in einer Blume beschäftigt, und ein anderer naht, so steigen beide sogleich in Spirallinien zwitschernd und drehend in die Luft, bis man sie nicht mehr sieht, beide kehren dann zur Blume zurück, aber nur der Sieger weilt bei ihr, der Besiegte fliegt vorüber.

Was den Flug betrifft, so meint Audubon, lasse sich derselbe noch am nächsten mit dem eines großen Abend-schmetterlings von Blume zu Blume schwirrend vergleichen. Um sich diese Vögel aber für eine Sammlung zu verschaffen, sei nichts geeigneter, als ein gutes, wol gehandhabtes Schmetterlingsnetz.

Vom Vogel selbst gibt letzterer Schriftsteller folgende Beschreibung: Am erwachsenen Männchen ist das Gefieder dicht, oben und an der Brust schuppenförmig mit

lilichem Glanz, unten gemischt. Flügel lang, schmal, das Ende etwas gekrümmt; die erste Feder die ste, der Schwanz, wenn er geschlossen, gabelig, wenn er ausgebreitet ist, so erscheint er in der Mitte gerade, den Seiten gerundet; die zehn Steuerfedern sind und die äußern nach Innen gebogen. Schnabel Füße sind schwarz, so wie die Iris. Die oberste, die zwei mittlern Schwanzfedern mit eingeschlossen sind grün mit Goldschiller. Schwanz und Flügel purpurbraun. Brust, die Seiten des Kopfes und Vorderkopf sind purpurkarminfarben mit Schwarz gezeichnet, welches hochroth, orange und tiefschwarz schillert. Seiten sind gefärbt wie der Rücken, das übrige untern Theile ist graulichweiß mit grüner Mischung. Länge beträgt $3\frac{1}{2}$ Zoll. Bei dem erwachsenen Weibchen ist der Brustfleck weiß, so sind auch im Allgemeinen untern Theile, auch die der äußern Schwanzfedern an weiße Spitzen. Beim jungen Vogel sind die untern Theile bräunlichweiß, auch der Schwanz hat weiße Enden und die Farben der obern Theile sind heller. Herbstzeit zeigen sich rothe Federn an der Brust.

65) *O. rubineus* Gml. L. (Lath. Brisson III. pl. f. 4. Vieill. I. pl. 27 und Troch. obscurus. pl. unger einjähriger Vogel. Tr. ruficaudatus id. im L. d'hist. nat. *O. rubinea* Lesson Ois. m. pl. Männchen, pl. 45 Weibchen, pl. 46 junges Männchen. vorigem oft verwechselt. Vier Zoll vier Linien lang, Schnabel stark, Gefieder ganz goldgrün glänzend, Kehle roth schillernd, Steuerfedern lebhaft zimmetroth, Kopf gesäumt. Am Weibchen ist der Oberkörper goldgrün, die untern Theile lebhaft zimmetroth, die Afterscheiden weiß, hinter jedem Auge sieht ein weißer Punkt, rothe Kehle fehlt. Das junge Männchen ist dem erwachsenen ähnlich, nur zeigen sich an der Kehle rothschilderflecken. Guiana.

Tribus III. Kehle rubinroth, untere Körperseite weiß (Les Sasins Lesson)

66) *O. rufus* Gml. L. (Tr. ruber Edwards pl. 32. ch. collaris Lath. Vieill. Ois. d'or. pl. 61, 62. Lesson Ois. m. pl. 66. Troch. pl. 43 Männchen. m. pl. 67 junger Vogel. Colibr. Suppl. pl. 11 junges Weibchen. Suppl. pl. 12 Männchen im zweiten Jahre, pl. 13 fast erwachsenes Männchen). Nicht ganz Zoll lang. Schnabel gerade, dünn, rundlich, Gefieder hellrosfarben, auf dem Rücken schwach mit Gold durchlaufen, am Vorderhals ein gabeliges rubinroth schillerndes Schild. Das Weibchen (nach Latham) oben weiß, die Brust lebhaft roth gefleckt, die Steuerfedern weißen Spitzen (ist wol junges Männchen?). Der junge Vogel (nach Lesson) oben goldgrün, über dem Auge ein brauner Strich, der Schwanz braun, das Brustschild rubinroth mit Topasfarbe überlaufen, die untern Theile graugrünlich. Am jungen Weibchen zeigt sich Oberkörper graugrünlich, der untere hellgrau, der Schwanz ist grünlichbraun, an den Seiten mit weißen Spitzen. Das Männchen im zweiten Jahr ist oben goldgrün, der Steiß rothbraun, der Körper unten weißlich, auf den Wangen stehen einige goldgrüne Punkte,

der Bauch ist lebhaft kastanienroth. Das fast erwachsene Männchen ist ebenfalls goldgrün, die obern Deckfedern sind kastanienbraun, die Steuerfedern braun, mit weißen rundlichen Endflecken, die Seiten und der Körper unten rothroth, an der Kehle stehen purpurfarbene Schuppen. Californien, überhaupt die Küste des nördlichen Amerika.

Tribus IV. Der Kopf wie bei voriger, die Kehle rubinamethystfarben (les Anna Lesson).

67) *O. Anna* Lesson (Ois. m. pl. 74. Colibr. Suppl. pl. 7 der junge Vogel). Drei Zoll, fünf Linien lang. Schnabel gerade, dünn, etwas platt, Haube, Wangen, Vorderhals mit schuppigen amethystfarbenen Federn bedeckt, die obern Theile goldgrün, die untern schwach grünlichgrau, die untern Deckfedern des Schwanzes grün mit grauen Rändern. Am jungen Vogel ist das Gefieder oben schmutzgrün, unten schiefergrau, das Halschild besteht nur aus zerstreutstehenden rothen wenig goldglänzenden Schuppen. Californien.

XIX. Section. Schnabel gerade, Schwanz gerundet, Kopf rubin- und Kehle topasfarben (*Chrysolampis Boie*, les Topazes Lesson).

68) *O. moschitus* Lesson (Lath. Brisson III. t. 37. f. 1. Trochilus elatus und guianensis Lath. Buff. enl. pl. 640. f. 1. Vieill. Ois. d'or. pl. 29 erwachsenes Männchen, pl. 30 junges einjähriges, pl. 46 junges zweijähriges, pl. 55 Weibchen, pl. 56 Männchen vor der Mauser. Troch. obscurus ib. pl. 28 Weibchen. Troch. hypophaeus und Leucogaster Lath. Buff. enl. 672. f. 3 jung. Tr. carbunculus Gml. L. Vieill. Ois. d'or. pl. 54 alt. Troch. pegasus Lath. jung. Edw. pl. 344. Lesson Ois. m. pl. 52 Männchen. Troch. pl. 15 junges Männchen, Ois. m. pl. 53 f. 1 Weibchen f. 2 junges Männchen, pl. 54 junges Weibchen). Männchen: Schnabel und Kopf sehr verlängert und zugespitzt, der erstere ziemlich gerade, nur höchst sanft gewölbt, pfriemensförmig dünn, an der Spitze zusammengedrückt, Oberkiefer etwas länger als der untere, sehr zugespitzt; Schnabelwurzel etwas ausgebreitet, der Kinnwinkel über ein Drittel des Schnabels hinaus besiedert, Oberkiefer bis über die Hälfte hinaus dicht mit glänzenden Federn bedeckt, ein sehr ausgezeichneter Charakter dieser Species; Umgebung des Auges ein Wenig nackt; Flügel sehr lang und schmal, beinahe das Schwanzende erreichend; Schwanz stark, abgerundet, aber seine äußern Federn nur wenig kürzer als die mittlern, Schäfte der erstern nur sehr sanft gekrümmt; Beine sehr zart, Ferse nur unter der Fußbeuge ein Wenig besiedert, übrigens glatt; Federn des Körpers zart und von gewöhnlicher Art, die des Oberkopfes bis in den Nacken, sowie der Kehle bis zur Brust sind abgerundete, feste Schillerfedern. Schnabel schwarz, Beine bräunlich, Federn des Oberkopfes von der Mitte des Oberkiefers bis in den Nacken, nach dem Lichte gewandt, prachtvoll glänzend und schillernd rubinroth, in entgegengesetzter Richtung unscheinbar dunkel; Kinn, Kehle, Unterhals und Oberbrust, im Lichte, prachtvoll orangefarben-goldglänzend, dem Lichte mehr abgewandt bräunlich oder grünlich schillernd; bei sehr alten Vögeln schillert das feurige Orangefarben der Kehle

in ihrer Mitte beinahe so roth als der Scheitel, aber immer mehr goldfarben; Rücken und Schultern dunkel Kaffeebraun mit kupfergrünem Schiller, zuweilen matt, bei jüngern Vögeln; Flügel dunkel graubraun, mit violettem Schiller; Bauch und Unterbrust wie der Rücken, aber etwas blässer, mit etwas metallischem Schiller; Steiß rothfarben, Astersfedern weiß, Schwanz vorzüglich schön rothfarben, alle Federn mit schwarzem Spitzensaume, die Unterfläche der Federn vorzüglich schön kupferfarben schillernd; innere Deckfedern der Flügel dunkelbraun, wie der Körper. Länge drei Zoll, neun Linien. Das junge Männchen gleicht in den Hauptzügen dem Weibchen, allein der Schwanz ist nicht rothroth, sondern bräunlich violett, die mittlern Federn mit einigen kupfergrünen Flecken, die äußern mit weißer Spitze, hinter welcher sich ein schwärzlicher Fleck befindet, die Kehle zeigt in ihrer Mitte auf blaß schmutzig bräunlich-graue Grund schon einen Längsfleck von den schön goldfarbenen Federn, da an dieser Stelle zuerst der Federwechsel beginnt. Das Weibchen ist unansehnlich. Obertheile fahl und verblühen kupfergrün, Scheitel fahl graubraun; Untertheile ohne Unterschied fahl bräunlich-ashgrau, an den Seiten der Brust kupfergrün, Flügel matt graubraun, Schwanzfedern rothroth, die mittlern mit breitem, kupfergrünem Saum an der Spitze und seitwärts derselben, die darauf folgenden Federn mit bloß schwärzlichen Spitzen, die äußersten mit weißer Spitze, hinter welcher sich ein schwarzer Fleck befindet. Länge 3 Zoll, 6 $\frac{1}{2}$ Linien.

Der prachtvolle Fliegenvogel dieser Beschreibung, sagt der Prinz von Neuwied, ist einer der schönsten und über einen großen Theil von Südamerika verbreitet. Er glänzt in den heitern Strahlen der tropischen Sonne unvergleichlich schön, und fliegt gewöhnlich mit fächerförmig ausgebreitetem Schwanz, sowie den Federn des Scheitels zu einem Häubchen aufgerichtet, wodurch er sich gewöhnlich schon von Fern auszeichnet. Er hat die Lebensart der übrigen Fliegenvögel, findet sich aber nicht an der Ostküste, sondern man muß erst die innern, höhern und trocknern Gegenden erreicht haben, um ihn zu bemerken. Dort sind weite Tristen mit Gras und kurzen Gebüsch bewachsen, an deren Blumen diese niedlichen Vögel in Menge ihre Nahrung suchen. Sie kommen in jenen Gegenden ebenso wol in den Wäldern vor, als an offenen Orten. So habe ich sie z. B. nirgends häufiger gesehen, als in der Nähe von Barra da Vareda am Rio Pardo, wo sie die Stämme der *Gosthea sempiflorens* umflatterten, welche zu jener Zeit mit ihren scharlachrothen Blumen bedeckt waren. Man schoß mit dem feinsten Vogeldunst eine Menge dieser Vögel herab, ohne daß die übrigen sich dadurch verschrecken ließen. Das Nest unsers Vogels habe ich nicht gefunden, doch bin ich überzeugt, daß dasselbe, sowie seine Eier, nicht bedeutend von denen der übrigen Arten dieses schönen Geschlechtes abweichen.

XX. Section. Gefieder goldgrün mit Blau überlaufen oder die Kehle azurblau, der Schwanz gleich, der Schnabel klein, dünn grade (*Hylocharis Boie, les Saphirs Lesson*).

69) *O. Audebertii Lesson* (*Troch. coeruleus Vieill. Ois. d'or. pl. 40. Lesson Ois. m. pl. 51. Wieb Beitr. IV. S. 67*). Das Männchen hat die Größe von *O. sapphirinus*. Schnabel völlig grade, etwas länger als der Kopf, an der Spitze durch die Zusammendrückung, von der Seite gesehen, ein wenig kolbicht, von Oben gesehen mäßig breit, mäßig zugespitzt, mit flachrundlich-erbabener Firste; Kinnwinkel wenig besiedert, bis auf zwei Dritttheile des Schnabels zuerst breit, und alsdann linienförmig zulaufend, Zunge wie bei den übrigen Arten, Auge ziemlich stark von nackter Haut umgeben, Ferse glatt, nur sehr wenig unter der Fußbeuge mit Federchen bedeckt; Flügel lang, stark, wenig gekrümmt, erreichen gefaltet mehr als zwei Dritttheile der Schwanzlänge, also beinahe die Spitze, Schwanz aus breiten, starken, am Ende abgerundeten, ziemlich gleichen Federn bestehend, welche in der Ruhe über einander geschoben werden. Oberkiefer schwärzlich, der untere weißlich-fleischfarben, Füßchen dunkelbraun, alle obere Theile haben fein zerklüffelte goldgrüne Federchen; Scapular- und Flügeldeckfedern, sowie die des Unterrückens ein Wenig mehr ins Goldfarbige oder Kupferrothe ziehend, alle untern Theile bis zum After sind mit breit abgerundeten, prächtig grünen Glanzfedern bedeckt, die an Brust, Unter- und Seitenhalse nach dem Lichte stark ins Himmelblau schillern, das Kinn ist gänzlich blau; Schwanz und große Flügeldeckfedern wie bei allen beschriebenen Fliegenvögeln, dunkelbräunlich ins Violette schillernd, Schwanz glänzend stahlblau, Steiß goldgrün, Atergegend mit einigen weißen Federchen besetzt. Länge 3 Zoll, 5 $\frac{1}{2}$ Linien. Nach den Angaben des Prinzen von Neuwied hat das Weibchen oder vielleicht auch ein junger männlicher Vogel die Obertheile mehr oder weniger lebhaft gefärbt, Kehle lebhaft grün, ebenso Unterhals und Brust, doch nicht so schön als ein Männchen, das Kinn schmutzig fahl, graubräunlich weiß, Brust schön weiß gemischt, Bauch und After weißlich, Steiß grün, Kopf oben graubräunlich, an den Schenkeln einige grüne Federn, der Schwanz stahlblau, aber wenig lebhaft. An einem andern männlichen Vogel fehlen das blaue Kinn, der Schnabel war an der Wurzelhälfte röthlichbraun. Das Vaterland ist Brasilien und Guiana.

70) *O. bicolor Gml. L. (Vieill. Ois. d'or. I. pl. 36. Lesson Ois. m. pl. 49 Männchen, pl. 50 und Troch. pl. 17 junger Vogel, Troch. pl. 16 Weibchen)*. Drei Zoll, drei Linien lang. Schnabel schwarz und weiß, Körper oben goldgrün glänzend, ebenso auf den untern Theilen, Atergegend weiß, auf der Stirn ein blaues Band, ein gleiches Schild vorn auf der Kehle, Steuerfedern stahlblau. Das Weibchen ist oben goldgrün, unten grau, der Schwanz stahlblau. Der junge Vogel hat die vordere Theile der Kehle und des Halses aus reinem Weiß und Goldgrün gemischt, der Unterbauch ist hellgrau, die untern Deckfedern des Schwanzes grün. Guiana.

71) *O. sapphirinus L. (Lath. Tr. Ourissa Lath. Vieill. Ois. d'or. pl. 35. pl. 58. Ornismyia lactea Lesson. Synops. Troch. Ornism. sapphirina. Ois.*

m. pl. 56. Wied Beitr. IV. S. 61). Schnabel fleischroth oder rosenroth mit schwarzer Spitze, besonders lebhaft in der Paarungszeit, wo er oft korallenroth erscheint; zuweilen, jedoch selten, ist der Oberkiefer etwas bräunlich, Beine schwärzlich braun, Ohrgegend und Obertheile goldgrün, sowie die Flügeldeckfedern, der Scheitel etwas bräunlich überlaufen, Kinn, Kehle, Unter- und Seitenhals, sowie die Brust, von einem schönen, nach dem Lichte grünlich und schwarz schillernden Dunkelblau, Seiten, Bauch und Schenkel goldgrün, ins Blaue schillernd, Mitte des Bauches, Aftergegend und Steiß weiß, Schwung- und größte Flügeldeckfedern schwärzlichbraun, Schwanzfedern schwärzlich, etwas blau oder violett schillernd, die äußern mit einem höchst feinen weißlichen Spitzensaume, die mittlern gänzlich dunkel kupfergrün. Länge 3 Zoll, 3½ Linien. Am Weibchen sind die Obertheile goldgrün, die untern schmutzig weißlich, der Schnabel rosenroth mit schwarzer Spitze, die mittlern Schwanzfedern grün, die äußern mit weißlichem Spitzensaum und mit einem weißlichen Fleckchen an der untern Spitze. Das junge Männchen gleicht in der ersten Zeit dem Weibchen, nachher ist graulich blau, schön blau gemischt auf dem Unterhalse, die Stirn ist alsdann gewöhnlich schon früher schön blau. In allen von dem Prinzen von Neuwied bereisten Gegenden Brasiliens eine der gemeinsten Arten, der ohne Scheu sich den Wohnungen nähert. Sie ist auch in Guiana einheimisch, hat einen schwachen einstimmigen Laut wie alle, und legt zwei kleine weiße Eier.

72) *O. latirostris* Wied (Beiträge IV. S. 64. *Ornismyia saphirrina* Ois. m. pl. 55, 57). Häufig mit vorigen verwechselt. Schnabel länger als der Kopf, beinahe grade, nur an der zarten verlängerten Spitze sanft herabgewölbt, an der Wurzel sehr platt, breit und auf der Nase ganz von Federn entblößt. Kinnwinkel an der Wurzel breit, hier etwas besiedert, hernach in einer feinen Linie endigend, Flügel lang, schmal, stark, nur sehr wenig gekrümmt, erreichen beinahe das Schwanzende. Der Schnabel sanft korallenroth, an der Spitze schwarz, Beine dunkelbräunlich, alle obern Theile schön lebhaft goldgrün, ebenso die Brust und der Bauch bis zu den Schenkeln, Seiten des Kopfs und die Ohrgegend, Scheitel bräunlich überlaufen, Kinn und oberer Theil der Kehle rothbraun, sowie die Steißfedern, der ganze Unter- und Seitentheil des Halses schön lebhaft schillernd dunkelblau, wie am vorigen, Aftergegend mit langen dichten, wolligen weißen Federchen bedeckt, Schwung- und größte Flügeldeckfedern dunkel schwärzlichbraun, mit violetter Schimmer, Schwanzfedern einformig dunkelkupferroth, ins Violette ziehend. Länge 3 Zoll, 8½ Linien. Am jungen Vogel bemerkt man noch nichts von der rothbraunen Kehle, welche dagegen weißlich gemischt ist, der Unterhals ist blau, sowie der Oberkopf, die Steißfedern sind dunkel schwärzlichgrau, stahlblau glänzend. Nach dem Prinzen von Neuwied in Brasilien, seltener als der vorige, besonders an den Blumen der *Carica*-Stämme.

73) *O. cyanogenys* Wied (Beitr. IV. S. 70. *O. Wiedii* Lesson *Colibr. Suppl.* pl. 26. *Edwards* *X. Encycl. d. B. u. R. Dritte Section.* VI.

Gl. 360. f. 1). Schnabel und Beine schwärzlich, der erstere an der Wurzel des Unterkiefers weißlich, Obertheile matt goldgrün, mit kupferrothlichem Schiller, Schwungfedern dunkelbraun mit violetter Schiller, Schwanzfedern dunkel stahlblau mit kleiner lebhaft grüner Spitze, alle Untertheile sehr lebhaft prächtig grün, je nach dem Licht ins Blaue und Goldfarbene schillernd; das Kinn schön blau wie am Audiberti, Aftergegend weiß, Steiß grün. Länge etwa zwei Zoll, drei Linien. Das Weibchen gebildet wie das Männchen, allein an den untern Theilen weißlich gefärbt, Seiten der Brust und des Leibes mit grünen Federn besetzt. In Brasilien in manchen Gegenden nicht selten.

74) *O. Atala* Lesson (*Troch.* pl. 42). 2½ Zoll lang. Glänzend goldgrün, Unterbauch weiß, Schwanz fast gleich, tiefblau. Brasilien.

75) *O. viridissimus* Linné (*Lath.* nicht der neuern Autoren *O. prasina* Lesson *Ois.* m. pl. 65). Zwei Zoll, acht Linien lang. Schnabel spitzig, das ganze Gefieder grün mit Golbglanz, Aftergegend weiß, Steuerfedern einfarbig tief indigblau. Brasilien.

XXI. Section. Schnabel kurz, grade, dünn, Schwanz zugerundet, grün, Kopf und Hals azurblau (*les Bleuets* Lesson).

76) *O. lucidus* Shaw (*General Zool. Birds* VIII. pl. 1. *Troch. leucotis* Vieill. *Tr. leucocrotaphus* id. *Troch. melanotus* Swainson *Phil. Mag.* 1827. n. 6. p. 441. Lesson. *Ornismyia Arsemii*. *Ois.* m. pl. 9 Männchen. *Colibr. Suppl.* pl. 27 Weibchen). Drei Zoll lang. Schnabel an der Wurzel gelb, an der Spitze, Kopf braunviolett, Stirn, Kehle und Wangen azurblau, Vorderhals smaragdgrün, hinter dem Auge ein weißer Streif, Seiten und Unterbauch goldgrün, wie der Rücken. Am Weibchen der Scheitel schmutzig und graulich, der Rücken goldgrün, glänzend, die untern Theile graulich, hinter dem Auge ein weißer Streif. Mexiko.

77) *O. cyanus* Vieill. (*Dict. d'hist. n.* Lesson *Ois.* m. pl. 71 Männchen. *Colibr. Suppl.* pl. 23. *Troch.* pl. 22 junges Männchen im Übergange zum ausgefärbten). Drei Zoll, vier bis fünf Linien lang. Schnabel hellgelb, mit schwarzer Spitze, Kopf blau, Vorderhals aus Graubraun und Ultramarin gemengt, Kehle mit einem himmelblauen, scuppigen Schilde, Körper oben kupfergrün, Steiß kupferfarben, Steuerfedern stahlblau, Unterbauch grau, Aftergegend weiß. Am jungen Männchen zeigt sich der Körper oben goldgrün, auf dem Steiße kupferfarben, Kehle und Vorderhals grau, mit azurblauen Punkten, Bauch graulich. Wenn es aber im Übergange zum ausgefärbten begriffen, ist es oben goldgrün, mit einigen azurblauen Schuppen auf dem Hinterkopfe; der Vorderhals ist hellgrau, mit blauen Schuppen. Brasilien.

XXII. Section. Schnabel schwach gebogen, Schwanz aus zugespitzten goldgroßen Steuerfedern bestehend (*les Chrysaures* Lesson).

78) *O. Oenone* Lesson (*Colibr. Suppl.* pl. 30). Drei Zoll zehn Linien lang. Kopf und Hals purpur-

blau, Körper oben und unten goldgrün. Schwanz stark goldig zimmerroth. Trinidad.

79) *O. chrysurus* Lesson (Colibr. Suppl. pl. 4). Drei Zoll, sechs Linien (das Männchen). Oben goldgrün, der Schnabel gelb, das Kinn rostroth, Hals und Brust goldgrün, Bauch grau, Schwanz rein glänzend. Brasilien.

XXIII. Section. Schnabel kurz, nadel förmig, grade, dünn, die Federn des Halses in fächer förmige Bierbüschel vereinigt, Schwanz mittellang, gerundet (Lophornis Lesson, les Coquets! Bellatrix Boie).

80) *O. ornatus* Linn. Gm. (Lath. Buff. enl. 640. f. 3. Vieill. Ois. d'or. I. pl. 49, 50, 51. Lesson Ois. m. pl. 41. f. 1 Männchen, f. 2 Weibchen. Troch. pl. 24 sehr junges Männchen). Zwei Zoll, einige Linien lang. Schnabel klein, gelb, an der Spitze schwarz, Stirn und Kehle smaragdgrün, auf dem Kopf ein Busch von dünnen, verlängerten rostfarbenen Federn, an den Seiten des Halses stehen zwei Büsche langer, rostrother Federn mit grünen Spitzen, der Körper ist goldgrün; auf dem Steiße steht ein weißer Gürtel, der Schwanz ist rostroth, die zwei mittlern Steuerfedern sind grün. Dem Weibchen fehlt die Haube, der Oberkörper ist goldgrün, der Vorderhals rostroth, der Schwanz rostroth und grün. Der ganz junge Vogel ist unten rostroth, oben goldgrün, der Kopf rostfarben, die obere Deckfedern des Schwanzes schön violett. Guiana.

81) *O. Gouldii* Lesson (Troch. pl. 36). So groß wie voriger. Haube rostroth, die Halsfedern schmal, weiß, mit smaragdgrünen Spitzen, Kehle glänzend goldgrün. Vaterland?

82) *O. magnificus* Vieill. (Nouv. Dict. d'hist. n. Troch. decorus Lichtenst. Doubl. Catal. Temm. pl. col. 229. f. 2. Colibri Helios Spix Spec. nov. Av. t. 82. f. 2 schlecht. *O. strumaria* Lesson Ois. m. pl. 42 Männchen, pl. 43. f. 1 Weibchen, f. 2 junger Vogel). Schnabel grade, kaum länger als der Kopf, sehr pfriemens förmig zugespitzt, an der Wurzelhälfte ein Wenig plattgedrückt, mit nur sehr wenig rundlich erhobener Festscheitel, hinter der Spitze ein Wenig zusammengedrückt, auf der Festscheitel bis gegen das Ende der Nasenlöcher besiedert, Kinnwinkel schmal bis auf zwei Drittheile der Schnabellänge verlängert, und bis gegen das Ende der Nasenlöcher besiedert, Zunge wie weiter oben beschrieben, Auge lebhaft und rund, Füßchen sehr zart, Ferse nur wenig besiedert, aber von den Schenkel Federn halb bedeckt, Flügel lang und stark, Schwungfedern wenig gekrümmt; sie reichen gefaltet über zwei Drittheile des starken, breiten Schwanzes hinaus, dieser ist ziemlich gleich, die mittlern Federn nur sehr wenig kürzer als die äußern, dabei breit und unten abgerundet, auf dem Kopfe trägt dieser kleine Vogel eine gewöhnliche niederliegende Haube von verlängerten Federn, die über den Hinterkopf um drei Linien hinausreichen, und im Affect als ein starker, gewöhnlich etwas zugespitzter Busch aufgerichtet werden; Kinn, Kehle und Unterhals sind mit festen Schillerfedern bedeckt, der übrige Körper mit gewöhnlichen Federn, an jeder Seite des Halses steht ein steifer, absteigender Kragen von breiten, vorn sanft rund-

lich abgestumpften, fünf Linien langen Federn, welche in der Ruhe seitwärts den ganzen Hals bedecken, im Affect aber aufgerichtet werden, und den Vogel alsdann ungemessen zieren. Der Schnabel ist rostroth, mit einem kleinen schwarzen Spitzchen, Beine dunkelgraubraun, Stirnrand über dem Schnabel, Zügel, Nasen, Kinn, Kehle und Unterhalsfedern prachtvoll grün, im Lichte vortreflich schillernd, Scheitel und ganze Haube lebhaft rostroth, die langen Federn des Halskragens sind weiß, mit einem starken, schön grünen Spitzensaume, die zunächst an der grünen Kehle stehenden sind zum Theil rostroth mit grünem Saume, doch wird die rostrothe Farbe an dieser Stelle nur wenig bemerkt; an der Brust stehen einige weiße Federn, übrige Untertheile bräunlich dunkelgrün, stark kupfergrün überlaufen und gefleckt, bei einigen Individuen, wahrscheinlich recht alten, an Unterbrust und Mitte des Bauches beinahe ganz kupfergrün, Becken und Segend um das Auge bräunlich, alle obere Theile goldgrün, ebenso die Flügeldeckfedern; zwischen Rücken und Unterrücken; befindet sich meistens ein weißlicher Quersstreifen, Schwungfedern dunkelbraun, etwas violett schelwend, Schwanzfedern rothbraun, die beiden mittlern nur an der Wurzel, übrigens kupfergrün; die übrigen Federn haben an der äußern Fahne einen starken kupfergrünen Saum, Steiß rötlichbraun, Länge zwei Zoll eif Linien. — Weibchen: Der Prinz von Neuwied meint, daß dasselbe ziemlich mit der Färbung des jungen Männchens übereinkomme, nur werde der Oberkopf, statt rostroth, goldgrün, wie der Rücken, gefärbt sein. Lesson gibt an: Keine Haube und ebenso wenig ein Halskragen, die Färbung überhaupt schmutzig, Stirn und Kehle lebhaft rostfarben, Brust und Unterleib rauchbraun. — Junges Männchen: Die Haube fehlt gänzlich, ebenso der Halskragen, Schnabel schwarzbraun, Scheitel rostroth, Kehle grün mit rostfarbenen Rändern, Seiten des Kopfs grün und rostfarben gemischt, Oberhals und Rücken goldgrün, Rücken vom uropygium durch eine weißgelbliche Linie getrennt, letzteres etwas kupferrothlich glänzend, mittlere Schwanzfedern grün, Spitzen derselben dunkler, die übrigen rostroth mit goldgrünen Spitzen, Bauch bräunlich grau, After weiß. Ein anderes junges Männchen: Hier war nur die Stirn rostroth, der weiße Rückenstreifen etwas mehr gelblich, vielleicht Geschlechtsunterschied. (Wied.)

Der Prinz von Neuwied sagt: Der Fliegenvogel mit dem weißen und grünen Halskragen scheint über einen großen Theil von Brasilien und selbst von Südamerika verbreitet zu sein; denn er wurde aus La Guayra gesandt. Seine erste Bekanntschaft machte ich unweit Rio de Janeiro an dem kleinen Flusse Guagindiba unweit Praya Granda, wo diese Vögel im Monat Juli und August auf einer Trift umherschweiften, welche mit kurzem Grase und den blühenden Gesträuchen des *Asclepias ourassavica* bedeckt war. Hier erlegte ich den jungen Vogel, fand aber später im Campo Geral, zu Balo an den Grenzen der Provinzen Bahia und Minas Gerais diese Species ziemlich häufig, wo sie besonders in den Thaleinschnitten und Vertiefungen an den mit dem

vortrefflichsten Blumen bedeckten niedern Mimosa- und Acacia-Gesträuchen umherschwirren. In ihren kleinen Nagen fand ich Überreste von Insecten. Die Brasilianer belegen diese wie alle übrigen Arten, mit der Benennung Beja- oder Chupa-Flor. Lesson gibt eine Abbildung unseres Vogels, wo der Schwanz in einer unnatürlichen Stellung gezeichnet ist, auch weichen sein weiblicher und junger Vogel ein Wenig von den meinigen ab.

83) *O. chalybaeus* Vieill. (Encycl. Temm. pl. col. 66. f. 2. Troch. festivus Lichtenst. Doubl. C. *O. Vieillotii* Lesson Ois. m. pl. 64 junges Männchen. Troch. pl. 8 erwachsenes Männchen, pl. 9 Männchen, das sich ausfärbt, pl. 10 ganz junges Männchen, pl. 11 Weibchen). Länge zwei Zoll, vier Linien. Wie bei dem Vorigen stehen fächerförmige Federbündel an den Seiten des Halses, aus grünen Federn mit weißem Endpunkte bestehend. Stirn und Wangen sind glänzend grün, der Körper oben bronzegrün, der Hals blau überlaufen und schwarz gefleckt, der Bauch graugesfleckt, auf dem Steiß eine weiße Binde, die Steuerfedern braunroth. Dies das junge Männchen. Bei dem Erwachsenen zeigen sich die Obertheile goldgrün, die Kragenfedern goldgrün mit weißen Endflecken. Beim Übergang in die Färbung des Erwachsenen ist des jungen Männchens Hals vorn grauweiß, statt der Kragenfedern zeigen sich nur einige grüne Stoppeln, auf der Brust steht ein grüner Gürtel. Das ganz junge Männchen hat eine goldgrüne Kehle und die Kragenfedern fehlen. Am Weibchen endlich ist Kehle und Unterkörper eisengrau; die Kragenfedern fehlen. Brasilien (St. Paul).

84) *O. Audinetii* Lesson (Colibr. Suppl. pl. 2). Nicht ganz drei Zoll lang. Smaragdgoldgrün, über den Steiß eine schwarze Binde, die Federn am Hals in zwei Büscheln grün, mit weißen runden Endflecken, Schwanz zugerundet, blauschwarz, der Unterkörper mit Säuppenfedern besetzt, die braun sind und gelbe Franzen haben. Peru.

85) *O. superbus* Vieill. (Enc. Tr. scutatus Natterer, Temm. pl. col. 299. f. 3. *O. Nattereri* Lesson Ois. m. pl. 16 Männchen. Troch. pl. 61 junges Männchen). Schnabel gerade, dünn, Stirn und Vorderhals mit Säuppenfedern besetzt, welche smaragdgrün sind; die Halsfederbüsche bestehen aus langen, azurblauen Federn, der Bauch ist ebenfalls azurblau, an den Seiten der Brust stehen zwei lebergelbe Bogen, die Aftergegend und die untern Deckfedern des Schwanzes sind weiß, Rücken und Schwanz goldgrün. Das junge Männchen hat die grüne Brust schwarz eingefärbt. Brasilien.

(D. Thon.)

ORTHOSANTHUS. Eine noch zweifelhafte, von Sweet (Flor. austr. Linnaea IV, 26) gestiftete Pflanzengattung aus der Familie der Trideen und aus der ersten Ordnung der dritten Linné'schen Classe. Char. Die Blüthenscheide vielblumig, zweiblättrig, kielförmig, mit trockenhäutigem Rande; der corollnische Kelch unfertig, senförmig, mit sehr kurzer dreikantiger Röhre, sechsseitigem Saum und gleichen Fäden; die Staubfäden unterhalb zusammengewachsen, an der Basis der äußern Fäden eingefügt; die drei fadenförmigen Narben sind an

der Basis etwas breit gedrückt, mit stumpfer gefranzter Spitze; die Kapsel ist ablang, dreieckig, vielsamig. Die einzige von Sweet angeführte Art, *O. multiflorus* Sw., ein perennirendes Kraut mit linienförmig-schwertförmigen, gestreiften glatten Blättern und ästigem Blüthenschafte, wächst an der Luch-Bai in Neuholland. (A. Sprengel.)

Orthose, f. Feldspath.

Orthosia, f. Orthia.

ORTHOSIA oder **ORTHOSIAS** (*Ἄρθωσία*, *Ἄρθωσιὰς*). Wir müssen zwei Städte dieses Namens unterscheiden; eine in Karien, die andere in Phönicien; denn diejenigen, welche noch eine dritte in Lydien nennen, meinen keine andere als die karische Stadt. 1) Die karische lag am Mäander (Strab. XIV, 650: *περικενταὶ δὲ ἄξιόλογοι κατοικίαι πέραν τοῦ Μαιώδρον Κοσκία καὶ Ἄρθωσία*), nicht weit von Myla. Bei Ptolem. V, 2 heißt sie *Ἄρθωσία*; erwähnt wird sie auch bei Plin. V, 28, 29; einen Sieg der Rhodier über die Einwohner von Mylasa und Alakanda bei Orthosia erwähnt Liv. XLV, 25 a. C. Auf dieses Orthosia werden einige wenige Münzen mit der Inschrift *OPΘΩΣΙΑΝ* bezogen, auf denen sich bald ein Bacchuskopf mit dem Thyrsus, bald der Raub der Proserpina, auch dreimal die Umschrift *σὶγκλητος* findet. 2) Die phönikische (oder syrische), an der See, beim Fluß Eleutherus gelegen, in der Nähe von Tripolis, Strab. 756: *ἡ μὲν ἀπὸ Ἄρθωσίας (sic) μέχρι Πηλοπόλου παραλλήλων ποταμῶν καλεῖται*. Ders. 753: *τοῖσι δ' ἡ Ἄρθωσιὰς (sic) συνεχὴς ἐστὶ, καὶ ὁ Ἐλεῦθερος πλησίον ποταμῶν, ὑπερὸν ὄριον ποιοῦνται τινὲς τῆς Σελευκίδος πρὸς τὴν Φοινίκην καὶ τὴν Κολήην Συρίαν*. Hierher sah Tryphon vor Antiodus Euergetes; 1. Makkab. 15, 37: *Τρίγων δὲ ἑμβὰς εἰς πλοῖον ἐνήνευ εἰς Ἄρθωσιὰδα*. Plin. V, 17, 20: *Orthosia Eleutheros flumen*. Dagegen hat Ptolemäus *Ἄρθωσιὰς*. Nur Dionysius perieg. 914 hat *Ἄρθωσία*, wobei Eustathius bemerkt, daß die übrigen Schriftsteller sie *Ἄρθωσία* nennen; Priscian in der Übersetzung dieses W. 856 hat pinguem Tripolin nec non Orthosida sacram, warum er ihr grade das Beiwort „sacram“ gegeben, weiß ich nicht, doch löst sich mancherlei vermuthen. Die Münzen haben die Inschrift *Ἄρθωσιῶν* und die Jahre seleukidischer Ära, und zeigen bald Dioskuren, bald die Astarte. Vergl. über die Münzen beider Orte: Eckhel D. N. V. II, 589. III, 369. Rasche Lexic. III, 2. p. 203.

(Meier.)

ORTHOSIA (Insecta). Eine von Schenckelmer (Schmetterlinge von Europa. V, 2. S. 201) gegründete Gattung der Nachtschmetterlinge aus *Noctua* Linné gesondert, der Familie L. des Verzeichnisses der wiener Schmetterlinge entsprechend. Als Kennzeichen sind angegeben: Die Schmetterlinge haben einen stark behaarten Rücken, die Fühler des Männchens sind mehr oder weniger kammförmig. Auf den einfarbigen, grobkörnig bestäubten, rötlich grauen oder braunen Vorderflügeln sind die gewöhnlichen zwei Flecken (der niereenförmige und runde) mit hellern Linien umzogen, die Sauglinie ist ebenfalls hell ausgezeichnet. Die Raupen sind nackt, bräunlich

blau, Körper oben und unten goldgrün. Schwanz stark goldig zinnoberroth. Trinidad.

79) *O. chrysurus* Lesson (Colibr. Suppl. pl. 4). Drei Zoll, sechs Linien (das Männchen). Oben goldgrün, der Schnabel gelb, das Kinn rostroth, Hals und Brust goldgrün, Bauch grau, Schwanz rein glänzend. Brasilien.

XXIII. Section. Schnabel kurz, nadel förmig, grade, dünn, die Federn des Halses in fächer förmige Zierbüschel vereinigt, Schwanz mittellang, gerundet (Lophornis Lesson, les Coquets! Bellatrix Boie).

80) *O. ornatus* Linn. Gm. (Lath. Buff. enl. 640. f. 3. Vieill. Ois. d'or. I. pl. 49, 50, 51. Lesson Ois. m. pl. 41. f. 1 Männchen, f. 2 Weibchen. Troch. pl. 24 sehr junges Männchen). Zwei Zoll, einige Linien lang. Schnabel klein, gelb, an der Spitze schwarz, Stirn und Kehle smaragdgrün, auf dem Kopf ein Busch von dünnen, verlängerten rostfarbenen Federn, an den Seiten des Halses stehen zwei Büsche langer, rostrother Federn mit grünen Spitzen, der Körper ist goldgrün; auf dem Steiße steht ein weißer Gürtel, der Schwanz ist rostroth, die zwei mittlern Steuerfedern sind grün. Dem Weibchen fehlt die Haube, der Oberkörper ist goldgrün, der Vorderhals rostroth, der Schwanz rostroth und grün. Der ganz junge Vogel ist unten rostroth, oben goldgrün, der Kopf rostfarben, die obere Deckfedern des Schwanzes schön violett. Guiana.

81) *O. Gouldii* Lesson (Troch. pl. 36). So groß wie voriger. Haube rostroth, die Halsfedern schmal, weiß, mit smaragdgrünen Spitzen, Kehle glänzend goldgrün. Vaterland?

82) *O. magnificus* Vieill. (Nouv. Dict. d'hist. n. Troch. decorus Lichtenst. Doubl. Catal. Temm. pl. col. 229. f. 2. Colibri Helios Spix Spec. nov. Av. t. 82. f. 2 schlecht. *O. strumaria* Lesson Ois. m. pl. 42 Männchen, pl. 43. f. 1 Weibchen, f. 2 junger Vogel). Schnabel grade, kaum länger als der Kopf, sehr pfriemens förmig zugespitzt, an der Wurzelhälfte ein Wenig plattgedrückt, mit nur sehr wenig rundlich erhobener Firste, hinter der Spitze ein Wenig zusammengedrückt, auf der Firste bis gegen das Ende der Nasenlöcher besiedert, Kinnwinkel schmal bis auf zwei Drittheile der Schnabellänge verlängert, und bis gegen das Ende der Nasenlöcher besiedert, Zunge wie weiter oben beschrieben, Auge lebhaft und rund, Füßchen sehr zart, Ferse nur wenig besiedert, aber von den Schenkelfedern halb bedeckt, Flügel lang und stark, Schwungfedern wenig gekrümmt; sie reichen gefaltet über zwei Drittheile des starken, breiten Schwanzes hinaus, dieser ist ziemlich gleich, die mittlern Federn nur sehr wenig kürzer als die äußern, dabei breit und unten abgerundet, auf dem Kopfe trägt dieser kleine Vogel eine gewöhnliche niederliegende Haube von verlängerten Federn, die über den Hinterkopf um drei Linien hinausreichen, und im Affect als ein starker, gewöhnlich etwas zugespitzter Busch aufgerichtet werden; Kinn, Kehle und Unterhals sind mit feinen Schillerfedern bedeckt, der übrige Körper mit gewöhnlichen Federn, an jeder Seite des Halses steht ein fleischer, absteigender Krage von breiten, vorn sanft rund-

lich abgestumpften, fünf Linien langen Federn, welche in der Ruhe seitwärts den ganzen Hals bedecken, im Affect aber aufgerichtet werden, und den Vogel alsdann umgelein zieren. Der Schnabel ist rostroth, mit einem kleinen schwarzen Spitzchen, Beine dunkelgraubraun, Stirnrand über dem Schnabel, Zügel, Nasen, Kinn, Kehle und Unterhalsfedern prachtvoll grün, im Lichte vortreflich schillernd, Scheitel und ganze Haube lebhaft rostroth die langen Federn des Halskragens sind weiß, mit einem starken, schön grünen Spitzensaume, die zunächst an der grünen Kehle stehenden sind zum Theil rostroth mit grünem Saume, doch wird die rostrothe Farbe an diese Stelle nur wenig bemerkt; an der Brust stehen einige weiße Federn, übrige Untertheile bräunlich dunkelgrün stark kupfergrün überlaufen und gefleckt, bei einigen Individuen, wahrscheinlich recht alten, an Unterbrust und Mitte des Bauches beinahe ganz kupfergrün, Becken und Gegend um das Auge bräunlich, alle obere Theile goldgrün, ebenso die Flügeldeckfedern; zwischen Rücken und Unterrücken; befindet sich meistens ein weißlicher Querstreifen, Schwungfedern dunkelbraun, etwas violett schillernd, Schwanzfedern rothbraun, die beiden mittlern nur an der Wurzel, übrigens kupfergrün; die übrigen Federn haben an der äußern Fahne einen starken kupfergrünen Saum, Steiß rötlichbraun, Länge zwei Zoll eilf Linien. — Weibchen: Der Prinz von Neuwied meint, daß dasselb ziemlich mit der Färbung des jungen Männchens übereinkomme, nur werde der Oberkopf, statt rostroth, goldgrün, wie der Rücken, gefärbt sein. Lesson gibt an: Kein Haube und ebenso wenig ein Halskrage, die Färbung überhaupt schmutzig, Stirn und Kehle lebhaft rostfarben, Brust und Unterleib rauchbraun. — Junges Männchen: Die Haube fehlt gänzlich, ebenso der Halskrage, Schnabel schwarzbraun, Scheitel rostroth, Kehle grün mit rostfarbenen Rändern, Seiten des Kopfs grün und rostfarben gemischt, Oberhals und Rücken goldgrün, Rücken vom uropygium durch eine weißgelbliche Linie getrennt, letzteres etwas kupferrothlich glänzend, mittlere Schwanzfedern grün, Spitzen derselben dunkler, die übrigen rostroth mit goldgrünen Spitzen, Bauch bräunlich grau, After weiß. Ein anderes junges Männchen: Hier war nur die Stirn rostroth, der weiße Rückenstreif etwas mehr gelblich, vielleicht Geschlechtsunterschied. (Wied.)

Der Prinz von Neuwied sagt: Der Fliegenvogel mit dem weißen und grünen Halskrage scheint über einen großen Theil von Brasilien und selbst von Südamerika verbreitet zu sein; denn er wurde aus La Guayra gesandt. Seine erste Bekanntschaft machte ich unweit Rio de Janeiro an dem kleinen Flüsse Guagindiba unweit Praya Granda, wo diese Vögel im Monat Juli und August auf einer Trift umherschwirren, welche mit Luzern Gras und den blühenden Gesträuchen des *Asclepias curassavica* bedeckt war. Hier erlegte ich den jungen Vogel, fand aber später im Campo Geral, zu Bahia an den Grenzen der Provinzen Bahia und Minas Geraes diese Species ziemlich häufig, wo sie besonders den Thaleinschnitten und Vertiefungen an den mit d

vortrefflichsten Blumen bedeckten niedern Mimosa- und Acacia-Gesträuchen umherschwirren. In ihren kleinen Nagen fand ich Überreste von Insecten. Die Brasilianer belegen diese wie alle übrigen Arten, mit der Benennung Beja- oder Chupa-Flor. Lesson gibt eine Abbildung unseres Vogels, wo der Schwanz in einer unnatürlichen Stellung gezeichnet ist, auch weichen sein weiblicher und junger Vogel ein Wenig von den meinigen ab.

83) *O. chalybaeus* Vieill. (Encycl. Temm. pl. col. 66. f. 2. Troch. festinus Lichtenst. Doubl. C. O. Vieillotii Lesson Ois. m. pl. 64 junges Männchen. Troch. pl. 8 erwachsenes Männchen, pl. 9 Männchen, das sich ausfärbt, pl. 10 ganz junges Männchen, pl. 11 Weibchen). Länge zwei Zoll, vier Linien. Wie bei dem Vorigen stehen fächerförmige Federbündel an den Seiten des Halses, aus grünen Federn mit weißem Endpunkte bestehend. Stirn und Wangen sind glänzend grün, der Körper oben bronzegrün, der Hals blau überlaufen und schwarz gefleckt, der Bauch graugefleckt, auf dem Steiß eine weiße Binde, die Steuerfedern braunroth. Dies das junge Männchen. Bei dem Erwachsenen zeigen sich die Obertheile goldgrün, die Kragensfedern goldgrün mit weißen Endflecken. Beim Übergang in die Färbung des Erwachsenen ist des jungen Männchens Hals vorn grauweiß, statt der Kragensfedern zeigen sich nur einige grüne Stoppeln, auf der Brust steht ein grüner Gürtel. Das ganz junge Männchen hat eine goldgrüne Kehle und die Kragensfedern fehlen. Am Weibchen endlich ist Kehle und Unterkörper eisengrau; die Kragensfedern fehlen. Brasilien (St. Paul).

84) *O. Audinetii* Lesson (Colibr. Suppl. pl. 2). Nicht ganz drei Zoll lang. Emaragdgoldgrün, über den Steiß eine schwarze Binde, die Federn am Hals in zwei Büscheln grün, mit weißen runden Endflecken, Schwanz zugerundet, blauschwarz, der Unterkörper mit Säuppenfedern besetzt, die braun sind und gelbe Franzen haben. Peru.

85) *O. superbus* Vieill. (Enc. Tr. scutatus Natterer, Temm. pl. col. 299. f. 3. O. nattereri Lesson Ois. m. pl. 16 Männchen. Troch. pl. 61 jung Männchen). Schnabel gerade, dünn; Stirn und Vorderhals mit Säuppenfedern besetzt, welche smaragdgrün sind; die Halsfederbüsche bestehen aus langen, azurblauen Federn, der Bauch ist ebenfalls azurblau, an den Seiten der Brust stehen zwei ledergelbe Bogen, die Aftergegend und die untern Deckfedern des Schwanzes sind weiß, Rücken und Schwanz goldgrün. Das junge Männchen hat die grüne Brust schwarz eingefärbt. Brasilien.

(D. Thon.)

ORTHOSANTHUS. Eine noch zweifelhafte, von Sweet (Flor. austr. Linnaea IV, 26) gestiftete Pflanzengattung aus der Familie der Tribes und aus der ersten Ordnung der dritten Linné'schen Classe. Char. Die Blüthenscheibe vielblüthig, zweiblättrig, kiel förmig, mit trockenhäutigem Rande; der corollnische Kelch unternasen förmig, mit sehr kurzer dreikantiger Röhre, sechs theiligem Saum und gleichen Fäden; die Staubfäden unterhalb zusammengewachsen, an der Basis der äußern Fäden eingefügt; die drei fadenförmigen Narben sind an

der Basis etwas breit gedrückt, mit stumpfer gefranzter Spitze; die Kapsel ist ablang, dreieckig, vielkammig. Die einzige von Sweet angeführte Art, *O. multiflorus* Sw., ein perennirendes Kraut mit linienförmig-schwertförmigen, gestreiften glatten Blättern und ästigem Blüthenschafte, wächst an der Luch-Bai in Neuholland. (A. Sprengel.)

Orthose, f. Feldspath.

Orthosia, f. Orthia.

ORTHOSIA oder **ORTHOSIAS** (*Ἄρθωσια*, *Ἄρθωσία*). Wir müssen zwei Städte dieses Namens unterscheiden; eine in Karien, die andere in Phönicien; denn diejenigen, welche noch eine dritte in Lydien nennen, meinen keine andere als die karische Stadt. 1) Die karische lag am Mäander (Strab. XIV, 650: *περικενταὶ δὲ ἀξιόλογοι κατοικίαι πέραν τοῦ Μαιώνδρου Κοσκινία καὶ Ἄρθωσία*), nicht weit von Nysa. Bei Ptolem. V, 2 heißt sie *Ἄρθωσία*; erwähnt wird sie auch bei Plin. V, 28, 29; einen Sieg der Rhodier über die Einwohner von Nylasá und Alabanda bei Orthosia erwähnt Liv. XLV, 25 a. C. Auf dieses Orthosia werden einige wenige Münzen mit der Inschrift *OPΘΩΣΙΑΝ* bezogen, auf denen sich bald ein Bacchuskopf mit dem Thyrsus, bald der Raub der Proserpina, auch dreimal die Umschrift *ὄγκλητος* findet. 2) Die phönizische (oder syrische), an der See, beim Fluß Eleutherus gelegen, in der Nähe von Tripolis, Strab. 756: *ἢ μὲν ἀπὸ Ἄρθωσίας (sic) μέχρι Πηλοπολον παραλλὰ Φοινίκη καλεῖται*, Ders. 753: *τοῖσι δ' ἢ Ἄρθωσίας (sic) συνεχὴς ἐστὶ, καὶ ὁ Ἐλεῦθερος πληθὸν ποταμὸς, ὅπερ ὄριον ποιοῦνται τινες τῆς Σελευκίδος πρὸς τὴν Φοινίκην καὶ τὴν Κολλήν Σαρδίαν*. Hierher floh Tryphon vor Antiochus Euergetes; 1. Makkab. 15, 37: *Τρίτων δὲ ἑμβὰς εἰς πλοῖον ἔφυγεν εἰς Ἄρθωσιάδα*. Plin. V, 17, 20: *Orthosia Eletheros flumen*. Dagegen hat Ptolemäus *Ἄρθωσίας*. Nur Dionysius perieg. 914 hat *Ἄρθωσίας*, wobei Eustathius bemerkt, daß die übrigen Schriftsteller sie *Ἄρθωσία* nennen; Priscian in der Übersetzung dieses B. 856 hat pinguem Tripolin nec non Orthosida sacram, worum er ihr grade das Beiwort „sacram“ gegeben, weiß ich nicht, doch löst sich mancherlei vermuthen. Die Münzen haben die Inschrift *Ἄρθωσίας* und die Jahre seleukidischer Ära, und zeigen bald Dioskuren, bald die Astarte. Vergl. über die Münzen beider Orte: Eckhel D. N. V. II, 589. III, 369. Rasche Lexic. III, 2. p. 203.

(Meier.)

ORTHOSIA (Insecta). Eine von Döfener (Schmetterlinge von Europa. V, 2. S. 201) gegründete Gattung der Nachtschmetterlinge aus *Noctua* Linné gesondert, der Familie L. des Verzeichnisses der wiener Schmetterlinge entsprechend. Als Kennzeichen sind angegeben: Die Schmetterlinge haben einen stark behaarten Rücken, die Fühler des Männchens sind mehr oder weniger kammförmig. Auf den einfarbigen, grobkörnig behaarten, röthlich grauen oder braunen Vorderflügeln sind die gewöhnlichen zwei Flecken (der nierenförmige und runde) mit hellern Linien umzogen, die Zuckellinie ist ebenfalls hell ausgezeichnet. Die Raupen sind nackt, bräunlich

oder grünlich, meist mit hellern Längsstrichen und Punkten auf jedem Gelenk. Ihre Verwandlung erfolgt unter der Erde oder auf derselben unter leichtem Gewebe. Eine der bekanntesten europäischen Arten, welche als *Typus* gelten kann, ist:

O. instabilis Fabricius (Hübner Noct. t. 35. f. 165 Männchen. Esper, Schmetterlinge. IV. t. 177. f. 4; t. 151. f. 2, 3 als Noct. trigutta, contracta und instabilis. Rösel, Insectenbelustigungen. I. t. 53. Die Mandeleule).

Dieser sehr bekannte Schmetterling durchläuft alle Stufen vom bleichsten Aschgrau bis zum tiefsten, der Farbe von *Noctua oleracea* gleichenden Rothbraun, und artet zuweilen ganz ins Dergelbe oder Röthelfarbige aus, sodas er die Namen *instabilis*, *incerta* u. von jeher erhielt und verdiente. In Größe gleicht er ungefähr der *Mam. Pisi*. Kopf und Rücken sind stark wellig, von der wechselnden Farbe der Vorderflügel, mit eingemischtem hellern oder dunklern Haaren. Die Fühler sind braun, an der Wurzel weiß, beim Männchen mit starken Zähnen. Der Hinterleib ist aschgrau, gelblich oder röthlichgrau, stets heller als der Rücken. Die Füße grau oder braun, gelblich gefleckt. Der Afterbüschel des Mannes und die kleinen zu beiden Seiten stehenden Haarbüschel sind rothfarbig. Die Vorderflügel haben einen gefleckten Außenrand, bald verlorene, bald deutliche Querlinien, und eine besonders scharfe, zu beiden Seiten nach Innen gebogene, sonst sanfte Zackenlinie. Die beiden Makeln sind gewöhnlich gelblich begrenzt, die runde schief verzogen, die Nierenmakel im untern Theile schwarz gefärbt. Hinter der Nierenmakel steht eine Reihe schwarzer Punkte. Zwischen den Makeln geht eine in der Mitte nach Außen geschweifte rothfarbige oder schwärzliche Binde durch. An der Zackenlinie nach Innen hängen drei verwischte dunkle Flecke, nämlich am Anfange, vor der Mitte und am Ende. Die Franzen sind heller als der Grund, gezähnt, mit einer Punktreihe und einer feinen hellen Linie eingefast. Die Hinterflügel trifft man aschgrau, rothgrau oder schwärzlich bestäubt, mit einem starken Mittelflecken und dunkler gegen die gelb- und rothgrauen Franzen. Auf der Unterseite sind alle Flügel hellgrau mit einem abwärts in Punkte sich auflösenden Bogenstreif und starken, meistens hohlen Mittelflecken. Der Außenrand hat mehr Glanz und ist heller, der Aderlauf ist stark erhaben. Man trifft die Raupe in den Monaten Mai und Juni auf Rüstern, Linden, Eichen und mehren Obstbäumen. Rösel fand sie zuerst auf Kirschen. Chorherr Meyer in Füßly's Magazin a. a. D. nennt sie: „Die grüngelbe Raupe mit unstätem Rücken und gelben Seitenstreifen, auch vier Reihen sehr kleiner, gelber Pünktchen. Der Kopf nämlich und der ganze Körper sind meistens grüngelb. Über den Rücken geht ein grüner, unstäter Streif, und auf jeder Seite ist ein gelber, breiter Streif. Außerdem stehen auf dem Körper vier Reihen kleiner gelber Pünktchen. Vor der letzten Häutung ist der unstäte Rückenstreif gewöhnlich nicht vorhanden. Chorherr Meyer nährte auch eine Raupe, welche über jedem Seitenstreife noch eine grüne Linie

hatte, und bei der ausgewachsenen Raupe fanden sich auf dem Rücken statt des unstäten Streifes drei gelblich weiße Linien. Sie wird zu einer rothbraunen Puppe, in der die Pupaline sich noch vor dem Winter ausbildet. Einige warme Frühlingstage, oft schon der Sonnenschein im Februar, veranlassen dann ihre Entfaltung. Sie wohnt überall in Deutschland und mehren Ländern immer fast häufig. (D. Thon.)

Orthosias, s. Orthosia.

ORTHOSTEMON R. Br. Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und aus der Familie der Gentianeen. Char. Der Kelch röhrig, vierzählig; die Corolle mit kurzem, viertheiligem Saum und nacktem Rachen; die Staubfäden in der Corollenröhre angewachsen; der Griffel einfach mit zwei knopfförmigen Narben; die Kapsel halbweifsächerig, vielsamig. Die einzige bekannte Art, *O. erectum R. Br.* (Prodr. fl. nov. Holl. p. 451, *Exacum Roth* nov. sp. p. 83), wächst als ein kleines, aufrechtes Kraut mit eiförmigen, dreinervigen Blättern, von denen die untern gestielt sind, und mit Doldentrauben, welche am Ende des viereckigen Stengels stehen, in Ostindien und Neuholland. Dieses Pflänzchen sieht einer *Erythraea* sehr ähnlich, unterscheidet sich aber, nächst der Zahl der Blüthentheile (bei *Er.* fünf), besonders dadurch, daß die Antheren aufrecht stehen bleiben, während sie sich bei *Er.* nach der Befruchtung spiralförmig drehen. (A. Sprengel.)

ORTHOSTOMA Ehrenberg (Helmintha). Im Fase. I. der *Symbolae physicae* (animalia evertebrata) als eine neue Gattung der (sogenannten) Eingeweidewürmer aufgestellt. Sie gehört zur *Gytracina* und ist charakterisirt: *Corpus teres, elongatum, molle, proteum, nudum (utrinque obtusum, aequabile); tubus eibarius simplex, rectus, ore anoque terminalibus oppositis; apertura genitalis distincta nulla; ocellorum vestigia nulla.* Die Art *O. pellucidum* — semilineare, hyalinum: pellucidum, ani plicis verruciformibus 4 ad 5 ist *Phytozoa* tab. 5. f. 1. abgebildet. Es heißt von ihr: *In aquis Nili Domgolaë inter Confervas cum Polygastricis et Rotatoriis, nec non cum Aeolosomate Hemprichii lectum animaleculum. Animal $\frac{1}{16}$ lineam longum, $\frac{1}{16}$ lineae latum, nunc lineare margine integro, nunc margine undulatum, nunc nodosum, nunc bis, ter, quater constrictum, Praeter tubum eibarium distinctum, latum (ob partium omnium perspicuitatem) nullum viscus cernitur. Corpus intus cellulosum. Tubi intestinalis pars anterior diaphana (oesophagus) subito in tubum dilatatum, materia turbida repletum abit. Ex apertura anali animal excrementa dejicere et oris aperturam subrotundam, inermem vidimus. Semel post ejectionem faeces ex ano cirrorum brevium coronam emergere observavimus. Natandi imperitum repit et nudo oculo conspicuum est.* (D. Thon.)

ORTHOTETES (Paläozool.), (von *ὄρθος*, grade Richtung), nennt G. Fischer von Waldheim ein fossiles Muschelgenus, welches mit dünner Schale versehen, den Geschlechtern *Placuna* und *Pedum* verwandt,

aber durch einen graden linienförmigen Quereindruck, den das Schloß der einen Klappe darbietet, bezeichnet ist. Dieser Eindruck ist in der Mitte unterbrochen durch eine tiefe Einsenkung, welche durch eine Verlängerung des Schlosses, wie mit einem Dache bedeckt wird, welches selbst über die Fläche des Klappenrandes heraussteht und sich an die Oberklappe anzupassen scheint. Im Innern der Klappe setzt jene Verlängerung in Form einer graden und rinnenförmigen Leiste fort. Der Muskeleindruck ist tief, sehr groß, kreisrund, gestrahlt. Der Rücken des Schlosses ist flach, wie gefügt und geglättet. Die einzige Art, von Pakhrino stammend, ist uns, wie die Formation, nicht näher bekannt, wie wir denn überhaupt diese Notiz nicht unmittelbar aus der Quelle zu schöpfen im Stande waren, daher wir auch über die sonstige Verwandtschaft des Geschlechts keine eigene Ansicht darzulegen im Stande sind *).

(H. G. Bronn.)
ORTHOTETES (Mollusca). Eine von Fischer (Bulletin de la Soc. de Nat. à Moscou. I. p. 375) jedoch nur auf eine Schale begründete zweischalige Molluskengattung, deren Stellung im Systeme daher ganz zweifelhaft ist. Die Schale ward von Evans zu Pakhrino gefunden, und die Gattung ist mit folgenden Worten charakterisirt: Coquille libre, subrégulière, plate, subéquivalente, subéquilaterale. Charnière droite et transversale. La valve operculaire offre une impression articulaire droite interrompue au milieu par un enfoncement profond, qui est couvert par un prolongement de la charnière comme par un toit qui avance même au delà du plan de la valve et paraît s'adapter à la valve supérieure. Cette apophyse ou ce prolongement avance en dedans de la coquille en une arête droite et canaliculée. L'enfoncement pour l'attache du muscle est très grand, circulaire et rayonné. Le dos de la charnière est applati, lisse et comme scié et poli. Cette coquille offre quelque ressemblance avec les genres Placuna, Pedum etc. Il y a même un canal creusé, dans le dos de la charnière, ce qui peut montrer quelque analogie avec la dernière. Elle est au reste presque aussi mince qu'une Anomie, mais très régulièrement applatie et rayonnée.

(D. Thon.)
ORTHOTOMUS Horsfield (Aves). Eine Vogelgattung aus der Familie Certhiidae Leachs oder Anthomyzi Bonaparte's aufgestellt in Transactions of the Linn. Soc. XIII. p. 165 (1821), von Cuvier und dessen Übersetzer Voigt überaangen, auch sonderbarer Weise von Lesson in dessen Traité d'Ornithologie, aber aufgenommen in dessen Manuel! Die Kennzeichen sind angegeben: Rostrum mediocre, rectum, subdepressum, basi triquetrum, attenuatum: culmine basi carinato, versus apicem leviter arcuato. Mandibula

tomis rectissimis. Nares basales, magnae, superne membrana clausae, inferne rima longitudinali apertae. Alae: remiges, 1 spuria, 2 et 3 abrupte longiores, 4—8 longiores subaequales externe emarginatae, ceterae gradatim breviores cuneatae. Pedes subelongati. Digitus exterior a medio ad basin connexus: hallux validus. Ungues compressi arcuati acuti, postico medio duplo majore. Acropodia scutulata. Es ist a. D. nur eine Art beschrieben, *O. sepium*, bei den Javanesen Chiglet, vier Zoll lang, olivenbräunlich, Kopf und Schienen rostfarben, Schwungfedern braun, Kehle und Brust schwärzlich, Unterleib gelblich. Lebensart der Certhia ähnlich. (D. Thon.)

ORTHOTONA (*Ὀρθότονα*), oder „mit dem graden Accente gesprochen,“ nennt man in der griechischen Grammatik die Wörter, in denen der Accent auf dem Worte selbst bleibt, die für sich selbst betont werden, und setzt ihnen entgegen die *ἑπιθετικάς* oder die kleine Zahl ein- und zweisylbiger Wörter, die ihren Ton auf das vorhergehende Wort werfen, dem sie sich dadurch in Sinn und Aussprache anschließen. Vergl. Encliticae. (H.)

ORTHOTRICHUM. Diese von Hedwig (Laubmoose II. S. 111) gestiftete Gewächsgattung aus der Familie der Laubmoose und aus der 24. Linné'schen Classe hat zum Charakter: eine elliptische oder ablange Kapsel; die Fruchtbörste meist am Ende stehend, oft sehr kurz; der Mündungsbesatz doppelt, der äußere aus 16 freien, später häufig zurückgeschlagenen, gespaltenen oder gedoppelten Zähnen, der innere aus meist nach Innen gebogenen Wimpern bestehend, welche auch zuweilen fehlen (Macromitrium Brid. mant. musc. p. 132. Bryol. I. p. 306. Schwägr. suppl. II. p. 35. t. 111); der Kapseldeckel ist kegelförmig, oft pfriemensförmig; die Haube mügensförmig, nach Oben haarig oder nackt, an der Basis zerfetzt. *Ulota* Mohr (Brid. mant. p. 112. Bryol. I. p. 298) und *Leiotheca* Brid. (Bryol. I. p. 304) sind nicht wesentlich verschieden. Gegen 50 Arten dieser Gattung sind bekannt, welche über die ganze Erde verbreitet, besonders auf Baumstämmen und auf Felsen vorkommen. In Deutschland finden sich folgende sechs Arten am häufigsten: a) mit 16 Wimpern des innern Peristoms 1) *O. affine* Schrad. (Engl. bot. 1323. Sturm, Deutschl. Fl., hierher gehören *O. striatum* Schwägr. suppl. t. 49 und *O. pumilum* Sw. Engl. bot. 2168. Sturm a. a. D. Schwägr. t. 50), 2) *O. obtusifolium* Schrad. (Schwägr. t. 50. Sturm a. a. D.); b) mit acht Wimpern 3) *O. crispum* Hedw. (Stirp. II. t. 35. Engl. bot. 996), 4) *O. diaphanum* Schrad. (Engl. bot. 1324. Fl. dan. 1420. Schwägr. t. 55. Sturm a. a. D.); c) ohne Wimpern 5) *O. cupulatum* Hoffm. (Schwägr. t. 55. *O. anomalum* Engl. bot. 1423), 6) *O. anomalum* Hedw. (l. c. t. 37. Fl. dan. 1420. f. 2. Sturm a. a. D.). (A. Sprengel.)

Orthragoriscus, *Orthragus*, f. *Orthagoriscus*.

ORTHROS, der Hund des Geryoneus, erste Ausgeburt der Vermählung des Sturmwindes Typhaon und des Schlangenweibes Echidna, Bruder des Kerberos, der lernäischen Hyder und der Chimära (Hesiod. Theog.

*) Fischer v. Waldheim im Bulletin de la Société des Naturalistes de Moscou (Moscou 1829). I. 375. De Pérusac, Bulletin des Scienc. nat. 1830. XXII, 144, 145. Bibliothèque universelle. 1830. Août. (Scienc. et Arts) XLIV, 412—16. Jahrbuch für Mineral. 1831. S. 335.

309 sq.), erzeugt mit der Chimära, die Sphinx und den nemeäischen Löwen (ibid. 326 sq.), selbst zweiköpfig (Apollod. II, 5, 10, wie sein Bruder Kerberos nach Einigen dreiköpfig, nach Andern funfzigköpfig), wohnend beim Geryoneus und dessen Rinderhirten Eurytion in dunkler Stellung jenseit des Okeanos in der umflossenen Erytheia, wo ihn, wie den Eurytion und Geryoneus, Herakles erschlägt und die von ihm gehüteten Rinder wegtreibt (Hes. Th. 293. Apollod. l. c.). Am bedeutendsten unter sämtlichen Erwähnungen des Orthros ist die in der Theogonie des Hesiodos, und in dieser fällt auf namentlich die Zusammenstellung der Hunde Orthros und Kerberos (die auch Schol. Apollon. IV, 1399 hervorgehoben wird); dieser der vielköpfige Hund des Hades, dessen Rinderherden der Hirt Menotios in der Nähe weidet (Apollod. l. c.), jener der wenigstens bei den Spätern zweiköpfige Hund des dreileibigen Geryon in der rötlichen Insel, aber auch in dunkler Stellung. Dort in der Nähe sind nach Hesiod auch die Hesperiden mit ihren von der furchtbaren Schlange bewachten Äpfeln, dort auch die Gorgonen, aus deren Blute Geryons Vater Chrysaor hervorgegangen, im letzten tiefsten Dunkel der Nacht, dort die Wohnungen von Tag und Nacht, von Schlaf und Tod, von Hades und Persephone, dort das Haus des Styx, die Quellen des Okeanos und die Grenzen und Enden aller Welt. Da nun im alterthümlichen Gebrauch als Besitzer heiliger Heerden vorzugsweise der Sonnengott gedacht wird, da Geryoneus' Heerden Eigentum des Sonnengottes selbst gewesen sein sollen (Apollod. I, 6, 19), da das rötliche Eiland Erytheia eine Erinnerung an die Abendröthe oder Morgenröthe nicht abweisen kann, da Kerberos als Hund des Dunkels und Todes ihm entgegensteht, so ist die Bedeutung des Morgenhundes als Wächters der Sonnenherden im Eilande der Abendröthe deutlich als die, daß der Morgen der ewig wache ist, und die zweiköpfige Gestalt mag außer der Verdoppelung der Stärke ihren Anlaß darin haben, daß der Morgen selbst sowol der Nacht, als dem Tag angehört. Daß die Sonnenherden dem Hades nahe weiden, kann so wenig auffallen, wie daß dort auch der Tag sein Haus hat, daß der Morgenhund seine Stellung hat in der Abendröthe, so wenig, wie daß bei Homer die Wohnung des Morgenlichts sich im fernem Westlande nah am Hades auf der Insel Aaa findet (Od. XII, 3); Hesiod stellt dort die Wohnungen und Urquellen aller Naturmächte zusammen. Daß die vom Morgenhunde gehüteten Rinder dem Sonnengotte gehören, davon zeigt sich noch eine Spur in der Sage, nach welcher dieser dem Herakles seinen Reich, in dem dieser nach Erytheia schiffte, nicht gutwillig, sondern gezwungen, als jener ihn mit dem unfehlbaren Pfeilschusse bedroht, abtritt (Panyasis Clem. Cohort. 31 und Pherekydes Athen. XI, 469), wie denn auch Antimachos einen Sonnenpalast auf Erytheia ansetzt (Athen. l. c.). Wenn nun Orthros so wesentlich sich auf den Sonnengott bezieht und die Bedeutung seines Namens klar vorliegt, so ist, wenn der Beweggrund für Hesiod, ihn in den Westen zu versetzen, sich deutlich aufzeigen läßt in

der Vereinigung aller jener Geheimnisse und heiligen Behausungen daselbst, auch nicht zu leugnen, daß wenn dem ordnenden Dichter die Ansetzung im Westen nicht schwer fiel, diese Annahme doch schwerlich unmittelbar in der Volksanschauung sich bilden konnte, worin die Sage zuerst entstand, und es ist daher wahrscheinlich, daß die Dyrhische Argonautik, wenn sie Erytheia bei Kolchis im Osten ansetzt (B. 1085), darin alter Überlieferung folgt, sodas ursprünglich der Morgenhund die Sonnenherden im Morgenlande weidete, und Hesiod seiner Versammlung zu Liebe aus dem Eilande der Morgenröthe das der Abendröthe machte, wiewol, vielleicht eben wegen dieser Versetzung, der Westen nicht ausdrücklich genannt ist, und nur theils aus der Erwähnung der dunklen Stellung, theils aus den vorher genannten Ungeheuern, die alle in den Westen gehörten, sich schließen läßt. Damit stimmt überein, daß sowol Orthros' Mutter Echidna im Osten bei der Arimere haust, als auch die Chimära nur im Osten angesetzt wird, und Pifander die Sphinx aus dem Eütosten herleitete. Außerdem ist in Hesiods Darstellung zu bemerken, daß wie Orthros dem Sonnengotte, Kerberos dem Hades dient, so die Hyder und der Löwe der Hera nach Hesiodus selbst, die Sphinx derselben nach Pifander. Wie Herakles nun jene beiden überwältigt, so auch die Hunde des Sonnengottes und Todesgottes, in allen diesen Thaten Eingriffe in das Eigenthum der Götter vollbringend, die selbst Geryoneus, der Schallrieße des Donners, der Sohn des Goldschwerts und der Schönwelle, durch seinen Vater abstammend von den Gorgonen, den um die Quellen des Urstroms gelagerten Schauern, die jetzt den Göttern dienstbar schrecken am Sturmschilde des Donnerers Zeus, nicht zu rächen vermag, sondern nebst seinen Rinderhirten, dem Weitwaltenden, vom Heros erschlagen wird, während sonst Zeus' Donnergeschloß unfehlbar jede Verletzung göttlichen Eigenthums ahndet. (Dieser Grundgedanke der Sage ist nachgewiesen: Allg. Schulzeit. 1833. II. Nr. 45 fg.) Die Spätern erwähnen den Orthros hier und da, Izeges gibt ihm zu seinen zwei Hundsköpfen noch sieben Drachenköpfe (Tzet. Lycophr. 653). Geryoneus' grimme Hunde, zitternd vor Herakles, erwähnt Pindar (Isthm. I, 15. Vergl. Schol.). Eine weichere Aussprache nannte den Hund Orthos (Eustath. II. XXIV, 316 und Od. XXIV, 465. Hygin. f. 30. Sil. Ital. XIII, 845), wo die Lesart schwankt zwischen beiden Formen. (Klausen.)

ORTI ist ein Städtchen, welches ungefähr 1100 Einwohner zählt, die sich fleißig mit Seidenbaue beschäftigen und liegt in einem Walde von Agrumen in der Provinz Calabria ulteriore I. des Königreichs beider Sicilien. (Eiselen.)

Ortiga Feuill., f. Loasa.

ORTIGUES, eine Art französischer Pachteinwand aus dem ehemaligen Languedoc. (Karmarsch.)

ORTIGUES (Annibal d'), oder Lortigues, französischer Dichter, geb. zu Apt in der Provence 1570. Sein Vater, Paris d'Ortigues, gehörte zu einer alten adeligen, aber armen Familie, von dessen drei Söhnen Annibal der zweite gewesen zu sein scheint. Dieser er-

wählte die militairische Laufbahn und diente während der Ligue mit Auszeichnung in der königlichen Armee, machte mehre Feldzüge zu Land und zu Wasser, besuchte fast alle Höfe Europa's, von denen er ziemlich treffende, aber satyrisch gehaltene Portraits *) entwarf, namentlich die von Paris, London, Brüssel, Turin, Rom und Florenz. Zur Belohnung für seine während der Ligue und späterhin dem Staate geleisteten guten Dienste erhielt er von Ludwig XIII. durch Decret vom 29. Aug. 1636 die confiscirten Güter eines gewissen Charles Negris. Er starb wenige Jahre darauf unverheirathet; von seinem jüngern Bruder Valère stammt die noch jetzt in der Provence lebende Familie. Seine Schriften sind: *La Trompette spirituelle* (Lyon 1605. 12.). *Poésies diverses, où il traite de guerre, d'amour, gaité, point de controverses, hymnes, sonnets etc.* (Paris 1617. 12.); die bedeutendsten Stücke darin sind: *Apologie des femmes gegen Juvenal, les armes d'Achille, l'Ortie* (mit dem Motto: *si tangas, feriet*), *les Prosopopées, oraison funèbre du carnaval, l'amour fatal de Cesarin Stuard de Murs et d'Olynthie, hymne à la pauvreté. Le desert du sieur de Lortigues sur le mépris de la cour* (Paris 1637), ein philosophisches Gedicht in 12 Gesängen in Strophen. (*Biographie universelle. T. XXXII. p. 182 sq.*) (H.)

ORTJE, eine Scheidemünze, soviel als zwei Deut, oder ein Viertelsstüber, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Pfennig ¹⁾. Die ostfriesischen Drijens galten soviel als 2 $\frac{1}{2}$ Witten. Zu Emden, wo nach Reichsthälern zu 27 Schaf oder 54 Stüvern und nach Gulden zu 20 Stüber zu 10 Witten gerechnet wird, machen 2 Drijen oder 5 Witten 1 Syferts, $1\frac{1}{2}$ Syferts oder 3 Drijen 1 Groot, $1\frac{1}{2}$ Groot oder 2 Syferts oder 4 Drijen 1 Stüber, 2 Stüber oder 8 Drijen 1 Schaap, $1\frac{1}{2}$ Schaap oder 12 Drijen 1 Flinderke, 2 Flinderke oder 24 Drijen 1 Schilling. Auf 1 Rthlr. gingen ²⁾ 216 Drijen. Diese sind soviel als

*) Als Probe mögen folgende Verse dienen, erst das Sonet über den französischen Hof:

Valeter tout le jour de crainte en espérance;
 Sans cesse caresser ceux qu'on voudrait voir morts;
 Après, se moquer d'eux, et d'un rire retors,
 Demi-cillant les yeux, faire la révérence;
 Se baisier à la joue en tendre contenance,
 En promesses toujours prodiguer des trésors;
 Dissimuler, flatter, encenser des mylords,
 Que l'on voit gouverner l'état en apparence;
 Voiler ses cheveux blancs pour tromper Cupidon,
 Se musquer, se friser, comme un brillant Adon,
 Porter une houssine, et s'en frapper la botte;
 Contrefaire les grands, bégayer quelquefois;
 Dédaigner la décence et la traiter de sottie,
 Sont les traits coutumiers de la cour de nos rois.

und dann den Schluß des Sonets über den spanischen Hof.

Porter un chapellet pour prier l'Eternel,
 Et prononcer toujours quelque vaine parole;
 Pratiquer dans l'église une assignation (d. h. ein Stellbischen);
 Redouter moins l'enfer que l'inquisition;
 Telles sont les vertus de la cour Espagnole.

1) Kurzer Entwurf eines Münz-Lex. (Frankf. a. M. 1748.) 3 Drijen gehen auf 1 Stant. 2) Nach dem preuß. Cour.-Fuß, Pass. Pist. à 5 $\frac{1}{2}$ Rthlr.

54 Stüber oder 9 Schillinge. Auf eine kölnische Mark fein Gold gingen 44,717 $\frac{1}{2}$, auf eine köln. Mark fein Silber 3024 Drijen. Der Werth eines Stückes in dem Conventions 20 Fl. Fuße, die pass. Pistole à 5 Rthlr., beträgt $1\frac{1}{2}$ Pfenn., in dem preuß. Courantfuße $1\frac{1}{2}$ Pfennig ³⁾. Drijen oder Liards oder Aidans im Lüttichschen à 3 Deniers oder 4 Pfennige. Es galt nämlich 1 Rthlr. 4 Gulden, 1 Gulden 2 Schillinge, 1 Schilling 10 Stüber, 1 Stüber 4 Drijen, 1 Drije 4 Pfennige. Auf 1 Rthlr. nach dem lütticher Fuß à 8 $\frac{1}{2}$ Fl. gingen 320 Drijen. Diese waren soviel als 80 Stüber oder 8 Schillinge oder 4 Gulden. Auf eine kölnische Mark fein Gold gingen 46,529 $\frac{1}{2}$, auf eine kölnische Mark fein Silber 3373 $\frac{1}{2}$ Drijen. Der Werth eines Stückes betrug sowol in dem Convent. 20 Fl. Fuß, die pass. Pistole à 5 Rthlr., als in dem preuß. Courantfuße $1\frac{1}{2}$ Pfennig ⁴⁾. Lüttich rechnet gegenwärtig wie Amsterdam und Antwerpen nach Gulden zu 100 Cents ⁵⁾. Nach neuern Nachrichten soll im Königreiche Belgien die Münzeinheit den Werth eines französischen Franken haben und den Namen Livre erhalten. Dann würden die frühern Coursarten wieder stattfinden und in der Hauptsache das Coursystem von Paris zu Grunde gelegt werden. — Drijen, Drijchen, im Cleve'schen und Neursischen. Dasselbst machten 2 Heller (Andere: 1 $\frac{1}{2}$) 1 Pfennig, 2 Pf. (Andere: 3 Pf.) 1 Drijchen, 2 Drijchen 1 Fettmängen, 2 Fettm. oder 4 Drijchen oder 8 Deut oder 12 Pf. einen Stüber, 5 Fettm. 1 guten Groschen. Der Reichsthaler ward zu 60 Stüvern gerechnet. 240 Drijen 120 Fettmängen oder 90 Kreuzer oder 60 Stüber gingen auf 1 Rthlr. nach dem preuß. Courantfuße, pass. Pist. à 5 $\frac{1}{2}$ Rthlr., 49,686 Drijen auf eine köln. Mark fein Gold, 3360 auf eine köln. Mark fein Silber. Der Werth eines Drijen betrug in dem Convent. 20 Fuß, die pass. Pist. à 5 Rthlr., 1 $\frac{1}{2}$ Pf., in dem preuß. Courantfuße $1\frac{1}{2}$ Pf. ⁶⁾. Cleve rechnet gegenwärtig wie Berlin nach Thälern zu 30 Silbergrotschen à 12 Pfennige. Die frühern Münzsorten, die noch umlaufen, werden bei den öffentlichen Cassen, nach ihrem Gold- oder Silberwerthe berechnet, in Zahlung angenommen. Die Banquiers führen Buch und Rechnung in Thälern preuß. Courant, aber in Hunderttheilen dieses Thalers. Vergl. Ort. (G. Rathgeber.)

ORTLER- oder ORTELER-SPITZ, einer von den höchsten Bergkolossen der Alpenkette, und im rhätischen Gebirge wirklich der höchste. Er erhebt sich nahe an der Schweizergrenze zwischen der ehemals bündnerischen, jetzt österreichischen, Landschaft Bormio und Tyrol zu einer Höhe von 12,059, nach andern Angaben zu 13,930 Fuß über das Meer. Er wurde im J. 1804 zum ersten Male durch einen Tyroser erstiegen; seither öfter. Der Anblick dieses Berges von der Malserscheide aus ist prachtvoll; er erhebt sich über Mals 10,860 Fuß.

3) Gerhard, Handb. (Berl. 1788.) S. 126. über Ostfrieslänb. Dittger Steussler, f. Hirsch, Deutsches Reichs Münz-Archiv. 7. Th. S. 92. 4) Gerh. a. a. D. 5) Robach, Vollst. Handb. d. Münzverhältn. 1. Abth. S. 144. 6) Gerh. a. a. D.

Die neue Kunststraße vom Comersee her, durch Bellin und Bormio nach Tyrol, führt in seiner Nähe vorbei *).

ORTLIEB (teutsche Heldensage) — wahrscheinlich von Ort in der Bedeutung von Schwertsäge, also Freund des Schwertes — ist Ehels und Chriemhilds einziges Kind, mythisch wichtig durch seinen tragischen Tod und die Folgen desselben. Nach dem Nibelungenliede ¹⁾ wird das Kind Ortlieb bei dem großen Gastmahle, welches durch den großen Kampf in der Nibelungennoth eine so schreckliche Unterbrechung erleidet, von Ehels Mannen zu der Fürsten Tische getragen, damit der König seinen einzigen Sohn dessen Dheimen Günther, Gernot und Giselher zeigen könne. An diesem Tische sitzt auch der grimme Hagen, und zeigt sogleich seine feindselige Gesinnung; denn auf Ehels Worte, daß Ortlieb, erwachse er zum Manne, stark und wohlgethan werden werde, und er noch bei seinen Lebzeiten ihm 12 Länder geben wolle, und auf die Bitte an seine Schwäger, ihren Neffen mit an den Rhein zu nehmen und bis zum Manne zu erziehen, erwidert der grimme Hagen, der junge König sei so feiglich gethan (in dem alten feig liegt zugleich die Bedeutung, dem Tode nahe, zum nahen Tode bestimmt), man werde Hagen selten nach Ortlieben zu Hofe gehen sehen. Durch diese Rede schon empört Hagen den König und die Fürsten. Als hierauf Dankwart die Nachricht zu seinem Bruder Hagen bringt, daß die hunnische Recken unter Blödelin, welchen Chriemhild zum Beginn

des Kampfes gewonnen hat, die Ritter und Knechte in der Herberge erschlagen, schwingt Hagen das Schwert auf Ortlieben, daß des Kindes Haupt in der Mutter Schoos springt, sein nächster Schlag enthauptet Ortliebs Magedogen (Erzieher), und es erhebt sich das große und grimme Morden. Gleiche Folgen hat Ortliebs Tod auch in der Gestaltung der Heldensage nach der alten Übersicht der Sagen des Heldenbuches und der Wilkinsaga, wird aber anders herbeigeführt. Hier muntert Chriemhild, um den Hader anzufangen, ihren Sohn, der nur wenige Winter alt ist, und den sein Dheim Günther in den Armen zum Gastmahle getragen, auf, seinen Muth zu zeigen, und Hagen, wenn er sich über den Tisch beuge, einen Backenstreich zu geben. Hagen verträgt den ersten Backenstreich um Ortliebs Kindheit willen. Als dieser, von seiner Mutter abermals aufgemuntert, aber wiederkommt, und einen zweiten ertheilt, faßt ihn, weil er es nicht von sich selbst gethan, Hagen bei dem Haare, haut ihm das Haupt ab, und wirft es an die Brust der Mutter ²⁾. In der nordischen Gestaltung der Nibelungensage, in welcher Gudrun (Chriemhild) durch ihr gereichtes Zauberkraut das Rachegefühl gegen ihren Bruder wegen Siegfrieds Ermordung ausgegeben, und dieselben vor Atli's Einladung, wie wol fruchtlos, gewarnt hatte, schlachtet sie, um ihrer Brüder Tod an Atli zu rächen, die beiden mit ihm erzeugten Söhne, Erp und Atli, läßt aus ihren Schädeln mit Gold und Silber verzierte Trinkschalen machen, und bei dem Schmause bei der Todtenfeier der Nibelungen den Vater mit dem Blute seiner Söhne vermischt Meth trinken, brät ihre Herzen und gibt sie dem Vater zu essen, und sagt ihm dann dieses mit vielen herben Worten ³⁾. Gudruns Aufopferung ihrer Söhne, um ihr Rachegefühl zu befriedigen, spiegelt sich wieder in dem Schicksal ihrer drei in dritter Ehe mit dem Könige Jónakur erzeugten Söhne, Saurli, Hamdir und Erpur, welche sie wider ihren Willen hin- ausreibt, die Ermordung ihrer in erster ihr einzig willkommnen Ehe mit Sigurd erzeugten Tochter Eranhilldur an dem Könige Formunrek zu rächen, wobei ihre Söhne aus dritter Ehe umkommen ⁴⁾. Einen tragischen Tod finden auch schon in ihrer Jugend Ehels Söhne, Erp und Ortwinn, wovon wir im Art. Ortwinn sehen, aus erster Ehe mit Herke (Helke). Der Grund, warum in der Heldensage kein Sohn Ehels überlebt, ist wol kein anderer, als weil das Reich des geschichtlichen Attila

*) Von schauerlichen Abgründen umfarrt, von ewigem Schnee und stundenlangen Gletschern rings umlagert, erhebt sich aus dem Drosni und Suldenthale diese Eiseppromide, nach der trigonometrischen Aufnahme der k. k. östr. Catastral-Landesvermessung zu einer Höhe von 2058.60 wiener Mt. oder 12,348 w. F. Der Obriß fallen bestimmte ihre Höhe auf 12,020 par. oder 12,352 wien. Fuß, und eine am 21. Aug. 1826 auf dem Gipfel vorgenommene barometrische Beobachtung lieferte als Resultat eine Höhe von 12,895 wien. oder 12,062 par. Fuß. Auf Veranlassung des Erzherzogs Johann wurde dieser Berg am 27. Sept. 1804 von dem Genssenjäger Johann Pichler zum ersten Mal erstiegen, und der erste wissenschaftliche Forscher, der ihn hierauf am 30. Aug. 1805 bestieg, nachdem Er. k. k. Hoheit früher alle Anstalten dazu hatte treffen lassen, war der Botaniker Gebhart; dieser bestieg ihn im Laufe desselben Sommers, in Begleitung einiger Freunde dreimal, errichtete oben eine Pyramide, zündete eine große, mit Stroh umwundene und in Wech getränkte Signalstange an, und pflanzte auch eine Fahne auf. Seitdem wurden bis zum Jahre 1826 zwar wieder mehre Versuche gemacht, die Spitze zu erreichen, aber vergebens; in dem genannten Jahre wurde sie am 21. Aug. von demselben Joseph Pichler aus Posteyen in Begleitung mehrerer Anderer abermals erstiegen. (G. F. Schreiner.)

1) Nibelungenlied 3. 7721 — 7755 v. d. Hagensche Ausgabe von 1816 S. 201, 202. 3. 7881 — 7884. S. 205. 3. 7920 — 7925. Vergl. die Klage 3. 482, bei Müller, Sammlung teutscher Gedichte aus dem 12. Jahrh. 1. Bd. S. 121. 3. 883 — 890. S. 124. 3. 2755 — 2757. S. 189, wo Egel Ortliebs, als seines einzigen Kindes, Tod beweint. Ortlieb ward mit seiner Mutter begraben. Auf Antrieb seiner christlichen Mutter war das Kind des heidnischen Vaters nach christlichem Rechte getauft gewesen und hatte in der Taufe den Namen Ortlieb erhalten (s. Nibelungenlied 3. 5564 — 5565. S. 146). Dieses ist, wie wir in Note 5 sehen werden, ein für die Änderung des Namens des geschichtlichen Etai in den Ortliebs bemerkenswerther Umstand.

2) Alte Übersicht der Sagen des Heldenbuches in den alten Drucken des Heldenbuches, frankfurter Ausg. v. 1560. Bl. 187 v. Wilkins-ok Niflunga-Saga. Cap. 384 bei v. d. Hagen, Nord. Held. 3. Bd. S. 42. Cap. 347. p. 78. Cap. 352. p. 85. Cap. 358. p. 87, 88. In ihr heißt Ortlieb Aldrian, wie Hagens Vater und Sohn. 3) Dráp Niflunga, gr. Ausg. d. Edda Samundar. 2. Th. S. 286. Atla-Quida in Graenlenzka. Str. 39, 40. S. 402, 403. Atla-Mál in Graenlenzka. Str. 72 — 81. S. 466 — 472. Hamdis-Mál. Str. 8. S. 493. Volsunga-Saga. Cap. 47 bei v. d. Hagen, Altnordische Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreise des Heldenbuches gehören. S. 105, 106. Jüngere Edda, Daemesaga 76, bei Demf. S. 13. 4) Hamdis-Mál. S. 488 — 518. Gudrunar-Hvant. S. 520 — 532. Jüngere Edda 78. Dám. S. 15, 16. Volsunga-Saga. Cap. 50, 51. p. 110 — 113.

er dessen Söhnen in Trümmer geht. Dieses hat die Helden- und Heldensage, ihren tragischen Zwecken gemäß, und ihrer Wahrheit sich bedienend, das hinter einander und aus einer Liegende zusammenziehen zu dürfen, so benutzt, daß das Zerfallen seines Reiches noch selbst vor Augen, da er keinen Sohn hinterläßt, und auch seinen der Blödel im Kampfe mit den Nibelungen verliert. Die Helden- und Heldensage wirkt auf Egelein am tragischsten, weil es sein Sohn ist. Wahrscheinlich entspricht er unter Attila's vielen Söhnen dem Ellac, dem ältesten, welchen Attila den übrigen geliebt und ihnen allen bei der Reichsfolge vorgezogen haben soll⁵⁾, denn dieser mußte die Helden- und Heldensage der Bedeutendste sein, da er in der großen Völkerschlacht nach Attila's Tod am Flusse Metad in Gallien, nachdem er unter den Feinden das größte Heer anführte, durch den rühmlichsten Heldentod, sein Vater selbst, wie Jordanes sagt, gewünscht hätte, sein Andenken unter den Feinden verewigte, da durch den Verlust dieser Schlacht das Hunnenreich zerfiel und die siegenden deutschen Völker Freiheit und Unabhängigkeit wieder erkämpften. Nach dem, welchem die Helden- und Heldensage aus der Göttersage in die Helden- und Heldensage umgestaltet ist, ist der Mord des unschuldigen Ortliebs in der Heunensage das Gleichstück zu Siegfried's Mord, und Siegfried ist Othin und Baldur, der Sonnengott der alten Deutschen⁶⁾.

(Ferdinand Wächter.)

5) So nach Jordanes, De reb. Get. Cap. 50, bei Muratori, Script. Ital. T. I. p. 216. Priscus hingegen, als er bei dem kaiserlichen Hofe wohnte, dem er an Egelein's Hofe beizuhören, erkundigte, warum die andern Prinzen minder zärtlich behandelt wurden als Irnach, vernahm die Sage, daß die Wahrsager Egelein's Heil und die Erhaltung der Monarchie verkündigt hätten. Es hatte aber dieses nicht gehindert, daß Attila bereits als den ältesten, den Ellac, zum Könige der Gothen an den Rhenus ernannt und dahin geschickt hatte. Freyherr Sagern (Nationalgeschichte der Deutschen. 2. Th. S. 352), findet zwischen dem Berichte bei Priscus und der Erzählung Jordanes keinen Widerspruch, denn zehn oder mehr Jahre früher als Priscus an Attila's Hofe war, könne dieser den jüngsten Prinzen, und so viele Jahre später werde er den ältesten, ist schon, oder aus Staatsmaximen vorgezogen haben. Nach seiner Meinung ist in Jordanes' Erzählung schon die Einwirkung der Sage sichtbar, er sagt auch selbst, quem (nämlich den Ellac) in pater super caeteros amasse perhibebatur, ut eum cunctis filijs suis in regno praeferebat, und auf Ellac, den für die Helden- und Heldensage bedeutendsten, ist übergetragen, was früher von Attila's Liebe zu Irnach erzählt wurde. Irnach (Irnach) nämlich nicht in jener großen Völkerschlacht, und wählte mit dem übrigen am äußersten Theile von Klein-Scythien seine Siedelstätte (Jordanes a. a. D.). Hierdurch verlor er für die deutsche Helden- und Heldensage alle Bedeutung, aber diese konnte gleichwol nicht unbenutzt bleiben, daß Attila einen seiner Söhne auffallend allen andern vorgezogen. Sie trug dieses also auf Ellac über, der durch seinen Namen für sie Wichtigkeit hatte, und dieser erhielt durch jene Übertragung um so größere. Nach Grimm (Alt. Wälder) ist Ellac Irnach oder Irnach dem Namen und Wesen nach eins, doch dieses im Sinne der Helden- und Heldensage, nur nicht in geschichtlicher Hinsicht. Je mehr die Helden- und Heldensage sich ausbildet, je mehr überträgt sie, und so kam es, daß auch Ellac, an den die Sage Irnach geknüpft worden, und dessen Namen verschlungen, endlich auch seinen Namen verlor und, als Christ gebacht, bei der Taufe gewöhnlichen Namen erhielt. 6) Mones, Encyclop. d. M. u. K. Dritte Section. VI.

ORTLIEB, Bischof von Basel, geborner Graf von Proburg, erwarb sich einen Namen durch seine Dienste, welche er dem Könige Konrad III. und dem Kaiser Friedrich II. leistete, trat mit Erstem im J. 1147 den Kreuzzug von Regensburg über Constantinopel an, theilte die Leiden, welche das Kreuzheer durch die Tücke der Griechen und das Schwert der Türken in den Wüsten und dem Gebirge von Kappadokien trafen, war aber unter denen, welche bei diesen Unfällen dem Tod entgingen, reiste mit dem Könige nach Constantinopel zurück, wo sie den Winter vom J. 1147—48 zubrachten¹⁾, landete in der Osterwoche 1148 mit dem Könige in Ptolemais, und besuchte mit ihm Jerusalem und die andern heiligen Orte²⁾. Hierauf erfolgte die Belagerung von Damascus, dann die von Askalon, und endlich die Heimkehr des Königs, unsers Bischofs und der übrigen Pilger über Aquileja und Laibach, wo sie sich den 8. Mai 1149 befanden. Keinen Ruhm gewann das Kreuzheer, unter welchem Ortlieb sich befand, im Ganzen, aber einzelne Theilnehmer durch einzelne Thaten, und Ortlieb durch seine Aufopferung im Dienste des Königs. Konrad, der nach der Rückkehr aus der mit so vielen Beschwerden verbundenen Wallfahrt diejenigen, welche die leidensvolle Bahn mit ihm treulich durchlaufen, königlich zu belohnen beschloß³⁾, hielt unter ihnen seinen geliebtesten und getreuesten Ortlieb, wie er ihn nennt, ihn, der in den verschiedenen Gefahren selbst bis zur Verzweiflung am Leben dem Reich und dem König in treuen Diensten beigefanden, für würdig, ihn und seine Kirche vor allen zu befördern, nahm auf dem Hofe zu Regensburg, den 1. Jun. 1149, die Güter des Hochstiftes, namentlich die dem Hochstifte von Trudwin und Heinrich ertheilten Burgen Alt- und Neuwalded in seinen besondern Schutz, und verlieh dem Bischof und seinen Nachfolgern das Münzrecht in der Stadt Basel in dieser Ausdehnung, daß es Niemand außerhalb der Stadt in dem Bisthum üben durfte⁴⁾. An der Spitze der feierlichen Gesandtschaft, welche König Konrad im J. 1150 an den Papst Eugenius III. zur Schlichtung der, zwischen der Kirche und dem Reich obwaltenden, Streitigkeiten sandte, stand Bischof Ortlieb⁵⁾. Zweimal begleitete er den Kaiser Friedrich II. auf dessen Heerfahrten nach Italien⁶⁾, wohnte im J. 1159 der Kirchenversammlung zu Pavia bei, die der Kaiser zur Beseitigung der Trennung im

leitung in das Nibelungenlied. §. 48. S. 52, 53. §. 65—74. S. 74—89. Derf. Gesch. des Heidenthums im nordl. Eur. 2. Th. S. 326, 329.

1) Wilken, Gesch. der Kreuzzüge. 3. Th. 1. Abth. S. 95 fg. Masov, Commentar. de reb. Imp. sub Conrado III. Lib. IV. p. 201 sq. Hahn, Deutsche Staats-Gesch. 3. Th. S. 220 fg. und die von ihnen angeführten Schriftsteller. 2) Otto Frising., De rob. gest. Frederici I. Lib. I. Cap. 58 bei Muratori, Script. Ital. T. VI. p. 692. 3) Urk. des Königs Konrad vom 8. Mai 1149 bei Colletus, Italia sacra. p. 351, 352. 4) Urk. desselben vom 1. Juni 1149 bei Urstisius, Chron. Basil. f. 193 und beide daraus auch bei Masov a. a. D. Annotat. ad res Conradi. 11 et 12. p. 351—355. 5) Siehe aus Wibald's Schreiben die übrigen Gesandten bei Masov a. a. D. S. 273. 6) S. Anmerkung 8. dieses Art.

Papstthume halten ließ⁷⁾, und starb den 17. November 1167⁸⁾.

(Ferd. Wachter.)

ORTMANN (Benno), Benedictiner zu Prüßling in Baiern, Sohn eines armen Steinbrechers zu Mariaort bei Regensburg, wo er den 1. Febr. 1752 geboren war. Schon im siebenten Jahre kam er als Altardiener nach Prüßling, im zwölften nach Regensburg, und nachdem er in Landsbut die philosophischen Studien geendigt hatte, trat er 1773 zu Prüßling in den Benedictinerorden. Er folgte 1782 einem Ruf an das Gymnasium zu Amberg, und 1794 als Gymnasialprofessor der Rhetorik nach München. Seit 1798 war er Präses der lateinischen Congregation zu München, und den 7. März 1811 starb er. Mit vielen gelehrten Kenntnissen verband er einen nie ruhenden Eifer, der Jugend zu nützen, und in seinem Kreise Licht und Wahrheit zu verbreiten. Von seinem Standpunkt aus betrachtet hat er auch als Schriftsteller viel Gutes gestiftet, unter andern durch folgende nützliche Bücher: Die ersten Anfangsgründe der italienischen Sprache (Amberg 1793); Umfang der deutschen Poesie im Allgemeinen und Besondern, zum Gebrauche der Vorlesungen in lat. Schulen. 2 Thle. (Sulzbach 1795—1809); Beredsamkeit in ihrer Übersicht, oder Plan der rhetorischen Gegenstände (München 1795); Christlich-patriotische Zusprache an die Studirenden meines Vaterlandes, ein Erbauungsbuch (Ebenb. 1797); Principia cum sacrae, tum civilis eloquentiae (ibid. 1797, 1800); Discursus christiano-morales (ibid. 1800); Facies primaevae ecclesiae christianae in Bavaria usque ad saeculum X. (ibid. 1803); Geschichte des altadeligen Spreitischen Hauses, mit histor. Reflexionen dargestellt, nach den bewährtesten Urkunden (Nürnberg. 1806); *A. T. Persii satyrae, cum paraphraasi teutonica et notis* (Monach. 1807. 4.); Oden, Cantaten, Lieder, bei verschiedenen Veranlassungen einzeln gedruckt⁹⁾. (Baur.)

ORTMANNSDORF, Pfarrdorf im erzgebirgischen Kreise Sachsens, zum Theil zur Herrschaft Wildenfels, zum Theil zur schönburgischen Herrschaft Lichtenstein gehörig, am Mühlentbache, hat 1200 (mit Kirchspiel 2100) Einwohner. (G. F. Winkler.)

ORTOFEN (Hüttenwesen). Wenn zwei Schmelzofen unter einem Rauchgewölbe oder Schlotte stehen, so pflegt man, im Mansfeldischen wenigstens, den Ofen, welcher vom Sebläferade und der Kadestube am weitesten

absteht, oder der entgegengesetzten Seite zugewendet ist, den Ortofen zu nennen. Der zweite heißt der Wasserofen, weil er dem Wasserrade zugekehrt ist. (Plümicke.)

ORTOKIDEN, eine Turkomandynastie, welche mit und unter der Seltschukenherrschaft in Mesopotamien entstand, wo sie die Sitze der kurdischen Merwaniden einnahm, welche ihrerseits von dort die Hamdaniden vertrieben hatten. Sie verzweigte sich in zwei Hauptlinien, und spielte im 12. Jahrh., also in der Periode der Kreuzzüge, eine, wenn auch untergeordnete, doch öfter nicht ganz unbedeutende Rolle. Für ihre Geschichte gibt es kaum besondere Quellen; wenigstens sind deren eben nicht bekannt. Nur Eine solche Specialquelle führt Abulfeda an in den Annalen Th. IV. S. 454, nämlich den *تقويم حل ماريين*, d. i. Feststellung der fürstlichen Einkünfte von Marebin, worin er die Reihe der Ortokidenregenten von Marebin verzeichnet fand. Sonst sind die Nachrichten über sie zerstreut in Abulfeda's Annalen, die bekanntlich größtentheils nach Ibn el-Athir gearbeitet sind, in Abulfaradsch syrischer Chronik und Geschichte der Dynastien, sowie Einzelnes bei den abendländischen Schriftstellern über die Kreuzzüge. Nach diesen Quellen sollen hier die nennenswerthen Data kurz zusammengestellt werden.

Der Gründer der Dynastie, Ortok (ارتق), Sohn des Afsak (oder, wie Andere schreiben, des Afsab oder Afsat), diente im J. 477 der Hebschra (Chr. 1084) dem Seltschukensultane Melikschah gegen Scherefedaula Moslem, welchen er in die Flucht schlug und in Amid einschloß, bis derselbe durch eine Geldsumme den Abzug von Ortok erkaufte¹⁾. Die Strafe solcher Verrätherlichkeit fürchtend, entfernte sich Ortok aus dem Heere des Melikschah und suchte dessen Bruder Tutusch (bei Abulfeda fälschlich Tanasch genannt) auf, mit welchem er zwei Jahre später einen Zug gegen Haleb unternahm, der jedoch nur halb gelang²⁾. Tutusch gab dem Ortok Jerusalem, als dessen Fürst er im J. 484 H. (Chr. 1091) starb. Seine zwei Söhne, Ighasi und Sokman, erhielten das väterliche Erbe, bis Adhal im Namen des ägyptischen Khalifen im J. 489 H. sie vertrieb³⁾. Sie wandten sich östlich, Sokman nach Diarbekr, Ighasi nach Irak, und gründeten nun die doppelte Linie der Ortokidendynastie.

I. Sokman nämlich erhielt im J. 495 H. (Chr. 1101) von dem Turkomanen Musa zu Mosul für geleistete Hilfe das Gebiet von Hisn-Kifa in Diarbekr⁴⁾, welches seine Nachkommen zu behaupten wußten. Sokman war es, der in Verbindung mit Dschekermisch und den Turkomanen im J. 497 H. (Chr. 1104) die Franken am Flusse Balikh schlug und den Baluin gefangen nahm⁵⁾. Derselbe brachte auch Marebin an sich⁶⁾, wel-

7) Epistola praesidentium concilio bei Radevic. Frising. de reb. gest. Friderici I. Lib. II. bei Muratori a. a. D. S. 850.

8) *Urtisius*, Epitome Hist. Basil. una cum episcoporum Basil. catalogo. p. 297, 298. Außer den das Kloster Lügell (Lucelle) betreffenden Urkunden bemerken wir noch Urk. des Bischofs Gerhard von Bamberg (im Chron. Reichersberg. bei Ludewig, Script. Rer. Germ.) wegen Ortlichs Gegenwart zu Brixen den 19. Nov. 1154, als er den König Friedrich I. nach Italien zur Kaiserkrönung (im J. 1155) begleitete, und Urk. des Kaisers Friedrich von 26. Febr. 1162 (bei Schlegel, De Cella vet. p. 14) wegen des Aufenthaltes Ortlichs zu Eodi, dem Hauptquartiere des Kaisers, als dieser Mailand belagerte.

9) Schenkl's neue Chron. von Amberg. 275. Oberdeutsche Literatur. 1811. Nr. 106. Baabers Erz. bsk. Schriftsteller. 1. Bd. 2. Th.

1) S. *Abulfedae*, Annal. musulm. ed. Reiske et Adler. T. III. p. 252. 2) Ebenb. III, 260. 3) Ebenb. III, 230, 309 und *Abulfarag.*, Hist. dynast. ed. Pocock. p. 369. 4) *Abulfed.*, Annal. musulm. III, 336. 5) Ebenb. III, 342. *Wilhelm. Tyr.* X, 29, 30. 6) über die Art, wie dies geschah, s. *Abulfeda* a. a. D. III, 350 fg.

ches nach seinem Tod an seinen Bruder Ighasi fiel. Sofman starb 498 H. (Chr. 1104) auf dem Wege nach Damask, wo er dem kranken Toghtekin gegen die Franken Hilfe leisten wollte. Ihm folgte zu Hishn-Rifa sein Sohn Ibrahim, und diesem um das J. 522 Roknedaula Dawud, dann seit 539 H. (Chr. 1144) dessen Sohn und Sofmans Enkel, Fakreddin Kara Arslan. Letzterer erobert 556 H. das kurdische Schloß Schatan, wird eine Zeit lang von seinem Bruder Arslan Toghmisch verdrängt, aber durch Masud, den Sultan von Konium, wieder eingesetzt, und stirbt 562 H. (Chr. 1167, worauf ihm sein Sohn, Nureddin Mahmud (oder Muhammed) folgt⁷⁾. Dieser unterstützt den Saladin auf einem Zuge gegen Edeffa⁸⁾, und erhält von ihm im J. 579 H. (Chr. 1183) die Stadt Amid⁹⁾. Sein zehn-jähriger Sohn, Kotbeddin Sofman, wird 581 H. (Chr. 1185) von Saladin anerkannt. Er regiert Anfangs unter Vormundschaft eines gewissen Kawwameddin Aschardi, den aber Saladin entfernt¹⁰⁾. Durch einen Sturz vom Dache kommt er um, und man wählt seinen Bruder el-Melik es-Saleh Nafireddin 597 (Chr. 1200), obgleich dieser von der Nachfolge ausgeschlossen worden war¹¹⁾. Nach ihm regiert noch sein Sohn, el-Melik el-Masud, welchen Melik el-Kamil, der Brudersohn des Saladin, nachdem er Amid genommen, entthront und gefangen nach Agypten führt im J. 629 H. (Chr. 1231), womit diese Linie der Ortokiden erlischt.

II. Ighasi (bei Wilhelm von Tyrus Gazzi), der zweite Sohn des Ortok, war im J. 497 H. (Chr. 1103) Statthalter des Sultan Borkiarok zu Bagdad¹²⁾. Bei seines Bruders Sofman Tode 498 H. besetzte er Maredin (s. oben). Auch Nesibis gehörte ihm¹³⁾. Als er darauf im J. 508 H. vom Sultan Muhammed, Melikschahs Sohne, Befehl erhielt, gegen die Franken zu kämpfen, widersetzte er sich diesem Befehle, schlug den Abgesandten des Sultan, floh aber aus Furcht vor Rache nach Damask, wo er mit Toghtekin sich den Franken befreundete. Auf seiner Rückkehr wurde er gefangen, dann aber wieder entlassen. Ein Heer des Sultan strafte ihn für seine Treulosigkeit¹⁴⁾. Im J. 513 H. (Chr. 1119) siegte Ighasi wider die Franken in der Nähe von Haleb, wo Roger fiel¹⁵⁾. Im J. 515 H. dämpfte Ighasi den Aufruhr eines seiner Söhne in Haleb¹⁶⁾, und erhielt vom Sultane Mahmud Mejjasarikin¹⁷⁾, wo er 516 H. (gegen Ende 1122 Chr.) starb. In Maredin folgte ihm sein Sohn, Husameddin Timurtaş, während Mejjasarikin an einen zweiten Sohn, Namens Soliman¹⁸⁾, und erst durch dessen Tod 519 H. wieder an Timurtaş fiel. Dieser erhielt durch den Tod seines Verwandten Balat¹⁹⁾

auch Haleb, war aber zu träge, um es zu halten. Doch brachte er später im J. 532 H. noch das Schloß Hatak (bei Abulfeda fälschlich Hanak genannt) in seinen Besitz²⁰⁾, und ebenso Bira am Euphrat im J. 539, letzteres durch eine Schenkung der Franken²¹⁾. Timurtaş starb 547 H. (Chr. 1152). Es folgte ihm sein Sohn, Nedschmeddin Albi, hernach dessen Sohn, Kotbeddin Ighasi, 572 H. (Chr. 1176), und diesem 580 H. (Chr. 1184) der minderjährige und blödsinnige Juluk Arslan (bei Abulfeda IV, 64 Buluk Arslan) unter der Leitung des Mamluken Balat. Ihm entriß sein Verwandter, Sofman Schah Armen, Fürst von Khebat, die Stadt Mejjasarikin, welche bald darauf von Saladin erobert wurde²²⁾. Unter seine Scheinherrschaft fällt auch der vergebliche Angriff Melik Abels auf Maredin. Nach ihm regiert sein Bruder, Nafireddin Ortok Arslan, bis zum J. 601 H. ebenfalls unter Leitung jenes Mamluken²³⁾. Er starb 636 oder 637 H.²⁴⁾ Sein Sohn und Nachfolger, el-Melik es-Said Nedschmeddin Ghafi, regierte bis um das J. 653 H., dessen Sohn etwa bis 691, hierauf dessen ältester Sohn, Schemseddin Dawud. Er behauptete den Thron nur ein Jahr und neun Monate, worauf sein jüngerer Bruder, el-Melik el-Mansur Nedschmeddin Ghafi, zur Regierung kam im J. 693 H.²⁵⁾ Er herrschte bis zum J. 712 H. (Chr. 1312), dann sein Sohn, Albi Melik el-Abel, nur etwa 13 Tage, endlich dessen Bruder, Ghafi's zweiter Sohn, Melik es-Salih Schemseddin Salih²⁶⁾, welcher noch im J. 727 H. (Chr. 1328) regiert zu haben scheint, weil Abulfeda seine Annalen da schließt, ohne noch seines Todes zu erwähnen. Weiter herab aber reichen die vorhandenen Nachrichten nicht; insofern scheint auch dieser Zweig der Dynastie bald erloschen zu sein. (E. Rödiger.)

ORTOLAN, Gartenammer, Fettammer, Emberriza hortulana Linné (Fang und Nahrung). Dieser sich in großer Menge im südlichen und mittlern Europa bis nach Rußland und Sibirien hin aufhaltende Vogel gehört unter die Leckerbissen der Feinschmecker, und ist unstreitig der fetteste Vogel, der in Deutschland gefangen wird. Er lebt vorzüglich in den Feldhölzern und Gebüschern, Weinbergen, Gärten, sumpfigen, mit Hecken umgebenen Wiesen, und wird daselbst im September nach der Haferernte bis in den October auf dem Zuge gefangen. Früher war seine Consumption noch häufiger und er noch weit gefuchter, denn zu der Zeit, wo man für acht Gro-

fed. III, 332, 338). Später, im J. 515. H. (Chr. 1122) nahm er Joscelin und Balduin gefangen (Abulfed. III, 412. *Abulfar.*, Chron. syr. n. 302), eroberte Harran, entriß Haleb dem Soliman, einem Neffen des Ighasi (Abulfed. III, 418, 420) und blieb vor Manbesch 518 d. H. Abulfed. III, 422, 438. *Abulfar.*, Chron. syr. p. 303, dessen hist. dyn. p. 379. Nach Wilhelm v. Tyrus XIII, 11 hätte Joscelin den Balat getödtet, was aber irrig ist. S. *Wilken* comment. de bell. cruciat. p. 61.

20) Abulfed. III, 478. *Abulfar.*, Hist. dyn. p. 387. 21) *Abulfar.* Chron. syr. p. 329. Hist. dyn. p. 387. über eine Irrung des Abulfeda bei diesem Factum s. *Wilken*, Commentat. de bell. cruc. p. 88. 22) Abulfed. IV, 66 fg. *Abulfar.*, Hist. dyn. p. 412 sq. 23) Abulfed. IV, 64. 24) *Abulfar.* IV, 452. 25) über diese letztern Regenten s. Abulfed. IV, 454. 26) *Abulfar.* V, 256, 296.

7) Abulfeda a. a. D. III, 604. 8) *Ebend.* IV, 50. 9) *Ebend.* IV, 56. 10) *Ebend.* IV, 66. 11) *Ebend.* IV, 192 fg. 12) *Ebend.* III, 340. 13) *Abulfarag.*, Chron. syr. p. 290. 14) Abulfed. a. a. D. III, 332, 336. 15) *Ebend.* III, 394. *Abulfar.*, Chron. syr. p. 300. *Wilhelm. Tyr.* XII, 9. *Gauter. Cancellar.* p. 450 sq. 16) S. *Abulfarag.*, Hist. dynast. p. 379. 17) Abulfed. III, 412. 18) *Ebend.* III, 418. 19) Balat, ein Enkel des Ortok, besaß Serudsch, wurde aber von den Franken verjagt, worauf er Ana und Dabitha eroberte (Abul-

sehen einen Scheffel Roggen kaufte, zahlte man häufig 16 Groschen für einen Ortolan. Selbst aus dem südlichen Italien und aus der Insel Cyprien, wo dieser kleine Vogel überwintert, wurden sie, etwas angesotten, mit Salz und Essig eingemacht und in Fässer verpackt, in großer Menge nach Frankreich, Deutschland und England versandt, und ihr Fang im Winter bildete einen nicht unwesentlichen Nahrungsweig der auf der Insel Cyprien lebenden Christen (Lavernier Reise S. 48). Gegenwärtig ist er immer noch eine geschätzte Delikatesse, vorzüglich in Italien, doch legt man nicht mehr den großen Werth darauf als früher. Er lebt vorzüglich von Hirse, Hafer, Buchweizen, Hanf u., und zieht sich im Herbst gern in die Nähe der Felder, welche noch spät mit diesen Getreidesorten bestanden sind. Hier trifft man in niedrigen Gebüsch, in Feldhölzern oder Hecken schon gegen Mitte August die Veranstellung zu seinem Fange, der jedoch nie sehr reichlich erfolgt, weil er nur in wenig zahlreichen Bügen seine Wanderungen beginnt und fortsetzt. Man fängt ihn theils auf Leimruthen mittels der Lockvögel, in welchem Fall er jedoch gleich getödtet werden muß, oder besser auf einem dazu eigends eingerichteten Ortolanherde. Man räumt hierzu eine passende Stelle im Gebüsch ab, und besät sie spät mit Hafer oder Hirse, umstellt sie wol auch allenfalls mit Hafer- oder Hirsegarben. Der auf derselben zu errichtende Herd selbst wird ganz in der Art eines Finkenherdes eingerichtet, und neben ihm sind drei bis vier Lockvögel in Bauern aufgehängt. Um denselben wird ein Zaun von eingestrecktem Reisholz gezogen, sowie denn auch die Hütte gut damit gedeckt ist. Selten wird man mehr als zwei bis drei Vögel auf einmal auf ihm fangen, und 60—80 Ortolanen des Jahres gelten schon als ein reichlicher Fang. Gewöhnlich sind dieselben bereits, wenn man sie fängt, wahre Fettklumpen, doch mästet man sie auch wol noch in eigends dazu eingerichteten Kammern mit Hirse und gespelztem Hafer, wobei sie reines und immer frisches Wasser zum Saufen bekommen. Auch ohne die sonst übliche Einrichtung, daß ihre Kammer durch Laternen erleuchtet wurde, damit sie keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht merken und ununterbrochen fressen, werden sie so fett, daß ein solcher kleiner Vogel eine Schwere bis zu drei Unzen erreicht. Auch schon bei den Römern wurde das kleine Thier als ein sehr wichtiger Bestandtheil einer gut versehenen Speisekammer betrachtet, und sie wendeten auf seine Fütterung eine ganz besondere Aufmerksamkeit. (Pfeil.)

ORTOLANO (Johann Baptist), ein berühmter Historienmaler und Mitschüler des Bened. Tissot oder Garofalo. Er hieß eigentlich Benvenuto, erhielt aber als Sohn eines Gärtners den Beinamen Ortolano. Er war gebürtig von Ferrara und lebte gegen 1525. Seine Werke zeigten große Erhabenheit des Stils und schöne Zeichnung der Formen, worin sich der Charakter des Rafael Sanzio, nach welchem er studirte, ausspricht; ein schönes Colorit, was mehren Kunstlern warmer erscheint, als das des Rafael. Die Kunstgeschichte erzählt, daß er auch dem großen Meister Bartholomeo Ramenghi oder Bagna-

cavallo sich zum Vorbilde genommen hat. Seine Arbeiten sind in Galerien öfter für Werke von Garofalo oder gar für Rafaelsche ausgegeben worden. Mehrere seiner Gemälde befanden sich zu Rom in einigen Privatgalerien, so auch zu Ferrara und ein Bild eines Altars zu Bolsena mit 1520 bezeichnet. Lanzi (4. Band S. 265) spricht ziemlich ausführlich von ihm. (Frenzel.)

ORTONA A MARE, Stadt am Meer und am Abhang eines Hügels in der Nähe des Cap Aquabella in der Provinz Abruzzo citeriore in Neapel. Sie ist ummauert, hat eine Citadelle, zwei Vorstädte, eine Kathedrale und gegen 6000 Einw., die sich mit Fischerei beschäftigen. Die Einkünfte aus dem schlechten Hafenschenke Karl I. der Peterkirche zu Rom. Schon im 6. Jahrh. befand sich hier ein Bisthum, welches später einging; Pius V. errichtete hier im J. 1570 aufs Neue ein Bisthum, welches 1607 von Clemens VIII. mit dem zu Campi vereinigt wurde. (L. F. Kämtz.)

Es ist dies das im Alterthum *Ortona* oder *Orton* genannte Städtchen, was uns Strabo (V, 242) als Stadt und Hafenort der Frentaner nennt, was auch bei Plinius (III, 12, 17) erwähnt wird, in der Nähe der Mündung des Sagrus lag, nach der Peutingerischen Tafel XVI Millien von Ostia entfernt war. Daneben wird *Ortona*, *Latina urbs* erwähnt bei Livius (II, 43, 2. III, 30, 8), bei Dionys. (A. R. VIII, 91) steht dafür *Orōis* (Cod. Vatic. *Orōva*), X, 26 aber *Biptōva* (Cod. Vatic. *Bortōva*). (H.)

ORTOPULA, alter Name einer Stadt in Liburnien (Plin. III, 21, 25), des Ptolemäus *Ortopula*. (H.)

ORTOSPANA oder **OROSPANA**. Strabo (XI, 414), Ptolemäus (VI, 10) haben die erstere, Strabo (XV, 723) die zweite Form, Plinius (VI, 21, 17) *Ortopanum*, Ammian (III, 6, 70) *Ortopana*, eine Stadt in der Landschaft Paropamisus, auf der Straße von Baktra, die man für das heutige Candahar hält. (H.)

ORTOSPEDA (Ptolem.), oder **OROSPEDA** nach Strabo (III, 161 sq.), ein Gebirge im Innern Iberiens, dessen Richtung, sowie die an demselben wohnenden Völker, Strabo so beschreibt, daß man die heutigen Sierra Morena, S. de Toledo, S. Nevada u. a. erkennt. (H.)

ORTPÄUSCHEL (Bergbau), ist jetzt ein wenig gebräuchliches, größeres, schwereres Faustel, das der Arbeiter nur zuweilen und mit beiden Armen führt, um eingestete Keile zu treiben, große, bereits gewonnene Wände zu zerlegen. Es ist dem Handsäusel ähnlich geformt, zuweilen nur etwas mehr zusammengebrängt, und ziemlich noch einmal so schwer (6—8 Pf.). Als man die am hangenden oder liegenden verschrämten Gänge durch Keile abzutreiben, weniger zu schießen pflegte, war dies Werkzeug wesentlicher als jetzt. Vergl. Pauschel. (Plümicke.)

ORTPFAHL (Bergbau), 1) einer von den Pfählen, mit denen das Abtreiben eines Ortes geschieht, s. Ortsgetriebe. 2) Der Pfahl, mit dem man die an den Tag gebrachte Ortung einer Strecke, Stollns u. bezeichnet. (Plümicke.)

ORTPFEILER (Hüttenwesen). Zwei Schmelz-

öfen unter einem Schlotte brauchen drei starke Pfeiler von fester Mauer, das Auseinandertreiben durch die Hitze zu verhüten, zwischen denen die eigentlichen Ofenschächte eingesetzt (eingemauert) werden. Der mittlere dieser Pfeiler heißt der Mittelpfeiler, der dem Gebläse zugekehrte der Wasserpfeiler, der dritte diesem entgegengekehrte der Drtspfeiler. Vergl. Ortsform, Ortsöfen.

ORTPFLOCK (Bergbau), soviel wie Drtspfahl. Nur ist der Drtsplock kleiner als der Pfahl. (Plümicke.)

Ortposen, s. Ortspulen.

ORTSARBEIT (Bergbau), die Arbeit von Drtern, Handhabung der Gezähe (Werkzeuge), Anwendung der Mittel, Vorkehrungen zur Erlangung eines Drtes. Im lockern, druckhaften Gebirge ist wenig Arbeit zur eigentlichen Gewinnung nöthig, aber manche Vorsicht zur Verwahrung, Offenerhaltung des Drtes, ohne welche es natürlich nicht erlangt werden könnte. Im lockern Sand und in andern lockern Massen braucht der Bergmann nur weg zu füllen, muß aber das Drt ganz oder theilweise zumachen, verspiegeln. Er braucht dann nur Schaufel, Krabe und Fülltrog, zuweilen die Keilhau; den Häusel nur zum Zersehen (Zerkleinern) einzelner fester Wände, die in solchen lockern Massen wol vorkommen. Im weichen, zähen Gebirge, z. B. im plastischen Thone der Braunkohlenformation, in manchen Letten, Mergel u. zum Losmachen die Kadehau, oder derselben ähnliche Hauen mit breiter, zuweilen im Blatte löffelförmig gebogener Schneide. Eine Keilhau mit nur einen Zoll breiter grader Schneide in der gemeinen Braunkohle. Im schwimmenden Gebirge braucht er kein Gezäh zur Gewinnung, es kommt von selbst herein, sowie er den Drtstoß aufmacht, d. h. ein Zumachebret vor demselben aufnimmt. Hier ist es Hauptsache, zu verhüten, daß nicht zuviel auf einmal hereinkommt, auf ähnliche Weise, wie vor Bruchdrtern. Genaueres Zusammenschließen aller Pfähle und Zumachebreter, und wo dies nicht möglich, Verstößen aller Fugen, durch welche das schwimmende Gebirge hereinquellen könnte, ist hier Hauptsache. Dazu muß die Zimmerung eingerichtet sein. Im verbrochenen Gebirge, wenn es aus lauter festen Wänden besteht, wie beim Bruchbaue die Brechflange zum Hereinbrechen und Wemmen großer Wände, ferner Schlägel und Eisen, große Häusel von 25—40 Pf. Gewicht, zum Zersehen (Zerschlagen), damit die Stücke in den Fördergefäßen Platz finden; auch zur gröblichen Scheidung des Haltigen vom Unhaltigen. Besteht das Trümmergebirge aus festen Wänden mit milder Zwischenmasse, so braucht er die Keilhau zum Ausschrammen der Letten, ferner Schlägel und Eisen, Brechflange oder Ziegenfuß; bei sehr großen Wänden auch Bohren und Schießen zum Hereingewinnen der festen Massen. Ist die Masse sehr zerklüftet, dabei mild, z. B. wie manche thonige dünngeschichtete Gebirgsarten, so reicht die Keilhau auch noch aus, zuweilen Schlägel und Eisen, oder lange Keile. Keilhauerarbeit heißt die Ortsarbeit, wenn dies Gezäh das einzige oder vornehmste zur Gewinnung ist. Die Schlägel- und Eisenarbeit tritt an ihre Stelle,

wenn das Gestein zwar zerklüftet, dabei aber so hart ist, daß es die Keilhau nicht annimmt. Der Hieb mit der Keilhau ist dann nicht wirksam genug, deren Drt oder Spitze in die Klüfte soweit hineinzutreiben, daß ein Hereinbrechen erfolge. Das Bergeisen aber vermag dies, wenn es durch die Schläge mit dem Häusel hineingetrieben wird. Früher war diese Arbeit die vornehmste, auf jedem, auch dem festesten, Gesteine (s. Schlägel und Tagewerk). Ist das Gestein wenig zerklüftet, so reicht die vorige Arbeit nicht aus. Enthält es minder feste Zwischenlagen oder eine klüftige Bank, so macht man in dieser entweder mit der Keilhau, oder mit Schlägel und Eisen eine Vertiefung (so bei Gewinnung des bituminösen Mergelschieferstöbes und mancher Gangmassen), einen Einbruch, den man Schram nennt (s. d. Art.). Die Nachgewinnung des festern Gesteins ober- und unterhalb dieser Lage wird dadurch wesentlich erleichtert, daher der Einbruch oder Schram immer vorausgehalten wird. Diese Nachgewinnung erfolgt durch Bohren und Schießen. Fehlt es an einer solchen mildern Zwischenlage, so wird auch der Einbruch mit Bohren und Schießen gemacht. Jede zufällige Klust, jede Ablösung wird dazu benutzt, den Schüssen, indem man sie daran abheben läßt, mehr Wirkung zu geben. Fehlt aber jede Klust (wie im ungeschichteten massigen Gesteine), so schießt man den Einbruch an der sonst bequemsten Stelle, gewöhnlich in der Mitte des Drtstoßes, oder nahe darunter. Bei Schlägel und Eisen, sowie bei Bohr- und Schießarbeit, pflegt das Drt (die Fläche des anstehenden Drtes) in einige horizontale Abtheilungen getheilt, gedacht zu werden, wenigstens in drei. Die mittlere, stärkste oder höchste, in welcher immer zuerst, den andern beiden vorausgearbeitet, der Einbruch gehalten wird, heißt Einbruch, Reibruch (s. Zeichnung). Die Höhe desselben ist nach Umständen $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ und selbst mehr von der ganzen Drtshöhe. Die oberste Abtheilung heißt die Drtstörste, die unterste die Drtstrosse (s. diese Art.). Bieten regelmäßige Klüfte, z. B. Schichtungsklüfte, die regelmäßige Anlage von dergleichen parallelen Abtheilungen dar, so müssen sie, als von der Natur gegeben, vom Bergmanne wohl beachtet werden. Jede Gesteinslage oder Bank zwischen zwei solchen Klüften (wenn sie nicht unter 5—6" stark) gibt einen Stoß. Das Drt wird dann stoßweise fortgebracht (vergl. Fig. Q zu Ortsprofil), der Einbruch zuerst, dann der nächste Stoß darüber, d. i. die Förste des Einbruchs oder aus dem Einbruche; dann der nächste Stoß über diesem, oder die andere Förste. Ob hierauf die erste Strosse, d. i. die zunächst unterm Einbruche, zuerst angegriffen werde, oder vorher noch der oberste (der Förstenstoß), richtet sich nach den Umständen (vergl. die Artikel Ortstösse, Ortstrosse, und die Figuren unter Ortsprofil). Es finden hier viele Modificationen statt, deren specielle Erläuterung aber in die systematische Abhandlung der Bergbaukunst gehören; so namentlich die, welche durch die Neigung der Schichten verursacht werden, ob diese dem Häuer zu- oder abfallend, ob rechts oder links aus dem Drt heraus und dieselbe hineinfallend u. Ist das Drt so fest, daß auch mit Bohren und

Schießen wenig auszurichten, so braucht man diese Arbeit nur zum Einbruchmachen, und setzt dann Feuer (s. d. Art. Feuerätzen, Brenntort, Setztort). (Plümicke.)

ORTSBELEGUNG (Bergbau), die Mannschaft, welche in der Arbeit vor einem und demselben Orte schichtenweise abwechselt und sich in das daselbst verbiente Lohn theilt. Diese Abwechslung, oder der Schichten- und Arbeiterwechsel kann alle zwölf Stunden, alle acht Stunden, sechs Stunden, sogar alle vier Stunden erfolgen. Danach Belegung zu $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{1}{2}$ u. Siehe Schicht und Zwölfstündner. Vor Hauptörtern von Lachter Höhe und darüber, $\frac{1}{2}$ Lachter Weite und mehr, können zwei Mann im Einbruche neben einander zugleich arbeiten, ein dritter beim Nachbringen der Försse, ein vierter, wol auch fünfter, beim Nachbringen der Strosse. Die Belegung eines Orts kann daher in ein oder zwei Mann, aber auch in 15—20 Mann bestehen, je nachdem es von gewöhnlichen Dimensionen oder darunter und nur mit mäßiger Geschwindigkeit fortrücken soll; je nachdem es als Hauptort, Stollort u. in größerer Höhe und Weite und mit Beschleunigung zu betreiben ist.

Starke Belegung ist nur dann zweckmäßig, wenn dabei kein Arbeiter von den andern gehindert wird, seine Kräfte und alle Arbeitsvorteile vollständig zu benutzen. Es ist nicht leicht, die einzelnen Arbeiten des Ortsbetriebes darnach zu vertheilen, daß jeder einzelne Mann der Belegung wesentlich zur Beschleunigung des Orts beitrage. Andere Beschleunigungsmittel siehe Doppelort, Gegenort, Prämiengebinge. (Plümicke.)

Ortsbestimmung (geographische), s. Breite und Länge.

ORTSBETRIEB, die Art und Weise, Örter mit Vortheile, d. h. mit den geringsten Kosten und zugleich mit dem größten Effecte der Arbeit, also mit der zweckmäßigen Beschleunigung, zu betreiben. Die Kenntniß des Ortsbetriebes ist Sache des Beamten; die der Ortsarbeit Sache des arbeitenden Bergmanns; aber jene setzt diese voraus, wenn sie gründlich, vollständig sein soll. Sie ist ein höchst wichtiger Theil der Kunst des Bergbaues, zu dessen vollständiger Kenntniß die Vereinigung einer Menge sehr verschiedenartiger technischer Erfahrungen, und zugleich geübter praktischer Blick gehört.

Bei der großen Verschiedenheit der Gebirgsarten und Gesteine, bei der Verschiedenheit des Zusammenhalts einer und derselben Gebirgsart an verschiedenen Punkten ihrer Verbreitung, nach den Modificationen ihrer Textur und Structur, nach Verwitterung, Verwachsensein ihrer Bestandtheile und Lagen; Einmischung fremdartiger Theile, Absonderung durch regelmäßige Klüfte (Schichtungs- klüfte) zufällige Klüfte u. muß der Ortsbetrieb selbst sehr verschieden sein. Allgemeine Regeln, die überall gelten, sind folgende:

- 1) Das Ort muß 1) in den gehörigen und gleichbleibenden Dimensionen und unter schicklicher Form,
- 2) gradlinig, wenigstens nicht mit unnöthigen, durch die Verhältnisse nicht gebotenen Krümmungen;
- 3) mit Beibehaltung des angenommenen Anstiegens

seiner Sohle, oder ohne Ansteigen, d. h. eben- föhlig (horizontal) getrieben werden.

Ad 1) **Geraumigkeit** erleichtert alle Arbeiten, zuerst die der Gewinnung, des Ortsbetriebes selbst, dann die Beförderung der gewonnenen Erze und Bergmassen, ferner den Wasserabgang, den Zutritt frischer Luft, oder das, was der Bergmann Wasser- und Wetterlosung nennt. Das Ort darf daher nicht enger, nicht niedriger gefaßt werden, als es sich mit der Hantierung des Arbeiters verträgt, d. i. $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{4}$ Lachter hoch, $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ weite, sonst kann er seine Kräfte nicht gehörig gebrauchen, und der Ortsbetrieb wird auf die Länge beschwerlich und theuer. Nur bei Such- und Feldörtern auf einem schmalen starkfallenden tauben Gange oder Flöze, bei bloß ortweisem Auffahren richtet sich die Orts- höhe und Weite nach der Mächtigkeit, kann also mit dieser ab- und zunehmen, pflegt auf das Geringste, $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ beschränkt zu werden, weil man auch rascher vor- zurücken, und weniger Fördermasse fortschaffen zu müssen, auf dem Gange bleibt, das Hangende und Liegende schon.

Wird aber das Versuchort, Flügelort u. querschlä- gig betrieben, soll es auf große Längen, andern Örtern voraus, ins Feld gebracht werden, so muß ihm dennoch ohne Beeinträchtigung durch die Mächtigkeitsabnahme der Lagerstätte, eine größere und gleichbleibende Weite und Höhe ($\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Weite, 1 bis $1\frac{1}{2}$ Höhe) gegeben werden. Wasser und Wetterlosung ist der Grund, warum man bei Stöllen wenigstens diese, oft noch größeren Di- mensionen annimmt (s. Stölla). Schickliche Form ist die, bei welcher das Ort, sowol zum Durchfahren der Arbeiter und Beamten, als zur Förderung, zur Wasser- abführung, oben, unten, in der Mitte überall den genü- genden Raum darbietet, ferner die, bei welcher das Ort am längsten von selbst offen bleibt (am spätesten der Un- tersstützung bedarf). Insofern die schickliche Ortsform nicht bestimmt wird durch die ersten Zwecke, ergibt sie sich in der Regel von selbst durch die Absonderungsver- hältnisse der Gebirgsmassen, durch den Widerstand der- selben gegen die Schüsse. Sie ist gewöhnlich parallelo- grammatisch, aber auch trapezisch und krummlinig, die- ser oder jener Gewölbefigur nahekommend (s. den Art. Ortsprofil).

Ad 2) **Gradlinigkeit**: Hauptbedingung für leichte Förderung, gute Wasser- und Wetterlosung. Sie ist da- her wieder bei Stöllen, bei Haupt-, Wasser-, Wetter- und Försstrecken eine Hauptsache; abgesehen davon, daß die grade Ortslinie immer die kürzeste, und unter gleichen Umständen am wohlfeilsten zurückzulegen, oder zu durchfahren ist. Örter, die der Lagerstätte folgen sol- len, müssen deren Wendungen mitmachen. Werden diese Wendungen zu bedeutend, kann man die Lagerstätte jen- seit der Wendung voraus erkundigen, oder ist die Krüm- mung erst zurückgelegt, so treibt man nicht selten das Ort in grader Fortsetzung seiner frühern Richtung durch Hangendes oder Liegendes durch, erspart so den Um- weg, den man machen müßte, oder schneidet den bereits gemachten auf solche Art ab, corrigirt die Ortsli-

nie. Soll eine absichtliche Abweichung von der graden Linie stattfinden, so müssen die Gründe dazu höchst bedeutend sein (s. Stölln). Die Mittel zum gradlinigen Forttriebe sind Prähnen, Wisfiröhre, Spreizen mit Kerben und durch dieselbe ausgespannte Schnuren, unter Umständen selbst der Lampenschatten.

Ad 3) Gleichmäßiges Ansteigen und Beibehaltung der Sohle. Grobe Verstöße dagegen, abwechselndes Ansteigen und Senken der Ortssohle wird in jeder Beziehung hinderlich und fortdauernd hinderlich, zuerst wieder fühlbar beim Wasserabgang und der Förderung. Aber auch kleine Verstöße dürfen bei Örtern von Wichtigkeit, bei solchen, die mehre Zwecke vereinigen, nicht vorkommen.

Es ist möglich, ein Ort ohne Wasser, todtsöhlig (s. d. Art.), es ist möglich, ein Ort, dem Wasser zugehen, z. B. einen Stölln, mit höchst geringem Ansteigen (von einem bis zwei Zoll auf 100 Lachter) fortzubringen. Wie die Schwierigkeiten aber zunehmen, jemehr Wasser dem Orte zuzugehen, davon abgeleitet werden müssen; warum die Wasserseige eines Orts todtsöhlig fortzuführen, zwar nicht unmöglich, aber unnütz, und nur behindernd sein würde; welches Ansteigen der Sohle die Bergordnungen gestatten; Verpflichtungen, welche sie deshalb aufliegen, s. d. Art. Stölln, Rösche. Auch ist zu vergleichen, was unter Grabenführung, Gefälle der Gräben und Kanäle gesagt ist.

Am leichtesten wird gefehlt durch ein zwar allmähliges oder gleichbleibendes, aber unnötig starkes Ansteigen der Ortssohle (s. d. Art.), dort auch die Mittel durch Beibehaltung eines gewissen Wasserstandes richtige Sohle zu halten, und auf andere Weise ohne Wasser, gleichförmiges Ansteigen zu beobachten. Dies Letzte ist bei Förderstrecken, auf denen eine schwunghafte, möglichst effectvolle Förderung geben soll, wesentlich.

Man kann nach eins, zwei und drei oder darnach, wie diesen Forderungen genügt ist, den Standpunkt der bergmännischen Technik, auf einer Grube, einem Revier und namentlich bei einem Stöllnbetriebe beurtheilen, wenn man nicht vergißt, in Abzug zu bringen, daß höchst unregelmäßige, in ihrer Lagerung oft gestörte Lagerstätten allerdings nicht gestatten, jene Regeln bei jedem einzelnen Orte zu befolgen. Am wenigsten geht dies an bei Nebenversuchörtern, bei Feldörtern, bei bloßen Verbindungsstrecken, auf der Lagerstätte betrieben, wo der Kostenpunkt immer eine Hauptsache zu sein pflegt; es kann aber auch bei solchen Örtern am ersten eine kleine Abweichung geduldet werden, wenn nur der beschränkte Zweck derselben erreicht wird. Bei Örtern von Bedeutung muß auf Befolgung der Regeln streng gehalten und theilweise Abweichungen müssen durch die wichtigsten Gründe gerechtfertigt werden.

Die Kosten des Ortsbetriebes pro Lachter der aufgefahnen Längen müssen nach dem Obigen höchst verschieden sein. Bei gleichem Gestein und gleicher Festigkeit desselben werden die Dimensionen des Orts oder das Gesteinsvolumen, welches in einem Lachter Ortslänge enthalten ist; sodann die Zimmerung, welche dieses Ort

verlangt; weiter die Wasserbehinderung, die Förderlänge (wonach die Kosten der Beschaffung des Gewonnenen sich richten); auch die Fördermethode; werden zufällige Vortheile, wie z. B. der Arbeit förderliche, hinderliche Klüfte oder Ablösungen, ja selbst die Wetter großen Einfluß äußern.

Es gibt Örter, die mit 16 Gr. (20 Sgr.) pro Lachter incl. Vorrichtung und Einbau der Zimmerung bezahlt, die in jeder Schicht ein Lachter fortgebracht werden, z. B. in Braunkohle. Es gibt Örter von gewöhnlichen Dimensionen, aber in sehr festem Gesteine, wo das Lachter mit 80 bis 100 Thaler bezahlt wird (so in manchem Granit, Grünstein und andern Hornblendgesteinen; im quarzigen Sandstein und Conglomerat) und das Ort etwa einen Zoll und kaum soviel im Durchschnitt pro Schicht vorrücken kann. Wie es mit diesem und dem Vorrücken des Orts überhaupt gemeint ist, vergl. die Figuren zu dem Artikel Ortsprofil. (Plümicke.)

ORTSCHEID (Bergbau). Am Pferdewegpel, eins von den beiden an der Wage hängenden Hölzern (von circa 30" Länge, 2 Zoll Stärke) woran jedes von beiden Pferden mit den beiden Zugsträngen gespannt wird. An den Fuhrmannswagen wird es auch Segel, Segelscheid, Wagscheid genannt. (Plümicke.)

ORTSCHICK, ORTSCHICKS (Bergbau), adverbialiter vom Zusammenkommen, Übersehen der Klüfte und Gänge unter schiefen Winkeln. Vergleiche Orten (s. d.), sich örtern, scharen, sich zuscharen, zusammenscharren. Klüfte setzen ortschicks über, scharen ortschicks zu: solche, die mit dem Gang ein schiefwinkeliges Kreuz, Andreaskreuz, bilden. — Der wenig mehr gewöhnliche Ausdruck bezeichnet also ein Zusammenkommen unter etwa 30, 60 oder 120 Graden. (Plümicke.)

ORTSCHICKIG (Bergbau), adjectiv 1) in derselben Bedeutung. 2) Schneidig, gebrech. Ortschickig heißt das Gestein, welches die Örter (die scharfen Ecken, Schneiden) der Werkzeuge annimmt. Siehe Ort in erster Bedeutung. (Plümicke.)

ORTSCHIEF (Bergbau), soviel wie **Ortschieks**. (Plümicke.)

Ortschuck, s. Ruschtschuck.

ORTSFÖRSTE, auch **Firste, Fürste** (Bergbau), Förste, von Forst, oberster Theil, z. B. eines Hauses, ist wahrscheinlich das Richtige. — Die obere Begrenzungsfläche des ganzen Ortraumes, die der Sohle (s. d. Art.) gegenüber und parallel sich erstreckt. Diese Fläche ist häufig gebogen, wölbungsähnlich. So im festen Gestein ohne Klüfte, im compacten Gebirge; sie ist grade, wenn Schichtungs- oder auch zufällige Klüfte eine grade Fläche ergeben; siehe Ortsprofil. Das Ort ist an der Förste gewöhnlich schmaler als unten auf der Sohle (zuweilen nur $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ soweit), entweder weil die Schäfte hier weniger freie Wirkung haben (mehr im Gezwänge sitzen) als die zunächst über dem Einbruch in der Ortsmitte etc., oder weil man an Raum, an Gewinnungs- und Förderkosten ersparen will; denn in und zunächst an der Förste bedarf es nur der Weite für Kopf und Schultern des Durchfahrenden. Ortsförste bedeutet

aber auch den obersten Stoß von 5, 6, 8 Zoll Stärke, durch dessen Hereintreiben, Hereinschießen, die richtige Drtsöhe hergestellt wird. Dieser Stoß ist in der Regel einer der schwächsten, und man läßt ihn, wenn das Ort hoch genug ist, 1, 2, 3 Lchtr. zurück, ehe man an das Nachschießen geht; um der Schwere in der von Unten entblösten Gesteinsmasse Zeit zu lassen, auf Trennung derselben vom Ganzen zu wirken, der Pulverkraft beim Sprengen zu Hilfe zu kommen. Zum Unterschiede von dieser nennt man die Drtsförste im ersten Sinn auch: seigere Förste, und sagt: der Förstenstoß macht (beim Wegnehmen) seigere Förste. Vergl. die Figuren zu dem Art. Ortsprofil. (Plümcke.)

Ortsgedächtniss, s. Gedächtniss.

ORTSGETRIEBE (Bergbau). Das Ganze der Abtreibezimmerung vor einem Orte, mit deren Hilfe dasselbe nicht bloß offen erhalten, sondern auch im rolligen, druckhaften, laufenden Gebirge fortgebracht wird (s. Abtreibezimmerung). Dazu gehören Förstentpfähle, Seitenpfähle; wenn das Gebirge laufend, schwimmend: auch Zumachenbreiter (vergl. Ortzumachen unter Ort), ferner Thürstöcke mit Kappen, sowol Anstechtürstücke als Hilsthürstücke und Einwechsler, und mancherlei Spreizen, Bolzen, Pfändekeile u. Die Hauptaufgabe dabei ist: alle diese Pfähle im steten Aneinanderschlusse fortzutreiben, das Ort damit in Förste und an beiden Stößen zu umschließen. Dies heißt: das Ort abtreiben. Die Länge der zugleich angesteckten und mit einander abgetriebenen Pfähle gibt die Länge eines Getriebes, d. i. die Drtslänge, welche in einem Getriebe enthalten ist, davon ausgemessen wird. Die Arbeit ist mitunter höchst schwierig. Ungleicher Widerstand des Gebirges, gegen welches die Pfähle abgetrieben werden müssen, einzelne feste Wände, die nicht weichen wollen; im zertrümmerten Gebirge und im schwimmenden, der oft fürchtbare Druck gegen das ganze Ort, wie gegen einzelne Pfähle (er ist pro Quadratfuß zuweilen auf einige tausend Pfund zu berechnen), der im schwimmenden Gebirge das Hereinquellen desselben durch jede auch die kleinste Fuge verursacht (vergl. Ortsbetrieb), hemmen die Arbeit ungemein. Brechen, Splittern, Plagen einzelner Pfähle, selbst der Thürstöcke und Kappen, Ausweichen der Thürstockgesäße nach einer Seite, oder gegen die Drtssohle hinein, sind gewöhnliche Erscheinungen, und es bedarf oft der ganzen Kunst und Wachsamkeit des geübten Bergmannes, um das Zubruchegehen des Orts selbst zu verhüten. Diese Arbeit kommt kaum anders, als vor Stollnörtern vor, die an ihr Ziel unter allen Umständen gebracht werden müssen. (Vergl. Stollngetriebe, wo auch die hierher gehörige Zeichnung gegeben werden wird.) (Plümcke.)

Ortsgulden, s. Ort.

ORTSPROFIL (Bergbau). Der Umriß, die Form eines Orts gewöhnlich im Querschnitte, rechtwinkelig auf die Länge des Orts; oder auch parallel damit. — Im Nachfolgenden ist von dieser Ortsform ohne Rücksicht auf Drtszimmerung, bloß im Gesteine, Gebirge selbst die Rede.

Dies Profil richtet sich 1) natürlich nach den Dimensionen (Länge, Höhe, Weite), die für das Ort vielleicht aus andern Gründen festgestellt wurden. 2) nach der Lagerstätte, 3) nach der Gesteinsfestigkeit und den Klüften.

Wegen 1) ist keine Erläuterung nöthig. Soll und muß es sein, so kann das Ort in jeder Figur gefaßt, fortgetrieben werden. Man wählt aber die Form, oder läßt sie entstehen nach den Bedingungen unter 2 und 3, wenn es, wie gewöhnlich, nur darauf ankommt, daß das Ort gehörige Höhe und Weite habe.

Geht das Ort auf der Lagerstätte fort, ist deren Mächtigkeit nicht größer als die nothwendige oder schädliche Weite des Orts, so richtet sich das Ortsprofil nach dem Hangenden und Liegenden. Die Sohle des Orts erscheint im Profile meist als eine horizontale, oder fast horizontale Linie. Hangendes und Liegendes bilden die Stöße, die also parallel sind. Fig. A. Die Förste wird gewöhnlich etwas gewölbt zugeführt, weil sie so haltbarer ist. Horizontale Klüfte, geringe Neigung der Schichten geben indeß auch geradflächige Försten mit scharfen Winkeln.

Fällt die Lagerstätte seiger, so ist das Quersprofil des Orts völlig ein Rechteck, wenn die Förste geradflächig ist; oder weicht nur wenig davon ab. Paralleltapez oder wenig anders bei merklicher Schichten-Neigung, bei starkem Fallen. Fig. B.

Ist die Lagerstätte so mächtig, daß das Ort nur mit einem seiner Stöße (Seiten) das Hangende, oder auch das Liegende berührt, so wird der andere Stoß seiger. Fig. C.

Geht das Ort in der Mitte der Lagerstätte fort, so werden die Stöße lothrecht, oder gegen die gewölbte Förste wenig zusammengeneigt. Fig. D. E.

Ist die Lagerstätte sehr schmal, und dabei so merklich fallend, daß die Fördergefäße am Hangenden anstoßen würden, so wird aus dem Liegenden der ihretwegen nöthige Raum ausgebrochen. Dies geschieht auch, wo die Stellung des Fahrenden zu sehr nach einer Seite geneigt sein müßte. Fig. F.

Ist der Gang, das Flöz sehr schmal und gebrech, hat man Ursach, das Hangende zu schonen, und zur Herstellung des passenden Ortsprofils in das Liegende zu greifen, wie auf dem Kupferschieferflöz, so erhält bei 40—50 Grad Fallen der Lagerstätte das Ort ein Quersprofil wie Fig. G.

Geht das Ort bei sanfterm Fallen der Lagerstätte auf einem festen Liegenden fort, so wird das Profil einem Paralleltapez, dessen nicht parallele Seiten gebogen sind, ähnlich. Der höchste Stoß ist am merklichsten gebogen, der tiefe weicht am wenigsten von der lothrechten ab. Braucht man eine besondere Wasserseige, ist das Liegende dazu wegen Dichtigkeit des Gesteins geeignet, so rißt man in demselben auf $\frac{1}{2}$ — $\frac{2}{3}$ Lachter Tiefe aus.

Das Ortsprofil erscheint dann wie aus zwei Paralleltapezen zusammengesetzt. Fig. I.

Bei querschlägigen Orten, deren Richtung quer

oder ziemlich rechtwinkelig, gegen das Streichen der Gestein = u. Gebirgsschichten, ist das Ortsprofil größtentheils von dem Einbruch abhängig. Am Einbruche pflegt es am weitesten zu sein, wird von diesem gegen die Sohle hin merklich enger, und die Stöße krümmen sich Fig. K. Die Gestalt wird im festen Gestein, ohne Querklöfte elliptisch, Fig. L., wenn der Einbruch in der Ortsmitte genommen wird; der halben Ellipse Fig. M. selbst der Parabel ähnlich Fig. N.; wenn er auf der Sohle genommen wurde. Wäre die für den Einbruch geeignete Gesteinlage oben, so ist das Profil fast das Umgekehrte vorige. Dieser Fall kommt vor bei dem querschlägigen Anfahren eines Kohlenflözes, auch des Kupferschieferflözes, in der Richtung aus dem Liegenden gegen das Hangende; wo man das mildere Flöz zuerst in der Ortsförste anfährt, und auf ihm Einbruch macht; das feste Liegende stoßweis nachschießt Fig. O. P.

Nach Förste und Sohle zieht sich das Ort (den Einbruch in oder gegen die Mitte gedacht) von selbst zusammen, weil die Schüsse, je weiter sie sich von dem Einbruche entfernen, immer weniger Flucht, immer mehr Widerstand von dem Gesteine haben. Ebenso wölbt sich die Förste von selbst, wenn der Schuß nicht an einer hier befindlichen geradflächigen Kluft abwirft. Das Längenprofil des im Vorrücken begriffenen Ortes fällt ebenfalls sehr verschieden aus. Der Einbruch ist auch hier bedingend, da die Tiefe, in welcher er vorausgehalten werden kann, die Art der Nachbringung von Ortsförste und Sohle ihn bestimmt; das Längenprofil ändert sich indes fast in jeder Schicht etwas, weil außer dem Einbruch ein Theil des Ortes, über oder unter dem Einbruche nachgebracht wird, und das zuerst entworfene Profil kann erst nach einer gewissen Anzahl von Schichten ungefähr als das Nämliche sich wieder gestalten.

Bei dem Ortsbetriebe mit Schlägel = und Eisenarbeit allein war dieser Wechsel des Längenprofils fast regelmäßig; er ist es weit weniger bei der Bohr- und Schießarbeit, bei welcher die kleinste Veränderung des Gesteins und seiner Klüfte eine Änderung in dem Ansehen und Richten der Bohrlöcher hervorbringt, die auf das Ortsprofil Einfluß haben muß. Im Allgemeinen wird das Ortsprofil eine der diesem Artikel beigegebenen Figuren oder doch eine ähnliche zeigen.

Vor dem einen Orte Fig. Q. wird in oder gegen die Ortsmitte eingebrochen; vor dem Fig. R. gegen die Sohle; vor dem Fig. S. in der Nähe der Förste.

Was in den Figuren T, U, V mit I (Ia oder b) bezeichnet, ist der Einbruch, sowol der erste Anfang, als seine Fortsetzung; II a b ist das, was zur Ortsförste, III was zur Ortssohle und deren Nachbringung gehört. Die durch Striche und dunklere oder hellere Färbung markirten Abtheilungen zeigen an, wie jeder dieser Theile der Ortsfläche vorrückt, und die Schraffirung deutet die mittlere Neigung der Bohrlöcher an. In der ganzen Zeit, während welcher das Ort im Betriebe erhalten wird, braucht nie der erste seigere Ortstoß, wie er zu Anfange des Ortsbetriebes hier gedacht und vorgestellt wird, gemacht zu werden. Ortsstrossen und Förste sind daher

niemals bis zur seigern Stofffläche nachgebracht, sondern immer etwas zurück; der Einbruch immer etwas voraus, wie dies in den Figuren durch den punktirten Einbruch angedeutet ist. Wie ein Hauptort, dem ein Einbruch in Sitzortshöhe, zunächst an der Förste vorausgehalten wird, im Längenprofil aussehend kann, zeigt Fig. S. Die zweite oder untere Orts Hälfte wird hier strossenweis nachgebracht, zwei Strossen, z. B. 1, 2, sind, oder können einer besondern Kameradschaft in das Gedinge gegeben sein, ebenso die dritte, und wenn auch eine vierte vorhanden ist, auch die vierte, sodas die zwei Ortsstrossenhäuer-Kameradschaften einander ebenso wenig, als beide der dritten oder Einbruch-Kameradschaft in den Weg kommen.

Ähnlich, nur umgekehrt, ist es in Fig. R. wo einem Hauptorte von großen Dimensionen ein Sitzort zunächst an der Sohle vorausgetrieben wird. Die Förste kann hier in 3—4 Stößen (der 4. liegt außerhalb der Zeichnung) an eine andere Kameradschaft verdingt werden.

Es wird hier ebenso nöthig sein, die ansteigende Sitzortsohle zuweilen berichtend nachzuholen, wie bei S die herabkommende Ortsförste.

Wird ein Sitzort, oder Einbruch in halber Orts Höhe in der Mitte des Hauptorts vorausgehalten, so ist das Längenprofil ungefähr, wie Figur Q.

Ist das Ort nur 1° hoch, oder wenig mehr, so lohnt es einer Veranstaltung, wie bei Q. R. S, um so weniger, je fester, zäher das Gestein. Denn dann ist es Hauptsache, zu dem Einbruch immer guten Raum zu haben, er kann da nicht tief vorausgehalten, Förste und Sohle nur wenig, kaum $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{4}$ zurückgelassen werden. (Plümcke.)

ORTSPULEN, die ersten oder äußersten Federn in den Flügeln der Gänse. (Karmarsch.)

Ortsinn, s. Gedächtniss.

ORTSOHLE (Bergbau), die Unterfläche des Orts, welche der Förste entgegengesetzt, dieser aber parallel ist. Die Ortssohle muß 1) richtig sein. Bei jedem Ortsbetriebe von einiger Bedeutung kommt viel, zuweilen Alles, auf richtige Sohle an. Das Hauptmittel, diese beizubehalten, ist die Auspiegelung der Wasser; es muß nämlich der gegebene oder einmal stattfindende Wasserstand über jedem Punkte der Sohle des weiter erlangten Orts stets derselbe sein. Ist daher die Sohlenstrosse, d. i. die tiefste unterste Abtheilung der Ortsstrosse, herausgehauen oder nachgebracht, so überzeugt man sich vom Richtighalten der Sohle dadurch, daß man durch den Haupt- und Orttdamm die vorher abgedämmten Wasser hindurch treten läßt (vergl. Orttdamm). Soweit die Sohle nun wirklich richtig ist, werden die Wasser ebenso hoch stehen, wie sie vorher allein vor dem Damme standen. Zuweilen besonders, wenn der Zubrang der Wasser aus den Gesteinlüften vor Ort, und in der Strosse zu stark, muß nachgeholfen, das zur richtigen Sohle Fehlende noch herausgestuft, herausgebrannt werden. Aufmerksame Arbeiter indessen wissen dies zu vermeiden, durch stete Beobachtung des Wasserstandes von drei, vier bis sechs Zoll Höhe zwischen Haupt- und Orttdamm. Das Nachwägen

mit dem Grabbogen dient dazu, sich völlige Gewisheit zu verschaffen. Es geschieht nur in großen Zeitabschnitten (von viertel, halben, ganzen Jahren) und dann wird an der, dem Orte nächsten, richtig besundenen Stelle ein Zeichen in einen Drtstoße gehauen, und bemerkt, wie viel Zoll unter diesem Zeichen die richtige Sohle anstehe. Dies Zeichen dient zum Anhalten, wenn von dem weiter erlangten Orte wiederum die Sohle nachzuwägen ist.

Die Sohle eines wasserführenden Orts muß ferner eben und ganz sein, nicht unterhauen, unterwickelt. Eben, weil abwechselnde Erhöhungen oder Buckel ein Stauen der abgehenden Wasser, und damit an den Stellen, wo die Sohle zwischen ihnen richtig wäre, einen unnöthig höhern, der Arbeit stets hinderlichen Wasserstand verursachen würden, weil Vertiefungen sich mit nutzlosen Schlammern füllen. Zum gleichförmigen Wasserabgang gehört gleichförmige ebene Sohle, um so mehr, je mehr das Ort sich nach der Sohle zu verengt, in einen bloßen Riß ausläuft.

Ganze, d. h. nicht zerrissene, nicht angeschreckte, nicht zerklüftete Sohle, bedürfen vorzüglich die wasserführenden Örter, welche nicht die tiefsten des dormaligen Grubenbaues sind, unter denen sich noch tiefere Sohlen oder Baue befinden, oder noch angelegt werden sollen. Daber alle Stöln, wenn Tiefbaue (Baue unter ihnen) stattfinden; alle Gezeugstrecken und Wasserörter. Es darf daher auf den untersten Strossen des Orts, zumal auf der eigentlichen Sohlensstosse zuweilen gar nicht, oder doch und mit großer Vorsicht geschossen werden. Im letzten Falle kommt es darauf an, die Löcher so zu bohren und zu besetzen, daß sie nicht mehr, als das Vorgegebene und zwar scharf abwerfen, das ganze Gestein nicht ansprechen, dessen Klüfte nicht öffnen. Sonst würde dies Ort die Wasser nicht behalten, wenn ein tieferes sich ihm näherte, oder darunter durchginge. (Vergl. Sohle, Stollsohle.) Führt das Ort keine Wasser, so muß die Richtigkeit der Sohle, sie sei ebensöblig, oder unter gewissen Graden ansteigend, bei jedem Söbligbauen mit Schwage und Richtscheid untersucht werden. Die Nachwägung durch den Markscheider geschieht, wie im ersten Falle. (Plümicke.)

ORTSTANGE (Kunstwesen beim Bergbaue), eine eiserne Stange, an jedem Ende mit angeschweißten Krückeneisen, zum beweglichen Anschlusse mittels Backeneisen (vergl. Zeichnung). Bei Kunstgezeugen nach der von Joseph von Bader zuerst angegebenen Einrichtung verbindet sie die stehende Schwinge (auch Bruchschwinge, wiewol uneigentlich so genannt), an welcher die Korbstange angeschlossen ist, mit dem Kunstkreuze. Die Zeichnung ergibt, wie durch diese Ortstange der Hub der Sagkolben verändert (verstellt) werden kann. Die stehende Schwinge nämlich muß immer der Korbstangen Bewegung folgen, und die Ortstange dient zur Übertragung dieser Bewegung auf das Kunstkreuz. Ihre Lage muß im halben Hube genau horizontal, in jeder andern Stellung fast horizontal sein. Wird nun die Ortstange an der Schwinge fortgerückt, oder in einer der tiefer liegenden Pfannenöffnungen angeschlossen, so muß sie auch

am Kreuz und zwar ebenso viel herabgerückt werden. Die Hebellänge an der Schwinge ist also kürzer, am Kreuze länger, als vorher, und da die Ortstange nunmehr an der Schwinge einen kleinern Bogen, als vorher, zu beschreiben hat, so ist dasselbe auch am Kreuze der Fall. Der Hub in den Sägen ist also geringer. So kann der Hub bei einem dergestalt eingerichteten Kunstgezeuge auf den eislebisch-mansfeldischen Bergrevieren von 54 Zoll bis zu 24 Zoll vermindert, abwechselnd auch wieder bis zu 54 vermehrt werden, je nachdem die knappen oder reichlichen Aufschlagewasser dies rathsam machen. Jede einzelne Pfannenöffnung an der Schwinge gibt einen um sechs Zoll vermehrten oder verminderten Hub in den Sägen dieses Kunstgezeuges.

(Plümicke.)

ORTSTEG (Bergbau). Die Stege des Tragerwerks in Örtern, in Strecken, auf denen die Tragerwerksbohlen der Länge nach mit der Stirn aneinander zu liegen kommen, auf denen also ein Wechsel der Bohlen stattfindet. Sie sind darum, weil jede Tragerwerksbohle zur sichern Auflage an ihrem Ende wenigstens zwei Zoll Fläche bedarf, mindestens vier, aber auch fünf, sechs Zoll oben breit und fast ebenso stark, immer breiter und stärker, als die Mittelstege, durch welche jede Bohlenlänge in oder gegen die Mitte ein bis zweimal unterstützt wird. (S. die Art. Steg und Tragwerk und die hierher gehörige Figur.) Der Name kommt daher, weil das Tragerwerk dem vorausgehenden Orte nicht eher nachgelegt (nachgezogen) wird, als bis das Ort soviel fortgerückt ist, daß ein neuer Ortsteg $1-1\frac{1}{2}^\circ$ vom Orte rückwärts geschlagen werden kann. (Plümicke.)

Ortsthaler, s. Ort.

ORTSTIRN (Bergbau), soviel wie Drtstoß. Das Wort entstand wol daher, daß beim Einbrechen, Arbeiten von Ort der Bergmann diesem die Stirn entgegenwendet. (Plümicke.)

ORTSTOCK. Der Korbmacher nennt Drtstöcke die starken hölzernen Stäbe, welche an den Ecken der viereckigen Körbe eingesetzt werden, um dem Geslechte die gebörige Festigkeit zu geben. (Karmarsch.)

ORTSTOCK (Bergbau), soviel wie Drtpfloß.

(Plümicke.)

ORTSTOSS (Minirkunst), ist die dem Minierer senkrecht (seiger) entgegenstehende Wand, in die er sich hineinarbeiten will; auch Drt gang genannt. Aus dem Drtstoße nimmt er den Neubruch (Reinbruch) oder das erste Tagwerk, d. h. er baut eine Vertiefung, nach Maßgabe der Festigkeit des Gesteins von 3—12 Zoll aus, in der Höhe, die der Gang haben soll, und zwar so, daß der dadurch entstehende neue Drtstoß sich bildet, von dem aus er im zweiten Tagwerk die Firste aus dem Steinbruche nimmt und dann im dritten mit dem Söbligbauen vorgeht. Er arbeitet dabei entweder über das Eisen, unter das Eisen, vor der Hand oder hinter der Hand. (Benecken.)

ORTSTOSS (Bergbau), das Ende eines Orts in der Richtung, nach welcher dasselbe erlangt wird. In den Drtstoß muß eingebrochen werden, wenn das Ort

erlangt werden soll (s. Ort in zweiter Bedeutung). Drtstoß, im Gegensatze von Seitenstoß, d. i. der beiden Flächen, welche das Drt links und rechts begrenzen. Wenn man schlechtbin von den Stößen des Drtes spricht, so sind immer die Seitenstöße gemeint. (Plümicke.)

ORTSTROSSE (Bergwesen), der Theil des Drtes unterm Einbruche; dieser der Einbruch ist das Bestimmende für die Höhe der Drtstrosse im Ganzen. Ist für den Einbruch keine andere milde oder zerklüftete Lage vorhanden, als in der obern Drtshälfte, oder nahe an der Förste, so nimmt die Drtstrosse die halbe Drtshöhe, auch wol mehr ein. (Vergl. die Figuren zu dem Art. Ortsprofil.) Die Strossenarbeit im Allgemeinen, also auch vor Drt, geschieht meist von Oben nieder. (S. Strosse.) Die Drtstrosse wird gern wenigstens 1° , lieber 2—3 Lftr. zurückgelassen, wenn die Höhe des ganzen Drtes und die sonstigen Verhältnisse es gestatten, damit sie von besondern Arbeitern nachgebracht, der Einbruch und der Forttrieb der obern Drtshälfte für sich fortgehen können. Wie das Drt selbst, so theilt man auch diese Strossen in zwei, drei und noch mehre Stöße (vergl. Ortsarbeit, Ortsbetrieb); dies muß geschehen, wenn die Schichtung oder Abtheilung der Gebirgsmasse darauf hinweist. Ist die ganze Strosse hoch genug, so werden die einzelnen Stöße, oder wenigstens je zwei derselben von den nächsten zwei Stößen ebenso entfernt gehalten, wie der dem Drt nächste oberste Strossenstoß vom Drt selbst zurücksteht. Dies Verfahren gestattet auf jedem Stoße, oder wenigstens auf je zwei derselben (wenn sie niedrig, nur 8—10" hoch sind) einen besondern Arbeiter anzulegen, ohne daß diese Arbeiter einander, oder den Einbruch machenden Drtshauern hinderlich sind; es gestattet also das Drt, insofern dies vom Nachbringen hoher Strossen abhängt, der Einbruch rasch genug vorrückt, zu beschleunigen. (Vergl. die Figuren Q, R, S zu dem Art. Ortsprofil.) Wird das Drt mit einem gewissen Wasserstand über der Sohle fortgetrieben, z. B. Stöln, Sezeugstrecken und viele andere Drtter, so bedarf man der Dämme (s. Ortdamm) zur Abhaltung dieser Wasser beim Herausshauen, Nachreißen der unter den Wasserspiegel reichenden Stöße. Dadurch wird, bei nothwendig hohem Wasserstande, wie vor Hauptstöln, schiffbaren Stöln u., oder wenn dem Drt, den Strossen sehr viele Wasser aus dem Gesteine zugehen, die Arbeit beschwerlich, namentlich wegen des Trockenmachens der wegzuschießenden Lösser, und man verliert leicht etwas Sohle, durch zu merkliches Ansteigen derselben. Der letzte, am weitesten zurückbleibende unterste Strossenstoß, die Sohlenstrosse genannt (s. Ortssohle), pflegt der schwächste zu sein. Mit seiner Herausnahme muß die richtige Drtsohle hergestellt werden. Dazu bedarf es geschickter und aufmerktsamer Arbeiter; denn Fehler dagegen werden um so nachtheiliger sein, je wichtiger das Drt selbst und die Beobachtung richtiger Sohle ist. (Plümicke.)

Ortsweise, s. Ortweise.

ORTSZWITTER, ÖRTERZWITTER (Bergbau), heißen auf dem altenberger Zinnbergbaue die Zwitter, welche auf dem Stöln vor Drt gewonnen werden;

im Gegensatze zu denen, welche durch das Ausbrennen der Weitungen beim Stockwerksbaue fallen. (Plümicke.)

ORTULFO oder **ORTULPHO?**, Bildhauer oder vielmehr Bildschnitzer des 14. Jahrh., welcher zu Görlitz in der Oberlausitz 1385 in der Dreifaltigkeitskirche das schöne Chor oder die Stellen der Mönche mit sehr reicher durchbrochener Arbeit in Eichenholz schnitzte und mit herrlichen Verzierungen von Vögeln, Blumen und Früchten schmückte. Ebenso ist die alte Orgelverzierung schon früher im Jahr 1382 von ihm vollendet worden. (Erenzel.)

ORTUNG, ÖRTUNG (Bergbau), im Grunde synonym mit Drt, soweit dies das Ende einer Strecke, eines streckenähnlichen Grubenraumes bedeutet; nur daß Drtung mehr ein Kunstwort des Markscheiders ist, und als solches den Endpunkt eines Drtes im geometrischen Sinne bedeutet. Insofern nun von der markscheiderischen Angabe, unter welchem Punkte der Tagesoberfläche, unter welchem Punkte eines Grubenbaues irgend ein (tieferes) Drt oder ein Punkt desselben befindlich sei, die Rede ist, bezeichnet Drtung auch im Allgemeinen jeden solchergestalt zu bestimmenden Punkt der Grubenbaue, nicht allein das Ende eines wahren Drtes. Drtung also der durch markscheiderische Messungen über Tage, oder auch in einem gewissen Grubenbau aufgefundenen Punkt, der mit einem andern in der Grube gegebenen Punkte übereinstimmt, gegen ihn eine gewisse, genau erforschte Lage hat, mit ihm in einerlei seigerer Linie liegt. Ein solcher Punkt, ist er abgezogen und zugelegt, d. h. auf die Projectionsebene der Tagesoberfläche, oder eines andern Grubenbaues gebracht, wird mit einer Stufe, d. i. einem Markscheidezeichen, in den Stoß eingehauen, markirt. — Drtung oder Drt abpfählen, abpflocken, abstecken, den Drtspunkt, die Drtung in der verlangten Projectionsebene mit einem eingeschlagenen Pfahle, Pflocke, Stecken oder Stock bezeichnen. Dies ist der Drtspfahl, Drtspfock, Drtstock. Drt abziehen, heißt mit Hilfe der Markscheideinstrumente den Zug, die Messung verrichten, aus deren Resultate die Drtung angegeben werden kann. Im Allgemeinen auch: das Drt nach Länge u. und Winkeln messen, um es zu Risse zu bringen. Die Operation des Abziehens gibt nämlich alle, oder doch die nöthigsten Data, die zur Verzeichnung, Projection des abgezogenen Drtes in jeder beliebigen Projectionsebene erforderlich sind. Drtung angeben, ist der allgemeine Ausdruck für diese Bestimmung, Projection eines Drtspunktes. Die Angabe der Drtung zu Tage erfolgt also: 1) Der Markscheider fängt seinen Zug mit Compaß und Gradbogen u. an dem gegebenen oder angenommenen Drtspunkte in der Grube an, mißt jede Schnur und observirt jeden Winkel, bis an den nächsten Tageschacht, d. h. das Drt wird bis an den nächsten Tageschacht abgezogen der Grubenzug verrichtet. Ist dies ein seigerer Schacht, so wird 2) von der Hängebank desselben ein Loth bis zur Sohle des Drtes am Schacht, in welchem der erste Zug verrichtet wurde, hereingelassen. Wo dieses Loth die Drtsohle trifft, oder an der Lotblinie selbst, senkrecht über dem Lothe, da ist der Endpunkt des Gruben- oder Drtzuges.

gegeben. Wäre der Schacht nicht seiger, sondern flach, tonlágig, sodas der ganze Schacht vom Tage nieder nicht abgelohet werden könnte, so muß der erste Zug dergestalt fortgesetzt werden, daß man von der Ortssohle an oder unterm Schacht, in diesem in die Höhe zieht, bis an einen Punkt, auf welchem sich von der Hängebank nieder ein Loth fällen läßt. Durch das Verfahren unter 2 wird der Endpunkt des Grubenzuges zu Tage gebracht, d. h. der Anhaltspunkt am Tage (an der Hängebank des Schachtes oder darüber) gegeben, der sich lothrecht über dem Endpunkte des Grubenzuges befindet. Jetzt ist die Aufgabe zu lösen, von diesem Anhaltspunkte aus am Tage den Punkt zu bestimmen, welcher in seigerer Linie über dem Drtspunkt in der Grube befindlich ist. Dies kann geschehen: 1) mit gepaarten Zügen (siehe Paaren). Geschieht kaum noch irgendwo, aus dort angegebenen Gründen. 2) Wenn der Zug in der Grube gehörig berechnet (nach Sohlen und Seigertheuten) und darnach söhlig zugelegt, in Grundriß gebracht ist; oder wenn nach Streichsinus und Cosinus die Lage des Drtspunktes gegen eine Mittagslinie durch den Anhaltspunkt überm Schachte gezogen, genau bestimmt ist, so läßt sich die Länge der Linie und deren Compaßwinkel auf der Zeichnung angeben, welche von dem Anhaltspunkt über Tage aus, söhlig abgemessen werden müßte, um über den Drtspunkt zu gelangen. Dies Verfahren setzt aber voraus, daß über Tage nach der Gegend, wohin sich das Drt erstreckt, eine horizontale oder fast horizontale Fläche, oder eine ganz gleichförmige ansteigende, abfallende Fläche, auf welche jene söhliche Drtlinie leicht zu reduciren, vorhanden sei. Ist das, wie gewöhnlich nicht der Fall, so unterbleibt diese Lösung und man gibt die Drtung an; 3) Durch einen Tagezug mit verlorne Schnüren vom Anhaltspunkt über dem Schacht aus. Man zieht nämlich von diesem Punkt aus nach der Weltgegend, nach welcher das Drt vom Schachte aus getrieben ist, mit willkürlichen Schnüren und Windeln fort, bis an einen Punkt, eine Gegend, wo man vermuthet, daß das Drt anstehen möchte. Hier schlägt man einen Pfahl oder Pflock, den verlorne Drtspfad, und endigt einstweilen auf diesem den Tagezug. Dieser Zug wird nun vom Markscheider in seiner Wohnung berechnet und zugelegt, auf demselben Papiere, worauf der Grubenzug zugelegt ward. (Vergl. Figur hierzu.) Der verlorne Drtspfad, als der Endpunkt der Tageszugzulage, zeigt nun, wie viel man in jener Vermuthung, den Drtspunkt über Tage erreicht zu haben, irrete, und das Verfahren ist gleich dem, in der Arithmetik bekannten, von einem angenommenen, aber wahrscheinlich falschen Resultat aus das richtige zu finden.

Auf der Zulage (dem Risse) bestimmt der Markscheider nun, indem er an die Linie, die zwischen dem Drtspunkt auf der Zeichnung, und dem Punkte des verlorne Drtspfadles auf derselben Zeichnung gedacht und gezogen wird, den Compaß anlegt, in welcher Stellung und durch Abmessen dieser Linien, auf welche Weise er den wirklichen Drtspfad (auf der Grube) nachwärts, rückwärts, seitwärts gezogen werden

müsse, um den richtigen Drtspunkt zu erreichen. Dies wird verrichtet und am Ende dieser Linie oder Schnur der sichere, richtige Drtspfad eingeschlagen, zu dessen Aufindung der verlorne dienste. Dies ist das fast allgemein geübte Verfahren, die Drtung an den Tag zu bringen.

Soll ein Punkt über Tage in die Grube gefällt werden, so ist das Verfahren dasselbe, nur in umgekehrter Ordnung. Die letzte Linie auf der Zeichnung gibt dann an, in welcher Stunde und Länge ein Drt in der Grube, von dem verlorne Drtspfad oder Zeichen aus zu treiben ist, um lothrecht unter den gegebenen Tagepunkt zu kommen.

Ebenso ist es bei Angaben von Drtungen in der Grube, auf tiefern, höhern Sohlen desselben Grubenbaues. Das erste hier umständlich erläuterte Verfahren ist ganz einerlei mit der Lösung der Aufgabe, einen seigern Schacht, der auf einer Grubenortung niedergebracht werden soll, (am Tage) anzugeben, das letzte, die Lösung der Aufgabe, einen blinden Schacht, ein Gesenk, das von einem obern Sohlenpunkte, auf eine tiefere niedergebracht werden soll; auch ein Überbrechen, das von einem tiefern Sohlenpunkte bis zu einer höhern hinaufgemacht werden soll, anzugeben. — Drtung an Tag bringen, diese Bestimmung in Beziehung auf die Tagesoberfläche machen. Drtung einbringen, fast gleichbedeutend mit Drt einbringen, mit einem Drt einkommen; nur daß dies Einbringen einer Drtung das geometrische Verhältniß, in Beziehung zu andern Drtern, Grubenbauen, in welche sie eingebracht wurde und werden sollte, bezeichnet. Z. B. die Drtung ist richtig eingebracht; sie ist x Zoll zu tief, zu hoch, x Lchtr. zu weit seitwärts u. eingebracht. Drtung in die Grube fällen: einen gegebenen oder angenommenen Punkt der Tagesoberfläche lothrecht darunter in dem Grubenbaue, Grubenorte bezeichnen. Drtung gewinnen: das Gestein gewinnt Drtung, es nimmt die Drter (des Gezähes) an. (Siehe Ort in der ersten Bedeutung.) Drt pflücken, siehe Abpflöcken, Ortpflock. Drtung zu Tage bringen, zu Tage ausbringen, soviel wie an Tag bringen.

(Plümicke.)

ORTWEISE (Bergbau), ober Drtweise auffahren, heißt: in der Art und Weise, wie mit einem Drt auffahren. Drtweise ein Mittel durchschneiden: einen Raum gleich einem Orte hindurchbringen. Drtweise von dem Hauptgang auslängen: ein kleines Drt vom Hauptgang auf zufallenden Klüften und Geschieden treiben. Gewöhnlich ist der Raum, von dem man sagt, er sei ortweise getrieben, niedriger und enger, weniger regelmäßiges als ein rechtes Drt, und wird es mit der Förste und Sohle dabei nicht so genau genommen. Vgl. Sigort unter Ort.

(Plümicke.)

ORTWIN, ORTEWIN, später **ORTWEIN** (teutsche Heldensage), von Ort, Spitze, und Win, Freund, also Freund des Schwertes. 1) Ortwin, verlornt auch bloß Ort, Orte, des König Etels und Helle's (Herke's) Sohn, spielt eine nicht unbedeutende Rolle durch seinen frühen tragischen Tod. Nach der Gestaltung der Sage

im dem Heldenliebe, die Schlacht von Raben (Ravenna-Schlacht) genannt¹⁾, bittet Ortwin oder Ort, wie er hier heißt, und sein Bruder Scharfe ihre Ältern, sie mit Dietrich von Bern, als dieser gegen Ernrich zieht, reiten zu lassen, um Bern zu schauen. Die Ältern, Ernrichs Tücke fürchtend, verweigern den Kindern ihren Wunsch, bis Dietrich von Bern sich erbietet, sie unverfehrt zurückzubringen. Nun die ergreifendsten Abschiedsscenen. Dietrich läßt, während er gegen Raben zieht, sie nebst seinem Bruder in Bern (Verona) unter der Obhut des Meisters Isan zurück. Sie bringen aber so lange mit Bitten in ihn, bis er ihnen erlaubt, vor die Stadt spazieren zu reiten. Sie kommen aber bei dichtem Herbstnebel auf eine unrechte Straße und verirren sich auf die Heide bei Raben, wo Wittich auf der Warte ist. Der Nebel zerstreut sich, sie erblicken den ungetreuen Wittichen, und kämpfen mit ihm, zuerst Scharfe, dann Ortwin, entbrannt, des Bruders Tod zu rächen, bringt Wittichen mehre Wunden bei, fällt aber endlich im Kampf, und so auch sein Freund Diether. Groß ist Dietrichs Verzweiflung über ihren Tod, und zuletzt die tragischsten Momente, wie er ohne die Kinder nach Heunenland zurückkehren muß, den Ältern die Schreckensnachricht zu bringen u. Anders ist die Gestaltung der Heldensage von Ortwin nach der Wilkina-Sage. Hier rüstet Erka ihre Eöhne Erpe und Ortwin zur Fahrt mit dem Könige Dietrich, der sein Reich wieder gewinnen will, damit sie ihm beistehen sollen. Unter der Obhut des Ritters Helfrich bilden Erpe und Ortwin nebst ihrem Pflugebruder Diether eine der Heerscharen, und in ihrem Gefolge ist Herzog Rodung von Balkaburg²⁾. Als dieser in der Schlacht gefallen, reitet Ortwin Wittichen entgegen und Helfrich dem starken Kunga, und Ortwin und Helfrich finden den Tod, hierauf Erpe und Diether. Dietrichs Verlegenheit ist nun dieselbe³⁾.

2) Ortwin, von Metz, Hagens von Tronege (Troneck) Schwefersohn, des Königs Günthers Neffe und Truchseß (d. h. Obertruchseß) tritt als solcher im Nibelungenliede vor den übrigen Dienstmännern Günthers bei Anordnung der Vorbereitungen zu den Hochzeiten (großen Hoffesten) beim Empfange der Gäste und Sorge für dieselben u. am bedeutendsten, geehrtesten und gewaltigsten hervor, während die übrigen Dienstmännern, außer Hagen, dem Marschall, dessen Gebot auch wie Ortwins niemand zu unterlassen wagt, eine minder wichtige und Rumold der Küchenmeister⁴⁾ sogar eine komische Rolle

spielen. Als des grimmen Hagen Schwefersohn, worauf sich dabei ausdrücklich bezogen wird, theilt Ortwin dessen feindselige Gesinnung gegen den Helden Siegfried von Niederland, so bei dessen erstem Erscheinen an Günthers Hof, thut ihm die Sühne seines Königs mit Siegfried Hartleid, und er ruft nach Schwertern, so als der Entschluß zur verrätherischen Ermordung Siegfrieds gefaßt wird, betreibt diese nach dem grimmen Hagen Ortwin am meisten. Doch muß er als Truchseß nebst den übrigen Dienstmännern für Chriemhild, als sie sich nach Heunenland verheirathet, die Nachfelde (Nachtherberge) bis an die Donau schaffen. Bei der Heerfahrt Siegfrieds und Günthers gegen die Sachsen verlobt in der Schlacht Ortwin den Schein manches Helmes, und die sein Schwert erreicht, müssen wund oder meist todt bleiben. Man sollte so erwarten, er werde in dem großen letzten Kampfe der Nibelungen mit Ezels Necken bedeutend hervortreten, aber er erscheint hier gar nicht, ungesachtet er noch da erwähnt wird, wo Ezels Gesandten Wörbelin und Swemmelin, welche die Nibelungen zur Fahrt ins Heunenland einladen, beschenkt werden sollen. Der Verfasser des Nibelungenliedes, ungeachtet er Ortwins Tod nicht berührt, folgte also den Sagen, in welchen Ortwin vor Nibelungen-Noth vom Schauplatze dieses Lebens abgetreten war⁵⁾. Im Bitterrolf-Liede beklagt König Günther, der eben hört, daß ihm Gäste gekommen, seinen lieben Neffen Ortwinen von Metz, der zu früh in seinen Tagen starb, und gedenkt dessen, der ihn von freunden Weiganden (Kämpfern) aus jeglichem Lande sagen soll. Doch ist ein anderer Ortwin da, der sein Bettersohn ist, welcher bei den Sachsen von Kindheit an erwachsen war⁶⁾. Aber ist wol bloß ein Nachbild des verstorbenen Ortwin, auch er wird Ortwin von Metz genannt. Jedoch ist er nicht Truchseß, sondern dieses ist Sindold, der im Nibelungenliede Schenke ist. Wir wollen sogleich andeuten, was diesem Ortwin II. von Metz, wie wir den Bettersohn des ersten nennen wollen, bestrift. Da wo Hildebrand bestimmt war von Ezels und Ernrichs Mannen vor Worms mit Günthers Leuten kämpfen soll, kommt auf Berchtung der junge Ortwin. Dieser Ortwin von Metz erbietet sich, als Rüdiger seine Botschaft an Günthers Hof bringt, mit seinen hundert Helden auf dem Plane bei den Gästen zu sein. Als Siegfried tausend Mark als Lösegeld für einen, der gefangen werde, und für sein Wicgewand (Rüstung) bestimmt, widerspricht der junge Degen Ortwin, denn seine Hoffnungen stehen hoch auf Wittichs Helm und Schwert, kommen diese in seine Gewalt, niemand solle ihn verhindern, sie zu behalten. Im Kampfe dann dringen auf Wittichen, welcher Heimen aus der Gefahre entreisst, in die ihn Rumold, der Küchenmeister, bringt, Hagen, der kühne Ortwin, Hunold und Sindold ein, um Ru-

1) Ravennaschlacht (in v. d. Hagens und Primiffers Heldenbuch in der Ursprache. S. 10—13. Alte übersicht des Sagenkreises des Heldenbuches zu diesem, frankfurter Ausgabe von 1560. Bl. 185. S. 1. Sp. 2. 2) Nach dem Bitterrolf-Lied (ebendaf. S. 84) findet sich in der Gesellschaft Orts und Erps's, wie er hier heißt, als sie den jungen Gast Dietrich, Bitterrolfs Sohn, an ihres Vaters Hof empfangen, der junge Markgraf Rodung, der schönen Gottlinde Kind, also des Markgrafen Rüdigers von Pechlarn Sohn. 3) Wilkina- oder Niflunga Saga. Cap. 296—299 bei v. d. Hagen, Nord. Held. S. 370—373. Cap. 301. p. 384. Cap. 307. p. 393. Cap. 309. p. 402—404. Cap. 315. p. 416—418. 4) über das Hofamt des Küchenmeisters neben dem des Truchseß, s. d. Art. Küchenmeister.

5) Nibelungenlied. Ausg. durch v. d. Hagen v. 1816. S. 4, 15, 20, 21, 25, 27, 58, 61, 63, 83, 85, 92, 117, 125, 136, 156. 6) Bitterrolf-Lied. S. 61. vergl. S. 26, wo der Witwe Ortwins von Metz gedacht wird, welche zu Metz wol hundert oder mehr Ritter hat.

gegeben. Wäre der Schacht nicht seiger, sondern flach, donlägig, so daß der ganze Schacht vom Tage nieder nicht abgelöset werden könnte, so muß der erste Zug dergestalt fortgesetzt werden, daß man von der Ortsfohle an oder unterm Schacht, in diesem in die Höhe zieht, bis an einen Punkt, auf welchem sich von der Hängebank nieder ein Loth fallen läßt. Durch das Verfahren unter 2 wird der Endpunkt des Grubenzuges zu Tage gebracht, d. h. der Anhaltspunkt am Tage (an der Hängebank des Schachtes oder darüber) gegeben, der sich lothrecht über dem Endpunkte des Grubenzuges befindet. Jetzt ist die Aufgabe zu lösen, von diesem Anhaltspunkte aus am Tage den Punkt zu bestimmen, welcher in seigerer Linie über dem Ortspunkt in der Grube befindlich ist. Dies kann geschehen: 1) mit gepaarten Zügen (siehe Paaren). Geschieht kaum noch irgendwo, aus dort angegebenen Gründen. 2) Wenn der Zug in der Grube gehörig berechnet (nach Sohlen und Seigertheuten) und darnach söhlig zugelegt, in Grundriß gebracht ist; oder wenn nach Streichsinus und Cosinus die Lage des Ortspunktes gegen eine Mittagslinie durch den Anhaltspunkt überm Schachte gezogen, genau bestimmt ist, so läßt sich die Länge der Linie und deren Compaßwinkel auf der Zeichnung angeben, welche von dem Anhaltspunkt über Tage aus, söhlig abgemessen werden müßte, um über den Ortspunkt zu gelangen. Dies Verfahren setzt aber voraus, daß über Tage nach der Gegend, wohin sich das Ort erstreckt, eine horizontale oder fast horizontale Fläche, oder eine ganz gleichförmige ansteigende, abfallende Fläche, auf welche jene söhliche Ortslinie leicht zu reduciren, vorhanden sei. Ist das, wie gewöhnlich nicht der Fall, so unterbleibt diese Lösung und man gibt die Ortung an; 3) Durch einen Tagezug mit verlorne Schnüren vom Anhaltspunkt über dem Schacht aus. Man zieht nämlich von diesem Punkt aus nach der Weltgegend, nach welcher das Ort vom Schachte aus getrieben ist, mit willkürlichen Schnüren und Winkeln fort, bis an einen Punkt, eine Gegend, wo man vermuthet, daß das Ort anstehen möchte. Hier schlägt man einen Pfahl oder Pflock, den verlorne Ortspfahl, und endigt einstweilen auf diesem den Tagezug. Dieser Zug wird nun vom Markscheider in seiner Wohnung berechnet und zugelegt, auf demselben Papiere, worauf der Grubenzug zugelegt ward. (Vergl. Figur hierzu.) Der verlorne Ortspfahl, als der Endpunkt der Tagezugszulage, zeigt nun, wie viel man in jener Vermuthung, den Ortspunkt über Tage erreicht zu haben, irrte, und das Verfahren ist gleich dem, in der Arithmetik bekannten, von einem angenommenen, aber wahrscheinlich falschen Resultat aus das richtige zu finden.

Auf der Zulage (dem Risse) bestimmt der Markscheider nun, indem er an die Linie, die zwischen dem Ortspunkt auf der Zeichnung, und dem Punkte des verlorne Ortspfahles auf derselben Zeichnung gedacht und gezogen wird, den Compaß anlegt, in welcher Stunde, und durch Abmessen dieser Linien, auf welche Länge von dem wirklichen Ortspfahl (auf der Grube selbst) vorwärts, rückwärts, seitwärts gezogen werden

müsse, um den richtigen Ortspunkt zu erreichen. Dies wird verrichtet und am Ende dieser Linie oder Schnur der sichere, richtige Ortspfahl eingeschlagen, zu dessen Auffindung der verlorne diente. Dies ist das fast allgemein geübte Verfahren, die Ortung an den Tag zu bringen.

Soll ein Punkt über Tage in die Grube gefällt werden, so ist das Verfahren dasselbe, nur in umgekehrter Ordnung. Die letzte Linie auf der Zeichnung gibt dann an, in welcher Stunde und Länge ein Ort in der Grube, von dem verlorne Ortspfahl oder Zeichen aus zu treiben ist, um lothrecht unter den gegebenen Tagepunkt zu kommen.

Ebenso ist es bei Angaben von Ortungen in der Grube, auf tiefern, höhern Sohlen desselben Grubenbaues. Das erste hier umständlich erläuterte Verfahren ist ganz einerlei mit der Lösung der Aufgabe, einen seigern Schacht, der auf einer Grubenortung niedergebracht werden soll, (am Tage) anzugeben, das letzte, die Lösung der Aufgabe, einen blinden Schacht, ein Gesenk, das von einem obern Sohlenpunkt, auf eine tiefere niedergebracht werden soll; auch ein Überbrechen, das von einem tiefern Sohlenpunkte bis zu einer höhern hinaufgemacht werden soll, anzugeben. — Ortung an Tag bringen, diese Bestimmung in Beziehung auf die Tagesoberfläche machen. Ortung einbringen, fast gleichbedeutend mit Ort einbringen, mit einem Ort einkommen; nur daß dies Einbringen einer Ortung das geometrische Verhältniß, in Beziehung zu andern Orten, Grubenbauen, in welche sie eingebracht wurde und werden sollte, bezeichnet. J. B. die Ortung ist richtig eingebracht; sie ist x Zoll zu tief, zu hoch, x Lohr. zu weit seitwärts u. eingebracht. Ortung in die Grube fallen: einen gegebenen oder angenommenen Punkt der Tagesoberfläche lothrecht darunter in dem Grubenbaue, Grubenorte bezeichnen. Ortung gewinnen: das Gestein gewinnt Ortung, es nimmt die Orter (des Gezähes) an. (Siehe Ort in der ersten Bedeutung.) Ort pflücken, siehe Abpflücken, Ortpflock. Ortung zu Tage bringen, zu Tage ausbringen, soviel wie an Tag bringen.

(Plümcke.)

ORTWEISE (Bergbau), oder Ortsweise auffahren, heißt: in der Art und Weise, wie mit einem Ort auffahren. Ortweise ein Mittel durchschneiden: einen Raum gleich einem Orte hindurchbringen. Ortweise von dem Hauptgang auslängen: ein kleines Ort vom Hauptgang auf zufallenden Klüften und Geschicken treiben. Gewöhnlich ist der Raum, von dem man sagt, er sei ortweise getrieben, niedriger und enger, weniger regelmäßiges als ein rechtes Ort, und wird es mit der Förste und Sohle dabei nicht so genau genommen. Vgl. Sigort unter Ort.

(Plümcke.)

ORTWIN, **ORTEWIN**, später **ORTWEIN** (teutsche Heldensage), von Ort, Spitze, und Win, Freund, also Freund des Schwertes. 1) Ortwin, verkürzt auch bloß Ort, Orte, des König Etzels und Helke's (Herke's) Sohn, spielt eine nicht unbedeutende Rolle durch seinen frühen tragischen Tod. Nach der Gestalt der Sage

im dem Heldenliede, die Schlacht von Raben (Ravenna-Schlacht) genannt¹⁾, bittet Ortwin oder Ort, wie er hier heißt, und sein Bruder Scharfe ihre Ältern, sie mit Dietrich von Bern, als dieser gegen Emrich zieht, reiten zu lassen, um Bern zu schauen. Die Ältern, Emrichs Töchter fürchtend, verweigern den Kindern ihren Wunsch, bis Dietrich von Bern sich erbietet, sie unverfehrt zurückzubringen. Nun die ergreifendsten Abschiedsscenen. Dietrich läßt, während er gegen Raben zieht, sie nebst seinem Bruder in Bern (Verona) unter der Obhut des Meisters Ihsan zurück. Sie dringen aber so lange mit Bitten in ihn, bis er ihnen erlaubt, vor die Stadt spazieren zu reiten. Sie kommen aber bei dichtem Herbstnebel auf eine unrechte Straße und verirren sich auf die Heide bei Raben, wo Wittich auf der Warte ist. Der Nebel zerstreut sich, sie erblicken den ungetreuen Wittichen, und kämpfen mit ihm, zuerst Scharfe, dann Ortwin, entbrannt, des Bruders Tod zu rächen, bringt Wittichen mehre Wunden bei, fällt aber endlich im Kampf, und so auch sein Freund Diether. Groß ist Dietrichs Verzweiflung über ihren Tod, und zuletzt die tragischsten Momente, wie er ohne die Kinder nach Heunenland zurückkehren muß, den Ältern die Schreckensnachricht zu bringen u. Anders ist die Gestaltung der Heldensage von Ortwin nach der Wilkina-Sage. Hier rüftet Erka ihre Söhne und Ortwin zur Fahrt mit dem Könige Dietrich, der sein Reich wieder gewinnen will, damit sie ihm beistehen sollen. Unter der Obhut des Ritters Helfrich bilden Erpe und Ortwin nebst ihrem Pflugebruder Diether eine der Heerscharen, und in ihrem Gefolge ist Herzog Rodung von Balkaburg²⁾. Als dieser in der Schlacht gefallen, reitet Ortwin Wittichen entgegen und Helfrich dem starken Runga, und Ortwin und Helfrich finden den Tod, hierauf Erpe und Diether. Dietrichs Verlegenheit ist nun dieselbe³⁾.

2) Ortwin, von Metz, Hagens von Tronege (Troneck) Schweftersohn, des Königs Günthers Neffe und Truchseß (d. h. Obertruchseß) tritt als solcher im Nibelungenliede vor den übrigen Dienstmännern Günthers bei Anordnung der Vorbereitungen zu den Hochzeiten (großen Hoffesten) beim Empfange der Gäste und Sorge für dieselben u. am bedeutendsten, geehrtesten und gewaltigsten hervor, während die übrigen Dienstmännern, außer Hagen, dem Marschall, dessen Gebot auch wie Ortwins niemand zu unterlassen wagt, eine minder wichtige und Rumold der Küchenmeister⁴⁾ sogar eine komische Rolle

spielen. Als des grimmen Hagen Schweftersohn, worauf sich dabei ausdrücklich bezogen wird, theilt Ortwin dessen feindselige Gesinnung gegen den Helden Siegfried von Niederland, so bei dessen erstem Erscheinen an Günthers Hof, thut ihm die Sühne seines Königs mit Siegfried Hartleid, und er ruft nach Schwertern, so als der Entschluß zur verrätherischen Ermordung Siegfrieds gefaßt wird, betreibt diese nach dem grimmen Hagen Ortwin am meisten. Doch muß er als Truchseß nebst den übrigen Dienstmännern für Chriemhild, als sie sich nach Heunenland verheirathet, die Nachtselbe (Nachtberberge) bis an die Donau schaffen. Bei der Heerfahrt Siegfrieds und Günthers gegen die Sachsen verlobt in der Schlacht Ortwin den Schein manches Helms, und die sein Schwert erreicht, müssen wund oder meist todt bleiben. Man sollte so erwarten, er werde in dem großen letzten Kampfe der Nibelungen mit Ezels Recken bedeutend hervortreten, aber er erscheint hier gar nicht, ungeachtet er noch da erwähnt wird, wo Ezels Gesandten Wörbelin und Swemmelin, welche die Nibelungen zur Fahrt ins Heunenland einladen, beschenkt werden sollen. Der Verfasser des Nibelungenliedes, ungeachtet er Ortwins Tod nicht berührt, folgte also den Sagen, in welchen Ortwin vor Nibelungen-Noth vom Schauplatze dieses Lebens abgetreten war⁵⁾. Im Bitterrolfs-Liede beklagt König Günther, der eben hört, daß ihm Gäste gekommen, seinen lieben Neffen Ortwinen von Metz, der zu früh in seinen Tagen starb, und gedenkt dessen, der ihn von fremden Weiganden (Kämpfern) aus jeglichem Lande sagen soll. Doch ist ein anderer Ortwin da, der sein Bettersohn ist, welcher bei den Sachsen von Kindheit an erwachsen war⁶⁾. Aber ist wol bloß ein Nachbild des verstorbenen Ortwin, auch er wird Ortwin von Metz genannt. Jedoch ist er nicht Truchseß, sondern dieses ist Sindold, der im Nibelungenliede Schenke ist. Wir wollen sogleich andeuten, was diesem Ortwin II. von Metz, wie wir den Bettersohn des ersten nennen wollen, be trifft. Da wo Hildebrand bestimmt war von Ezels und Emrichs Mannen vor Worms mit Günthers Leuten kämpfen soll, kommt auf Verchtung der junge Ortwin. Dieser Ortwin von Metz erbietet sich, als Rüdiger seine Botschaft an Günthers Hof bringt, mit seinen hundert Helden auf dem Plane bei den Gästen zu sein. Als Siegfried tausend Mark als Lösegeld für einen, der gefangen werde, und für sein Wicgewand (Rüstung) bestimmt, widerspricht der junge Degen Ortwin, denn seine Hoffnungen stehen hoch auf Wittichs Helm und Schwert, kommen diese in seine Gewalt, niemand solle ihn verhindern, sie zu behalten. Im Kampfe dann dringen auf Wittichen, welcher Heimen aus der Gefahr entreißt, in die ihn Rumold, der Küchenmeister, bringt, Hagen, der kühne Ortwin, Hunold und Sindold ein, um Ru-

1) Ravennaschlacht (in v. d. Hagens und Primiffers Heldenbuch in der Ursprache. S. 10—13. Alte Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuches zu diesem, frankfurter Ausgabe von 1560. Bl. 185. S. 1. Sp. 2. 2) Nach dem Bitterrolfs-Lied (ebendaf. S. 84) findet sich in der Gesellschaft Orts und Erpses, wie er hier heißt, als sie den jungen Gast Dietlieb, Bitterrolfs Sohn, an ihres Vaters Hof empfangen, der junge Markgraf Rodung, der schönen Gottlinde Kind, also des Markgrafen Rüdigers von Pechlarn Sohn. 3) Wilkina- oder Nislunga Saga. Cap. 296—299 bei v. d. Hagens, Nord. Held. S. 370—378. Cap. 301. p. 384. Cap. 307. p. 393. Cap. 309. p. 402—404. Cap. 315. p. 416—418. 4) über das Hofamt des Küchenmeisters neben dem des Truchseß, s. d. Art. Küchenmeister.

5) Nibelungenlied. Ausg. durch v. d. Hagens v. 1816. S. 4, 15, 20, 21, 25, 27, 53, 61, 63, 83, 85, 92, 117, 125, 136, 156. 6) Bitterrolfslied. S. 61. vergl. S. 26, wo der Witwe Ortwins von Metz gedacht wird, welche zu Metz wol hundert oder mehr Ritter hat.

molten beizustehen, und Wittich, Berchtung, Heime, Randold und Rinnold müssen zurückweichen. In dem Kampfe, welcher am folgenden Tage statthat, führt Ortwin des Königs Fahne, und Rüdiger, der Dietliebs Schar leitet, läßt gegen Ortwinen Helffrichen sich mit der Fahne wenden⁷⁾. Dieses von Ortwin II. von Metz, dem Nachbild Ortwins I. Diese beiden Ortwine kämpfen für den König Günther. Aber in den Heldensagen von Dietrichs von Bern kämpfen mit Ernrich vor dem Verluste seines Reiches, um es gegen ihn zu behaupten, und nach dem Verluste desselben, um es wieder zu gewinnen, kommt Ortwin von Metz unter den Mannen Dietrichs und für diesen kämpfend vor⁸⁾, namentlich besteht in der Schlacht vor Raben (Ravenna) den Landgrafen von Thüringen, der Markeiz geheissen ist⁹⁾, ungeachtet König Günther dem Kaiser Ernrich gegen Dietrich Hilfe leistet. Daß wir hier keinen andern Ortwin von Metz vor uns haben, als den bekannten Ortwin (den I.) von Metz, lehrt, daß in seiner Gesellschaft Stutenfuß (s. d.) vom Rhein erscheint, jener Stutenfuß, der im Rosengarten auf der Seite der Burgunder gegen einen der Wölsingen kämpfte. Da in den Liedern von Dietrichs Ahnen und Flucht und von der Schlacht vor Raben Ortwin ausdrücklich von Metz genannt wird, so ist der Ortwin, welcher im Liebe von Alpharts Tode unter Dietrichs Recken erscheint¹⁰⁾, auch kein anderer als unser Ortwin von Metz. Im Rosengartenliede treten zwei Ortwine auf, der junge Degen Ortwin, und der Riese Ortwin, jener ist unter Dietrichs Recken und kämpft mit Volker dem Spielmann und besiegt ihn; der andere Ortwin ist unter Chriemhilds Kämpfern, ist unter allen Riesen der theuerste mit aller List, sein Bruder ist der Riese Pusold, der im Kampfe mit Wolthart fällt. Der Riese Ortwin kämpft nun, um seines geliebten Bruders Tod zu rächen, desto erbitterter mit Siegfried und wird von diesen erschlagen¹¹⁾. Nach unserer Meinung sind Ortwin der Degen und Ortwin der Riese aus Dietrich von Metz gebildet, ungeachtet sie nicht so genannt werden, der eine zu Folge der Heldensage, nach welcher Ortwin von Metz auch dem Berner beistehet und der andere nach der Heldensage, nach welcher Ortwin von Metz am Hofe der Burgunden ist, und zu Folge der feindseligen Behandlungen der Kämpfer Sibichs und Chriemhilds, nach welchen sie zu Riesen gemacht werden.

7) Bitterolfied. S. 78, 86, 87, 107, 120, 121. 8) Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen. S. 33, 61. 9) Ravensaschlacht. S. 37, 46. 10) Alpharts Tod, im v. d. Hagenschen Heldenbuche von 1811. S. 16. 11) Rosengartenlied ebendasselbst. S. 4, 21, 22, 31, 39, 40, 52, 53. Bearbeitung desselben in der alten Ausgabe des Heldenbuchs v. 1560. Bl. 143. S. 2. Bl. 149. S. 2. Bl. 156. S. 2. Bl. 160. S. 2. Bl. 161. S. 1 in der Bearbeitung durch Kaspar von der Hön (in v. d. Hagens und Primiffers Heldenbuch in der Ursprache. S. 192, 205, 210. In der andern Gestalt der Heldensage vom Rosengarten zu Worms, in der heidelberger und strassburger Handschrift, welcher der große Rosengarten heißt, und sich auch in v. d. Hagens und Primiffers Heldenbuche findet, tritt kein Ortwin auf.

3) Ortwin von Bunn (Bonn) wird nach der alten Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuchs vom Berner erschlagen¹²⁾, ist wol auch kein anderer als Dietrich von Metz, welcher nur einen andern Sitz erhalten hat, wenigstens wird dieses dadurch wahrscheinlich, daß der Verfasser jener Übersicht Ortwins von Metz nicht gedenkt.

4) Ortwin, König von Ortland, Hortland, gewöhnlich aber auch Nortland genannt, also Norwegen, Sohn des Königs Hettelin von Hegelingen und Hilde's, des Königs Hagen Tochter von Eyrland (Irland), Bruder Chutrons, Chautrun's (Subrun's), zieht mit seinem Vater, dem Bräutigam Chutrons, Herwig, Könige von Sewen, d. h. Seeland, wie sein Land auch genannt wird, zu Hilfe, als dieser von Seyfried, dem Könige von Morland, bekriegt ward, und besiegt die Moren (Mauren) in einer zwölfstägigen Schlacht. Unterdessen wird Ortwins Schwester von ihrem verschmähten Bewerber Hartmut und dessen Vater, dem Könige Ludwig von Drmanien, Demandie, Normandie, geraubt. Hettel und Ortwin segeln ihm nach. Hettel fällt in der Schlacht auf dem Wolpensand, Ortwin, obschon herrlich kämpfend, kann seine Schwester nicht befreien, da die Feinde mit ihr des Nachts von dannen fahren. Hilde bringt ein großes Heer zusammen und sendet es mit Ortwinen, ihre Tochter aufzusuchen und zu befreien. Ortwin legt bei einem Sturme mit der Flotte an einer waldigen bergigen Strecke der Küste in der Nähe der Normandie an, und begibt sich auf einem Bote nur mit Herwig in Ludwigs Reich, um den Ort aufzusuchen, wo Chutrun sich befindet. Sie finden sie, wie dieselbe, da sie die Verbindung mit Hartmut verschmäht, von dessen teuflischer Mutter gepeinigt, auf dem Meeresstrande mit dem mit ihr geraubten und ihr treugebliebenen Hoffräulein Hildeburg bei starker Kälte Kleider waschen muß. Nach rührender Erkennungsscene will Herwig seine Braut mit sich nehmen. Aber diesem widersteht sich Hartmut, indem er sagt: Hätte ich hundert Schwestern, die ließ ich eher sterben, als daß ich mich so stark in fremdem Lande verhehlte, und die meinen grimmen Feinden stähle, die man mir mit Sturm genommen. Der Bruder und der Bräutigam Chutrons kehren zum Heere zurück. Diese entgeht Gerlinds Mißhandlungen, indem sie sich geneigt zur Vermählung mit Hartmut stellt. Ortwin wird in der Schlacht von Hartmut verwundet, gewinnt jedoch den Sieg, indem Ludwig durch Herwig fällt, erobert die Königsburg und segelt mit dem gefangenen Hartmut und dessen Schwester Drtrun heim. Diese hat Chutrunen freundlich behandelt, und Ortwin heirathet sie auf seiner Schwester Rath, während der von Ortwin mit der Freiheit beschenkte Herwig sich mit Hildeburg verbindet¹³⁾. Ortwin gehört in den Sagenkreis des Heldenbuchs, welcher Rück Erinnerungen an die Raubzüge

12) Alte Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuchs zu diesem, Regb. v. 1560. Bl. 184. S. 2. Sp. 2. Bl. 185. S. 1. Sp. 2. 13) Chutrunlied in der v. d. Hagens und Primiffers Heldenbuche in der Ursprache S. 30, 36, 37, 47, 49, 57, 58, 60, 61, 63, 65, 69—88.

der Nordmannen enthält¹⁴⁾. Drtwins Mutter Hilde ist die Hildur, die Tochter des Königs Hogni, welche von Hedin, Hiarandi's Sohne geraubt wird, in der nordischen Sage, welche in der Skalda aufbewahrt ist¹⁵⁾. Aus dem Namen Hedin ist der von Drtwins Vater, Hettelin, Hedin gebildet.

(Ferdinand Wächter.)

ORTYGIA. Über die verschiedenen im Alterthum Ortygia benannten Orter und ihren etwaigen Zusammenhang bleibt auch nach den Forschungen von J. H. Voss¹⁾, Dissen²⁾ und C. D. Müller³⁾ Manches dunkel. Daß der Name mit dem Dienste der Artemis zusammenhängt, welche Göttin selbst den Beinamen *Ortygia* bei Sophokles⁴⁾ führt, während andere⁵⁾ die Amme der Göttin oder die Schwester der Latona so nennen, ja daß namentlich die Benennung eines Ortes Ortygia denselben als geglaubte Geburtsstätte der Göttin bezeichne, ist an sich einleuchtend. Wir finden aber diese Benennung 1) auf dem ätolischen Berge Chalcis und es war die, aber freilich durch nichts sonst erwiesene Meinung sowol des Phanodikus in der Geschichte von Delos, als des Nikander im dritten Buche seiner ätolischen Geschichte⁶⁾, daß alle *Ortygiae* genannten Orte Colonien von dem uns sonst weiter nicht bekannten Drtygia in Aetolien seien. 2) Wird bald eine Delos benachbarte Insel, bald Delos selbst Drtygia genannt; jenes, nämlich daß Drtygia von Delos unterschieden wird, ist der Fall in dem homerischen Hymnus auf Apoll B. 15, welcher Vers auch im Drphischen Hymnus⁷⁾ wiederholt wird, wornach Apoll in Delos, Artemis in Drtygia geboren wurde; und da Strabo⁸⁾ anzudeuten scheint, daß Rhenea auch Drtygia genannt worden sei, so wäre es wol das Natürlichste bei diesem B. eben an Rhenea zu denken, wenn nicht gar ein bestimmter Theil von Delos selbst auch hier zu verstehen; denn allerdings gab es eine andere Sage, wornach auch Artemis auf Delos geboren, dieses Eiland selbst das Drtygia sei; dies scheint die Bedeutung des Wortes schon in der Odyssee (V, 123. XV, 404) zu sein, und man wird viele Belege dafür bei Tzschucke⁹⁾ gesammelt finden; den Namen leiteten einige von den Wachteln ab, die hier gern oder zuerst verweilt hätten, andere von der Verwandlung der Latona, oder der Asteria, ihrer Schwester, in eine Wachtel, andere davon, daß Jupiter in der Gestalt einer Wachtel mit der Latona Umgang hatte. 3) Wartheils bei Ephesus ein vom Genetrius durchflossener anmuthiger Cypressenhain Drtygia, in dem der Sage nach Artemis geboren ward, wo Tempel standen und Feste begangen wurden¹⁰⁾, theils soll Ephesus selbst Drtygia geheissen haben¹¹⁾. 4) Ein berühmtes Drtygia war das

von Syrakus, was schon von Hesiod¹²⁾ erwähnt wird und unter allen fünf Theilen von Syrakus am frühesten angebaut war, Anfangs Insel, später durch einen Steindamm, noch später durch eine Brücke mit dem festen Lande verbunden, Halbinsel, darum dieser Theil bald *vā-σος*, *νῆσος* auch bei lateinischen Schriftstellern *Navos*, *Nasus*, *Insula*, bald *Χερσόνησος*, *Peninsula*, benannt wurde; auf Drtygia war die fischreiche Quelle süßen Wassers, *Arthusa*, durch Sagen verherrlicht; hier war Hierons Königsburg, worin später die römischen Prätorien wohnten, sowie seine *ἱεροτόλειον*; hier unter vielen andern Tempeln besonders ein berühmter Dianen- und ein Minerventempel; bei Drtygia waren zwei Häfen, an jeder Seite einer; es war dasselbe schon früh besetzt und wurde es noch mehr unter Dionys dem Ältern. Vergl. Göller, *De sit. et origin. Syracus.* p. 39 sq. Dieses Drtygia nun nennt Pindar (N. I. init.) *Δήλου κασιγνήτη* „Delos verschwistert“ wegen des gemeinsamen Cult. 5) Nach Stephan Byz. heißt auch Libyen *Ortygia*. (H.)

ORTYGIA Leach (Mollusca). Eine Gattung zweischaliger Muscheln, deren Brown in seinem: *The Conchologists Text-Book* p. 126 gedenkt und sie in den *Tribus Conchacoa* zwischen *Venericardia* und *Venus* stellt. Kennzeichen: Schale gleichschalig, quer in jeder Schale drei Hauptzähne, von denen zwei genähert, einer entfernt; das Band fast äußerlich, die Wirbel mehr nach einer Seite geneigt, zwischen ihnen ein länglicher herzformiger Eindruck; der verlängerte Schloßrand schiefl, stark niedergedrückt, mit einer länglichen Grube der rechten Schale zur Aufnahme des Randes der linken. Als Typus ist angeführt *O. gallina* (ib. pl. 16. f. 19). Etwas herzformig mit schwach gebogenen concentrischen Streifen, und drei oder vier strahlenförmigen Binden, vom Wirbel nach dem Rande, häufig mit überlaufenden Zickzacklinien. Innere Seite weiß, der Rand fein gekerbt. Ein Zoll lang. In den britischen Meeren. (D. Thon.)

ORTYGINAE Charl. Bonaparte (Aves). Eine Abtheilung der Familie *Crypturi*, diejenigen enthaltend, welche nur drei Behen haben. Es gehört hierher die einzige Gattung *Ortygis*. (D. Thon.)

ORTYGIS Illiger (Aves). Eine Gattung aus der Ordnung der hühnerartigen Vögel, welche aus *Tetrao* Linné's gesondert, zuerst von Bonaparte unter dem Namen *Tornix* ausgeführt ward, dann aber im Ganzen und nach einzelnen Arten verschiedene Namen, als *Ortygodes*, *Ortyxelos* und *Sorticella* von Vieillot, *Tridactylus* von Lacépède, *Hemipodius* von Temminck erhielt, und theils, wie von Cuvier, als eigene Gattung in die Nähe der Hauptgattung *Tetrao* gestellt, theils wie von Bonaparte als Typus einer eigenen Familie *Ortyginae*, nur aus ihr bestehend (Zfss. 1832. S. 307) betrachtet worden ist.

Die Kennzeichen sind folgende: Schnabel mittelmäßig lang, schwächig, grade, stark zusammengedrückt, Fir-

14) Vergl. über die Zeiträume der Heldensage *Mone*, *Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa.* 2. Th. S. 288. 15) *S. Skalda* in der *Snorra-Edda.* Ausg. von *Kasl.* S. 163—165.

1) *Delos und Drtygia* in den *Mythologischen Briefen.* III, 215 sq. 2) *Explicat. ad Pind. N. I. p. 390 sq.* 3) *Dorrier.* I, 377 sq. 4) *Trach. 212. Ἀρτέμιον Ὀρτυγίων.* Schol. *ἢν ἐν Ὀρτυγίᾳ τιμωμένῃ*, ebenso *Ovid.*, *Metam.* I, 693. 5) *Strab.* XIV, 639 sq. Schol. ad *Apollon.* *Rhod.* I, 308. 6) Schol. ad *Apoll.* *Rhod.* I, 419. 7) *XXXIV.* 5. 8) *X.* 486. 9) *Ad Mel.* p. 777. 10) *Strab.* XIV, 639 sq. *Tacit.* *Annal.* III, 61. 11) *Plin.* V, 29, 29. *Steph. Byz.* h. s. *Ἐφεσός.*

12) *Strab.* I, 23.

recht fett werden. Versuche, sie aus den Eiern aufzuziehen, sind im Allgemeinen fehlgeschlagen, wahrscheinlich weil es an der eigenthümlichen Pflege fehlte und aus Mangel an Insecten, von welchen die Jungen leben. Die gewöhnliche Nahrung dieser Art besteht aus Sämereien verschiedener Art und solchen Beeren, welche nahe an der Oberfläche der Erde wachsen, mit welchen sie dann auch eine Menge Sand und Kies mit aufnehmen. Gegen den Herbst, wenn die Jungen eben ihre volle Größe erreicht haben, bekommen sie ein fettes, saftiges und zartes Fleisch, das, da es auch eine schöne Weiße zeigt und einen guten Geschmack hat, sehr gesucht ist. Vor 20 Jahren kostete das Duzend zwölf Cents, jetzt (1830) werden sie gewöhnlich mit 50 Cents bezahlt. Bei harten Wintern leiden sie in den mittlern Districten gar sehr und werden in ungeheurer Zahl getödtet. Man hat sie auch nach verschiedenen Gegenden Europa's versetzt, doch ist man eben nicht mit ihnen zufrieden, denn sie sind so freitsüchtig gegen die inländischen gemeinen Rebhühner, daß sie diese, welche man für ein besseres Wildpret ansieht, vertreiben.

Das erwachsene Männchen hat einen kurzen, starken, stumpfen Schnabel, dessen Wurzel mit Federn bedeckt ist, welche auch die Nasenlöcher verstopfen; das Gefieder ist dicht, glänzend, die Federn auf dem Oberkopfe können als ein Busch aufgerichtet werden, die Flügel sind kurz, breit, gekrümmt und gerundet, die vierte Schwungfeder ist die längste, der Schwanz ist kurz, zugerundet, und besteht aus zwölf ebenfalls zugerundeten Federn. Der Schnabel ist dunkelbraun, die Iris haselnußbraun, die Füße graublau. Vorderkopf, eine breite Linie über jedem Auge, Brust und Vorderhals sind weiß. Zügel, Ohrdeckfedern und ein breites halbmondförmiges Band am Vorderhalse sind mehr oder weniger schwarz. Oberkopf, hinterer und unterer Theil des Halses ringsherum röthlichbraun. Oberücken und Deckfedern der Flügel sind lichtrothlichbraun, der Unterrücken lichtrothlich mit Gelb. Die ersten Schwungfedern sind dunkel, außen blaugerandet, die zweiten unregelmäßig mit Hellroth bandirt. Der Schwanz ist graublau, mit Ausnahme der Mittelfedern, welche grau gelb mit Schwarz gesprenkelt. Die Seiten des Halses sind weiß gesprenkelt. Die untern Theile sind weiß, röthlichbraun gestreift, in die Quere schwarz wellenförmig bandirt. Die Seiten und untern Schwanzdeckfedern sind röthlich. Die Länge beträgt 10 Zoll, die Ausbreitung der Flügel 15 Zoll. Das junge Männchen gleicht dem erwachsenen in der allgemeinen Farbenvertheilung, aber das Weiß an Kopf und Brust ist schwach röthlich gelb, das Schwarz am Vorderhals und an den Seiten des Kopfes ist tiefbraun, die untern Theile sind weniger rein, mehr dunkel, der Schwanz ist dunkler grau. Das erwachsene Weibchen gleicht dem jungen Männchen, ist aber bestimmter gezeichnet, der Schnabel dunkler, der Kopf mehr einfarbig und reicher gelblichroth, die Seiten des Halses sind gelb und schwarz gefleckt. Die Länge beträgt nur 9 $\frac{1}{2}$, die Breite nur 14 Zoll. Die jungen Weibchen sind kleiner und heller gefärbt als die jungen Männchen. Am ganz jungen Vogel ist der Schnabel bräunlich gelb, die Iris hell haselnußfarbig, die

allgemeine Färbung der obern Theile licht gelbbraun, mit grauen Flecken, die Kopfseiten dunkel. Audubon, aus dessen Onithological Biography wir vorstehende Beschreibung entnehmen, hat auf Taf. 76 seines kostbaren Kupferwerks the birds of America eine Gruppe dieser Rebhühner von einem Habichte verfolgt schön dargestellt, und zwar vier erwachsene Männchen Fig. 1, zwei junge Fig. 2, drei alte Weibchen Fig. 3, drei junge Fig. 4 und sieben ganz junge Vögel Fig. 5.

2) *O. californica* Latham (Shaw Misc. pl. 345. La Peyrouse Voyage pl. 36). Kehle schwarz, mit weißer Einfassung, Stirn grau gestreift, auf dem Hinterkopfe drei zusammenliegende breite, aufrichtbare, ganz schwarze Federn, die Seiten des Halses mit Perlflecken, Gefieder aschgrau blau, Bauch und Seiten weiß, mit schwarzen und grauen Muschelflecken, die Mitte des Bauches rostroth. Vaterland Californien.

3) *O. picta* Douglas (Transactions of the Linn. Soc. tom. XVI. p. 243). Das Männchen ist braun, unten rostgelb mit schwarzen Binden, die Kehle ist purpurroth mit schöner weißer Einfassung, Brust, Scheitel und Schwanz sind bleigrau, auf dem Kopfe steht ein sehr langer linienförmiger, schwarzer Federbusch aus drei Federn, über den Augen weiße Bogen, die untern Schwanzdeckfedern rothfarben, der Schnabel klein, schwarz, der Tarsus röthlich, Länge zehn Zoll. Am Weibchen ist der Federbusch nur $\frac{1}{2}$, beim Männchen 2 Zoll lang. Jenes hat Kehle und Brust rostbraun, mit braunen Binden. Vom October bis März in großen Scharen, in immerwährendem Krieg unter den Männchen, die sich oft umbringen. Beim Fressen gehen sie gedrängt vorwärts und jedes sucht dem andern zuvorzukommen, besonders auf Sandboden in offenen Wäldern. Sie fressen Samen von *Bromus altissimus*, *Madia sativa*, Käsechen von *Corylus*, Blätter von *Fragaria* und Insecten. Ihr Geschrei lautet wick, wick, wick. Sie bauen ein Nest auf dem Boden, in Büsche, von *Pteris*, *Aspidium*, *Rubus*, *Rhamnus* und *Ceanothus* aus Gras und Laub, sehr verborgen und legen 11 bis 15 Eier, die gelblichweiß, mit kleinen braunen Flecken, nach der Parung im März. Diese Art ist gemein im Innern von Californien, und geht im Sommer nördlich bis zum 45. Grade. Fleisch braun, schmackhaft.

4) *O. Douglasii* Id. (Ib.) Bleibraun, der aufrechte einen Zoll lange Federbusch auf dem Kopf und die Flügel oben gesättigt braun, die letztern rostgelb gestreift, Kehle weiß mit braunen Flecken, der Unterleib weiß getropft. Schnabel braun, die ganze Länge neun Zoll, am Weibchen der Kamm kaum bemerkbar. In Nordamerika, liebt aber gemäßigteres Klima und geht nur bis 42 Grad hinauf.

5) *O. elegans* Lesson (Centurie Zoologique pl. 61). Der Vorderhals mit schwarzen und weißen Muschelflecken bezeichnet, Wangen und Stirn grau, vier oder fünf grade, steife, lebhaft rostrothe Federn stehen auf dem rostrothen Hinterkopfe, das Gefieder im Allgemeinen schiefergrau, auf den Flügeln, dem Bauch und den rostrothen Seiten weiße Flecken. Am Weibchen ist der

Kopf rothgrau, ebenfalls mit einem Busch aus drei Federn, hinten ist der Hals gewässert, die Kehle ist graulich, die Brust aschgrau, Flügel, Rücken, Steiß graubraun, der Bauch weiß mit braunen Monden, die untern Deckfedern rostroth, mit braunen Flammen. Ebenfalls in Californien einheimisch.

6) *O. cristata* Latham (Buffon pl. enl. 126. f. 1). Die obere Theile aschgrau mit braunen und weißlichen Flecken und Zickzack; der Kopf rostfarben, braun und gelblich bunt, mit weißlichen, zu einer Haube aufrichtbaren Federn; Schwungfedern aschgrau, auf den Flügeldeckfedern schwarze Flecken, die Steuerfedern aschgraubraun, mit weißlichen Zickzack, die Kehle rostroth mit schwarzen Federrändern; die Seiten des Halses weißlich, mit einem kleinen schwarzen Flecken an der Spitze jeder Feder, die Brust weißlich, mit schwarzen Querstreifen, das Übrige der untern Theile weiß, schwarz und rostroth bunt; die Seiten weiß, mit schwarzen Flecken an den Federschäften, der Schnabel braun, an der Wurzel gelblich, sowie die Füße, Länge acht Zoll. Das Weibchen kleiner und ohne Haube, auch weniger lebhaft gefärbt. Mexiko.

7) *O. Sonnini* Temminck (pl. col. 75). Die obere Theile rötlich aschgrau mit schwärzlichbraunen Flecken und Zickzackstreifen, Scheitel des Kopfes gelblich, mit einer Haube aus einigen aufgerichteten, braunen gelblich gesäumten Federn; hinter den Augen eine breite rostrothe Binde; Nacken und Seiten des Halses weißschwarz und kastanienbraun bunt; Flügeldeckfedern braun, Schwungfedern schwärzlichbraun, Steuerfedern braun, mit schwarzen Zickzackstreifen; Kehle tief rostroth, Brust hellgelb rostrothlich, mit weißen Flecken und schwarzen Punkten; die Federn der untern Theile rostrothlich, jede mit drei eisförmigen, weißen, schwarz eingefassten Punkten; Schnabel schwarz, die Füße gelb. Länge sieben Fuß, vier Linien. Weibchen etwas weniger groß, Farben blässer, die Kophaube fehlt. Im südlichen Amerika einheimisch. (D. Thon.)

Ortzimmerung (Bergbau), f. Streckenzimmerung.

Orua, f. Curassao.

Oruage, f. Albordi.

O'RUARC, großes irändisches Geschlecht, aus dessen Besitzungen, dem westlichen Bressney, die Grafschaft Leitrim gebildet worden, das aber auch die östlich anstoßende Landschaft East-Bressney besaß. Tiernam D'ruarc, der kriegerische Fürst von Bressney, wurde, 16 Jahre vor Ankunft der Engländer, von den beiden Großfürsten der Insel, von Torlogh D'connor und D'lochlan geächtet, und durch die Vollzieher der Acht, die Stammhäupter von Connaught und Leinster, aller seiner Staaten entsezt. Dermot, der Fürst von Leinster, war aber keineswegs mit einem so vollständigen Siege zufrieden. Er hatte eine heftige Neigung für des Fürsten von Bressney Gemahlin, die wegen ihrer Anmuth und Schönheit so berühmte Devorghal, gefaßt, eine Neigung, die, wie die böse Welt in Irland damals versicherte, durch der Prinzessin Coquetterie und Lockungen gar sehr erhöht worden. Es besteht sogar einiger Verdacht, als habe diese irändische Helena die ganze Fehde eingeleitet, um ihrem Liebhaber nützlich zu werden. Dem sei, wie ihm

wolle. Dermot war entschlossen, die Roth, in der sich sein Gegner befand, zu benutzen. Auf seine Drohungen wurde die Prinzessin ihm von ihrem Bruder, dem Fürsten von Meath, bei dem sie Zuflucht gesucht hatte, ausgeliefert (1153), und im Triumphe führte er die schöne Beute nach seinen Staaten, doch müssen wir, als ein wahrhaftiger Geschichtschreiber, hinzufügen, daß sie sich, wenigstens äußerlich, soviel schicklich und thunlich, sträubte. Der unglückliche Tiernam, zugleich seiner Herrschaft und seiner Frau verlustig, rief Himmel und Erde an, um wieder zu dem Seinigen zu gelangen, und seine Bemühungen bei einem der Großfürsten, bei Torlogh D'connor, blieben nicht erfolglos, zumal er diesem bei den Fürsten von Leinster als einen ungetreuen Lebensmann, und als den wärmsten Anhänger des zweiten Großfürsten, des D'lochlan, zu schildern wußte. Torlogh, nachdem er von D'ruarc das Versprechen unwandelbarer Treue und Anhänglichkeit empfangen, fiel mit seinen Scharen in Leinster ein und erzwang seines Schütlings vollständige Restauration. Wie billig, durfte auch Devorghal nicht vergessen werden; sie wurde ihrem Gemahle zurückgegeben (1154), und bemühte sich fortan, den kleinen Auszug durch exemplarischen Wandel und fromme Stiftungen vergessen zu machen. Solcher Reue konnte Tiernam so wenig, wie irgend ein anderer Ehemann, seine Verzeihung versagen, er lebte mit der schönen Sünderin in friedlicher Eintracht, bewahrte aber dem gewalthätigen Verführer unauslöschlichen Haß, der sich vornehmlich in einer fortwährenden Reihe von Fehden aussprach. Dermot kämpfte mit entschiedenem Unglück, und der Fürst von Bressney hatte ihn gar sehr in die Enge getrieben, als des Großfürsten Torlogh Tod (1156) eine allgemeine Veränderung herbeiführte. Sein bisheriger Colleague, D'lochlan, der jetzt zur Alleinherrschaft gelangte, war Dermots entschiedener Gönner, und der Beistand, den er diesem zukommen ließ, machte des Fürsten von Bressney Lage alsbald sehr peinlich. Eilf Jahre führte Tiernam einen mühseligen und verzweifeltsten Vertheidigungskrieg, bis D'lochlans Tod in der Schlacht bei Litterluin (1167), die höchste Würde auf Torlogh D'connors Sohn, Roderich, übergehen ließ. Roderich, treu der väterlichen Politik, vereinigte sich mit D'ruarc zu Dermots Untergange; das Gebiet von Leinster wurde ohne Mühe eingenommen, der Fürst abgesezt und genöthigt, in England Hilfe zu suchen. Sie wurde ihm versprochen, er kehrte nach Irland zurück (1169) und nahm ohne Widerstand von einem Theile seines Stammgebietes, von Hi-Kenselagh, Besitz. Schnell zog ihm König Roderich, dem sich der Fürst von Bressney beigesezt, entgegen; es wurden mehre Gefechte geliefert, in einem blieb D'ruarc's Tainiste, oder der zu seinem Nachfolger erwählte Better, und am Ende kam es zu einem Vergleich, den Dermot zum Theil den 100 Unzen Goldes, womit er den Fürsten von Bressney beschenkte, zu danken hatte. Auch in den spätern Kämpfen gegen Dermot und die Engländer erscheint letzterer stets in Roderichs Heeren, und er bewährte sich als ein so nütlicher Verbündeter, daß der König nicht umhin konnte,

seine Staaten durch Hinzugabe der östlichen Hälfte von Meath zu vergrößern. Diese Erwerbung veranlaßte aber eine neue blutige Fehde mit Dermot, der bis in das Herz von Breffney einbrang, zuletzt aber in zwei großen Schlachten unterliegen und schimpflich entfliehen mußte. Nicht so glücklich war D'ruarc, als er die Schmach zu rächen, welche die gesammte Streitmacht der Insel in der Belagerung von Dublin (1171) erlitten, bald darauf, nur von seiner Hausmacht begleitet, vor dieser Stadt erschien. Seine Angriffe waren äußerst heftig und kosteten den Engländern viele Leute, daher der Commandant, Milo von Cogan, selbst an dem Schicksale seiner Festung verzweifeln wollte; aber mit einem Male verschwanden die Irländer ebenso plötzlich, als sie gekommen waren; ein Sohn D'ruarcs fiel nämlich in einem der Stürme, und augenblicklich säubte das Heer aus einander. Seine Widersehtlichkeit gegen die Engländer gab D'ruarc jedoch nicht eher auf, als bis Heinrich II. in Person nach Irland kam, um die Huldigung seiner neuen Unterthanen zu empfangen; jetzt entsagte Diernam der Freundschaft Roderichs, der doch seine Interessen vertheidigt, die ihm angethanen Unbilden gerächt, sein Gebiet so bedeutend vergrößert hatte, und der Abtrünnige wurde freiwillig des Königs von England Vasall. Seine Gebiete, Breffney, wie Meath, blieben ihm unverkürzt, allein er fühlte sich bald beunruhigt durch die englischen Colonien, welche Hugo von Lacy in dem westlichen Meath ansiedelte, und welche, seiner Behauptung nach, bereits anfangen, ihre Grenze zu überschreiten. Er begab sich nach Dublin, um gegen de Lacy Gerechtigkeit zu suchen, erhielt auch soviel, daß über die gegenseitigen Ansprüche verhandelt wurde. Ein Resultat hatte sich aber nicht ergeben, daher man irländischem Brauche nach eine zweite Zusammenkunft, auf dem Berge von Taragh, verabredete. In der Nacht vor der Zusammenkunft träumte, wie die Engländer berichten, dem Neffen des Moriz Fitz-Gerald, dem Griffith, sein Dheim und Hugo de Lacy würden von wilden Schweinen angefallen, und ein Eber von besonderer Wildheit würde beide zerrissen haben, wäre es ihm, Griffith, nicht gelungen, das Unthier zu erlegen. Seines Traumes voll suchte er die Zusammenkunft zu hintertreiben, aber de Lacy lachte des Träumers, und eilte dem Berge zu, wo auch Diernam sich einfand. Nachdem man sich gegenseitig nochmals das Wort gegeben, jede Feindseligkeit zu unterlassen, schickten die Führer ihr Gefolge zurück, nur behielt jeder einige Vertraute bei sich. Griffith, immer noch mit seinem Traume beschäftigt, stellte aber noch außerdem in einiger Entfernung sieben bewährte Krieger auf. Lacy und Fitz-Gerald von der einen, Diernam von der andern Seite eröffneten die Unterhandlungen, konnten sich aber in nichts verständigen. Der Irländer ging, ein Bedürfnis zu befriedigen, bei Seite, gab aber zugleich seinem Gefolge das verabredete Zeichen, sodas dieses zugleich mit ihm die Höhe des Berges erreichte. Fitz-Gerald zog den Degen, aber kaum, daß er noch Zeit gehabt, den Lacy zum Widerstand aufzufodern, wurde er von D'ruarc angefallen. Sein Dolmetscher sprang da-

zwischen, um den Schlag der irländischen Streitart abzuwehren, und fiel auf den ersten Hieb. Lacy wurde zweimal zu Boden geworfen, und wäre unfehlbar des Todes gewesen, hätte nicht Fitz-Gerald seine Vertheidigung übernommen und wären nicht Griffiths sieben Männer und nachmals der Engländer Hauptmacht dazugekommen. D'ruarc wurde von Griffith erlegt, als er sich auf sein Pferd zu schwingen suchte. Seine drei Knapen hatten gleiches Schicksal, und unter seinen Truppen wurde ein arges Blutbad angerichtet (1173). Als des Sieges Trophäe wurde des erschlagenen Fürsten Haupt nach England gesendet, mit ihm ging seine Erwerbung, das östliche Meath, verloren. Die spätern Fürsten von Breffney verschwinden beinahe in den Chroniken der Engländer, bis auf die Zeiten der Königin Elisabeth. Brian D'ruarc, Fürst von Breffney, hatte sich in Verbindung mit Alexander Macdonald, dem Oberhaupte der schottischen Colonie in Ulster, gesetzt, und dessen Empörung auf alle Weise befördert; er hatte den Anton de Leyva, einen der spanischen Heerführer, welche dem allgemeinen Schicksale der unüberwindlichen Flotte entgangen waren, sammt seinen Truppen gastlich aufgenommen, und durch ihn Verbindungen mit dem spanischen Hof angeknüpft; er hatte der Königin Bildniß an einen Pferdeschwanz geheftet, durch die Straßen seines Wohnortes schleifen, sodann in Stücken schneiden lassen; er hatte der Königin getreue Unterthanen mit Feuer und Schwert verfolgt, und die Krone der Insel dem Könige Jakob VI. von Schottland angetragen. So vielfacher Frevel konnte der verdienten Ahndung nicht entgehen. Kaum war Anton de Leyva eingeschifft, um nach Spanien zurückzulehren, so überzog Bingham, der Präsident von Connaught, die Sige der D'ruarcs, und Brian mußte nach unbedeutendem Widerstande seine Zuflucht in Schottland bei König Jakob suchen (1590). Auf dessen Geheiß wurde er aber alsbald verhaftet und den Engländern ausgeliefert, um die gewöhnliche Strafe des Hochverraths in ihrer ganzen Strenge zu erleiden (1591). In dem Laufe des Processus hatte er darauf bestanden, daß die Königin in eigener Person dem Gerichtshofe präsidire, damit abgewiesen, verweigerte er auf das Bestimmteste, sich auf irgend eine der ihm gemachten Anschuldigungen einzulassen. Ebenso wenig war er zu der fußfälligen Abbitte, die in England vor der Hinrichtung von dem Verbrecher gefordert wird, zu bewegen. Wegen dieser Halsstarrigkeit wurde ihm aber wahrscheinlich die letzte Bitte versagt. Er hatte gewünscht, man möge ihn nicht mit einem Stricke, sondern nach irländischer Weise mit einer aus Weidenzweigen geflochtenen Schlinge erdrosseln. Seine Güter wurden der Krone zugesprochen, und der Vicelkönig Perrot bildete daraus die Grafschaft Leitrim, mußte aber noch längere Zeit mit Brians Sohne fechten, obgleich dieser den Pacificationen von Dundalk (1596 und 1597) beigetreten war. Der nämliche Fürst von Breffney erscheint noch später als einer der thätigsten Gegner des Grafen von Essex, in dessen Expedition gegen Tyrone; erschocht auch den wichtigen Sieg bei Belleek (1599). Er hatte nur 200 Mann und damit überfiel er in einem Eng-

passe den Präsidenten Conyers Cliford, der an der Spitze von 1500 Engländern gegen ihn ausgezogen war. Conyers Cliford selbst, der Ritter Alexander Ratcliff und 120 Mann blieben auf dem Plage; der Rest wurde vollkommen zerstreut. Indessen wußten die Irländer, wie gewöhnlich, ihren Vortheil nicht zu verfolgen, und ein schweres Strafgericht traf die Druacs. Sie wurden beinahe gänzlich zu Grunde gerichtet und ihre Besizungen, sammt dem Grafentitel von Leitrim, kamen an die de Burgo. Der letzte dieser Grafen von Leitrim starb im J. 1640.

Oruba, s. Curassao.

Orulong, s. Carolinen.

ORUM, ein Pfarrdorf im hildesheimischen Amte Schladen an der Dcker und unter dem Dder, mit 37 Feuerstellen und 323 Einwohnern; das Dorf, welches in der Geschichte jener Gegend am frühesten von allen Orten genannt wird. Es ist das Nordheim an der Nobacca, bei welchem sich die durch Gripho aufgeregten Sachsen im J. 747 Pipin entgegenstellten; eben da wird es gewesen sein — es ist nur die Dcker genannt — wo sich 775 die Pfalen mit ihrem Fürsten Hessi Karl unterwarfen, Treue schworen, Geiseln stellten, und wieder war es bei Drum, wo sich Karl im J. 780, als er von Eresburg und den Quellen der Lippe her ganz Sachsen durchzog, lagerte, und die Taufe der Bardengauer und der überelbischen Sachsen vollziehen ließ. Die Kirche des Orts wurde im J. 1022 dem Michaeliskloster zu Hildesheim beigelegt.

(Lüntzel.)

ORUROS, Grenzort des römischen Reichs am Euphrat in Mesopotamien. *Plin. VI, 26, 30.* (H.)

ORUS, Name des Sternbildes „die Zwillinge“ (s. d. Art.). — Über Schriftsteller dieses Namens s. Orion, Horos, Horus. (H.)

ORVAL, die berühmte und reiche Cistercienserabtei, in dem Herzogthume Luxemburg, ist bereits unter dem Art. Clairvaux (s. d.) beschrieben worden; es können demnach hier nur Verbesserungen und Zusätze gegeben werden. Dom Bernhard Percin de Montgaillard stammte nicht aus einer altenglischen Familie, sondern war von Geburt ein Gasconner, und lediglich sein Geschlechtsname Percin hat seinen Biographen Anlaß gegeben, ihn, ohne Beweis und ohne Wahrscheinlichkeit, den englischen Percy anzureihen. Die erste Abtei, die ihm der Erzherzog Albert verlieh, heißt keineswegs Nivelles, wie zwar auch bei Helgot zu lesen, sondern Mizelle, und liegt in Brabant, nördlich von Nivelles, zwischen Braine-l'Alleu und Braine-le-Comte; das Damenstift Nivelles war wol nicht zu einer männlichen Commende geeignet. In der Zahl der Äbte von Orval ist Dom Bernhard keineswegs der 38., sondern der 42. Unter seinem unmittelbaren Nachfolger, Lorenz von la Roche, im J. 1638, wurde die Abtei von den Franzosen geplündert und eingeäschert; Lorenz starb den 5. Dec. n. J. Der an seine Stelle ernannte Heinrich von Neugen hielt sich mit dem sehr reducirten Convent in dem Abteihause zu Longwy auf, und starb daselbst 1668. Dessen Nachfolger, Karl von Benzerad, aus Echternach, unternahm die Wiederherstel-

lung des Klosters, und zugleich vom J. 1674 an der Klosterdisciplin, und er war in der Wiedereinführung der ursprünglichen Regel von Cisterz so glücklich, daß er, nicht aber Montgaillard, in dem Kloster selbst als dessen Reformator betrachtet wurde; den Franzosen Helgot, Bille-Forre und Châtelain fiel es freilich nicht ein, daß ein Gentilhomme Allemand (Karl von Benzerad) d'une sainteté solide, mais très-agréable, wie sich Châtelain ausdrückt, dergleichen habe zu Stande bringen können. Im J. 1706 schickte Karl eine Colonie aus, um das ihm von dem Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz übergebene Priorat Düffelthal, bei Düffel, welches seitdem von Ignoranten für ein Trappistenkloster gehalten wurde, zu bevölkern. Er starb im J. 1707. Die von ihm eingeführte Reformation wurde aber von seinem Nachfolger, Stephan Henrion, mit Ernste gehandhabt, auch 1710, auf des Herzogs von Lothringen Befehl, nach Beaupré, unweit Lüneville, verpflanzt. Mit den Jahren wurde Stephan jedoch allmählig schwächer, es verbreitete sich ein Gerücht von Jansenistischen Umtrieben in der Abtei, und als der Abt von Grimberg mit einer apostolischen Commission in Orval eintraf, um eine Visitation anzustellen, ergriff, nach den ersten Besprechungen, der Prior sammt 14 andern Conventualen die Flucht. Sie gingen nach Holland, und gründeten dort das Priorat Rhynswick, unweit Utrecht, wozu ihnen eine starke, aus der Abtei mitgenommene Geldsumme gar förderlich war. Stephan starb im J. 1729. Ihm folgten Johann Matthäus Wommerts, Albert von Neuldre, Stephan Scholtus, Bartholomäus Lukas. Letzter erlebte die abermalige und unwiderrufliche Zerstörung der Abtei durch die Franzosen; schon geraume Zeit vorher war die Strenge der Disciplin gar sehr gemildert worden. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren der Conventualen gewöhnlich 80; die Conversen, etwa in gleicher Zahl, hatten in der Stiftskirche einen eigenen Chor. Unter diesen Conversen befanden sich häufig ausgezeichnete Künstler, einer ist der Welt als ein Schlosser ohne Gleichen bekannt geworden. Für das Gesinde und die Hüttenleute, denn die Abtei betrieb ein bedeutendes Eisenwerk, das sie auch überlebt hat, diente die St. Margarethenkirche, in der Nähe der Klostergebäude, als Pfarrkirche. In dem von der Abtei abhängigen, vier Stunden entfernten Priorate Conques lebten 20 Religiösen. Ubrigens herrschte in Orval ein sehr feiner, ja vornehmer Ton, und große Gastfreiheit. — Agidius von Orval, ein Zeitgenosse des 13. Abtes, des Johann von la Ferté, hat des Harigerus und Anselmus Gesta Pontificum Leodiensium von 1048 bis 1251 fortgeführt. In Orval fand auch der Herzog Wenceslaus von Luxemburg und Brabant seine Ruhestätte*. (v. Stramberg.)

*) Der Name Orval, aurea vallis oder das goldene Thal, ist der Sage nach auf folgende Art entstanden: Mechtildis, Gottfrieds des Buckeligen, Herzogs von Niederlothringen, Gemahlin, hatte im brabantischen Krieg ihren Gemahl, und bald nachher ihren einzigen Sohn verloren. Des Trostes bedürftig nahm sie ihre Zuflucht in dieses Kloster. Es trug sich aber unge-

Orvala L., f. Lamium.

ORVANDILL, ÖRVANDILL, AURVANDILL, ohne Zeichen des Rominativs **ORVANDIL** (nord. Mythologie), ein Riese, mit dem Beinamen des Lebhaften, ward von Thor, als dieser von Norden herkam, und über die mythisch berühmten Elivagar (kalten Gewässer¹⁾ setzte, in einem eisernen Korb aus den Riesenwelten getragen. Eine seiner Fußzehen, die von ungefähr aus dem Korbe hervorragte, erstarrte vor Kälte, und brach ab. Thor warf sie an den Himmel empor, und gab dadurch einem Sterne, der Orvandilstá (Orvandilszehen) genannt ward, seine Entstehung. Orvandils Gattin war Groa, eine Wala (weissagendes Zauberweib). Sie sang über Thors Haupt, in welchem ein Stück von des Riesen Hrungnirs Steinkeile stecken geblieben, ihre Zauberlieder, bis der Stein sich lösen wollte. Als Thor dieses fühlte, suchte er sich dankbar zu beweisen, und erzählte ihr, was für einen Dienst er ihrem Gatten geleistet, und daß Orvandill bald nach Hause zurückkehren werde. Hierüber war die Wala so erfreut, daß sie sich keiner Zauberlieder mehr erinnerte, und der Wegstein nicht loser als zuvor ward, sodas er noch jetzt in Thors Haupte steckt²⁾. Was die Isländer und übrigen Nordgermanen unter Orvandilstá für einen Stern verstanden, ist, soviel man weiß, nicht mehr bekannt. Trautvetter deutet Orvandil als die Erbachse und Umwälzung, Örvandilstá als Polarstern und Groa als das kalte Fieber, wie Karl

fähr zu, daß ihr goldener Trauring, an welchem ihr Herz hing, in einem Brunnen fiel. Da sie nun diesen wieder bekam, legte sie dem Orte den Namen aurea vallis — Orval — bei. (S. über dieses Kloster Calmet, Hist. de Lorraine, II. Preuves, p. 274. Bartholet, Hist. de Luxemb. III. p. 217 sq. IV. p. 16, 189, 390. V. p. 223 sq. Bertelii Hist. Luxemb. p. 90 sq.) Ein zeitlicher Abt des Klosters wurde im Laufe der Zeit Mitglied der Landstände in der geistlichen Kammer; denn diese Stiftung war eine der reichsten in den Niederlanden. Das Kloster, und besonders die Kirche, erbaut nach der Zerstörung durch die Franzosen im J. 1637, war ein Meisterstück der Baukunst, und reichlich mit Marmor geziert. Die Bibliothek war sehr merkwürdig, vorzüglich in Handschriften. Unter diesen besaß das Kloster eine dem Historiker höchst schätzbare Sammlung von autographischen Briefen Philipp's II. von Spanien an den Grafen von Mansfeld, Gouverneur von Luxemburg, welche über die den Prinzen Don Carlos betreffenden Verhältnisse, aber nicht zum Vortheile des Prinzen, manches Licht verbreiteten. Aber im Sommer des Jahres 1793, in dieser furchtbaren Zeit der französischen Revolution, ging alles dieses, Kloster, Kirche, Bibliothek, unwiederbringlich zu Grunde. Die damals lebenden Klostergeistlichen zerstreuten sich und haben sich nie wieder zusammengefunden. Auch wird es nun wol immer ein Geheimniß bleiben, aus welchen Mischungen das hier fabricirte heilsame Orvalterwasser, auch Arquebusadewasser und Kaiserwasser genannt, dieses sehr gerühmte Fabrikat balsamischer Säfte, bestanden habe. Der vorletzte Abt, Bartholomäus Lukas, ein geborner Priester, er war ein Freund Bontheims, des berühmten Verfessers des Febronius und der Hist. dipl. Trevir., war eine weise Seele dieser Stiftung, ein Geistlicher, der den Gaben des Geistes und der Kunst hold war. Er hatte nicht den Kummer, die barbarische Zerstörung zu erleben, denn er starb schon am 7. Jan. 1794. Sein Nachfolger, aber nur auf kurze Zeit, war Johann Engel, mit welchem die Reihe der Äbte sich

(Wytttenbach.)

1) S. Finn-Magnusen. Lex. Myth. p. 332, und den Art. Orval. 2) S. Edda in Rasi, Soorra-Edda. p. 110, 111.

Schmidt³⁾ die Graeae, die Töchter des Phorkys und der Seto; auch treffe sich Ähnlichkeit der Namen. Grán (alt), grünen, grämlich, sei das teutsche Wurzelwort. Die Deutung des Mythos gibt er durch die regelmäßige Wiederkehr und Zunahme jener Krankheit zu gewissen Tageszeiten⁴⁾. Mone nimmt bei der Deutung vorliegender Götterfage darauf Rücksicht, daß nach dem Alvis-mal (10)⁵⁾, wo die göttlich dichterischen Benennungen der Erde aufgeführt werden, die Alfar (Elfen) sie Gróandi (Grünende) nennen. Darnach ist ihm Orvandill das äußerste, Gróa (die Wachsende) das südlichere Nordland, und die nördlichen Elivagar das Eismeer, Orvandill der ewig kalte, das Polarland, das nie aufthaut, seine Fußzehen, die Thor zu einem Gefirne macht, also wahrscheinlich der Polarstern, Thor die Kraft des Erdfeuers. Er trägt den Orvandill über die Elivagar, das geschieht im Frühlinge, wo die gefangene Erdwärme vom Nordpole wieder zurückkehrt, darum sagt Thor zu Gróa, ihr Mann werde jetzt bald heimkommen, diese unterbricht darüber ihr Zauberlied, und so bleibt der Stein, der sich schon lösen wollte, stecken. Mit andern Worten faßt Mone die Deutung so zusammen: Die Erde im äußersten Norden thaut nur wenig auf, wenn der Polarstern höher steigt, oder über die Elivagar herüberkommt, und gefriert gleich wieder, wenn er zurückgeht. Daß Thor den Orvandill im Käfige (so) über die Elivagar trägt, ist nach Mone wol ein Bild der durch den Winter gefesselten und eingesperrten organischen Wärme, die mit dem Thor allerdings verwandt sei, darum er sie über das Eismeer zurückführe⁶⁾. Verwandt mit Mone's Deutung ist die Finn-Magnusens Örvallid, Aurvallid, wie der Riese in der upsaler Handschrift heißt, erklärt er durch Roth oder Rasse hervorbringend, oder wörtlich Rothwälder⁷⁾, und Orvandill scheint ihm Thon- oder Rothzammenbreher, oder, wie er sich selbst ausdrückt, argillae sive luti contortorem zu bedeuten. Ihm ist es etwa ein allegorischer Name des Wetters oder Unwetters, der auf solche Wirkungen des Frühlingswindes anspielt. Dieses scheint ihm trefflich bestätigt zu werden durch den Namen seiner Gattin Gró oder Gróa, d. h. Flora (Cloris), eigentlich Grün-Werdende, Zu-Blühen-Anfangende. Diese Frühlingssnymphe oder Zauberin unternimmt den Thor, den Elementar-Gott der Sommerwärme, mit Glück zu heilen, kann aber den Donnerkeil oder vielmehr den Hagel, den steinähnlichen, nicht hinwegschaffen⁸⁾.

(Ferdinand Wächter.)

3) Der Bitterstoff und seine Wirkungen in der Schöpfung. 1. Th. S. 122. 3. Th. S. 182. 4) Trautvetter, Der Schlüssel zur Edda. S. 118, 119. 5) Große Ausgabe der Edda Sámundar. 1. Th. S. 260. 6) S. Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 418, 419. Vergl. 404 fg. die Deutung Thors als kämpfenden Sonnenhelden. 7) über die verschiedenen Bedeutungen, welche man in die mit or, ör, aur, zusammengesetzten Eigennamen legen kann, siehe in den Actis in Orboda und Orgiata; so kann man auch Örvallid durch: über Gold Wälder, und Orvandill durch Goldverwandler, Örvallid durch Bogenwälder, d. h. Bogenschütze, und Orvandill durch Bogenumwandler, d. h. Bogenspanner, erklären. 8) Finn-Magnusen. Lex. Mythol. p. 449.

ORVIETO, Stadt und Bisthum in der Delegation Viterbo im Kirchenstaat, auf einen Tuffsteinfelsen, den der Paglia bewässert. Sie ist gut gebaut, hat eine schön gebaute Kathedrale mit vielen trefflichen Gemälden, 14 Klöster und gegen 8000 Einwohner. Das Bisthum steht unmittelbar unter dem Papste. Von dieser Stadt oder von einem gewissen Orvietanus hat ein Heilmittel Orvietanum seinen Namen, indem nach einigen die Ärzte jener Stadt zuerst davon Gebrauch gemacht haben sollen, nach Andern dieser es erfunden hat. (L. F. Kämtz.)

ORVILLE (Jakob Philipp d'), Professor am Athenäum in Amsterdam, wo er den 28. Jul. 1696 geboren war. Seine Vorfahren lebten in Frankreich, allein schon sein Großvater zog von Aix nach Hamburg und starb daselbst 1660. Sein Sohn (Jakob, Philipps Vater), den er in seinem 71. Jahre zeugte, ließ sich als Kaufmann in Amsterdam nieder und starb daselbst 1751, kurz vor seinem Sohne, im 92. Jahre. Im Besitze eines großen Vermögens wünschte er, daß auch sein Sohn sich der Handlung widmen möchte; allein für diesen hatte das Studium der alten Sprachen, worin die berühmten Männer Dav. Hoogstraten und Liber. Hemsterhuys seine Lehrer waren, weit mehr Reiz, und dem ältern Peter Burmann gelang es, den Vater zu bereuen, daß er seinem Sohne erlaubte, die wissenschaftliche Laufbahn zu verfolgen. Dieser begab sich daher im J. 1715 nach Leyden, wo er Jakob Gronov im Griechischen, und Burmann in der Geschichte, den Alterthümern und der Beredsamkeit zu Lehren hatte, und sich auch mit dem Hebräischen und Arabischen bekannt machte. Nach dem Tode seines Vaters sollte er eigentlich die Rechtswissenschaft studiren, und er erhielt auch wirklich, nachdem er eine Dissertat. inaugural. ad leg. 65 sq. de acquirendo rerum dominio. (Lugd. Bat. 1721. 4.) geschrieben und vertheidigt hatte, die juristische Doctorwürde. Er begab sich darauf nach dem Haag, um sich in der juristischen Praxis zu üben, aber diese hatte so wenig Reiz für ihn, daß er ihr bald auf immer entsagte und zu seinen Lieblingsstudien zurückkehrte. Schon während seines Aufenthalts in Leyden hatte er eine Reise nach England gemacht, und jetzt sehnte er sich, die vornehmsten europäischen Länder zu besuchen, um gelehrte Bekanntschaften zu machen, und auf Bibliotheken Materialien zu den antiquarischen Werken zu sammeln, die er künftig herausgeben wollte. Wohl vorbereitet bereiste er in den Jahren 1723 bis 1728 Frankreich, die Niederlande, England, Italien, und Deutschland. Überall waren es die literarischen Schätze und die Bestzer derselben, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Er machte Bekanntschaft mit den berühmtesten Gelehrten, in England mit Bentley, Cuningham, Davies, Marland, Shirchull, Potter, Wasse, Hutchinson; in Frankreich mit Fraguier, Sevin, Gallier, Chamillard, Boivin, Montfaucon, Tournemine, Bouhier; in Italien mit Muratori, Tiepolo, Salvini, Gori, Cocchi; in Deutschland mit Apostolo Zeno, Mencke, Corte, Fabricius und Christoph Wolf. Mit vielen dieser Gelehrten trat er in freundschaftliche Verhältnisse, und unterhielt seitdem mit ihnen einen wissen-

schaftlichen Briefwechsel. Um die reiche Ausbeute an Manuscripten, Inschriften, Münzen und andern antiquarischen Seltenheiten, die er von seinen Reisen mitgebracht hatte, zu benutzen und zu bearbeiten, beschloß er zu Utrecht seine Tage in gelehrter Unabhängigkeit zuzubringen. Allein da das Athenäum in Amsterdam damals in Verfall gerathen war, und man in ihm den Mann erkannte, der es wieder in Aufnahme bringen könnte, so ließ er sich von dem Magistrate seiner Vaterstadt bewegen, das Lehramt der Geschichte, Beredsamkeit und der griechischen Sprache an demselben zu übernehmen. Er trat es mit einer Oratio de Mercurio cum Musis felici contubernio (Amst. 1730) an, und seinen Bemühungen verdankte die berühmte Lehranstalt einen neuen Flor. Allein um seinen Lieblingsstudien desto ungestörter obliegen zu können, trat er seine Stelle 1742 dem jüngern Burmann ab, doch so, daß er den Titel und die Würde davon behielt. Er hielt sich darauf meistens auf seinem Gute Gronondal bei Harlem auf und starb zu Amsterdam den 14. Sept. 1751 am Steine. Selten besaß ein Gelehrter so reiche Schätze an alten Handschriften, kostbaren und seltenen Ausgaben, Münzen, Steinen und andern Alterthümern, als d'Orville, und zum unvergänglichen Ruhme gereicht ihm der gemeinnützige Gebrauch, den er davon machte. Mit der größten Bereitwilligkeit und ohne Mühe oder Kosten zu scheuen, unterstützte er die Gelehrten bei ihren literarischen Unternehmungen, daher auch zu seiner Zeit nicht leicht eine vorzügliche Ausgabe eines griechischen oder römischen alten Schriftstellers erschien, an der er nicht einen vorzüglichen Antheil gehabt hätte. Havercamps Josephus, Reizens Lucian, Besseling's Diodor von Sicilien und Veterum Romanorum itinera, der Plutus des Aristophanes von Hemsterhuys, Schraders Musäus, Pennep's Soluthus, Abreschs Aristänet, Bernard's Synesius, die Fragmente der Sappho, die Glossae chemicae, Livius, Cäsar, Virgil, Lucan, Sueton, Phädrus, Frontin, Libanius, die Poetae minores und verschiedene andere enthalten die Beweise davon. Aber nicht nur mit seinen reichhaltigen Sammlungen und Collectaneen unterstützte er bereitwillig gelehrte Unternehmungen, die in sein Fach einschlugen, sondern er war auch öfters der Versorger armer und verlassener Gelehrter, z. B. des berühmten Orientalisten Reiske, der während seines Aufenthalts in Holland, besonders in den zwei letzten Jahren, fast allein von d'Orville's Mildthätigkeit lebte. Das Hauptwerk, das er selbst herausgab, und zugleich der rühmlichste Beweis seiner großen antiquarischen Sprach- und Sachgelehrsamkeit, ist der zuvor niemals gedruckte griechische Roman, den er aus Italien mitgebracht hatte: Charitonis Aphrodisiaca s. Amatoriarum narrationum de Chaerea et Calirrhoe lib. VIII. graece et lat. cum animadversionibus (Amst. 1750. gr. 4. 6 Alphab. 13 Bogen). Ed. II. emendat. viror. doctor. adjectis auctior. (ed. Ch. Dan. Beck). (Lips. 1783). Die wohlgerathene Uebersetzung ist von Reiske, d'Orville's Commentar aber verdient den Namen eines wahren Thesaurus graecae eruditionis, nach Beck's Versicherung jedem

unentbehrlich, der die Natur und den Charakter der griechischen Sprache gründlich kennen lernen will. Die zahlreichen kritischen und exegetischen Anmerkungen dienen zur Erklärung einer Menge einzelner Stellen in sehr vielen griechischen und römischen Classikern, am meisten in Beziehung auf Manetho, Heliodor, Alciphron, Theokrit, die griechische Anthologie, Sinngedichte, alte Ins- und Steinschriften etc. Diese Erläuterungen sind um so schätzbarer, da sie auf Handschriften beruhen, die der Herausgeber besaß, und meist gründlich ausgeführt und erwiesen sind¹⁾. Mit Peter Burmann gab er heraus: *Miscellaneae observationes a Britannis coeptae, et in Belgia continuatae* (Amst. 1732—1739). Vol. X; und allein, als Fortsetzung derselben, die *Miscellaneae observationes criticae novae in auctores veteres et recentiores* (Ib. 1741). Vol. IV. Beide reichhaltige Sammlungen enthalten viele treffliche kritische Bemerkungen über griechische und römische Classiker, auch einige über das neue Testament, und Abhandlungen über antiquarische Gegenstände von den berühmtesten in- und ausländischen Philologen jener Zeit. Burmanns Beiträge sind mit A, d'Orville's mit B bezeichnet. Mit dem einzigen Joh. Corn. von Pauw wurde letzterer in einen gelehrten Streit verwickelt, der von beiden Seiten mit heftiger Bitterkeit geführt wurde. Auf diese Veranlassung schrieb d'Orville, ohne sich zu nennen: *Critica vannus in inanes Jo. Corn. Pavonis palaas cum epilogo et indicibus necessariis* (Amst. 1737. 1 Alphab. 21 Bog.), eine beißende Satyre, aber voll antiquarischer Gelehrsamkeit, mit vielen aufklärenden Anmerkungen über Anakreon, Aristänet, Hephästion und andere griechische Schriftsteller²⁾. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich längere Zeit mit der Bearbeitung und Herausgabe seiner sicilischen Reise, wovon die Kupfer noch bei seinem Leben fertig waren. Das Werk selbst aber erschien erst lange nach seinem Tod unter dem Titel: *Sicula, quibus Siciliae veteris rudera, additis antiquitatum tabulis, illustrantur. Edidit et commentarium ad numismata Sicula XX tabulis aeneis incisa, adjec. Pt. Burmannus secundus* (Amst. 1764). Vol. II. Fol. Der erste Theil hat ein Portrait und 30 Kupfer; der zweite 24 Bl. Münzen und 5 Kupfer; ein für alte Geschichte, Literatur und Kunst wichtiges Werk. Was den unermüdeten Forscher am längsten beschäftigt hatte, und was die Gelehrten am meisten von ihm erwarteten, eine Ausgabe der griechischen Anthologie und des Theokrit, ist nicht erschienen. Zu beiden besaß er die reichhaltigsten Sammlungen, und unter seinem übrigen gelehrten Nachlasse befanden sich auch drei Foliobände *Animadversiones in Muratorii inscriptiones veteres*. Sein gelehrter Nachlaß kam nach England, und das Verzeichniß seiner Handschriften, die einen Theil der Bodlejanischen Bibliothek ausmachen, wurde unter dem Titel gedruckt: *Codices manuscripti et impressi*

cum notis manuscriptis, olim Dorvillian: qui in bibliotheca Bodlejiana apud Oxonienses adservantur. 1806. 4. — D'Orville hatte einen Bruder, Peter, der 1739 in Amsterdam als Doctor der Rechte und Kaufmann in jungen Jahren starb. Er war ein guter lateinischer Dichter, und seinen poetischen Nachlaß hat Jakob Philipp, mit eigenen Gedichten vermehrt, in einer schönen Ausgabe zum Drucke befördert: *Petri d'Orville, Jurisconsulti poemata* (Amst. 1740)³⁾. (Baur.)

ORVIN, mit dem teutschen Namen Illfingen, reformirtes Pfarrdorf im bernerischen Oberamte Courtlari, mit 577 sehr thätigen Einwohnern. Dieses Dorf liegt in einem hohen Bergthal und grenzt gegen Morgen und Mittag an das ehemalige Gebiet der Stadt Biel. Es besitzet einen bedeutenden Umfang von grasreichen Alpen und treibt vorzüglich Alpenwirthschaft. Schon im J. 957 geschieht desselben in einer Urkunde Erwähnung. Der alte Name ist Ulnens, und so nannte sich auch der Adel, der eine Zeit lang hier erscheint. Von den Grafen von Nidau kam der Ort an die Bischöfe von Basel, die eine eigene Voigtei daraus bildeten, welche aber meistens von dem Meier zu Biel verwaltet wurde. Sie wurde 1797 mit Biel der damaligen franz. Republik einverleibt, 1815 aber an die Schweiz abgetreten und hierauf mit dem größten Theile der übrigen Besitzungen des Bischofs von Basel mit dem Canton Bern vereinigt. (Escher.)

ORWA (عروة), der Sohn des Zobeir, soll nach Hadshi Chalfa unter *الرسول الله* der erste gewesen sein, welcher über die Maghāzi, d. i. die in den ersten Zeiten des Auftretens Muhammeds und seiner ersten Nachfolger bestandenen Religionskämpfe, geschrieben habe. Er war einer der sieben ersten berühmten Rechtsgelehrten in Medina, und wurde um 643 n. Chr. geboren. Er starb im J. 711 oder 712. Abulfeda beschreibet in den Annalen (I, 444) seine Abstammung, und erwähnt, daß sein Bruder Abdallah (s. am a. D. zum J. 63) Khalif gewesen sei. Vergl. auch Ibn Foslan XIII. (Gustav Flügel.)

ORWAN (عروان), eine in Heddscház befindliche Hochebene, auf welcher die Stadt Táif liegt. Vergl. darüber Chrest. Arab. par de Sacy II, 271 und Rommel in *Albufed. Arab. Descr.* p. 64, wo jene Hochebene als der kälteste Punkt in Heddscház geschildert wird. Das Wasser gefriere daselbst oft. (Gustav Flügel.)

ORWISBURGH, Hauptort der Grafschaft Schuylkill in Pennsylvanien, am Millcreek, zwischen den beiden Armen des Schuylkill gelegen. Er enthält ein Rathhaus, auf welchem die Countycourts gehalten werden, ein Gefängniß, eine Akademie und ein Postamt. (L. F. Kämtz.)

1) Nova acta erudit. 1751. p. 92 sq. Fuhrmanns Handb. d. class. Lit. 1. Bd. 517. 2) Nova acta erudit. 1. Febr. 1739. p. 65—7

3) P. Burmanni jun. orat. fun. in obitu J. P. d'Orv. (Amst. 1751. 4.); auch bei Sicula etc. Acta societatis lat. Jenens. Vol. III, 319. Leipz. gel. Zeit. 1751. S. 689. Jahrg. 1752. S. 225. Strodsmanns neues gel. Europa. 2. Th. S. 330. 5. Th. S. 251. Schmersahl von verst. Gel. 2. Th. S. 781. Saxii Onomast. T. VI. p. 346 et 504.

ORY (François), Franciscus Aurelius, geboren zu Mans, Professor der Rechte zu Orleans, wo er 1657 verstorben ist. Außer einem Apparatus jurisprudentiae und einem Buche de pacto dotalibus instrumentis adjecto, gab er unter dem Namen Dsius Aurelius 1692 zu Orleans ein Werk heraus: Dispunctor ad Merillium de variantibus Cujacii interpretationibus, welches sehr viel Aufsehen machte, und, weil es sehr selten geworden ist, in Otto's Thesaur. jur. Rom. T. III. p. 685—800 wieder abgedruckt ist.

Veranlassung zu dieser Schrift gab der Umstand, daß der berühmte Cujacius, wie es dem wahrheitsliebenden Manne geziemt, oft seine Überzeugung bei Erklärung dunkler Stellen änderte, und daher in seinen spätern Schriften bisweilen seine frühere Ansicht aufgab und eine neue aufstellte. Dieses warfen ihm seine Gegner oft als Ignoranz, wenigstens als Inconsequenz, vor, und so beliebte es auch dem Edmund Merille zu Bourges, in einem eigenen Werke: Variantos Cujacii interpretationes (Paris 1638. 4.) diese sogenannten Varianten zu sammeln. Dry trat nun gegen Merille in seinem Dispunctor auf, und suchte ihn zu widerlegen.

Eine Ohrfeige, die Dry erhielt, ist in der Literaturgeschichte merkwürdig geworden. Er selbst gibt den Vorgang dahin an: Quod ait Cujacius, erzählt er, temulentos pleraque ad legem Vinum (in den Digesten) scribere quosdam interpretes, non ausim ipse dicere, sed ira adeo permotum virum fortissimum, mihi nunc et olim amicissimum, in ea agitanda, dum suam ratam esse vult opinionem, aliquando insensum sensi; ut cum duriusculum aliquid, et forte subcontumeliosum, arbitrio suo, oblocutus essem, subinde ab eo vapulare, et quasi temulentus ego, ob impactum non perfunctorie colaphum, viderer mihi videre micantes igniculos, stellulasque media luce discurrentes. Indessen nicht Cujacius war es, der ihm diese Ohrfeige zutheilte, sondern Aimé Monet, sein College, und gleichfalls Professor der Rechte zu Orleans.

Ein Verwandter von Franz Dry war Johann Dry, gleichfalls aus Mans gebürtig, welcher Advocat und Dichter war, um 1544 lebte, und Mehreres über die Alterthümer von Mans geschrieben hat. Doujat hat ihn in seiner Rechtsgeschichte mit dem unstrigen verwechselt. — Enkel des Johann Dry war Michael Bourrée, Seigneur de la Porte, ein berühmter lateinischer und französischer Dichter*).

(Spangenberg.)

ORYCTERI Dumeril (Insecta). Eine Familie der Gymnopteren mit folgenden Kennzeichen: Hinterleib kegelförmig, auf einem eingeschnürten Stiele sitzend, Fühler 14 bis 17gliederig, nicht gebrochen, Lippen und Maxillen nicht über die Mandibeln reichend, Flügel ungefalt. Diese Insecten graben andere, nachdem sie solche getödtet, besonders Raupen und Spinnen, in die Erde und legen ihre Eier dazu, damit sich die Larven davon nähren kön-

nen. Es gehören hierher die Gattungen Typhia, Larra, Pompilus, Pepsis, Trypoxylon, Spheg. (D. Thon.)

ORYCTEROPUS Geoffroy (Mammalia). Eine den Ameisenfressern zunächst verwandte, von Linné und Andern auch zu denselben gezählte Säugethiergattung, welche zur Ordnung edentata und zur zweiten Familie derselben gehört. Man findet bei ihr weder Schneidezähne, noch Eckzähne, wohl aber Mahlzähne. Die Wurzeln dieser, sagt F. Cuvier (dents des mammifères) weichen nicht von der Krone ab, aber sie haben keine Höhle für die Zahnkapsel, wie man es doch bei allen Arten Zähnen der Säugethiere findet; vielmehr scheinen sie eine eigene Modification der Entwicklung dieser Organe darzustellen. Wie alle Zähne, welche der eigentlichen Wurzeln ermangeln, scheinen sie fortwährend zu wachsen, aber anstatt aus auf einander folgenden, sich immer neu erzeugenden Lagen gebildet zu sein, sind sie oder scheinen vielmehr aus fünfseitigen Längsfibern zusammengesetzt, deren Mittelpunkt oder Achse durchbohrt oder angefüllt ist, mit einer dunklern Farbe als diejenige der Fibern selbst ist. Nach den meisten Angaben sollen sich in beiden Kiefern 24 Mahlzähne, d. h. auf jeder Seite sechs oben und sechs unten befinden, aber schon Fr. Cuvier bemerkt, daß in der obern 14 vorhanden, indem ein ganz kleiner weit von den andern nach vorn hin steht, der, da er kaum aus dem Zahnfleisch hervortragt, wenig bemerkt wird. Diese Angabe bestätigt auch Smut's (Diss. Mammalia Capensia 1832). Auch der zweite Mahlzahn ist noch sehr klein und erst von dem dritten kann man sagen, daß er die Kauwerkzeuge beginnt. Sein Durchschnitt zeigt ein längliches Oval; der vierte und siebente sind von gleicher Länge, aber viel breiter, die beiden andern, die größten von allen, haben an jeder ihrer Seitenflächen eine breite Furche und scheinen aus zwei an einander gefügten Cylindern zu bestehen. Die drei ersten Zähne des Unterkiefers sind dem zweiten, dritten und vierten des Oberkiefers ziemlich ähnlich, aber kleiner, dagegen die drei hintern etwas größer als die drei hintern des Oberkiefers sind, denen sie übrigens analog gebaut, und auf welche sie passen.

Die andern Kennzeichen der einzigen Art, aus welcher die Gattung besteht, sind der sehr verlängerte, der allgemeinen Form nach kegelförmige Kopf, der in eine Art Rüssel ausläuft, den man immer mit dem eines Schweines verglichen hat, ob er diesem gleich nur in der Endstellung der Nasenlöcher ähnlich ist; die häutigen, sehr langen und etwas spitzigen Ohren, der sehr wenig gespaltene Mund und die Augen von mittlerer Größe, der ziemlich langgestreckte Körper mit dem an der Wurzel sehr dicken, kegelförmigen Schwanz, die starken Glieder, die indessen ziemlich kurz und von denen die vordern vierzehig, zehengehend, die hintern fünfzehig sohlengehend, die sehr starken, sehr dicken, sehr zusammengedrückten Krallen, welche besonders an den hintern Füßen fast das ganze Nagelglied, ähnlich einem wahren Hufe, umgeben. Die Zunge ist wenig ausdehnbar. Die Haut hart und dick, ist fast nackt an den Ohren und am Bauch, auf dem Kopfe, den drei hintern Vierttheilen des

*) S. außer Jöcher, Otto praef. ad thesaur. Jur. Rom. T. III. p. 54. Haubold instit. jur. Rom. lit. T.I. nr. 134. Menagiana T. IV. p. 90, 91.

Schwanzes und auf der Rückenseite der vier Füße nur mit kurzen Haaren besetzt, welche dagegen auf dem Schenkel, dem Schienbein und an der hintern Seite des Vorderarms sehr lang sind. Der übrige Körper, Glieder und Schwanz sind mit barschen, dünnstehenden, mittellangen Seidenhaaren besetzt.

Wie schon bemerkt, kennt man nur eine einzige Art, *O. capensis* (*Myrmecophaga capensis* L. *Buffon* ed. *Allamand* Suppl. VI. t. 31. *Cuvier ossements fossiles* V. t. 12. Skelett etc.), welche sich am Kap der guten Hoffnung findet, von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel $3\frac{1}{2}$ Fuß, von dieser bis an die Spitze 1 Fuß, 9 Zoll mißt. Die Ohren sind etwas über einen Fuß lang, die Höhe beträgt 13 Zoll. Der Körper ist röthlich grau, Schienbein, Vorderarm und Füße sind schwärzlich, der Schwanz fast weiß. Am Cap wird dies Thier Erdferkel (*Aerd-varkens*) genannt und sein Fleisch gegessen, ob es gleich nach Ameisen schmeckt. Es lebt in Höhlen unter der Erde, welche es bei Gefahr mit außerordentlicher Schnelligkeit graben soll. Seine Nahrung, die Ameisen, soll es gleich den eigentlichen Ameisensfressern (*Myrmecophaga*) mit der Zunge aufstecken, welche mit einem klebrigen Schleime bedeckt ist. (*D. Thon.*)

Orycterus, s. *Bathyergus*.

ORYCTES *Illiger* (Insecta). Eine Käfergattung aus der Section Pentamera, der Familie Lamellicornes, der Tribus Scarabaeides und der Division Xylophili, aus Linné's Gattung *Scarabaeus* gesondert. Ihre Kennzeichen bestehen in den Maxillen, welche mit einem lederartigen oder krustigen Lappen endigen, der ungezähnt und nur mit fackelförmigen Haaren besetzt oder einfach behaart ist, sowie in den fast gleichlangen Füßen, an welchen die vier hintern Schienen dick, stark eingeschnitten oder ausgerandet sind und ein tief ausgeschnittenes, bei manchen Arten fast sternförmiges Ende haben. Der Körper dieser Käfer ist in der Regel doppelt so lang als breit, cylindrisch unten behaart und mehr oder weniger röthlichbraun, der Kopf ist dreieckig, sitzt in einer buchtigen Ausrandung des Thorax und ist viel kleiner als dieser. Die Fühler sind so lang als der Kopf, kniesförmig gebogen, haben einen blätterigen Kopf, stehen vor den Augen und sind von diesen durch einen hornigen Vorsprung getrennt. Die Augen sitzen ganz unten am Kopfe, stoßen an den Thorax an und sind eben durch den gedachten Vorsprung getheilt. Die Männchen haben immer ein Horn auf dem Kopfe, meist gegen den Rücken hingebogen, oft von besonderer Größe, bei den Weibchen vertritt dessen Stelle ein Höcker. Der Thorax ist an der Wurzel so breit als die Flügeldecken, an den Seiten zugerundet, nimmt nach dem Kopfe zu ab, ist an der Verbindung mit dem Leibe buchtig, vorn aber abgestutzt und ausgehöhlt, bei den Männchen meist mit verschiedenen Hervorragungen versehen. Das Schildchen ist ziemlich groß, dreieckig, mit zugerundeten Ecken; die Flügeldecken sind lang, mehr oder weniger glatt, hinten abgerundet und den Aster unbedeckt lassend. Die Füße sind stark im Verhältnisse zum Körper von mittlerer Größe, die vordern meist mit drei Zähnen an der äußern

Seite der Schienen. Zwischen den starken gekrümmten Tarsenklauen steht noch ein steifes, an der Spitze getheiltes Haar. Die Larven leben, wie die der Scarabäen, denen sie in der Gestalt gleichen, in vegetabilischen in Fäulung begriffenen Materien, z. B. die der gemeinsten hier und da in Deutschland, in Frankreich nicht selten vorkommenden Art (*O. nasicornis* Linn.) des gemeinen Nashornkäfers, in Eichenlohe und vorzugsweise in mit solcher Lohe hergestellten Mistbeeten. Sie ist schmutziggelb, hier und da mit Grau gemischt, besonders am Körperende, wo die dunkle Nahrung durch die Haut durchschimmert. Sie bedarf mehrerer Jahre, um ihr vollkommenes Wachsthum zu erreichen und webt dann zur Verwandlung eine eiförmige Hülse aus Lohe oder Erde, worin sie zu einer gelblichen Nymphe wird, an der man alle Theile des künftigen Käfers ziemlich entwickelt sieht. Nach dem Ausschließen aus dieser Hülse bleibt der Käfer noch einen ganzen Monat in seiner Hülse, damit der Körper die nöthige Festigkeit erlange.

Die Gattung ist nicht reich an Arten, indessen hat man doch eine zur besondern Gattung erhoben. Mac Leay hat eine Gattung *Orphnus* daraus gebildet, die er (*Horae entomologicae* in der franz. Ausgabe: *Annulosa javanica*. Paris 1833. p. 33) folgendermaßen charakterisirt: *Antennae* 10 *articulatae*, *articulo basilaro magno*, *vix elongato*, *conico secundo subgloboso*; *3tio*, *4to*, *5to*, *6to* *et septimo brevissimis*, *transversis*; *ultimis paulo sensim latioribus*, *capitulo lamellato plicatili*, *subgloboso*. *Labrum clypeo fere occultatum*, *marginem antico solum exserto*. *Mandibulae exsertae*, *arcuatae*, *subtrigonae*, *basi crassae*, *extus rotundatae*, *apice acutae*, *intus unidentatae*. *Maxillae inermes*, *processu unico crustaceo*, *triquetro-trigono*, *sed laciniae apicalis loco fasciculo ciliato*, *extus arcuato*, *ciliis spinulosis*. *Palpi labiales articulo ultimo majore*, *subovato*. *Mentum subquadratum apice truncato*. — *Clypeus in masculis unicornis*. *Corpus ovatum*. *Thorax antice truncatus aut excavatus*, *coleoptris abdomem postice non obtegentibus*. *Tibiae anticae extus 3 dentatae*, *aliae lineis transversis*. Als Typus ist nur *Geotrapes bicolor* *Fabricius* angeführt, *supra niger*, *subtus brunneus*, *thorace retuso bidentato*; *lateribus punctatis*, *capitis cornu brevi erecto plano*, *elytris vix striatis*. Vaterland Indien. Dejean in der zweiten Ausgabe seines Katalogs zählt noch drei andere Arten, *meleagris*, *senegalensis* und *nitidulus* auf.

Von den eigentlichen *Oryctes*-Arten erwähnen wir nur folgende als der merkwürdigern:

1) *O. Rhinoceros* *Fabr.* (*Olivier* ed. *Sturm*. t. 20. f. 4). Thorax gestutzt, mit zwei kleinen Höckern, Kopf mit einem einfachen Horne, Kopfschild zweispaltig, Flügeldecken punktiert. Etwas größer und länger als der gemeine Nashornkäfer, schwärzlichbraun. Vaterland Ostindien.

2) *O. Boas* *Fabr.* Thorax gestutzt, mit einem Eindruck und zwei Zähnen, Kopf mit einem einfachen zurückgekrümmten Horne. Die Flügeldecken pechbraun, mit einer einzigen punktierten Linie an der Naht. Ge-

stalt und Größe des gemeinen Nashornkäfers. Vaterland Senegal und Sierra Leona.

3) *O. nasicornis* Linn. (Käsel Insectenbelustigungen. II. t. 6, 7). Fast zwei Zoll lang, kastanienbraun, die Spitze des Kopfschildes gestutzt, auf demselben ein nach Hinten gekrümmtes Horn bei dem Männchen, bei dem Weibchen nur eine Spitze, der Thorax vorn gestutzt, oben am Rande mit drei Zähnen, Flügeldecken glatt, mit einem Streif an der Naht und feinen punktirten Linien. In Teutschland, Frankreich. (D. Thon.)

ORYGIA, Eine von Forsköl (Fl. aeg. — ar. p. 103) aufgestellte Pflanzengattung aus der sechsten Ordnung der ersten Linné'schen Classe und aus der Familie der Kürbideen (Ficoideen). Char. Der Kelch stehenbleibend, fünftheilig; gegen 20 lanzettförmige Corollenblättchen; sechs fadenförmige Narben; die Kapsel fünffächerig, fünfklappig, vielsamig. Von den beiden Arten, welche Forsköl gefunden hat, gehört nur eine hierher: *O. decumbens* Forsk. (l. c. *Portulaca Vahl* symb., *Talinum Willd.* sp. pl.), ein kleiner, niederliegender, arabischer Strauch mit umgekehrt eiförmigen, stumpf-flachlichten, wie mit Mehl bestreuten Blättern und in den Blattachsen stehenden, purpurrothen Blüthentrauben. Die andere Art, *O. portulacifolia* Forsk. ist ein *Talinum (cuneifolium Willd. sp.)*. — *Orygia Stackhous.*, f. *Laminaria*. (A. Sprengel.)

ORYGMA Meigen (Insecta). Eine Gattung Zweiflügler, aus der Familie Muscides (Meigen, Systematische Beschreibung der europ. zweiflügl. Insecten. VI. p. 6. t. 55. f. 13—17) mit folgenden Kennzeichen: Fühler klein, entfernt stehend, niedergedrückt, dreigliederig, das dritte Glied eiförmig, zusammengedrückt, an der Wurzel mit nackter Rückenborste. Das Untergesicht zurückgehend, nackt, Stirn breit, flach, borstig. Augen rund, klein. Hinterleib elliptisch, haarig, fünfiringelig. Beine stark.

Es ist nur eine Art, aus England, bekannt. Die Stirn ist borstig, schwarz, auf dem Scheitel mit drei Punktaugen. Das Untergesicht rothgelb, sowie die Fühler. Das Rückenschild ist ziemlich flach, fast viereckig, borstig, ohne eigentliche Quernaht. Der Hinterleib ist elliptisch, flach gewölbt, fünfiringelig, stark behaart, am After mit einem kugelförmigen Fortsatz. Die Beine sind rothgelb, haarig. Die Schwinger liegen unbedeckt, die Flügel sind etwas bräunlich, die erste Längsader ist doppelt, die zweite mündet vor der Spitze am Borderrande. Die Länge dieser Fliege beträgt nur drei Linien. (D. Thon.)

ORYTHOS und **Krambis**, Söhne des *Pbineus* und der *Kleopatra*, die der Vater blenden ließ, bewogen durch die Verleumdungen der Stiefmutter *Dia*. Andere haben für *Drythos* die Form *Darthos*. *Schol. Apollon. II.* 173, 238. (Klausen.)

ORYKTOCHEMIE, chemische Berggliederungskunst der Mineralien, (f. Chemie und Mineralien)

(Th. Schreger.)

ORYKTODENDROLITH (Paläophyt.). *Oryktodendrolithus*, ist eine bei ältern Schriftstellern zuweilen

vorkommende pleonastische Benennung, gebildet aus *ὄρυκτος* gegraben, *δένδρον* Baum und *λίθος* Stein, statt *Dendrolith*, *Holzstein*, *Baumstein*, oder statt *Oryedotendron*, *gegrabener Baum*, *gegrabenes Holz*.

(H. G. Bronn.)

Oryktognosie, f. Mineralogie.

Oryktograph, f. Oryktographie.

ORYKTOGRAPHIE (Paläont.). Das Wort *Oryctographia*, engl. *Oryctography*, gebildet aus *ὄρυκτος* gegraben, und *γράφω* ich schreibe; also „Beschreibung des Begrabenen“ wird angewendet 1) bald in ganz allgemeinem Sinne zur Bezeichnung der Beschreibung des Bodens nach seinen Bestandtheilen und wesentlichen oder zufälligen Einschlüssen, selbst insofern diese in Kunstproducten, Mosaik, Münzen und dergleichen bestehen, und zwar insbesondere gern in Beziehung auf ein gewisses Land oder eine gewisse Gegend. So haben wir von Lachmund eine *Oryctographia Hildesheimensis* (Hildesh. 1669. 4.), von Baier eine *Oryctographia Norica* (Norimb. 1708. 4.) u. — 2) Oder es bezieht sich der Ausdruck *Dryktographie* ganz oder vorzugsweise nur auf die Beschreibung der fossilen Reste organischer Körper einer Gegend, und zerfällt dann, je nachdem diese von Thieren oder Pflanzen herrühren, in *Dryktozoographie* und *Dryktophytographie*. In diesem Sinne nahm auch Professor *Beringer* das Wort in seiner *Oryctographia Wirceburgensis* (1726. Fol.), welche jedoch in der That eine ganz andere Bedeutung erhalten hat, da er nämlich lediglich aus Thone gefertigte und beim Köpfer gebrannte Artefacte beschrieb, in welchen einige seiner Schüler, wie angegeben wird, auf Veranlassung der Jesuiten, welche *Beringern* feindlich gesinnt waren*), allerlei Insecten, Nachtschnecken, Spinnweben und andere der Versteinerung gar nicht fähige Theile, selbst hebräische Buchstaben, die Sonne und den Mond ganz roh nachgebildet hatten, welche sie ihn dann in einer benachbarten Sandgrube finden ließen. Alle diese Dinge bildete er in einem besondern Werk ab und beschrieb sie, indem er sich sehr bemühte zu erklären, wie es möglich gewesen, daß der Abschein der Sonne und des Mondes versteinern konnten. Erst als sein Werk schon beendet war, erfuhr er den ihm gespielten Betrug durch ein Billet, wollte jedoch die großen Kosten nun nicht vergeblich aufgewendet haben, und gab sein Werk heraus. Jene Kunstzeugnisse wurden dann noch lange Zeit unter dem Namen der „*Beringerschen Poffensteine*“ zu einem Gulden das Stück im Mineralienhandel umgesetzt, und finden sich gewöhnlich noch unter den Curiositäten älterer Sammlungen. — 3) Dem Wortlaute nach wird jener Ausdruck am richtigsten gebraucht zu Bezeichnung des beschreibenden Theiles der systematischen Mineralogie oder eigentlichen *Dryktologie*, wo es mithin lediglich auf Fossilien von unorganischer Form und Entstehung (—) sich bezieht (f. Mineralogie). (H. G. Bronn.)

*) *J. D. Hahn*, in *Sermone academico de scientia naturali ab observationum et experimentorum sordibus repurganda*. (Traject. ad Rhen. 1753.) p. 27.

ORYKTOLOGIE (Paläont.) Das Wort *Oryctologia*, *Oryctologie*, engl. *Oryctology*, die „Lehre“ oder „Kunde von dem Begrabenen“ ist eigentlich gleichbedeutend mit *Mineralogie*, weshalb wir auf diesen Artikel verweisen. Dieses Wort hat demnach einen weitern Umfang der Bedeutung als *Dryktographie* und als *Dryktognose*, die sich nach ihrer etymologischen Bedeutung nur mit der Beschreibung und mit den Unterscheidungskennzeichen der Mineralien zu befassen hätten (s. diese Ausdrücke).

Parkinson inzwischen hat den obigen Ausdruck in einer andern Bedeutung bei seinen *Outlines of Oryctology* (London 1822) genommen und ihn nur auf die Lehre von den fossilen Resten der organischen Körper bezogen, in welcher er eine Anleitung zum Studium derselben sowol nach ihren Formen, als in ihren Beziehungen zur Bildung der Erde zu geben beabsichtigt. Sie zerfällt in *Dryktozoologie* und *Dryktoxytologie*. (H. G. Bronn.)

Oryktoxytographie, s. *Oryktoxytologie*.

Oryktozoographie, s. *Oryktozoologie*.

Oryktozoologie, s. *Oryktozoologie*.

ORYSSUS *Latreille* (Insecta). Eine Hymenopteren-Gattung aus der Section *Terebrantia*, Familie *Securifera* und der Tribus *Urocerata* (*Latreille* in *Cuvier règne animal* ed. 2. V. 278) aus *Sirex* *L.* gesondert, von denen *Fabricius* eine Art früher zu *Sphex* gezogen hatte. Die Kennzeichen sind folgende: Die Fühler sind nahe am Mund eingelenkt und haben zehn oder elf Glieder, die Mandibeln sind zahnlos, die fünfgliederigen Maxillarpalpen sind lang, das hintere Ende des Hinterleibes ist fast zugerundet oder schwach verlängert, der Legestachel ist haarförmig und spiralförmig im Leibe verborgen. Der Körper ist cylindrisch, der Kopf vertical, etwas breiter als der Thorax, der vorn zusammengedrückt, die Augen stehen seitlich, sind groß, eisförmig und ganzrandig; die drei Nebenaugen sind gleich groß, entfernt stehend und bilden auf dem Scheitel einen gleichseitigen Triangel; die Fühler sind fadenförmig, etwas gebogen, vibratil, etwas kürzer als der Thorax und bestehen beim Männchen aus elf, beim Weibchen aus zehn Gliedern. Die Lefze ist deutlich sichtbar, lederartig, klein, flach zugerundet, und vorn gefranzt; die Mandibeln sind hornartig, vorspringend, kurz, dick und laufen ohne Zähne in eine Spitze aus; die Maxillen sind lederartig, bilden eine halbe zusammengedrückte Röhre, sind außer in der Mitte etwas gewölbt, und endigen in ein häutiges, breites, zugerundetes, etwas behaartes Stück, welches in der Ruhe das Ende der Unterlippe bedeckt; die Palpen sind groß, sitzen auf dem Rücken der Maxillen, sind borstenförmig, hängend, und bestehen aus fünf Gliedern; die Unterlippe ist klein, häutig, fast von ihrem Ursprung an mit einem lederartigen, ringförmigen Stücke bedeckt, über welchem unmittelbar die Palpen eingefügt, welche dreimal kürzer als die Maxillarpalpen und dreigliederig sind; der Thorax ist eichnlich, gestuft, die ho-

izontalen Flügel reichen bis an das Ende des Hinterleibes, ihr Randstigma ist sehr groß, eisförmig. Sie haben nur eine große und unvollständige Radialzelle und zwei Cubitalzellen, von denen eine den zurücklaufenden Nerven aufnimmt. Der Hinterleib ist noch einmal so lang als der Thorax, cylindrisch, vorn verschmälert, hinten zugerundet, aus acht bis neun Ringen bestehend. Die Füße sind von mittlerer Größe und haben bei den Männchen fünf Tarsen, bei den Weibchen aber haben die vordern beiden nur drei und das Wurzelglied über das zweite verlängert.

Man findet diese Insecten im Frühjahr in Wäldern an Baumstämmen, namentlich auf Tannen, Buchen und Eichen. Ihre Verwandlungsgeschichte ist noch unbekannt, wahrscheinlich aber leben die Larven im Holze. Man kennt bis jetzt nur zwei in Deutschland und Frankreich einheimische Arten.

1) *O. coronatus* *Fabricius* (*Sirex Vespertilio* *Panzer* Fauna 52. n. 19. Weibchen. *Jurine nouvelle methode* pl. 7. gen. 8. Männchen. *Oryssus Vespertilio* *Klug* *Monographia Siricum* t. 1. f. 1) fast einen Zoll lang, schwarz, vorn auf dem Kopfe zwei weiße Linien, Hinterleib rothgelb, mit schwarzer Wurzel und Spitze; diese beim Männchen mit einem weißen Flecke.

2) *O. unicolor* *Latreille*. Einfach schwarz. Im bois de Boulogne bei Paris. (D. Thon.)

Orythia, s. *Rhizostoma*, *Geryonia*, *Favonia*.

Orythia, s. *Orithia*.

ORYX (Mammalia). Von *Blainville* aufgestellte Antilopengattung (Antilope), diejenigen Arten begreifend, bei welchen beide Geschlechter mit sehr großen spitzen graden oder rückwärts gekrümmten geringelten Hörnern versehen sind, indessen bei den meisten die nackte Schnauze und die Thränengruben fehlen, auch die Haarbüschel an den Beinen mangeln, dagegen Poren in den Weichen, zwei bis vier Rippen und ein langer Büschelschwanz vorhanden. Es gehören hierher die Arten *A. Truteri*, *Oryx*, *Leucoryx*, *Gazella*, *Leucophaea*, *equina* und *Lervia*. Cf. *Fischer* *Synopsis Mammalium*. p. 477. Suppl. (D. Thon.)

ORYZA *L.* Reis. Eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe und aus der Familie der Gräser, in welcher sie, nebst acht andern Gattungen eine besondere Gruppe, *Oryzaceae*, bildet. Char. Die Blüthe rispensförmig, der Kelch einblumig, zweispelzig, sehr klein; die Corolle zweispelzig, stehenbleibend, mit kahnförmigen Spelzen, von denen die untere auf dem Rücken mit einem Höcker, an der Spitze meist mit einer Granne versehen ist; unter dem Fruchtknoten stehen ausgerandete gezähnte Schüppchen; die Karyopse ist in die stehenbleibenden Corollenspelzen gehüllt, gestreift (*Pal. Beauv. agr. t. 7. f. 7, 8*). Von den drei Arten ist die bekannteste *O. sativa* *L.* (der gemeine Reis, *Messg. Ger. L. 13.*), eine aller Wahrscheinlichkeit nach in Ostindien einheimische Getreideart, deren schon *Aristoteles* (nach *Schneiders Conjectur hist. an. 8, 25 ὄρυζα*), *Theophrast* (*hist. pl. 4, 5 ὄρυζον*) und

Dioskorides (Mat. med. 2, 117 ὀρυζα) erwähnen. Der Reis ist ein einjähriges Gras mit aufrechten, 1—6 Fuß hohem, drehrundem Halme, liniensförmigen, scharf anzufühlenden, langen Blättern, zusammengezogener Rispe und sechs Staubfäden in jedem Blümchen. Er wird fast in allen heißen und warmen Ländern der Erde gebaut; besonders in Ostindien, China, Cochinchina, Süd-Carolina, Brasilien und Aegypten, in der Lombardei und im südlichen Spanien, wo ein fetter, feuchter Boden diese Cultur begünstigt. In Italien bilden die Reisfelder große, längliche Vierecke, mit Gräben und Dämmen umgeben und durch Dämme in eine Menge kleiner Vierecke getheilt. Anfangs März wird das Feld mit dem Spaten umgearbeitet (statt des Düngers gräbt man die langen Stoppeln unter), einige Zoll hoch Wasser hineingelassen und der Reis, der zuvor in Wasser eingeweicht worden ist, auf die Oberfläche des Wassers gesät. Die Körner sinken unter und keimen bald. Im Mai wird das Wasser zuerst abgelassen, um das Unkraut zu entfernen; dann wiederholt man von fünf zu fünf Wochen das Ab- und Zulassen des Wassers. Drei bis vier Wochen vor der Ernte (zu Ausgange Septembers) werden die Felder ganz trocken gelegt, damit die Körner gehörig reifen. Sind sie reif, so schneidet man die Halmen mit der Sichel etwa in der Mitte ab, bindet die Rispen in Büschel, drischt sie auf die gewöhnliche Art (in den Tropenländern läßt man sie durch Slaven oder Thiere austreten) und trennt in besonders eingerichteten Mühlen die Spelzen von den Körnern.

Daß der Reis ein sehr gesundes Nahrungsmittel liefert, daß er bei manchen Völkern das Brod ersetzt, und daß aus ihm der Arak (*οἶνος ὀρυζῆνης* Arist. I. c.) bereitet wird, ist bekannt.

Nur eine der zahlreichen Abarten (einige derselben führen *Loureiro*, fl. coch. p. 267, und *Desvaur*, Journ. de bot. III. p. 76 an), welche sich durch Farbe der Frucht, Behaarung der Spelzen und Anwesenheit oder Mangel der Granen, auch durch frühere oder spätere Fruchtreife (vier bis acht Monate nach der Ausfaat) unterscheiden, *O. montana* Lour. (der Bergreis), gedeiht auf trockenem, dürrer Boden; in Europa hat aber bisher ihr Anbau nicht gelingen wollen.

Die zweite, von Sello im südlichen Theile Brasiliens gefundene und von Nees (gram. bras. p. 518) *O. subulata* genannte Art, welche nur durch pfriemensförmig zugespitzte Kelchspelzen und durch die an der Spitze dreikantig-röhrlige untere Corollenspelze sich unterscheidet, ist vielleicht eine verwilderte Spielart der *O. sativa*.

Dagegen ist eine dritte Art, welche Humboldt und Bonpland am Magdalenenstrom in Neugranada fanden, *O. latifolia* Desv. (l. c. p. 77. H. B. et K. nov. gen. I. p. 195) durch perennirende Wurzel, sehr hohen (15—18 Fuß) Halm, lanzett-liniensförmige, am Rande gewimperte Blätter, wirbelförmig gestellte, an der Basis härtige Äste der schlaffen Rispe und durch drei Staubfäden in jedem Blümchen als sehr abweichend charakterisirt.

Oryzopsis Mich., f. *Stipa*.

ORYZARIA (Paläozoologie), Oryzarie, von Oryza, Reis. Wegen der Formähnlichkeit mit einem Reiskorne schlug DeFrance vor, ein Siphoniferen-Genus zu benennen, welches mit seiner *Fabularia* nahe verwandt ist und von d'Orbigny unter *Alveolina* zurückgebracht wurde, wohn auch Lamarck's *Melonia* und mehre Genera Montfort's gehören. — Der von DeFrance gegebene generische Charakter ist: *Polyparium cylindricum ovoideum a. fusiforme, costis longitudinalibus octo. Laminae concentricae, lamellulis transversis minimis tenuibus ad interstitia separatae.* Die Art ist *O. Boscii* Desfr. = *Miliolites subulatus* Montf. = *Alveolina Boscii* d'Orbigny, aus dem pariser Grobkalke. *S. Alveolina* *).

(H. G. Bronn.)

ORZECHAU, 1) Klein-Drzechau, ein Dorf im hrabischer Kreise Mährens, 1 Meile nordostw. von Bisenz und 1½ Meile südwestl. von der Kreisstadt Hungrisch-Hrabisch entfernt; es gehört seit dem J. 1718 zu der ehemaligen Stifts-, nunmehrigen Religionsfonds-Herrschaft Welehrad. Dieses Dorf zählte im J. 1826 in 116 Häusern 612 Einwohner, und darunter 325 Weiber, die sämmtlich zu dem slavischen Volksstamme gehören, 34 Pferde, 50 Ochsen, 44 Kühe und 433 Schafe, die halbveredelt sind. Es besitzt ein neues Schloß, eine Schule, ungefähr 260 Joche Ackerland, das aus Thon und Sand gemischt und von sehr mittelmäßiger Fruchtbarkeit ist, und gegen 70 Joche Weinberge, die einen guten Wein liefern. Der Ort gehört zur Pfarre Poleschowiz, der olmüzer Erzdiocese, und besitzt nur im Schloß eine dem heil. Wenzeslaus geweihte Kapelle. Die Gegend rings um dieses Dorf ist gebirgig oder hügelig und die ganze Nachbarschaft, wie z. B. Bisenz, Poleschowiz u. a. D. ihrer trefflichen Weine wegen im ganzen Lande bekannt. Der Ort kommt schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. in Urkunden vor; damals gehörte ein Antheil an diesem Dorfe den Brüdern Sulko und Tobias Patschlawitz. Hierauf ging es durch die Hände mehrer Besitzer aus verschiedenen Familien. Im J. 1407 kam ein Theil des Dorfes durch Kauf an Siegmund von Honbitz, welcher darauf das Prädicat: Drzechowsky annahm, den seine Nachkommenschaft beständig beibehielt. Im Anfange des 16. Jahrh. mögen es die Drzechowsky von Honbitz ganz an ihr Geschlecht gebracht haben. Nachdem es in der Folgezeit wieder durch die Hände mehrer Geschlechter gegangen war, kaufte es im J. 1718 das Stift Welehrad um 48,500 Fl. von dem Grafen Maximilian von Magni. 2) Groß-Drzechau, ein Dorf der fürstl. Kaunigischen Herrschaft Hungrisch-Brod im hrabischer Kreise Mährens. Auf einer Anhöhe, zwei Stunden nordöstlich von dem Sitze der Herrschaft, gelegen, beherrscht es die ganze umliegende, theils gebirgige und theils bloß hügelige Gegend. Es zählt 56 Häuser

* DeFrance im Dictionn. des scienc. nat. XVI, 104 (bei *Fabularia*) und Atlas, livr. XVII. t. . . f. 4. Bronn Syst. urweltl. Pflanzent. (Heidelb. 1826. Fol.) S. 30, 31. t. VII. f. 17. *Dessalines* d'Orbigny tableau méthodique de la Classe des Céphalopodes (Extrait des Annales des sciences d'hist. nat. 1826. Janvier) p. 140.

und 486 Einwohner und besitzt ein altes herrschaftliches Schloß, eine Schule und eine eigene Pfarre. Diese liegt in der olmüher Erzdiocese, gehört zum poslowitzer Decanat, erstreckt sich über die Dörfer Czasekow (mit einer Schule), Kelnik, Dubrow, Brzezuwek, Augezd (mit einer Schule), Dobrkowiz, Paschowiz, Kanowiz und Drzechau, und zählt 2816 Pfarrkinder, unter welchen 25 Juden (1831) lebten. Patron der Kirche ist der Fürst von Kaunitz. Die Bewohner sind sämmtlich Räten. Die 300 Joche Ackerlandes, welche zu diesem Dorfe gehören, sind höchst mittelmäßig. Hier ist auch ein eigenes Brauhaus für den nördlichen Theil der großen Herrschaft Hungrisch-Brod, der das Dorf um das J. 1653 einverleibt wurde, nachdem es Graf Leo Wilhelm von Kaunitz von der Gräfin Benigna von Gaschin mit allen dazu gehörigen Dörfern um 35,000 Fl. gekauft hatte. 3) Neu-Drzechau, ein zur Herrschaft Krzizanau gehöriges Dorf, welches zwischen diesem Ort und Dßowa-Bitischla, 2½ Stunde nördlich von Groß-Meseritsch, im iglauer Kreise Mährens, liegt. Es zählt 53 Häuser mit 299 Einwohnern und besitzt ungefähr 160 Joche mittelmäßig fruchtbaren Ackerlandes und gegen 12 Joche Wiesen. In frühern Zeiten war es ein eigenes Gut mit einem Schloß und einem nicht unerheblichen Bau auf Eisen. Zur Zeit des mährischen Aufstandes im Anfange des 30jährigen Krieges besaß es Wilhelm Munka von Ewancziz, der als Theilnehmer an der Rebellion alle seine Güter verlor. Von der kais. Kammer, der dieses Gut zugefallen war, kaufte es der in jener Zeit mächtige Erzbischof von Olmütz, Cardinal von Dietrichstein, im J. 1623 um 9581 mähr. Thaler, der es aber bald darauf wieder verkaufte. In der Folge folgten sich mehre Familien in dem Besitze dieses Gutes. Im Anfange des verfloßenen Jahrs wurde es endlich mit der Herrschaft Krzizanau vereinigt. 4) Ein zur gräflich Podstajky-Lichtensteinischen Herrschaft Zeltzsch gehöriges Dorf im iglauer Kreise Mährens, welches oberhalb Strana über dem Thale der Thaya gegen Mittag 4 Stunden von Schelletau gelegen ist, mit 22 Häusern und 132 Einwohnern. Es besitzt etwa 130 Joche geringen Ackerlandes, einigen Waldbgrund und Wiesen, auch viele Hutweiden, die aber jetzt immer mehr in die Cultur genommen werden. 5) Drzechow, ein zur gräflich von Kalnoky'schen Herrschaft Lettowiz gehöriges Dorf, im brünner Kreise Mährens, ¼ Stunde westlich von Lettowiz gelegen, von 17 Häusern mit 102 Einwohnern, die sämmtlich einen slavischen Dialekt sprechen. Es besitzt sammt dem benachbarten Dörfchen Brzesiz nur etwa 60 Joche geringen Ackerlandes. 6) Drzechowa, ein zur Herrschaft Fassienica gehöriges Pfarrdorf am Bache Stebnica im sonoker Kreise Galiziens, ¼ Stunden von Fassienica entfernt. (G. F. Schreiner.)

ORZINORI auch **ORCINOVI** (s. dass.), ein Flecken, ehemalige Festung und der Hauptort des 12. Districts der Provinz Brescia in der Lombardei, nach welchem dieser District, zu dem 16 Gemeinden gehören, den Namen führt. Diese ansehnliche Gemeinde, welche 4753 Einwohner zählt, liegt 18 Miglien von Brescia entfernt, an der gut erhaltenen Landstraße, welche von Brescia

nach Crema führt, am linken Ufer des Ogliosuffis, hat eine Pfarre der Assunzione della Beata Maria Verg., eine Aushilfskirche, ein Sanctuarium und eine Kapelle; sie ist der Sitz eines k. k. Districts-Commissariats, welches die politischen Geschäfte des ganzen 12. Districts besorgt, und eines Schul-Districts-Inspectorats. Sie hat eine Brieffammlung, ein Hospital, und die Gemeinde wird durch einen eigenen Gemeinderath (Consiglio Comunale) vertreten. Sie hat am 25. August eine Fiera und alle Freitage Wochenmärkte. Die Straße, welche durch diese Commune führt, wird eben nicht sehr lebhaft befahren und gehört nicht zu den sichersten von Oberitalien. Zu dieser Gemeinde gehören sehr viele Meierhöfe, Mühlen und einzelne Häusergruppen, welche besondere Frazioni bilden. (G. F. Schreiner.)

ORZIVECCHI, ein Gemeindedorf der Lombardei in der Provinz Brescia, im 12. Districte, nämlich dem von Orzinori, von welchem es drei Miglien entfernt ist, mit einem Vorstand und einer Pfarre di SS. Pietro e Paolo, einer Aushilfskirche, einem Sanctuarium und Draconarium. Am 29. Juni wird hier eine Fiera gehalten. (G. F. Schreiner.)

OS, (*ὀστέον*) der Knochen, das Gebein. Knochen nennen wir die festen, harten Theile des thierischen Körpers, welche durch ihre Structur und Zusammenfügung ein dem sie angehörenden Körper entsprechendes Ganze, das Skelet, bilden, und nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nur den höhern, den Wirbelthieren, zukommen; denn die harten Theile der niedern, wirbellosen Thiere sind zwar ihrer Bestimmung und zum Theil ihrer Mischung nach den Knochen zuzurechnen, doch müssen sie ihrer Lage und Gliederung wegen, da sie größtentheils verhärtete Haut, Schalen, mithin schalenförmig den Körper umgebende Theile, äußeres Skelet, sind, von den das eigentliche innere Skelet bildenden Knochen getrennt werden.

Die Knochen sind gelblich weiß, hart, fest, elastisch. Der Form nach theilt man sie, je nachdem die eine oder andere Dimension vorherrscht, 1) in Länge. An diesen unterscheidet man das Mittelstück, den Körper, Diaphysis, corpus, und die Enden, Fortsätze, Apophysen, welche gewöhnlich bei weitem dicker als der Körper, rundliche Knollen, Gelenkköpfe, condyli, von verschiedener Form bilden, sich in ihrer Structur den kurzen oder runden Knochen nähern, und so lange die Knochen nicht ausgewachsen sind, durch Knorpel mit dem Körper verbunden, in welchem Zustande sie Ansätze, Epyphisen, genannt werden. Der Körper der langen Knochen ist walzenförmig und hohl, daher man sie auch Cylinderknochen, Röhrenknochen, und weil die Höhle Mark enthält, Markknochen nennt. Einige lange Knochen, welche keine Markhöhle enthalten, machen den Übergang zu den breitem oder platten, wie die Rippen. Die Röhrenknochen bilden die Grundlage der obern und untern Gliedmaßen. 2) in breite oder platte. Bei diesen Knochen ist die Länge und Breite gewöhnlich gleich groß, die Höhe, mithin die Dicke, geringer, die äußere Fläche gewölbt, die innere demgemäß ausgehöhlt, damit sie, wie die Schä-

delknochen, Höhlen bilden. Die meisten von den breiten Knochen entwickeln sich aus mehreren Stücken; 3) in kurze, auch runde, dicke Knochen, bei welchen keine Dimension vorherrscht und sehr verschiedene, wenig regelmäßige, Gestalt haben.

Werden die Knochen chemisch untersucht, so findet man sie aus zwei Hauptbestandtheilen, einem animalischen, thierischen, der Gallert, und einem mineralischen, erdigen, der Kalkerde, zusammengesetzt. Um diese beiden Substanzen sichtbar zu machen, legt man Knochen in verdünnte Salzsäure, diese entzieht denselben die erdigen Theile, und der thierische Theil bleibt als elastische Knorpelartige, durchscheinende, in kochendem Wasser leicht in Leim sich auflösende, mit vielen Gefäßen und Fett durchzogene Gallert zurück, welche die Form des Knochen beibehält und in der That auch bestimmt; denn zerstört man, um den erdigen Bestandtheil, welcher größtentheils aus phosphorsaurer, wenig kohlenaurer und noch weniger flusssäurer Kalkerde, etwas Magnesia, Natron, Kochsalz und Schwefel besteht, zu erhalten, durch Calcination den thierischen Bestandtheil des Knochen, so sieht man, daß die erdigen Theile nicht zu einem Continuum verbunden sind, die Form des Knochen anfangs zwar beibehalten, doch aber bald und leicht zusammenfallen.

Frischgetrocknete Menschenknochen
nach Klaproth¹⁾.

Knorpel und Krystallwasser der erdigen Salze	32,17	} 33,6 thierische Substanz
Adern	1,13	
Phosphorsaur. Kalk	51,4	} 66,1 erdige Substanz
Kohlensaur. Kalk	11,30	
Flusssäur. Kalk	2,00	
Phosphors. Kalk	1,16	
Natron mit einer unbestimmten Menge salzsaur.	1,20	
Natron	1,20	
	100.	

Beide Bestandtheile sehen die Knochenfaser, fibrilla ossea, zusammen, die anscheinend einfach, bei genauerer Betrachtung aber so gebildet erscheint, daß sie noch Zwischenräume enthält, und sich an die benachbarte Faser anlegt, oder aber in den verschiedensten Richtungen sich kreuzend ein maschensörmiges Gewebe erzeugt. Im ersten Falle, wenn sich die Knochenfasern dicht aneinander verbinden, entsteht die sogenannte Bindesubstanz, substantia compacta, corticalis, welche den äußern Überzug, die Knochentafel, tabula ossea, bildet. Das maschensörmige schwammige Gewebe, Substantia spongiosa, Diploë, wird, mit Ausnahme der Körper der Röhrenknochen, welche hohl sind, von der äußern Knochenfaser gedeckt, und ist entweder reticularis, wenn die Knochenfasern einfach, oder cellulosa, wenn sie sich verbindend kleine Blättchen zusammen setzen, welche Zellen bilden. Diese Structur finden wir an allen Knochen mehr oder weniger entwickelt. In den langen Knochen,

Das Verhältniß zwischen Gallert und Erde ist im lebenden Körper nicht immer dasselbe, sondern richtet sich vorzugsweise nach dem Alter, dem Stande, der Gesundheit und nach der Lebensweise. Ist der thierische Bestandtheil zu seinem Normalverhältnisse, wie es sich im ausgewachsenen Körper herausstellt, zu viel, so wird der Knochen elastischer, biegsamer, er krümmt sich, schwillt an, wie wir das an rachitischen Kindern sehen, wo zu wenig Kalkerde erzeugt und in den Knochen abgesetzt wird; wo jedoch im Gegentheile durch Ausschweifungen aller Art herbeigeführte Auszehrung und Abmagerung die Erhaltung des gallertartigen Theiles der Knochen gestört, seine Erzeugung selbst vermindert wird, da gewinnt der erdige Bestandtheil die Oberhand, und die Knochen werden so spröde und brüchig, daß eine geringe Gewalt sie bricht. Dem Alter nach scheint das Normalverhältniß zu sein, daß der thierische Bestandtheil beim Kind ungefähr die Hälfte, wodurch die Knochen elastischer und doch zugleich fest werden und schwerer brechen, beim Erwachsenen den dritten Theil, welches Verhältniß die Knochen elastisch verbunden mit dem gehörigen Grade von Festigkeit erhält und beim Greise den sechsten oder siebenten Theil ausmacht, weshalb diese leichter den Knochenbrüchen unterworfen sind. Genauere chemische Analysen geben folgendes Resultat:

Frischgetrocknete Ochsenknochen
nach Berzelius²⁾.

33,6 thierische Substanz	{ 33,30 } thierische Substanz
	55,45
	3,85
66,1 erdige Substanz	{ 2,90 } 66,7 erdige Substanz
	2,05
	2,45
	100.

welche ihrer Form nach dem Bruche leichter ausgeföhrt sind, mußte das Mittelstück sehr fest sein, daher hier eine dicke Knochentafel welche die Markhöhle, einschließt, und so einen hohlen Cylinder erzeugt, welcher als solcher noch größern Widerstand leistet, als wenn er massiv wäre. Die Enden der langen Knochen sind dicker als der Körper, gewöhnlich kugelig oder walzenförmig, um so größere Gelenkflächen und für diese in ihrem nächsten Umfange Raum genug zu dem Ansätze der Befestigungsmittel für dieselbe und der sie bewegenden Muskeln, die Sehnen, zu erlangen. Würden diese Enden von gleicher dicker Knochentafel wie der Körper gebildet, so wären sie zu schwer; wir finden sie daher ganz wie die runden kurzen Knochen gestaltet, die dadurch, daß keine Dimension bei ihnen die vorherrschende ist, den stärksten Druck abhalten und wenigleich in ihrem Innern nicht hohl, jedoch auch nicht massiv, sondern von schwammiger Knochensubstanz

1) Rudolphi, Grundriß der Physiologie. 1. Bd. S. 160.

2) Gmelin, Handbuch der theoretischen Chemie. Ausg. 1822. 11. Bd. S. 1621.

gebildet und mit einer sehr dünnen Knochentafel überzogen sind. Auf diese Weise wird Festigkeit der Knochen zugleich mit Leichtigkeit gepaart. Den auffallendsten Beweis finden wir nächst den Wirbeln an den Knochen des Fußes, der nicht nur den ganzen Körper trägt, sondern auch mit vieler Kraft den Muskeln widerstehen muß, welche sich an ihn heften und bei ihren Zusammenziehungen nicht nur den Fuß, sondern den ganzen Körper heben, schnell heben, beim Sprunge förmlich vorwärts werfen. Der Fuß besteht nämlich aus zwei Abtheilungen, der Fußwurzel, welche den mehren Widerstand leistet, und den zu den Zehen gehörigen kleinen Röhrenknochen. Die Fußwurzel selbst aber vertheilt ihren Druck auf sieben kleinere rundliche kurze Knochen, welche gänzlich aus mit einer dünnen Knochentafel überzogener Diploë bestehen, und sich so aneinander fügen, daß sie den Fuß wölben und ihn zum Tragen u. geschickt machen. Auch die platten breiten Knochen müssen, da sie größtentheils nach Außen liegen, wie die Schädelknochen, und indem sie wichtige Organe einschließende Höhlen bilden, gegen Gewaltthätigkeiten geschützt sein, und dabei doch nicht zu dick. Wir finden daher an ihnen eine äußere und eine innere Knochentafel und zwischen beiden Diploë. Platte Knochen, wie das Thränenbein, Siebbein u., welche durch ihre Lage im Innern des Schädels geschützt sind, haben keine Diploë; ihre Tafeln sind so dünn, daß sie anscheinend nur aus einer bestehen.

Die Oberflächen der Knochen sind nicht durchgängig glatt. Diejenigen Stellen derselben, welche sich an benachbarte Knochen anlegen und mit ihnen zu einem Gelenke verbunden sind, bleiben lebenslang mit einer dünnen Lage Knorpel überzogen, welcher glatt und sehr elastisch die Bewegung erleichtert.

Die Unebenheiten, welche man außerdem, daß an vielen Knochen noch die Knochentafel glatt ist, bemerkt, sind entweder Erhabenheiten, die nach ihrer Form: Fortsätze, processus, Höcker, tuber, tuberculum, Griffel, stylus, Leiste, Kamm, crista, rauhe Linie, linea aspera, genannt werden, oder flache Stellen, welche als Delle, d. i. flache, *cavitas glenoidalis*, oder als Pfanne, d. i. tiefere Gelenkgrube, *acetabulum*, beschrieben werden, oder Höhle, *antrum*, Zellen, *cellulae*, Gruben, *fossae*, Furchen, *sulcus*, *semicanalis*, Ausschnitte, *incisura*, Spalten, *fissura*, Löcher, *foramina*, Gänge, *canales*, bilden. Diese verschiedenen Formen stehen mit den Weichgebilden in Beziehung, welche sich entweder an die Fortsätze und Vertiefungen anheften oder durchgehen. Die Entstehung derselben ist in der Gesamtbildung des Körpers begründet.

Betrachten wir einen frisch aus dem Körper genommenen Knochen, so finden wir noch drei zu seiner Entstehung und Erhaltung nothwendige Gebilde, welche ihn in die Reihe der belebten organisirten Theile des Körpers einreihen: 1) Die Knochenhaut, *Periosteum*; sie ist eine faserige, dem fibrösen System angehörige Haut, welche den Knochen allenthalben überzieht, die Stellen ausgenommen, wo Sehnen und Bänder in seiner Substanz wurzeln und die Gelenkflächen, wo diese anfangen, springt

sie an den andern zu einem Gelenke verbundenen Knochen über, und zwar so, daß sie auch hier um den Rand der Gelenkfläche sich ansetzt; auf diese Weise bildet sie einen faserigen Sack, der die Gelenkkapsel verstärkt. Sie ist nicht an allen Stellen gleich stark, am dünnsten in den Nebenhöhlen der Nase, in welchen sie schwach an den Knochen, unzertrennlich aber mit der Schleimhaut verbunden ist. Am stärksten und gefäßreichsten ist sie bei Embryonen. Die Gefäße der Knochen verästeln sich auf ihr, ehe sie in die Knochensubstanz bringen, weshalb sie zur Bildung und Erhaltung des Knochens unumgänglich nothwendig ist, und wo sie zerstört wurde, stirbt der Knochen theilweise ab, sowie bei Knochenbrüchen die Heilung durch Absatz neuer Knochenmasse da am schnellsten vorschreitet, wo sich das *Periosteum* erhielt oder neu bildet. 2) Die Gefäße, welche dem Knochen das Blut ab- und zuführen, sind sehr zahlreich, wenn auch nicht in der Masse vorhanden, wie in den Weichgebilden. Die Arterien gehen, wenn sie auf dem *Periosteum* sich verästeln, entweder als kleine Stämmchen, dies besonders bei den Röhrenknochen, durch größere Löcherchen, *foramina nutritia* (welche Benennung wol ebenso unpassend ist, wie der Ausdruck *vasa nutritia* für diese Arterienstämmchen) in dieser Höhlung der Knochen, oft von einer Vene begleitet zu der zarten Markhaut, oder sie dringen in spizen Winkeln durch zarte Spalten in die Knochentafeln, oder mit wenigen, aber stärkern Zweigen in die dicken Enden und kurzen Knochen, und ihre Diploë, in letztern beiden Fällen von keinen Venen begleitet. Die Venen gehen daher durch eigene Öffnungen, die, welche die *arterias nutritias* begleiten, ausgenommen, in die Knochensubstanz, liegen mit ihren größern Stämmchen in eigenen, durch die Diploë laufenden, dünnen, von jedoch festern Knochenlamellen gebildeten Kanälen, sind im Verhältnisse weiter als die Arterien, und bloß von einer zarten Haut gebildet, welche wahrscheinlich die Fortsetzung der innern Haut, der außerhalb der Knochen verlaufenden Venen ist. 3) Das Knochenmark, *Medulla ossium*, ist Fett, welches die Zwischenräume in der Knochensubstanz ausfüllt, doch so, daß es in der schwammigen Substanz flüssiger, röthlicher, in den Höhlen der Röhrenknochen, die deshalb auch Markknochen, und ihre Höhlen Markhöhlen genannt werden, fester, weißlicher wird. Im Ganzen ist das Knochenmark jedoch weicher, flüssiger, als das übrige Körperfett, wie dieses, jedoch in eine zartere Haut, welche nach Innen Fortsätze und Zellen, auf welchen die feinsten Endigungen der Arterien sich verzweigen und das Fett wahrscheinlich absondern, eingeschlossen; fälschlich die innere Knochenhaut, *Periosteum internum*, besser Markhaut, *Membrana medullaris* genannt. In der Diploë läßt sie sich nicht darstellen. In den jüngern Embryonen fehlt das Mark, es ist durch röthlich flüssige Gallerte ersetzt. Mit dem Anfange der Verknöcherung fängt es sich auch an zu bilden, bleibt aber in den ersten Lebensjahren noch immer flüssig und röthlicher. In den spätern Lebensjahren, wenn die Knochenhöhlen sich vergrößern, nimmt auch die Masse des Knochenmarkes zu, es wird dunk-

elber. In Krankheiten verhält es sich fast wie die solide Grundlage der Knochen, und kann bei Wasserzügen, Auszehrungen fast ganz aufgelogen werden, so an seiner Stelle ein gallertartiges Blutwasser zurückläßt.

Der Nutzen des Knochenmarkes scheint der des Markes überhaupt zu sein, nämlich einen Vorrath von Nahrungsstoff zu bilden, und zugleich die benachbarten Theile gegen Druck u. zu schützen, hier vorzüglich die Gelenke gegen Erschütterungen aller Art. Vielleicht trägt es auch etwas zur Erhaltung der Elasticität der Knochen bei.

Lebensquellen für die Knochensubstanz sind noch nicht erwiesen, dessenungeachtet können die Knochen, wenn sie krank, sehr schmerzen, wie dies bei der Gicht und bei der Fall ist.

Saugadern hat man gefunden.

Die Bildung, das Wachsthum und die Erhaltung der Knochen geht bei weitem langsamer als das der übrigen Organe des Körpers. Wir müssen mit dem 24. Jahre erst die vollständige Entwicklung des Skeletts annehmen, und hierin mag wol auch der Grund liegen, daß Knochenkrankheiten so langsam verlaufen. In der frühesten Periode des Embryolebens unterscheiden sich die Knochen wenig von den übrigen Weichgebilden, in der letzten bis fünften Schwangerschaftswoche erscheinen sie härter, als knorpelige Masse in Form des wahren Knochens, von einer eigenen Haut, der nachmaligen Knochenhaut, überzogen, aber erst in der achten bis zehnten Schwangerschaftswoche führen sie rothes Blut, welches an sich aufzulockern, bilden in ihrer vorher asoliden Form ganz kleine Zellen und Höhlen, in welchen sich dann die ersten Spuren der Knochenablagerung finden. Diese sind gewöhnlich in der Mitte, man nennt sie Verknöcherungspunkte, puncta ossificationis, Knochenkerne. Die meisten Knochen haben mehre solcher Kerne, die sich vergrößernd, einander nach und nach aneinandersetzen und verwachsen, und so den Knochen bilden.

Die Entwicklung der Knochen geschieht nicht bei allen zu gleicher Zeit. Sie richtet sich besonders darnach, ob die Knochen als Schutzmittel, indem sie Höhlen für die edlern Organe bilden, die in ihrer Lage beständig während des Geburtsactes gesichert sein müssen, oder aber gleich nach der Geburt thätig sind, wie die Ober- und Unterkiefer als feste Unterlage für die saugenden Lippen. Während diese Knochen schon vorgebildet sind in ihrer Entwicklung, finden wir bei den einzelnen Knochen der Arme und Beine noch gar keine Spur von Knochensubstanz. Nach gleichen Gesetzen bilden auch die Knochen nach der Geburt fort, so wie die einzelnen Stücke des Wirbels noch nicht den durch welchen das Rückenmark aufsteigt, bevor sie nicht seinen gehörigen Umfang hat.

Die Erhaltung des gebildeten Knochens geschieht gleichzeitig in seiner ganzen Substanz, und es läßt sich wol weniger annehmen, daß er von Innen nach Außen wächst. Ist er entwickelt, nimmt er an Dicke etwas mit den Jahren vermindert sich aber diese Dicke, weil unregelmäßige Bestandtheile werden nicht mehr gleich-

mäßig erhalten, Diplos an vielen Stellen aufgesaugt, und so werden die Knochen, besonders die platten, bis zum Durchsichtigen dünn, überhaupt aber brüchig.

Die Geschlechtsverschiedenheiten der Knochen bestehen beim Mann in ansehnlicherer Dicke, Raubheit, größerer Entwicklung der Erhabenheiten und Vertiefungen, dagegen die weiblichen Knochen außer dem Hauptunterschiede, namentlich Brust- und Beckenknochen, bei weitem zarter und runder sind. Hierüber, sowie über die Verbindung der Knochen und ihren Nutzen, vergl. den Art. Skelet, die Krankheiten der Knochen s. unter den hierher gehörigen Artikeln *).

(Moser.)

OS, der Mund, als Anfang des Verdauungssystemes, vergl. diesen Artikel.

(Moser.)

OS, Maler: 1) Jan van, holländischer Blumen-, Frucht- und Marinemaler, geb. 1741 zu Middelsarnis auf der Insel Oerflakke in Holland, gestorben den 7. Febr. 1808, ward von A. Schouman zu Gravenhaag im Zeichnen und Malen unterwiesen. Später genoss er die Freundschaft des berühmten Kunstkenners und Kunstsammlers Hendrick Verschuring¹⁾, welcher sich des jungen Künstlers annahm und in dessen Cabinet von holländischen Malereien der junge Mann die ersten Meister mit großer Feinheit copirte und herrliche Studien nach ihnen fertigte. Besonders legte er sich auf das Fach der Blumen- und Fruchtmalerei und malte nebenbei mehre Marinen und Landschaften, ja auch einige Bildnisse.

Behufs einer amsterdamer Kunstauktion den 25. Aug. 1817 den wurden im Katalog einige Bilder von van Os beschrieben: Auf einem an dem Damm eines Kanales oder Flusses verschiedene gelandete Schiffe; dann eine Fähre mit Vieh, Pferden und Schiffen. Bilder ungefähr 23 Zoll breit, 30 Zoll hoch.

Vorzüglich gefielen die Blumen- und Fruchtstücke dieses Meisters, worunter besonders hervorzuheben das bei dem Kunstliebhaber T. D. Cremer zu Rotterdam sich befindende herrliche Meisterstück, welches eine von bräunlicher Erde mit reichen Vasreliefs verzierte Vase mit einer großen Zahl der außerlesenssten Blumen darstellt, hier und da mit einigen Schmetterlingen, und auf der Marmorplatte, worauf die Vase stand, zwei Vogelnester, alles mit dem größten Fleiß und einer außerordentlichen Wirkung vollendet, sodaß man dieses Stück als eines der schönsten des Meisters betrachtete. Es ward in einer Kunstauktion für 235 Gulden verkauft.

Die Gattin des Joh. van Os war eine geborene Susanna de la Croix, Tochter des Künstlers gleiches Namens, welche sich durch viele Bildnisse in Kreide sehr auszeichnete, übrigens das Unglück hatte, taubstumm zu sein.

Joh. van Os wird auch unter die verdienstlichen vaterländischen Dichter gezählt; er war Vorstand und Mit-

*) Meckel, Handbuch der menschlichen Anatomie. 1. Bd. Hildebrand, Handbuch der Anat. des Menschen, herausgegeben von G. H. Weber. 1. u. 2. Band. Letzteres vorzugsweise wegen der vollständigen Literatur.

1) Er war ein Enkel des berühmten holländischen Malers Verschuring.

glied der die Dichtkunst liebenden Kunstgesellschaft, genannt: „die für den Fleiß sparenden Kunstfreunde.“ Das Gedicht: „Der Mensch für die Ewigkeit beschieden“ erhielt bei einer Preisbewerbung das Accessit²⁾. Seine Gedichte sind im Allgemeinen mehr ernsten und religiösen Inhalts, wie aus einer 1787 in Gravenhaag bei J. van Cleef in Octav erschienenen Sammlung seiner Gedichte zu ersehen ist.

Seine zwei Söhne, Peter Gerhard und Georg Jakob Joh., erworben sich gleichfalls einen sehr geachteten Namen als Künstler. — Eine kleine Selbstbiographie findet sich in der genannten Sammlung seiner Gedichte, S. 101.

2) Peter Gerhard, erster Sohn von Jan van Ds, geb. den 8. Oct. 1776 in Gravenhaag. Als er schon Bildnisse in Öl malte, fiel es ihm auf einmal ein, den berühmten Stier von P. Potter und ein anderes Bild von du Jardin zu copiren, welche Stücke sich in der Sammlung des Prinzen Wilhelm von Oranien befanden; dieses wurde Veranlassung, daß er sich für Thierstudien bildete. Inzwischen beschäftigte er sich während seines Aufenthaltes in Amsterdam auch mit Portraits in Miniatur, gab auch daselbst Unterricht im Zeichnen. Neben seinem Hauptfach entwarf und malte er auch viele ländliche Theaterdecorationen mit Figuren und Thieren, weshalb ihm die Gesellschaft Felix Meritis über eine in Farben ausgeführte Zeichnung im J. 1810 dem Preis zuerkannte. Bei der Befreiung Hollands von der französischen Herrschaft im J. 1813 und 1814 zeigte sich der Künstler sehr thätig und nahm als Capitain der Freiwilligen an der Belagerung der Festung Naarden Antheil; einige der merkwürdigsten Scenen der Belagerung und Einnahme dieser Festung stellte er als Künstler dar, von welchen Gegenständen sich einige vortrefflich vollendete Stücke in dem königlichen Museum zu Amsterdam befinden. In den Kunstausstellungen der Jahre 1808, 1810, 1813, 1814, 1816 und 1818 zu Amsterdam sah man mehrerer seiner vorzüglichern Arbeiten, die allgemein bewundert wurden und ihm eine Stelle unter den größten Künstlern seiner Zeit anwiesen. Mehrere der ansehnlichsten Kunstsammlungen besitzen von seinen Arbeiten, wie z. B. das königl. Schloß zu Harlem, die große Gruppe Vieh in einer schönen Landschaft, welches Bild den vom Könige Ludwig Napoleon im J. 1808 ausgesetzten Preis erhielt. Zu Amsterdam in den Sammlungen der Herren Brentano, Bonebakker, de Vos, de Balck, de Boer³⁾ u. A., sowie zu Utrecht in dem Cabinet van Hukeren, van Brandsenburg und andern Orten Hollands sieht man vieles von ihm. Ebenso ist ein großes Gemälde: die Ankunft der Kosaken in Utrecht 1813, jetzt in der kaiserlichen Galerie zu Petersburg.

Er fertigte viele herrliche Zeichnungen und Studien nach der Natur, die von Kunstliebhabern sehr gesucht

werden; zwei davon hat der bekannte Maler und Kupferstecher Visser-Bender radirt und gedgt. Er selbst machte sich durch seine eigenen Radirungen, die geistreich und mit Zartheit vollendet sind, unter den Kupferägern neuerer Zeit einen ziemlichen Namen, da diese Blätter, deren es 16 gibt, zu den bessern der neuern holländischen Schule gehören. Sie sind im Allgemeinen in Deutschland nicht zu häufig zu finden.

Sein Bildniß, von Caspari gezeichnet, wurde von J. E. Marcus zu van Eyndens Werk in Kupfer gestochen.

3) Georg Jacob Johannes, geb. den 20. November 1782 zu Gravenhaag, zweiter Sohn des Landschafts- und Blumenmalers Jan van Ds, lernte beide Künste bei seinem Vater, neigte sich jedoch bei fortschreitendem Fleiß und Talente zu der Blumen- und Fruchtmalerei, worin er schon in früher Jugend herrliche Zeichnungen vollendete, die von Kunstliebhabern eifrig gesucht werden; insbesondere hat er mehrere Blumen- und Pflanzenzeichnungen zur berühmten Flora Batava von J. Kops (im Haag herausgegeben) geliefert. Im J. 1809 erhielt eine seiner Zeichnungen den Ehrenpreis von der Gesellschaft: Felix Meritis zu Amsterdam, welches ihn noch mehr antrieb, sich der Malerei mehr zu widmen.

Bei der amsterdamer Kunstausstellung 1810 lieferte er in Ölfarben ein Blumen- und Fruchtstück, so auch eine Zeichnung einer Vase mit Blumen in Sepia gezeichnet, welche Gegenstände nicht genug bewundert werden konnten. Im J. 1811 sah man von ihm ein Paar Gemälde, welche ihn als einen würdigen Künstler an die Seite des großen Jan van Huysum stellen. Im J. 1812 unternahm er eine Reise nach Paris, wo seine Werke viel Aufsehen erregten, sodaß man ihm die Verrfertigung mehrerer kostbaren Stücke in der berühmten Porcellainfabrik zu Sevres übertrug; in demselben Jahr erhielt er den großen Preis des Nationalinstituts von Frankreich, als er zur Ausstellung einige ganz vorzügliche Gegenstände geliefert hatte. Außer Blumen und Früchten malte er auch vortreffliche Vögel, wovon Proben sich besonders auf der amsterdamer Kunstausstellung 1813 vorfinden. Zwei seiner Hauptbilder, welche für das Cabinet von W. Surjans⁴⁾ gemalt wurden, sind zu außerordentlich hohem Preise bezahlt worden⁴⁾.

Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, lieferte er zur Ausstellung 1816 ein Blumenstück, welches die allgemeine Bewunderung erregte; man vergl. die holländischen Kunstberichte jener Ausstellung.

So reichlich er nun auch in seinem Vaterlande für seine Kunst beschäftigt, so große Aufmunterung ihm hier auch zu Theil wurde, so unternahm er im April des Jahres 1817 doch eine zweite Reise nach Frankreich, wo er noch 1819 in der Fabrik zu Sevres sich befand und mit den kostbarsten Arbeiten beschäftigt war. Er lieferte zu der amsterdamer Kunstausstellung 1818 ein Paar Gemälde mit todtm Wildprete, wo man jedoch seine

2) Es befindet sich in den Versuchen der poetischen Miscellen der Gesellschaft. T. 12. S. 88. 3) Eine besonders reich mit Vieh staffirte Landschaft bei Morgenbeleuchtung, die er im J. 1820 malte, war in diesem Cabinet.

4) Von dem berühmten holländischen Dichter Loots ist über jene Bilder ein Gedicht gemacht worden. Loots Gedichten. D. II. p. 201.

Blumen als Fruchtstücke vorzog. Die vorzüglichsten Werke dieses berühmten Meisters, sowol in Zeichnungen als Malereien, sind in den Kunstsammlungen der Herren Graenenburg, de Boer und Heinsen zu Amsterdam, sowie auch zu Harlem, bei Fräulein Hoofman⁵⁾. (Frenzel.)

OSÁB, OUSÁB (اوصاب), Namen zweier Districte Semens, Ober-Dsáb (اوصاب اعلي) und Unter-Dsáb (اوصاب اسفل). Ersterer grenzt an Tscháma und hat in seinem Bereiche viele hohe und steile Berge. Doch zeichnet er sich nicht allein durch seinen vortrefflichen Kaffeebau aus, sondern auch der hier wachsende Tabak gilt für den besten in Semem, und für beide Producte ist der Hafen Dschezán (جزان) die Niederlage,

von wo aus sie überall und weit hin verbreitet werden. Außer Niebuhr (Descript. de l'Arabie p. 213) bestätigt obige Angabe hinsichtlich des Kaffees Hadschi Khalfa im Dschihannuma (S. 534), der überdies erwähnt, daß hier die Kaffeebäume schon längst in Reihen gepflanzt wurden. Auch dieser District gehört unter den Imam von Saná, der ihn durch einen Unterstatthalter verwalten läßt. So war daselbst zur Zeit Niebuhrs Ahmed, der Sohn des Imams Muhammed Ben Ischak Gouverneur beider Provinzen, und hatte seinen Sitz in Denn. Allein da er unternahm, auf seine eigene Hand Münzen zu prägen, was, wie bekannt, neben dem Kanzelgebete bei den Muhammedanern das zweite der beiden unverlethlichen Hoheitsrechte ist, schickte der Imam 1757 oder 1758 ein Heer in sein kleines Land, das Ahmed zwang von nun an seinen Aufenthalt in Saná zu nehmen und daselbst seine Einkünfte zu verzehren. Zu Ober-Dsáb gehörig betrachtet man die Städte Denn (الدن) mit einer guten Citabelle und einem Marktplatz, das Schloß Raubhet Dsáb (روضة اوصاب), Beit el-weil mit einer Citabelle und das ziemlich große Dorf Hadd (الحدد).

Auch sind die Benu Muslim, welche einen hohen Berg innehaben, demselben District einverleibt (Nieb. S. 213 fg.) Unter-Dsáb ist begrenzt durch das Gebiet von Mocha, von Beláb Ibn Aclan, von Ober-Dsáb, von Zebid und dem arabischen Meerbusen. Obgleich von weniger Bedeutsamkeit und Umfang als das vorhergehende Gebiet, hat es dennoch einige fruchtbare Punkte hier und dort mit Dattelbäumen bepflanzt, deren Ufer der Fluß Suradsche bewässert, während das übrige Land an Dürre leidet. Auch hier sind die Einkünfte, die zum Theil in dem Ertrage des Salzes bestehen, das man zwischen Zebid und Mocha gewinnt, einem Nebenweige der Familie des Imams von Saná angewiesen. In der Nähe dieser Salzlager befindet sich das große Dorf Maudidsch oder Maudschid mit einem Untergouverneur, einige hundert Schritte vom arabischen Meerbusen entfernt, wo ein

Zoll für die beladenen Kameele der Reisenden errichtet ist. Eigentlicher Hauptort und Sitz des Gouverneurs ist Heis (حيس), eine kleine Stadt ohne Mauern, aber mit einer Citabelle, die überdies einen großen Theil von Semem mit Löpferwaaren versieht. Nicht weit von ihr entfernt liegt der Berg Debas (رباس Debas?) (Vergl. über die ganze Gegend vorzüglich die Karte Semems bei Niebuhr). Noch muß, weil oben von der Vortrefflichkeit des in Ober-Dsáb erbauten Kaffees die Rede war, folgender Begebenheit gedacht werden, die zugleich Veranlassung zur nähern Kenntniß und Einführung des Kaffees geworden sein soll. Es hatte sich der fromme Scheich Dmar, ein Schüler des Abu'lhasan Schadheli um 656 d. Hl. (1258 Chr.) in Mocha auf Weisung seines Lehrers in einer Hütte niedergelassen, und lebte daselbst als Einsiedler in Abgeschlossenheit. Bald darauf brach unter den Einwohnern von Mocha eine Krankheit aus, von der sie durch Vermittelung und die Gebete des frommen Dmar geheilt wurden. Auch die schöne Tochter des Königs ward von der Krankheit befallen, weshalb sie ihr Vater zu dem Wunderthäter bringen ließ. Nach wenigen Tagen ward sie wirklich gesund, allein das Volk hatte an ihrem langen Aufenthalt im Hause des Einsiedlers Anstoß genommen und sprach sich über diese Unschicklichkeit deutlich aus. Der König schämte sich seiner Abweichung von der herrschenden Sitte, vertrieb den Scheich, und ließ ihn mit einigen seiner Schüler in das Gebirge Dsáb bringen. Dort hatten sie zu ihrem Genuße nichts als Kaffee, den sie sotten und alsdann den so gewonnenen Decoct tranken. Die Bewohner Mochas wurden alsbald von Neuem durch die Krätze heimgesucht, und da zufällig einige Freunde aus jener Stadt bei dem Scheich Dmar sich eingestellt hatten, tranken sie mit ihm jenen Decoct und wurden von ihrem Übel befreit. Nach ihrer Heimkehr bestürmte man sie von allen Seiten her mit Fragen über ihre Genesung, und auf die Antwort, daß sie durch ein vom Scheich Dmar zubereitetes Getränk dieselbe erlangt, ersuchte der König, der von der Begebenheit unterrichtet ward, den Scheich nach Mocha zurückzukehren, überhäufte ihn mit Liebkosungen, und ließ ihm ein Hospiz bauen, das noch heute Gegenstand der Volkerverehrung ist. (S. Dschihannuma p. 535 und de Sacy Chrest. Arab. p. 482.) (Gustav Flügel.)

OSAGA oder OSAKA, eine der fünf Reichs- und größten Städte Japans, auf der Insel Niphon liegend. Sie liegt an der Mündung der Jedogawa, die in mehreren Armen durch die Stadt fließt, über welche sehr gute Brücken führen und an der Bai von Osaka. Sie ist gut befestigt, hat eine starke Citabelle, enge Straßen, zwei Stodwerke hohe Häuser und ist sehr stark bevölkert, indem sie den Japanesen zufolge 80,000 streitbare Männer hat. Sie nährt sich von Gewerben und Handel und bildet den Hafen von Miaco; für große Schiffe ist die Bai zu seicht. Die Lage der Stadt ist sehr angenehm und es halten sich hier und in der Umgegend sehr viele reiche Privatleute auf, um ihre Renten zu verzehren. Die Stadt wird von zwei Gouverneuren befehligt,

⁵⁾ van Eynden u. Willigen 3. Bd. Ob die beiden zuletzt erwähnten van Os und wann sie gestorben sind, darüber fehlt es der Redaction an Nachrichten. (H.)

von denen der eine sich stets am Hofe des Cubo aufhalten muß; die Citadelle hat außerdem ihren eigenen Commandanten.

(L. F. Kämtz.)

OSAGE, 1) ein sehr bedeutender, bisher noch wenig bekannter Nebenfluß des Missouri, welcher im Missouri-Gebiete zwischen dem 37. und 38. Grade nördl. Br. und 20. und 21. Grade westl. L. entspringt, nach Südost läuft, sich später nach Nordost wendet, in den Missouri-Staat tritt und in der Nähe von Jefferson in den Missouri, etwa 150 englische Meilen oberhalb der Vereinigung von diesem mit dem Mississippi, einströmt. Er ist an seiner Mündung bei mittlern Wasserstande gegen 1100 bis 1200 Fuß breit und soll über 500 englische Meilen weit schiffbar sein. Niederlassungen befinden sich an seinen Ufern noch fast gar nicht (Duden, Bericht von einer Reise nach den westlichen Staaten Nordamerika's. Elberfeld 1829. S. 54). 2) Osage, ein kleiner Nebenfluß auf der rechten Seite des Missouri, welcher etwa 50 englische Meilen von der Mündung des Missouri in den Mississippi in erstern strömt. 3) Osage, ein Fort am Missouri im westlichen Theile des Missouri-Staates.

An dem Osageflusse wohnen die Osagen in den Gebieten Arkansas und Missouri. Sie haben dieselbe Sprache wie die Mohaks, Kanzas, Missurier und Ottos. Sie sind etwa 10,500 Köpfe und 2500 Krieger stark, von denen sich etwa die Hälfte im Missouri-Gebiet aufhält. Ihre Dörfer sind sehr unordentlich gebaut, aber ziemlich volkreich. Die Häuser bestehen aus 20 Fuß hohen Baumstämmen, die an ihrer Spitze gabelförmig zugehauen sind. Seitenwände und Dach sind mit dichten Matten von Schilfrohe bedeckt, die Thüren auf beiden Seiten des Gebäudes. Die Größe der Hütten beträgt 36 bis 100 Fuß; sie bewohnen sie bloß im Sommer, im Winter ziehen sie in den Wäldern auf die Jagd. Die Nation theilt sich in zwei Äste, die großen und die kleinen Osagen; die Dörfer beider stehen am Osage; die Weiber bei allen bauen Mais, Bohnen und Kürbisse. Außerdem ist die ganze Nation in zwei Classen getheilt, Krieger und Jäger machen die erste und vornehmere, Köche und Ärzte die niedere aus. Ihre Regierung besteht aus einem Gemische von Oligarchie und Republik. Die meisten Häuptlinge haben ihre Würde von ihren Vorfahren ererbt. Durch die Bemühungen der Missionarien sind einige von ihnen sogenannte Christen geworden.

(L. F. Kämtz.)

OSAIBA (Ibn Abi) oder OSEIBA, eigentlich OSAIBIA oder OSEIBIA (أبن أبي أصيبع) mit seinem vollständigen Namen Mowaffic-ed-din Ahmed Ben Casim Ben Khalifa Khazredsch, bekannt unter dem Namen Ibn Abi Osaiba, von den Europäern längst als der arabische Biograph der Ärzte geschätzt und theilweise benutzt, hat in seinem Werke „Die ausgezeichnetsten der Nachrichten über die Classen der Mediciner (عيون الأنبياء في طبقات الاطباء)“ bewiesen, daß die Araber hinsichtlich der Medicin ihren Vorgängern, den Griechen und

Römern, ebenso wie in den mathematischen Wissenschaften alle Ehre widersfahren lassen und, in dieser Beziehung wenigstens, mit Unrecht beschuldigt worden, von jenen Völkern und ihrer Literatur sehr wenig Kenntniß genommen zu haben. Um so mehr muß hier auf den Inhalt jenes Werkes aufmerksam gemacht werden und vielleicht, daß einer und der andere Leser sich berufen fühlt, zu seiner nähern Kenntniß durch Veröffentlichung beizutragen. Reiske hatte eine lateinische Übersetzung desselben angefertigt und sie auf längere Zeit dem amsterdamer Arzte Bernard, der für ihren Druck sorgen wollte, überlassen; allein das ist nicht geschehen. Doch findet sich diese Arbeit unter den hinterlassenen Handschriften Reiske's (N. 27. S. 163 seiner Lebensbeschreibung) und ist somit wahrscheinlicher Weise nach Kopenhagen gewandert. Reiske'n verdanken wir außerdem speciellere Nachrichten über das Werk, die zum Glück gedruckt, und von S. 40 an in den Opusculis medicis ex monumentis Arabum et Ebraeorum von Reiske und Faber (herausgegeben von Bruner, Halle 1776) niedergelegt sind. Es ist in wenigen Handschriften vorhanden und dieser Anzeige liegen die leydner zum Grunde. Schon Pococke hatte, wie Reiske richtig bemerkt, als der Erste am Ende seiner Vorrede zu den Annalen des Eutyphius auf Ibn Abi Osaiba aufmerksam gemacht, und Freund in seiner Geschichte der Medicin theilte bereits das Leben des Gabriel Ben Bochtischua in lateinischer Übersetzung mit, die er von Salomo Negri aus Damaskus hatte anfertigen lassen. Da er aber selbst nicht arabisch verstand, konnte er sich nicht mit der Schreibweise verständigen, leitete vielmehr Beschuldigungen gegen das Original daraus her. In neuerer Zeit hat vorzüglich de Sacy durch Mittheilung mehrerer Biographien im Abdollatif das Andenken desselben erneuert. Nach Hadschi Khalfa zerfällt der erste Theil des Werkes (denn nur dieser kann in seiner Angabe gemeint sein) in fünf Capitel: 1) Über die Erfindung der

Wissenschaft der Medicin (في وجوب صناعة الطب),

2) über die Classen der Ärzte, von denen zuerst einzelne Theile dieser Wissenschaft entdeckt wurden (في طبقات

الاطباء الذين ظهرت لهم اجزاء صناعة الطب),

3) über die griechischen Ärzte aus dem Geschlechte der Asklepiaden, 4) über die griechischen Ärzte seit Hippokrates,

5) über die Classen der Ärzte, die seit Galenus und in der Nähe seiner Zeit aufgetreten sind. Reiske fügt nach

der leydner Handschrift (S. 44) noch Cap. 6) de medicis Alexandrinis hinzu, von dem aber Hadschi Khalfa keine besondere Erwähnung thut. Mit Cap. 7) beginnen die Biographien der arabischen Ärzte (zehn an der Zahl, darunter die einer Frau Doctorin), die in Mekka und Medina zur Zeit des Muhammed und hierauf unter dem Khalifate der Ommajjaden zu Damaskus blühten.

Cap. 8) enthält die Ärzte aus Irac (34 an der Zahl), vorzüglich die, welche in Bagdad die Abbasiden in ihrer Blüthezeit bedienten und zum großen Theil syrische Christen waren. Wichtig ist Cap. 9), daß die 37 Ärzte ent-

hält, welche die Schriften des Hippokrates, Galenus, Aristoteles, Porphyrus, Themistius, Alexander Aphrodisiensis und anderer Griechen ins Arabische übersetzten, oder die Übersetzung derselben beförderten und überwachten, und dieser waren sieben. Cap. 10) zählt 73 assyrische Ärzte auf, d. h. diejenigen, die in Irak, Mesopotamien und in dem Districte Diyar Bekr zur Zeit der Buiden, Hembaniden und anderer Dynastien practicirten oder schrieben, mithin später, als die abbasidischen Khalifen bereits ihre ganze Selbständigkeit verloren hatten. Im Cap. 11) finden sich die berühmten Ärzte (22) von Aherbeidschan, Khorasan, Fars, dem transoxanischen Ländergebiet und andern Provinzen; im Cap. 12) die indischen (vier); im Cap. 13) die libyschen oder afrikanischen und spanischen (51) unter den Aglabiden, Dmmajaden, Nowahbediten und andern Dynastien; im Cap. 14) die ägyptischen (35) am Hofe der Tuluniden und Fatemiden, und im Cap. 15) endlich noch besonders 52 Ärzte, die in Damaskus und Haleb im Dienste der Eubiden und der ersten Mamelucken standen, sodaß also die Gesamtzahl der mitgetheilten Biographien sich auf 325 beläuft. Ibn Abi Dsaiba deutet im Eingange selbst den Gang an, den er in seinem Werke beobachten wollte. Er begnügt sich nicht bloß an der Reihenfolge der Ärzte festzuhalten und ihre Namen und einige Erzählungen derselben aufzuführen, sondern er erwähnt auch ihre Schriften und schließt sogar einige Philosophen nicht aus, die über allgemeine, der Medicin zuständige Erscheinungen philosophirt haben. Dadurch ist unstreitig Mehrseitigkeit in das Werk gekommen; dennoch gibt das Ganze, wiewol Berichte über einzelne Krankheiten und ihre Heilung nicht ausgeschlossen sind, immer keine Geschichte der Medicin, wie wir uns eine solche denken. Reiske selbst erwähnt (Cap. VII) aus den einzelnen Abschnitten mehrere Krankheitsfälle und die besondere Art ihrer Heilung.

Außer jenem Werke schrieb Ibn Abi Dsaiba nach Reiske (p. 56) ein Werk unter dem Titel: „Buch ärztlicher Erfahrungen und nützlicher Bemerkungen (كتاب

التجارب والغايد“ und er versprach noch ein anderes (كتاب معالم الامم واخبار ذوي الحكيم)

nach der Vorrede zu seinen Biographien. In diesem wollte er vorzüglich die Männer unter den verschiedenen Völkern bezeichnen, die durch ihre philosophischen Betrachtungen Einfluß auf Theorie und Praxis der Medicin übten. Doch scheint dieses Werk von ihm nicht vollendet worden zu sein, da Hadschi Khalfa es ebenso wenig als das zweite genannte erwähnt.

Sowol Anlagen als äußere Stellung waren dem Ibn Abi Dsaiba für seine Studien günstig. Sein Vater, mit dem Beinamen Sedid-ed-din, war Augenarzt (كحال) und sein väterlicher Oheim, der berühmte Arzt Abu'lhasan Reshid-ed-din, Vorstand des Collegiums für Augenheilkunde in Damaskus, welchen Posten ihm der Bruder des Saláh-ed-din, Malik El-Adil, anvertraut

hatte. Überdies hatte er in der Philosophie, die schon dem Worte nach bei den Arabern nicht von der Medicin getrennt sein kann (denn *حَكِيم* bedeutet sowol Arzt als

Philosoph), den Resid-ed-din zum Lehrer, erhielt nach vollendeten Studien eine Anstellung in dem Hospital, des Malik El-Násir in Kahira, begab sich darauf nach Sarkhad (صرخد) nicht weit von Damaskus in den

Dienst des Emir Fzz-ed-din, und soll nach Reiske (p. 56) noch im J. 667 (beg. 10. Sept. 1268) in Damaskus die Heilkunde geübt haben, während Abu'lmehasin bei de Sacy (Abdollat. p. 478) ihn 668 (beg. 31. Aug. 1269) in Sarkhad sterben und über 70 Jahre alt werden läßt. Daß Ibn Abi Dsaiba auch unter seinen Glaubensgenossen nicht nur als gelehrter, sondern auch als praktischer Arzt geschätzt war, beweist die häufige Anführung von Stellen aus seinen Schriften. Er führte sein Geschlecht auf Khazredscha zurück, der Ahnherr eines der berühmtesten Stämme im glücklichen Arabien war.

(Gustav Flügel.)

OSAILA oder OSEILA (عسيلة), Drikschaft in der Nähe Bagdads, wo der große Astronom Ali Ben-elhasan Abu'lhasim, ein Abkömmling des Ali und bekannt unter dem Namen Ibn-elalem (ابن الاعلم) im Moharrem 375 (Mai oder Juni 985) starb. Er galt vorzüglich viel bei dem Khalifen Adhod-ed-dewlet, der großes Gewicht auf seine astrologischen Andeutungen legte. Auch schrieb er mehre auf Tagewählerei und überhaupt auf seine Wissenschaft, d. h. Astrologie und Astronomie, bezügliche Werke. Doch hörte mit dem Tode jenes Khalifen sein Einfluß auf, bis er unter Samsám-ed-dewlet in obengenanntem Ort und Jahre starb. (Gustav Flügel.)

OSÁMA (أسامة d. i. Löwe), ein alt-arabischer Name, den mehre ausgezeichnete Männer dieses Volkes trugen. Vor allen ist uns bekannt:

1) Osáma, der Sohn des Zeid und Freigelassene des Muhammed. Er ward wichtig, als ihm, dem 20jährigen Jünglinge, der Prophet auf seinem Todtenbette 632 im Hause der Meimuna den Oberbefehl der Reiterei bei dem Heere, welches den Feldzug nach Syrien unternehmen sollte, um seinen in der Schlacht bei Muta an der syrischen Grenze 629 gegen die byzantinischen Truppen gefallenen Freigelassenen Zeid Ibn Haritha, den Vater des Dsáma und die in dieser Schlacht erhaltene Niederlage zu rächen, und die Fahne mit den Worten übergab: Kämpfe muthig im heiligen Kriege gegen alle Ungläubige! Das Heer brach auf, gelangte aber nur eine Parasange weit von Medina nach Dschorf, wo es wegen der zunehmenden Krankheit Muhammeds in einem Lager zu verweilen beschloß, endlich sich aber sogar genöthigt sah nach Medina zurückzukehren, wo es unter Dsáma's Anführung am Sterbetage Muhammeds wieder anlangte. Der Prophet nahm von Dsáma Abschied, und dieser besorgte auch nach jenes Tode in Gemeinschaft mit Ali und Abbas die Abwaschung des Leichnams, die Begräbnißfeierlichkeiten und das Begräbniß selbst. Allein

auch die syrische Expedition war nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Noch in demselben Jahre rückte Osama unter dem Khalifat des Abu Bekr mit seinem Unterseldherrn, dem nachherigen Khalifen Dmar, aus, und verwüsthete auf seinem Zug alles, was ihm in den Weg kam, zu Belca, Darum bis nach Dbna hin, an welchem letztern Ort er den Mörder seines Vaters mit eigener Hand umgebracht haben soll. Noch ehe es aber dazu kam, hatte Osama einen Verrath durch Dmar zu bestehen. Dieser nämlich suchte den Abu Bekr auf andere Meinung über Osama zu bringen, indem das Heer denselben zu jung finde und einen andern Anführer wünsche. Allein Abu Bekr erkannte sehr bald sein Vorhaben, stand von der Erde auf, fuhr dem Dmar in den Bart, schüttelte ihn und verwies ihn darauf, daß der Prophet selbst dem Osama den Oberbefehl übergeben habe. Osama entließ darauf den Dmar aus seinem Heere.

Diesem Osama zunächst stehen einige Gefährten des Propheten, die als Überlieferer von Aussprüchen Muhammeds in der Traditionenlehre eine bedeutende Rolle spielen. Unter ihnen sind zu nennen:

- 2) Osama, der Thalebid, ein Sohn des Scherif,
- 3) Osama Ben Amir, der Hodheilid,
- 4) Osama Ben Malik, der Darimid, und
- 5) Osama Ben Adheri, der Schakarid.

6) Osama, der Sohn des Harith, ist Verfasser einer Gedichtsammlung (ديوان).

7) Osama Ben Murschid Ben Ali Ben Mocalled Ben Nasr Ben Munkidh Kinani, auch Abulmotzaffer und Mu'id-ed-dewlet genannt, aus Schiras, Verfasser eines Diwan, der nach Ibn Khallekan in zwei Theile zerfällt, und in vielen Abschriften sich verbreitet findet. Auch besitzen wir von ihm: „Gewinnbringende Waaren

und gelingende Unternehmungen (التجائير الربحية) und eine Poetik unter dem Titel: كتاب البديع في علوم الشعر. Er sammelte darin,

was in den verschiedenen Schriften sich über die Theorie der Dichtung vorfindet, zählt die Schönheiten und die Fehler eines Gedichts auf und läßt sich überhaupt weitläufiger über diese Materie aus. Er war einer der Nachkommen aus dem mächtigen Stamme der Söhne Munkidh, welche die Feste Scheizer (شيزر) in der Nähe von Hamat innehatten. Der hier genannte zeichnete sich überdies durch Gelehrsamkeit und durch eine Menge Werke, vorzüglich im Fache der schönen Wissenschaften, aus. Abu'berakát Ben-elmostaufi erwähnt dieselben in der Geschichte von Arbel. Auch Ismád-ed-din Katib citirt in der Kharidat wie Abu'berakát mehre Bruchstücke seiner Gedichte, und ertheilt ihnen wie jener großes Lob. Er wohnte anfangs in Damaskus, begab sich aber später nach Agypten und blieb daselbst bis zur Zeit des Salih Ibn Berik, kehrte darauf nach Damaskus zurück, und von da ging er nach Hisn keifa (حصن كيفا), wo er im Jahr 1188 des Salih-ed-din und dessen Ein-

nahme von Damaskus verweilte. Salih-ed-din, der ihn zu sich beschied, fand ihn bereits als 80jährigen Greis. Nach Andern kam er zur Zeit des Thafir Ben-elhasif, von dessen Wessir Abil er große Wohlthaten genoß (um 541, d. i. 1146) nach Agypten, und blieb daselbst, bis dieser getödtet wurde. Ibn Khallekan führt aus dem Original seiner Gedichtsammlung mehre Proben an. Er war im J. 488, d. i. 1095, in Damaskus geboren und starb 584, d. i. 1188.

8) Abu Osama Dschonada (جنادة) Ben Muhammed, ein Azbid aus Herat, der, wie Ibn Khallekan ebenfalls berichtet, sich viel mit Lexikologie beschäftigte und daher auch den Namen لغوي, der Lexikolog, erhielt.

Er hatte in Kenntniß der Dialekte und Wörter zu seiner Zeit nicht seines Gleichen, und lebte vorzüglich mit Ab-elghani Ben Sa'id aus Agypten und Abu'hasan Ali Ben Abi Soleiman aus Antiochien, welcher letztere berühmter Koranleser und Grammatiker war, in Freundschaft. Sie kamen oft in ihrem Collegio zusammen, wo sie sich viel über philologische und belletristische Gegenstände unterhielten, bis Abu Osama und Abu'hasan an einem Tag im J. 1009 auf Befehl des Hakim hingerichtet wurden. Abu'ghani verschwieg aus Furcht für sein eigenes Leben die Ursache ihres Todes. So erzählt wenigstens Meshi in seiner Geschichte.

9) Mohji-ed-din Muhammed Ibn Osama, der Afsket, ist als Sammler der sieben gewöhnlichen Koran-Perikopen (اوران), die zu Gebeten dienen, bekannt geworden.

10) Harith Ben Muhammed Ben Abi Osama, der Zamimid, ist durch seine Traditionensammlung Mo'snad (مسند) berühmt, die später von vielen Andern zu ihren Sammlungen benützt wurde. Er starb im J. 282 (beg. 2. März 895).

11) Abu'hosein Ahmed Ben Ali Ben Abi Osama ist Verfasser des Werkes: „Die Kenntniß, worin der Adel der Fürsten bestehe (معرفة شرف الملوك).“

(Gustav Flügel.)

OSAM-ED-DIN (عصام الدين), so gewöhnlich

z. B. bei Casiri falsch geschrieben für Isam-ed-din, d. h. Niemen der Religion, ist der ehrende Beiname mehrerer berühmter arabischer Gelehrten, von denen hier der ausgezeichnetste unter seiner richtigen Benennung Isam-ed-din aufgeführt werden soll. Vor allen seinen Namensgenossen erwarb sich einen bedeutenden Ruf

Isam-ed-din Ibrahim Ben Arabschah Isferaini, der im J. 943 d. Hl. (beg. 20. Jun. 1536) in Samarcand starb und durch seine Glossen (التحاشية العصامية) zu der bekannten Grammatik des Ibn Hadschib, Cassiya (كافية) genannt, sich für immer der Vergessenheit entzogen hat. Weil er in vielen Stellen als Gegner des Ibn Hadschib auftrat, veranlaßte er die Herausgabe einer Menge Schriften, die in höherm oder geringerm Grade viel zur nähern Bestimmung grammatischer Erscheinungen beitrugen. Sie finden sich ziemlich vollstän-

dig bei Hadshi Khalsa unter كافية verzeichnet. Des Isám-ed-din Arbeit wird unter andern im Escorial aufbewahrt, nur nennt Casiri (I, 5. Cod. XVII. und 35. Cod. CXLIX) den Verfasser Mervezi, d. h. den aus Merv gebürtigen, ohne daß sich irgend ein Grund für diese Annahme auffinden ließe. Derselbe ist 2) Verfasser von Glossen zu dem Commentar, den der scharfsinnige Kemál-ed-din Mes'ud Schirwáni, gewöhnlich Rumi genannt, zu dem bekannten philosophischen Werk Adáb (آداب) des Schems-ed-din Muhammed Ben Eschref Hüseini aus Samarcand verfaßte; 3) eines Commentars zu dem Werk unter demselben Titel von Adhod-ed-din Abd-el-rahman Ben Ahmed Idschi (أبيجي), der 756 (1355) starb; 4) eines Commentars zu dem Tractat (الرسالة الترشيفية) über die verschiedenen Arten der Metapher (استعارة) von Abu'lcasim Samarcandi Leithi; 5) eines Commentars zu dem Tractate des Adhod-ed-din (الرسالة العضدية) über die erste Abfassung (في الوضع); 6) eines Commentars zu dem persischen Werk über die Logik (رسالة في المنطق) von Seyyid Scherif Dschordscháni, den er ebenfalls persisch schrieb; 7) eines Commentars zu der grammatischen Abwandelungslehre (تصريف), betitelt Schafsiye von dem oben genannten Ibn el-hádschib; 8) eines Commentars zu dem Werke: „Die rühmlichen Eigenschaften des Propheten (شمائل النبي)“ von Abu Isá Muhammed Ben Sauret, Imam aus Termedh, der im J. 279 (beg. 3. Apr. 892) starb; 9) eines Commentars zu den Aufgängen der Lichter (طوابع الأنوار), eines metaphysischen Handbuchs des durch seinen Commentar zum Koran allbekannten Richters Abdallah Ben Dmar Beidhawi; 10) eines weisläufigen Commentars zu den Bekenntnissen des obengenannten Adhod-ed-din Abd-el-rahman Ben Ahmed Idschi (العقائد العضدية); 11) der Randglossen zu dem ausgezeichneten Commentare, den Sa'd-ed-din Mes'ud Ben Dmar Testazáni zu den Bekenntnissen des Nedschm-ed-din Abu Hafs Dmar Ben Muhammed Nesefi (عقائد النسفي), gestorben 537 (beg. 27. Jul. 1142) herausgab; 12) eines Commentars zu den Perlen nützlicher Belehrungen (مزايد الغوايد) über die verschiedenen Arten von Metaphern (استعارات) von Abu'lcasim Leithi; 13) einer eigenen grammatischen Abhandlung „Die Perle (فريد في النحو)“ und eines Commentars dazu; 14) eines persischen Commentars zur Burda (بردة); 15) der Glossen zu dem Commentar, den der Hanefit Sadr-elscheriet II. Abdallah Ben Mes'ud Mahbubi zu dem Rechtsbuche Wicáyat el-riwáyat

(وقاية الرواية) verfaßte; 16) der Glossen zu dem Korans-Commentar des Beidhawi, die sich durch eine Fülle treffender und tief eindringender Bemerkungen auszeichnen. Er widmete sie dem Sultan Soleiman; 17) eines Commentars zu der Rhetorik (تلخيص المفتاح في المعاني والبيان) des Imam Dschelál-ed-din Muhammed Ben' Abd-el-rahman Gazwini, gewöhnlich der Kanzelredner von Damaskus (خطيب دمشق) genannt, der 739 (beg. 20. Jul. 1338) starb. Um seines Umfangs willen wird dieser Commentar gewöhnlich „der Längste (الاطول)“ genannt; 18) der Glossen zum Commentar, den Gotb-ed-din Mahmud Ben Muhammed Razi, gestorben 766 (beg. 28. Sept. 1364) zu der Logik Schemsíye (شمسية) des Nedschm-ed-din Dmar Ben Ali Gazwini, gewöhnlich Catibi (كاتبى) genannt, eines Schülers des Nasir-ed-din Zusi, verfaßte; 19) eines Commentars zu dem Telchís des Nasir-ed-din Zusi, dessen Werk ein Auszug ist vom „Inbegriffe der Gedanken der frühern und spätern Philosophen und Metaphysiker (محصل افكار المتقدمين والمتأخرين)“ vom Imam Fachr-ed-din Muhammed Ben Dmar Razi; 20) eines Commentars zum „Endzweck (قصاري)“ des Scheichs Scheháb-ed-din Ahmed, welches Werk auch noch Andere commentirten; auch wird ihm 21) ein anderes Werk über Formenlehre, Grammatik und Rhetorik unter dem Titel: „Wage der Bildung (ميزان الأدب)“ zugeschrieben, zu dem er selbst einen Commentar verfaßte; 22) ein Tractat über die Ausdrücke im Werke Motawwel (مطول), und endlich 23) ein Commentar zur „Logik des Gesetzes (منطق الشريعة)“.

Wie aus der gegebenen Liste der Werke des Isám-ed-din hervorgeht, beschäftigte sich seine schriftstellerische Thätigkeit vorzüglich mit Grammatik, Rhetorik, Logik, Metaphysik und Koranseregefe, weniger mit Geschichte. Haben wir von ihm auch wenige selbständige Grundwerke, so hat ihn doch sein Ruf als Glossator (محدثى) und Erklärer den größten Ruhm gesichert. Die Muhammedaner selbst nennen ihn nur ihren Mobschi, und alles, was aus seiner Feder geflossen, sagen sie, trage den Stempel einer gründlichen Gelehrsamkeit und Gediegenheit an sich.

Nehre Commentare dieses Mannes, wie z. B. der zum Tractat des Leithi über die Metapher, wurden von seinem Enkel Ali, einem Sohne des Sadr-ed-din, glossirt, und ein Nachkomme desselben war Abd-el-melek, Sohn des Dschemál-ed-din, und durch Sadr-ed-din, dessen Sohn Dschemál-ed-din war, Urenkel des Isám-ed-din. Wir haben von ihm ein Lehrbuch über

die Prosodie unter dem Titel: „Erleichterung des Weges zu derselben (تسهيل العروس الي علم عروس).“

(Gustav Flügel.)

OSANTRIX (teutsche Heldensage), König von Wilkinaland, ist der Held in dem Theile der Wilkinasaga, welcher diesen Namen eigentlich führt, ältester Sohn des Königs Hertnit und Bruder Waldemars und Ilias; wird von seinem alten Vater zum König über Wilkinaland gesetzt, hat zur ersten Gemahlin Juliana, die Tochter des Königs Iron von England und Schottland, und von ihr die Tochter, Bertha die adelige. Nach Juliana's Tode fodert unter Drohungen Dsantrix Dda die Tochter des Königs Melias von Heunenland, und Melias wirft die Boten ins Gefängniß. Hierauf sendet Dsantrix seine Neffen Hertnit und Dsid als Brautwerber. Melias verschmäht die Geschenke, die sie bringen, und läßt sie in Eisen legen. Dsantrix thut nun eine Heerfahrt ins Heunenland und hat außer seinem Heere die Riesen Aspilian, Etger, Aventrod und Widolf mit der Stangen nebst ihrem Volke, läßt aber sich Dietrich nennen und seinen rechten Namen verleugnen. So wird er in die Hauptstadt des Königs Melias gelassen, wirft sich dem Könige zu Füßen und bittet als ein von Dsantrix Vertriebener um Aufnahme in des Melias Dienst. Melias hegt jedoch Argwohn und weigert sich. Der Riese Aspilian aber wird zornig, daß sein Herr zu den Füßen des Königs Melias liegt, und schlägt den König, daß er zu Boden stürzt. Nun ein Gemehel, aus welchem Melias kaum entkommt. Der Häuptling der Wilkinen in der Hauptstadt bringt, um sich Frieden zu erkaufen, dem König Dsantrix Dda, des Königs Melias Tochter. Da nimmt der König einen Schuh, aus leuchtendem Silber geschmiedet, und zieht ihr den Schuh an ihren Fuß, und er ist wie für sie gemacht, darauf thut er dasselbe mit einem goldenen Schuh und dieser paßte noch besser¹⁾. Dsantrix nimmt die Königstochter mit heim, vergleicht sich mit Melias, indem er ihm sein Reich nicht mindert, sondern die Oberherrschaft läßt, bis an sein Lebensende, und heirathet Dda'n, und hat mit ihr die Tochter Erka, die im Sagenkreise des Heldenbuchs so gefeierte Helke. Atli (Egel), der jüngere Sohn des Königs Melias von Friesland, thut großen Schaden in des vor Alter kraftlosen Melias' Reich, und setzt sich selbst nach dessen Tod in den Besitz von Heunenland. Aber Dsantrix vermeint Ansprüche auf dieses Reich zu haben, da es ein Erbland Dda's, des Königs Melias' Tochter, war. So entsteht ein großer Unfriede zwischen König Dsantrix und König Atli, und große Schlachten mit vielem Blutvergießen werden zwischen ihnen geschlagen. Ungeachtet

1) Zur Erklärung dieser merkwürdigen Handlung muß man annehmen, daß diese Schuhe von seiner frühern Gemahlin herrühren, und diese ihm sterbend gerathen, nur die zur Frau zu nehmen, der diese Schuhe paßten. So empfiehlt in dem Farder Lied von Ragnar (Müllers Ausgabe S. 330) die sterbende Thora Ragnarn, nur um die Jungfrau zu werben, der Thora's Kleider passen. In Eddbrots-Saga (Cap. 5) bietet Ragnar der Kraka (Arlaug) sogleich Thora's Kleid, aber der Grund, warum er es thut, wird nicht angegeben, sondern als bekannt vorausgesetzt.

dieser Zwietracht sendet Atli seinen Neffen Dsid nach Wilkinaland zu König Dsantrix und läßt um Erka für sich werben. Dsantrix verweigert sie Atli'n, als dem Beschädiger des Wilkinalandes. Doch wiederholt Atli die Werbung, indem er den Markgrafen Rüdiger an Dsantrix sendet. Auch verweigert Dsantrix Atli'n Erka'n und läßt sich nicht durch seine Drohungen schrecken. Atli thut nun eine Heerfahrt nach Wilkinaland. Dsantrix beruft die Riesen von Seeland, Aspilian und Widolf, mit der Stange, damit sie die Feinde abwehren, indessen er sein Heer rüstet. Die Riesen werden aber von der Übermacht in die Flucht getrieben. Dsantrix zieht mit seinem großen Heer Atli'n entgegen, und schlägt ihn in einer großen Schlacht in Tütland, und verfolgt die Flüchtigen bis an den Wald, der zwischen Dänemark und Heunenland liegt, übernachtet vor dem Walde, während Atli jenseit des Waldes, und wird von Rüdiger durch einen Streifzug überfallen. Rüdiger bittet Atli'n, ins Heunenland zurück zu ziehen. Auch König Dsantrix zieht wieder heim in sein Reich, und damit ruht eine Zeit lang die Fehde. Rüdiger ersinnt nun eine große List gegen Dsantrix, tritt als ein Siegfried in dessen Dienste, weiß dessen Vertrauen so zu gewinnen, daß er ihn in das Schloß zu den Jungfrauen sendet, um des König Nordians, der sich um Dsantrix's Tochter Erka bewirbt, Wunsch anzubringen. Rüdiger offenbart Erka'n seinen Namen, und redet für König Atli das Wort. Rüdiger gibt nun eine Reise zu seinem Bruder Alebrand vor, und nimmt Atli's Neffen Dsid unter dem Namen Alebrand mit an Dsantrix's Hof, und entführt Erka'n. Dsantrix, diesen Trug zu rächen, setzt mit einem Heere nach und belagert Rüdigers in Markburg im Falsurwald. Atli, durch Rüdigers Boten benachrichtigt, zieht Rüdigers zu Hilfe²⁾, und Dsantrix zieht sich vor der Übermacht zurück. Atli reiset heim und macht Hochzeit mit Erka und gibt Rüdigers Bertha'n, die adelige, Dsantrix's älteste Tochter aus erster Ehe, die Rüdiger ebenfalls entführt hatte. Hieraus entstehen aber lange Zeit großer Unfriede und heftige Kriege zwischen den Heunen und Wilkinen. Beide, Dsantrix und Atli, haben abwechselnd bald Sieg, bald Niederlage. König Dsantrix nimmt, als er zu höhern Jahren kommt, einen andern Sinn, als in seiner Jugend an, und wird so über die Massen hart, daß die Leute kaum das schwere Joch zu tragen vermögen, bedrückt sie durch Abgaben, besteuert die Leben-Ritter, belästet das Reich durch die häufigen Aufgebote gegen Atli und hat beständig die Riesen Widolf mit der Stange und Aventrod um sich. Atli will sich oft veröhnen, aber Dsantrix versagt es. Da bittet Atli Dietrichen von Bern um Hilfe. Nun eine große Schlacht, aus welcher Dsantrix endlich entfliehen muß. Hertnit, des

2) Hierauf bemerkt die Wilkina-Saga Cap. 82: „und an einem andern Orte soll von König Dsantrix, des Grafen (nämlich Rüdigers) und Dsids Kämpfen erzählt werden.“ Doch kommt in dieser Sage nichts mehr davon vor, sondern wird nur unmittelbar darauf gesagt: sie schlugen sich jeden Tag, und setzten einander so hart zu, daß von Dsantrix's Leuten schon 300 Ritter gefallen waren, und die Burgmänner 60 Ritter verloren.

Königs Dsantrix Brudersohn, nimmt den verwundeten Wittich gefangen, und läßt ihn ins Gefängniß legen. Wibeber will nicht heim nach Bern, bevor er nicht weiß, ob sein Gesell lebend oder todt, macht Gesellschaft mit dem Spielmann Ifung, zieht auf dessen Geheiß eine Bärenhaut über den Panzer, und Ifung führt ihn in des Königs Dsantrix Burg, der nur mit wenigen Leuten zu Hause ist, und ergötzt den König durch sein Spiel und den Bären. Am Morgen des andern Tages bittet Dsantrix Ifung, daß er ihm eine Lust mit seinem Bären gewähren wolle. Da Ifung sich weigert, seinen Bären hegen zu lassen, weil der König zornig werden würde, wenn er Hunde durch seinen Bären verlöre, verheißt ihm der König, daß keiner seiner Leute, noch er selbst, den Bären mißhandeln solle. Der Bär packt mit seinen Vorderpfoten den größten Hund bei seinen Hinterpfoten und erschlägt damit zwölf andere der besten Hunde. Der König darüber zornig haut mit dem Schwerte den Bären in den Rücken; es bleibt auf dem Panzer stehen, und der König will zu seinen Mannen. Wibeber aber nimmt das Schwert, das der Spielmann von seinem Rücken genommen, und erschlägt Dsantrix und die beiden Riesen, an welchen der König so großen Trost zu haben vermeinte, und erlöset Wittichen. So ist das Ende Dsantrix nach der einen Gestalt der Sage. Nach der Gestalt der andern Sage hat Dsantrix ein edleres Ende. Er verheert nämlich Atli's Reich und befindet sich in der Stadt Brandenburg, die er eingenommen. Hier treffen ihn Atli und Dietrich von Bern mit ihrem Heer. Dsantrix reitet mit seinem Heere zur Schlacht hinaus, reitet in dieser an der Spitze der Schar, gibt manchem den Todesstreich, und fällt endlich im Kampfe mit Wolfhart, Dietrichs Blutsfreunde; die Wilkinen nehmen Hertnit zum Könige, den Sohn des Königs Dsantrix³⁾. Die Sage denkt sich Dsantrix offenbar als einen slavischen König, und die Wilkinen sind ursprünglich wol nichts als Wilzen⁴⁾. Dsantrix spielt zwar in der Sage von ihm die Hauptrolle, nicht aber als vorzüglichster Held, sondern steht zurück gegen Atli (Egel), der hier nur Eroberer und Beherrscher des Heunenlandes, aber nicht selbst ein Heune (Hunne), wie der geschichtliche Attila, und in der übrigen Deutschen Egel ist, sondern ein Sohn des Königs Dsid von Friesland, und steht noch mehr zurück gegen Dietrich von Bern. Doch ist Dsantrix (der Slave) edler gehalten, als sein Schwiegervater, der Heunenkönig Melias. Dieser läßt die Brautwerber in Fesseln legen, Dsantrix entläßt sie beschenkt, ungeachtet auch er seine Tochter verweigert. Wahrscheinlich schwebte daher dem Dichter dieser Heldensage ein Fürst des Wendereichs, wie Gottschalk, vor, oder ein pommerscher Fürst, die durch den Einfluß des Christenthums und der benachbarten Deutschen veredelt waren.

3) Wilkina-Saga, Cap. 48—83. (v. d. Hagensche Über-
setzung 1. B. S. 211—282), Cap. 111—123 (S. 355—377),
Cap. 269, 270 (2. Bd. S. 302—307). 4) Vergl. Mone,
über die Wilzen, im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters,
herausgegeben von H. Fr. v. u. z. Auffs u. Prof. Mone.
1834. 3. Jahrg. S. 133.

X. Encyc. d. B. u. K. Dritte Section. VI.

Überhaupt strebt die Heldensage nicht, die Volksthümlichkeiten rein wieder zu geben, weil dieses nur das menschliche Interesse stören würde, sondern läßt poetischer als z. B. Walter Scott die Volksthümlichkeiten nur entfernt durchschimmern. Ihr Zweck ist nicht Darstellung der Kämpfe der Völker gegen Völker als solcher, sondern sie benützt diese Kämpfe nur als schwachen Hintergrund. Ihr Zweck ist Darstellung des Kampfes der Helden gegen die Helden als solche. Daher deutet sie die verschiedenen Volksthümlichkeiten, denen die Helden angehören, nur schwach an, oder läßt sie ganz verschwinden. Daß Dsantrix also nur schwach als slavischer Fürst angedeutet wird, liegt in dem Zwecke der Heldensage. Der Sage von Dsantrix dienen zwar die Kämpfe der Teutschen und der Dänen gegen Slaven zum Hintergrund, aber die politischen Ursachen zu diesen Kämpfen sind bei Seite gelassen, und an die Stelle derselben die jedermann zu Herzen sprechenden der Liebe und Brautwerbung getreten. Wievol die Geschichte auch solcher Beweggründe nicht ganz ermangelt, wenn nämlich der Geschichte angehört, und nicht viel mehr der Sage anheimfällt, was zuerst Adam von Bremen erzählt: Herzog Bernhard von Sachsen habe dem Fürsten der Dobotriten Mistewoi seine Nichte verlobt, Markgraf Dietrich aber habe diese Verbindung verhindert, indem er gesagt, die Blutsfreundin des Herzogs dürfe keinem Hunde gegeben werden, und diese Schmach habe den Mistewoi veranlaßt, die slavischen Völker zur Empörung aufzuregen. Vielleicht hat diese Sage zur Dichtung der Sage von Dsantrix die Veranlassung gegeben; aber freilich ist hier, dem Zwecke der Heldensage gemäß, alles anders gestaltet. Selbst die geschichtlichen Namen, welche in den Kämpfen gegen die Slaven glänzten, sind aufgegeben. Keine Heinriche, keine Dittone, keine Konrade kämpfen gegen den Wilkinenkönig, sondern die heldensaglichen Egel und Dietrich von Bern.

(Ferdinand Wächter.)

OSBANKETH (اسبانیکت), Stadt oder vielmehr Marktflecken in Turkestan, der zu dem Districte der Stadt Dsruschnah, von welcher er jedoch gegen Osten neun Parasangen weit entfernt liegt, gehört, nach Biruni unter 90° 30' Länge und 40° nördlicher Breite. Hadschi Khalsa verlegt ihn im Dschihannuma (S. 356) in die Nähe von Isfidscháb (اسفیدجاہ). (Gustav Flügel.)

Osbeck (Peter), f. Osbeckia.

OSBECKIA. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Melastomeen hat Linné so genannt nach seinem Schüler Peter Osbeck (geb. 1723, gest. den 23. Dec. 1805), welcher als schwedischer Schiffsprediger Ostindien und China besuchte und als Propst zu Haslöf starb. Er ist Verfasser einer Reisebeschreibung (Dagbok öfver en ostindisk resa. Stockh. 1757, teutsch von Georgi, Rostock 1765, englisch von J. R. Forster, Lond. 1771), in welcher auch mehrere neue Pflanzen bekannt gemacht und abgebildet sind, und vieler naturhistorischer Beiträge zu den Abhandlungen der stockholmer Akademie. — Der Charakter der Gattung

Osbeckia ist folgender: Der Kelch mit fünf- (oder vier-) spaltigem Saume, zwischen dessen Fäden nach Außen verschieden gestaltete Anhängsel stehen; fünf (oder vier) Corollenblättchen; zehn (oder acht) glatte Staubfäden von gleicher Länge; die Antheren an der Spitze mit kurzem Schnabel und an der Basis mit zwei Hörchen; der Griffel einfach; die Kapsel frei, fünf- (oder vier-) fächerig; vielsamig; die Samen klein, schneckenförmig gewunden. Einige und dreißig Arten dieser Gattung wachsen im tropischen Asien, Amerika und Afrika als kleine Sträucher oder perennirende Kräuter mit sternförmiger Behaarung, besonders des Kelches, einfachen, drei- bis fünfnerligen, ganzrandigen Blättern und meist rothen Blumen. Linné kannte nur eine Art, *Osbeckia chinensis* (*Osbeck* Reise, deutsch S. 278. T. 2. Bot. reg. t. 542), ein perennirendes Kraut, welches *Osbeck* im südlichen China entdeckt hat. Der Stengel ist scharf vierkantig, die Blätter sind gegenüberstehend, fast ungestielt, lanzettförmig-ablang, dreinervig, häckerig; am Ende des Stengels stehen die Astersolden mit wenigen violetten Blumen. Die Stengel mit den Blättern werden in China innerlich als Abkochung gegen Kolikschmerzen, äußerlich in Bähungen bei Verrenkungen und Geschwülsten angewendet.

(A. Sprengel.)

OSBORNE, englisches Geschlecht, welches seinen ersten Wohnsitz zu Ashford in Kent gehabt hat, und seit Heinrichs VI. Zeiten als zum niedern Adel gehörig betrachtet wurde. Richard Osborne war mit Johanna, der Schwester und Erbin von Eberhard Broughton, verheirathet, und Vater eines Sohnes Eduard, welcher 1558 Lordmayor von London gewesen und sich mit Anna Hewit, der Tochter und Erbin von Wilhelm Hewit, verheirathete. Eduards Enkel, auch Eduard genannt, auf Kiveton, in Yorkshire, empfing am 13. Julius 1620 die Baronetswürde und war in erster Ehe mit Margaretha, des Thomas Belasyse, Lord Fauconberg Tochter, in anderer Ehe mit Anna, der Tochter von Thomas Walmesley, auf Dunkelhalgh, verheirathet, und es war besonders die zweite Ehe in hohem Grade vortheilhaft, da Anna, wegen ihrer Großmutter, Elisabeth Nevil, eine der vornehmsten Erbin der reichen Nevil von Latimer wurde, und unter andern einen der Hauptstübe der Nevil, die uralte Burg Danby, in dem Cleveland-Hundred von Yorkshire, besaß. Der einzige Sohn der ersten Ehe, Eduard Osborne, kam in der Jugend durch Zufall um, der Sohn der zweiten Ehe, Thomas Osborne, erwarb sich nicht unbedeutendes Verdienst um die Restauration Karls II., gefellte sich aber, da er dasselbe nicht genugsam belohnt fand, gar bald den Gegnern des Hofes bei, bis er eine Stelle in der Schatzkammer-Commission, und bald darauf, 1672, in dem geheimen Rath erhielt. Im J. 1673 wurde er, empfohlen durch seine Feindschaft gegen Arlington, auf des Herzogs von York und Cliffords Verwenbung, zum Lord-Schatzmeister an Cliffords Stelle, am 2. Jul. 1673 zum Viscount Dumbane, in der schottischen Grafschaft Perth, am 15. Aug. 1673 zum Baron Osborne von Kiveton und Viscount Latimer, am 27. Junius 1674 zum Grafen von Danby ernannt. Die

Schnelligkeit, mit der er sich der Gunst des Königs bemächtigt, brachte ihn noch schneller in feindliche Berührung mit der neuen Opposition, der sich ganz vorzüglich Arlington, in dem ungestümen Trachten, einen glücklichen Nebenbuhler zu demüthigen, angeschlossen hatte. Von den Häuptern der Opposition wurde beschlossen (April 1675), auf Abberufung der englischen Truppen von der französischen Armee zu bringen, den sofortigen Beitritt zu dem Bündnisse gegen Ludwig XIV. anzurathen, den Grafen von Danby in Anklagestand zu versetzen, und jede Geldbewilligung zu versagen, so lange derselbe Lordschatzmeister bleiben würde. Danby seinerseits hatte sich überredet, die Gegner verdankten ihre Erfolge in der letzten Parlamentssession lediglich der geschickten Benützung des Feldgeschreies: „Kein Papstthum mehr,“ wodurch sie das Volk für seine Religion besorgt gemacht und auf ihre Seite gezogen hatten. In dieser Überzeugung ließ er sich von dem König ermächtigen, sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen und zu diesem Ende die ganze Regierungsgewalt in Bewegung zu setzen, um alle Arten von Sectirern und Non-Conformisten in die Enge zu treiben, die Royalisten aber und den Clerus um den Thron zu sammeln, indem man die Sache des Königthums und die der Kirche als eine und dieselbe darzustellen sich bemühe. Diese Taktik brachte ihre Früchte. Der Eifer für Rechtgläubigkeit, der die Mitglieder des Unterhauses früher belebt hatte, schien erloschen, nicht eine der von den Ministern gegen die Non-Conformisten eingebrachten Bills gelangte weiter als zur zweiten Lesung. Es war deutlich, die Häupter der Volkspartei kümmerten sich wenig um Unterdrückung des Papismus, sobald ihre Gegner das Verdienst, dazu gerathen zu haben, ansprechen konnten. Sie richteten ihre Bemühungen auf andere, ihren Absichten näher liegende Gegenstände. Insbesondere veranlaßte Lord William Russell am 26. April das Haus, das Verfahren des Lordschatzmeisters in Erwägung zu ziehen; es wurden sieben Anklagepunkte gegen ihn vorgebracht, sie beschuldigten ihn, einen unredlichen Gebrauch von seiner Amtsgewalt gemacht, den König belüßt, seine eigene Familie bereichert und die Staatsgelder verschleudert zu haben. Es scheint nicht, daß diese Anklagen auf irgend einem zulässigen Grunde beruhten, dennoch verließ sich Danby keineswegs auf seine Unschuld allein. Er war bedacht, sich Anhänger im Unterhause zu erkaufen, nicht wie seine Vorgänger im Amte, durch Geschenke an die besten Redner, sondern indem er sich der Stimmen von Mitgliedern versicherte, die keinen Theil an den Debatten nahmen; diese konnte er wohlfeiler, und mithin in größerer Zahl haben. So wurden die gegen ihn gestellten Anklageartikel einzeln durchgegangen und, sowie sie an die Reihe kamen, verworfen (3. Mai 1675). Nicht minder glänzte der Lordschatzmeister in dem Oberhause als einer der beredtesten Verfechter des neuen Testes. Jedoch, so vollständig auch seine parlamentarischen Erfolge gewesen, so nützlich sich ein so sparsamer und ordnungsliebender Minister machte, eins konnte er, der erklärte Feind des französischen Interesses, der heimliche Verbündete des

Prinzen von Dranien, niemals überwinden, des Königs und des Herzogs von York Neigung für Frankreich. Wenn er auch vorzüglich durch seine Gewandtheit, und keineswegs zu des Herzogs von York Danke, die Vermählung der Prinzessin Maria mit Wilhelm von Dranien herbeizuführen wußte, so unterzeichnete doch, von der andern Seite, wider seinen Willen, der König den geheimen Vertrag mit Frankreich, vom 17. Febr. 1676, und von diesem Tag an waren die französischen Minister unablässig bemühet, seinen Sturz herbeizuführen. Das von ihm mit freigebiger Hand unter die Mitglieder der Opposition gespendete Gold spornete zu neuen Anstrengungen gegen den verhassten Minister an, und seiner stupiden Hartnäckigkeit in Untersuchung der sogenannten papistischen Verschwörung schrieb der König alle die Verlegenheiten zu, die ihn seit einiger Zeit umgaben. Von seinen Freunden verlassen kämpfte Danby während mehrerer Sessionen nur mehr für seine persönliche Erhaltung, als eine Niederträchtigkeit Montague's, des bisherigen Gesandten in Paris, ihn urplötzlich der Gewalt seiner Feinde überlieferte. Der Lordschatzmeister hatte am 25. März 1678 gegen seine Überzeugung, auf Karls Befehl, einen Brief an Montague, nach Paris, schreiben müssen, worin er den Gesandten beauftragte, unter gewissen Umständen von Ludwig XIV. ein Jahrgeld von sechs Millionen Livres zu begehren, als Ersatz für des Königs Bemühungen, die Allirten zur Annahme der Friedensbedingungen zu bestimmen. Diese Forderung wurde niemals angebracht, nicht, weil sie den Patriotismus Montague's verletzte, denn er selbst hatte sie angegeben und empfohlen, sondern weil die vorgeschlagenen Bedingungen von dem französischen Hofe verworfen wurden. Welche geheime Eröffnungen später dem Botschafter von König Ludwig gemacht worden, wissen wir nicht; aber er war durch eine unerhebliche Verweigerung gekränkt, oder spielte den Bekränkten, und kehrte, seinen Posten in Paris plötzlich verlassend, ohne Erlaubniß nach England zurück. Danby, der seine Feindseligkeit ahnete, bewachte mit Besorgniß seine Schritte; es ergab sich, daß er nicht nur mit den Häuptern der Volkspartei in Verbindung stand, sondern auch geheime nächtliche Zusammenkünfte mit Barillon, dem französischen Gesandten in London, hatte; seine Versuche, sich einen Sitz im Unterhause zu verschaffen, überzeugten den Minister, daß, wenn Montague mit der Ausführung seiner Entwürfe zögerte, es nur geschah, um sich durch die Privilegien des Hauses gegen die königliche Rache zu decken. Bei der Wahl für Grinstead unterlag er durch Danby's Vorsicht, bei der für Northampton wurde er durch den Naive, sein abwesender Mitbewerber, Sir William Temple, durch den Sheriff in das Wahlprotokoll gesetzt; aber Montague reichte eine Petition ein, die Volkspartei machte seine Sache zu der übrigen, und das Haus erklärte ihn gültig gewählt. Das eigentliche Ziel Montague's war der Sturz des Lordschatzmeisters. Mit den Häuptern der Volkspartei war verabredet, daß er die geheime Depesche vom 25. März vorbringen, und sie, darauf hin, die Anklage gegen Danby votiren sollten. Mit Barillon

war ausgemacht, daß zu Gewinnung des Beistandes der mächtigsten Parlamentsredner 100,000 Livres von dem Botschafter angewendet und 100,000 Kronen ihm, Montague selbst, bezahlt werden sollten, wenn durch seine Bemühungen Danby im Verlaufe von sechs Monaten vom Amt entfernt sein würde. Noch zögerte er. Seine Furchtsamkeit hielt sich durch den Schutz, welchen ein Sitz im Parlamente verleihet, noch nicht gesichert, und er wartete die Zeit ab, wenn der König, durch Entlassung der Armee, gänzlich außer Stand gesetzt würde, die Privilegien der Parlamentsglieder zu verletzen. Danby hatte aber bereits einen Wink erhalten von der Beschaffenheit der Gefahr; er wußte, daß seine Depeschen insgeheim einigen seiner Gegner gezeigt worden waren, und er mußte es als eine Sache von der höchsten Wichtigkeit betrachten, in den Besitz der verderblichen Papiere zu kommen. In dieser Absicht legte er dem geheimen Rathe die von Sir William Temple gemachte Angabe vor, daß Montague den päpstlichen Nuntius zu Paris insgeheim besucht habe, und deshalb wol auf irgend eine Art in die papistische Verschwörung verwickelt sein möge. Es wurde sogleich beschlossen, eine Untersuchung einzuleiten: man schickte Boten aus, Montague's Papiere in Beschlag zu nehmen, und Ernley, der Kanzler der Schatzkammer, überreichte dem Unterhause eine königliche Botschaft, welche dieses Verfahren und die Angabe, wodurch es begründet, anzeigte. Die Sache war so geheim betrieben worden, daß Montague und seine Freunde sich überrascht fanden. Die Erfindsamkeit Powle's, später von Barillon mit 500 Guineen belohnt, rettete sie für den Augenblick aus der Verlegenheit. Er behauptete, die Beschlagnahme sei eine Verletzung der Privilegien, wenn die Angabe nicht eidlich bestätigt worden, und auf seinen Rath ging Lord Cavendish mit andern Parlamentsgliedern zum König, um sich dieses Umstandes zu versichern. Troden erwiderte Karl, er werde eine Antwort ertheilen, wenn die beiden Häuser vor ihm erschienen. Es wurde ferner Harbord, ebenfalls ein Soldner Barillons, nach Montague's Hause mit des Eigenthümers besondern Instructionen abgeschickt. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Briefe, der einzige wirkliche Gegenstand der Besorgniß beider Parteien, bisher den Nachforschungen der Beamten entgangen waren, kehrte er zurück, unmittelbar darauf zeigte Montague dem Hause an, daß er im Besitze von Papieren sei, die unzweifelhafte Beweise der verbrecherischen Absichten eines großen Ministers enthielten. Lord Cavendish machte die Motion, daß Documente von so hoher Wichtigkeit unter Gewahrsam des Hauses gestellt werden müßten, und Harbord, Lord Ruffel und einige Andere wurden beauftragt, einzuschreiten, und im Namen der Gemeinen von England die fraglichen Papiere in Besitz zu nehmen. Sie kehrten mit einem kleinen Kästchen zurück; es wurde auf den Tisch gestellt, und Montague suchte daraus zwei Schreiben hervor, welche er unter einigen Verwahrungen dem Sprecher übergab. Beide trugen die Unterschrift des Lordschatzmeisters. Eins, vom 16. Januar 1678, bewies, daß die 14tägige Vertagung des Parlaments in der Hoffnung geschehen sei, in der

Zwischenzeit irgend ein Mittel zum Frieden zu finden, das andere erwies sich als die berühmte Depesche vom 25. März 1678, mit der von dem König eigenhändig hinzugefügten Nachschrift: „Dieser Brief ist auf meinen Befehl geschrieben. C. R.“ Die Verlesung dieser Papiere wirkte wie ein elektrischer Schlag auf das Haus. Sie wurden dargestellt als eine Fortsetzung von Coleman's Intriguen; sie bewiesen, daß man dieselben Absichten gehegt und dieselben Schleichwege benutzt hatte; daß des Königs Kriegseifer ein bloßer Vorwand gewesen, um von seinem Volke Geld zu erpressen, und daß er sich, sobald die Subsidien votirt waren, erboten hatte, die Nation an einen fremden Souverain zu verkaufen. Die Debatte war lang und stürmisch und niemand äußerte mehr tugendhafte Entrüstung gegen Selbgeschäfte mit Frankreich, als diejenigen, die eben im Solde des französischen Botschafters standen, oder auf seinen Betrieb das Verfahren gegen Danby einleiteten. Das Haus, von der Macht des Augenblickes hingerissen, votirte mit einer Majorität von 63 Stimmen, daß der Lordschatzmeister des Hochverraths angeklagt und seine Correspondenz in die Journale eingetragen werden sollte. Trotz seines Triumphs war Montague nicht ohne Besorgnisse. Er wußte, daß die Anklage, die er erhob, mit zehnfachem Gewicht auf das eigene Haupt zurückfallen könne, und daß die Briefe noch vorhanden wären, in welchen er zuerst die Maßregel angerathen und dann empfohlen hatte, aber er traute seinem Gegner ein höheres Ehrgefühl zu, als er selbst besaß, und zählte darauf, das Danby, durch die Furcht, die geheimen Absichten und Unterhandlungen seines Souverains zu verrathen, von der Bekanntmachung jener Documente zurückgehalten würde. Hierin urtheilte er ganz richtig, denn der Lordschatzmeister fand in der ganzen Correspondenz nur zwei Briefe, welche er, ohne den König zu compromittiren, zu seiner Rechtfertigung vorzeigen konnte. Beide wurden dem Hause übergeben, und vom Sprecher vorgelesen, aber von der Versammlung nicht beachtet, auch nicht in die Journale eingetragen, ebenso wenig als des Königs wichtige Nachschrift zu dem Briefe vom 25. März 1678 (wollte man absichtlich dem Hause die Kenntniß eines so bedeutenden Umstandes vorenthalten?). Am andern Tage (21. Dec. 1678) wurde die Anklage votirt, und Capel beauftragt, sie dem Oberhause zu übergeben. Dieses Instrument klagte den Grafen von Danby des Hochverrathes und anderer Verbrechen an, insbesondere 1) daß er sich hochverrätherischer Weise königliche Gewalt angemahnt, indem er ohne Rücksprache mit den Staatssecretären und andern Rätben gehandelt habe; 2) daß er die Absicht gehegt, die Verfassung durch Errichtung eines stehenden Heeres umzustossen; 3) daß er einen Frieden zu Gunsten Frankreichs und zum Nachtheile Englands unterhandelt habe, um dagegen von Frankreich Geld zur Unterhaltung jenes Heeres zu erlangen; 4) daß er papistisch gesinnt sei und die papistische Verschwörung verheimlicht habe; 5) daß er den königlichen Schatz durch geheime Ausgaben und unnöthige Pensionen erschöpft, und endlich für sich selbst, der Parlamentsacte zuwider, Ge-

schenke von der Krone empfangen habe. Danby vertheidigte sich im Oberhause gegen diese Anklage mit Muth und Beredsamkeit. Er gestand, daß es ein Unglück sei, von dem Unterhause in Anklagestand gesetzt zu sein, aber selbst bei diesem Unglücke halte er sich für glücklich, als seinen Ankläger, der von Jedermann wegen seiner Zweideutigkeit, Falschheit und Undankbarkeit verabscheut werden müsse. Von den Beschuldigungen selbst sprach er mit Verachtung. Er leugnete sie alle, er foderte seine Gegner zum Beweis auf, er verlangte nichts, als einen gerechten und schnellen Proceß. Die Gemeinen drangen darauf, ihn in den Tower zu schicken, aber man wandte ein, daß keines der in der Anklage bezeichneten Vergehen gefährlich als Hochverrath gelten könnte und nach einer vertagten Debatte wurde die Forderung zurückgewiesen und ein Tag bestimmt, an welchem der Schatzmeister sich verantworten könne. Des Ministers Majorität war dahin, eine Anklage schwebte über seinem Haupte, auf seine Unschuld konnte er nicht mit Sicherheit bauen, zu einer Zeit, wo die argwöhnischen Leidenschaften des Volkes seinen Feinden zu Gebote standen. Die beste Art, ihn zu retten, war eine unverzügliche Auflösung des seit 18 Jahren sitzenden Parlaments. Danby wagte im geheimen Rath einen dahin zielenden Vorschlag, und Karl prorogirte sogleich (30. Dec.) das Parlament auf fünf Wochen, und am 24. Jan. 1679 folgte die Auflösung mit dem gleichzeitigen Befehle, daß ein neues Haus binnen 40 Tagen zusammenkommen solle. Das Ergebnis der Wahlen bewies abermals, daß der Einfluß des Ministers der Wuth des Volkes nicht gewachsen war, und überzeugte ihn von der Nothwendigkeit, seine Gegner zu besänftigen und zu entwaffnen. Ihnen war es nicht gelungen, den Herzog von York von dem Oberhause auszuschließen; er unternahm es, diesen Stein des Anstoßes aus dem Königreiche zu entfernen, aber ein Zwist um die Ernennung des Sprechers, in den er sich vielleicht nur um der Hoffahrt seiner Gemahlin zu rühnen, eingelassen hatte, brachte ihn um alle Früchte seiner sinnreichen Erfindung. Karl sah den drohenden Sturm und suchte ihn abzuwenden. Er nöthigte den Schatzmeister, sein Amt niederzulegen, berief dann die beiden Häuser in seine königliche Nähe, und erklärte denselben, was Danby bei dem Schreiben der Briefe, oder bei der Untersuchung der Verschwörung gethan habe, sei auf seinen ausdrücklichen Befehl geschehen; es seien in Wahrheit seine eigenen Handlungen, und er fühle sich deshalb verpflichtet, seinen Minister gegen desfallsige Bestrafung in Schutz zu nehmen. Allerdings habe er andere Gründe, den Grafen aus seinem Rath und seiner Umgebung zu entfernen; allein wegen der Vergehungen, um deretwillen derselbe angeklagt worden, sei ihm bereits volle Begnadigung ertheilt, und diese Begnadigung werde noch ein Duzend Mal erneuert werden, wenn ein Duzend Erneuerungen derselben nöthig erscheinen sollte. Ein Gefühl von Ehre und Gerechtigkeit, so sagte man, ließ den Monarchen nicht zugeben, daß ein Diener, wenn er auch seine Zuneigung verscherzt hatte, für einen Schritt gestraft werde, bei welchem er nichts anderes gethan hatte,

als dem Befehle seines Herrn zu gehorchen, vielleicht, und das glaubt Danby selbst (in seinen Briefen S. 109—111), bestimmte aber den König eine andere egoistische Rücksicht. Er wollte einen Proceß verhüten, weil ein solcher wahrscheinlich zu der Vorlage der geheimen Verträge zwischen Karl und dem Könige von Frankreich geführt haben würde. Wäre es nicht um dieser Besorgniß willen geschehen, so würde er die Begnadigung verweigert haben; er, fügt Danby hinzu, habe keines Schilbes zu seiner Verteidigung bedurft, er sei bereit gewesen, mit den Waffen der Unschuld gegen seine Feinde zu streiten. Wie dem auch sei, das Haus nahm die bloße Erwähnung einer Begnadigung zur Hemmung einer Anklage als Beleidigung und Unrecht, und beschloß nach einer stürmischen Debatte, dem Könige die Irregularität und Illegalität der Begnadigung, nebst den gefährlichen Folgen der Begnadigungen in Fällen, wo die Gemeinen von England eine Anklage erhoben, vorzustellen, auch zu gleicher Zeit den Lords eine Botschaft zu senden, mit der Bitte, daß der Angeklagte aus dem Parlamente verwiesen und in sichern Gewahrsam gebracht werden möge. Die Vorstellung unterblieb, aber die Abstimmungen des Hauses beunruhigten sowol den König als die Lords, die, um nicht den Anschein zu haben, daß Furcht sie treibe, in aller Eile den Herold mit dem schwarzen Stabe beauftragten, den Grafen in Gewahrsam zu bringen, und dann als Antwort auf die Botschaft erwiederten, daß sie aus eigenem Antriebe den Wünschen der Gemeinen zuvorgekommen seien. Den Proceß zu verhüten wurde nun die Hauptforge des Hofes. Danby hatte mit des Königs Einverständnisse sich insgeheim nach Whitehall geschlüchtet, während die Lords eine Bill votirten, welche ihn unfähig erklärte, ein Amt zu bekleiden, oder Sitz im Parlamente zu haben, und später noch den Zusatz der Verbannung aus dem Königreich erhielt. Die Gemeinen verwürfen diese Bill bei der ersten Verlesung, und votirten (1. April 1679) eine andere, welche den Grafen überführt erklärte, wenn er nicht an einem bestimmten Tage sich vor Gericht stelle. Diese Bill fand in dem Oberhause Schwierigkeiten, es wurden Amendements vorgeschlagen und von den Gemeinen verworfen, die Lords fanden sich genöthigt, nachzugeben, und sobald die Bill in beiden Häusern durchgegangen war, stellte Danby sich dem schwarzen Stab, und zur Stunde ward er nach dem Tower gebracht (16. April). Einige Tage nachher reichte er seine Verantwortung ein, in welcher er sich über die Allgemeinheit und Unbestimmtheit der Artikel beschwerend, sie alle nach einander leugnete, und dann, unter umständlicher Anführung des ihm von dem Könige bewilligten Begnadigungsbriefes, sich auf diesen berief, und behauptete, daß demnach die Klage niedergeschlagen, und er von allen Vergehen, deren er angeklagt worden, freigesprochen sei. Fünf Jahre mußte Danby im Tower aushalten. Jetzt schien das Übergewicht der Tories fest begründet, und Karl äußerte den Wunsch, einen Ausweg zu entdecken, der seinem gefallenen Minister die Freiheit wiedergeben könnte. Einige Zeit hindurch wurde die Frage hingehalten durch die

Künste derjenigen, deren Ehrgeiz befürchtete, daß Danby seinen frühern Einfluß wieder erlangen und sie aus dem Cabinet verdrängen würde; allein sein Benehmen in der papistischen Verschwörung hatte ihm die königlichen Brüder entfremdet, auch würde es nicht schicklich gewesen sein, das Ruder des Staats einem Manne zu geben, auf welchem eine Anklage des Unterhauses lastete. Allmählig schwand diese Opposition, am letzten Tage des Termins wurden Danby, und die bereits vor ihm eingekerkerten katholischen Lords durch Habeas-corporus-Gesuche vor die Kings-Bench gebracht; die Richter sprachen (12. Febr. 1684), jeder nach Recht und Gewissen, ihre Meinung dahin aus, daß die Gefangenen längst schon zur Bürgerschaft-Stellung hätten zugelassen werden sollen, und ein jeder von ihnen erhielt seine Entlassung gegen Ausstellung eines Cautionscheines von 10,000 Pf. für sich und Beibringung von vier Bürgen, zu 5000 Pf. jeder, daß er bei der nächsten Parlamentssession sich vor den Schranken des Oberhauses stellen und ohne Erlaubniß dieser Behörde nicht auf Reisen gehen werde. Am ersten Tage der eröffneten Session des Oberhauses, unter Jakob II., am 19. Mai 1685, erschien Danby persönlich vor den Schranken, und erhielt bestimmte Freisprechung. Seitdem blieb er den Geschäften fremd, bis er am 30. Junius 1688 mit andern Edelleuten die berühmte Adresse unterzeichnete, wodurch der Prinz von Oranien aufgefodert wurde, die Freiheiten Englands in Schutz zu nehmen. Er brachte auch, alsbald nach des Prinzen Landung, einige Truppen zusammen, mit denen er sich der Stadt York bemächtigte. Seine Meinung war es, der Prinzessin Maria allein die Krone zuzusichern, er fand aber bei der Fürstin selbst Hindernisse und wurde sogar darum von ihr bei dem Gemahle verklagt. Wilhelm war aber zu klug, um seine Empfindlichkeit zu äußern, berief vielmehr 1689 den Grafen an die Spitze des geheimen Raths und ernannte ihn, am 20. August 1689 zum Marquis von Carmarthen, und am 4. Mai 1694 zum Herzoge von Leeds. Zu Anfange des Jahres 1695 wurde Thomas nochmals vor dem Unterhause wegen grober Bestechlichkeit angeklagt. Er ersetzte Alles, was auf unrechtmäßige Weise in seine Hände gekommen zu sein scheinen konnte, und die Klage blieb liegen, wurde auch 1701 von dem Oberhause cassirt, doch verlor der Herzog seine Stelle im geheimen Rath. Er starb den 26. Jul. 1712 in dem 81. Jahre seines Alters. Thomas war ein Mann von Einsicht und Verstand, ein ausgezeichnete Redner, besonnen, und darum fähig, sich aus den schwierigsten Umständen herauszuziehen, besonders aber ein sparsamer Minister, daher er auch des Königs Einkommen in ziemliche Ordnung gebracht hatte; dagegen wird ihm zur Last gelegt, daß er unzuverlässig, ebenso verwegen in seinen Rathschlägen, als gelbsüchtig gewesen. Den ersten Vorwurf scheint sein Verhalten in dem Streite mit Montague hinlänglich zu widerlegen. Er hatte sich mit Brigitta, der Tochter von Montague Bortie, dem dritten Grafen von Lindsey, vermählt, und von ihr die Söhne Edmund, Thomas und Peregrinus, und sechs Töchter, von denen

Brigitta in erster Ehe an des Königs Karl II. natürlichen Sohn, Karl Fitzroy, den Grafen von Plymouth, in anderer Ehe an Philipp Wis, den Bischof von Hereford, verheirathet wurde.

Von den Söhnen überlebte der Vater nur der einzige Peregrinus, der darum auch als zweiter Herzog von Leeds succedirte. Peregrinus, bei des Vaters Lebzeiten Lord Dumblane und von 1694 an Marquis von Carmarthen genannt, auch am 9. März 1689 als Lord Osborne von Kiveton in das Oberhaus berufen, hatte sich dem Seebienste gewidmet und commandirte in dem unglücklichen Unternehmen auf die Küsten der Bretagne, im J. 1694, mit großer Auszeichnung die Flotte. Im J. 1697 wurde er Contre-Admiral von der rothen Flagge, und 1710 während der Herrschaft der Tories einer von den Admiralen in chief. Er war nämlich stets den Interessen des Hauses Stuart ergeben gewesen, und hatte besonders 1706 an einer dem Prätendenten zum Besten verabredeten Unternehmung großen Antheil gehabt. Im J. 1718, nachdem er den größten Theil seiner Güter an seinen Sohn abgetreten, verließ er das Reich, um sich bald in St. Petersburg, bald in Spanien, eine Zeit lang auch in Rom, bei dem Prätendenten aufzuhalten. Im J. 1723 kam er nach England zurück, und in des Königs Abwesenheit wurde er auf Befehl der Lords-Regenten in Verhaft genommen, bald aber auf des Königs Befehl wieder freigegeben. Für solche Gnade dankte er dem Monarchen fuffällig, wobei er zugleich erklärte, daß er von nun an mit dem Prätendenten, den er als einen sehr schlechten Mann befunden, nichts mehr zu thun haben, sondern sich der bestehenden Regierung vollständig unterwerfen wolle. Er starb, 70 Jahre alt, im Juli 1729, nachdem er aus seiner Ehe mit Brigitta, des Ritters Thomas Hyde von North-Nymms einziger Tochter und Erbin, vier Kinder gesehen. Der ältere Sohn, Heinrich, Graf von Danby, starb noch bei des Vaters und Großvaters Lebzeiten, 1711, in dem blühenden Alter von 20 Jahren. Der jüngere Sohn, Peregrinus Hyde, dritter Herzog von Leeds, war dreimal verheirathet: 1) mit Elisabeth Harley, des Grafen Robert von Drford ältester Tochter, starb den 20. Nov. 1713; 2) mit Anna, des sechsten Herzogs von Somerset Tochter, starb den 27. Nov. 1722; 3) mit Juliana, des Ritters Roger Hele von Halwell Tochter, sie wurde 1725 vermählt, und heirathete nachmals als kinderlose Witwe, den zweiten Grafen von Portmore. Der Herzog von Leeds starb nämlich den 9. Mai 1731, und hatte seinen einzigen Sohn aus der ersten Ehe (der Sohn der zweiten Ehe überlebte die Kinderjahre nicht), zum Nachfolger. Thomas, der vierte Herzog von Leeds, war den 6. Nov. 1713 geboren, wurde den 23. Jul. 1750 als Ritter des Hosenbandordens, im December 1755 als königl. Hauscassirer installiert, im October 1756 zum Schahmeister des Prinzen von Wallis ernannt, und starb den 23. März 1789, seine Gemahlin, Maria Godolphin, den 3. August 1764. Sie war des Grafen Franz Godolphin und der Henriette Churchill, der zweiten Herzogin von Marlborough, andere Tochter, wurde vermählt den 26.

Junius 1740, hatte eine Mitgift von 100,000 Pf. St., erbte nachmals ihrer Großmutter, der berühmten Herzogin Sarah von Marlborough, Schmuck, angeblich im Werthe von 150,000 Pf. St., und brachte, als eine der Erbinnen des Hauses Godolphin, die Scilly-Inseln auf ihre Nachkommenschaft, von der jedoch einzig der jüngste Sohn, Franz Godolphin, die männlichen Jahre erreichte. Franz Godolphin, geb. den 29. Januar 1751, wurde durch königliche Briefe vom 15. Mai 1776 als Lord Osborne von Kiveton in das Oberhaus berufen, succedirte den 23. März 1789 als Herzog von Leeds und starb den 31. Januar 1799. Er war zweimal verheirathet gewesen, 1) mit Amalia d'Arcey, der einzigen Tochter und Erbin von Robert, dem vierten Grafen von Holburne, der besonders merkwürdig dadurch ist, daß er der einzige männliche Abkömmling von irgend einem jener Baronen im Gefolge des Eroberers gewesen zu sein scheint, welcher im J. 1778 noch Sitz und Stimme im Oberhause hatte. Amalie wurde den 29. Nov. 1773 vermählt, und nachdem sie dreimal Mutter geworden, durch Parlamentsacte vom Mai 1779 geschieden. Sie starb den 26. Jan. 1784, als des Ritters John Byron Gemahlin. 2) Mit Katharina, des Ritters Thomas Anguish Tochter, vermählt den 11. October 1788. Von ihr hatte der Herzog, einen Sohn und eine Tochter. In den Gütern und Titeln succedirte ihm aber der ältere Sohn der ersten Ehe, Georg Wilhelm Friedrich, geboren den 21. Juli 1775. Es ist dieser Herzog von Leeds, Marquis von Carmarthen, Graf von Danby, Viscount Latimer, Baron Osborne von Kiveton, Baron Conyers (aus der Erbschaft seiner Mutter), Viscount Dumblane und zugleich Baronet, auch Lord-Lieutenant des North-Riding von Yorkshire, Gouverneur der Scilly-Inseln, Ranger von Richmond-Forst und Connetable der Burg Middleham in Yorkshire. Aus seiner Ehe mit Charlotte, des ersten Marquis von Townsend Tochter, hat er drei Kinder. Der ältere Sohn, Franz Godolphin d'Arcey, Marquis von Carmarthen, ist den 21. Mai 1798 geboren. Von des Herzogs Besitzungen wissen wir außer Danby und den Scilly-Inseln, nur noch Kiveton in dem West-Riding von Yorkshire, Albury und North-Nymms, beide in Hertfordshire, und beide aus der Erbschaft des Hauses Hyde herrührend, zu nennen. North-Nymms ist ein schöner Landsitz, Kiveton, nicht minder zierlich und angenehm gelegen, prangt mit einer gewählten Sammlung von Gemälden der besten Meister und von antiken Statuen, hat auch eine ansehnliche Bibliothek. — Das Wappen des Hauses besteht in einem durch ein goldenes Kreuz quadrirten Schilde. Das erste und vierte Feld ist von Silber und Hermelin, das zweite und dritte blau. Motto: Pax in bello.

(v. Stramberg.)

OSBORNE (Francis), ein Engländer, aus einer reichen Familie zu Chicksand in Bedfordshire um 1589 geboren. Er wurde in der Religion der Puritaner erzogen, kam an den Hof und ward Stallmeister eines Grafen von Pembroke. Während des bürgerlichen Krieges, der im J. 1640 ausbrach, trat er auf die Seite des Parlaments, bekleidete verschiedene Ämter, und hielt sich län-

gere Zeit in Oxford auf, wo er mehre, die Zeitereignisse betreffende, politische Schriften und 1656 einen *Adviso to a son* drucken ließ, der großes Aufsehen machte, weil man den Verfasser des Atheismus beschuldigte. Bei Cromwell stand er in besonderer Gunst, und es war ein Glück für ihn, daß er noch vor der Restauration, den 11. Febr. 1659 starb. In allen seinen Schriften und Abhandlungen, die mehrmals zusammengedruckt wurden (*Works*. Lond. 1689. 8. 1722. Vol. II. 12.), zeigt er sich als einen leidenschaftlichen, dem gesellschaftlichen Herkommen übermüthig Trog bietenden Republikaner, Indessen sind seine oft hämischen und bitteren, die Regierungen der Elisabeth und Jakobs I. betreffenden Überlieferungs-Nachrichten (*Memoirs traditionel*. Lond. 1658. Vol. II. oft, Edinb. 1811.) nicht ohne Werth für den, der von ihnen einen kritischen Gebrauch macht*). (*Baur*.)

Osbye, s. Bye.

OSCA. Zwei Städte gab es dieses Namens in Spanien: 1) die eine lag in Hispania Tarraconensis, an den Pyrenäen, nach Ptolemäus (II, 6) bei den Ilergeten, nach Plinius (H. N. III, 4) in Bescitania; war eine *colonia civium Romanorum* (die Münze, auf der Osca ein *municipium* genannt werden soll, wird für verdächtig gehalten), und eine große Stadt (*μειγάν πόλις* bei Plutarch, Sertor. 14), in der Sertorius die jungen Spanier in griechischen und römischen Wissenschaften unterrichten ließ. Abgabepflichtige der Dscenser waren die Galaguritaner. *Caes. h. c. I, 60* init. Von dieser Stadt leitet man das *Argentum Oscense* ab, das bei Livius vier Mal unter den Spolien aus spanischen Kriegen erwähnt wird (XXXIV, 10, 4; ib. §. 7; ib. 46, 2. XL, 43, 6) welches, wie verschieden man auch darüber urtheilen mag, jedenfalls geprägtes Geld ist, ob aber aus den Bergwerken von Osca gewonnen, oder in der dortigen Münzstätte und nach dem Muster derselben geprägt, bleibt dahin gestellt. Bei Strabo (III, 161) steht einmal *Ἰβόρα* für *Osca*, ein andermal richtig das Letztere, bei Bellejus (II, 30) *Aetosca* für *Osca*. Es ist das heutige *Huesca* in Aragonien. 2) Eine minder bedeutende Stadt ist das Osca in Hispania Bätica, erwähnt von Plinius (III, 1, 3), was man für das *Huescar* in Granada hält †). (H.)

OSCABRIONIT (Paläozoologie). Dscabrioniten nach der noch im Französischen üblichen Benennung *Oscabrion* für *Chiton*, wurden zuweilen die Trilobiten genannt, da mehre Autoren sie für die fossilen Analoga der Chitonen hielten. (H. G. Bronn.)

OSCANA, Stadt in dem Innern der persischen Landschaft Gedrosia, von Ptolemäus genannt, aber sonst unbekannt. (Völcker.)

OSCANUS, *Bosc*. (Crustacea? Mollusca?) Niemand außer *Bosc* hat dieses Thier beobachtet, und da er selbst nicht einig mit sich ist über den Platz, der ihm im

System anzuweisen, so kann man auch jetzt es nirgend mit Gewißheit unterbringen. Er gibt davon folgende Beschreibung und Kennzeichen: Eine einschallige, eiförmige, leberartige, fast durchscheinende Schale, ohne Windung. Diese Schale ist von blasser Farbe, eiförmig länglich, 1½ Linien lang. Das Thier darunter ist ebenfalls oval, gewölbt, mit einer Rückenfurche, von der 25—26 runde kurze Rippen, die stumpf sind und sich über den Leib hinaus verlängern, abgehen. Es ist unten fast platt, Mund und After beide ganz deutlich, stehen gleichweit von den beiden Extremitäten des Leibes ab. Der Darmkanal zeigt sich als eine dunkle Linie, mit einem braunen Punkt an den Enden, gegen den Mund hin zeigen sich von Zeit zu Zeit an jeder Seite drei zurückziehbare Fühler, welche wahrscheinlich dem Thiere zum Festhalten dienen, das übrigens so zart gebaut ist, daß man es kaum anrühren darf, ohne es zu zerstören. *Bosc* sah aus mehreren Individuen kleine weiße Körner heraustreten, die ihm, unter der Lupe betrachtet, Zunge, schon mit der Schale bedeckt zu sein scheinen.

Das Thier findet sich an den Seiten des Bruststücks der Garnelen, im Meer, immer einzeln. (*S. Buffon* (ed. de Deterville) cont. par *Bosc* pl. 27.)

Nach obiger Beschreibung ist dies Thier vielleicht ein *Bopyrus* oder eine *Lernaea*. (D. Thon.)

OSCHATZ, 1) Amt im meißner Kreise des Königreichs Sachsen, an der königl. preuß. Grenze, wird von der Elbe und einigen unbedeutenden Flüsschen, sowie von einigen Teichen bewässert, ist etwas gebirgig, mit den Spigen Kolmberg (höchster Berg in Niedermeißen, weithin sichtbar), Dürnberg u. s. a., sonst eben, mit verschiedenartigem Boden, hat guten Ackerbau mit reichlichem Gewinn an Getreide und Tabak (sonst auch an Hopfen) bringt Obst, wenig Wein, einige Mineralien (Braunkohlen, Torf, guten Thon); die Viehzucht ist nicht gering, besonders die Schafzucht. Sein Umfang beträgt 4½ (nach andern Angaben 9) Quadratmeilen mit 23,000 (41,000) Einwohnern in vier Städten und 223 Ortschaften. Der Sitz des Amtes ist in 2) Oschatz, Stadt an der Dölze. Sie hieß früher *Dzsek*, hat zwei Marktplätze, Rathhaus (mit einer Sammlung eigenhändiger Briefe Luthers und anderer Handschriften), schöne Hauptkirche, noch einige andere Kirchen, Mauern, 3800 Einw. darunter viele Tuch- und Leinweber. Die Geistlichkeit besteht aus einem Superintendenten, zwei Diakonen und einigen Schullehrern. Oschatz wurde unter Otto dem Großen erbaut. (G. F. Winckler.)

OSCHATZER VERTRAG, heißt der zwischen Kurfürst Friedrich dem Weisen und seinem Bruder Herzog Johann zu Sachsen auf der einen und Herzog Georg zu Sachsen anstatt und in Vollmacht seines abwesenden Vaters Herzogs Albrecht andern Theils zu Dresden den 15. Febr. 1491 berückigte und unterzeichnete Vertrag, da die Unterhandlungen zu Oschatz angefangen wurden. Die Hauptsache (Ursache des Zwistes, welcher durch diesen Vertrag¹⁾ beigelegt wurde) hatte darin bestanden, daß man-

*) Biogr. univ. T. XXXII. (von Lesebvre Cauchy). Wachters Gesch. d. hist. Forsch. I. Bd. 2. Abth. S. 830.

†) Bergl. Ukert, Geographie der Griechen. II, I. 451, 371. Eckhel, D. N. V. I. p. 4 sq. 58 sq.

1) Die Urkunde ist abgedruckt bei König, Reichsarchiv Part.

che Vasallen nach dem ursprünglichen Theilungsplane, mit ihren Lehnspflichten und Diensten beiden Fürsten verwandt waren, weil sie in den beiderseitigen (thüringischen und meißnischen) Ländern Lehen besaßen und sollte binnen zwei Jahren durch Schiedsrichter und nöthigenfalls mit Zuziehung eines Obmanns dergestalt gehoben werden, daß mittels einer Ausgleichung jene doppelte Lehnsherrschaft gänzlich hinwegfiel und von allen Lehen und Gütern die Pflichten und Dienste von Grafen, Herren, Rittern oder Knechten nur dem Herrn jenes Landes theils geleistet werden sollten, wo der Lehnspflichtige mit Hause (mit seiner Wohnung) gesessen war. Da auf andere Territorialverhältnisse der Vasallen hierbei gar keine Rücksicht genommen war, so ergibt sich aus dem Oscherer Verträge die wichtige Folgerung, daß man noch immer die Verbindung zwischen den Lehnsherren und seinen Vasallen vorzüglich aus dem Gesichtspunkte des Lehnssystems betrachtete *) (Ferdinand Wachter.)

OSCHEIRI oder OSCHAYIRA (عشيري), war

der arabische Name einer eigenen Art Nilfähne von ziemlich gefälliger Gestalt, mit einem festen und starken Verdeck, an dem kleine Vorsprünge in Form von Balkons angebracht waren. Unter dem Verdeck befand sich ein Wohnzimmer aus Holz mit einer Kuppel und mit Fenstern und Öffnungen, durch welche man von allen Seiten auf den Fluß sehen konnte. Alle Bequemlichkeiten, sogar die geheimsten, fanden sich darin, und das Ganze war mit Farben, Vergoldungen und schönem Lack reich verziert. Nur die Fürsten und Großen bedienten sich dieser Art Gondeln, welche Bedürfnisse jeder Art für längere Zeit aufnehmen konnten. Die Matrosen und Ruderer waren gänzlich von den Passagieren und ihrem Gefolge getrennt. (Gustav Flügel.)

Oscheitis, Oschitis, s. Orcheitis.

OSCHELIN, Gut und Dorf des Religionsfonds im pilsner Kreise des Königreichs Böhmen. Zu dem ersten gehören die Orte Oschelin, Leiter, Neuhof, Goslau und Schweppelmühle. Das gleichnamige Dorf liegt 14 Meilen von Prag, südwestwärts, hat ein kleines Schloß und eine dem heil. Bartholomäus geweihte Kapelle, bei welchem seit dem J. 1787 eine katholische Local-Kaplanei errichtet ist; sie gehört zum prager Erzbisthum und liegt im mieser Vicariats-District und zählte im J. 1830 912 kathol. Pfarrkinder, welche Teutsche sind und sich vom Feldebau ernähren. Das Patronat über die Localie, Pfarre und Schule steht dem Religionsfonds zu.

(G. F. Schreiner.)

OSCHERSLEBEN, Stadt im pr. Regierungsbezirk Magdeburg, unter 52° 1' 8" n. Breite und 28° 51' 38" östl. Länge, an der Bode, welche sich hier mit dem Schiffsgraben vereinigt. Sie hat 530 Häuser und et-

was über 3100 Einw., welche sich größtentheils mit Ackerbau beschäftigen, ein Schloß und zwei Hospitäler. Die Stadt ist Sitz eines Kreisamtes, eines Land- und Stadtgerichtes und einer Superintendentur. Von ihr hat seinen Namen der

Oscherlebener Kreis, ein Theil des Fürstenthums Halberstadt, von 8½ Quadratmeilen Oberfläche, mit 6 Städten, 28 Dörfern und 5300 Häusern mit 31,000 Einwohnern. Er ist größtentheils eben, wird von der Bode und dem Schiffsgraben durchschnitten und hat treffliche Wiesen und guten Boden. (L. F. Kämtz.)

OSCHITZ, auch OSPITZ, böhm. Osečno, auch Wosečno genannt, 1) ein zur k. k. niederösterreichischen Religionsfondsherrschaft Böhmisches-Nicha und Friedstein gehöriges Municipalsbüdtchen an der Pulsnitz, einem Nebenflusse der Elbe, im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, 1½ Stunden von Böhmisches-Nicha nordwestwärts gelegen mit 141 Häusern und 950 teutschen Einwohnern, einer kathol. Pfarre, Kirche und Schule, einem eigenen Stadtgerichte (mit einem Stadtrichter und einem Stadtschreiber) gehört aber sonst zur Gerichtsbarkeit der Herrschaft. Dieses elf Meilen von Prag entfernte Büdtchen hatte schon im J. 1384 einen eigenen Seelsorger; zur Zeit des Hussitenkrieges wurde d. aber desselben beraubt, und erst im J. 1720 die Kirche wieder zu einer Pfarre erhoben; diese gehört zum reichenberger Vicariatsdistrict des Bisthums Leitmeritz, wird von zwei Priestern besorgt und zählte 1831 3508 Pfarrkinder. Zu dieser Pfarre sind die Dirschaften: Oschitz, Kunnersdorf, Sabert, Blachey, Merzdorf, Drausendorf, Johannesthal, Kessel, Rühthal und Krassa eingepfarrt. Das Patronat steht der Obrigkeit zu. Zu der dem heil. Veit geweihten Pfarrkirche wurde der Grundstein am 6. April 1565 gelegt, durch Karl von Biberstein und der auf seine Kosten geführte Bau im J. 1568 vollendet; doch wurde der Thurm erst im J. 1619 hinzugefügt. Am 14. Juni 1825 brach in dem Büdtchen eine Feuersbrunst aus, welche den Thurm, die Pfarrwohnung mit dem Kirchenarchiv und 23 Bürgerhäuser zerstörte; doch ist seitdem Alles wieder neu erbauet worden. Die Hauptnahrung der Einwohner besteht in der Leinwand- und Kattunweberei, im Tuch- und Leinwandhandel; unter den Bewohnern des Büdtchens sind 173 Gewerbsleute, und zwar 152 Meister und andere Gewerbsbesugte, und sieben Handelsleute. In Oschitz befinden sich auch ein Wundarzt und eine Hebamme. Hier werden jährlich drei Jahrmärkte, mit denen auch Viehmärkte verbunden sind, gehalten, auf welchen außer verschiedenen Krämerwaaren auch werthvollere Gegenstände, als: Glas, Eisenartikel, Galanteriewaaren, Wollenartikel u. dgl. feilgeboten werden. Auf den Wochenmärkten werden außer den gewöhnlichen Feilschaften insbesondere Erbsen, Linsen, Mohn u. verhandelt. In den Umgebungen des Büdtchens sind auch ausgedehnte Waldungen, welche eine eigene Abtheilung des jeschkener Reviers ausmachen, und größtentheils Tannen, Fichten und Kiefern, nebst einigen Birken- und Buchenbeständen, enthalten. Von Oschitz führt eine wohlunterhaltene Communicationsstraße nach dem Hauptorte

Spec. Cont. 2. Abth. 4. Abschn. 2. S. 251 fg. Vergl. Joh. Seb. Müllers Annales des Kur- und Fürstlichen Hauses Sachsen. S. 54.

2) Chr. G. Weiße, Gesch. der kursächs. Staaten. 3. Bd. S. 6-7.

der Herrschaft*). 2) Ein Dörfchen der fürstl. Kaunitzischen Fideicommissherrschaft Neuschloß auf einer Anhöhe über dem Seebitsch, 1½ Stunde von Neuschloß entfernt, gelegen, mit 8 Häusern und 13 Einwohnern. Zu diesem Dorfe gehört die sogenannte Grundmühle im seebitschen Grunde, von welchem nicht weit entfernt die Ruinen einer Burg, welche vom Volke die Buska genannt werden, zu sehen sind. (G. F. Schreiner.)

OSCHMIANO, Kreis in der russischen Statthaltertschaft Wilna, im Norden an Swinziani, im Osten an Minsk, im Süden an Grobno und im Westen an Wilna grenzend. In ihm entsteht die westliche Beresina, an deren Ufern das Land sehr morastig ist. Die Kreisstadt gleiches Namens ist unbedeutend und schlecht gebaut.

(L. F. Kämtz.)

OSCHMUN oder OSCHMUNEIN (اشمون), wie

der Camus auszusprechen beliebt, während man Aschmuni, Archemuneim, Archemunain und andere Les- und Schreibarten findet, ist der Name einer an dem westlichen Ufer des Nils im mittägigen Aegypten gelegenen und von den Districten Behnesawije und Dsjutiye begrenzten Provinz mit gleichnamiger Hauptstadt, die jener Provinz ihren Namen gab. In dem Tableau détaillé des lieux compris dans chacune des provinces de l'Egypte am Ende des Abdollatif von de Sacy findet sie sich als die 17. (p. 692) zugleich mit ihren 102 Flecken und der Angabe ihrer Productivität und der Schätzungssumme, die im 14. Jahrh. zu 762,040 Dinars oder Goldstücken angeschlagen wurde. Die Kopten nannten die Stadt Schmün, welchem Namen die Araber nach der gewöhnlichen Regel, da das fremde Wort mit zwei Consonanten anfängt, ihr Elif vorschlugen. In diesem Nomos befanden sich viele christliche Klöster, in denen ausgezeichnete Heilige, wie Theodor und Dnuphrius, lebten. Der heilige Johann von Lykopolis war sogar Erzbischof von Schmün. In dem apokryphischen Anhang der koptischen von Boide herausgegebenen Übersetzung des Daniel (de versione bibliorum Aegyptiaca p. 144) findet sich die Angabe, daß Kleopatra diese Stadt in dem alten Thebais habe erbauen lassen. Wie Pococke behauptet und Quatremère (Mémoires géographiques et historiques. I, 492) unumsößlich beweist, ist Schmunein das alte Ἡρμόπολις μεγάλη, Hermopolis oder Merkursstadt. Ibn Haucal schildert es zu seiner Zeit als eine unbedeutende, jedoch wohlgebaute Stadt, mit fruchtbarem Boden und Palmenpflanzungen, während andere arabische Schriftsteller nicht vergessen, daß daselbst Ruinen einer frühern und größern Pracht vorhanden wären (vergl. z. B. Ibn el-wardi p. 74). Auch finden sich die merkwürdigsten Ruinen bei Pococke verzeichnet und durch eine Abbildung 24. Kupfertafel C und D veranschaulicht. Sie ist ungefähr das Drittel einer Tagereise vom Nil entfernt und besaß am letztern Fluß einen Hafen. Pococke (deutsche Übersetzung I, 113) deutet an, daß sie sich in einer großen Ebene befindet

(vergl. auch Abdoll. p. 692), daß die heutige Stadt an den Ruinen einer alten verfallenen, und ungefähr zwei Meilen vom Nil entfernt liege, was obige Entfernungsangabe der Araber bestätigt. Bruce (deutsche Übersetzung I, 150) erwähnt sie nur vorübergehend und meint, sie sei vermutlich das alte Latopolis. Außerdem vergl. Edrisii Africa, ed. Hartmann. Ed. II, p. 503 und Casiri Bibl. II, 4.

Eine andere Stadt gleiches Namens mit einem mehr bezeichnenden Zusätze ist Oschmun-el-rommán (اشمون الرومان)

oder Oschmun Tanah (اشمون طنج) in

der alten Provinz Decahlye und Mortahije (الدقهلية)

oder (والمرتاحية), deren Hauptstadt sie ist (s. Abdoll. I. c.

p. 620). Erstern Beinamen erhielt sie von der Menge Granatäpfel, die von da ausgeführt werden, und des zweiten bedienten sich die Araber auf gleiche Weise zum Unterschiede von Schmunein und andern Städten. Unstreitig nimmt sie den Sitz des alten Mendes ein, und liegt an einem Kanal, der vom Nil in den See Menzaleh führt. Daß die Stadt nicht unbedeutend war, beweist schon die Angabe des Macrizi, daß daselbst ein Gouverneur seinen Sitz hatte. Vergl. Quatremère I. c. I, 495. Edrisi 405. Chrest. arabe II, 6.

Noch ist Oschmun (richtiger Oschmum) Dschoreisan (اشمون جريسان) in der Provinz Menuf zu erwähnen, welcher Stadt auch bei Abdollatif (I. c. S. 651) gedacht ist. Auch sie kann nach ihrer Würdigung zu 12,000 Dinar nicht ganz unbedeutend gewesen sein. Die Kopten nannten sie Schmumi, und sie ist der Geburtsort des heiligen Makrobius, dessen Begräbnisstätte sie auch wiederum ward. Noch heute führt sie diesen Namen und liegt am östlichen Ufer des Nils, nicht weit von der Spitze des Delta. Über sie vergl. den ausführlichen Bericht bei Quatremère I. c. p. 443.

Unter den arabischen Schriftstellern, die den Beinamen Schmuni führen und aus Schmunein gebürtig sind, oder sich daselbst aufhielten, sind hier folgende drei namhaft zu machen:

1) Der Grammatiker und Scheich Ahmed Ben Muhammed, dessen Tod in das Jahr 809 (beg. 10. Jun. 1406) fällt und von dem wir ein Gedicht über die Wissenschaft der arabischen Sprache unter dem Titel: „Schöngeistiges Geschenk (التحفة الادبية)“ besitzen. Da die Verse alle auf den Buchstaben Lam ausgehen, heißt es auch Lamiye. Mehr Werke sind uns

2) vom Scheich Nur-ed-din Ali Ben Muhammed Schmuni bekannt, der ums J. 900 (beg. 2. Oct. 1494) starb. Er ist Verfasser a) eines Commentars zu der von de Sacy auf Kosten der londoner Oriental Translation Committee herausgegebenen Grammatik Alfiya, dessen auch der Herausgeber in der Anthologie grammaticale p. 53 gedenkt; b) eines Nachtrags (تعلية) zu dem geachteten Werke: „Die Lichter zur Praxis der

*) Joh. Gottfried Sommer's Böhmen. Bunzlauer Kreis. (Prag 1834.) S. 233, 234.

bung angelegt und auch in Stimme, Gang, Haltung Mädchen copirt hätten; als er nun glücklich zurückgekehrt wäre, habe er selbst und jene Jünglinge in der Verkleidung, welche bei den Dschophorien vorkäme, eine Procession gehalten. Die Deipnophoroi seien eine Nachbildung der Mütter jener Jungfrauen, die durchs Loos bestimmt waren, mit Theseus zu schiffen, indem jene diesen bis zur Absegelung Nahrung brachten und zu ihrer Aufheiterung und Beruhigung Fabeln erzählten; Theseus hätte bei der Rückkehr, als er in Phaleron landete, dort den Göttern geopfert und einen Herold mit der Botschaft von seiner glücklichen Ankunft in die Stadt abgeschickt; hier hätte dieser viele in Trauer über des Königs Aegeus Tod gefunden, andere dagegen in Freude über Theseus' Rückkehr hätten ihn zu bekränzen versucht, er aber hätte die Kränze um seinen Heroldsstab gewunden und wäre nach Phaleron zurückgekehrt, habe da, um das Opfer nicht zu stören, bis nach geschickener Spendung gewartet, und erst dann den Tod des Königs gemeldet. Die Hauptstellen über das Fest und die Festeslegende sind, außer den Note 1. angeführten Lexikographen, noch Plutarch Thes. C. 22 fg. Proklus bei Photius Biblioth. C. 526 f. 322 Bekk. Athenäus XI, 495 fg., woraus hervorgeht, daß die Attiden-Schriftsteller, namentlich Philochorus⁸⁾ im 2. B., Ister im 13. B. und Demon, über die Einsetzung des Festes gesprochen haben. — Nach den Lexikographen⁹⁾ gab es in Athen auch einen Ort *ἀσχοφόριον* in der Nähe eines Tempels der Artemis; nähere Bestimmung gibt Hesychius, wonach der Ort in Phaleros bei dem Tempel der Athene, nämlich der Athene Ekiras, lag.

(Meier.)

Oschotzk und Oschotzkisches Meer, s. Ochozsk und Ochozkisches Meer.

Oschwiczym, s. Oswieczym.

Osci, s. Osker.

OSCILLARIA (Arthrodiæ), Gattung, welche Bory de St. Vincent als *Lypus* seiner Familie *Oscillariæ*, die Agardh *Oscillatorinæ* nannte, betrachtet und die früher *Oscillatoria* hieß. Er hält diese Geschöpfe als zu seinem Zwischenreiche, zwischen Pflanzen und Thieren, welches er *Psychodiaræ* nennt, gehörig, mit mehr Recht aber verweisen wir sie ganz in die Botanik. (D. Thon.)

OSCILLATIO, OSCILLUM (Alterthumswissenschaft). *Oscillum* ist theils Diminutiv von *Os* (*Oscillum* verhält sich zu *Osculum* wie *Tantillum* zu *Tantum*) und bedeutet also kleiner Mund und daher auch Larve, theils, und hier sind einige geneigt, einen andern etymologischen Ursprung, z. B. *os cillere* i. q. eiere oder *os caelare* anzunehmen, bezeichnet es die Schaukel, und *oscillare*, *oscillatio* das Schaukeln. Das Schaukeln war auch für die römische Jugend ein Spiel und

auch sie hatte ein durch dasselbe verherrlichtes Fest, das die lateinische Legende ebenso wahrhaft vom Könige *Latinius ablitete* (Fest. p. 177, 193 Lindem. ut ad h. l. interr.), als die attische Legende das ähnliche attische Fest von der *Xora* oder der *Erigone*. Nämlich dieses hieß *αἰώρα*, *αἰώραι* und *ἀλῆτις*; die Schreibart *ἑώρα*, welche sich an mehreren Stellen findet, wird von *Walde-naer*¹⁾, nach dem Vorgange des *Eustathius*²⁾, und von *Jakobs*³⁾ anerkannt, von *Wytttenbach* und andern verworfen. Der Letztere erklärt *αἰώρα* für ein Kinderspiel, bei dem an den beiden Enden eines auf beiden Seiten mit gleichen Gewichten beschwerten Querbalkens sich eine Anzahl Knaben dergestalt anhängen, daß sie einander das Gleichgewicht zu halten suchten. Gewiß⁴⁾ ist, daß *Xora* in Athen und auch an manchen andern Orten Griechenlands ein allgemeines Schaukelfest der Knaben war, welche sich an Stricken schaukelten, die an Bäume gebunden waren; aber auch die Frauen scheinen an dem Fest einigen Antheil gehabt zu haben; denn nach *Aristoteles* sangen die Weiber bei den *Coraïs* die Lieder des *Theodoros* aus *Kolophon*, worunter besonders das von ihm für diesen Zweck componirte Lied *Aletis* gemeint ist, die einen weiblichen Charakter hatten. Daß auch ein Opfer, *εὐδειπνος* genannt, mit dem Feste verbunden gewesen sei, hat *Meursius* (*Graec. feriat. v. αἰώρα*) aus dem *Etymologikon* und *Hesychius* gefolgert, von welchen Stellen die erste zweifelhaft, die andere verdorben ist. Die Legenden, welche zur Erklärung des Festes gedichtet wurden, berichten bald, *Erigone*, die Tochter des *Agisth* und der *Klytämnestra*, habe sich aus Schmerz über die Losprechung des *Orest* durch den *Areopag* erhängt, bald, und diese Sage ist bei weitem die häufigere, *Erigone* wäre eine Tochter des *Ikarius* gewesen; der Vater nimmt den *Bakhus* bei sich auf, der Gott verliebt sich in die Tochter und zeugt mit ihr den *Staphylos* (Traubenmann), Vater und Tochter ziehen nun mit Weinschläuchen nach *Attika*, hier vertheilt jener an die Bauern von seinem

1) Ad Adon. p. 243. c. 2) Ad Il. III. v. 102. p. 389. 41. 3) Lect. Stob. 19 sq. 4) *Hesych.* *Αἰώρα* ἑορτὴ Ἀθήνησιν, ἣν οἱ μὲν ἐπὶ Τηγαλέου (?) τυράννον θύειν (i. ἐπὶ Μαλεώτου τοῦ Τυθήνητος θυγατέρι θύειν) φασί, οἱ δὲ ἐπὶ Κλυταιμνήστρας καὶ Ἀγρίσθου, οἱ δὲ ἐπὶ Ἡριγόνῃ, Ἀλητίδι (i. ἢ Ἀλ.) τῇ Ἰκάρου. *De rs.* Ἀλητις ἑορτὴ Ἀθήνησιν ἢ νῦν ἑώρα λεγομένη καὶ ἡμέρας ὄνομα, ὡς Πλάτων ὁ Κωμικός. *Etym.* M. 42, 3 αἰώρα ἑορτὴ Ἀθήνας, ἣν καλοῦσιν εὐδειπνον, λέγεται γὰρ Ἡριγόνῃ τὴν Ἀγρίσθου καὶ Κλυταιμνήστρας θυγατέρα σὺν Τυνδάρεω τῷ πάππῳ ἐλθεῖν Ἀθήνας, κατηγορησοῦσαν Ὀρέστου, ἀπολυθέντος δὲ ἀναρτήσασαν ἑαυτὴν προστρόπων τοῖς Ἀθηναίοις γενέσθαι. κατὰ χρῆσιν δὲ ἐπ' αὐτῇ συντελεσθαι τὴν ἑορτήν. *De rs.* 62. 4 Ἀλητις. τινες τὴν Ἡριγόνῃ τὴν Ἰκάρου θυγατέρα, ὅτι πανταχοῦ τὸν πατέρα ζητοῦσα ἤλατο κτλ. *Hygin.* Fab. 130. *Eustath.* l. c. ὅτι δὲ καὶ πύριον ἔστιν ὄνομα ἢ αἰώρα γυναικὸς ἀπαγαμένης καὶ διὰ τὴ ἀπαγαμένης, δηλοῖ τὸ τοῦ Πανσανίου λέξιόν. *Pollux.* IV, 55 ἀλητις ἄσμα ταῖς αἰώραις προσκόμμενον, Θεοδώρου ποίημα τοῦ Κολοφωνίου. *Athen.* XIV, 618 sq. ἣν δὲ καὶ ἐπὶ ταῖς ἑώραις τις ἐπ' Ἡριγόνῃ, ἣν καὶ Ἀλητιν λέγουσιν, φησί. Ἀριστοτέλης γοῦν ἐν τῇ Κολοφωνίων πολιτείᾳ φησὶν, Ἀπέθανε δὲ καὶ αὐτὸς ὁ Θεόδωρος ἕστερον βιασθ' θανάτῳ· λέγεται δὲ γενέσθαι τρυφῶν τις, ὡς ἐκ τῆς ποιήσεως δηλόν ἔστιν. ἔτι γὰρ καὶ νῦν αἱ γυναῖκες ἄδουσιν αὐτοῦ μέλη περὶ τῆς ἑώρας.

8) Wegen des Buches folge ich lieber mit Böckh (über den Plan d. Attik. des Philochor. S. 11) dem Athenäus XI, als dem Porpostr. a. a. D., wonach Philoch. davon erst im 12. B. gesprochen hätte, auch bei Ister wird man wol eher B. 3 als 13 anzunehmen haben. 9) Bekkers Anecd. 318. 217. *Etym.* M. 824. 57.

Weine, diese werden davon betrunken, und indem sie nun glaubten, er habe ihnen Gift gereicht, tödten sie ihn; die Tochter sucht den Vater überall (davon ἀλλήτως), endlich führt sie der treue Hund nach dem Plage, wo die Leiche unbeerdigt liegt, die Tochter hängt sich vor Betrübniß an einem Baum auf; Dionysos verhängt nun einen Wahnsinn über die attischen Frauen, in dem sich ihrer viele erhängen; als ein Orakel die Ursache des Übels den Athenern eröffnet, werden die Bauern bestraft und das Fest wird zu Ehren der Erigone gegründet. Diese Legende ist wenigstens erfinderischer als die, welche das Fest zum Andenken einer sich ebenfalls erhängt habenden Frau, Namens Ανώρα (Schaukel), gestiftet sein läßt. (Meier.)

Oscillation, Oscilliren, Oscillirende Bewegung u. s. w. f. Schwingung.

OSCILLATORIA. Eine von Vaucher (Hist. des conf. d'eau douce p. 165. t. 15) aufgestellte Gewächsgattung aus der Gruppe der Confervinen der natürlichen Familie der Algen und aus der 24. Linne'schen Classe. Char. Feine, einfache, hohle durchscheinende, schlüpfrige, mit parallelen Ringen bezeichnete, unbefestigte Fäden liegen in einem Mutterschleime. Vaucher kannte nur zwölf Arten dieser Gattung, Agardh (Syst. alg. p. 59 sq.) zählt deren 47, von denen aber fast die Hälfte noch zweifelhaft ist. Sie sind von verschiedener Farbe, meist grün in mannichfacher Schattirung, bisweilen blau, braun, gelb, schwarz, selten weiß, und kommen sowol in Wasser, vorzüglich in süßem, langsam fließendem oder stehendem, seltener in Salzwasser, als auf feuchter Erde und Steinen, an Gefäßen und Hölzern, auf Moosen und andern Conferven, über die ganze Erde verbreitet vor. Sie kommen ebenso gut in den höchsten Regionen, als in warmen Quellen fort, so gedeihen sie üppig in den Bädern von Aix in Savoyen, welche eine Temperatur von + 33 — 37° R. haben. Doch werden sie durch dauernde Kälte und Entziehung aller Feuchtigkeit und des Lichtes bald, noch schneller durch Säuren und ätzende Alkalien zerstört. Höchst merkwürdig sind die zuckenden Bewegungen der Oscillatorien, welche ihnen den Namen gegeben haben und welche man mit Hilfe eines Mikroskops leicht bei der durch ganz Europa (vielleicht durch alle Welttheile) auf lehmigem Grunde von Wassergräben, Teichen und langsam fließenden Bächen und Flüssen häufig vorkommenden *Osc. limosa* Agardh (*Osc. Adansonii* Vauch. l. c. p. 194. t. 15. f. 6. *Conferva limosa* Roth catalect., Flor. dan. t. 1549. f. 2. *Conferva fontinalis* Dillwyn conf. t. 64) beobachten kann. Die bei dieser Art graden, bläulichgrünen Fäden, welche in einem dunkelgrünen Schleime liegen, zucken besonders im Sonnenlichte nach den verschiedensten Richtungen, in der Art, nach Saussure's Bemerkung, wie der Sekundenzeiger einer Uhr, nur nicht so regelmäßig. Gewöhnlich bewegen sich einige Fäden zusammen in einer Richtung, während andere einer entgegengesetzten oder doch abweichenden folgen; bald tauschen sie unter einander die Rollen, bald ruhen einige auf kurze Zeit. Bei warmer Witterung sind diese Bewegungen am lebhaftesten. Suerst beobachtete sie Adanson, welcher die Oscillatorien

zu der Gattung *Tremella* Dillen. zog und sie Tremellen mit Bewegung nannte. Später machten sie die beiden berühmten Genfer Saussure und Vaucher, besonders der Letztere, zum Gegenstande sorgfältiger Untersuchung. Vaucher hielt die Oscillatorien eben dieser Gattungen wegen für Thierchen und wählte sogar bei einigen Kopf und Schwanz unterscheiden zu können. Agardh (Synops. alg. Scand. p. XXXIII) glaubt, daß die Oscillatorien zwar Anfangs dem Pflanzenreich angehören, später aber zuweilen sich zu Thierchen ausbilden; indem er sah, wie sich einzelne Fäden aus dem Schleime lösten und nicht mehr zuckende, sondern langsam kriechende Bewegungen in krummer Linie ausführten. Die Oscillatorien entstehen theils aus dem sie später umhüllenden Mutterschleime, theils vermehren sie sich durch Theilung der Fäden. Girard-Chantrons will auch gesehen haben, wie junge Oscillatorien aus den Körnerchen entstanden, welche bei einigen größeren Arten die Fädenröhren füllen. Auffallend ist endlich das schnelle Wachstum dieser kleinen Geschöpfe, welche oft in einer Nacht ihre größte Länge (gegen einen Zoll) erreichen. (A. Sprengel.)

OSCINES nannten die Römer Gesangvögel, aus deren Gesänge die Auguren weissagten, z. B. Rabe, Eule, Krähe; vergl. Cicero ad famil. VI, 6, 13 u. a. (H.)

OSCINIDES Fallén (Insecta). Eine Dipterenfamilie, die Gattungen *Gymnopa*, *Madiza*, *Oscinis* Latr., *Meromyza* Meig. umfassend; vergl. noch *Oscinis*. (D. Thon.)

OSCINIS Latreille (Insecta). Eine Dipterengattung, über welche der Errichter und Meigen (Europ. Zweifl. Insecten. VI, 146) nicht einig sind. Der Letztere sagt: „Fallén heißt diese Gattung (nämlich *Chlorops*) *Oscinis* nach Fabricius und Latreille. Allein diese beiden Naturforscher bringen dazu Arten, die gar nicht zusammen gehören. Fabricius z. B. hat folgende Arten: *planifrons*, *umbraculata*, *Oleae*, *lineata*, *Frit*, *pumilionis*, *Argus*. Die beiden ersten gehören zu *Platycephala*, die dritte zu *Dacus*, die siebente zu *Petanocera*; es bleiben also nur drei übrig. Ich habe aber den sehr ungeschicklichen Namen *Oscinis* unterdrückt, da *Chlorops* schon längst angenommen ist. Die Gattung *Chlorops* von Fallén muß mit *Agromyza* vereinigt werden.“ Dagegen bemerkt Latreille (Cuvier, Règne animal. ed. II, V, 528): „Wir vereinigen mit unserer Gattung *Oscinis* die *Chlorops* Meigen's. Eine Art, welche ich aus Deutschland unter dem Namen *brevipennis* *) erhielt, konnte indessen eine eigene Untergattung bilden, wegen ihrer Fühlerborste, die dick, fast griffelförmig und gekniet ist. Das vordere und obere Kopfsende ist bald gestutzt, bald spitzig. Ein anderer Zweiflügler, den ich aus Deutschland erhielt, *Peophila vulgaris* **), gehört

*) Bol Meigen's gleichnamige. S. 159. **) Le P. scattellaris de MM. Fallén et Meigen. MM. Fallén et Meigen n'ont pas suffisamment comparé les caractères des genres qu'ils ont établis, ni cherché à les rapprocher d'une série naturelle, d'où il résulte qu'on a bien de la peine à saisir les différences de plusieurs d'entre eux. Latreille l. c.

zu den erstern, aber dies Insect scheint sich nicht genügend von *Oscinis* zu unterscheiden."

Latreille stellt *Oscinis* unter seine Familie *Athorocera* und die vierte Abtheilung derselben *Scatomyzides*, welche sie allein bilden. Als Kennzeichen sind folgende angegeben: Die Fühlerborste ist einfach, die Fühler sind immer sehr kurz, stehen entfernt, sind gerade, ihr letztes Glied halb eiförmig, oder ein kurzes stumpfes Dreieck bildend. Die hierher gehörigen Dipteren sind sehr klein, fast glatt, schwarz oder aschfarben, mehr oder weniger gelbbunt, Füße und Augen ziemlich groß. Der Kopf ist oben platt, und in der Mitte seines hintern Endes findet sich oft ein dreieckiger brauner Raum, auf dem die Nebenaugen stehen. Die zwei gewöhnlichen Quernerven der Flügel sind der Mitte sehr genähert. Man findet diese Insecten auf Blüten, namentlich auf Wiesengewächsen und besonders auf Schirmlilien. Die Larven von mehren leben im Innern der Gewächse und einige werden dadurch dem Getreide sehr schädlich. Meigen zählt 60 europäische, Biedemann (außereuropäische Zweiflügler, II, 595 fg.) eif. erotische Arten auf, von denen die meisten in Südamerika einheimisch.

Von jenen ist besonders *O. Frit Linné* merkwürdig; die Länge beträgt nur $\frac{1}{2}$ Linie, sie ist glänzend schwarz, mit blaßgelben Füßen. Nach Linné's Angabe lebt die Larve in den Körnern der Gerste vor der Keife, und soll in manchen Jahren in Schweden einen Schaden von 100,000 Dukaten verursachen. (D. Thon.)

OSCRO-LHOTTA, ein zur fürstlich-lichtensteinischen Majorats Herrschaft Dstrau gehöriges Dorf, durch welches früher die Commercial-Straße von Hungriß-Hradisch an die ungrische Grenze führte, welche jetzt auf Dstrau zugeht und diese Dtschaft zur Linken liegen läßt. Es ist in einem breiten, untiefen und offenen Thale, südöstlich von Dstrau und ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunde von der Kreisstadt entfernt gelegen, und zählte im J. 1827: 127 Häuser und 211 Wohnort., 785 slavische Einwohner, worunter sich 407 Weiber befanden. Es besitzt eine am Ende des 18. Jahrh. gegründete, zum olmüzer Erzbisthum gehörige Localität mit einer kathol. Kirche und Schule, welche zu dem Dekanate Straßnitz gezählt wird und im J. 1830 858 kathol. Pfarrkinder zählte, unter welchen drei Juden wohnten. Das Patronatsrecht steht dem Fürsten von Liechtenstein zu. Das Gebiet dieses Dorfes enthält gegen 700 Joche gutes Ackerland, 120 Joche Weinberge und einige Joche Wiesen. Zu diesem Orte gehört auch ein an der Murch gelegener Meierhof. (G. F. Schreiner.)

OSCULUM PACIS (= εἰρήνη), der Friedens- oder Bruderkuß. Der Kuß, als der natürliche Ausdruck der Liebe, besonders auch der Geschwisterliebe¹⁾, war bei den ersten Christen das Zeichen christlich-brüderlicher Begrüßung, nicht nur bei ältern Bekannten, son-

dern auch bei solchen, die sich zum ersten Male sahen. Wir finden diese Sitte schon im apostolischen Zeitalter. So bei Paulus 1 Thess. 5, 26; 1 Korinth. 16, 20; 2 Korinth. 13, 12; Röm. 16, 16: *ἡλιμνα ἡμῶν*; bei 1 Petr. 5, 14: *καὶ ἡμῶν*. Aus dem Privatleben, von dem in diesen N. Testament-Stellen zunächst die Rede ist, ging diese Sitte auch ins kirchliche Leben über. In den öffentlichen Gemeindeversammlungen wurde zu Bezeugung der Verbrüderung in dem Herrn der Friedenskuß erteilt. Justinus der Märtyrer (um 120) sagt schon (Apol. I. c. 65), daß nach Beendigung des Gemeindegebets, vor der kirchlichen Abendmahlfeier, die Gemeindeglieder sich gegenseitig den Bruderkuß geben (*ἀλλήλους φιλήματα ἀσπάζόμεθα*). Die Heiden, welche so viele Erscheinungen des christlichen Lebens entweder gar nicht verstanden oder mißverstanden, eben weil ihnen das die Christen belebende geistige Princip ein Geheimniß war, sie nahmen auch an diesen unschuldigen Zeichen christlicher Gemeinschaftsbezeugung Anstoß und von derselben Veranlassung zur Lästerung. Die Apologeten (wie Athenagoras) und andere christliche Schriftsteller (Clemens, Origenes) nahmen daher diese Sitte gegen die heidnischen Vorwürfe in Schutz, sie verbanden aber weißlich hiermit auch Belehrungen für ihre Brüder, über Sinn, Bedeutung und rechten Gebrauch des Bruderkußes, Ermahnungen und Warnungen, nicht durch eitelles Prunktreiben mit demselben, den Heiden zu Anklagen Veranlassung zu geben, ja sie ihnen gleichsam abzunöthigen. So sagt der alexandrinische Kirchenlehrer Clemens (Paedagog. L. III.): „Die Liebe wird nicht nach dem Bruderkuße, sondern nach dem Wohlwollen geschätzt. Es gibt aber Manche, die weiter nichts thun, als daß sie mit dem Bruderkuße die Gemeinden bestürmen, ohne doch die Liebe selbst im Innern zu haben. Dies hat auch bösen Argwohn und Lästerungen verbreitet u.“ und sein Schüler Origenes (Comment. ad Roman. L. X. c. 33. ed. Oberthür) „Heilig nennt der Apostel den Kuß. Mit dieser Benennung zeigt er an, daß der Kuß, der in den Gemeindeversammlungen erteilt wird, ein reiner und keuscher sein soll, nicht ein erheuchelter, nicht ein Judaskuß, der mit den Lippen ihn erteilt und im Herzen den Verhath barg.“

Schon im 3. Jahrh. findet sich, zuerst in der nordafrikanischen Kirche, die Ertheilung des Bruderkußes bei der Taufe. Er wurde sowohl bei der Taufe der Erwachsenen als der Kinder (*Cypr. ep. 59*) den Neugetauften von den Anwesenden gegeben²⁾. Ebenso bei der Ordination des Bischofs. Alle anwesenden Bischöfe erteilten dem neugeweihten Collegen den Kuß der brüderlichen Liebe. Am gewöhnlichsten war und blieb er bei dem Mahle der Liebe. Die apostol. Constitutionen (VIII, 11) geben hierbei eine durch das christliche Schlichtheitsgefühl geforderte Ordnung an. Daß nämlich die Männer den Männern, die Frauen den Frauen das ge-

1) Auch sonst im Orient Zeichen der Freundschaft und Verehrung. Luc. 7, 38. E. Winer, Bibl. R. W. s. h. v. Schriften über diesen Gegenstand: J. G. Lange, Vom Friedenskuße der alten Christen. (Leipzig 1747. 4.) Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäol. 8. B. S. 335—343, und hier die ältere Literatur.

2) Diese Sitte verschwand später aus dem kirchlichen Taufacte. Vielleicht ist die Schlussformel im Tauf-Rituale: *Vade in pace!* ein Rest des alten Gebrauchs?

ἀγάπη ertheilen³⁾. Ehe es von den Laien geschah, sollten es (Conc. Laod. c. 19) die Geistlichen unter sich thun. In der Liturgie der apost. Constitutionen a. a. D. und in der palästnischen Liturgie (bei Cyrillus von Jerusalem Catech. Mystag. V, 2) ruft der Diakon bei der Abendmahlsfeier: „Küsst einander mit dem heiligen Kusse!“ Das osculum sollte, wie Cyrill sagt, ein Siegel der Versöhnung sein, das jede Beleidigung in Vergessenheit bringt, es verbindet, vereinigt, schmelzt die Herzen zusammen, wie Joh. Chrysostomus sagt, daß wir Ein Leib werden, wie wir Alle an Einem Leibe Theil nehmen; es ist ein Bunder, durch den die Liebe angeflammt wird, die stärker ist als jede Verwandtenliebe, weil sie aus Gnade ist und jene aus Natur; wie im Bruderkusse sich die Körper aneinander schließen, so ist er ein Zeichen der Vereinigung der Geister.“ In Hinsicht der Zeit der Ertheilung entwickelte und erhielt sich zwischen der orientalischen und occidentalischen Kirche der Unterschied, daß er in jener, nach dem Vorbilde der alten Kirche, vor dem Anfange der Communion stattfand (und hierin halten sich an die orientalische Kirchenliturgie auch die mozarabische und mailändische Lit.), in dieser dagegen erst nach der Consecration. So schon im 4. Jahrh. unter dem röm. Bischof Innocens I. (ep. ad Decent. 1. c. 1.) So noch im 13. Jahrh. unter Innocens III. (*Ejusd. lib. de myster. missae VI, 5*) und bei Durandus.

Sonst pflegte man das osculum auch bei jedem öffentlichen Gebete sich zu ertheilen (εὐχὴν δίδουαι, pacem dare, auch ἀσπασμός, ἀσπ. φιλίας, salutatio, pax, pacis signaculum). Nur Ein Tag im Jahre war seit alter Zeit ausgenommen. Es war der Charfreitag (*Tertull. de Orat. c. 14 die paschae merito deponimus osculum*). Letzteres heißt in demselben Capitel: signaculum orationis), nach Annahme der Meisten, mit Beziehung auf den Verräther (Matth. 26, 48). Dies war noch im 6. Jahrh. der Fall in der griech. Kirche, wie wir aus dem Byzantiner Prokopius (hist. arc. c. 9) sehen, wo er sagt: Kaiser Justinianus I. und seine Theodora παρέλαβον τὴν βασιλειαν πρότερον τῆς εὐχῆς ἡμερῶν τριῶν, ὅτε δὴ οὔτε ἀσπασαοῦσα τίνα, οὔτε εὐχναῖα προσεπειν ἔχουσιν.

Die Gewohnheit der griechischen Kirche, die man zuerst bei Pseudodionysius Areopagita hier. eccl. c. 7 wahrnimmt (also etwa eine Gewohnheit des 5. Jahrh.), und die noch jetzt in dieser Kirche fortbauert (King, Gebr. der griechisch-russischen Kirche. S. 332), den Verstorbenen den Friedenskuß nebst Abendmahl vor der Beerdigung zu ertheilen, fand im Abendlande keinen Eingang. Das Concil. Antissiodorense 578. c. 12 (Auxerre) verbietet sie gradezu, auch orientalische Kirchenautoritäten mißbilligten dieselbe⁴⁾.

Im Mittelalter erhielt sich das osculum bei der Communion; erst seit dem 14. Jahrh. fing es an allmählig abzukommen. In der Messfeier (aber nicht bei der Todtenmesse) hat sich ein Rest dieser Sitte erhalten, freilich nur für die celebrirenden und fungirenden Priester. Nachdem der Messe haltende gebetet hat: Domine Jean Christo, qui dixisti apostolis tuis, pacem relinquo vobis etc., küßt er den Altar (vergl. die Rubr. des M. R.). Der kniende Diakon richtet sich auf und küßt denselben ebenfalls. Sofort umarmt ihn der celebrirende Priester und gibt ihm mit den Worten: Pax tecum, den Bruderkuß, indem sich ihre linken Wangen einander nähern, und es antwortet ihm der Diakon: et cum spiritu tuo. Darauf ertheilt der Priester ebenso dem Subdiakon den Bruderkuß, der Diakon darauf dem Subdiakon, und letzterer geht, von einem Acoluthen begleitet, in den Chor, gibt allen dem Range nach das osculum, kehrt zum Altare zurück, gibt den Kuß dem Acoluth, dieser aber allen andern den Altar umstehenden Acoluthen⁵⁾.

An manchen Orten trat nun an die Stelle der schönen, ursprünglichen Sitte des wechselseitigen Bruderkusses aller versammelten Gläubigen, die gar hölzerne Sitte, daß alle zusammen, zuerst die Priester, sodann die übrigen, ein hölzernes (?) Täfelchen (osculatorium, osculare, tabula — lapis — instrumentum pacis, pax, la paix) küßten, worauf ein Kreuz abgebildet war, oder Christus, wie er den Jüngern den Frieden gibt. Solche Osculatorien werden zuerst erwähnt im 13. Jahrh. in der englischen Kirche. Der Erzbischof Walter von York fodert auf der Synode 1250 ein solches für seine Kirche. Indes auch dieser ärmliche Erfaß wurde den Laien entzogen und wird jetzt nur den fürstlichen Personen bei feierlichen Gelegenheiten gewährt. So bei der kirchlichen Königskrönung. Das Pontific. Rom. verordnet p. 242: Pax datur Regi per primum ex Praelatis paratis, cum instrumento ad hoc ordinato. Ebenso der Königin (p. 253).

Dagegen blieb der Kuß bei der bischöflichen⁶⁾ Ordination in der kathol. Kirche. Das Pontific. Rom. verordnet p. 116: Tum consecrator recipit eum surgentem ad osculum pacis et similiter faciunt Assistentes episcopi. In der griechischen Kirche herrscht die Sitte, daß der Neugeweihte zuerst den Altar küßt, dann die rechte Hand, zuletzt die rechte Wange des Bischofs, worauf die umstehenden Kleriker den Ordinierten wieder küssen.

In der evangelischen Kirche verblieb⁷⁾ von dem Bruderkusse bei kirchlichen Feierlichkeiten keine Spur.

und die übrigen Berurtheilten gaben sich, ehe sie, von den wilden Thieren zerfleischt, den Gnadenstoß empfangen sollten, den Kuß der Liebe und des Friedens, ut martyrium per sollemnia pacis consummarent.

5) Cfr. Ceremon. Episc. II, 8. 6) Ganz anders freilich bei der Weihung des römischen Bischofs. Ceremon. Rom. bei Hoffmann. Monum. T. II. p. 310, 323. 7) Vergl. J. A. Fessler's Liturg. Handb. zum belieb. Gebrauch Ev. Lit. (Wiga 1825.) S. 271.

3) Vergl. Amalarius, De off. eccles. III. c. 32. 4) Erhebend ist die Erzählung in der Leidens- und Sterbengeschichte der nordafrikanischen Märtyrerinnen Perpetua und Felicitas (Acta P. et F. bei Lactantius, De morte persecut.): Beide junge Frauen

Gottfried Arnolds Lobpreisung desselben (Abbildung der ersten Christen. [Frankfurt 1712.] S. 350 fg.) ist unbeachtet verhallt. Nur bei den Agapen der Brüderunität kommt er vor. So wenigstens noch zu J. K. Schlegels Zeit. Er sagt (Kirchengesch. des 18. Jahrh. 2. B. S. 928): „Zuletzt werden wieder ein Paar Verse gesungen, bei den letztern steht man und bei dazu schicklichen Worten des Liedes wird der Friedenskuß erteilt; der Prediger küßt den Ältesten, der neben ihm steht, und so küßt jeder Bruder seinen Nachbar und jede Schwester ihre Nachbarin; auch die Kinder küssen sich.“

Man muß sich mit Augusti wundern, daß derselbe bei kirchlichen Feierlichkeiten so ganz verloren ging. Namentlich hätte man seine Wiederherstellung für die Verbindung von der neuen preussischen Agende erwarten mögen. (Rheinwald.)

OSDOLA, Dorf im Großfürstenthume Siebenbürgen im haromseker Stuhl. In der Nähe desselben findet man Bergkrystalle von besonders feinem Korn und schönem Wasser, die zur Verfertigung unechten Schmuckes sehr gesucht werden. (Benigni.)

Oseas, s. Hoseas.

Oseiba, s. Osaiba.

OSEIDA (mit dem Vornamen Samuel), aus Safer in Syrien, lebte im 16. Jahrh. und war anfänglich Rabbiner und Prediger in seiner Vaterstadt, später in Constantinopel. Er hinterließ folgende Schriften, die sämtlich im Druck in mehrfachen Auflagen erschienen: 1) Igered Schemuel, Brief des Samuel, ein Commentar über das Buch Ruth in Quart. (Constantinopel 1597 und Amsterdam 1712). 2) Lechem dimba, Thranenbrod, ebenfalls ein Commentar über die Klagelieder Jeremia in Quart (Venedig 1600 und Amsterdam 1715). Beiden ist der hebräische Urtext und der Commentar Raschi's beigegeben. Der erstere Commentar ward nach seinem eigenen Zeugnisse 40 Jahre früher als der zweite in Safed abgefaßt. 3) Medras schemuel, Auslegung des Samuel, ein Commentar des bekannten Werkes: Pirke avoth in Quart, gedruckt in Venedig 1579 und 1597 und in Krakau 1594. So nach de Rossi im Dictionario degli autori ebrei. (Gustav Flügel.)

OSEILA (عسيلة), Ort in der Nähe Bagdads, wo der große Astronom Ali Ben-elhasan Abu'casim, ein Abkömmling des Ali und bekannt unter dem Namen Ibn-elalam, im Moharrem 375 (um die Mitte des J. 985 Chr.) starb. Er galt vorzüglich viel bei dem Khalifen Adhod-ed-dewlet, der sehr großes Gewicht auf seine astronomischen Andeutungen legte. Auch schrieb er mehre auf seine Wissenschaft bezügliche Werke. Doch hörte mit dem Tode jenes Khalifen sein Einfluß auf, und so starb er unter Semsam-ed-dewlet (صمصام الدولة) an obigem Ort und an obigem Tage. (Gustav Flügel.)

OSELOCK, ein zwei Meilen langer, $\frac{3}{4}$ Meilen breiter und acht Klafter tiefer See in der russisch-europäischen Statthaltschaft Iwer. (J. C. Petri.)

Osenmund, s. Osmundshütte.

OSEREZKOI, eine kleine Stadt oder Marktflecken am gleichnamigen See in der russischen Statthaltschaft Witebsk. (J. C. Petri.)

OSERIATES, alter Name eines Volkes in Pannonien bei Plinius H. N. III, 25, 28. (H.)

OSERICTA, nach Plinius H. N. XXXVII, 2. s. XI, 1 alter Name einer Insel an der norddeutschen Küste, die einen Wald von Cedernbäumen hat, von denen Elektron herabfließt. (H.)

OSERO oder OSTERO (Ansaria), ein Städtchen auf der Westküste der Insel gleichen Namens, in dem adriatischen Meer, in der Nähe der Insel Cherso, mit 1438 Einwohnern und kleinem Hafen. Sie gehört jetzt zum illyrischen Kreise Fiume, einst aber gehörte sie zu Dalmatien und war der Sitz eines Bischofs, von welchem noch immer der katholische Klerus in Ungern den Titel erhält (Episcopus Ansariensis). (Gamauf.)

OSFAN (عسفان). Eine jetzt zum Dorf herabgesunkene ehemals blühende Station in der arabischen Provinz Hedschas, zwischen Mekka und Medina, zwei Tagesreisen von Batn mar auf der Straße der Pilger, die aus Ägypten oder Syrien kommen. Daher kennen fast alle alte Geographen Arabiens (Ebrisi, Abulfeda, Jakuti, Azizi ic.) diesen Ort, in welchem sich ehemals eine Moschee befand, und dem man zur Zeit Abulfeda's den ehrenvollen Titel Madrag Dthman (مدراج عثمان) „die

Straße Dthmans (Dsmans)“ gab. Schon Ebrisi rühmt das süße Wasser der daselbst befindlichen Brunnen. (Rommel.)

OSFUR (ابن عصفور) der Grammatiker, mit ganzem Namen Abu'lhasan Ali Ben Mumin Ibn Dsafir, bisweilen Hadhrewi beigegeben, ein durch mehre Werke bekannter arabischer Schriftsteller. Er wurde im J. 597 (beg. 12. Oct. 1200) in Sevilla geboren und starb 669 (beg. 20. Aug. 1270) in Lunis. Einer seiner vorzüglichsten Lehrer, dessen Unterricht er zehn Jahre lang besuchte, war Abu Ali Dmar Schelubini, auch Ibn Malik genannt, einer der berühmtesten Grammatiker des Occident's, der 645 (beg. 8. Mai 1247) in Sevilla starb. Ibn Dsafir war höchst thätig und lehrte in Sevilla, Feres, Lorca, Malaga und Murcia öffentlich. Auch stand er im Dienste des Emir Abu Abdallah Muhammed Hentani oder Hentati (Casiri II, 241 sq.), eines Sohnes des Abu Zakariya. Unter seinen Werken heben wir hier folgende heraus: 1) einen Commentar zu dem grammatischen Handbuche Dscheml (جمل) vom Scheich Abdel-cahir Ben Abd-el-rahman Dschordschani, der 474 (beg. 11. Jun. 1081) starb. Es zerfällt in fünf Abschnitte und führt von seinem Verfasser auch den Beinamen Dschordschaniye; 2) einen Commentar zu den sechs Gedichten; 3) einen Auszug aus dem grammatischen Werke Muhtesib (مختصيب) von Abu'lhasan Tahir Ben Ahmed Babischadz, der im J. 469 (beg. 5. Aug. 1076) starb; 4) einen Commentar zu der grammatischen Vorschule (مقدمة Prolegomena), bekannt unter den Namen:

„Die Vorrede des Dschözüli (مقدمة جنزولية) oder der Kanon (القانون)“ von Abu Musa Isä Ben Abb-el-aziz Dschözüli, der im J. 677 (beg. 25. Mai 1278) starb. Ibn Dschür vollendete jedoch diese seine Arbeit nicht; dies that sein Schüler Muhammed Ben Ali Sche-lubini der Kleine (الصغير); 5) einen ähnlichen Commentar zu dem Mocareb (مقرب) über die Grammatik von Abu'abbäs Ben Fejäd, bekannt unter dem Beinamen Mobarred (مهرن), der im J. 285 (beg. 28. Jan. 898) starb. Ibn Dschürs Commentar ward später durch den Scheich und Imam Täsch-ed-din Ahmed Ben Dthman Turkmani, der im J. 768 (beg. 7. Sept. 1366) starb, vervollständigt, da er auch diese Arbeit unvollendet gelassen hatte und endlich 6) ein eigenes Werk über die Abwandlungslehre (منع في التصريف), das in seiner Art so ausgezeichnet und tüchtig war, daß es der große Grammatiker Abu Heyyän nicht von seiner Seite ließ.

(Gustav Flügel.)

OSGYAN (sprich: Dschbjän), ein ungrischer Marktflecken im Kleinonter Bezirke des gömörer Comitats, mit einem großen Castell und einer Lutherischen Kirche. Er zählt über 1000 Einwohner, die größtentheils vom Köpfergewerbe leben. Hier erfuhr im November des J. 1604 Bocskai's Heerführer, Blasius Némethi, eine große Niederlage.

(Gamauf.)

OSI, OSER, OSEN, ein zwar Germanien bewohnendes, aber unteutsches Volk, welches die pannonische Sprache redete und außer dieser mit dem pannonischen Volke der Araviser gleiche Sitten, Verfassung und Einrichtungen hatte, und überdies nebst den sich der gallischen Sprache bedienenden Gothinen duldete, zinsbar zu sein, indem ihnen einen Theil des Tributs die Sarmaten, den andern die Quaden auflegten¹⁾. Die nähere

Angabe, wo die Dsen geseßen, ist unmöglich, da aus Tacitus bloß hervorgeht, daß sie am linken Ufer der Donau gewohnt. Ferner sagt er, daß die Wohnsitz der Mariscen, der Markomannen und Quaden, gleichsam die Stirn Germaniens sei, soweit man an der Donau hingehe; rückwärts schlossen die Marfiqui, Gothini, Dffii, Burii die Rücken der Markomannen und Quaden ein. Alle diese Völker bewohnten nur wenig ebene Gefilde, im übrigen Wälder, Gebirgscheitel und Bergrücken. Diese Angaben haben den Vermuthungen weiten Spielraum gelassen, zumal hat das Haschen nach Namensähnlichkeiten verderblich gewirkt. So ist Keineccius weit abgeirrt, da er Dsnabrud durch Dsenburg, Burg der Dsen, erklärt, und hier die Sige derselben findet, und nicht minder Rangovius, der durch den Namen Dsel sich veranlaßt findet, die Dsen auf diese Insel der Ostsee zu versetzen. Auch Stuber hat sich durch Namens-Ähnlichkeiten bestimmen lassen, und setzt die Dsen zwischen Ostrau und Dswiczim (Auschwiz) und gibt ihnen so einen Theil Mährens und Schlesiens zu Wohnsitz, oder mit näherer Angabe, welcher man früher gewöhnlich folgte, enthielt ihr Gebiet die Herzogthümer Dppeln, Ratibor, Sägerndorf, Troppau und einige Districte von Mähren und Polen²⁾. Der Stoverschen Ansicht nähert sich Reichard sehr, indem nach ihm die Dsen in dem Herzogthum Auschwiz zwischen der Weichsel und dem Tatragebirge wohnten. Nach Mannert hingegen liegt nur soviel am Tage, daß die Dsen weit gegen Osten in Oberungarn sitzen mußten, weil ihnen die Sarmaten Tribut auflegen konnten, und zwar die Sazyges Melanastä von Gran bis an die Theis, da Tacitus in diesen Gegenden keine andern Sarmaten kennt. Daher gibt Wilhelm den Dsen zu Wohnsitz das Land von den Quellen der Oder bis zu den Quellen des Gran. Der Bersebeschen Ansicht, nach welcher die Dsen im Land unter der Ens ihre Sige hatten, widersprechen die Angaben und Ansichten des Tacitus, denn diesen zufolge hätten die Dsen, wenn sie im Land unter der Ens gewohnt, nicht zu den Völkern gehört, welche die Rücken der Markomannen und Quaden eingeschlossen, sondern hätten die Stirn Germaniens bilden helfen.

(Ferdinand Wächter.)

OSIÄTIMANN, ein zur gräf. Berchtold'schen Herrschaft Buchlau gehöriges Dorf im hrabischer Kreise Mährens, 1 Meile südwestlich von dem Hauptorte der Herrschaft und zwei Stunden von der Kreisstadt entfernt, mit 121 Häusern (1827) und 698 Einwohnern mit einer katholischen Pfarrei, Kirche und Schule. Zu der erstern, welche im Dekanate Bzenecy des olmüger Erzbisthums liegt, gehören außer dem Pfarrdorfe die Dtschaften Radlowitz, Augesbee, Stopa (mit einer Schule), Brzesowicz und Hofsejow, mit zwei Priestern, (1830) 2529 kathol. Pfarrkindern und 43 im pfarrherrlichen Sprengel wohnenden Juden. Das Kirchenpatronat gehört dem Be-

nicht hinzugesetzt, so hätte man glauben müssen, er betrachte auch die Dsen als ein gallisches Volk.

²⁾ So z. B. Haus, Alterthumskunde von Germanien. 2. Th. S. 175.

1) Dieses sind die Gründe, aus welchen Tacitus (Germ. 48), und der Beweis aus der Sprache ist, wenn die Thatfache richtig ist, unumstößlich, folgert, daß die Dsen, sowie die Gothinen, welche überdies noch Eisen gruben, keine Germanen seien; wenn er daher (Germ. 28) sagt: Sed utrum Aravisci in Pannoniam ab Osis Germanorum natione, an Osi ab Araviscis in Germaniam commigraverint, quum eodem adhuc sermone, institutis, moribus utantur, incertum, quia, pari olim inopia et libertate, eadem utriusque ripae bona malaque erant, so hat man (in der Bredow-Passow'schen Ausgabe) das Germanorum natione nicht als von Tacitus herrührend genommen, und in Klammern gesetzt, da die einzige Aushilfe, Germanorum natio werde die in den Grenzen Germaniens wohnende Nation genannt, eines ungeschickten Interpolators würdiger, als eines genauen Schriftstellers sei. Doch ist wol unndrßig eine Interpolation anzunehmen, und Tacitus spricht durch Germanorum natione nicht seine Meinung aus, sondern das Germanorum natione hat den Sinn, eine Nation, die man unter die Germanen rechnete, und zwar rechnet man sie zu den Germanen, weil sie unter den Germanen wohnte. Der Zusatz Germanorum natione ist um so nöthiger, da er unmittelbar vorher von den beiden gallischen Völkern, den Bojen und Helveten, in Germanien handelt. Hätte daher Tacitus Germanorum natione, eine Nation, die man unter die Germanen rechnet,

figer der Herrschaft Buchlau. Die Umgebung des Dorfes ist gebirgig, reich an Waldung und nicht besonders fruchtbar. Die Bewohner sind Slowaken, welche fast nur Feldbau treiben. (G. F. Schreiner.)

OSIANA, Stadt in den nördlichen Strichen des eigentlichen Kappadociens auf der Straße von Ankyra nach Kasarea, Itiner. Ant. p. 206. Sonst ganz unbekannt. (Völcker.)

OSIANDER, 1) (Andreas¹⁾ hieß eigentlich mit seinem teutschen Namen Hofemann, statt dessen er sich nach der allgemeinen Sitte seines Zeitalters jenen, soweit es sich thun ließ, gräcisirten beigelegt hatte. Von seiner frühern Lebensgeschichte ist nur soviel bekannt, daß er in dürftigen Verhältnissen im J. 1498 zu Gunzenhausen, einem fränkischen Städtchen, geboren ward, und seine gelehrte Bildung auf den Schulen zu Leipzig und Altenburg, und dann auf der hohen Schule zu Ingolstadt sich erwarb. Von dem Augustinerkloster in Nürnberg, wo er die hebräische Sprache lehrte, wurde er dann — einer der ersten, die sich zu der neuen Lutherischen Lehre bekannten — als erster evangelischer Prediger an die Lorenzkirche daselbst berufen, von welcher Stellung aus er an mehreren der bekannten theologischen Verhandlungen der damaligen Zeit, an dem marburger Gespräch, an dem augsburger Reichstage, an der Unterschrift der schmalcaldischen Artikel und dergleichen Antheil nahm. Auch war er literarisch nicht unthätig; seine Schriften aus dieser frühern Periode sind verzeichnet in Saligs angeführtem Werke (2. Th. S. 917). Unter Andern ist er der erste, der in der evangelischen Kirche eine Evangelienharmonie herausgab. (Basel 1537. 2.) Seine kirchen- und dogmenhistorische Bedeutsamkeit beginnt aber erst in der Zeit, als er genöthigt durch das augsburger Interim, seine Stelle in Nürnberg aufzugeben, im J. 1548 eine Zuflucht in Preußen suchte. Es ist diese Zeit der Anfang der unglücklichen Epoche, wo in den Lutherischen Theologen der edle Enthusiasmus, der sie lange über Eitelkeit und Selbstsucht erhoben hatte, erkaltete und einer engherzigen, lieblosen, sophistischen Streitsucht Platz machte, und wo die böse Natur vieler für die ehrerbietige Ergebenheit an die Person des trefflichen Gründers ihrer Lehre sich durch geifernde Verunglimpfungen seines

Freundes entschädigte, der ebenso trefflich, nur der gleichen Waffen gegen boshafte Gegner entbehrte. Osianders unreiner Ehrgeiz war schon im J. 1527 bei einer Begegnung mit Zwingli auf eine gehässige Weise hervorgebrochen. Osiander hatte, wie seine Amtsgenossen, von der Kanzel herab auf dessen Abendmahlslehre geschmäht; und als dieser ihn auf das Unwürdige dieses Verfahrens aufmerksam machte und ihn auffoderte, vielmehr schriftlich seine Überzeugung darzulegen, antwortete er ihm: Ferendum censes, si concionibus omissis libellis tantum et epistolis agamus. Sed dic mihi stolidissima Bellua. Christus ad praedicandum nos misit an vero ad scribendum? Tunc postulare audes, ut hoc, quod Christus injunxit, omisso illud agamus, quod tuis erroribus commodissimum est? Et ut maxime scribendum sit aliquid, an qui ad hoc satis virium non habent, tacebunt omnino, cum nihilominus tamen sint pastores gregis et ministri verbi ejus? Luther selbst hatte die verderblichen Neigungen, die in ihm schlummerten, bei Gelegenheit eines Streites erkannt, den er mit seinen Amtsgenossen um die Absolutionsformel angefangen hatte. Non credidissem ego hoc, schreibt Luther an Wenceslaus Link, von dem jene Formel herrührte, tu vero neque jactabis neque disseminabis in publicum, istum hominem tot cogitationibus occupatum et, ut ex ejus scriptis intelligo, tam procul a sinceritate nostrae doctrinae positum. Sed, ut dixi, si magis irritaretur, effunderet majora scandala, per quae etiamsi non vinceret, tamen turbas moveret et negotia faceret, quae melius esset praecavere²⁾. Des Mannes Gelehrsamkeit wird allgemein anerkannt, selbst seine erbittertsten Feinde gestehen ihm außer seiner theologischen Bildung gründliche Kenntniß der classischen Sprachen und auch der Mathematik zu und sind einstimmig im Lobe seiner seltenen Beredsamkeit³⁾: aber die Geschichte seines Lebens bestätigt das Urtheil des vortrefflichen Planck⁴⁾, daß seine Gelehrsamkeit des Adels echter Humanität und christlicher Demuth ermangelte. Die Eitelkeit, mit der er der Wissenschaft nicht um ihrer selbst, sondern um der Welt willen nachjagte, verrieth sich bei ihm durch die Sucht, an dem Alten und Hergebrachten zu rütteln und durch Neues und Auffallendes zu glänzen, und wir werden in der Folge erkennen, daß selbst die Sätze, die den Widerspruch der ganzen Lutherischen Christenheit erregten, weniger aus eigenen Ideen und aus der lebendigen Fülle freier Überzeugung hervorgegangen zu sein scheinen, als aus eitlem Widerspruchsgeiste, der sich meist auf Außerwesentliches wirft und durch scharfsinnige Sophistik wol eine Zeit lang glänzen, nie aber befruchtend auf sein Zeitalter wirken kann, und endlich in der Regel verderblich auf den Urheber des Widerspruchs zurückfallen wird.

Von Nürnberg begab sich Osiander zuerst nach Breslau, von hier trat er am 27. Dec. 1548 seine Reise

1) Merlins Historia, welcher gestalt sich die Osianderische Schwärmerie im Lande zu Preußen erhoben, und wie dieselbe verhandelt ist, mit allen Actis beschrieben. Wigand, De Schismate Osiandri. Camerarii vita Melanchthonis, ed. Strobel, p. 285 sq. Adami vitae Germanorum Theologorum, p. 109 sq. Chr. Hartnoch, Preussische Kirchenhistorie. S. Arnold, Unparteiische Kirchen- und Kegerhistorie. Salig, Historie der augsbургischen Confession. 2. Th. S. 915 fg. (In diesen drei letztgenannten Werken und in dem: Erläutertes Preußen oder auserlesene Anmerkungen zu der preussischen Civil- und Kirchengeschichte, und Strobel, Beiträge zur Literatur des 16. Jahrh., findet man den größten Theil der in der Folge zu nennenden Gelegenheitschriften wieder abgedruckt.) Planck, Geschichte der Entstehung u. des protestantischen Lehrbegriffs. 4. B. S. 249 fg. F. Ch. Baur, Disquisitio in Andreae Osiandri de justificatione doctrinam, ex recentiore potissimum theologia illustrandam. (Ep. gratul. ad Planck. Tub. 1831.)

X. Encycl. d. W. u. K. Dritte Section VI.

2) Planck a. a. D. 1. B. S. 314. 3) Ebend. 4. B. S. 256. 4) Ein Beispiel davon, wie seine Feinde dies Lob anerkannten, ebendaf. S. 254. 5) Ebend. S. 258 fg.

nach Königsberg an, wo der Herzog Albrecht sein Söbner war. Derselbe war ihm schon seit 1522 sehr gewogen, wo er auf einer Reise durch Teutschland sich mit ihm über Religionsfachen unterredet hatte, und hatte diesen vortheilhaften Eindruck so wenig vergessen, daß er ihm sogleich als ersten Professor der Theologie an der Königsberger Universität anstellte. Allerdings eine Auszeichnung außer der Regel und selbst gegen die gewöhnliche Form, da Oslander noch an keiner Universität gewirkt, und selbst die akademischen Grade sich noch nicht erworben hatte, hinreichend, um überall unter den Zurückgesetzten Misvergnügen zu verbreiten. Hier aber mußte sie die heftigste Eifersucht und den glühendsten Haß erregen; denn die Zurückgesetzten, die übrigen theologischen Professoren, waren berühmte Zeloten von jeher, Friedrich Staphylus, Petrus Hegemon und Melchior Isander, welche ihre unchristliche Verfolgungssucht vor Kurzem erst an dem unschuldigen Snaepheus bewiesen hatten⁶⁾. So konnte es also bei dem Zusammentreffen solcher Charaktere an Feindseligkeiten nicht fehlen, und es stand nur zu erwarten, wohin sich der beiderseitige Haß werfen werde. Dazu ward aber von den Gegnern die eigenthümliche Ansicht Oslanders von der Rechtfertigung ausersehen, die wir erst den Hauptzügen nach darlegen müssen, ehe wir den Beginn und Fort- und Ausgang des sich daran knüpfenden leidenschaftlichen Kampfes selbst verfolgen können.

Baur hat in der obenangeführten Schrift, in welcher überhaupt der Versuch gemacht ist, den Oslander zu rechtfertigen, nachzuweisen gesucht, daß die Lehre Oslanders nichts mehr und nichts weniger sei, als die Schleiermachers, wie er sie in diesen Worten desselben ausgesprochen findet⁷⁾: „Man muß gestehen, daß die rechtfertigende Thätigkeit Gottes nicht eine bloß erklärende sein kann — die erklärende göttliche Thätigkeit, die nur ein göttliches Urtheil ist, wäre für sich nichts, ohne die umwandelnde göttliche Thätigkeit. Fragen wir unser Selbstbewußtsein, so können wir uns der Sündenvergebung, weil sie eine bloße Verneinung ist, gar nicht unmittelbar und an sich bewußt sein, sondern es muß erst ein positives Gefühl gegeben sein, und das kann kein anderes sein, als das der Kindschaft und des neuen Lebens, an welchem wir uns bewußt werden können, daß das alte, das Gefühl nämlich der Schuld und der Strafwürdigkeit, aufgehoben ist.“ Diese Zusammenstellung erkennen wir insofern für treffend und die Oslanderische Lehre erläuternd an, als darin dasjenige an Oslander hervortritt, was als der eigentliche Gehalt seines Widerspruchs, und als das Wahre daran zu betrachten ist: auch insofern treffend, als Oslander von demselben Grunde wie Schleiermacher ausgeht, wiewol er diesem manche andere, zum Theil minder haltbare, hinzufügt, wie, daß Gott den Sünder vermöge seiner Gerechtigkeit nicht für gerecht erklären könnte, wenn er ihn nicht zugleich gerecht mache, daß vermöge der Allmacht Gottes Gerechterklärung an

sich die Umwandlung zur Gerechtigkeit enthalte, daß die Lehre der Kirche die Menschen träge und sicher mache etc. Aber einmal blieb Oslander dabei nicht stehen und fügte andere Sätze, wenn auch nur als Hilfsätze, hinzu, die sehr seltsam sind, andern Theils verkennt er ganz und gar, daß jenes Postulat der Vernunft auch in der Lutherischen Lehre seine Befriedigung findet, und daß sein Streit der Hauptsache nach nur ein Wortstreit ist. Die Lutherische Lehre setzt in der Heilsordnung neben jene Rechtfertigung die Wiebergeburt des Einzelnen durch den heiligen Geist und verlangt die Heiligung des Christen und setzt eine Unterstützung derselben durch die Gemeinschaft mit Christo; wenn Oslander also dagegen jene Wiebergeburt Rechtfertigung nennt, so ist dies bloß ein Unterschied in der Terminologie, den Niemand so hoch anschlagen wird. Aber Oslander geht weiter, denn er verliert sich in der Bestimmung der Gemeinschaft mit Christo offenbar in mystische Irrthümer, wenn er von einem doppelten innern Worte spricht, wenn er ein substantielles Ebenbild Gottes annimmt, das den ersten Menschen verliehen und nachher in Christo Mensch geworden sei, und wenn er behauptet, Christus werde dem Gerechtfertigten seiner göttlichen und menschlichen Natur nach wahrhaft mitgetheilt. Das eine innere Wort nämlich, sagt er, sei das, was man gewöhnlich darunter verstehe, der Sinn der heiligen Schrift, wie könne aber Christus das Wort genannt werden, wenn er nicht wirklich auch das Wort sei, sodasß der Christ ihn lesend in sich aufnehmen könne? Rücksichtlich des substantiellen Ebenbildes Gottes nähert er sich der gnostisirenden Lehre von einem *θεῖος θεός*, der von jeher existirt habe, der in den Erscheinungen Jehova's im alten Testamente zu erkennen sei, und der in derselben Weise in Gemeinschaft mit dem ersten Menschen getreten sei, wie Christus mit den Auserwählten nach der Incarnation. Was diese mystische Union endlich, diese Mittheilung Christi, betrifft, so theilen wir über diesen Punkt, den wichtigsten, weil er die Art und Weise der Rechtfertigung, wie er sie lehrt, erklärt und diese daher selbst erläutert, eigene Worte Oslanders mit, wie sie in der bald zu nennenden Confession enthalten sind: „Cum per fidem in ipso sumus et ipse in nobis, efficitur nos quoque in ipso justitia dei, sicut ipse factus est peccatum; hoc est ipse obruit et implet nos justitia sua, sicut et nos ipsum nostris peccatis obrueramus; ita ut deus ipse et omnes angeli, cum Christus noster et in nobis est, meram justitiam in nobis videant propter excellentissimam, aeternam et infinitam justitiam Christi, quae ipsius divinitas est et in nobis habitat. Et quamvis peccatum adhuc in carne nostra habitat et tenaciter inhaereat, tamen perinde est, sicut stilla immunda respectu totius purissimi maris.“ Und: „Der Glaube, der da gerecht macht, ist allezeit mit einer Synecdoche zu verstehen, nämlich, daß er sein Object, welches Christus ist, in sich schließt. — Die Gerechtigkeit, die uns geschenkt und dargereicht wird, heißt nicht darum Gottes Gerechtigkeit, weil sie vor Gott gelte, sondern weil sie wahrhaft Gottes, nämlich Christi Gerechtigkeit, ist.“ —

6) Den Vorfall s. Planck a. a. D. S. 253. 7) Christlicher Glaube. 2. Th. S. 318, 320.

So läßt er also den Act der Rechtfertigung darin bestehen, daß wir mit dem Glauben Christum selbst, vermöge seiner göttlichen und menschlichen Natur, in uns aufnehmen, sodasß statt unserer sündhaften Natur Christi Gerechtigkeit wahrhaft in uns wohne.

Soweit hatte sich also der einfache Widerspruch gegen Luthers Erklärung der biblischen Rechtfertigung durch „gerecht erklären“ bei der Leidenschaftlichkeit des Gegners ausgedehnt, daß er nicht nur versäumte, die entgegengesetzte Lehre in ihrem Zusammenhange zu betrachten, sondern auch auf seltsame Irrlehren versiel, um seine Ansicht auf eine neue und glänzende Weise zu vertheidigen. Hören wir nun, wie er mit seiner Überzeugung in Königsberg hervortrat, und wie seine Feinde ihm entgegenwirkten.

Er hielt seine erste öffentliche Disputation den 5. April 1549 de lege et evangelio, und sprach darin seine Überzeugung nach den Hauptpunkten aus, zur großen Freude seiner Gegner, die mit gespannter Aufmerksamkeit auf Ketzereien horchten und die vorkommenden sich für künftigen Gebrauch notirten. Noch wagten sie aber nicht mit offenen Feindseligkeiten hervorzutreten, sie bereiteten aber den Angriff vor, indem sie nachtheilige Gerüchte selbst in die Ferne hin austreuten, die dann später nach Königsberg zurückkehren und die Gemüther für Anklagen gegen Osiander empfänglich machen mußten. Wirklich streute man nach Verlauf eines Jahres Briefe aus, die von Wittenberg, Leipzig und andern Orten gekommen sein sollten und zum Theil wirklich gekommen sein mochten, worin unwilliges Erstaunen geäußert war, daß man in Preußen zu den Ketzereien Osianders stillschweige, und bewirkte dadurch, daß alle Welt, Bürger wie Studenten, an der Sache Theil nahmen und sich in Parteien für und wider theilten. Dies mußte dem Herzoge selbst bemerklich werden, der sich aber dadurch in seinem Vertrauen zu Osiander nicht irren ließ, und ihm nur aufgab, seine Sätze in einer Druckschrift der Welt offen vorzulegen, und dieses war die Veranlassung, daß Osiander im October 1550 seine erste Disputation und eine neue Confession über die Rechtfertigung drucken ließ⁸⁾, die für uns die Hauptquelle für die Kenntniß seines Systemes sind, besonders die letztere über die Rechtfertigung. Diese vertheidigte er in einer öffentlichen Disputation, wobei nicht nur alle Professoren der Univer-

sität, sondern auch der Herzog und die Mitglieder des Ministeriums zugegen waren. Auch Martin Chemnitz war unter seinen Opponenten, der ihm ebenso wenig an Gelehrsamkeit und Scharfsinn, als an Übung in der Dialektik etwas nachgab. Trotz dieser großen Anstalten oder vielmehr auch schon wegen dieser großen Anstalten ward durch die Disputation nichts ausgerichtet, für Osiander namentlich war, obgleich der Herzog seine Gesinnung gegen ihn so wenig änderte, daß er ihm vielmehr gegen Ende des Jahres 1550 in der Verleihung des erledigten Bisthums Sameland einen neuen Beweis seines Wohlwollens gab, nichts dadurch gewonnen, vielmehr neigte sich die Stimmung immer mehr gegen ihn, da Staphylus seit seiner Rückkehr von einer Reise nach Deutschland die Gemüther durch die Vorstellung von dem bösen Geruch, in dem Königsberg wegen der Osianderischen Ketzerei stehe, zu erhitzen wußte, und da auch der Adel und die Beamten gegen Osiander Partei nahmen, die durch die Verleihung des sameländischen Bisthums, das sie als reiche Pfünde unter sich zu theilen gedachten, in ihrem Interesse beleidigt waren. Unvorsichtig genug ließ sich Osiander grade jetzt in einer heftigen leidenschaftlichen Schrift über seine Gegner vernehmen⁹⁾, die so ungeziemend war, daß der Herzog selbst ihre weitere Bekanntmachung untersagte. Da erhielt der Streit zu Anfange des Jahres 1551 durch die Ernennung zweier Commissarien in der Angelegenheit, durch die der geängstigte Herzog der ärgerlichen Sache mit einem Mal ein Ende machen wollte, eine neue Wendung.

Diese Schiedsrichter waren der damalige Rector der Universität Jurifaber und der andere der bedeutendere Joachim Mörlin, der kurz vorher als Prediger in Königsberg angestellt worden war. In der That schien durch die Geschicklichkeit und Mäßigung, die Mörlin jetzt ganz im Widerspruche gegen seine spätere Handlungsweise bewies, der Zwiespalt ausgeglichen werden zu sollen. Dem Herzoge stellte er die Sache im rechten und günstigen Lichte dar, daß Osianders Irrthum keineswegs bedeutend und gefährlich sei, vielmehr nur in einigen zu heftigen oder unrichtig gewählten Ausdrücken bestehe, die man ihm bei seinen sonstigen großen Talenten wohl verzeihen könne, und gegen die andere Partei wählte er das einzige Mittel, das zum Zwecke führen könnte, welches ebenso klug erdacht, als geschickt angewandt wurde. Er stellte nämlich 15 Sätze zusammen über die Hauptartikel, die in Frage standen, und wußte es so einzurichten, daß jeder Satz Osianders und Luthers Worte enthielt und zwar so gewählt und gestellt, daß sie als im Wesentlichen übereinstimmend erschienen¹⁰⁾. Osiander war mit Mörlin sehr zufrieden¹¹⁾, und wie sehr er hoffte, so endlich

8) Andreae Osiandri, theologiae in schola Regiomont. Professoris primarii disputationes duae, una de lege et evangelio habita Nonis Aprilis 1549, altera de justificatione, habita IX. Kal. Novembr. 1550. (Regiom. 1550. 4.) Die zweite kam im J. 1552 auch deutsch heraus unter dem Titel: Eine Disputation von der Rechtfertigung des Glaubens. Diese in Arnolds Kirchen- und Regierhistorie, 2. Th. S. 333 und Additam. p. 1129. Man nehme dazu noch folgende Schrift: Von dem einigen Mittler Jesu Christo und von der Rechtfertigung, Bekenntniß Andr. Osiander (Königsberg 1552. 4.), und für die Lehre vom Ebenbilde Gottes und von der Menschwerdung Christi: An filius dei fuerit incarnandus, si peccatum non introivisset in mundum? item de imagine dei, quid sit? ex certis et evidentibus S. S. testimoniis et non ex philosophicis et humanae rationis cogitationibus de prompta explicatio. (Monte regio Prussiae 1550. 4.)

9) Bericht und Trostschrift an alle, so durch das falsche, heimliche Schreien meiner Feinde geärgert oder betrübt worden sind. (Königsberg 1551. 4.) 10) Diese Sätze finden sich in Wigand, De schismate Osiandri, p. 111. 11) Er schreibt jetzt an ihn: Incredibile dictu, quantum me delectarit integritas tua, quod maluisti ex me quaerere, quam aliis credere. Et cum intellexerim, te Christum vere cognovisse et Lutheri 777-

zum Ziele zu kommen, zeigt sich auch darin, daß er jetzt eine Schrift bekannt machen ließ, die zum Zwecke hatte, nachzuweisen, daß er mit Luther vollkommen übereinstimme¹²⁾. Aber leider zeigte sich auch, daß er den Sieg mehr als den Frieden wollte, denn zugleich, daß er sich an Luther anzuschließen sucht, löst er die jetzige Lutherische Theologenwelt sammt ihrem Haupte Melancthon von sich, die nach ihm Luthers Licht verdunkeln und seine Wahrheit verdrehen, wobei die Eifersucht gegen Melancthon, die er auch früher schon verrathen, äußerst gehässig hervortritt¹³⁾. Alle die freudigen Ausichten des Osianders auf einen endlichen Sieg, des Herzogs und aller Outgesinnten auf Frieden, verschwanden aber mit einem Male wieder, als Wörlin von der Partei des Osiander oder richtiger von seiner Stellung zwischen beiden Parteien zu der der Gegner überging. Jetzt brach Osianders Gift und Galle unumwunden heraus, und Wörlin, durch jenen gereizt, entwickelte nun alle die teuflischen Künste, die ihm seine Natur bot, zum Verderben Osianders und — zum Argerniß der ganzen christlichen Gemeinde in der ganzen Lutherischen Kirche.

Was diese entscheidende Krise herbeiführte, läßt sich nicht durchaus angeben. Man weiß nur von einem dem Tone nach sehr demüthigen Briefe Wörlins an Osiander, den dieser grob und übermüthig erwiederte, worauf noch ein zweiter und dritter und vierter Briefwechsel und darauf völliger Bruch für immer erfolgte, sodas man geneigt sein würde, Osiandern alle Schuld dieses Bruches aufzubürden, wenn nicht jener Brief Wörlins doch noch mehr in Hintergrunde blicken ließ, als bloße Bedenlichkeit rüchlich einiger Artikel, und wenn nicht aus der ersten Entgegnung Osianders hervorging, daß Wörlin noch vor dieser Entgegnung von der Kanzel gegen Osiander gesprochen hatte¹⁴⁾. Als nun der Scandal immer

höher stieg, als beide Theile sich von der Kanzel herab nicht nur verlegerten, sondern sogar zu dem Waffen gegen einander aufriefen, als, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt¹⁵⁾ „alle Liebe aufgehoben, alle gute Nachbarschaft getrennt, bürgerliche Ruhe, Zucht und Bewohnung dermaßen zerrüttet war, daß man nicht allein ungegriß vor einander vorbeigegangen, sondern auch über einander ausgespien und nachgeschrien, und keinem, der in Osianders Predigten gegangen, etwas ablaufen oder verlassen wollen,“ da griff der Herzog, den diese Vorfälle ernstlich bekümmerten, zu dem letzten Mittel, eine Entscheidung zu bewirken, indem er Osiander wiederum aufforderte, seine Meinung von der Rechtfertigung mit allen Beweisen, die er aus der Schrift zusammenbringen könne, in ein deutliches Bekenntniß zusammenzufassen, um dies dann seinen Gegnern mitzutheilen, sich deren Gebenbekenntnisse geben zu lassen, Alles zusammen an auswärtige Theologen zu schicken, und deren Gutachten einzuholen, that aber diesen letzten Schritt nur, als die Leidenschaftlichkeit beider Parteien bis zum Wahnsinne gesteigert, und der Troß der Gegner des Osiander bis zum Ungehorsame gegen Fürst und Obrigkeit ausgeartet war. Jetzt wandte er sich in einem Ausschreiben unter dem 5. Oct. 1551 an alle der augsb. Confession zugethane Fürsten, Stände und Städte in Teutschland, und richtete die Bitte an sie, daß sie ihm das Urtheil und die Meinung ihrer vornehmsten Theologen und Prediger über Osianders Confession möchten zukommen lassen.

Solcher eingelaufener theologischer Responsa verdienen bemerkt zu werden, das der württembergischen, zwä der wittenbergischen Theologen, von denen eins von Melancthon selbst verfaßt war, das der hamburgischen und lüneburgischen Prediger, der herzoglich-sächsischen, der pommerschen, der markgräflich- und der kur-brandenburgischen Theologen und endlich des Flacius, von denen keines Osianders Lehre ganz billigte, der größere Theil sie ganz verwarf, mit der größtesten Leidenschaftlichkeit das der herzoglich-sächsischen Theologen, und nur wenige, wie das des Melancthon und merkwürdiger Weise des Flacius, am günstigsten für Osiander das württembergische, auf eine gemäßigte und einsichtige Art den Weg zur Vermittelung zeigten. So war das Resultat durchaus für Osiander ungünstig, der sich vergeblich durch Bertheiligungsschriften wieder zu heben suchte, die alle zugleich

clar defendere, spero amicitiam inter nos aeternam fore, s. Planck a. a. D. B. 4. C. 292.

12) Eiliche schöne Sprüche von der Rechtfertigung des Glaubens, des ehrwürdigen, hochgelahrten D. Martini Lutheri heiligen Gedächtniß, welche aus den vornehmsten und besten Büchern desselben zusammengezogen und verholmetzt hat Andr. Osiander, nützlich und gut wider allerlei Irrthum und Verführung, auch kräftlich in allerlei Anfechtung und Verfolgung mit einer kurzen Rede. (Königsberg 1551. 4.) 13) Statt diese gehässige Leidenschaft gegen Melancthon mit Stellen aus seinen Schriften zu belegen, ziehen wir es vor, ihn an seinen Schwiegersohn, Hieronymus Besold, selbst seine Gesinnung und seine damaligen Wünsche und Hoffnungen aussprechen zu lassen, auf eine Art, die nicht nur das hier, sondern das auch oben Gesagte zu bestätigen vollkommen geeignet ist: Orsus sum opus de justificatione, in quo ostendam Lutherum et me concordare non solum inter nos, verum etiam cum Christo, Apostolis et Prophetis, Philippum autem dissentire simpliciter in omnibus membris, articulis, punctis de justificatione, ita ut praeter haec duo verba: Fide justificatione: nihil habeat christianae doctrinae. Incredibile tibi hoc videtur, sed officium, ut manibus palpent, quotquot a Philippo sunt fascinati. Si me audis et auctoritas mea apud te aliquid valet, simpliciter abstinere ab ejus libris, tanto enim artificio retinet speciem sanae doctrinae abnegata omni ejus veritate, ut non credam pestilentiorum hominum in ecclesia extitisse jam inde a temporibus Apostolorum, s. Planck l. I. B. 4. C. 302. 14) Worte Wörlins in seinem ersten Brief: „Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich in alle Wege in herzlichster Liebe gegen euch

entzündet gewesen und euch für einen fürnehmen Mann bis auf diesen Tag gehalten und vor Augen gehabt: denn ich weiß, was Gott der Herr nach seinem väterlichen Willen für köstliche Gaben in euer Gefäß gegeben.“ Osianders: „Damit ihr wisst, wie sehr ihr mich erschrockt habt, so ist mirs eine Freude und wünsche mir Glück dazu, daß ich euch vielmehr zum öffentlichen Feinde habe als zum ungewissen Freund. — Daher will ich euch antworten — daß ein anders sei ein gelehrter Mann und ein anders ein württembergischer Doctor, welcher des Sohnes Gottes vergessen und geschworen hat, er wolle von der augsburgischen Confession nicht weichen, da doch alle Menschen Lügner sind, und Philippus auch nicht ausgenommen wird. Des seid eingedenk und gehabt euch wohl. Den 19. April 1551.“ Im Erläuterten Preußen. 3. B. C. 309.

15) Matthias Vogel in seinem Sendschreiben an Wörlin bei Salig, II. p. 967.

die heftigsten Schmähchriften gegen seine Gegner sind, in denen alle Auctorität, alles Herkommen mit Füßen getreten wird¹⁶⁾, und der Herzog selbst konnte für ihn nichts weiter thun, als von den württembergischen Theologen, die er als die Osiandern günstigsten kennen gelernt hatte und unter denen Brenz besonders thätig war, ein neues Gutachten einzuholen, und da dieses den 1. Jun. 1552 gegeben wurde und in der Weise, wie Mörlin es früher versucht hatte, sechs Sätze aufstellte, welche die Mitte zwischen beiden divergirenden Meinungen enthalten sollten, darauf zu dringen, daß man sich in diesen vereinigte. Zwar weigerten sich die Gegner des ausdrücklich, und auch Osiander, der sich jene Vermittelung sonst gefallen ließ, erklärte sich von Neuem feindselig gegen jene, und der Streit dauerte so noch bis 1566 fort: aber während der Verhandlungen darüber raffte ein Nervenschlag den Osiander hinweg, den 17. Oct. 1552, und wir verlassen daher bei diesem Wendepunkte den Gegenstand, indem wir nur noch zum Schlusse den Hauptinhalt jenes württembergischen Gutachtens hinzufügen, weil hieran die nächsten Vorfälle in der Fortsetzung jenes Streites sich anknüpfen¹⁷⁾.

Erstens, so erklärten sie, räumten doch die Gegner Osianders ein, daß der Gehorsam Christi ursprünglich von seiner göttlichen Natur komme, und eine Frucht der göttlichen Gerechtigkeit in Christo sei; dagegen räumte

Zweitens Osiander ein, daß durch diesen Gehorsam Christi unsere Sünde gebüßt, der Zorn Gottes verbohnt, und die ewige göttliche Gerechtigkeit und Seligkeit uns erworben worden sei. Er lehre auch

Drittens einstimmig mit ihnen, daß wir uns dieses Gehorsams Christi in allen Ansechtungen getrösten und uns mit Zuverlässigkeit darauf verlassen dürfen, daß uns Gott deswegen alle unsere Sünden verzeihen wolle; dafür lehrten aber auch Mörlin und seine Collegen ganz gleichförmig mit Osiandern

Viertens, daß Gott in seinem und nach seinem göttlichen Wesen allein die rechte ewige Gerechtigkeit sei, daß Fünftens durch den Glauben in Jesu Christo Gott Vater, Sohn und heiliger Geist sammt allen ihren Gütern wahrhaftig in uns wohnen, und daß uns Gott

Sechstens durch ebendiesen Glauben, durch den er in uns wohne, alle die noch in uns steckende Sünde vergebe und um des Verdienstes Christi willen nicht zu-

rechne, also uns auch nicht für und für unerneuert und in der Sünde bleiben lasse, sondern noch in diesem Lebensanfang, auch die Sünde in uns auszufegen, und uns in der That fromm und gerecht zu machen¹⁸⁾. (Peter.)

2) Friedrich Benjamin, ein ausgezeichnete Arzt und Geburtshelfer, wurde im Württembergischen am 9. Febr. 1759 geboren. Nachdem er in Tübingen die Heilkunde studirt hatte und daselbst durch Vertheidigung seiner Dissertation über die Heilquelle zu Owen (*De fonte medicato Owensi*. Tübing. 1779. 4.) Doctor der Medicin geworden war, übte er seine Kunst zu Kirchheim unter Teck. Schon hier erwarb er sich als praktischer Geburtshelfer und durch eine Schrift (*Beobachtungen, Abhandlungen und Nachrichten, welche vorzüglich Krankheiten der Frauenzimmer und Kinder und die Entbindungswissenschaft betreffen*. Tübing. 1787) einen solchen Ruf, daß ihm im J. 1792 die Professur der Entbindungskunst an der Universität Göttingen übertragen wurde. Um die Zeit seiner Ankunft in Göttingen war gerade der Bau des noch jetzt bestehenden Entbindungs-Hauses vollendet, sodaß er in jeder Beziehung einen angemessenen Wirkungskreis für seine Thätigkeit fand. Dreißig Jahre lang stand Osiander diesem Amte mit großem Ruhme vor und galt mit Recht für einen der ersten Geburtshelfer. Er starb am 25. März 1822 zu Göttingen, betrauert als Mensch, Lehrer und Arzt. Die königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen hat sein Andenken durch eine gedruckte Memoria geehrt. Von seinen zahlreichen Schriften sind die wichtigsten (alle zu Göttingen erschienen): *Denkwürdigkeiten für die Heilkunde und Geburtshilfe*, 1794, 95, 97, 98. *Lehrbuch der Hebammenkunst*, 1796. *Lehrbuch der Entbindungskunst*, 1799. *Annalen der Entbindungslehranstalt auf der Universität Göttingen*, 1800—1804. *Grundriß der Entbindungskunst*, 1802. *Ueber die Entwicklungskrankheiten in den Blüthenjahren des weiblichen Geschlechts*, 1817—18.

(A. Sprengel.)

3) Gottlieb, war den 15. März 1786 zu Stuttgart geboren, und ein Sohn des dortigen Stiftspredigers J. E. Osiander, der früh durch Unterricht und Beispiel die Neigung zum geistlichen Stand in ihm weckte. Die erste wissenschaftliche Bildung verdankte Osiander dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Dort gewann er, unter der einsichtsvollen Leitung des Professors Roth, besonders dem Studium der römischen Classiker ein entschiedenes Interesse ab. Ausgerüstet mit den nöthigen wissenschaftlichen Vorkenntnissen trat er im Herbst 1799 in das Seminar zu Blaubeuren. Um seine Bildung machten sich unter seinen dortigen Lehrern besonders Brassberger, Burm, Hauff und Märklin verdient. Aber tief erschütterte ihn, während seines Aufenthalts in Blaubeuren, im Februar 1800, der Tod seines Vaters¹⁹⁾. Günstig für seine Studien, die sich auf die gründliche

16) Die erste dieser Schmähchriften war eine Erwiderung einer gleichen von der Gegenpartei ausgegangenen, und führte diesen Titel: *Wider den erlogenen, schelmischen, ehrenbiebischen Titel auf D. Joachim Mörlins Buch von der Rechtfertigung des Glaubens, zu dem er seinen Namen ans Licht zu setzen aus bösem Gewissen sich geschent hat* (Königsberg 1552. 4.) (den 28. Mai). Die zweite: *Schmeckbier aus D. Joachim Mörlins, Michael Röttings, aus des nürnbergischen Uhu (Wolfgang Welbner), aus Justi Menii, Matth. Klacii, und Nik. Galli, Johannis Pollicarii, Alexandri Galefii, Nikolaus Amadorffs und Joh. Knipstrovs Büchern. Das sind kurze Anzeigen etlicher fürnehmlicher Stücke und Artikel, die in ihren Büchern wider mich begriffen sind, aus denen man leichtlich ihren Geist, Glauben und Kunst kann prüfen, gleichwie man aus einem Trunk, was ein Faß für Bier ist, schmecken kann. Andr. Osiander. (Königsberg 1552. 4.) (Junius.)*

17) Die Geschichte der Fortsetzung des Streites, s. Art. Mörlin.

18) *Planck a. a. D.* 4. B. S. 377.

19) Wie erhehend das Andenken an den Dahingeshiedenen in Osiander fortgelebt, bezeugen die Worte kindlicher Pietät, womit er ihn noch in spätern Jahren, bei seiner letzten Amtsweihe, mit

Kenntniß des classischen Alterthums und der Mathematik beschränkten, wirkte die Zurückgezogenheit von der Welt und ihren Zerstreuungen. In Tübingen, wohin sich Oslander, nach einem kurzen Aufenthalt in der Klosterschule zu Babenhausen (1803) begeben hatte, beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Philosophie. Gründlich studirte er Kants, Fichte's und Schellings Schriften, die den lebhaften Trieb, nach Wahrheit zu forschen, in ihm auf mannichfache Weise anregten. Seiner leidenschaftlichen Neigung zur Naturphilosophie begegnete wohlthätig die kritische Besonnenheit seiner Lehrer Abel und Schott. Den Einfluß, den die Philosophie auf die Darstellung der Religionslehren ausübte, lernte er in Süßkinds, Flatts und Bengels Vorlesungen kennen. Noch in späteren Jahren rühmte er oft die Verdienste der genannten Gelehrten um seine Geistesbildung. Günstig wirkte für ihn auch das freundschaftliche Verhältniß zu mehreren Mitgliedern des theologischen Seminars in Tübingen und zu dem damaligen Ephorus jener Bildungsanstalt, dem Prälaten v. Gaab.

Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn übernahm Oslander im J. 1808 eine Hauslehrerstelle bei dem Manufacturisten van der Leyhen zu Grefeld. In diesem feingebildeten Familienkreise erhielt Oslanders Geist und Gemüth einen neuen Schwung, und besonders waren jene Verhältnisse geeignet, den Blick und Takt für die Welt und das Leben zu schärfen und die Aufmerksamkeit auf die großen politischen Zeitereignisse entschieden hinzulenken. Wahrscheinlich wurde er dadurch in seiner damals erwachten Neigung zu historischen Studien bekräftigt. In seiner höhern theologischen Bildung blieb er verhältnißmäßig zurück. Erst im Jahre 1811, als er theologischer Repetent zu Tübingen geworden war, und späterhin (1812) als Diaconus zu Balingen, betrieb Oslander wieder eifrig das von ihm vernachlässigte Studium der Theologie. Mit besonderer Liebe widmete er sich den homiletischen und exegetischen Arbeiten, die sein Amt von ihm forderten. Auf der Kanzel vermied er allen rhetorischen Schmuck, in welchem er eine traurige Verirrung des Geschmacks im Predigen erblickte. Er liebte eine einfache, dem mehr oder minder Gebildeten auf gleiche Weise verständliche Darstellung christlicher Wahrheiten. Damit vereinigte er eine glückliche Mischung der Sprache des Gefühls und der Belehrung, vorzüglich eine durchaus praktische Berücksichtigung der Local- und Zeitbedürfnisse. Er schien von dem Princip auszugehen, jeder religiöse Vortrag müsse eine Casualpredigt sein. Für die mannichfachen Anstrengungen seines beschwerlichen Amtes sah er sich belohnt durch die Liebe seiner Gemeinde und durch den stillen Genuß des häuslichen Glücks, den ihm seine Gattin, Wilhelmine Heyd, durch die er Vater von fünf Kindern geworden war, bereitete.

Neben der Erholung, die er in seinem Familienkreise

erschöpfender Wahrheit als einen Mann charakterisirte, der „was die Kraft eines frommen, auf Gott unbedingt vertrauenden, von Eifer für Menschenwohl glühenden Gemüthes betrifft, nicht unter das gewöhnliche Maß gebracht werden könne.“

find, blieb seinem regen Geiste die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen ein wesentliches Bedürfniß. Beschränktheit der Zeit und der Hilfsmittel, vielleicht auch ein zu großes Mißtrauen gegen sich selbst und die ihm verliehenen Geisteskräfte, hielt ihn von größern literarischen Arbeiten zurück. Was aus seiner Feder floß, entstand größtentheils durch zufällige Anregungen, unter andern durch die Vorbereitung zu den Disputationen, welche jährlich in den Diöcesen gehalten werden mußten. So leitete ihn der locus de ecclesia auf scharfsinnige Forschungen über „die früheste Ausbreitung des Christenthums“²⁾. Durch die Lehre von der Taufe ward er zu „Untersuchungen über den Zweck und die Bedeutung der Johanneischen Taufe“ geführt³⁾. Die beiden Abhandlungen, in denen er über die genannten Gegenstände sprach, fanden, als schätzbare Beiträge zur Entscheidung wichtiger Fragen, Anerkennung und Berücksichtigung. Unverkennbar sprach aus jenen Abhandlungen der historisch-kritische Forschungsgeist, der sich von herrschenden Meinungen unabhängig zu erhalten weiß. Aber jene Abhandlungen legten auch ein unverwerfliches Zeugniß ab für die Combinationsgabe und den Ideenreichtum ihres Verfassers und für seine ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Göttlichen im Christenthume.

Eine gleiche Richtung, wie bei diesen Forschungen im Gebiete der historischen Theologie, verfolgte Oslander in der Behandlung dogmatisch-exegetischer Probleme. Die zu weit ausgeübte Anwendung der psychologisch-pragmatischen und genetischen Analyse einzelner Dogmen, unter andern der Paulinischen Veröhnungslehre⁴⁾, ließ ihn nicht zu einer festen Ansicht des über alle pragmatische Begreiflichkeit Erhabenen im Christenthume gelangen. Aber achtungswerth und für die Wissenschaft ersprießlich waren doch immer solche offene Darlegungen einer Analyse, die das Menschliche von dem Göttlichen schied. Bei solchen Ansichten mußte Oslander, dessen Forschungen auf historischer Grundlage beruhten, ein entschiedener Gegner des sich immer mehr verbreitenden Mysticismus sein, der zwischen dem Rationalismus und Supernaturalismus ein täuschendes Band schlang, und in die Formen von diesem die Ideen von jenem einhüllte.

Lebhaft ward Oslanders Geist und Gemüth ange-regt, als mit dem constitutionellen Leben der Staaten zugleich eine Gährung der Ideen über das Heil und die Verfassung der Kirche herbeigeführt ward. Seitdem vertauschte er das bisher sehr fleißig betriebene Studium der Kirchengeschichte mit dem des Kirchenrechts. Er bearbeitete aus demselben einige zeitgemäße Materien, die er dem ersten und dritten Hefte von Seuberts Zeitschrift: „die christlich-protestantische Kirche in Deutschland“ mit-

2) Diesen kritischen Beitrag zur Geschichte der ersten drei Jahrhunderte findet man in dem von Stäudlin und Tzschirner herausgegebenen Archiv für Kirchengeschichte. 4. Bd. 2. St. 3) Rosenmüllers und Tzschirners Analecten für exegetische und systematische Theologie. 4. Bd. 1. St. 4) S. Oslanders Ideen zu einer pragmatischen Darstellung der Paulinischen Veröhnungslehre, in dem ersten Stücke des ersten Bandes von Tzschirners Magazin für christliche Prediger.

theilte. Zu diesen Materien gehört sein „Plan, eine Repräsentation der evangelischen Kirche Württembergs herzustellen,“ und die Beantwortung der Frage, warum die teutsche evangelische Kirche in der Reformationsperiode keine rechtliche Verfassung erhalten habe.

Osianders bisheriger Wirkungskreis erweiterte sich, als er im J. 1823 eine Dekanatsstelle zu Knittlingen erhielt. Auch in diesen Verhältnissen benutzte er, ohne seinen Beruf als Seelsorger zu vernachlässigen, die ihm nur spärlich gekönnnte Muse zu literarischen Beschäftigungen. Einen besondern Reiz erhielt die Dekanatspraxis für ihn durch die mannichfache Anwendung, die er seinen Ideen über die Rechte und Bedürfnisse der Kirche und über ihr Verhältniß zum Staate geben konnte. Für die Würde des geistlichen Standes wachte er mit reinem Eifer. Seine Umsicht und sein Scharfsinn bewährten sich in manchen schwierigen Fällen, unter andern bei dem Problem der Reformirten-Vereinigung. Weder von seinen Amtsbrüdern, die an ihm mit ungetheilte Liebe hingen, noch sonst von irgend Jemand, der näher mit ihm bekannt war, konnte Osianders unerschrockene Wahrheitsliebe in Zweifel gezogen werden. Die allgemeine Achtung, die er genoß, tröstete ihn unter manchen Leiden, auch über den Tod mehrerer Geschwister. Aber seine Gesundheit war schon seit mehren Jahren heftig erschüttert worden. Wechselnde Krankheitszufälle lösten sich allmählig in eine langwierige Wassersucht auf, die den 6. Dec. 1827 seiner irdischen Laufbahn ein Ziel setzte. Was seine Gemeine und seine Freunde an ihm verloren, sagte die tiefe Trauer und Wehmuth, mit der sie seinem Sarge folgten ⁵⁾.

4) Johann, geboren zu Tübingen den 22. April 1657, war ein Sohn des dortigen Propstes und Kanzlers Johann Adam Osiander. Früh entwickelten sich die Geistesanlagen des Knaben; aber jugendlicher Leichtsinns brachte ihn mehrmals in Lebensgefahr, unter andern, als er sich einst in seinem 13. Jahr im Neckar badete, und von dem Strome fortgerissen ward. Seine Fortschritte in den Elementarkenntnissen beschleunigte ein anhaltender Fleiß, mit seltenen Talenten gepaart. Seit seinem 14. Jahre besuchte er mehre philologische und philosophische Collegien zu Tübingen; späterhin wandte er sich zur Theologie. Noch nicht 19 Jahre alt hielt er schon öffentliche Reden in lateinischer, griechischer, hebräischer, chaldäischer, syrischer und arabischer Sprache. Schon damals vertbeidigte er Sätze aus allen Theilen der Philosophie, und schrieb in lateinischer Sprache ein Compendium der Logik und Metaphysik. Bereits in seinem 20. Jahre ward ihm die Stelle eines Spitalpredigers zu Tübingen angetragen. Ein so beschränkter Wirkungskreis entsprach nicht seiner Neigung. Beseelt von dem Drange, die Welt zu sehen, durchreiste er einen Theil Deutsch-

lands, am längsten auf den dortigen Universitäten verweilend, um die Bekanntschaft mit ausgezeichneten Gelehrten für seine höhere Bildung zu benutzen. Eine willkommenere Gelegenheit, seine Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern, bot sich ihm, als der schwedische Feldmarschall und Reichsrath Baron Horn in Stade ihn zum Erzieher und Reisebegleiter seines in Tübingen studirenden Sohnes ernannte.

Osiander durchreiste mit seinem Jüglinge die Schweiz und Frankreich. Sein dortiger zweijähriger Aufenthalt scheint besonders auf seine Bildung zu einem ausgezeichneten Welt- und Geschäftsmanne den vortheilhaftesten Einfluß gehabt zu haben. Er benutzte in dieser Hinsicht vorzüglich den Umgang mit den höhern Ständen, mit Gesandten, Ministern, Generalen und andern einflussreichen Personen. Die erlangte Weltkenntniß wirkte wieder vortheilhaft zurück auf seine scientifische Bildung. Er verachtigte dadurch sein Urtheil über wissenschaftliche Gegenstände, schärste, erweiterte seinen Blick und gab seinem Geist eine seltene Biegsamkeit und Gewandtheit, die auch auf seine Handlungen überging. Als vollendeter Weltmann zeigte er sich durch Entschlossenheit und Muth bei augenscheinlicher Lebensgefahr, die ihn mehrmals, zu Wasser und zu Lande, auf seinen Reisen bedroht hatte ⁶⁾.

In willkommenere Berührung kam Osiander mit den ausgezeichneten Staatsmännern, Helden, Gelehrten und Künstlern, welche damals, als er Frankreich besuchte, den Hof Ludwigs XIV. zum glänzendsten in Europa machten. Die meisten jener Männer lernte er persönlich kennen, mit andern stand er in genauer Verbindung. Als ihn der schwedische Gesandte in Paris einige Male als Legationssecretair brauchte, erhielt er in dieser Eigenschaft bei dem König Audienz. Vorzüglichem Anlaß zur Thätigkeit und Entwicklung seiner Talente gab ihm die Verfolgung der Hugenotten, denen er reblich beistand, und selbst mit Gefahr seines Lebens ihre Flucht nach Strasburg und über den Rhein hin beförderte. Die Jesuiten suchten ihn für ihre Zwecke zu benutzen; doch gab er ihren Anträgen kein Gehör, und wies selbst eine Pension von 6000 Livres von sich, die ihm der Beichtvater des Königs, la Chaise, angeboten hatte, wenn er es dahin bringen könne, daß sein Vater die übrigen Luthertischen Theologen überrede, einer Generalversammlung in Strasburg beizuwohnen.

Als Osiander, bereichert mit mannichfachen Kenntnissen, nach Stade zurückkehrte, erhielt er von dem Vater seines Jüglings, außer einem ansehnlichen Geldgeschenke, zugleich die Aussicht auf die Consistorialrathsstelle zu Bremen und Verden. Er lehnte aber diesen Antrag ab, als ihm (1686) in Tübingen eine außerordentliche Lehrstelle der hebräischen Sprache und Geogra-

5) S. Athenäum berühmter Gelehrten Württembergs. 3. Heft. S. 35 fg. Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands 2c. 3. Bd. S. 163 fg. Den neuen Nekrolog der Deutschen. 5. Jahrg. 2. Th. S. 1153 (blos eine kurze Anzeige seines Todes und der von ihm bekleideten Ämter).

1) Bei einer Musterung der Truppen des Kurfürsten Carl Ludwig zu Heidelberg lief er Gefahr, durch eine entzündete Pulvermasse in die Luft gesprengt zu werden; und nur seine Geistesgegenwart rettete ihm das Leben auf einem zwischen Tours und Angers schelternden Schiffe.

phie angeboten ward. Noch in dem genannten Jahre ward er ordentlicher Professor der griechischen Sprache und Philosophie. Wie bisher in Weltgeschäften, so bewährte sich nun auf glänzende Weise Oslanders rastlose Thätigkeit in seinem Studirzimmer, auf der Kanzel und dem Katheder. Er predigte, disputirte, hielt Vorlesungen und akademische Reden, die letztern, wie auch seine Predigten, mit großem Beifalle. Von einer kritischen Ausgabe des Thucydides, die auf längere Zeit seinen Fleiß in Anspruch nahm, ward er durch Beschäftigungen anderer Art wieder abgerufen, ohne jemals wieder die nöthige Muße zur Vollendung jener Arbeit zu finden.

Damals (1688) war zwischen Deutschland und Frankreich der unselige Krieg ausgebrochen, dem endlich der Friede zu Ryswick ein Ziel setzte. Die französischen Truppen hatten noch in dem genannten Jahre Philippsthal, Manheim, Frankenthal, Speier, Worms, Mainz &c. genommen, waren in Schwaben und Würtemberg eingedrungen und auch bis nach Tübingen gerückt. In jener bedenklichen Periode ward Oslander durch seine Kenntniß der französischen Sprache und Gewandtheit im praktischen Leben der Rector seiner Vaterstadt, als sie ihn in das französische Hauptquartier sandte. Im gelang es, den harten Sinn der Generale Montclar und Peysonel zu beugen. Der bereits gegebene Befehl, die Stadt anzuzünden, wurde widerrufen. Selbst der Plünderung wußte Oslanders Beredsamkeit zu wehren. Vergebens aber machte er Vorstellungen gegen eine beträchtliche Contribution, welche die französischen Machthaber foderten. Auch gelang es ihm nicht, sie von dem Vorhaben abzubringen, daß das Schloß, nebst den Stadtmauern, Thürmen und Bastionen gesprengt werden sollte. Damals wagte er einen Schritt, der für seinen Muth und Patriotismus ein gleich rühmliches Zeugniß ablegt. Ungeachtet der rings ausgestellten Wachen schlich er sich in nächtlicher Stille ganz allein an die Orte, wo sich die Pulverminen befanden, und trug mehre Pulverfässer heraus. Die gesprengten Minen versagten ihre Wirkung, und Oslander, der, um das furchtbare Schauspiel mit anzusehen, von dem Generale Peysonel aufs Schloß geladen war, wußte den entrüsteten französischen Feldhern zu besänftigen, indem er den verfehlten Effect auf die Härte der Steine, sowie auf die Kürze der Zeit, schob, in der Alles veranstaltet worden sei. Als die französischen Truppen bei ihrem Abzuge (den 16. Dec. 1688) den ausdrücklichen Befehl, nicht zu plündern, dennoch in einzelnen Häusern überschritten, gelang es Oslanders Aufmerksamkeit und Umsicht, mehren Excessen vorzubeugen, und vieler Menschen Leben und Vermögen zu retten. Nach dieser Anstrengung einige Ruhe zu genießen war ihm nicht gegönnt. Bereits den 17. Dec. mußte er nach Herrenberg eilen, um auch dort eine kräftige Fürbitte bei dem General Peysonel einzulegen. Er that es mit glücklichem Erfolg; aber ein neues Ungewitter drohte seiner Vaterstadt, als der französische General Montclar, höchst unzufrieden mit der gelinden Behandlung Tübingens, Befehl gab, augenblicklich die Stadtmauern niederzureißen. Durch die Versicherung, daß dieselben durch die

Bürger von Tübingen selbst vollends abgebrochen werden würden, wußte Oslander auch dieser harten Maßregel vorzubeugen. Die französischen Truppen, unterdessen in Stuttgart eingedrungen, bedrohten auch diese Stadt mit Einäscherung. In der überall herrschenden Verwirrung nahm der Hof und das Ministerium seine Zuflucht zu Oslander, der gleich nach seiner Ankunft in Stuttgart von dem commandirenden General die Erlaubniß erhielt, mit einigen Dragonern bei Tag und Nacht durch die Stadt zu streifen und jeder Unordnung vorzubeugen. Er that dies mit rühmlichem Eifer, war überall, wo er seine Gegenwart für nöthig erachtete, und gönnte sich nur wenig Schlaf. Nie war Oslanders Thätigkeit größer gewesen, als in der furchtbaren Nacht vom 22. bis zum 23. Dec. Damals waren 3000 Mann Kreistruppen mit einem kais. Cavalieregiment und 8000 Bauern herangerückt, um Stuttgart zu entsetzen. Die Entrüstung der französischen Befehlshaber über diese Nachricht ließ eine Plünderung und Zerstörung der Stadt befürchten. Oslander beruhigte und ermuthigte die bedrohten und geängsteten Bürger, sprach für die Minister, die in jener Nacht vor dem französischen General hatten erscheinen und die härtesten Invectiven über sich ergehen lassen müssen, und rettete sie vor offenbaren Mißhandlungen. Auch die Herzogin, die jeden Augenblick das Anzünden der Stadt erwartete, suchte er zu trösten durch die Versicherung eines baldigen Abzugs der französischen Truppen. Noch in derselben Nacht brachen sie auf, und Oslander, den Officieren entgegengehend, machte ihnen, im Namen der Herzogin, Geschenke, um Unordnungen vorzubeugen; aber nur Muth und Entschlossenheit retteten ihn mehrmals aus drohender Lebensgefahr.

Mit dem frohen Bewußtsein, zahlloses Elend verhütet zu haben, und geehrt durch den Dank des Hofes und der Stadt kehrte Oslander, nachdem die Franzosen Würtemberg völlig geräumt hatten, wieder in den frühern Kreis seiner Thätigkeit zurück. Er hielt akademische Vorlesungen, disputirte und predigte. Doch nicht lange war ihm, bei dem noch immer fortwährenden Krieg und den häufigen, für das Land höchst drückenden Durchzügen fremder Truppen, jene Ruhe gegönnt. Mehrmals war ihm schon der Antrag geworden, die Stelle eines Kriegskommissairs zu übernehmen. Als im J. 1690 sich die Nachricht von dem Anmarsche des ungrischen Generals Zabor verbreitete, ging er demselben, während Andere zagten, unerschrocken entgegen, begleitete ihn auf seinem Einzuge nach Nürnberg, und erwarb sich in seltenem Grade des ungrischen Befehlshabers Gunst, die sich auch durch äußere Auszeichnungen bethätigte. Der glückliche Erfolg seiner Bemühungen verbreitete sich überall, selbst in fremden Ländern und unter auswärtigen Mächten. Als Oslander bald nachher in Geschäften des württembergischen Hofes an den Gouverneur von Mailand gesandt wurde, begleitete er die unter dem Grafen Solms stehende Cavalerie in Mailand als Oberkriegskommissair, und späterhin auch das Ratzborskische Corps, welches er, ungeachtet zahlloser Schwierigkeiten, die ihm die Beschaffenheit des Landes und der moralische Charakter der

Soldaten und Einwohner entgegenstellte, ohne Verlust eines einzigen Mannes nach Tomaso brachte. Bei jeder drohenden Gefahr war Oslander der Erste, der ihr beherzt entgegenging. Seiner Überredung gelang es auch, die französischen Truppen, welche 1693 unter der Anführung des wüthenden Melak in Württemberg wieder eingefallen waren, und sich Tübingen naheten, zu einem schnellen Abzuge zu bewegen.

Bei den häufigen Geschäftsreisen, zu denen ihn der damalige Administrator von Württemberg, Friedrich Karl, gebraucht, hatte er die Pflichten seines akademischen Lehramts nicht in ihrem ganzen Umfang erfüllen können. Er erhielt daher im J. 1697 statt der bisher bekleideten Professorstelle die Prälatur zu Königsbrunn, und 1699 zu Hirschau, womit er nachher auch die Stelle eines Landstandes, Consistorialdirectors und Vistators der Universität Tübingen verband. Eine Geheimerathsstelle lehnte er entschieden ab, und nur mit Mühe ließ er sich bewegen, den Charakter eines Geheimeraths anzunehmen. Bei allen diesen Ämtern blieb Tübingen stets sein Aufenthalt. Als eifriger und unerschrockener Patriot zeigte er sich in jedem Verhältniß, und fruchtlos blieben die Bemühungen der herzoglichen Maitresse Grävenitz, ihn in ihr Interesse zu ziehen, um in die öffentlichen Angelegenheiten einen Einfluß zu gewinnen²⁾.

Sowenig indessen auch Oslander das Interesse des Vaterlandes aus dem Auge verlor, leugnen läßt sich nicht, daß er zuweilen den richtigen Gesichtspunkt übersah, und vertheidigte, was er süglich hätte bestreiten sollen. Der Entschluß des Herzogs, auch nach eingetretenerm Frieden die zum Krieg erforderliche Heeresmacht beizubehalten, erregte fast allgemeine Misbilligung, besonders unter den Landständen. Unter diesen bemühte sich besonders der Consulent Hörner, ein patriotisch gesinnter Mann und heller Kopf, mit nicht verwerflichen Gründen darzuthun, was für unvermeidliche Nachtheile dies Abweichen von der bisherigen Gewohnheit mit sich führen werde. Oslander aber stellte Hörners Besorgnisse als völlig ungegründet dar, und bewirkte, daß auch nach dem Frieden einige Regimenter unterhalten wurden. Aber manche nicht unverdiente Vorwürfe trafen ihn, als die Folgen jener zu Gunsten des Hofes von ihm empfohlenen Maßregel sichtbar wurden. Die Vermehrung des Militärs und die Errichtung eines aus lauter Adeligen bestehenden Cadettencorps verursachte manchen Aufwand, der durch eine neue Steuer gedeckt werden mußte, den nachtheiligen Einfluß ungerechnet, den die zahllosen Fremden auf die einfachen Sitten des württembergischen Bürgers gewannen.

Wesentliche Verdienste erwarb sich Oslander als Consistorialdirector. Er förderte gute Geseze und ihre Anwendung, führte die Confirmation im Württembergischen ein, und sorgte für zweckmäßigere Einrichtungen im

²⁾ Spittler erzählt, daß Oslander, als sie einst verlangt, gleich der regierenden Herzogin in das Kirchengelbe eingeschlossen zu werden, ihr geantwortet habe: „sie sei ja schon darin eingeschlossen; man bete ja jedesmal: Erlebe uns von dem Übel!“

Kirchen- und Schulwesen. Den größten Theil seiner Zeit widmete er aber fortwährend der Politik und den damit zusammenhängenden Geschäften. So lange Karl Friedrich Administrator war, oder bei der Armee im Felde stand, hatte er sich Oslanders in öffentlichen Angelegenheiten mit so gutem Erfolge bedient, daß er kein Bedenken trug, ihm auch die Besorgung seiner Privatgeschäfte zu übergeben. Oslander leistete ihm viele und wesentliche Dienste, war bei seiner langwierigen Krankheit oft um ihn, und besorgte nach seinem Tod auch die Angelegenheiten seiner Gemahlin und Kinder, zu deren vormundtschaftlichem Rath er ernannt worden war. Mit gleichem Eifer diente er dem regierenden Fürsten bei mehreren wichtigen Veranlassungen. Bei den geheimsten Regierungsangelegenheiten ward er zu Rathe gezogen, und den Conferenzen mit fremden Ministern und Fürsten wohnte er fast regelmäßig bei. Vorzüglich wurde er zu Gesandtschaften an auswärtige Höfe gebraucht, und der Ruf seines Talents zu Geschäften dieser Art verbreitete sich so allgemein, daß der Landgraf von Hessen-Cassel, die Könige von Preußen und von Polen, sowie mehre andere größere und kleinere Fürsten sich seiner in ihren Unterhandlungen bedienten. Die damaligen Verhältnisse Württembergs zu mehren italienischen Staaten, unter andern zu Mailand und Venedig, führten ihn neunmal als Gesandten nach Italien. Am wichtigsten aber war seine im Auftrage eines teutschen Reichsfürsten unternommene Gesandtschaftsreise nach Schweden und Danemark. Er ward in Kopenhagen mit allgemeiner Auszeichnung und selbst von dem Könige mit ungewöhnlicher Achtung empfangen. Ungeachtet ihrer Wichtigkeit besorgte er die ihm übertragene Geschäfte schnell, leicht und glücklich. In Stockholm fand er die einflussreichsten Staatsmänner bereit, ihm zur Erreichung seiner Zwecke behilflich zu sein. Kaum ein halbes Jahr war vergangen, seit er wieder in sein Vaterland zurückgekehrt war, als er abermals nach Stockholm gesandt ward, um mit Karl XII., der sich damals in Krakau aufhielt, persönlich zu unterhandeln. Die erste Bekanntschaft des großen Königs machte er zufälliger Weise bei dem Gouverneur von Krakau, dem Grafen Steinböck, den er von Paris her kannte und ihn einst aus drohender Lebensgefahr gerettet hatte.

„Eben saßen,“ erzählt Abel in seiner Lebensbeschreibung Oslanders, „die beiden Freunde beim Abendessen, als ein Mann hereintrat, von ansehnlicher, schön gewölbter Stirn, großen blauen Augen voll Sanftmuth, vollkommen großer kräftiger Nase, kurzen, grade aufstehenden Haaren, in großen Stiefeln, in einem groben blauen Tuchrocke, mit vergoldeten Kupferknöpfen, an der Seite einen Degen, auf dessen Knopf er sich öfters lehnte. Es war Karl XII.“

Als Oslander dem Könige von seinem Freunde vorgestellt worden war, der den Umstand seiner Lebensrettung nicht verschwie, und außerdem noch Manches zur Empfehlung des württembergischen Prälaten vorbrachte, erhielt dieser bei Karl XII. die gewünschte Audienz, welche jener Monarch damals allen auswärtigen Gesandten verweigerte. Er trug seine Angelegenheiten in wenig Wor-

ten vor, und erhielt sogleich die Versicherung des Königs, einen württembergischen Prinzen zu sich nehmen zu wollen. Seitdem speiste er stets im königlichen Palast, und ward selbst einige Male von Karl XII. zur Tafel gezogen, der sich mit ihm über die mannichfachen Gegenstände unterhielt, ihm sichtbare Zeichen seiner Zufriedenheit gab, unter andern durch das Anerbieten einer schwedischen Kirchenrathsstelle, und ihn mit den Worten entließ: „Kommt nur bald wieder, Prälat, und bringt den Prinzen mit!“

Osiander kam in der That wieder, doch nicht bloß mit dem Prinzen, sondern auch mit wichtigen Aufträgen von dem Könige von Polen, den er in Marienburg gesprochen. Ihm verdankte Osiander den Titel eines Kirchenraths, nachdem der König ihn fruchtlos ersucht hatte, in seine Dienste zu treten. Auf der Rückreise von Schweden, wohin er, nachdem er einige Jahre in seiner Heimath zugebracht, zum vierten Male gesendet worden war, verweilte er bei dem Könige von Polen in Leipzig, dort Karls XII. Ankunft erwartend. Mit beiden Fürsten, die damals mit einander Frieden geschlossen hatten, unterhielt er sich mehrfach über politische Gegenstände.

Die letzte wichtigste Gesandtschaftsreise Osianders fällt in das J. 1721, das 65. seines Lebens. Zur Zufriedenheit des Herzogs von Württemberg vollzog er damals seine Aufträge an den König von England, Georg I., der ihn schon früher kannte. Den ehrenvollen Antrag, auch nach Rußland an Peter den Großen gesendet zu werden, lehnte Osiander ab. Der Abend seines Lebens war gekommen und mit ihm der Wunsch, die noch übrige Tage selbst zu leben. In seinem, außerhalb der Stadt Aübingen auf einer Anhöhe gelegenen, Hause, das eine weite Aussicht in die umliegende Gegend darbot, genoß er, entfernt vom Weltgewühle, das Glück der Einsamkeit und des Landlebens. Vorbereitet hatte er sich zum Genuße dieses Glücks durch Ausbildung des Geistes und Herzens, durch die erworbene Weltkenntniß und durch seine erfolgreichen, aber oft mühevollen Anstrengungen. So lange es die Bitterung erlaubte, blieb er in dem Garten, der seine Wohnung umgab, wo er sich mit einigen Freunden unterhielt, oder seine Bäume und Blumen wartete und pflegte; dort, im Schooße der Natur, gewann sein Geist Kräfte zu neuen Anstrengungen, sein Herz immer regere Theilnahme an dem Wohle seiner Mitmenschen. Aber seine Seele beschäftigte sich auch dort mit dem Gedanken an Gott und Unsterblichkeit.

Die Erfüllung seiner Bestimmung auf Erden hatte er zwar stets für die angemessenste Vorbereitung zu dem höhern Dasein gehalten. Doch glaubte er, aus den Zerstreungen der Weltgeschäfte, wenigstens am Ende der irdischen Laufbahn, sich zurückziehen zu müssen. Die Zerrüttung seiner Gesundheit machte ihn, der sich von abergläubischen Vorstellungen nie ganz hatte lossagen können, diesen noch geneigter in den letzten Jahren seines Lebens. Er sang und betete häufiger, als jemals, genoß öfter das Abendmahl, und wählte zu seiner Unterhaltung fast ohne Ausnahme religiöse Gegenstände. In jeder Blume, in jedem Gräschen glaubte er die Gottheit zu

erblicken. Die Freuden der Welt ekelten ihn an, und selten verließ ihn der Gedanke an das Grab und an ein höheres Leben. Indem er sich mit inniger Dankbarkeit an das zahllose Gute erinnerte, das ihm aus der Hand der Vorsehung zugeslossen, sank seine Meinung von sich so tief herab, daß er sich sogar für ganz verächtlich und strafwürdig hielt. In dieser Periode der tiefsten Selbsterniedrigung bot ihm das feste Vertrauen auf die Huld und Barmherzigkeit Gottes einen freundlichen Trost in schweren Körperleiden. Eine gänzliche Erschöpfung der Kräfte beschleunigte seinen Tod den 28. Oct. 1724 im 67. Lebensjahre.

Achtungswerth in jedem Verhältniß und das allgemeine Zutrauen in hohem Grade verdienend, zeichnete sich Osiander besonders aus durch seinen Scharfblick, durch Biegsamkeit und Gewandtheit des Geistes, durch gereifte Welt- und Menschenkenntniß, durch rastlose Thätigkeit, Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Muth. Charakteristisch war es, daß er auch in den geheimsten Geschäften immer ganz offen, freimüthig und ohne Menschenfurcht handelte. Er war geneigt, den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen weniger seiner Geschicklichkeit, als eben jenem offenen und freimüthigen Benehmen beizumessen. Aber er hatte auch in der That nichts zu verborgen. Redlichkeit, Uneigennützigkeit waren die Quellen, aus denen seine Handlungsweise floß. Durch sie gelangte er unter den europäischen Fürsten zu einem Ansehen, dessen sich nur wenige seines Standes rühmen konnten. Er hatte persönliche Unterredungen gehabt mit dem deutschen Kaiser, mit den Königen von Frankreich, England, Schweden, Polen, Dänemark und Preußen. Mit mehren dieser Fürsten stand er in noch näherer Verbindung und selbst in Briefwechsel. Er machte ihnen Besuche, die sie zum Theil erwiderten. Nicht bloß mit Gunst, selbst mit ausgezeichnete Achtung ward er von ihnen behandelt. Diese Achtung sich zu erwerben, hatte er keine niedrige Kunstgriffe angewendet, sondern stets seinen offeneren und freimüthigen Charakter behauptet. Der Hauptgrund jener wohlwollenden Gesinnungen dürfte daher wol in Osianders vorzüglicher Fähigkeit und Brauchbarkeit zu suchen sein.

Aber nicht bloß im öffentlichen, auch im Privatleben war er ein höchst achtungswerther Mann. So zeigte er sich in seinen ehelichen Verhältnissen und in dem Umgange mit seinen Freunden. Ihnen mit Rath und That behilflich zu sein, scheute er kein Opfer. Selbst gegen seine entschiedensten Feinde betrug er sich großmüthig. Unglückliche konnten stets auf seinen Beistand rechnen. In den Kriegsdrangsalen theilte er mit den Armen den Rest seiner Habe. Stolz und herrschsüchtig war der Mann nicht, der in so hohem Grade die Gunst der Großen besaß. Er drängte sich nie zu irgend einem Amt, und mußte vielmehr oft zur Annahme desselben gezwungen werden. Mit seinen Verdiensten zu prahlen widerstrebte der Bescheidenheit seines Charakters. Nur selten, höchstens im Kreise vertrauter Freunde, berührte er Lebensereignisse, in denen er selbst und seine Handlungsweise in einem vortheilhaften Licht erschien. Glücklich über-

standene Gefahren waren ein Lieblingsgegenstand seiner Erzählungen, die dann stets mit einem Lobe der Gotttheit endigten. Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit erhöhten seine vielfachen Verdienste, und noch lange nach Osianders Tod erinnerte man sich in seiner Vaterstadt an das einfache und prunklose Leben des Mannes, der oft an den Tafeln der Fürsten geseßen, mit den Mächtigen der Erde in naher Berührung gestanden und doch jedem Kinde freundlich die Hand geboten, jeden Bettler begrüßt hatte³⁾.

5) Johann Adam, geboren zu Tübingen den 15. August 1701, war ein Sohn des dortigen Professors der Medicin und herzogl. württembergischen Leibarztes J. A. Osiander, der ihm aber frühzeitig (1708) durch den Tod entrißen ward. Für seine Erziehung sorgte mit Eifer sein Oheim, der württembergische Geheimrath und Consistorialdirector Johann Osiander. Neben dem Unterricht in der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt erhielt er noch Privatstunden. Seine glücklichen Geistesanlagen, die sich in früher Jugend entwickelt hatten, unterstützten rege Wißbegierde und rastloser Fleiß. In seiner wissenschaftlichen Bildung machte Osiander so schnelle Fortschritte, daß er bereits in seinem 14. Jahre (1715) zu Tübingen seine akademische Laufbahn eröffnen konnte. Seine philologischen, historischen und philosophischen Studien leiteten Revius, J. R. Osiander, Hagmeier, Rösler und Hochstetter. Erst späterhin, nachdem er (1717) die Magisterwürde erlangt, wandte er sich zur Theologie. Seine Hauptführer im Gebiete dieser Wissenschaft waren J. E. Pfaff, Hofmann, Weismann, Pregelzer und Klemm. Den entschiedensten Einfluß aber auf seine theologische Bildung gewann der damalige Professor der Theologie und nachherige Kanzler der Universität Tübingen, Christoph Matthäus Pfaff, dessen Collegien er fleißig besuchte.

Als Osiander, nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn, als Vicarius nach Waldenbuch und Neckarthaltsingen geschickt ward, lehnte er das von den beiden dortigen Gemeinden ihm angetragene Vicariat ab. Seine Neigung zog ihn zum akademischen Leben. Im J. 1720 vertheidigte er zu Tübingen unter dem Vorsitze des Kanzlers Pfaff dessen Dissertation: De successione episcopali. Er ward um diese Zeit Schloßprediger zu Tübingen und zwei Jahre später Repetent an dem dortigen theologischen Stift. Im J. 1728 erhielt Osiander mit dem Diaconat zu Calw zugleich die Zusicherung, bei der ersten Vacanz in das Kirchenministerium zu Stuttgart oder Tübingen befördert zu werden. Durch einstimmige Wahl ward er 1730 Diaconus zu Tübingen und zwei Jahre später daselbst außerordentlicher Professor der Philosophie. Ein rühmliches Zeugniß für seinen Scharfsinn lieferte eine damals von ihm vertheidigte Abhandlung, in welcher er die Unsterblichkeit der Seele aus Vernunftgründen darzuthun bemüht war⁴⁾. Im J. 1739 erhielt

er eine ordentliche Professur der griechischen Sprache auf der Universität Tübingen. Er eröffnete sie mit einer Rede über den Ursprung der verschiedenen Lesarten des N. T.⁵⁾ Nachdem er (1744) Rector des akademischen Gymnasiums und 1747 Ephorus des theologischen Stifts geworden war, erhielt er bald nachher die Würde eines Pädagogiarthen ob der Staig.

Osiander starb den 20. Nov. 1756 mit dem Ruhm eines Gelehrten, dem kein Zweig des theologischen Wissens völlig fremd geblieben war. Doch hatte er sich, unterstützt durch schätzbare Sprachkenntnisse, vorzugsweise mit der neutestamentlichen Exegese und Kritik der biblischen Urkunden beschäftigt. Seine gründliche Gelehrsamkeit in den genannten Fächern entwickelte er in mehreren lateinischen Dissertationen, die unter seinen Zeitgenossen, besonders in Holland, großen Beifall fanden. Auch noch jetzt haben mehre dieser Abhandlungen nicht ganz ihre Brauchbarkeit verloren. Beachtungswerth sind besonders die (1742) geschriebene Oratio de MS. Codicis N. T. Vaticano, Alexandrino, Graecis potioribus, und die Dissertation: De praecipuis lectionibus variantibus in Epistolis catholicis N. T. occurrentibus. Sie ward 1748 zu Tübingen gedruckt. Fast in Allem, was er schrieb, zeigte sich sein Scharfsinn und seine große Belesenheit, besonders aber in dem Theile seiner akademischen Schriften, wo er über Gegenstände der Metaphysik, unter andern über die Seelenwanderung⁶⁾, polemisirte⁷⁾. (Heinrich Döring.)

Osiander, s. Hoseas.

OSICA, Stadt in Albanien zwischen den Flüssen Cyrus und Albanus, von Ptolemäus erwähnt, sonst nicht bekannt. (Völker.)

OSICERDA, ein *Ossigerda* in Spanien bei Leonica am Iberus (Ebro) hat Ptolemäus, Ossigerdenses in Hispania Tarraconensis, zum Gerichtsprengel von Gäsaraugusta gehörig, Plinius (III, 3, 4.), der sie zu Latini veteres rechnet; auf den Münzen lernen wir Osicerda als municipium kennen; man erklärt es für Osicera bei Saragossa. Vergl. Ukert, Geogr. v. Gr. u. Römer. II, 1, 417. Eckhel, D. N. V, 1, 54. (H.)

OSID (deutsche Heldensage). 1) Osid, König von Friesland, Vater Drenits und Atli's (Egels, Attila's), den er, als er zwölf Winter war, zum Häuptling über alle Häuptlinge setzte. Sein ältester Sohn Drenit erhält nach seinem Tode Friesland, während Atli sich Heunenland erobert. 2) Osid, des Vorigen Enkel, Drenits Sohn, zieht zu seinem Vaterbruder, dem König Atli von Heunenland, der ihn an seinem Hofe zum Häupt-

2) Oratio de originibus variantium lectionum Novi Testamenti. (Tubing. 1739. 4.) 3) S. die Abhandlung: De transmigratione animarum humanarum ex suis corporibus in alia corpora. (Tubingae 1749. 4.) 4) S. Progr. funebre. (Tubingae 1756. 4.) 5) Böls Geschichte der Universität Tübingen. S. 178 fg. Tübinger Berichte. 1755. St. 41. 1757. St. 2. Meusels Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 235 fg. Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands. 3. Bd. S. 173 fg. (wo man zugleich ein Verzeichniß von Osianders sämtlichen Schriften findet.)

3) S. (J. F. Abel's) Lebensbeschreibung Johann Osianders. (Tübingen 1795.) 4) Höfers Gelehrtenlexikon. 3. Th. S. 1120.

1) Diss. de immortalitate animae ex lumine rationis probabili. (Tubingae 1732. 4.)

ling über manchen seiner Ritter setzt, wird von ihm zum König Dsantrix von Wilkinaland geschickt, um dessen Tochter, Erka, für seinen Vaterbruder zu erwerben, muß aber unverrichteter Sache nach Heunenland zurückkehren. Nachmals wird Dsid von Rüdiger für seinen Bruder Aelbrand ausgegeben, mit an Dsantrix' Hof genommen, hilft Erka'n entführen, und besteht, von Dsantrix in Markburg belagert, große Kämpfe, bis er von seinem Vaterbruder Alii entsetzt wird. 3) Dsid, des Karls Nias von Griechenland zweiter Sohn, Hertnits Bruder, geht zu seinem Vaterbruder, dem König Dsantrix von Wilkinaland, wird nebst seinem Bruder Hertnit von Dsantrix zu dem Könige Melias von Heunenland gesendet, um für seinen Vaterbruder des Melias Tochter, Dda, zu erwerben, aber von Melias in Fesseln gelegt*).

(Ferdinand Wächter.)

OSII. Nach Plinius (VI, 23) ein Volk an der östlichen Seite des Indus in dessen nördlichen Theilen, in der Gegend von Tarilla. Sonst unbekannt. (Völcker.)

OSIMO, Stadt und Bischofsitz in der Delegation Ancona im Kirchenstaate. Sie liegt auf einer Anhöhe, von welcher man eine treffliche Aussicht hat, ist gut gebaut, hat eine Kathedrale, mehre Pfarrkirchen und Mönchs-klöster, zwei Nonnenklöster, ein Collegium und 12,000 Einwohner, die sich größtentheils von der Landwirthschaft nähren. (L. F. Kämtz.)

OSIO, OSIUS (Felice), Professor der Beredsamkeit zu Padua, geboren zu Mailand 1587, aus einer alten Familie, die mehre ausgezeichnete Männer zählte. Er studirte in seiner Vaterstadt Humaniora, Philosophie und Theologie, erhielt in seinem 22. Jahre die theologische Doctorwürde, und lehrte darauf an verschiedenen Collegien, bis ihm im J. 1621 zu Padua der Lehrstuhl der Beredsamkeit übertragen wurde. Auf seinen Betrieb beschloß der Senat von Venedig die Errichtung einer öffentlichen Bibliothek zu Padua, aber während er mit der Einrichtung derselben beschäftigt war, raffte ihn den 29. Jul. 1631 die Pest hinweg. Als Rhetor bei feierlichen Veranlassungen war er berühmt, und seine Schriften zeugen von vielen Kenntnissen, z. B. Romano-Graecia; Tractatus de sepulchris et epitaphiis Ethnicorum et Christianorum; Elogia scriptorum illustrium; Orationes; Epistolarum lib. II. Er schrieb mit gleicher Leichtigkeit in Prosa und Versen, hinterließ aber Vieles handschriftlich. Eine Hauptbeschäftigung machte er sich daraus, die Denkmäler der italienischen Geschichte aus dem Mittelalter zu sammeln und herauszugeben, ein Plan, an dessen Ausführung ihn der Tod verhinderte, und den später Muratori aufnahm. Indessen gab er doch einige schätzbare Historiker des Mittelalters, aber mit einem überladen gelehrten Commentare, heraus. Dahin gehören: Historia rerum Laudensium (von Dsio und Acerbi Morena). (Venet. 1629 und 1639. 4.; auch in Graevii thes. antiq. Ital. T. III., in Leibnitzii scriptt.

* Wilkina-Saga, Cap. 54. (v. der Pagensche übers. I. S. 221.) Cap. 62. S. 239—241. Cap. 64. S. 244—245. Cap. 78, 79. S. 274, 275.

rer. Brunsv. T. I. und in Muratori scriptt. rer. Ital. T. VI.) De factis in Marchia Trevisana, lib. XII. (mit Albertus Russatus). (Venet. 1636. fol. und bei Muratori T. VI. und VIII.) De noyitatibus Paduae et Lombardiae, lib. XII. (von Guglielmo und Albergetto Corrusio). (Venet. 1636. fol. und im Thes. Ital. T. VI. P. I.) *) (Baur.)

OSIRIS, ein ägyptischer Gott, welcher mit seiner Gemahlin allein von dem ganzen Volk in allen Landschaften verehrt wurde, während nicht alle Ägypter dieselben Götter auf gleiche Weise anbeteten¹⁾. — Eine Darstellung der ägyptischen Theologie, so vielfach diese leichtsinnig versucht ist, wird in den meisten Punkten eine Aufgabe von unauflösbarer Schwierigkeit bleiben, weil unsere Nachrichten bloß aus griechischen Quellen geschöpft sind, die griechische Vorstellungsweise aber von der ägyptischen in ihrer innersten Eigenthümlichkeit verschieden war. Eine sichere Kenntniß von den religiösen Vorstellungen eines Volkes läßt sich nur dann erwerben, wenn wir dieselben in mannichfaltiger Spiegelung des Lebens und der menschlichen Schicksale betrachten können, wie dies für die griechische Theologie in Gedichten, Culten und Sagen in völlig genügendem Reichthume vorliegt, für die ägyptische aber entbehren wir aller dieser Hilfsquellen, indem von den darauf bezüglichen Sagen nur vereinzelte, von den Culten nur dürftige Nachrichten auf uns gekommen und überdies von den frühern Berichterstattern durch poetisches, von den spätern durch philosophisches Mißverständnis entstellt oder doch verdächtig sind, von Gedichten aber und überhaupt von Schriften uns gar nichts vorliegt, als die verhältnißmäßig nicht zahlreichen hieroglyphischen Denkmäler, die wir ebenfalls nur dann mit Sicherheit würdigen lesen können, wenn wir uns schon des charakteristischen Verständnisses ägyptischer Symbolisirung völlig bemächtigt hätten. Ob es spätern Zeiten aufbehalten sein wird, durch genaue Ausforschung dessen, was in der gemischten Bildung der orientalisches-hellenistischen Welt ägyptischem Einflusse zuzuschreiben ist, deutliche Kennzeichen für die eigenthümlich nationale ägyptische Denkweise aufzufinden, wer möchte darüber absprechen? Bis jetzt aber ist alle Kenntniß dieser Gegenstände, so positiv sie reden mag, von einer solchen Sicherheit noch unendlich fern. Uns bleibt daher, da wir doch nur durch griechische Vermittelung hier sehen können, als Leitfaden nichts übrig, als möglichst genau's Anschließen an die ältesten griechischen Nachrichten und kritische Ergänzung ihrer Mangelhaftigkeit aus den spätern. Denn poetisches Mißverstehen trübt den Gegenstand immer weniger, als mystisch philosophisches und wer wollte nicht lieber in Irrthümern Herodotischer Zeit befangen sein, als in denen der neuplatonischen? Unheimlich und unschön ist freilich die ägyptische Welt so gut wie diese, aber weniger krankhaft und

*) Argelati biblioth. scriptor. Mediolanens. Freheri theatr. P. IV. p. 1527 (mit seinem Bildnisse). Baillet, Jugem. T. II. p. 221. Papadopoli, Hist. gymnas. Patav. T. I. p. 358. Tyraboschi, Storia letterat. T. VIII. p. 384.

1) Herod. II, 42.

verfälscht; sie hat daher von den allgemeinen Thatfachen des religiösen Bewußtseins manche auf eine Weise ausgedrückt, die bei aller Verschiedenheit in den einzelnen Vorstellungsformen der altgriechischen immer noch näher steht, als der taumelnden Speculation der Neuplatoniker, wenn auch traditionell in deren Schriften noch so viel von altägyptischen Vorstellungen enthalten sein mag.

Eine der merkwürdigsten religiösen Thatfachen ist die Unfähigkeit des Heidenthums, sich den weltbildenden Gott als uranfänglich, geschweige denn als Schöpfer der Welt aus Nichts zu denken, ohne Zweifel, weil den uranfänglichen Gott keine Vorstellung faßt, über die Vorstellung aber die heidnische Religion nicht hinauszugehen vermag. Der lebendige Gott ist den Griechen so sehr ein gewordener, ein erzeugter, daß es sogar mehrerer Zeugungen bedarf, ehe sich die göttliche Natur zu ihm erhebt; nicht Uranos, nicht Kronos ist der wahrhaft göttliche Gott, sondern erst Zeus. So stellte nun auch die ägyptische Theologie mehre Götterkreise nach einander auf, als den der frühesten Götter einen von acht²⁾, unter denen Mendes³⁾ und Wuto⁴⁾ (Pan und Leto), dann einen von zwölf⁵⁾, unter denen Herakles (Chon)⁶⁾, endlich einen dritten, dessen Zahl uns unbekannt ist, von Göttern, die von jenen zwölf erzeugt seien, und unter diesen steht Osiris⁷⁾. Unter diesen Göttern ist immer einer der König, und zuletzt Dros, Osiris' Sohn und Rächer⁸⁾, gewiß also, wie spätere Schriftsteller auch ausdrücklich angeben, sein Vater nicht minder. Dros schließt die Reihe der Götterkönige⁹⁾, sein Vater, der Götterkönig Osiris, der am allgemeinsten vom Volke verehrte Gott, ist also der vorletzte in der rechtmäßigen Weltherrschaft. Auch hierfür findet sich in der griechischen Religion eine Analogie; denn in den Orphischen Weisgedichten folgte auf Zeus noch der Weltherrscher Zagreus, nicht göttlicher, als sein Vater, aber der Mittler zwischen ihm und den Menschen in Leben und Tod, wie in andern griechischen Gedankenkreisen dieser Mittler, wenngleich nicht König, Apollon oder Dionysos ist. Osiris ist nun keinesweges, wie sich gleich ergeben wird, dem Zeus entsprechend, noch auch Dros dem Zagreus, wol aber enthalten beide Theologien, die Orphische, wie die ägyptische, den Gedanken, daß der vorletzte Weltherrscher der eigentliche lebendige, alldurchbringende, allvollendende Gott ist. Aber, und das soll man nicht verkennen, zu einem die Vorstellung vom Zeus erfüllenden Gott hat sich der ägyptische Gedanke nie erhoben, sondern sein allverehretester, allbildender Gott hat keinen höhern Wirkungskreis als in der treibenden quellenden Naturkraft, wie der griechische Dionysos. Denn der mit Zeus parallelsirte Ammon kann, soviel sich irgend beurtheilen läßt, nur aus einseitiger Ähnlichkeit diese Würde erlangt haben, was sich schon daraus sicher genug darthut, daß er weniger allgemein verehrt war, als Osiris.

Herodot parallelisirt den Osiris mit dem Dionysos, sowohl nach eigener Ansicht¹⁰⁾ als nach der der ägyptischen Priester¹¹⁾, und allerdings findet, wenn man die verschiedenen Volkscharaktere der Verehrer nicht aus den Augen verliert, zwischen beiden Göttern die wesentlichste Entsprechung statt. Die großen hellenischen Götter haben ihren Mittelpunkt nicht in Naturdingen, sondern in einzelnen Eigenschaften der ewigen allgemeinen Gottheit. Gott ist erhaben, er ist weise, er ist stark, er ist schöpferisch, das sind Aussagen, die sich nothwendig aus einer auch noch so unsichern Erkenntniß Gottes des Vaters ergeben, und alle Aussagen dieser Art bezieht der griechische Glaube auf den Zeus. Aber zu diesem, in dem sich alle Vollkommenheit vereinigt, fühlt sich der Mensch in seinen einzelnen Schicksalen in keinem Verhältniß, es ist ihm, als müßte er durch das unmittelbare Zusammentreffen mit ihm zergehen, wie Semele; fühlt er sich nun doch von göttlicher Macht in seinen Angelegenheiten berührt, so schreibt er diese Einwirkung einzelnen göttlichen Wesen zu, und bildet sich, indem er im göttlichen Wollen bald eine höhere Weisheit, bald eine höhere Stärke, bald eine höhere Schöpferkraft, als seine eigene erkennt, persönliche Götter aus, deren Wesen seinen Mittelpunkt in einer dieser Eigenschaften hat. Bei den Griechen sind die aus diesen drei Anschauungen hervorgegangenen Götter Athene, Apollon, Dionysos. In der Ausbildung der einzelnen göttlichen Gestalten und ihres genealogischen Verhältnisses zu einander ist vorzugsweise die verschiedene Nationalität der Völker thätig, nur in den Grundzügen der Theologie läßt sich ein Allgemeines erkennen, nicht eine durchgängige Analogie in der Entwicklung. Den Ägyptern fehlte ein alle göttliche Kraft vereinigender Gott, wie der griechische Zeus; auch waren schwerlich bei ihnen die Grenzen der verschiedenen Persönlichkeit so scharf gezogen. Wie nun unter allen Eindrücken, die sie empfinden, keiner so mächtig sein konnte, als der von der üppigen Fruchtbarkeit ihres Landes, war es natürlich, daß der Gott dessen wesentlicher Antheil die im Treiben und Hervorquellen der Natur, besonders der Pflanzenwelt, erscheinende Schöpferkraft ist, bei ihnen die allgemeinste Verehrung erhielt. Diese Auffassung des Osiris bestätigt sich durch die ungezwungenste Erklärung des Namens aus dem Koptischen *OU*, viel, und *SPS*, machen, Oschiri der Vielschaffer, entsprechend dem griechischen *τελειότατος*, wie auch Zeus *τελειότατον κράτος* heißt¹²⁾. Der vielschaffende Osiris ist der Gott, durch den Alles gedeiht, durch den Alles seine Form erhält¹³⁾.

10) Herod. II, 144. 11) Ib. 42. 12) *Asch.* Suppl. 526. 13) Dazu stimmt die Erklärung bei Plutarch; der Name Osiris bedeute vielerlei, namentlich aber *τὸ κράτος ἀγαθοποιῶν καὶ ἐνεργητικῶν*: Is. et Os. 451. Die regsame Kraft, die thätige Gewalt ist es wol auch, was Hermäus verstand, wenn er Osiris durch *ὄμβριμος* übersetzte, ebend. 443. Andere wollen dort *ὄμβριος* lesen, dann wäre es die im Regen zeugende Kraft, eine Thätigkeit, die, wie sich nachher zeigen wird, dem Osiris nicht fern liegt, daß dies aber eine wirkliche Bedeutung der Sylben sei, ist nicht nachzuweisen.

2) Herod. II, 43, 46, 145, 156. 3) Ib. 46, 145. 4) Ib. 156. 5) Ib. 43, 46, 145. 6) Ib. 145. 7) Ib. 8) Ib. 144. 9) Ib.

Die göttliche Kraft des Zeugens und Schaffens erkannten die Ägypter jedoch nicht bloß im Osiris, sondern in mehreren Gottheiten an, sein Kreis ist also noch näher durch Vergleichung mit jenen und Unterscheidung von ihnen zu begrenzen. Eine solche ist vor allen der gute Geist Knuph, ungeboren und unsterblich, verehrt zu Theben, wo man keinen sterblichen Gott anerkannte¹⁴⁾, eine Nebenform des Ammon oder doch mit demselben vermischt¹⁵⁾; ferner Mendes, einer der ersten acht Götter, der Urgott der Zeugung, wie auch Pthah, der Weltbildner, geboren aus dem aus dem Munde des Knuph hervorgegangenen Ei¹⁶⁾. Aber alle diese sind Urgötter, welche thätig waren zur ersten Formung und Bestimmung der Welt, noch jetzt nicht ohne Einfluß und daher nicht ohne Verehrung, aber nicht unmittelbar einwirkend auf das sichtbar in der Welt täglich Erscheinende und sich Begebende. Der hierin wirkt, ist Osiris. Eine sichere Aufklärung des Verhältnisses der acht Urgötter zu den zwölf zweiten und den darauf folgenden dritten, den Genossen des Osiris, läßt sich bis jetzt wenigstens auf keine Weise geben. Denn in Ägypten selbst scheinen andere Sagen das Verhältniß der Zwölf und Acht umgekehrt zu haben, eine alte Chronik setzte jene vor diese, und nannte diese letzten Acht Halbgötter¹⁷⁾. Auch Manetho läßt Halbgötter auf ungeborene Götter in der Herrschaft folgen: aber der ungeborenen zählt er nun sieben, unter denen auch Osiris, Isis und Typhon, der Halbgötter nur neun, unter denen Dros, bei Herodot der letzte über Ägypten herrschende Gott, nun der erste und Zeus der letzte ist, wie auch Herakles unter diesen steht, der nach Herodot in die Reihe gehört, welche der Osiris vorausgeht¹⁸⁾. Ebenso wenig stehen die Ältern des Osiris fest. Als Mutter freilich wird allgemein Rhea genannt¹⁹⁾, deren ägyptisches Urbild noch nicht mit Sicherheit ausgemittelt ist; als Vater aber gilt meistens Kronos²⁰⁾, ägyptisch Souk, griechisch auch wol Suchos genannt²¹⁾, nach Einigen aber der Sonnengott, ägyptisch Phre, der echte Gemahl der Rhea, von dem diese den Osiris und Arueris²²⁾ empfängt, Kronos aber wohnt ihr heimlich bei, darauf flucht ihr der Sonnengott, sie solle weder im Monate noch im Jahre gebären. In der Noth ist sie dem Hermes (Taaut) zu Willen, der darauf der Mondgöttin im Würfelspiele den 70. Theil jedes Tages abgewinnt, woraus er die zu den 360 Monatstagen des Jahres hinzugesetzten fünf Schalttage macht, an denen nun Osiris und Arueris vom Sonnengott, Isis

vom Hermes, Typhon und Nephthys vom Kronos geboren werden²³⁾.

Mit Osiris' Geburt erscholl eine Stimme: Nun trete der Herr aller Dinge ans Licht. Auch vernahm Pampyl beim Wassers schöpfen einen Ruf aus dem Heiligthume des Zeus zu Theben, der ihr befohl, zu verkündigen, der große königliche Wohlthäter Osiris sei geboren. Daher übergab Kronos ihr den Osiris, ihn aufzuziehen, und nach ihrem Namen wurde das Fest des Osiris Pampylien genannt²⁴⁾, das Fest der guten Verkündigung. Dies wurde gefeiert, wie in Griechenland das des Dionysos, die Chöre abgerechnet, mit Phallexpuppentheater²⁵⁾, nur daß statt der Phallen ellenlange Gliederpuppen von den Frauen in den Dörfern herumgetragen wurden, das Glied, das nicht viel kleiner war, als der ganze Leib, gesenkt aber durch Sehnen beweglich, was man durch eine heilige Sage erklärt, Fidentenspiel zog voraus und Weiber folgten unter Gesängen auf den Osiris. Am Abend schlachtete jeder vor seiner Hausthür ein Ferkel, das er fortschaffen ließ von dem Schweinehirten, der es geliefert hatte. Nur dem Osiris und der Mondgöttin wurden Schweine geopfert, sie galten für unrein und mit den Schweinehirten hatte Niemand Gemeinschaft²⁶⁾.

Wie in diesen Gebräuchen Osiris als Gott der Zeugung erscheint, so finden wir nun überhaupt alles Gebeihen der Naturzeugungen auf ihn bezogen, und namentlich den Ackerbau von ihm hergeleitet. Osiris, erzählte man, habe Weizen und Gerste, welche Isis gegeben, bereiten gelehrt²⁷⁾. Es liegt im Wesen aller Mythologie, namentlich der ägyptischen, die ewigen Thaten der Gottheit in der Natur darzustellen als geschehen in einer bestimmten Vorzeit, sodas jene einzelne That das Urbild der sich ewig erneuernden wird. Daher heißt Osiris mit seiner Gemahlin Isis, König von Ägypten, der 28²⁸⁾ oder nach Andern 35 Jahre gelebt oder geherrscht habe²⁹⁾. In dieser Zeit lehrt er Ackerbau und Weinbau, gibt Gesetze, richtet den Götterdienst ein³⁰⁾, begünstigt die Handwerke und gründet Theben³¹⁾, sammelt dann ein Heer, um friedlich durch die ganze Welt zu ziehen, und die Saat von Weizen und Gerste, den Weinbau und wo dieser nicht gedeiht, das Bierbrauen zu lehren³²⁾. Den Weinbau mögen Andere ihm abgesprochen haben, weil nach der Meinung Mancher der Wein aus dem Blute der Götterkinde hervorgegangen war³³⁾, doch folgt es nicht nothwendig hieraus, vielmehr kann dieser Sieg und das durch ihn gewonnene Gut als eine seiner Wohlthaten dargestellt gewesen sein. Er zieht friedlich ohne Waffen, gewinnend mit Rede, Musik und Gesang³⁴⁾,

14) *Plut. Is. et Os.* 418. 15) *Champollion*, *Panthéon Egypt.* 3. 16) *Euseb. Praep. Evang.* III, 11. 17) *Syncell.* p. 95. (*Dindf.*) 18) *Syncell.* p. 33. 19) *Diod.* I, 13. *Theo Smyrn.* II, 47. *Plut. Is. et Os.* 402. 20) *Diod.* I, 13, 27. *Theo Smyrn.* II, 47 angeblich nach einer alten ägyptischen Säule, des Königs Kronos und der Königin Rhea ältester Sohn, der König Aker, Osiris. Auch in der Dynastientafel bei *Syncellus* folgen Osiris und Isis unmittelbar auf den Kronos. 21) *Champoll.* *Panth. Egypt.* p. 21, 22. 22) Arueris, nach Einigen der ältere Dros, ist seinem Wesen nach eine Nebenfigur des Osiris, sein Name bezeichnet thätige Thätigkeit, ein anderer Ausdruck für die allvollbringende Schöpferkraft. *Jablonsky*, *Panth. Aegypt.* I, 225.

23) *Plut. Is. et Os.* 401 sq. *Bergl. De Orac. defect.* 691. *Diod.* I, 13. 24) *Plut. Is. et Os.* 402. Der Name bedeutet: gute Verkündigung. *Jablonsky Panth. Aegypt.* III, 205. 25) *Plut.* 402, 441. Daher heißt es ebend. 465: Osiris werde dargestellt in Menschengestalt, mit stehendem Blicke, wegen seiner Zeugungskraft und Nährkraft. 26) *Herod.* II, 48. *Bergl. ebd.* 47. 27) *Diod.* I, 14. 28) *Plut. Is. et Os.* 451. 29) *Syncell.* p. 33. 30) *Plut. Is. et Os.* 403. 31) *Diod.* I, 15. 32) *ib.* I, 16, 20. 33) *Plut. Is. et Os.* 392. 34) *ib.* 403 sq.

umgeben von tanzenden Satyrn nach Äthiopien, wo er den Ackerbau lehrt und Städte gründet³⁵⁾, zu den Arabern und Indern, auch über den Hellespont nach Europa³⁶⁾. Hierin ist vielfache Einmischung griechischer Fabeln augenscheinlich, die Erbauung von Nysa und Maroneia, die Besiegung des Tykurgos, die Zuweisung d. s. Triptolemos werden vom Dionysos auf den Osiris übertragen, auch läßt er seinen Sohn Makedon, der zum Wisse ein Wolfsgeßicht hat, als König von Makedonien zurück. Doch mag dies Alles zu Diobors Zeit in Ägypten selbst erzählt sein, da gewiß schon viel früher die ägyptischen Priester ihrem Osiris den Ruhm des Dionysos aneigneten, auch zeugt dafür die Erwähnung der ägyptischen Sitte, auf Reisen sein Haar wachsen zu lassen, weil Osiris dies nach einem Gelübde gethan habe³⁷⁾. Außer diesem Zuge liegt in diesen Fabeln nichts aus der Religion selbst hervorgegangenes, das abgerechnet, daß durch diese Züge der Vielschaffer Osiris als der allgegenwärtige Bildner und Former erscheint. Daher soll es auf Säulen, die er zu Nysa in Arabien gesetzt, geheißt haben: Ich bin der König Osiris, der alles Land durchzog bis zu den unbewohnten Gegenden der Inder und nördlich bis zu den Quellen des Ister und wieder durch die andern Theile bis zum Ocean. Ich bin Kronos' ältester Sohn, und als Sproß aus schönem und edel-erzeugtem Ei entstanden als mitgeborner Same des Tages. Kein Land ist auf Erden, wohin ich nicht kam, Allen vertheilend, was ich erfunden³⁸⁾. — Aus der ursprünglichen, bloß nationalen ungestörten Gedankenentwicklung läßt sich keine von diesen Vorstellungen herleiten, in dieser ist Ägypten eine Welt für sich, und gewiß hat Osiris sich nicht früher um das Ausland bekümmert, ehe die Heimath sich diesem anschloß. Wir kehren daher von diesen Fabeln zur fernern Betrachtung des schöpferischen Naturgottes zurück.

Die Vorstellung von diesem erkennen wir deutlich wieder in den Symbolen des Osiris. Der Epheu galt als dessen Pflanze und führte seinen Namen wegen des Blätterreichthums und beständigen Treibens³⁹⁾. Man bezeichnete ihn, heißt es, durch Auge und Scepter⁴⁰⁾, d. h. durch den Königsstab mit dem Kopf und Auge des storchartigen Vogels Kukulpha⁴¹⁾, der jedoch mehren Göttern gemeinsam ist. Das Auge, Zeichen des immer thätigen Wächters, ist häufig sein Sinnbild⁴²⁾, namentlich ein großes Auge, wie aus zwei zusammengezogen, deuten auf den obern und untern Osiris⁴³⁾, oder ein Auge mit Augenbraunen⁴⁴⁾. Die Bilder des Osiris tragen gewöhnlich einen Hut, einen Stab und eine Geißel⁴⁵⁾, oft langen Bart⁴⁶⁾, und feurigen⁴⁷⁾ ganz lichtfarbigen Mantel ohne allen Schatten⁴⁸⁾. Unter den Thieren ist der Habicht Osiris' Symbol wegen der Schärfe

seines Blicks und der Schnelle seines Flugs⁴⁹⁾, wie er überhaupt hieroglyphisch Thätigkeit und Schnelligkeit bezeichnet⁵⁰⁾; eine Gondel mit Osiris als Habicht ist eine häufig vorkommende Hieroglyphe⁵¹⁾, auch wird er in menschlicher Bildung mit einem Habichtskopfe dargestellt⁵²⁾. Unter den vierfüßigen Thieren ist sein Sinnbild der Wolf⁵³⁾, daher wird diesen auch mit der Geißel abgebildet finden⁵⁴⁾; daher, wie oben angeführt ist, Osiris' Sohn Makedon in der griechischen Fabel ein Wolfsosiris trägt. Der Wolf wurde in Ägypten heilig gehalten⁵⁵⁾, namentlich in Lykopolis, der Wolfstadt, wo man erzählte, wie ein Einfall der Äthiopen durch Wölfe zurückgeschreckt sei⁵⁶⁾, worin offenbar ein Beistand des Gottes selbst ausgedrückt wird, denn auch dem Dros steht Osiris, von den Todten zurückgekehrt, in Gestalt eines Wolfes gegen den Typhon bei. So hatte in Delphi das Thier des Wolfgottes Apollon einen Tempelraub angezeigt⁵⁷⁾. Wie Wolf und Geißel, findet man auch Wolf und Auge zur Bezeichnung des Osiris verbunden, zwei liegende Wölfe, über jedem ein Auge⁵⁸⁾. Auch finden wir den Wolf öfters in Verbindung mit vier Dämonen dargestellt, die dem Osiris beigegeben zu werden pflegten⁵⁹⁾. Die Vorstellungen, welche die Bezeichnung des Gottes durch diese Thiere motivirten, können wir nicht mit vollständiger Deutlichkeit entwickeln, wir vermögen nur allgemeine Beziehungen anzugeben, wie es oben geschehen ist, für die Darstellung durch den Habicht. Wolf und Habicht⁶⁰⁾ sind auch bei den Griechen Sinnbilder eines Gottes, des Apollon, dessen Wesen seinen Mittelpunkt in der unwiderstehlich einwirkenden göttlichen Stärke findet. Von dieser ist die in der Natur erscheinende schöpferische Zeugungskraft wesentlich nur eine einzelne Seite, daher der Gedankenkreis des Dionysos dem des Apollon ganz nahe steht. Bei den Griechen war die Grenze darin gegeben, daß Apollon in der göttlichen Stärke erkannt wird, sofern sie frei und unmittelbar auf besetzte Wesen einwirkt, Dionysos, sofern sie in pflanzenartigem Wachsen und Treiben erscheint; für die ägyptische Vorstellung ist diese Grenze aufgehoben, die Freiheit und Lebendigkeit des Apollinischen Bildes ist für dies Volk unsäglich. Allerdings wird auch hier die göttliche Stärke in zwei engverbundenen Gottheiten angeschaut, in Osiris und seinem Sohn Dros, dessen Symbol der Löwe ist⁶¹⁾. Dros aber ist Nichts als ein jugendlicher Osiris, dessen unmittelbare Beziehung auf die Pflanzenwelt aufgelöst, und der der göttliche Bestreiter und Besieger der Götterfeinde ist, deshalb verglichen mit dem griechischen Apollon⁶²⁾, aber keineswegs von aller Beziehung auf die Pflanzenwelt frei, sondern der Beförderer der Feldfrüchte⁶³⁾, so gut wie Osiris, daher von Einigen

35) Diod. I, 18. 36) Ib. 19 sq. 37) Ib. 18. 38) Ib. 27. Ähnliche fabelhafte Säulen des Osiris werden in Indien genannt. Tzet. Chil. VIII, 588. 39) Diod. I, 17. 40) Plut. Is. et Os. 389, 465. 41) Zoega, De Obelisc. p. 443, n. 28. 42) Ib. p. 310, n. 35. 43) Ib. p. 324. 44) Ib. p. 305, n. 24. 45) Ib. p. 305. 46) Ib. p. 319. 47) Plut. Is. et Os. 465. 48) Zoega, De Obelisc. p. 503.

49) Plut. Is. et Os. 465. 50) Zoega, De Obelisc. p. 443. 51) Ib. p. 471. 52) Ib. p. 304. 53) Ib. p. 310, 358. 54) Ib. p. 310, n. 35; 322, n. 15. 55) Herod. II, 67. Cic. Nat. Deor. III, 19. Strab. XVII, 818. 56) Diod. I, 88. 57) Paus. X, 14, 7. 58) Zoega, De Obelisc. p. 310, n. 35. 59) Ib. p. 326. 60) II. XV, 237. Anderswo der Seier (II. VII, 59) und der Weihe (Od. XV, 326). 61) Horapoll. I, 17. 62) Herod. II, 156. 63) Aelian. Hist. Anim. XI, 10.

wie für den Osiris, der Nil die Grundlage der Thätigkeit, und der Name richtig von der Füllung, der wandernden Fülle erklärt zu sein⁸⁶). Diese Füllung schaute man namentlich im Strom an, aber auch überhaupt in allem Gewässer und in dessen Einwirkung auf die Pflanzenwelt, denn wenn darin die Füllung den gesuchten Bielschaffer fand, und sich mit ihm vereinigte, so war die Erzeugung geschehen und das Wachsthum der Keime gedieh.

Wie nun Isis' Gewalt auf den Nil einwirkt, wird gleich nachher darzulegen sein in der Behandlung des großen Sagentheiles vom Tode des Osiris, wenn zuvor noch eine zweite Verbindung des Osiris erwähnt sein wird, aus der das mythologische Verfahren seines Volkes deutlich erhellt. Die befruchtenden Götter haben in der ägyptischen Theologie ihren Gegensatz in den mit ihnen verschwisterten Göttern der Unfruchtbarkeit und der verderbenden Ausdörrung, im Typhon und seinem Weibe Nephthys. Die physische Grundlage für diese sind, wie für Osiris und Isis die nährnde füllende Feuchtigkeit und die wärmende, brütende Sonne, so das wüste unfruchtbare Meer und die ausdörrenden Winde. Das Meer ist nach ägyptischem Glauben aus dem Feuer entstanden, ist kein Theil der Welt, sondern ein Fremdartiges, Verdorrenes, Krankhaftes⁸⁷); daher hieß das Seesalz Typhons Schaum⁸⁸), den Priestern war sein Gebrauch verboten, namentlich zur Zeit der Heiligung⁸⁹); bei Opfern durfte nur Steinsalz gebraucht werden⁹⁰); Schiffer wurden von den Priestern nicht begrüßt, ein Seefisch bezeichnete hieroglyphisch den Haß⁹¹). Diese unheimliche Feindseligkeit gegen das Meer ist zugleich Erfolg und Verstärkung der ägyptischen Abgeschlossenheit; denn wie ihr Land rings von Meer und Wüste umgeben ist, sehen wir es umschlossen vom Gebiete der verderbenden Götter und den Segen des günstigen Gottes auf das enge Niltal beschränkt. Beide Namen, Typhon und Nephthys, scheinen verderbliche giftige Winde bezeichnet zu haben⁹²), unter Nephthys' Herrschaft verwies man namentlich die dürren Landstriche dicht am Meer, wo sie beim Typhon hauste, dessen Gebiet überall die Grenze des gesegneten Aegyptens berührte. Die Ehe der unfruchtbaren Götter bleibt unfruchtbar, aber Osiris wohnt heimlich der Nephthys bei und zeugt mit ihr den Anubis, Typhon aber erkennt den Ehebruch am zurückgelassenen Kennzeichen des Osiris, dem Melilotos. Dieser Gedanke, daß der fruchtbare Gott auch in den unfruchtbaren Mächten Zeugung und Leben erweckt, findet nun wieder seine natürliche Darstellung im Eindringen des aufs Höchste angeschwollenen Nil auch in das unfruchtbare sandige Küstenland, in welchem sein zurückgelassener Schlamm die Pflanze gedeihen läßt⁹³).

Wichtiger ist die Sage, daß der Gott der Frucht-

barkeit gestorben sei. Schon im allgemeinen Bilde von ihm liegt der Anlaß; da alles Erzeugte in der Natur vergeht, ergibt sich leicht der Gedanke, daß der in dem Alten wirkende vielschaffende Gott kein anderes Schicksal haben kann, da aber alles, was erzeugt, gewachsen und gestorben ist, wiedergeboren wird, findet sich auch die Überzeugung ein, daß es mit dem Gott in seinem Tode nicht aus sei. Der Tödter, denn von selbst stirbt kein Gott, kann kein anderer sein, als sein feindlicher Bruder, der Gott der Unfruchtbarkeit und des Verderbens. Dies bestätigt der Augenschein darin, daß der heilige befruchtende Strom, des Gottes Abfluß, hinsirbt im unfruchtbaren Meere, daß ferner von dieser Meereswüste her die Winde wehen, die den Strom selbst schwächen, einengen und die befruchtende Kraft ihm verkümmern. Dann irt Isis, die Göttin der Befruchtung, umher und sucht den Befruchter, sie findet ihn zertheilt und zersükkelt, er wohnt ihr von Neuem bei, aber nur als Schatten und zeugt das schwachfüßige Kind Harpokrates⁹⁴), eine Nebenfigur des Dros, die Darstellung der verkümmerten göttlichen Schöpfungskraft, wie diese dann erscheint, wann die Sonne im Winter nicht wärmen⁹⁵), wann der Nil nicht die Felder befeuchten kann. Dann herrscht Typhon, der unfruchtbare Gott. Aber die uralte Gotternährerin, die Verborgene, Buto, nährt auf der schwimmenden Insel das echte starke Götterkind, den königlichen Dros, dem der Verderber vergebens nachsucht, und mit ihm seine Schwester Bubastis, die ihm entspricht, wie Isis dem Osiris⁹⁶). Dros bekämpft den Typhon und herrscht als der letzte der Götter⁹⁷). Dies sind die allgemeinen Grundzüge der Sage, deren Ausbildung nun im Einzelnen zu betrachten ist.

Für die von Osiris' Tod ist unsere Hauptquelle Plutarch, der in seiner Schrift von der Isis und vom Osiris sie folgendermaßen darstellt. Während Osiris die Welt durchzog, führte Isis die Herrschaft, und mit so weiser Sorgfalt, daß Typhon ihr Reich nicht zu stören vermochte. Nach Osiris' Rückkehr aber verschwor sich Typhon mit 72 Genossen, außer denen die äthiopische Königin Aso sich ihm zugesellte, maß die Gestalt des Osiris heimlich aus und arbeitete danach einen prächtigen Sarg, den er beim Gastmahle zu allgemeiner Bewunderung ausstellte⁹⁸), und den er, als alle denselben bewundereten, dem zusagte, für den er passend sein werde. Alle legten sich hinein, nur Osiris fand ihn sich gerecht, aber sobald er sich darin ausgestreckt hatte, stürzten die Verschworenen darauf zu, schlossen den Deckel mit Nägeln und geschmolzenem Blei und warfen ihn in den Strom, wo er durch die tanaitische Mündung, die deshalb verflucht blieb, ins Meer hinaustrieb. Dies geschah am 17. Tage des Monats Athyr⁹⁹) (October) zur Zeit des Voll-

86) I-Si Jablonsky, Panth. Aeg. II, 31. 87) Plut. Is. et Os. 398. 88) Ib. 435. 89) Ib. 393. 90) Arrian. Exp. Alex. III, 4. 91) Plut. Is. et Os. 435, 436. 92) Jablonsky, Panth. Aeg. III, 85, 120. 93) Plut. Is. et Os. 444.

X. Encycl. d. B. u. K. Dritte Section. VI.

94) Plut. Is. et Os. 414. 95) Daher zur Zeit der Wintersonnenwende geboren auf frühzeitigen Keimen und Blumen. Plut. Is. et Os. 434. 96) Herod. II, 156. 97) Ib. II, 144. 98) über die übermäßige Bortiebe der Ägypter für prachtvolle Särge vergl. Zoega, De Obelisc. p. 329. 99) Plut. Is. et Os. 404, 405.

monds¹⁾. Dies war die Jahreszeit, wann nach Ablauf der Etesien der Nil durch den Andrang der Südwinde sich ins Meer entladet, sein Wasser zurückweicht, sodas der Boden trocken wird, während Nacht und Finsternis zunehmen, die Tage verkürzt werden, das Licht abnimmt. Diese vier Dinge, das Weichen des Nil, das Herrschen der Südwinde (die der Mythos durch die Äthioperin Aso andeutet²⁾, die Schmälerung des Lichts und die Entblösung des Bodens werden vom 17. an mehre Tage lang betrauert, und dabei eine goldene Kuh mit schwarzem Gewande verhüllt, als Sinnbild der Trauer der Isis vorgezeigt³⁾. Die Bildwerke stellen die Hinaustragung der Leiche durch den Nil ins Meer durch einen Löwen dar, der eine Mumie trägt, begleitet von Anubis⁴⁾, auch wol durch eine Mumie auf einem runden Holz, einem Schiffelein ähnlich⁵⁾. Die Satyrn (mögen diese nun ursprünglich ägyptisch oder für andere Osirische Dämonen eingeführt sein) um Chemmis bemerken das Geschehene zuerst und berichten es der Isis, die nun mit geschornem Haar und in schwarzen Kleidern trauert, nach der Leiche sucht und jeden nach dem Sarge fragt, selbst Kinder, die ihr begegnen. Und diese geben ihr die tanaitische Münzung an, daher den Kindern in Ägypten Sebergabe einwohnt. Bei dieser Gelegenheit erfährt Isis, das Osiris einst aus Irrthum mit der Nephthys den Anubis erzeugt hat, erkennt die Wahrheit der Nachricht aus dem dafelbst zurückgebliebenen Melilotos, nimmt das von Nephthys aus Furcht vor dem Typhon ausgefehete Kind auf und macht es zu ihrem Wächter. Der Sarg ist indessen durchs Meer zu Byblos ans Land geschwommen und von den Wellen hineingehoben in das Gesträuch einer Erika, die durch die einwohnende Macht des Gottes so getrieben wird, das sie den Sarg ganz mit dem Holz ihres Stammes umwächst. Der König des Landes findet den Wunderbaum und läst den Stamm mit dem darin verborgenen Sarg als Pfeiler seines Hauses aufstellen. Isis erfährt dies durch ein auf göttlichen Anlaß verbreitetes Gerücht, wandert nach Byblos, setzt sich weinend an einer Quelle nieder, liebkost die Dienerinnen der Königin und haucht ihrer Haut Wohlgeruch an; die Königin läst sie holen und macht sie zur Amme ihres Kindes, das Isis statt der Brust aus dem Finger säugt, Nachts aber ins Feuer legt, das die sterblichen Theile seines Leibes verbrennen, sie selbst aber klagt an dem Pfeiler in Gestalt einer Schwalbe. Die Königin bemerkt endlich die Behandlung des Kindes, das darüber die Unsterblichkeit einbüßt, Isis aber gibt sich zu erkennen, haut den Sarg aus dem Stamm und läst diesen heiligen, wirft sich auf den Sarg mit solcher Klage, das des Königs jüngerer Sohn stirbt, und schiff mit dem Sarg und den ältern heim, wobei sie im Zorne den Fluß

Phädros austrocknet, der ihr widrigen Wind schickt. Sie öffnet den Sarg, küßt den Leichnam, der Knabe stört sie und stirbt vor dem Zorn ihres Blickes, die Ägypter singen ihn als Maneros⁶⁾. In dieser Erzählung trägt Manches die Spuren griechischer Umsabelung, aber das Hinaustreiben des Sarges ins Meer, Typhons Reich, der üppige Wuchs des Stammes, der Tod des Maneros sind offenbar wirklich ägyptische Sagen. Die Landung in Byblos scheint desselben Ursprungs, denn die Sage muß den Sarg entfernen aus dem Lande, das die Welt des Gottes und sein Wohnsitz ist, und unter dem angrenzenden findet sich kein näheres; der Segen des Bodens an der syrischen Küste und eine der Isis verwandte dort einheimische Göttin⁷⁾ mochten die nähern Anlässe hergeben. Diese Wiederauffindung des Osiris wurde von den Priestern am 19. Tage des Monats Athyr Nachts gefeiert durch einen Zug ans Meer, wo sie mit den Stolisten, den heiligen Bekleidern, eine heilige Lade hervorbrachten, in der sich ein goldenes Ristchen befand. In dies goß man Trinkwasser und nun jauchzte Alles auf, Osiris sei gefunden⁸⁾ und das Volk rief mit: Wir fanden ihn, wir jubeln mit⁹⁾. Dann mischte man Gartenerde unter das Wasser, that Gewürze und Specereien hinzu und formte ein mondähnliches Bildchen, das man umkleidete und schmückte¹⁰⁾. Vielleicht war dies ein Abbild des Schiffes, worauf Isis den Osiris zurückbringt, dessen Bildung aus Fruchterde und während dem Wasser andeutet, wie die beiden befruchtenden Götter in ihr Land heimkehren; denn ein solches Schiffelein, das man nachher irrthümlich für den Mond deutete, findet sich unter den Hieroglyphen¹¹⁾. Isis' Heimkehr wurde gefeiert am siebenten des Monats Tybi (der dem December entspricht, wie der Athyr dem October) und dabei bildete man auf den Opferkuchen ein gefesseltcs Nilpferd ab zur Bezeichnung des überwältigten Typhon¹²⁾. Da die ägyptischen Monate etwa mit dem achten bis zehnten Tage der unsrigen anfangen, fällt der siebente des Tybi auf den 15. December. In diese Zeit wird nun, da Isis jetzt nach der Heimkehr den Sarg eröffnet und den Leichnam umarmt, die Erzeugung des Harpokrates mit dem todtcn Osiris gehören, wie auch die Geburt dieses schwächlichen Götterkinds, das die Natur darstellt, wie sie zu frühzeitig sich zur erzeugenden Kräftigkeit wiedergebären will¹³⁾.

Da aber Typhon nur überwunden, nicht vernichtet ist, begibt sich Isis nach Buto, wo die uralte Göttin den Dros ernährt, und verbirgt, ehe sie sich auf den Weg macht, den Sarg mit dem Leichnam. Typhon aber jagt wieder beim Vollmond eine Sau, stößt auf den Sarg, erkennt den Osiris, zerstückt ihn in 14 Theile und zerstreut sie¹⁴⁾, oder nach Andern in 26, die er unter seine Genossen vertheilt¹⁵⁾. Isis sucht in einem Schiffe von

1) *Plut. Is. et Os.* 450. 2) *Ib.* 445. Die Etesien treiben die Wolken südwärts, sodas durch deren Erguß in Äthiopien der Nil steigt, die Südwinde stören dies und beschleunigen die Entladung ins Meer, die von den Etesien verzögert wird. 3) *Ib.* 446. 4) *Zoega, De Obelisc.* p. 329. n.; 252. n. Der Löwe ist Sinnbild der dem Strom inwohnenden Stärke. 5) *Ib.* p. 330 sq.

6) *Plut. Is. et Os.* 405—411. 7) *Lucian. Dea Syr.* 7. 8) *Plut. Is. et Os.* 446. 9) *Schol. Juven. VIII.* 29. 10) *Plut. Is. et Os.* 447. 11) *S.* Note 5 a. v. *Sp. Vergl. Plut. Is. et Os.* 451. 12) *Ib.* 464. 13) *S.* Note 95. *S.* 273. *Plut.* 414, 484. 14) *Ib.* 395, 411. 15) *Diod. I.* 21.

Papyrus die Stücke zusammen, daher noch jetzt die Crocodile die in Papyrusbüden Schiffenden nicht verfehren, und bestattet sie, wo sie dieselben findet, oder sendet nach Andern, um das wahre Grab vor Typhon geheim zu halten, Bilder des Osiris, deren jedes ein Stück enthält, in den Städten umher, jedes für den wahren Leib ausgebend¹⁶⁾. Sie vereidigt darauf die Priester, die Tödtung und das Grab geheimzubalten und setzt die Osirischen Weihen ein¹⁷⁾. Osiris' Schamglied, das heiligste Werkzeug der Befruchtung, hat von den Genossen des unfruchtbaren Typhon Niemand annehmen wollen, daher wies er es in den Strom¹⁸⁾, sodas seine zugehende Macht nur dem Nil einwohnt. Es wird verzehret vom Schuppenfisch, vom Stör und vom Phagros, welche die Agypter am meisten verabscheuen, Isis aber läst es nachbilden im Phallus und heist diesen aufs Höchste verehren¹⁹⁾.

Nun erscheint der ermordete Osiris dem Dros, um seine Rache zu betreiben, er übt den Sohn im Kampf und fragt ihn dann, was er für das Schönste halte. Dros antwortet: beleidigte Ältern zu rächen. Dann stellt er die zweite Frage, welches Thier er für den Kämpfenden am nützlichsten halte, und da Dros antwortet: den Wolf, fragt er wieder: warum nicht lieber den Löwen, und erhält die Auskunft, ein Löwe sei dem nütlicher, der Beistand bedürfe, ein Wolf dem, der den fliehenden Feind zerreißen lassen wolle. Nun erkennt Osiris, sein Sohn sei zum Kampfe gut²⁰⁾. Denn das Drakel hatte gesagt, die Angelegenheiten der Agypter würden glücklich enden, wenn Dros statt des Löwen den Wolf zum Beistande nehme. Die Erwähnung des Wolfs bestätigt sich durch eine heilige Sage, die Manche sich zu offenbaren scheuten²¹⁾. Es war aber keine andere, als das, da es wirklich zum Kampfe kam, der todte Osiris in Wolfsgestalt dem Dros zu Hilfe eilte²²⁾. Denn alle Sagen vom todten Osiris durften nur den Eingeweihten mitgetheilt werden, sonst war es frevelhaft, vom Gottestode zu reden²³⁾. — Ehe es zur Schlacht kam, gingen Viele vom Typhon zum Dros über, namentlich seine Beischläferin Thueris (der Ostwind), flüchtend vor einer Schlange, die von Dros' Genossen umgebracht ward, daher noch bei der Feier ein hingeworfener Strick zerschnitten wird²⁴⁾. Nach einem Kampfe von mehren Tagen nahm Dros den Typhon gefangen und übergab ihn gefesselt der Isis, diese aber setzte ihn in Freiheit; Dros darüber aufgebracht riß der Isis die Krone²⁵⁾ oder nach alter Sage wol den Kopf ab²⁶⁾, Hermes (Anubis) aber setzte ihr ein Rinderhaupt auf²⁷⁾. Typhon verklagte nun den Dros als

unecht; auf Hermes' Vertbeidigung aber erkannten ihn die Götter an als ehelich²⁸⁾. Es werden noch andere Nachstellungen angeführt: Typhons Genossen, die dem griechischen Schriftsteller Titanen heißen, bringen den Dros um, Isis findet ihn todt im Wasser, aber sie bringt ein Kraut hervor, durch das sie ihn nicht nur wiederbelebt, sondern auch unsterblich macht²⁹⁾. Endlich wird Typhon in zwei andern Schlachten überwunden und völlig überwältigt³⁰⁾. Er entfloß dem Tod in Gestalt eines Crocodils³¹⁾, wenn diese Flucht nicht etwa die ist, da ihn Isis entschlüpfen ließ. Bei Diodor wird er getödtet, doch ist das wol Euhemeristische Umformung, so gut wie der Tod der Isis³²⁾.

Wie nun Dros, dessen Augen das Geburtsfest am 30. Tage des Monats Epiphi (Junius), also nach der Sommer Sonnenwende, im kräftigsten und reichsten Theile des Jahres, gefeiert wird³³⁾, als ein erneuerter jugendlicher Osiris segensreich über das Land herrscht³⁴⁾, wie Osiris' Begrabung und Wiederbelebung angeschaut wird im ausgesäeten und aufkeimenden Saatkorne³⁵⁾, so hat nun auch Isis die Wasser des allnährenden Stromes wieder steigen lassen³⁶⁾, der Nil schwillt an durch ihre Thränen³⁷⁾, während sie den Osiris sucht unter dem Geräusche der Klapper in ihrer Hand³⁸⁾. Denn diese, mit welcher ihr Fest gefeiert wurde, bezeichnete das Steigen und Fallen des Nil³⁹⁾, und die Schale, die sie in ihrer Linken hielt, die Füllung aller Leere⁴⁰⁾. Die Sage von der Zerstückelung des Osiris scheint ihren Grund theils in der Zertheilung des Nil zu haben, denn Isis sammelt, auf demselben schiffend, die Stücke ein, theils in den eiferfüchtigen Ansprüchen so vieler ägyptischen Städte auf das echte Grab des Osiris.

Denn nur Osiris' Leib war zerstückelt, sein Geist lebte fort, und wie er schon der Isis und dem Dros wieder erschienen war, so galt er nebst der Isis als Herrscher des Todtenreichs⁴¹⁾, und seine Gemeinschaft war für jeden Sterbenden das wünschenswertheste Glück. Denn die Seele des Menschen verläßt ihren Leib, sobald dieser zerfällt und muß dann alle Thierleben durchwandern, um endlich nach 3000 Jahren wieder in menschlichem Leibe zu erscheinen⁴²⁾. Dieser mühevollen Wanderung kann aber vorgebeugt werden durch ungestörte Erhaltung der Leiche, und diesem Glauben zu Liebe geschah die Einbalsamirung und die Beisetzung in den für die Ewigkeit erbauten Grabstätten der Pyramiden oder in heiligen Begräbnisplätzen in der Nähe des Grabes des Osiris. Denn wie die menschliche Seele auch im Grabe in der Mumie bleibt, so ist auch Osiris' wahrer Wohnsitz da, wo sein wahrer Leib begraben liegt. Seine

16) *Plut. Is. et Os.* 412. *Diod. I.* 21. 17) *Diod. I.* 21, 20. 18) *Ib.* 22. *Plut. Is. et Os.* 441. 19) *Ib.* 412. *Bergl. Diod. I.* 22. 20) *Plut. Is. et Os.* 412. Im griechischen Texte nennt Dros statt des Wolfs ein Pferd, dies paßt aber weder zu den Stellen des Synesius und Diodor, noch zu der eigenen Angabe Plutarchs: das Pferd solle den Fliehenden zerreißen. *Bergl. Zoega, De Obelisc.* p. 308, n. 33. Die Meinung ist: der gewaltige Löwe sei nur im Streite selbst gut, wo Dros ihn nicht brauche, der grimmige Wolf aber zur völligen Vernichtung. 21) *Synes. de Provid. I.* p. 115. 22) *Diod. I.* 38. 23) *Bergl. Plut. Is. et Os.* 504. 24) *Ib.* 413. 25) *Ib.* 26) *Ἰσιδος ἀποκεφαλισμός Plut. Is. et Os.* 415. 27) *Ib.* 414.

28) *Plut. Is. et Os.* 414. 29) *Diod. I.* 25. 30) *Plut. Is. et Os.* 414. 31) *Ib.* 464. 32) *Diod. I.* 21, 22. *Bergl. Zoega, De Obelisc.* p. 303, n. 18. 33) *Plut. Is. et Os.* 166. 34) *Rutil. Itin. I.* 375: *renovatus Osiris excitat in fruges germina laeta novas.* 35) *Plut. Is. et Os.* 433. 36) *Lucian. Dial. Deor.* 3. 37) *Paus. X.* 32, 18. 38) *Drakel des dionysischen Apoll bei Euseb. Praep. V.* 7. 39) *Serv. Virg. Aen. VIII.* 696. *Lutat. Schol. Stat. Theb. I.* 265. 40) *Serv. l. c.* 41) *Herod. II.* 123. 42) *Ib.*

monds¹⁾. Dies war die Jahreszeit, wann nach Ablauf der Etesien der Nil durch den Andrang der Südwinde sich ins Meer entladet, sein Wasser zurückweicht, sodas der Boden trocken wird, während Nacht und Finsterniß zunehmen, die Tage verkürzt werden, das Licht abnimmt. Diese vier Dinge, das Weichen des Nil, das Herrschen der Südwinde (die der Mythus durch die Äthioperin Ifo andeutet²⁾, die Schmälerung des Lichts und die Entblösung des Bodens werden vom 17. an mehre Tage lang betrauert, und dabei eine goldene Kuh mit schwarzem Gewande verhüllt, als Sinnbild der Trauer der Isis vorgezeigt³⁾. Die Bildwerke stellen die Hinaustragung der Leiche durch den Nil ins Meer durch einen Löwen dar, der eine Mumie trägt, begleitet von Anubis⁴⁾, auch wol durch eine Mumie auf einem runden Holz, einem Schifflein ähnlich⁵⁾. Die Satyrn (mögen diese nun ursprünglich ägyptisch oder für andere Osirische Dämonen eingeführt sein) um Chemmis bemerken das Geschehene zuerst und berichten es der Isis, die nun mit geschornem Haar und in schwarzen Kleidern trauert, nach der Leiche sucht und jeden nach dem Sarge fragt, selbst Kinder, die ihr begegnen. Und diese geben ihr die tanaitische Mündung an, daher den Kindern in Ägypten Sehergabe einwohnt. Bei dieser Gelegenheit erfährt Isis, das Osiris einst aus Irthum mit der Nephthys den Anubis erzeugt hat, erkennt die Wahrheit der Nachricht aus dem daselbst zurückgebliebenen Melilotos, nimmt das von Nephthys aus Furcht vor dem Typhon ausgesetzte Kind auf und macht es zu ihrem Wächter. Der Sarg ist indessen durchs Meer zu Byblos ans Land geschwommen und von den Wellen hineingehoben in das Gesträuch einer Erika, die durch die einwohnende Macht des Gottes so getrieben wird, das sie den Sarg ganz mit dem Holz ihres Stammes umwächst. Der König des Landes findet den Wunderbaum und läßt den Stamm mit dem darin verborgenen Sarg als Pfeiler seines Hauses aufstellen. Isis erfährt dies durch ein auf göttlichen Anlaß verbreitetes Gerücht, wandert nach Byblos, setzt sich weinend an einer Quelle nieder, liebkost die Dienerinnen der Königin und haucht ihrer Haut Wohlgeruch an; die Königin läßt sie holen und macht sie zur Amme ihres Kindes, das Isis statt der Brust aus dem Finger säugt, Nachts aber ins Feuer legt, das die sterblichen Theile seines Leibes verbrennen, sie selbst aber klagt an dem Pfeiler in Gestalt einer Schwalbe. Die Königin bemerkt endlich die Behandlung des Kindes, das darüber die Unsterblichkeit einbüßt, Isis aber gibt sich zu erkennen, haut den Sarg aus dem Stamm und läßt diesen heiligen, wirft sich auf den Sarg mit solcher Klage, das des Königs jüngerer Sohn stirbt, und schiff mit dem Sarg und den ältern heim, wobei sie im Zorne den Fluß

Phädros austrocknet, der ihr widrigen Wind schickt. Sie öffnet den Sarg, küßt den Leichnam, der Knabe stört sie und stirbt vor dem Zorn ihres Blickes, die Ägypter singen ihn als Maneros⁶⁾. In dieser Erzählung trägt Manches die Spuren griechischer Umfabelung, aber das Hinausträben des Sarges ins Meer, Typhons Reich, der üppige Wuchs des Stammes, der Tod des Maneros sind offenbar wirklich ägyptische Sagen. Die Landung in Byblos scheint desselben Ursprungs, denn die Sage muß den Sarg entfernen aus dem Lande, das die Welt des Gottes und sein Bohnsiß ist, und unter den angrenzenden findet sich kein näheres; der Segen des Bodens an der syrischen Küste und eine der Isis verwandte dort einheimische Göttin⁷⁾ mochten die nähere Anlässe hergeben. Diese Wiederauffindung des Osiris wurde von den Priestern am 19. Tage des Monats Athyr Nacht gefeiert durch einen Zug ans Meer, wo sie mit den Stolisten, den heiligen Bekleidern, eine heilige Kade hervorbrachten, in der sich ein goldenes Kistchen befand. In dies goß man Trinkwasser und nun jauchzte Alles auf, Osiris sei gefunden⁸⁾ und das Volk rief mit: Wir fanden ihn, wir jubeln mit⁹⁾. Dann mischte man Gartenerde unter das Wasser, that Gewürze und Specereien hinzu und formte ein mondähnliches Bildchen, das man umkleidete und schmückte¹⁰⁾. Vielleicht war dies ein Abbild des Schiffes, worauf Isis den Osiris zurückbringt, dessen Bildung aus Fruchterde und währenddem Wasser andeutet, wie die beiden befruchtenden Götter in ihr Land heimkehren; denn ein solches Schifflein, das man nachher irthümlich für den Mond deutete, findet sich unter den Hieroglyphen¹¹⁾. Isis' Heimkehr wurde gefeiert am siebenten des Monats Tybi (der dem December entspricht, wie der Athyr dem October) und dabei bildete man auf den Opfertischen ein gefesseltes Nilpferd als zur Bezeichnung des überwältigten Typhon¹²⁾. Da die ägyptischen Monate etwa mit dem achten bis zehnten Tage der unstrigen anfangen, fällt der siebente des Tybi auf den 15. December. In diese Zeit wird nun, da Isis jetzt nach der Heimkehr den Sarg eröffnet und den Leichnam umarmt, die Erzeugung des Harpokrates mit dem toten Osiris gehören, wie auch die Geburt dieses schwächlichen Götterkindes, das die Natur darstellt, wie sie zu frühzeitig sich zur erzeugenden Kräftigkeit wiedergebären will¹³⁾.

Da aber Typhon nur überwunden, nicht vernichtet ist, begibt sich Isis nach Buto, wo die uralte Göttin den Dros ernährt, und verbirgt, ehe sie sich auf den Weg macht, den Sarg mit dem Leichnam. Typhon aber jagt wieder beim Vollmond eine Sau, stößt auf den Sarg, erkennt den Osiris, zerstückt ihn in 14 Theile und zerstreut sie¹⁴⁾, oder nach Andern in 26, die er unter seine Genossen vertheilt¹⁵⁾. Isis sucht in einem Schiffe von

1) *Plut. Is. et Os.* 450. 2) *Ib.* 445. Die Etesien treiben die Wolken südwärts, sodas durch deren Erguß in Äthiopien der Nil steigt, die Südwinde föhren dies und beschleunigen die Entladung ins Meer, die von den Etesien verzögert wird. 3) *Ib.* 446. 4) *Zoega, De Obelisc.* p. 329. n.; 252. n. Der Löwe ist Sinnbild der dem Strom inwohnenden Stärke. 5) *Ib.* p. 330 sq.

6) *Plut. Is. et Os.* 405—411. 7) *Lucian. Dea Syr.* 7. 8) *Plut. Is. et Os.* 446. 9) *Schol. Juven. VIII.* 29. 10) *Plut. Is. et Os.* 447. 11) *S.* Note 5 a. v. *Sp. Vergl. Plut. Is. et Os.* 451. 12) *Ib.* 464. 13) *S.* Note 95. *S.* 273. *Plut.* 414, 484. 14) *Ib.* 395, 411. 15) *Diod. I.* 21.

Papyrus die Stücke zusammen, daher noch jetzt die Crocodile die in Papyrusbüden Schiffenden nicht verschren, und bestattet sie, wo sie dieselben findet, oder sendet nach Andern, um das wahre Grab vor Typhon geheim zu halten, Bilder des Osiris, deren jedes ein Stück enthält, in den Städten umher, jedes für den wahren Leib ausgebend¹⁶⁾. Sie vereidigt darauf die Priester, die Lebtung und das Grab geheimzuhalten und setzt die Osirischen Weihen ein¹⁷⁾. Osiris' Schamglied, das heiligste Werkzeug der Befruchtung, hat von den Genossen des unfruchtbaren Typhon Niemand annehmen wollen, daher wies er es in den Strom¹⁸⁾, sodas seine zugehende Macht nur dem Nil einwohnt. Es wird verzehret vom Schuppenfisch, vom Stör und vom Phagros, welche die Agypter am meisten verabscheuen, Isis aber läßt es nachbilden im Phallus und heißt diesen aufs Höchste verehren¹⁹⁾.

Nun erscheint der ermordete Osiris dem Dros, um seine Rache zu betreiben, er übt den Sohn im Kampf und fragt ihn dann, was er für das Schönste halte. Dros antwortet: beleidigte Ältern zu rächen. Dann stellt er die zweite Frage, welches Thier er für den Kämpfenden am nützlichsten halte, und da Dros antwortet: den Wolf, fragt er wieder: warum nicht lieber den Löwen, und erhält die Auskunft, ein Löwe sei dem nütlicher, der Beistand bedürfe, ein Wolf dem, der den fliehenden Feind zerreißen lassen wolle. Nun erkennt Osiris, sein Sohn sei zum Kampfe gut²⁰⁾. Denn das Drakel hatte gesagt, die Angelegenheiten der Agypter würden glücklich enden, wenn Dros statt des Löwen den Wolf zum Beistande nehme. Die Erwähnung des Wolfs bestätigt sich durch eine heilige Sage, die Manche sich zu offenbaren scheuten²¹⁾. Es war aber keine andere, als das, da es wirklich zum Kampfe kam, der todt Osiris in Wolfsgestalt dem Dros zu Hilfe eilte²²⁾. Denn alle Sagen vom todt Osiris durften nur den Eingeweihten mitgetheilt werden, sonst war es frevelhaft, vom Gotte stode zu reden²³⁾. — Ehe es zur Schlacht kam, gingen Viele vom Typhon zum Dros über, namentlich seine Beischläferin Thueris (der Stwind), flüchtend vor einer Schlange, die von Dros' Genossen umgebracht ward, daher noch bei der Feier ein hingeworfener Strick zerschnitten wird²⁴⁾. Nach einem Kampfe von mehren Tagen nahm Dros den Typhon gefangen und übergab ihn gefesselt der Isis, diese aber setzte ihn in Freiheit; Dros darüber aufgebracht riß der Isis die Krone²⁵⁾ oder nach alter Sage wol den Kopf ab²⁶⁾, Hermes (Anubis) aber setzte ihr ein Kinderhaupt auf²⁷⁾. Typhon verklagte nun den Dros als

unecht; auf Hermes' Vertheidigung aber erkannten ihn die Götter an als ehelich²⁸⁾. Es werden noch andere Nachstellungen angeführt: Typhons Genossen, die dem griechischen Schriftsteller Titanen heißen, bringen den Dros um, Isis findet ihn todt im Wasser, aber sie bringt ein Kraut hervor, durch das sie ihn nicht nur wiederbelebt, sondern auch unsterblich macht²⁹⁾. Endlich wird Typhon in zwei andern Schlachten überwunden und völlig überwältigt³⁰⁾. Er entfloh dem Tod in Gestalt eines Crocodils³¹⁾, wenn diese Flucht nicht etwa die ist, da ihn Isis entschlüpfen ließ. Bei Diodor wird er getödtet, doch ist das wol Euhemeristische Umformung, so gut wie der Tod der Isis³²⁾.

Wie nun Dros, dessen Augen das Geburtsfest am 30. Tage des Monats Epiphi (Junius), also nach der Sommer Sonnenwende, im kräftigsten und reichsten Theile des Jahres, gefeiert wird³³⁾, als ein erneuerter jugendlicher Osiris segensreich über das Land herrscht³⁴⁾, wie Osiris' Begrabung und Wiederbelebung angeschaut wird im ausgefäeten und aufkeimenden Saatkorne³⁵⁾, so hat nun auch Isis die Wasser des allnährenden Stromes wieder steigen lassen³⁶⁾, der Nil schwillt an durch ihre Thränen³⁷⁾, während sie den Osiris sucht unter dem Geräusche der Klapper in ihrer Hand³⁸⁾. Denn diese, mit welcher ihr Fest gefeiert wurde, bezeichnete das Steigen und Fallen des Nil³⁹⁾, und die Schale, die sie in ihrer Linken hielt, die Füllung aller Leere⁴⁰⁾. Die Sage von der Zerstückelung des Osiris scheint ihren Grund theils in der Zertheilung des Nil zu haben, denn Isis sammelt, auf demselben schiffend, die Stücke ein, theils in den eifersüchtigen Ansprüchen so vieler ägyptischen Städte auf das echte Grab des Osiris.

Denn nur Osiris' Leib war zerstückelt, sein Geist lebte fort, und wie er schon der Isis und dem Dros wieder erschienen war, so galt er nebst der Isis als Herrscher des Todtenreichs⁴¹⁾, und seine Gemeinschaft war für jeden Sterbenden das wünschenswerthe Glück. Denn die Seele des Menschen verläßt ihren Leib, sobald dieser zerfällt und muß dann alle Thierleben durchwandern, um endlich nach 3000 Jahren wieder in menschlichem Leibe zu erscheinen⁴²⁾. Dieser mühevollen Wanderung kann aber vorgebeugt werden durch ungestörte Erhaltung der Leiche, und diesem Glauben zu Liebe geschah die Einbalsamirung und die Beisetzung in den für die Ewigkeit erbauten Grabstätten der Pyramiden oder in heiligen Begräbnißplätzen in der Nähe des Grabes des Osiris. Denn wie die menschliche Seele auch im Grabe in der Mumie bleibt, so ist auch Osiris' wahrer Wohnsitz da, wo sein wahrer Leib begraben liegt. Seine

16) *Plut. Is. et Os.* 412. *Diod. I.* 21. 17) *Diod. I.* 21, 20. 18) *Ib.* 22. *Plut. Is. et Os.* 441. 19) *Ib.* 412. Vergl. *Diod. I.* 22. 20) *Plut. Is. et Os.* 412. Im griechischen Texte nennt Dros statt des Wolfs ein Pferd, dies paßt aber weder zu den Stellen des Synesius und Diodor, noch zu der eigenen Angabe Plutarchs: das Pferd solle den fliehenden zerreißen. Vergl. *Zoega, De Obelisc.* p. 308, n. 33. Die Meinung ist: der gewaltige Löwe sei nur im Streite selbst gut, wo Dros ihn nicht brauche, der grimme Wolf aber zur völligen Vernichtung. 21) *Synes. de Provid. I.* p. 115. 22) *Diod. I.* 88. 23) Vergl. *Plut. Is. et Os.* 504. 24) *Ib.* 413. 25) *Ib.* 26) *Ἰσίδος ἀποκεφαλισμός Plut. Is. et Os.* 415. 27) *Ib.* 414.

28) *Plut. Is. et Os.* 414. 29) *Diod. I.* 25. 30) *Plut. Is. et Os.* 414. 31) *Ib.* 464. 32) *Diod. I.* 21, 22. Vergl. *Zoega, De Obelisc.* p. 305, n. 18. 33) *Plut. Is. et Os.* 166. 34) *Rutil. Itin. I.* 375: renovatus Osiris excitat in fruges germina laeta novas. 35) *Plut. Is. et Os.* 433. 36) *Lucian. Dial. Deor. 3.* 37) *Paus. X.* 32, 18. 38) Drakel des dyonäischen Apoll bei *Euseb. Praep. V.* 7. 39) *Serv. Virg. Aen. VIII.* 696. *Lutat. Schol. Stat. Theb. I.* 265. 40) *Serv. l. c.* 41) *Herod. II.* 123. 42) *Ib.*

hatten Apofiris⁶⁰) und Busiris, wo Osiris auch geboren sein sollte⁶¹), namentlich aber Memphis, wo der heilige Stier Apis als Abbild der Seele des Osiris verehrt⁶²) und sein Tod beklagt wurde, wie der des Osiris selbst⁶³). Daher ließen Reiche sich auch oft zur Bestattung nach Memphis bringen⁶⁴). Im Apis, dessen Geburt gefeiert wurde an den Theophanien, wann der Nil stieg, ist eine Symbolisirung des Nil unverkennbar⁶⁵). Und wie man vom Osiris die Dämme und Kanäle herschrieb, die die Bewässerung der Äcker durch den Nil leisteten⁶⁶), so stellen auch Bildwerke, namentlich von Philä, den Osiris mit dem Nilmesser als den Beherrscher dieser Gewässer dar⁶⁷). Die übrigen von ihm hergeleiteten Wohlthaten und Erfindungen finden sich verzeichnet auf den Osirischen Säulen, von denen noch mehre erhalten sind⁶⁸). Als Stern des Osiris galt der Planet Jupiter⁶⁹). In allen Reden von Osiris herrschte wegen der Erinnerung seines Todes eine heilige Scheu, und auch im Cultus hütete man sich vor zu häufiger Erwähnung und Darstellung des Gottes; sein Bild wurde unzugänglich verschlossen gehalten und nur einmal hervorgezogen, während man das der Isis öfters brauchte⁷⁰). Der Dienst des Osiris, wie der der Isis⁷¹), verbreitete sich auch nach Griechenland, indem er sich angeschlossen an den des Dionysos, und in Plutarchs Zeit wurden auch Frauen die Osirischen Weihen ertheilt, in denen man die Einheit des Osiris und Dionysos erkannte, so man sorgte dafür, die Weihe seinen Kindern zu vererben⁷²).

(R. H. Klausen.)

Osirusa, s. Isopodes.

OSISMENSIS, OXIMENSIS PAGUS, Oximum pagus, französisch l'Hiesmois, hieß der Gau um Hiesmes oder Exmes, Alançon und Falaise; erwähnt werden in diesem Gau im 8. Jahrh. villa Montecellus, und die villa Dogmanicum in der centena (Hunderttschaft) Alancionensis und die villa Vanda in der centena sagiuse*).

(Ferdinand Wachter.)

OSISMIL. Über die Rechtschreibung handelt Zischke (zu Mel. III, 2, 7). Es ist dies der alte Name eines Volksstammes in Gallia Lugdunensi oder Celtica, der am Meere an der westlichen Küste der heutigen Bretagne wohnte. Pytheas (bei Strabo IV, 195) nennt ihn Τυλοῦς. Der Hauptort desselben, Vorganium (Vorgium) ist nach d'Anville Carhaix dans la basse Bretagne; das von Strabon erwähnte Vorgebirge ist Cap Rahé. (Vergl. Plinius IV, 18, 32.) Cäsar (B. G. VII,

des Osiris Βαβυς, welches Wort wahrscheinlich den Höhlenbewohner bedeutet, ein äthiopischer Hirtenfürst. Vergl. Zoega, De Obelisc. p. 577.

60) Plut. Is. et Os. 417. Strab. XVII, 799, 800. 61) Plut. Is. et Os. 417. Diod. I, 85. 62) Plut. Is. et Os. 416, 417. 63) Tibull. I, 7, 27 sq. Plin. VIII, 46. Solin. 32. 64) Plut. Is. et Os. 416. 65) Jablonsky, Panth. Aeg. II, 215 sq. 66) Diod. I, 19. 67) Greuzer Symb. I, 269 sq. 68) Zoega, De Obelisc. p. 579, 584, 588. 69) Achill. Tat. Isag. in Arat. Phaen. 70) Plut. Is. et Os. 508. 71) Paus. X, 32, 13 sq. 72) Plut. Is. et Os. 439.

*) Gesta Abbatum Fontanellensium bei Pertz, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 279, 281, 290. Vergl. Valesius.

75) rechnet die Osismii zu den civitatibus, quae Oceanum attingunt, quaeque eorum consuetudine Armoricæ appellantur. (H.)

Osius, s. Osio.

OSJUT, Hauptstadt der Provinz Osjutiye (اسجوطية) im mittägigen Ägypten und an das eben genannte Gebiet von Dschumnein grenzend, führt auch den Namen Sojut (سجوت) und ein aus ihr Gebürtiger heißt Sojuti, seltener Osjuti. Diese Stadt des alten Thebais, deren Größe Macrizi mit der von Gaza vergleicht, nannten die Kopten Siout (Σιωτ) und die Griechen Lycopolis oder Wolfsstadt. Zur Zeit der arabischen Herrschaft gehörten einige 30 Flecken zu ihrem Gebiet und sie ward zu 323,920 Dinar abgeschätzt. Auch ist sie der Geburtsort eines der fruchtbarsten arabischen Schriftstellers der spätern Zeit, des Scheich

1) Dscheläl-ed-din Abd-el-rahman Ben Abi Bekr Sojuti, der im J. 911 (beg. 4. Jun. 1505) starb und den Ruhm trägt, nahe an 600 große und kleine Schriften über verschiedenartige Wissenschaften der Nachwelt hinterlassen zu haben. Aus seiner Selbstbiographie, die sich in einem seiner Werke vorfindet, und die von Unterzeichnetem im Anzeigebatte der wiener Jahrbücher (Bd. LVIII, LIX und LX. Jahr 1832) mit einem Verzeichnisse seiner sämtlichen bekannten Schriften in einem ausführlichen Auszuge mitgetheilt worden ist, heben wir mit Verweisung auf den angezeigten Ort Folgendes heraus. Sojuti ward im Monate Redscheb 849 (Nov. 1445) geboren, und genoss seine früheste Bildung im Hause des Ordensobern Muhammed Redschidub in der Nähe der Kapelle der heiligen Resise (Chrest. arabe ed. de Sacy I, 228). Schon vor seinem achten Jahre wußte er den Koran auswendig, und suchte sich dann mehre juristische und grammatische Handbücher zu eigen zu machen. Hierauf begann er vom J. 1449 an die tiefen Studien der Jurisprudenz und der Grammatik und erhielt in ihnen von den ausgezeichnetsten Lehrern Unterricht. Im J. 1461 hatte er sich bereits solche Kenntnisse in der arabischen Sprache erworben, daß er von seinem Lehrer die Erlaubniß erhielt, selbst als Lehrer derselben aufzutreten. In dieser Erlaubniß des Lehrers nämlich, die ihm noch durch ein Diplom bestätigt ward, bestand die Promotion des jungen Gelehrten zur Doctorwürde und der Facultas legendi in der Wissenschaft, die ihm der bezügliche Lehrer gelehrt hatte. Auch schrieb Sojuti in dieser Zeit seine erste Abhandlung, einen Commentar über die Formeln اعون بالله „ich stiehe zu Gott vor dem und dem Unglück“ und باسم الله „im Namen Gottes“, der mit Wohlgefallen aufgenommen ward. Das Jahr darauf ertheilte ihm Elm-ed-din Balkini gleiche Lehrfreiheit für das Jus und die Fähigkeit, Rechtsprüche zu ertheilen. Dessenungeachtet hörte er nicht auf, nebenbei die Vorlesungen anderer Lehrer zu besuchen. Er hörte die Erklärung des Korans-Commentars von Beidhawi und war eifrig im Studium der über-

lieferungskunde. Mit einem seiner spätern Lehrer Mohji-ed-din Kasibsch verlebte er vierzehn Jahre in wissenschaftlicher Verbindung und erweiterte durch dieselbe seine Kenntnisse in der Koranserege, in den Grundlehren des Rechts, der arabischen Sprache, der Rhetorik und andern Wissenschaften. Eine Reise durch Syrien, Hebschas, Jemen, Indien, Afrika bis nach Tehrur hin, trug ebenfalls zu seiner Fortbildung bei, und nach Vollendung seiner Pilgerreise nach Mekka ward er selbständiger Lehrer auch in der Rechtslehre und Überlieferungskunde, in denen er an die Stelle zweier seiner Vorgänger einrückte. Er entbildet sich nicht, seine erschöpfende Kenntniss in sieben Wissenschaften, in der Koranserege, Überlieferungskunde, Rechtslehre, Syntax, und in den drei Zweigen arabischer Rhetorik hervorzuheben, und meint, mit Ausschluß der Rechtslehre in den übrigen sechs Wissenschaften es weiter als seine Lehrer gebracht zu haben, fügt aber doch bescheiden bei, daß er dies alles einzig mit Gottes Gnade, nicht aus Ruhmsucht erzähle. Übrigens besitze er in geringerer Vollkommenheit die Kenntnisse der Grundlehren des Rechts, der Logik, der grammatischen Formenlehre, der Stylistik und Epistolographik, der Lehre von der Erbgutstheilung und der Koranslesekunst. Noch weniger Fortschritte habe er in der Medicin gemacht, und ein arithmetischer Satz habe seinen Geist schwerer gedrückt als die Last eines Berges; Logik habe er Anfangs etwas studirt, bald aber einen Abscheu gegen sie in seinem Herzen empfunden. Ein Ersatz dafür sei ihm in der edelsten der Wissenschaften, in der Wissenschaft der Überlieferungen, erwachsen. Nicht weniger als 150 Lehrer hörte er über sie und vorzüglich über den kritischen Theil derselben. — Aus dieser Zusammenstellung der Wissenschaften, mit denen er sich beschäftigte, geht zugleich die nähere Kenntniss des Gebietes hervor, in dem sich seine schriftstellerische Thätigkeit bewegte. Trotz der sonderbaren Titel, die sich unter den 561 am obenangeführten Orte verzeichneten Nummern finden, werden also alle Werke, Schriften und Schriftchen unferes Sojutis in den Kreis jener Wissenschaften einschlagen müssen.

2) Der Vater des ebengenannten Vielschreibers Abu Bekr Ben Muhammed Sojuti, der im J. 855 (1451) starb, ist uns durch seinen Commentar des Werkes:

„Glaubensbekenntnisse des Adhod-ed-din (العقائد العبدية)“ vom Richter Adhod-ed-din Abd-el-rahman Ben Ahmed Ischbi, der im J. 756 (1355) starb, als Schriftsteller bekannt geworden.

3) Ein dritter Schriftsteller aus Sojut führt den Namen Schems-ed-din Muhammed Ben Ahmed Ben Ali Sojuti und ward im J. 810 (beg. 8. Juni 1407) geboren. Er ist Verfasser einer Anweisung zur Anfertigung von Urkunden unter dem Titel: „Edelsteine der Verträge und Hilfsbuch der Richter, der Ausfertiger von gerichtlichen Urkunden und der Zeugen (جواهر العقود ومعين القضاة والموقعين والشهود)“. Der Gang

der Behandlung richtet sich nach den einzelnen Capiteln des Rechts, wie diese in den Lehrbüchern desselben angeordnet sind. (Gustav Flügel.)

Oskampia Mönch., s. Lycopsis L.

OSKAR (Sohn des Gebirges), Ossians Sohn, der als Jüngling im Kampfe fällt, und den sein alter, blinder Vater in Liedern beklagt. Da die sogenannten Gedichte Ossians ein Erzeugniß der Phantasie Macphersons sind, so dürfte die nähere Angabe von den Umständen, welche Oskars Tod herbeiführten, hier nicht passend sein, weil diese Darstellung nicht gelten kann als eigentliche Heldensage, d. h., von Sängern des Alterthums, unter Benützung geschichtlicher Ereignisse und Namen Geschaffenes und vom Volk als wirklich so geschehen geglaubtes, sondern vielmehr nur den Werth der Schöpfungen anderer neuerer Dichter hat, welche zu diesen berühmte Namen der Sage benützen. (Ferdinand Wächter.)

OSKARSSTAD, eine kleine unbedeutende Stadt im nordwestlichen Theile der an Norwegen grenzenden schwedischen Provinz Vermeland, deren Anlegung im J. 1811 veranlaßt ward und begann, zunächst der Kirche Arvika, und im Pastorat Arvika, welchen Namen diese Stadt auch seit 1821 führt. Im J. 1815 zählte sie 125 Einwohner, worunter 1 Apotheker, 11 Kleinhändler und mehre Handwerker; überhaupt 31 Familien, unter welchen nur 6 wohlhabende, aber 20 arme und 5 bettelarme. Die Anbauer haben den Bauplatz nebst Kartoffelland unentgeltlich erhalten. Im J. 1817 fand ich dort einen hohen Grad sittlichen Verderbens, und bildete in dieser Hinsicht der Ort einen grellen Contrast gegen die Umgegend und die Provinz. — Nahe an Oskarsstad liegt das Dorf Solberga. (v. Schubert.)

OSKAU, Hütten, mähr. Oskawa oder Hutin genannt, ein zwei Meilen nordwärts von Mährisch-Neustadt im mährisch-schlesischen Gesenke gelegenes, zur kais. Richtensteinischen Herrschaft Außen gehöriges Dorf im olmüzer Kreise Mährens, mit (1825) 103 Häusern, 806 slav. Einwohnern, worunter 376 männl. und 430 weibl. Seelen waren, einer kath. Pfarre, Kirche und Schule, zu welcher die Dörfer Moskell mit einer Schule und Glend eingepfarrt sind. Die Pfarrei Oskau gehört zum mährisch-neustädter Dekanat des olmüzer Erzbisthums und zählte im J. 1830 2146 kath. Pfarrkinder. Die Einwohner von Oskau treiben Feldbau und unterhielten 1825 an größern Hausthieren sechs Pferde und 93 Kühe. Das Dorf hat nur bei 40 Joche schlechten Ackerslandes, aber viele Hausgärten, in denen viele Pflaumen, Äpfel und anderes Obst gezogen wird. (G. F. Schreiner.)

OSKE, OSKI (nord. Mythol.), ein Name Oskins, von ósk, Wunsch, Wahl, wird durch erwünscht (wünschenswerth, oder die Wünsche der Menschen erhörend erklärt). Doch nach unserer Meinung bedeutet Oski

1) Finn-Magnuson, Lex. Mythol. p. 653: Oski, Optatus, Optabilis aut (hominum) exaudiens, und S. 619 stellt er diesen Namen nebst den Namen Theikr, Thidr, Augantje, Gagnrádr, Hagyrkr mit den Benennungen des Zeus: μελλήχιος, γίλιος, ηπιος, αριστος, εμδότης, und den lateinischen desselben Gottes: Almus, Aequus, Bonus, Optimus, Opitulator zusammen.

vielmehr Wünscher, Wähler, Adoptivvater, weil er die in der Schlacht Gefallenen als seine óskasynir²⁾ (Söhne der Wünsche, der Wahl annahm³⁾). (Vergl. den Art. Oskmey.) Unter den zwölf Namen, welche Odin im alten Asgard hatte, ist Oski der sechste oder siebente⁴⁾, und wird deshalb von Finn-Magnusen als das Himmelszeichen der Zwillinge und den ihnen entsprechenden Monat bezeichnend gebietet; unter den 52 Namen, welche Odin im Grimnismal (48) aufzählt, ist Óski der 35., und wird deshalb als die 35. Woche des nordischen Kalenders (vom 19. bis 25. Juli) bezeichnend genommen. (Ferdinand Wächter.)

OSKER, der Gesamtname für die alte Bevölkerung Mittelitaliens von den Grenzen der Etrusker bis an die der Sotrer, eine Nation, die sich nirgends in politischer Selbständigkeit ausgebildet, sondern von andern Völkern aufgenommen mit diesen eine neue Form hervorgebracht und dabei den allgemeinen Namen für die Sprache der mittelitalienischen Völker hergegeben hat. Während nämlich als Urbewohner jener Gegenden Italiens die Sikelier, als eingewanderte Bewohner der Westküste auch die Tyrrhener erscheinen, ein ansehnlicher Zweig der großen pelasgischen Völkerfamilie, wohnen verwandte, aber charakteristisch verschiedene Stämme in den Gebirgen, die den Rücken Italiens bilden, und diese, ungewiß durch welchen Anstoß aufgeregt, drängen einander in die Niederungen hinab nach allen Seiten hin und bilden die óskische Bevölkerung. Gemeinsam scheint diesen Gebirgsstämmen das Bewußtsein alteinheimischer Wurzelung in Italien gewesen zu sein; während die Tyrrhener in allen Sagen als eingewandert erscheinen, sprechen jene innern Völker fast alle die Behauptung aus, ein italienisches Urvolk zu sein. Hieraus möchten wir wenigstens das zu schließen haben, daß von ihnen namentlich das aufbewahrt war, was unter den pelasgischen Nationen italienischen Zweigen eigenthümlich charakteristisch ist, dagegen bei den Bewohnern der Niederungen und namentlich denen der Küsten sich, wie ziemlich allgemein, die härtere Eigenthümlichkeit der Nationalität in früherer Zeit schon gemildert hatte, sodaß schon darum die Sikelier Italiens den gleichfalls pelasgischen Stämmen Griechenlands homogener erscheinen möchten. Wie nun in Griechenland die Verbreitung der im In-

nern bisher verschlossenen dorischen Gebirgsstämme der ganzen Lebensweise von Innen heraus eine nicht unorganische und nicht aus ungleichartigen Elementen hervorgegangene aber doch gewaltsame Veränderung hervorrief und durch die Aufregung aller Stämme in gegenseitiger Reibung bei politischem Übergewichte desjenigen, in dem die Eigenthümlichkeit in der strengsten Weise festgehalten war, das zur Reife ausbildete, was wir als eigentliche hellenische Nationalität erkennen, so scheint auch in Italien die Ausbreitung jener óskischen Gebirgsstämme die dortigen Eigenthümlichkeiten durch das politische Vorwalten desjenigen, in denen sie am strengsten ausgeprägt und bewahrt waren, zu einer mehr charakteristischen Färbung concentrirt zu haben, und diese auf gemeinsamem pelasgischem Boden mit der hellenischen wurzelnde, aber durch jene besondere Verschiedenheit ihr hart entgegenstehende Nationalität ist diejenige, welche die Griechen selbst als die opische mit der ganzen Unehre barbarischer Eigenthümlichkeit bezeichnen. Während in Griechenland die ionischen Stämme von dieser Umformung am wenigsten durchdrungen wurden, obgleich sie durch Betteiferer und Verkehr nicht unberührt von den Einflüssen derselben blieben, ist ein Ähnliches in Italien mit den Sotrern und in Sicilien mit den aus Italien von den Opikern dahin gedrängten Sikelern⁵⁾ geschehen, und diese sind daher theils durch griechische Colonisation sehr bald hellenisiert, theils drängte sich in späterer Zeit eine zweite Auswanderung aus jenen mittlern Gebirgen auch in diese Gegenden heraus und stiftete das Volk der Lucaner. Dies Gefühl ursprünglicher einleuchtender Eigenthümlichkeit, die durch die italienische Gebirgsheimath in ihnen bewahrt und genährt war, hat veranlaßt, sowol daß die Umbrer für das älteste Volk Italiens galten⁶⁾, wie auch daß die Sabiner auf Autochthonie stolz waren, was nicht auf die ganze Ausdehnung ihrer Wohnsitze geht, sondern darauf, daß ihre alten Wohnsitze nie verlassen waren⁷⁾, wie auch das bisher unerklärte Räthsel, das aber hierin seine völlige Lösung findet, daß die in Latium einwandernden und die dortigen Sikelier unterjochenden Etrusker den Namen der Aboriginer führen⁸⁾, womit keineswegs ursprüngliche Heimath in Latium gemeint war, sondern ein stolzes Bewußtsein ursprünglichen Anspruchs auf jene Gegenden, der ihnen als Urbewohner des italienischen Hochlandes zustehe, dem die Niederungen von Natur unterthanig seien. Ja selbst an eine Erklärung des óskischen Namens, die wir jedoch gern problematisch lassen, möchten wir uns von diesem Gesichtspunkt aus wagen. Denn die alte Form von Oscus ist anerkannt Opscus⁹⁾,

2) Vergl. das isländ. óskabarn, adoptirtes Kind. 3) S. die jüngere Edda (Damesaga 28). 4) S. die Damesaga S. Finn-Magnusen (Lex. Mythol. p. 653), sagt es sei der sechste, nämlich wenn nach der einen Lesart óski vor ómi stehend genommen wird, nach der andern Lesart ist óski der siebente. Doch läßt Finn-Magnusen (Calend. Gentil. p. 1080) obgleich er S. 1013 der Lesart folgt, nach welcher Oski der sechste Name ist, durch Óski den siebenten Monat, nämlich den Monat Eggid, bezeichnen (die Zeit vom 22. Mai bis 20. Juni), aber nicht darum, weil er der Lesart folgt, nach welcher Óski der siebente Name ist, und nach Ómi steht, denn er läßt durch Ómi den achten Monat bezeichnen, sondern weil er den ersten Monat des nordischen Kalenders mit dem letzten der zwölf Namen im alten Asgard bezeichnet, nämlich mit Jalkr, wie Ódin hieß, als er den Schlitten zog; der zwölfte Monat ist nämlich der Górmánuðr, vom 23. Dec. bis 22. Nov., und der erste der Ylir, vom 23. Nov. bis 22. Dec., wofür das Schlittenzeichen eher paßt.

1) Thuc. VI, 2: Σικελὸς δ' ἐστὶ Ἰταλίας, ἐπιπύδα γὰρ ἄκου, διέβησαν ἐς Σικελίαν, φερόμενοι Ὀπικοί. Ebenso Antiochos bei Dionys. Ant. Rom. I, 22. 2) Die Umbrer antiquissima gens Italiae Plin. III, 19. Ebenso die Aquer. 3) Strab. V, 228: Ἐστὶ δὲ παλαιότατον γένος οἱ Σαβίνοι καὶ αὐτόχθονες. Niebuhr, Röm. Gesch. I, 115. 4) Varr. III, 1. Sauftrius im Serv. Fuld. Virg. Aen. I, 10. Dionys. I, 16. 5) Fest. Oscum. In omnibus fere antiquis commentariis scribitur Opicum pro Oscos. Oscos, quos dicimus, ait Verrius Ops cos antea dictos, teste Ennio cum dicat: De muris res gerit Oscus.

woraus die Griechen die bei ihnen allgemein gebräuchliche Form des Namens *Opicus* gemacht haben, und dies leitet sich natürlich her von *Ops*, der nährenden Erde, sodas wir für die Osker den Begriff der Autochthonen, der Erdheimischen, nicht abzuweisen brauchen, wenn wir uns erinnern, das auch bei den Griechen das ganze Menschengeschlecht aus der Erde geboren ist. Hieraus ergibt sich nun auch unmittelbar die intensive Bedeutung des Wortes *opisch*, wie dasselbe bei den Griechen und nach ihnen von den Römern gebraucht wurde für die eigenthümliche Ungeschicktheit und Ungeschlachtheit des auf italienischer Erde eingeborenen Menschenschlags⁶⁾, eben wie die Worte *Caecus* und wahrscheinlich auch *Priscus* und bei uns *Gothisch* und *Altfränkisch* aus Volkseigenamen zur appellativen Bedeutung des Alterthümlichen und *Altväterischen* umgewandt sind. Des erdgeborenen, an der Scholle haftenden Geschlechts kann man sich bei dem Namen dunkel erinnern haben, wie bei uns in allen emphatischen Gebrauchswesen des Wortes *Deutsch* die Erinnerung an den Begriff des Volkes, woraus es un-leugbar entstanden ist, nachklingt, wie unser „*Deutsch gesagt*“ am Ende nichts ist, als in der Weise des Volks und dem Volke zugänglich, wie sich dieses durch das aus derselben Wurzel hervorgegangene deutlich hinreichend bestätigt.

Diese eigenthümlich italienischen Volksstämme nun sind unter einander wieder in Einzelheiten der Sprache und Sitte verschieden gewesen, wie unter Gebirgsbewohnern sich diese mannichfaltigen Unterschiede immer am hartnäckigsten festsetzen. Zu ihnen gehören sowol die *Umbrier*, als auch die *Sabeller*, und die *aufonischen Völker*; doch unterscheidet sich sowol das *Umbrische* als auch das *Sabinische* deutlich vom *Oskischen*⁷⁾. Die *Umbrier* waren das erste jener Bergvölker, das eine ausgedehnte politische Macht, die aber früh gebrochen wurde, erwarb; in jener Zeit grenzten sie an die eigentlich *oskischen Völkerschaften*⁸⁾, unter denen zuerst die *Osker*, auch *Prisker* und *Sacraner* genannt, aufzuführen sind. Die *Umbrier*, ursprünglich an den Quellen der *Tiber* ansässig, gründeten in jener alten Zeit ihr Reich durch Überwältigung der *Sikelier* im jetzigen *Loscana*, an welche Thatsache die Sage bei *Philistus*⁹⁾ eine Erinnerung aufbewahrt, das die *Sikelier* von *Umbriern* und *Pelasgern* vertrieben seien; sie unterlagen aber zum Theil den aus *Mäonien* eingewanderten *pelasgischen Tyrrenern*, welche ohne Zweifel die zurückgebliebenen unterjochten *Sikelier* zu ihrer Partei aufriefen und dadurch in den

Stand gesetzt wurden, das *tyrrhenische Doppelreich* der *Zwölfstädte* in *Mittel- und Norditalien* zu gründen, das nachher durch die einwandernden *Rosener* zum *etruskischen Reich* umgestaltet ward¹⁰⁾. Unabhängige *Umbrier* blieben nur noch in der *umbrischen Landschaft* östlich von der *Tiber*; dorthin mochten viele sich retten vor dem Einfall der *Tyrrenener* und dem Aufstande der *Sikelier*, und so in *Umbrien* selbst eine Überhäufung entstehen, die zu einer Ausbreitung über die südlichen Grenzen hin veranlaßte. In derselben liegt nichts Unverhältnismäßiges, denn es zeigt sich keine Spur, das die *Umbrier* durch ihre ausgedehnte Herrschaft verweichlicht worden wären, vielmehr können sie sich in voller Rüstigkeit auf jene südlichen Gebirgsstämme geworfen haben, obgleich sie dem Aufstande der *Sikelier* unter dem Beistande der einwandernden *Tyrrenener* hatten weichen müssen. Hier nun trafen sie neben den *Os kern* auf die ältesten Wohnsitz der *Sabiner* um *Amiternum* in den höchsten Gebirgsgegenden der *Apenninen*¹¹⁾; diese wurden durch den Streit mit ihnen aufgereizt, und nicht sowol vertrieben, als zur Vergeltung aufgereizt, zogen sie aus aus ihren Grenzen und besetzten die späterhin immer so benannte *sabinische Landschaft*. Aus dieser mußten die *Os ker* weichen und diese nun wandten sich gegen *Latium* und bildeten durch ihre Verschmelzung mit den bisherigen Bewohnern das Volk der *Prisker Latiner*. Dadurch wurde *Latium* *oskisch*¹²⁾, die nördlichste Landschaft dieses Namens, und die *lateinische Sprache* ist nur eine durch die allgemeineren *pelasgischen Elemente* gemilderte Form der *oskischen*, woraus namentlich die in derselben erscheinende Abstufung und Verkürzung *oskischer Worte* sich erklärt. Keineswegs aber werden wir durch diese Bestimmung des *pelasgischen Grundstoffs* durch *oskische Färbung* berechtigt, das *lateinische* eine *Mischsprache* zu nennen, vielmehr ist das Verhältnis desselben dem des *Hochdeutschen* nicht unähnlich. Das, wodurch sich die *deutsche Nationalität* von den übrigen *germanischen Völkern* unterscheidet, war am strengsten aufbewahrt in den *deutschen Gebirgsvölkern*, das *Niederteutsche* dagegen werden verwandten Sprachen, der *dänischen*, *schwedischen*, *angelsächsischen*, namentlich der *ersten*, ähnlich. Nun rief der Einfluß des *Oberdeutschen* auch im *Niederteutschen* das eigenthümlich *Deutsche* hervor, und so bildete sich das *Hochdeutsche* mit seinem entschiedenen Gegensatz gegen

6) Cato bei *Plin.* XXIX, 27: Nos quoque (Graeci) dictitant barbaros et spurcius nos quam alios (barbaros) *Opicos* appellacione foedant. Cf. *Gell.* II, 21; XI, 16; XIII, 9. *Juven.* VI, 455: *Opicae amicae*. III, 107. *Auson.* de Profess. XXII, 2. *Epigr.* CXXVIII, 2: *Opicus magister*. *Horat.* Serm. I, 5, 54: *Mensi clarum genus Osci*. Von der italienischen Nationalität, die mit barbarisch umschickt der griechischen entgegensteht, *Propert.* IV, 2, 62: *Tellus artificum ne terat Osci manus*. 7) *Varr.* L. Lat. VI, 5: *Sabina usque radices in Osci linguam egit*. Vergl. *Riechardt* I, 116 sq. 8) *Dionys.* I, 16, wo sich offenbar *Sikelier* *Umbrier* heißen. 9) Bei *Dionys.* I, 2.

10) Diese Darstellung ist ausgeführt im Nachtrage zur Übersetzung der Abhandlung von *Millingen* über die *volcentischen Basen*. *Ulg. Schulz.* 1831. II, S. 227 sq. Wenn auch durch neuere Untersuchungen mehr und mehr dargethan werden mag, das jene *Basen* importirt sind und ein *Sig hellenischer Cultur* in den *tyrrhenischen Städten* zwischen *Tiber* und *Armina* nicht nachzuweisen ist, so bleibt doch die Menge der eingeführten *Gefäße* auf jeden Fall ein Zeugnis von dem lebhaften befreundeten Verkehr mit *Griechenland* und bekräftigt in Verbindung mit den *Gebräuchen*, die von *Darquini* nach *Rom* kommen, das jene *Cultur* dieses *tyrrhenischen Winkels* wenigstens *hellenistisch* zu nennen und von der *etruskischen* durchaus verschieden ist. 11) *Dionys.* I, 14 fin.; II, 49 aus *Cato*. 12) *Aristoteles* bei *Dionys.* I, 72: *Εἰς τὸν τόπον τοῦτον τῆς Ὀσκίης, ὃς καλεῖται Λατίνον, ἐπὶ τῷ Τυρρηνικῷ πελάγει κείμενος*. Vergl. *Cato* bei *Plin.* in not. 6.

jene verwandten Sprachen, wiewol nicht ohne Abstumpfung vielfacher oberteutscher Eigenthümlichkeiten.

Nächst den Latiniern begegnen uns in Mittelitalien die Volksker, deren Sprache mit der ostfischen zusammengestellt und wieder auch von ihr unterschieden wird¹³⁾, doch bestimmter von der in Samnium gebräuchlichen¹⁴⁾; auch scheint es, daß hier und da die Volksker unter dem Namen der Aurunker, von denen gleich zu reden ist, in den alten Chroniken vorgekommen sind¹⁵⁾. Die Volksker sind also ebenfalls Gebirgsstämme ostfischer Nation, die sich in die Niederung von Latium eingedrängt und die Sikelier daselbst überwältigt haben. Gleicher Art sind im Binnenlande die Äquer, in deren Gebiete die Falisker, welche dem Namen nach an die Volksker erinnern, uns ein mit der samnitischen Sprache gemeinsames Wort *hirpus* für Wolf hinterlassen haben¹⁶⁾.

Es folgen die Ausoner, mit einheimischem Namen Aurunker genannt, wofür die einfachere italienische Form, welche auch zu jener griechischen Benennung Anlaß gegeben hat, *Auruni* gewesen ist¹⁷⁾. Diese nun heißen ausdrücklich bei Aristoteles ein Theil der Opiker¹⁸⁾. Ihre Sitze erstrecken sich von Latium an, in dessen Umfang eine Emendation Niebuhrs sie nachweist¹⁹⁾, wo die Drtschaften Ausona, Minturná und Vesica ihnen zugewiesen werden²⁰⁾, durch Campanien, wo zuerst Suessa Aurunca auffällt²¹⁾, wo ferner Gaes bei Livius²²⁾ und Nola bei Hekataüs eine ausonische Stadt heißt²³⁾, in einer nicht sicher zu begrenzenden Ausdehnung südostwärts, und haben dem Meere zwischen Sicilien und Italien den Namen gegeben²⁴⁾, ja auch im spätern gelehrtern Sprachgebrauche dem Meer am Eingange des tarentinischen Meerbusens, weil die ausonische Herrschaft sich über ganz Unteritalien ausgebreitet hat. Dieselben Gegenden, welche ausonisch heißen, werden nun auch mit dem ostfischen Namen bezeichnet; Osker mit Ausonern und Volkskern erscheinen zuvörderst schon in Latium um Circeji²⁵⁾, Fregellá in derselben Entfernung von Rom im Binnenlande gilt für altostfisch und nachher volksfisch geworden²⁶⁾, sodas man danach dasselbe etwa zuerst von Ausonern, nachher von Volkskern besetzt annehmen kann; ferner werden als Osker genannt die Sidiciner zu Tranium, welche Strabon erloschen nennt²⁷⁾, Osker ferner um Gaes, Vulturum und Saticulum²⁸⁾, zu Atella, woher die berühm-

ten Atellanen benannt²⁹⁾, um Parthenope, das bei Phaleron von Rhodiern gegründet sei³⁰⁾, wie auch am Vorgebirge Misenum³¹⁾, und an der Küste um Fundi, Gaeta, Sinuessa, Vulturum, Amyklá, Cumá³²⁾. Das letzte namentlich wird ganz eigentlich durch den Beisatz des opischen Landes unterschieden vom äolischen Ryme³³⁾. Auch in Pompeji und Herculanium werden Osker genannt³⁴⁾. Der ostfischen Bevölkerung aber war es nirgends beschieden, sich zu politischer Selbständigkeit auszubilden. Während einerseits die griechischen Colonien, unter denen Cumá die westlichste war, die Herrschaft an der Küste gewannen, gründeten andererseits die Tyrrhener von ihren nördlichen Gebieten aus auch hier im opischen Land ein Nebenreich, wahrscheinlich auch von zwölf Städten, unter denen namentlich Vulturum und Nola 47 Jahre vor Rom's Erbauung von ihnen gegründet sein sollen, außerdem Nuceria, Pompeji, Herculanium, Marcina, Sallernum u. a.³⁵⁾, sodas jene griechischen Colonien dadurch vereinzelt wurden. Die Landessprache aber blieb ostfisch, wie sie nun einmal durch die Einwanderungen der Ausoner in sikelisches Gebiet gebildet war; auch unterschied sich die Sprache der Tyrrhener oder Tusker, zusammengesetzt aus pelasgisch-mäonischen, sikelischen und umbrischen Elementen, schwerlich so sehr von derselben, daß sie eine umbildende Gewalt hätte ausüben können, wenn die Vermuthung richtig ist, daß die Eroberung des nördlichen Tyrrheniens durch die Rasener, wodurch die eigentlich etruskische Sprache in Italien eingeführt ward, für nicht älter gelten kann, als das 2. Jahrh. Rom's. Wegen dieses Fortbestehens der ostfischen Sprache ergab sich nun ein Schwanken in der Benennung des Landes, das bei den auf diese Zeit Rücksicht nehmenden Schriftstellern bald tyrrhenisch³⁶⁾, bald ostfisch heißt. Die Tyrrhener unterließen nicht den Versuch, Cumá sich zu unterwerfen, daher um Ol. 64 ein großer Kriegszug derselben mit umbrischen und daunischen Hilfsscharen gegen die Stadt erwähnt wird, deren Feldherr Aristodemos Malafos aber sie mit einem glänzenden Siege zurückschlug³⁷⁾. Unter diesen Scharen werden auch Osker³⁸⁾ genannt, offenbar als Unterthanen der Tyrrhener.

Erkennen wir nun in diesen Ausonern oder Oskern, von denen wir jenen Namen als den besondern, diesen als den allgemeinem zu fassen haben, ein in sehr alter Zeit, nach Thukydides 300 Jahre vor der hellenischen Colonie in Sicilien³⁹⁾, also um 1030 v. Chr., vielleicht gleichzeitig mit den Caslern aus den Apenninen ausgewandertes Volk, das die südlichen Gegenden von Latium und Campanien in Besitz nahm, aber von Tyrrhenern und Griechen bald in solcher Ausdehnung unterworfen ward, daß nur in einem Winkel von Latium sich der

13) Rom Romiker Titinius bei *Fest.* Osecum: Qui Osee et Volsee fabulantur, nam Latine nesciunt. 14) Niebuhr I, 80. 15) *Eben.* 78. 16) *Serv.* Virg. Aen. XI, 785. *Fest.* Irpini: Nomine lupi, quem irpium dicunt Samnites. 17) Niebuhr I, 77. 18) *Arist.* Pol. VII, 9: ὄπικον δὲ τὸ μὲν πρὸς τὴν Τυρρηνίαν Ὀπικοὶ καὶ πρότερον καὶ νῦν καλούμενοι τὴν ἐπιωννίαν Ἀύσονες. Begründet auf die Aussage des Antiochos von Syrakus. *Strab.* V, 242: Ἀρτιόχος φησὶ τὴν χώραν ταύτην Ὀπικὸς εἶησθαι, τοὺτους δὲ καὶ Αὐσονας καλεῖσθαι. 19) *Αὐρούγγων* für *Αγγυροῦσων* bei *Strab.* V, 231. Niebuhr I, 78. *Not.* 215. 20) *Liv.* IX, 25. 21) Niebuhr I, 78. 22) *Liv.* VIII, 16. 23) *Hecat.* fr. 28. 24) *Plin.* III, 5, 10. *Dionys.* I, 11. 25) *Plin.* ib. 26) *Steph. Byz.* Φρέγελλα. 27) *Strab.* V, 237. Σιδικηρῶν οἵτιοι δὲ Ὀσκοὶ Καμπανίων ἔθνος ἐκλεικτόν. 28) *Virg.* VII, 730: Quique Caesles linguunt omnisque vadiosi accola Vulturni pariterque Saticulus asper Oseorumque manus.

29) *Steph. Byz.* Ἀτέλλα. *Diomed. Gramm.* Fast. III, 487. 30) *Steph. Byz.* Παρθενόνη und Φάληρον. *Strab.* XIV, 654. 31) *Dionys.* I, 53. 32) *Sil. Ital.* VIII, 526. 33) *Thuc.* VI, 4. *Paus.* VII, 22, 8; VIII, 24, 5; X, 12, 8. *Marcian.* *Heracl.* *Dionys.* VII, 3. *Vell. Patere.* I, 4. 34) *Strab.* V, 244. 35) Die Beweise s. bei Müller, *Etrusker.* I, 168 fg. 36) Müller a. a. O. 37) *Dionys.* VII, 3. 38) *Anon. Script. Olymp.* ad Ol. 64. 39) *Thuc.* VI, 2.

Name der Aurunker oder Ausoner einige Jahrhunderte unabhängig erhielt, so erfolgen ähnliche Wanderungen aus jenen Gebirgen zu wiederholten Malen und lassen den oskischen Nationalnamen in der Sprache in Ehren, während sie ihn politisch nur desto mehr aufheben. Vielleicht ist einer zweiten solchen Auswanderung schon die Erscheinung der Oskier und Aquer unter den Aurunkern in Latium zuzuschreiben, vielleicht sind diese nur einzelne Stämme der ersten Auswanderer. Bestimmter aber scheiden sich von jenen die Sabiner und die sabellischen Völkerschaften, allerdings von derselben Art, aber mit auffallenden Verschiedenheiten in der Sprache. Diese nun, heißt es, von den Umbren gedrängt, worin wir eine Fortsetzung der durch die tyrrhenische Einwanderung in die Umbrer gekommenen Bewegung erkennen, senden einen heiligen Lenz (ver sacrum) aus, wie die Oskier oder Sacraner selbst im Kampfe mit den Sabinern in einem solchen Zug ausgewandert waren, und werden auf ihm geführt durch das Wahrzeichen eines Stieres, der sich niederließ im opischen Lande, und daraus ging das große Volk der Samniter hervor⁴⁰). Doch nur der nördliche Theil des spätern Samnium, namentlich die Gegend von Cales und Beneventum, war ursprünglich aufonisch⁴¹); aber die Landessprache des ganzen samnitischen Volkes führte den oskischen Namen fortwährend⁴²), obgleich sie mit sabinischen Ausdrücken gemischt gewesen sein wird, was denn doch nichts mehr sein kann, als eine Eindringung eines in Einzelheiten verschiedenen Dialekts in die allgemeine Sprache, oder höchstens eine Umwandlung, wie sie durch schwedische Herrschaft in Deutschland hervorgerufen werden könnte. Die Samniter wiederum wandten sich gegen die Tyrrhener, erzwangen die Aufnahme einer Colonie in Vulturum, vertilgten bald darauf die alten Einwohner, nannten die Stadt Capua und eroberten die ganze von nun an Campanien genannte Landschaft⁴³). Also auch hier sabellisch oskische Sprache. Kumá ward um DL. 89, 4 drei Jahre nach der Ausrottung der alten Vulturnerser erobert und mit einer Colonie besetzt⁴⁴), doch erscheint es noch bei Skylax (um DL. 100 bis 107) griechisch⁴⁵); allmählig aber wird die Sprache oskisch⁴⁶), obgleich noch bis in das Ende der römischen Republik sich griechische Gebräuche erhielten, in öffentlichen Angelegenheiten aber wurde von 180 v. Chr. an die lateinische Sprache eingeführt⁴⁷). Auch Nola, das als tyrrhenisch genannt war, und nachher gallidisch heißt, wahrscheinlich weil die Tyrrhener sich durch griechische Colonisten verstärkt hatten⁴⁸), wie zur Zeit der wankenden tyrrhenischen Macht sich auch mit Cumá Befreundung zeigt⁴⁹), wurde wieder

schon im Hannibalschen Kriege ganz oskisch, wie es schon bei Hekataüs aufonisch hieß. Auch Neapolis mußte Campaner unter seine Bürger aufnehmen, und von der Zeit an waren die Benennungen der Dbrigkeiten theils griechisch, theils oskisch-campanisch⁵⁰); wol mehr empfand Posidonia die Umwandlung der vaterländischen griechischen Sitte und Sprache in oskische⁵¹).

Posidonia liegt schon im Gebiete der Lucaner, welche eben wie die Campaner von den Samnitem ausgegangen waren⁵²), wodurch ihre oskische Sprache schon hinlänglich erwiesen wird. Sie fanden keine Oskier vor, sondern griechische Colonisten und unter ihrer Herrschaft Dnotrer von altpelasgischer Abkunft, deren Dtschaften noch Hekataüs aufgezählt hat. Aus dem Schooße der Lucaner ging das Volk der Brutier hervor, aus zusammengelaufenen, empörten Leibeigenen und Söldnern, daher sie doppelte Sprache redeten⁵³), Oskisch von den Lucanern, Griechisch von den Dnotrern her, welche griecifirt waren, als die Lucaner sie unterwarfen. Neben den Lucanern kommen die Volkscenter vor, welche nach Niebuhrs Vermuthung mit den Oskern zusammenhängen mögen, als durch die Sabeller hinabgedrängte ver einzelt unabhängig gebliebene Oskier⁵⁴). Noch sind Apulien und Messapien oder Japygien zurück, in welchem Land ein opischer Stamm mit opischer Sprache ausdrücklich von Skylax⁵⁵) angeführt wird, ohne Zweifel die Apuler⁵⁶). Die Einwanderung in Apulien fällt wahrscheinlich in die älteste Zeit oskischer Wanderung. Hier war Ennius geboren, der von sich sagte, er habe drei Herzen, weil er Oskisch, Griechisch und Lateinisch spräche⁵⁷), das erste aus der Volkssprache von Rudia nahe am östlichsten Ende von Calabrien.

Hiernach erscheinen also die Oskier als alteinheimisch in den Apenninen, aus denselben nach allen Seiten vorwärts gedrängt durch die Sabiner, später durch auswandernde sabellische Völkerschaften selbst unterworfen und der Sprache derselben den Namen gebend, sodasß dieser nun durch Sabeller bis über ganz Samnium, auch dessen ursprünglich pelasgischen Theil, ja später bis in den südlichsten Winkel Italiens, verbreitet wurde. Diesen oskisch redenden Völkern von gemischter Abkunft aus Sabellern und Ausonern geben die Griechen vorzugsweise den Namen Oskier, daher dient dieser Name zur Bezeichnung der sabellischen Söldner, welche bald nachher Mamertiner und Campaner genannt werden⁵⁸). Während man aber im Allgemeinen ohne Streit anerkannte, daß Oskier und Opiker dasselbe Wort⁵⁹) und Ausoner dasselbe Volk⁶⁰) sei, veranlaßten die verschiedenen Namensformen selbst bei Polybius das Mißverständnis, Ausoner und Opiker neben einander am neapolitanischen

40) Strab. V, 250. 41) Fest. Ausoniam appellavit Auson Ulyasis et Calypsus filius eam primam partem Italiae, in qua sunt urbes Beneventum et Cales. 42) Daher schieden die Römer als Rundschafter gegen die Samniter gnaros Oscan lingua. Liv. X, 20. 43) Liv. IV, 87. Diod. XII, 31. 44) Ib. 76. 45) Scyl. 10. 46) Vellej. I, 4: Cumanos Oscan mutavit vicinia. 47) Liv. XL, 42. Die Aufrechtthaltung griechischer Gebräuche. Strab. V, 243. 48) Justin. XX, 1. Sil. Ital. XII, 161. Niebuhr I, 86. 49) Allg. Schulz. 1831. II. S. 440.

50) Strab. V, 246. 51) Athen. XIV, 682. 52) Plin. III, 10. Etym. M. *Αευκαπόλ.* Strab. V, 238. 53) Fest. Bilingues Brutates Ennius dixit, quod Brutii et Osce et Graeco loqui soliti sint. 54) Liv. XXVII, 15. Niebuhr I, 79. 55) Scyl. 14. 56) Niebuhr I, 165. 57) Gell. XVII, 17. 58) Plat. Epist. VIII, 353. Die opische und phönische Nationalität und Sprache der hellenischen entgegengesetzt. Niebuhr I, 74. Note 6. 59) Note 5. 60) Note 18.

Meerbusen wohnen zu lassen⁶¹). Andere aber zählten gar erst Opiker, dann Ausoner, endlich Osker daselbst auf⁶²).

Die oskische Schrift ist eine Abart der tuskischen und entbehrt, wie diese des Zeichens für O, und der weichen Consonanten bis auf das B; der Sprache fehlten dieselben aber keineswegs, wie die oskischen Monumente in griechischer und lateinischer Schrift darthun, in welchen sich oskische Inschriften vorfinden, in lateinischer auf der Erztafel von Bantia, in griechischer auf allen Münzen von Samnium, Lucanien, Apulien und Calabrien und mehren campanischen, während auf den meisten dieses Landes und auf den Steinschriften Campaniens und Samniums sich oskische Schrift findet⁶³). Hervorstechende Eigenthümlichkeiten der oskischen Sprache sind im Verhältnisse zur lateinischen der Gebrauch des P für Qu, wie in pitpit für quidquid, nep für neque, Tarpinius für Tarquinius, Ampus für Ancus, wie auch im Griechischen *πω*, *ἴπος*, *λείπω*, *πῆ* für sequor, equus, linquo, qua, und so consequent, daß für quatuor, quid und que, petora (*πίσσορες*, *πίσσορες*), pit und pe gesagt ward, während dort im Griechischen ein T eintrat in *πίσσορες*, *τί* und *τέ*. Ferner der im Lateinischen antiquirte Ablativ auf d, wie in dolud, mallud für dolo, malo, toutad für tota, und dasselbe in Verbalformen, wie estud, factud, actud, für esto, facito, agito, wie auch das s für das r des lateinischen Coniunctiv, didist für dederit, fefacust für fecerit. Eigenthümlich ist dem Oskischen der harte Laut F, den das Lateinische beibehalten hat, das Griechische nicht kennt, die Endungen or, us und ur, in der dritten Declination is, im Accusativ om und um, im Genitiv eis sind mit dem Lateinischen gemeinsam, das d steht dem r nahe, wie auch im Lateinischen arvehere aus advehere, meridies aus medius dies geworden ist⁶⁴).

Oskische Sprache und Schrift war in Campanien noch im Gebrauch, als Pompeji verschüttet ward, wo sich eine mit Röthel an der Wand gezeichnete Inschrift vorgefunden hat⁶⁵). Aber das Lateinische übermug daselbst auch im gemeinen Leben, und das Oskische verschwand vor demselben mehr und mehr. In den griechischen Städten Unteritaliens war, wie wir es bei Cumä oben angeführt haben⁶⁶), außer in Taras, Rhegion und Neapel überall das Oskische herrschend geworden; sie waren nun barbarisch und hießen theils campanisch, theils lucanisch, theils bruttisch, aber schon zu Strabons Zeit nur dem Nomen nach, denn in Wahrheit waren sie alle römisch, alles Eigenthümliche der samnitischen und lucanischen Sprache und Sitten war schon zu Strabons Zeit gänzlich ausgestorben⁶⁷). Denn auch schon in älterer Zeit hatten die italienischen Dichter, deren Mutter-

sprache das Oskische war, nicht hierin gearbeitet, sondern in lateinischer Sprache. Unter diesen haben wir Ennius schon genannt⁶⁸), ein zweiter war dessen Schweftersohn M. Pacuvius aus Brundisium, ferner Navius aus Campanien.

So blieb der einzige poetische Gebrauch der oskischen Sprache der in den sogenannten oskischen Spielen oder Atellanen, worin sie zu Rom fortlebte, nachdem sie auf eigenem Boden ausgestorben war⁶⁹). Die Atellanen entstanden im campanischen Atella⁷⁰), stellten bäuerliche Sitten und Vorfälle scherzhaften Inhalts dar und wurden daher mit den Satyrdramen der Griechen verglichen⁷¹), namentlich weil sie stehende Charaktermasken enthielten, wie in jenem der Satyrchor stehend war⁷²). Solche oskische Masken waren der Narr, Maccus, der unter verschiedenen Lebensverhältnissen erscheint, bald als Maccus miles, bald als Maccus copo, als Maccus exul, Maccus sequester, Macci gemini⁷³), und dem vielleicht schon im oskischen Alterthume die Tracht des Arlecchino zukam, die sich auf Vasengemälden zu Pompeji gefunden hat⁷⁴), der Schwäger Bucco, der als Bucco adoptatus, als Bucco auctoratus erschien⁷⁵). Die Reden waren derb und frech⁷⁶), und daher verband die spätere Verfeinerung mit dem oskischen Namen selbst den Begriff roher Lächerlichkeit⁷⁷). Aber auch in den Atellanen wurde der oskische Dialekt nur in den alten überlieferten Possen beibehalten, nicht in den Gedichten desselben Namens und derselben Art, die uns von namhaften Verfassern, Fabius Dossennus, L. Afranius (um 130 v. Chr.), Qu. Novius, L. Pomponius (um 90 v. Chr.), und Memnius überliefert sind: diese schrieben im Dialekte des Landvolks von Latium⁷⁸). Der Hauptreiz dieser Darstellungen für den Römer lag in der bäuerlichen Ungelehrtheit der darin auftretenden Personen, daher Cicero die kleinstädtischen Berathungen des Senats von Arpinum mit den oskischen Spielen vergleicht⁷⁹). Die Atellanen wurden so wohl aufgenommen, daß nur freie römische Jünglinge sie darstellten, ohne von der allgemeinen Unehre des Histrionenstandes betroffen zu werden⁸⁰); später arteten sie in Gemeinheit aus, wurden unter Tiber verboten⁸¹), und als sie nachher wieder aufkamen, ließ Caligula einen Atellanendichter,

61) Strab. V, 242. Wenn Strabon nicht den Polybius falsch verstanden hat und etwa nicht *Οπίκους* und *Αύσονας* dasselbe Volk bezeichnen soll. 62) Strab. ib. 63) Diese Darstellung nach Müller, *Strußer*. I, 27. 64) *Ebend.* S. 27—38. 65) *Dissert. Hercul.* p. 37. tab. 3. 66) *Notz* 46. 67) Strab. VI, 254.

68) *Notz* 57. 69) Strab. V, 233: *Τῶν μὲν γὰρ Ὀσκήων ἐξελλοπιότων ἡ διάλεκτος μένει παρὰ τοῖς Ρωμαίοις ὅστις καὶ ποιήματα σκηροβατεῖσθαι κατὰ τινὰ ἀγῶνα πατρῶν καὶ μιμολογεῖσθαι.* 70) *Valer. Max.* II, 4: *Atellani ludi ab Oscis acciti sunt.* 71) *Diomed.* III, 487: *Fabularum Latinarum, quae a civitate Oscorum Atella, in qua primum coepit, Atellanae dictae sunt, argumentis dictisque jocularibus, similes satyricis fabulis Graecis.* 72) *Ib.* 329: *Latinis Atellana a Graeca satyrica differt, quod in satyrica fere satyrorum personae inducuntur, aut si quae sunt ridiculae similes Satyris Autolytus, Busiris: in Atellanis Osciae personae ut Maccus.* 73) Schöber, über die Atellanen. S. 19. 74) *Ebend.* 75) *Isidor.* X, 1070: *Bucco garrulus.* Schöber a. a. D. 76) *Quintil.* VI, 8. 77) *Fest.* *Oscum*: *Oscis enim frequentissimus fuit usus libidinum spurcarum.* 78) *Bergl.* die Fragmente bei Schöber. 79) *Cic. Divers.* VII, 1. 80) *Liv.* VII, 2. 81) *Tacit. Ann.* IV, 14.

der ihn durch eine Anspielung beleidigt hatte, im Amphitheater verbrennen⁸²⁾.

Die Angabe, daß Oscum auch heilig bedeutet habe, scheint bloße Vermuthung der Grammatiker, denn die dafür angeführten *leges oscitae* sind von ganz andern Wortstämme, gesagt für *obsцитae*⁸³⁾, und das oskische Gefilde im Besitze der römischen Augurn⁸⁴⁾ deutet auf eine alte Heiligung nach Nationalgebräuchen hin. (Klausen.)

OSKI, mit dem Vornamen Ruben, ein im J. 1673 verstorbenen Rabbiner in Prag, ist Verfasser des großen *Jalkut rubeni*, einer Zusammenstellung sehr vieler Auslegungen über den Pentateuch, die vorzüglich aus cabbalistischen Autoren und zum größten Theil noch ungedruckten Schriften derselben entnommen sind. Oski's Werk, dem der Katalog der benutzten Schriften vorangeschickt ist, wurde in Wilmersdorf 1681 in Fol. und in Amsterdam 1770 zum zweiten Male gedruckt. In der Duppenheimerschen Bibliothek befindet sich ein zweiter ungedruckter Theil des Werkes. So nach *de Rossi* im *Dizionario degli autori ebrei*. (Gustav Flügel.)

OSKMEY (nord. Mythol.), eine bedeutungsvolle Benennung der Valkyrien, so heißt es im *Oddrúnar-Grátr*¹⁾ (18): *Über er (Sigurd) bat Brynhilden, den Helm zu nehmen, sagte, daß sie oskmey werden sollte, bekanntlich war Brynhild Valkyria*²⁾. Nach der *Volsunga-Saga*³⁾ (4) nimmt Odin seine Oskmey, die Tochter des Riesen Hrimmirs, läßt ihr einen Apfel in die Hand, bittet sie, zu geben zum Könige Rárix, sie bindet an sich Krähenhemde⁴⁾, d. h., nimmt vermöge eines zauberten Krähensalbes Krähengestalt an, fliegt dahin, wo der König auf dem Hügel sitzt und läßt den Apfel ihm auf die Knie fallen⁵⁾. Bei Auslegung des Wortes Oskmey herrscht Dunkelheit, so Finu-Magnusen im *Oslofar* zum zweiten Theile der *Edda Sámundar* (S. 747): „*Aut electa vel amata puella aut virgo electrix, i. e. Valkyria*“, und im *Lex. Mythol.* (S. 806), wo er von der Stelle der *Volsunga-Saga*⁶⁾ handelt, sagt er, Odin habe gesandt: *virginem electam vel electricem (Oskmey i. e. Valkyriam)*. *Valkyria* bedeutet nämlich Kurerin (Wählerin) des Vals⁷⁾ (Wahls), d. h. des Er-

schlagenen, des Hausens der Erschlagenen, d. h. Wählerin derer, die in der Schlacht fallen sollen. Es fragt sich also, liegt in Oskmey derselbe Sinn als in *Valkyria*, und ist es nur ein anderer Ausdruck, oder faßt er die Bedeutung der Valkyrien von einer andern Seite auf? Wir glauben, daß Letzteres der Fall ist. Oskmey bedeutet wörtlich Wunsch-Mädchen, von *ósk*, Wunsch, Wahl, und Mädchen wird in den altnordischen Liedern ganz häufig für Tochter gebraucht; *óskabarn* (Kind der Wünsche, der Wahl) bedeutet im Isländischen ein angenommenes oder Adoptiv-Kind. Die Valkyrien werden *Odins Mädchen* [*Odinsmeyar*⁸⁾] nicht etwa in der Bedeutung von Geliebten (Gattinnen), sondern von Töchtern, sowie auch die *Asinnen* *Odins Mädchen*, d. h. Töchter, heißen, so *Odin* der *Ulvater* ist. Oskmey, Mädchen der Wahl, bedeutet also eine Adoptiv-Tochter; diese Bedeutung wird um so mythologisch wichtiger, jemehr wir hieraus das Verhältniß der Valkyrien zu den *Gynherien* kennen lernen. In der jüngern *Edda* (*Dámesaga* 28) heißt es nämlich von *Odin*: *Er heißt auch Valsadir, weil sein Wünsche-Söhne (óskasynir, Söhne der Wahl, Adoptiv-Söhne) alle die sind, welche im Wahl fallen (falla i Val)*. Mit ihnen besetzt er *Walhall* und *Wingolf*, und dort heißen sie *Gynheriar*. Was also die in der Schlacht gefallenen Männer als *Odins Oskasynir* (Adoptiv-Söhne) wurden, wurden die in der Schlacht gefallenen Schildmädchen (weibliche Streiterinnen) als *Odins Oskmeyar* (Adoptiv-Töchter). Wenn wir aber diese Oskmeyar *Odin* und den *Gynheriarn* das Bier bringen sehen⁹⁾, so bringen sie das Bier nicht als eigentliche Dienerinnen, sondern weil es Sitte war, daß die Haustöchter¹⁰⁾, auch selbst die Königstöchter den Gästen das Bier brachten. Die Oskmeyar sind also nicht als die Mägde, was sich auch schlecht mit ihrem hohen Berufe der Schicksalsvollziehung vertrüge, sondern als die Haustöchter in *Walhall* anzusehen. (Ferdinand Wächter.)

OSKOL, einer von den Nebenflüssen des *Donez*, welcher im Gouvernement *Kursk*, südöstlich von dieser Stadt, entspringt, im Allgemeinen nach Süden geht, die Gouvernements *Kursk*, *Woronesch* und *Charlow* durchfließt und sich unterhalb *Isum* mit dem *Donez* vereinigt. Von ihm haben zwei Kreise im Gouvernement *Kursk* den Namen: 1) *Dskol Nowoi* und 2) *Dskol Staroi*, mit den gleichnamigen Kreisstädten. Jeder von ihnen hat gegen 30,000 Einwohner. (L. F. Kämtz.)

OSKOL, ein zur fürstlich-olmüger Herrschaft *Kremsier* gehöriges Dorf im prerauer Kreise *Mährisch*, welches sich als eine Vorstadtgasse an das Städtchen *Kremsier* anschließt und der Pfarrkirche daselbst zu Unserer lieben Frauen zugeschrieben ist, mit (1825) 57 Häusern und 734 slavischen Einwohnern, worunter sich 353

82) *Suet.* *Calig.* 27. 83) Ausleger zu *Fest. Oscum*. 84) *Fest. Oscum*: *Eodem etiam nomine appellatur locus in agro Vejenti, quo frui soliti produntur augures Romani.*

1) *Gr. Ausg.* d. *Edda Sám.* 2. Th. S. 351. 2) *Brynhilda Quida.* I. a. a. D. S. 193. 3) *Bei Fr. v. d. Hagen, Altnordische Sagen und Lieder, welche zum Habelkreise des Heldenbuchs und der Nibelungen gehören.* S. 6. 4) *bra á sig kraku ham, hand, knüpfte an sich Krähensalg, hamr (m.) induviae, forma, unser Hemd, welches aber jetzt eine besondere Bedeutung hat. Daß die Oskmey hier in Vogelgestalt fliegt, ist die gewöhnliche Flugart für Valkyrien, so fliegen die Valkyrien Hladguthur Svand und Herode Avitor und Aulrus in Schwanenhenden (álparkhamir) s. *Völundar-quida.* S. 4—6; im Liede (2. S. 6) werden die *álparkhamir* dadurch umschrieben, daß gesagt wird, daß Svand Schwansfedern trug. 5) Der König ist etwas von dem Apfel und wird dadurch in den Stand gesetzt, Kinder zu erzeugen, um welche er die Götter gebeten hatte. 6) *Fr. v. d. Hagen, in der Beschreibung der Volsunga-Saga* (Nordische Heldenromane. S. 114. S. 6) überträgt die Stelle durch: „seine Braute.“ 7) *Über stroes caesorum.**

8) So in den *Denkversen der Skalda* in der *Ausg.* der *Snorra-Edda* von *Rask* S. 212, wofür in der *Völuspá* (28) *naunnor Herians; Herian*, ein Name *Odins*, und *naunnor*, Mehrzahl von *nauna, nympha, foemina, puella.* 9) *Grimnismál* 86. *gr. Ausg.* der *Edda Sám.* 1. Th. S. 57. 10) *S. j. B. Ynglinga Saga* 41. *Kopenhagener Ausg.* der *Heimskringla.* 1. Th. S. 50.

männliche und 381 weibliche Einw. befanden, welche 3 Pferde und 67 Rüge unterhielten, sehr viel Obst gewinnen und daraus Obstmost bereiten; sie leben größtentheils von dem Anbau ihrer Felder, welche am rechten Ufer der March in der Fläche liegen und einen sehr fruchtbaren Boden haben. Ihre Milch, das erzeugte Gemüse und die übrigen landwirthschaftlichen Producte finden in dem anstoßenden Städtchen einen sehr guten Absatz. (G. F. Schreiner.)

OSKOLD, Askold (russ. Gesch.), wird immer so mit Dir verbunden, doch ihm voranstehend, nämlich Dskold und Dir genannt, das Bayer den Namen Dir für ein Appellativ, für einen Würdenamen genommen und ihn durch Herleitungen aus dem Isländischen und Türkischen durch Heersführer, Statthalter übersetzt hat; ihm sind Dalin, Müller und Latitschew gefolgt, der aber Dir für verdorben aus dem sarmatischen Tirar, Stieffohn, annimmt, und Dskolden zu einem Stieffohne Ruriks macht¹⁾. Doch sprechen alle Annalen von ihnen als von zwei verschiedenen Personen, alle brauchen da, wo von ihnen die Rede ist, die verba und pronomina im slavonischen Dual, lassen beide in der Folge durch Dleg todtschlagen, begraben sie an verschiedenen Stellen und nennen mit Namen die zwei Kirchen, bei denen jeder von ihnen seinen eigenen Grabhügel, vielleicht den Augen Nestors noch kenntlich, hatte. So auch heißt Dskold zum J. 864, wo Nestor sagt: A. 864 was Dskolds Sohn von den Bulgaren erschlagen, bloß Dskold. Das im übrigen Dskold und Dir unzertrennlich scheinen, führt auf die Vermuthung, daß sie, da sie aus dem germanischen Norden stammten, die bei den Nordmannen gewöhnliche Fostbrüderschaft (fostbraedra lag) geschlossen. Bei Annahme dieses so engen Gemeinschaftsbundes hat es gar nichts Unwahrscheinliches, daß beide immer mit einander gleiche Unternehmungen haben, und im letzten Kampfe keiner den andern überlebt. Dskold und Dir befanden sich bei Rurik in Nowgorod, waren aber nicht von seinem Geschlechte, doch auch Bojaren, d. h. aus dem Ausdruck in die Redeweise der Germanen übersetzt, sie waren Edelinges, aus welchen die Fürsten gewählt zu werden pflegten, und hatten ein Gefolge Mannen um sich, nach dem Ausdrucke des Altnordischen eine Sveit manna oder ein lid, und nach dem des Fränkischen einen Liut oder Leode (Leute). Diese Vorausschickung ist nöthig, um begreiflich zu finden, wie sie sich in Kiew festsetzen konnten. Ihnen hatte nämlich Rurik weder Städte noch Dörfer gegeben. Sie erbaten sich von ihm Urlaub mit ihrem Geschlechte (d. h. mit ihrem Mannen-Gefolge), nach Constantinopel (Zargrad d. i. Kaiserstadt) zu gehen. Wie der Erfolg lehrt, war diese Stadt, um in des Kaisers Dienst zu treten, nur dann ihr Ziel, wenn sich unter-

wegs keine Eroberung machen ließ. Sie gingen beide aus Nowgorod an den Dnepr, und diesen hinab, und Smolensk vorbei, ließen sich aber hier nicht blicken, weil die Stadt groß und volkreich war. Besser belebte ihren Unternehmungsgeist der Anblick der damals kleinen Stadt Kiew. Die drei Brüder, die diese Stadt gebaut, waren, wie sie auf ihre Erkundigung erfuhren, gestorben, und die Bewohner mußten den Chasaren Tribut zahlen. Dskold und Dir nahmen als Knesen ihren Sitz in dieser Stadt, brachten viele Waräger zusammen, und zogen an über das polnische Land (die Ukraine) zu herrschen, führten auch Kriege mit den Dreviern und Uglitschen. Dskold und Dir zogen im J. 866 (und dieses ist der erste Zug der Russen gegen Constantinopel) wider Zargrad, drangen durch die Suda, mordeten viele Christen und umzingelten Zargrad mit 200 Schiffen. Aber ein heftiger Sturm befreite Constantinopel, viele Schiffe der Russen wurden zertrümmert und Dskold und Dir kamen im J. 867 mit nur wenigen ihrer Leute nach Kiew zurück. Doch erschlugen Dskold und Dir in diesem Jahre noch eine Menge Petscheneger. Als Dleg gehört hatte, daß Dskold und Dir über die Polen herrschten, ging er aus Nowgorod sie zu bekriegen, verbarg, als er an die Kiowschen Berge gekommen, Truppen in den Bötten, und ließ die übrigen zurück, und durch eine Botschaft Dskolden und Dirn zu sich einladen, indem er sich und seine Leute als Kaufleute ausgeben ließ, und bat, daß sie zu ihnen als ihren Landsleuten kommen möchten. Als Dskold und Dir kamen, wurden sie erschlagen, indem er sagte, daß sie keine Knesen noch von Knesen-Abkunft seien, und sich und seinen Mündel Igor, Ruriks Sohn, als Knesen geltend machte. Die Erschlagenen wurden auf den Berg an dem Orte begraben, der zu Nestors Zeit Ugorskoje hieß und wo der olmische Hof stand. Auf Dskolds Grabhügel erbaute Olma die Kirche des heil. Nikolaus. Dirs Hügel hingegen war hinter der heiligen Irene²⁾. Zur Erklärung von der Veranlassung des Zuges Dlegs gegen Dskold und Dir, und zu erweisen, daß Dskolds und Dirs Schicksal zwar hart, aber doch vielleicht verdient, gibt Schläger diese Zusammenstellung von Thatsachen und Vermuthungen. Die Empörung der Nowgoroder war schon im J. 864 aber von Rurik gedämpft, und streng bestraft worden. Nachher zogen Dskold und Dir als Mißvergnügte ab, weil sie keine Lehn bekommen hatten (hatten sie sich vielleicht bei jener Empörung nicht gehörig betragen?) und gaben vor, nach Constantinopel zu gehen, blieben aber in Kiew sitzen. In Kiew sammelte Dskold eine Menge Waräger zu sich; und im J. 867 flüchtete eine Menge Nowgoroder nach Kiew. Bereitete sich vielleicht Dskold zu einem Angriff auf die ihm verhasste Ruriksche Familie vor? Foderte Dleg die geflüchteten Nowgoroder, die Dskold aufgenommen, als seine Unterthanen zurück³⁾? (Ferdinand Wächter.)

1) S. das Nähere bei dem diese Meinungen widerlegenden Schläger, Dskold und Dir, eine russische Geschichte kritisch beschrieben, S. 29—35, und Nestor, Russische Annalen, 2. Thl. S. 213, 216, wo auch die spätern platten Erdichtungen von Dskold aus der Synopsis des Sigelius und aus Latitschew mitgetheilt werden.

2) Nestor, Russische Annalen in ihrer slavonischen Ursprache, erklärt und übersetzt von Aug. Lud. Schläger. 2. Th. S. 200, 212, 213, 239. 3. Th. S. 37, 47, 52. 3) Schläger (a. a. D. S.

OSKOPNIR (nord. Myth.) heißt der hölmar [kleines Eiland, dann Kampfsplatz¹⁾ überhaupt], auf welchem am Ende der jetzigen Welt die Götter sich mit Surtur und Muspelljöhnen schlagen und fallen²⁾. Im Vafthrudnismál (18. S. 11), nach welchem dieses Schlachtfeld 100 Rasten nach allen Seiten hin lang ist, hat es keinen so bedeutungsvollen Namen, es heißt nämlich Vigridr, Vigrither (Kampf=geritten) von vig, Kampf, Schlacht, und rida, reiten; Oskopnir heißt aber entweder ungeschaffen, noch nicht geschaffen, von skapa, schaffen, also ein Schlachtfeld, das erst in den entferntesten Zeiten gebraucht werden wird, oder ein Schlachtfeld, auf dem man nicht weichen kann, welches das plötzliche Weichen verhindert, wo man festen Fußes gegen seinen Gegner kämpfen muß, nämlich vom beraubenden ó, und skopa, plötzlich weichen. (Ferdinand Wächter.)

OSKUBI (اسكوبي), ist ein mehrten türkischen Schriftstellern gemeinschaftlicher Name. Ihn führt

1) Isbac Dschelebi Ben Ibrahim, der im J. 944 (beg. 10. Jun. 1537) starb. Er ist Verfasser a) eines kurzen Panegyrikus auf den Sultan Selim I., unter dem Titel Ishaanameh, von seinem, oder Selimnameh von seines Helden Namen benannt, der viele geschichtliche Angaben in bündiger Kürze enthält. Er verbreitet sich vorzüglich über die Vorfälle zwischen Selim und seinem Vater bis zu seiner Thronbesteigung; b) einer Gedichtsammlung, von der sich 15 Verse in der Anthologie زبدة befinden.

2) Uta Oskubi, der um 930 (beg. 10. Nov. 1523) starb, schrieb ein türkisches Gedicht unter dem Titel: „Geschenk für Liebende (تذكرة العشاق)“ nach dem Muster der Ledschnifát (تذكرة السان) vom Dichter Kati-tibi. (Gustav Flügel.)

OSLAVA oder **OSLAWA**, 1) ein Nebenfluß der Iglawa, die sich in die Thaya und diese in die March ergießt. Dieser Bergstrom des westlichen Theils von Mähren, der zwar weder zur Schiff- noch zur Floßfahrt geeignet, aber dennoch seiner verheerenden Überschwemmungen wegen, die er besonders bei dem gleichnamigen Dorfe verursacht, von Wichtigkeit ist, entsteht durch die Vereinigung der beiden Bäche Balina und Weiskka oder des radostiner Baches bei Groß-Meseritsch, welche Stadt ebendarum auch mährisch Rzekau-Oslavan (oberhalb der Dslava) heißt. Beide Bäche entspringen nördlich von diesem Ort, oberhalb der Dörfer Nadirow und Radostin im iglauer Kreise. Die Dslava fließt von dort

an in einem engen Thale, zwischen steilen und felsigen Ufern, in einem mit grobem Geschiebe und großen Felsenblöcken bestreuten Bette bis zum Dorfe Dslava hinab, verläßt eine Stunde unterhalb dieses Dorfes den iglauer und betritt den znaymer Kreis. Dort hat der Fluß eine Breite von 5—7, hier von 10—15 Klaftern, bei einer Tiefe von 2 Schub. In dem letztern Kreise fließt die Dslava oberhalb des gewerbreichen Städtchens Namiest durch ein steiles, wüstes Gebirge zwischen hohen Ufern dahin; unterhalb desselben nimmt sie ihren Zug durch Waldungen und betritt nächst dem Markte Dslawan den brünner Kreis, nimmt in der Nähe dieses Marktes den Jawostny-Bach auf und fällt unterhalb des durch seine Obstbaumzucht und Spargelkultur bekannten fürstl. Liechtensteinischen Städtchens Eibenschütz an dem Dorfe Kettlowitz in die Iglawa. Ihr ganzer Lauf beträgt vom Ursprung ihrer Quellenbäche bis zur Mündung bei Kettlowitz $7\frac{1}{2}$ Meile, jede zu 4000 niederöstr. Klaftern gerechnet. Zahlreiche Wasserwehren stauen ihr Wasser, dessen Stand gewöhnlich sehr niedrig ist, und nur im Frühjahr durch das Schmelzen des Schnees in den Gebirgen bedeutend vermehrt wird, und führen es zahlreichen Mühlen und andern Wasserwerken zu. Ihren Überschwemmungen, besonders jenen bei dem gleichnamigen Dorfe, könnte sehr leicht durch eine eben nicht kostspielige Regulirung ihres Laufes abgeholfen werden.

2) Ein Nebenfluß der San im Königreiche Galizien. Die galizische Dslawa nimmt ihren eigentlichen Ursprung hinter dem Dorfe Banica im sanoker Kreise Galiziens, an der ungrischen Grenze, bewässert eine große Strecke dieses Kreises, auch schneidet die sogenannte Karpathenstraße, eine der schönsten des österreichischen Kaiserthums, zwischen den Dörfern Zagorze und Tostalow, wo aber eine 42 Kl. lange und drei Kl. breite hölzerne Fochbrücke die Verbindung wieder herstellt, und ergießt sich, nachdem sie mehre kleine Gebirgsbäche aufgenommen und etwa sieben Meilen zurückgelegt hat, oberhalb Sanok, nächst dem Dorfe Dolina, am linken Ufer in den Sanfluß.

3) Ein Dorf im iglauer Kreise Mährens, am Ufer des gleichnamigen Flusses, der es in der Mitte durchzieht, $2\frac{1}{2}$ Stunde von Groß-Meseritsch und ungefähr eine Stunde nordöstlich am Budischau gelegen, hat 19 Häuser mit etwa 110 Einwohnern. (G. F. Schreiner.)

OSMA, Ciudad und Bischofsitz am Ucero in der Provinz Soria in Alt-Castilien. Es liegt in der Nähe des alten Urama, ist ummauert, hat eine Vorstadt Burga, die besser als die Stadt gebaut ist, 4 Thore, 1 Kathedrale, 1 Kloster, 1 bischöflichen Palast und 4000 Einwohner, die sich größtentheils mit Landwirthschaft beschäftigen. (L. F. Kämtz.)

Osmaea, s. Myodarii.

OSMAN (عثمان) oder **OTHMÁN**¹⁾, th englisch ausgesprochen, ist ein altarabischer Name, der aus der Wüste hervorgegangen und den Vornehmsten wie den

1) über die Etymologie und Bedeutung des Namens vergl. von Hammer's Gesch. des osmanischen Reichs. I, 64 fg.

40, 41) führt nun Beispiele anderer Fürsten an, welche unaufhörliche Ansprüche an Ausgewanderte als ihre Unterthanen machten, so die norwegischen Könige an die Isländer, und die der Russen an die ausgewanderten Kalmücken.

1) Da man Holme, kleine Eilande, vorzugsweise zu Plätzen von Zweikämpfen wählte, erhielt hölmr die Bedeutung von Kampfsplatz, skora á hölm, zum Zweikampfe herausfordern, gánga á hölm, sich auf den Kampfsplatz begeben, hölm-ganga (Holm-Gang) Zweikampf, hölmgaungumadr (Holmgangsmann) Duellant. 2) Qúitha Sigundar Fáfínisbana in ónnur; sidari partr ethr Fáfínismál 15. gr. Ausg. der Edda. Sam. S. 179.

bigung, die von keinem glücklichen Anzeichen begleitet war. Die ersten Spaltungen unter den Gefährten Muhammeds waren offenbar geworden, mitten unter denselben bestieg Džamāl den Thron, eine förmliche Empörung, die erste unter den Gläubigen, endete mit seiner Ermordung. Diesen Ausgang vorauszusehen glaubte man sich durch eine andere Vorbedeutung ermächtigt, die dem Orientalen nie für etwas anderes, als den deutlichsten Fingerzeig der Gottheit gilt. Als nämlich nach geschehener Huldigung der neue Khalif den Rednerstuhl bestieg, um nach überkommener Sitte das Lob Gottes zu verständigen und das islamitische Glaubensbekenntnis zu sprechen, fand er keine Worte mehr, das Kanzelgebet zu vollenden. In der Wendung „Alles Anfang ist schwer; aber bleibe ich leben, sollen euch meine schnellen und fortlaufenden Kanzelreden noch oft überraschen.“ hoffte er den Augenblick wenigstens für eine Entschuldigung nicht verlieren zu dürfen, wählte aber für Kanzelreden (in rhytmischer) Prosa das Wort, das auch die Bedeutung „Unglücksfälle“ in sich schließt, und stellte sich dadurch selbst die Vorbedeutung eines traurigen Ausgangs seines Schicksals.

Allein was hier in der Wiege des Islams vorging, konnte den Lauf seiner Sieger in der Ferne nicht hemmen. Dem großen Feldherrn war es genug, daß der doppelte Schwiegersohn des Propheten auf dem Throne saß. Die Provinz Sabur, das berühmte Kei, Isfahan, Herat, Nisabur, die Prachtstadt Khorassan, sowie diese Provinz selbst, unter allen nachmaligen Besitzungen der Araber die schönste, Tus, Serachs, Merw, fielen in die Hände der Eroberer. Balch, das alte Bactrien, und Chalcian wurden durch Orwa genommen, und selbst der Dschihun (Drus) ward als natürliche Grenzmark überschritten. Auch das eigentliche Persien war nun für immer verloren, Estchar, das alte Persepolis, durch Abdallah Ben Amir gefallen. Tezbedscherd, der jenseit des Drus in Sogdiana Hilfe gesucht und in seiner Verlassenheit selbst über den Jaxartes (Sihun) gegangen und die Grenze von China betreten hatte, erlag mitten in seinem türkischen Hilfscorps dem Verrathe seines Dieners und der Bewohner von Merw. Er mußte seine hartbedrängten Tage durch einen gewaltsamen Tod, den die traulosen türkischen Bundesgenossen ihm bereitet, ruhmlos beschließen.

Alexandrien, das durch Unterstützung einer griechischen Flotte gewagt, sich dem Tribut und der neuen Herrschergewalt des Amru zu entziehen, büßte den zweimaligen Versuch bitter, doch sah das westliche Afrika nicht wie Aegypten und Nubien, welches letztere seinen jährlichen Tribut in einer großen Menge von den Arabern sehr geschätzter Sklaven zahlen mußte, diesen Helden an der Spitze der Eroberer. Es war des Khalifen Stiefbruder, Abdallah Ibn Abi Sarah, als Statthalter in jener Provinz versetzt und Amru abberufen worden. *Man sah ihm war es nicht möglich, die über Libyen hinausgehenden Gebirgen, die bereits die Küsten des Mittelmeeres besetzten, und jedem Krieger 1000, nach dem Tode des Amru, zu überlassen, für jetzt in ein*

gewisses Besitzthum zu verwandeln. Dagegen schwärmten die räuberischen Geschwader des Khalifen auf dem Mittelmeer umher, beunruhigten allenthalben die Küsten Africa's und Asiens, und, wie schon bemerkt, selbst das Uferland Spaniens sah die gefährdeten Gäfte wiederholt in seiner Nähe. Es war nämlich im J. d. H. 28 (648—649 Chr.), als die Araber, gelockt von dem Reichthum und der Fruchtbarkeit der genommenen Küste von Phönizien und Syrien, die erste Expedition zur See unternahmen. Schnell wurden von dem Bauholze des narten Libanon viele Hundert Fahrzeuge geschnitten, mit phönizischen Rudern und arabischen Soldaten bemannt, vor denen sogar die griechische Flotte weichen mußte. Syperns Bewohner, vom Statthalter Syriens, Moawij, und von Aegypten aus zugleich angegriffen, wurden Dyr des Todes oder der Sklaverei. Demen das Leben und die Freiheit geschenkt ward, wurde der jährliche Tribut von 7000 Goldstücken auferlegt. Von nun an schwärmten die Bewohner der Küste, wie dort auf ihren Inseln, so hier auf ihren Flüssen umher, und trieben ihr gefährdetes Handwerk ebenis geschickt zu Wasser als zu Lande.

Während so das Waffenglück des Dmar auf seinen Nachfolger überging, durfte Džamāl in keiner andern Beziehung Ansprüche auf Ähnlichkeit mit seinen Vorgängern machen. Zwar hatte er auf ausdrücklichen Befehl des Dmar alle Gouverneure der Provinzen auf ein Jahr in ihrem Amte bestätigt, doch kaum, daß diese Frist verwich, verfolgte er das für ihn verhängnißvoll gewordene System, das Verdienst persönlichen Interessen unterzuordnen. Der alte gute Geist wich der Willkür und Parteilichkeit, und an die Stelle der Begeisterung für die Sache Gottes und seines Propheten trat menschliche Leidenschaft. Die Günst des Herrschers gestattete den Dienern Habguth, Betrückerung und Eigennutz, und schob den wichtigsten Handlungen unhaltbare Beweggründe unter. Das Dmar von Džamāl geäußert, daß die Liebe zu seinen Stammgenossen und Verwandten ihn leicht zum Mißbrauche seiner Macht verleiten könnte, ging selber in Erfüllung. Mogheira, der Sohn des Schoba und Statthalter von Kufa, sowie sein Nachfolger Sa'd Ben Becas, begannen die Reihe derer, die den untuglichen Geschwistern und Vettern des Khalifen Platz machen mußten. Welid Ben Deba, der Stiefbruder des Džamāl und jetzt der Tracaner Gebieter, war ein Wüßting, und Trunkenheit ließ ihn sogar die heiligen Gebräuche und das Gebet entweihen, daß endlich selbst das Oberhaupt der Gläubigen die Nichtswürdigkeit desselben und die Nothwendigkeit seiner Absetzung zugestehen mußte. In Medina selbst wurden Klagen laut, daß auch der Khalif die herkömmliche Sitte verlege und Handlungen begehe, die dem, was der Prophet und seine Nachfolger gethan, gradezu entgegen wären. Er selbst rühmte sich, daß Abu Bekr und Dmar keinen Gebrauch von der ihnen zugefallenen Beute gemacht haben, er dagegen nehme und unter seine Verwandten vertheile. Dadurch ebenso wol als durch die Zurückberufung des Hassan Ben eläs, den Muhammed Abu Bekr und Dmar vertrieben

hatte, sowie daß er dessen Sohn Merwân die aus Lybien erhaltene Beute, 500,000 Goldstücke, und das Schloß Fadac, als Apanage schenkte, beging er widerrechtliche Handlungen, da dergleichen Einkünfte und Besitzungen des öffentlichen Schazes zu allgemeinen wohlthätigen Zwecken bestimmt waren. Überdies vermehrte sich überall in den Provinzen die Unzufriedenheit über die ungerechten Bedrückungen der Günstlinge, und daß Dsmân das silberne Staatsiegel des Propheten verlor, war eine unglückliche Vorbedeutung für sein endliches Schicksal mehr. Khorasans Aufstand (651) war so bedeutend, daß dessen Unterdrückung einer zweiten Eroberung gleich sah. Moawija, des Abu Soffjan Sohn, uns bereits als Eroberer von Cypruß bekannt, rief die bittersten Klagen seiner Unterthanen, als Statthalter von Syrien, hervor. Durch unerbittliche Strenge erpreßte er Gold und Silber für seinen Privatschatz, und gerechte Beschwerden der Einzelnen wurden sogar durch ungerechte Strafen niedergeschlagen.

Immer näher und näher dem Khalisensitze zog sich das drohende Ungewitter zusammen, nachdem Cusa das Signal zu der Meuterei gegeben hatte, die dem Dsmân das Leben kostete. Dieselben Klagen, wie in den andern Provinzen, verleiteten auch hier den Khalifen zu Maßregeln, die die aufgeregten Gemüther nur noch mehr erbitterten. Dsmân gab zwar dem Verlangen der Stadt nach, den Gouverneur von Basra, Abu Musa, an die Stelle des nach Medina entwichenen Saïd für ganz Irak zu bestätigen, doch bei dem Wankelmuth der Bewohner dieser Provinz fruchtete selbst dieses Zugeständniß wenig. Briefwechsel mit Medina, wo die alten Glaubenshelden längst argen Verdruß hegten, den Dimmajaden, von denen ein großer Theil keinesweges zu den Gefährten Muhammeds gehörte, und Emiren gegenüber, die gegen sie sogar feindlich gesinnt waren, sich zurückgesetzt zu sehen, fachte am Grabe des Propheten den verborgenen Zunder des Unmuths zur hellen Flamme an. Cusa und Basra, vorzüglich aber Ägypten, beschieden ihre Mißvergnügten in die Khalifenstadt. Daß Amru, der Eroberer Ägyptens, dem erwähnten Milchbruder des Khalifen, Abdallah Ibn Abi Sarh, der vom Propheten bei der Eroberung Mekka's für vogelfrei erklärt worden war und sein Leben nur durch die Fürbitte Dsmâns gerettet sah, den ihm gebührenden Preis hatte abtreten müssen, konnte weder er, noch die Ägypter die Placereien vergessen, unter denen sie durch Abdallah seufzten. Zwar hatte eine gegen diesen gerichtete und zu Medina dem Khalifen vorgetragene Anklage soeben bei diesem Eingang gefunden und er ihn in einem eigenthümlichen Schreiben bedroht, Abdallah aber weigerte sich, den erhaltenen Befehlen Gehör zu geben, erlaubte sich vielmehr die von Medina zurückkehrenden Kläger zu schlagen oder zu morden. Da nun machten sich 700 Ägypter auf, lagerten sich bei der Moschee in Medina und trugen zur Gebetszeit den noch lebenden Genossen des Propheten ihre Beschwerden über das Betragen Abdallahs vor. Zuerst nahm es Telha Ben Abdallah und die Wischa auf sich, die Vermittler zu machen, jener da-

durch, daß er eine ernste Unterredung mit Dsmân hielt, diese, indem sie ihm sagen ließ: „Die Gefährten Muhammeds gingen dich an und baten dich, jenen Mann zu entsetzen, du aber wolltest nicht, dieser hat vielmehr einen von ihren Gesandten getödtet. Darum schaffe ihnen Gerechtigkeit vor deinem Statthalter.“ Dann ging Ali zu ihm und stellte ihm vor, daß jene nur einen andern Gouverneur an Abdallahs Stelle wünschten. „Richte zwischen ihm und ihnen,“ waren seine Worte, „und ist das Recht für sie, so schaffe ihnen Recht gegen ihn!“ Dsmân gab ihnen darauf die Freiheit, sich einen neuen Gouverneur zu wählen. Sie baten um Muhammed, des Abu Bekr Sohn. Dsmân fertigte ihm auch wirklich die Bestallung aus. Darauf verließen die Ägypter Hebschaz, von einer Menge der mit Muhammed nach Medina Geflüchteten (Mohadschirun) und der sogenannten Ansari er (s. d. Art.) begleitet, die aus Neugierde an Ort und Stelle sich von den Vorfällen überzeugen wollten. Als sie nun drei Tagereisen von Medina entfernt waren, wurden sie einen schwarzen Sklaven gewahr, der ganz das Ansehen eines Menschen hatte, der entweder suchte oder gesucht wurde. Auf die Anrede der Gefährten des Propheten: Was ist dein Vorhaben? Bist du ein Flüchtiger oder Suchender? erwiderte er: „Ich bin ein Sklave des Fürsten der Gläubigen, der mich zum Statthalter Ägyptens sendet.“ Dort ist der Statthalter Ägyptens, unterbrach ihn Einer. „Nicht der ist's, zu dem ich will.“ Als bald gab man dem Muhammed Ben Abi Bekr Nachricht von dem Vorfall. Dieser ließ den Sklaven zu sich führen und auf die Frage, „wer er wäre,“ gab er so unbestimmte Antworten, daß sein zweideutiges Betragen nothwendig Verdacht erregen mußte. Endlich erkannte man ihn als einen Diener Dsmâns, und er gestand, daß er zu dem Gouverneur Ägyptens wolle. Man durchsuchte ihn nun, ohne einen Brief zu finden, bis man zuletzt seine lederne Wasserflasche zerriß und darin einen Brief Dsmâns an Abdallah entdeckte. Sogleich versammelte Muhammed die in seinem Gefolge befindlichen Ansari er und ihre Begleiter, eröffnete in ihrer Gegenwart den Brief²⁾, der den Auftrag an Abdallah enthielt, sich der Person Muhammeds und seiner Begleiter als bald nach ihrer Ankunft zu versichern und sie zu tödten. Entrüstet beschloßen alle nach Medina zurückzukehren. Muhammed versiegelte den Brief und übergab ihn einem aus dem Gefolge. In der Residenz des Khalifen angelangt, rief man Telha, Zobeir, Ali, Sa'd und die übrigen Glaubenskämpfer des Propheten herbei, und theilte ihnen den Inhalt des Briefes und den Vorfall mit dem Sklaven mit. Alle darüber gleich sehr aufgebracht, zogen, von den Mißvergnügten Basra's und Cusa's, von denen diese den Zobeir, jene den Telha sich zum Khalifen ausersuchen hatten, unterstützt, zur Wohnung Dsmâns, umlagerten diese, und Muhammed Ben Abi Bekr mit den Tadjimiden und andern stießen mit heftigem Geschrei

2) Der Inhalt des Briefes ist in den verschiedenen Urkunden mit verschiedenen Worten ausgedrückt, in allen aber geht er auf obige Andeutungen hinaus.

digung, die von keinem glücklichen Anzeichen begleitet war. Die ersten Spaltungen unter den Gefährten Muhammeds waren offenbar geworden, mitten unter denselben bestieg Dsmän den Thron, eine förmliche Empörung, die erste unter den Gläubigen, endete mit seiner Ermordung. Diesen Ausgang vorauszusehen glaubte man sich durch eine andere Vorbedeutung ermächtigt, die dem Orientalen nie für etwas anderes, als den deutlichsten Fingerzeig der Gottheit gilt. Als nämlich nach geschehener Huldbigung der neue Khalif den Rednerstuhl bestieg, um nach überkommener Sitte das Lob Gottes zu verkündigen und das islamitische Glaubensbekenntniß zu sprechen, fand er keine Worte mehr, das Kanzelgebet zu vollenden. In der Wendung „Alle Anfang ist schwer; aber bleibe ich leben, sollen euch meine schnellen und fortlaufenden Kanzelreden noch oft überraschen,“ hoffte er den Augenblick wenigstens für eine Entschuldigung nicht verlieren zu dürfen, wählte aber für Kanzelreden (in rhythmischer) Prosa das Wort, das auch die Bedeutung „Unglücksfälle“ in sich schließt, und stellte sich dadurch selbst die Vorbedeutung eines traurigen Ausgangs seines Schicksals.

Allein was hier in der Wiege des Islams vorging, konnte den Lauf seiner Sieger in der Ferne nicht hemmen. Dem großen Feldherrn war es genug, daß der doppelte Schwiegersohn des Propheten auf dem Throne saß. Die Provinz Sabur, das berühmte Rei, Isfahan, Herat, Nisapur, die Prachtstadt Khorassans, sowie diese Provinz selbst, unter allen nachmaligen Besitzungen der Araber die schönste, Tus, Serachs, Merv, fielen in die Hände der Eroberer. Balch, das alte Bactrien, und Thalcan wurden durch Orwa genommen, und selbst der Dschihun (Drus) ward als natürliche Grenzmark überschritten. Auch das eigentliche Persien war nun für immer verloren, Estchar, das alte Persepolis, durch Abdallah Ben Amir gefallen. Tezdedscherd, der jenseit des Drus in Sogdiana Hilfe gesucht und in seiner Verlassenheit selbst über den Zarartes (Sihun) gegangen und die Grenze von China betreten hatte, erlag mitten in seinem türkischen Hilfscorps dem Verrathe seines Dieners und der Bewohner von Merv. Er mußte seine hartbedrängten Tage durch einen gewaltsamen Tod, den die treulosen türkischen Bundesgenossen ihm bereitet, ruhmlos beschließen.

Alexandrien, das durch Unterstützung einer griechischen Flotte gewagt, sich dem Tribut und der neuen Herrschergewalt des Amru zu entziehen, blühte den zweimaligen Versuch bitter, doch sah das westliche Afrika nicht wie Aegypten und Nubien, welches letztere seinen jährlichen Tribut in einer großen Menge von den Arabern sehr geschätzter Sklaven zahlen mußte, diesen Helden an der Spitze der Eroberer. Es war des Khalifen Mithbruder, Abdallah Ibn Abi Sarh, als Statthalter in jene Provinz versetzt und Amru abberufen worden. Allein auch ihm war es nicht möglich, die über Libyen hinaus gemachten Eroberungen, die bereits die Küsten Andalusiens bedrohten, und jedem Krieger 1000, nach Andern sogar 3000 Goldstücke abwarfen, für jetzt in ein

gewisses Besizthum zu verwandeln. Dagegen schwärmten die räuberischen Geschwader des Khalifen auf dem Mittelmeer umher, beunruhigten allenthalben die Küsten Afrika's und Asiens, und, wie schon bemerkt, selbst das Uferland Spaniens sah die gefürchteten Gäste wiederhol in seiner Nähe. Es war nämlich im J. d. Fl. 2 (648—649 Chr.), als die Araber, gelockt von dem Reizthum und der Fruchtbarkeit der genommenen Küste in Phönizien und Syrien, die erste Expedition zur See unternahmen. Schnell wurden von dem Bauholze des nahen Libanon viele Hundert Fahrzeuge gezimmert, mit phönizischen Ruderern und arabischen Soldaten bemannt, vor denen sogar die griechische Flotte weichen mußte. Cyperns Bewohner, vom Statthalter Syriens, Moams, und von Aegypten aus zugleich angegriffen, wurden Tyr des Todes oder der Sklaverei. Denen das Leben die Freiheit geschenkt ward, wurde der jährliche Tribut von 7000 Goldstücken auferlegt. Von nun an schwärmten die Bewohner der Wüste, wie dort auf ihren Kamelen, so hier auf ihren Flößen umher, und trieben ihr gefürchtetes Handwerk ebenso geschickt zu Wasser als zu Lande.

Während so das Waffenglück des Dmar auf sein Nachfolger überging, durfte Dsmän in keiner andern Beziehung Ansprüche auf Ähnlichkeit mit seinen Vorgängern machen. Zwar hatte er auf ausdrücklichen Befehl des Dmar alle Gouverneure der Provinzen auf ein Jahr in ihrem Amte bestätigt, doch kaum, daß diese Frist verstrichen, verfolgte er das für ihn verhängnißvoll gewordenem System, das Verdienst persönlichen Interessen unterzuordnen. Der alte gute Geist wich der Willkür und Parteilichkeit, und an die Stelle der Begeisterung für die Sache Gottes und seines Propheten trat menschliche Leidenschaft. Die Günst des Herrschers gestattete den Dienern Habgucht, Bedrückung und Eigennuß, und schob den wichtigsten Handlungen unhaltbare Beweggründe unter. Selbst Dmar von Dsmän geäußert, daß die Liebe zu seiner Stammgenossen und Verwandten ihn leicht zu Mißbrauche seiner Macht verleiten könnte, ging selbst in Erfüllung. Mogheira, der Sohn des Schoba und Statthalter von Kufa, sowie sein Nachfolger Sa'd Ben Becas, begannen die Reihe derer, die den untauglichen Schwärmern und Vettern des Khalifen Platz machen mußten. Melid Ben Deba, der Stiefbruder des Dsmän und jetzt der Iracaner Gebieter, war ein Wüßting, und Trunkenheit ließ ihn sogar die heiligen Gebräuche und das Gebet entweihen, daß endlich selbst das Oberhaupt der Gläubigen die Nichtswürdigkeit desselben und die Nothwendigkeit seiner Absetzung zugestehen mußte. In Medina selbst wurden Klagen laut, daß auch der Khalif die herkömmliche Sitte verlege und Handlungen begehe, die dem, was der Prophet und seine Nachfolger gethan, geradezu entgegen wären. Er selbst rühmte sich, daß Abu Bekr und Dmar keinen Gebrauch von der ihnen zugefallenen Beute gemacht haben, er dagegen nehme und unter seine Verwandten vertheile. Daraus ebenso wol als durch die Zurückberufung des Hakim Ben eläs, den Muhammed Abu Bekr und Dmar vertrieben

hatte, sowie daß er dessen Sohn Merwân die aus Lybien erhaltene Beute, 500,000 Goldstücke, und das Schloß Fadac, als Apanage schenkte, beging er widerrechtliche Handlungen, da dergleichen Einkünfte und Besitzungen des öffentlichen Schatzes zu allgemeinen wohltätigen Zwecken bestimmt waren. Überdies vermehrte sich überall in den Provinzen die Unzufriedenheit über die ungerechten Bedrückungen der Günstlinge, und daß Dsmân das silberne Staatsiegel des Propheten verlor, war eine unglückliche Vorbedeutung für sein endliches Schicksal mehr. Khorasans Zustand (651) war so bedeutend, daß dessen Unterdrückung einer zweiten Eroberung gleich sah. Moawija, des Abu Sossân Sohn, uns bereits als Eroberer von Cyprus bekannt, rief die bittersten Klagen seiner Unterthanen, als Statthalter von Syrien, hervor. Durch unerbittliche Strenge erpreßte er Gold und Silber für seinen Privatschatz, und gerechte Beschwerden der Einzelnen wurden sogar durch ungerechte Strafen niedergeschlagen.

Immer näher und näher dem Khalifenstige zog sich das drohende Ungewitter zusammen, nachdem Cusa das Signal zu der Meuterei gegeben hatte, die dem Dsmân das Leben kostete. Dieselben Klagen, wie in den andern Provinzen, verleiteten auch hier den Khalifen zu Maßregeln, die die aufgeregten Gemüther nur noch mehr erbitterten. Dsmân gab zwar dem Verlangen der Stadt nach, den Gouverneur von Basra, Abu Musa, an die Stelle des nach Medina entwichenen Saïd für ganz Irak zu bestätigen, doch bei dem Wankelmuth der Bewohner dieser Provinz fruchtete selbst dieses Zugeständniß wenig. Briefwechsel mit Medina, wo die alten Glaubenshelden längst argen Verdruß hegten, den Dmmajjaden, von denen ein großer Theil keinesweges zu den Gefährten Muhammeds gehörte, und Emirren gegenüber, die gegen sie sogar feindlich gesinnt waren, sich zurückgesetzt zu sehen, fachte am Grabe des Propheten den verborgenen Zunder des Unmuths zur hellen Flamme an. Cusa und Basra, vorzüglich aber Ägypten, beschieden ihre Mißvergünstigen in die Khalifenstadt. Daß Amru, der Eroberer Ägyptens, dem erwähnten Milchbruder des Khalifen, Abdallah Ibn Abi Sarh, der vom Propheten bei der Eroberung Mekka's für vogelfrei erklärt worden war und sein Leben nur durch die Fürbitte Dsmâns gerettet sah, den ihm gebührenden Preis hatte abtreten müssen, konnte weder er, noch die Ägypter die Placereien vergessen, unter denen sie durch Abdallah feußten. Zwar hatte eine gegen diesen gerichtete und zu Medina dem Khalifen vorgetragene Anklage soeben bei diesem Eingang gefunden und er ihn in einem eigenthümlichen Schreiben bedroht, Abdallah aber weigerte sich, den erhaltenen Befehlen Gehör zu geben, erlaubte sich vielmehr die von Medina zurückkehrenden Kläger zu schlagen oder zu morden. Da nun machten sich 700 Ägypter auf, lagerten sich bei der Moschee in Medina und trugen zur Gebetszeit den noch lebenden Genossen des Propheten ihre Beschwerden über das Betragen Abdallahs vor. Zuerst nahm es Telha Ben Abdallah und die Wischa auf sich, die Vermittler zu machen, jener da-

durch, daß er eine ernste Unterredung mit Dsmân hielt, diese, indem sie ihm sagen ließ: „Die Gefährten Muhammeds gingen dich an und baten dich, jenen Mann zu entsetzen, du aber wolltest nicht, dieser hat vielmehr einen von ihren Gesandten getödtet. Darum schaffe ihnen Gerechtigkeit vor deinem Statthalter.“ Dann ging Ali zu ihm und stellte ihm vor, daß jene nur einen andern Gouverneur an Abdallahs Stelle wünschten. „Nichte zwischen ihm und ihnen,“ waren seine Worte, „und ist das Recht für sie, so schaffe ihnen Recht gegen ihn!“ Dsmân gab ihnen darauf die Freiheit, sich einen neuen Gouverneur zu wählen. Sie baten um Muhammed, des Abu Bekr Sohn. Dsmân fertigte ihm auch wirklich die Bestallung aus. Darauf verließen die Ägypter Hedschaz, von einer Menge der mit Muhammed nach Medina Geflüchteten (Mohadschirun) und der sogenannten Ansari er (s. d. Art.) begleitet, die aus Neugierde an Ort und Stelle sich von den Vorfällen überzeugen wollten. Als sie nun drei Tagereisen von Medina entfernt waren, wurden sie einen schwarzen Sklaven gewahr, der ganz das Ansehen eines Menschen hatte, der entweder suchte oder gesucht wurde. Auf die Anrede der Gefährten des Propheten: Was ist dein Vorhaben? Bist du ein Flüchtiger oder Suchender? erwiederte er: „Ich bin ein Sklave des Fürsten der Gläubigen, der mich zum Statthalter Ägyptens sendet.“ Dort ist der Statthalter Ägyptens, unterbrach ihn Einer. „Nicht der ist's, zu dem ich will.“ Als bald gab man dem Muhammed Ben Abi Bekr Nachricht von dem Vorfalle. Dieser ließ den Sklaven zu sich führen und auf die Frage, „wer er wäre,“ gab er so unbestimmte Antworten, daß sein zweideutiges Betragen nothwendig Verdacht erregen mußte. Endlich erkannte man ihn als einen Diener Dsmâns, und er gestand, daß er zu dem Gouverneur Ägyptens wolle. Man durchsuchte ihn nun, ohne einen Brief zu finden, bis man zuletzt seine lederne Wasserflasche zerriß und darin einen Brief Dsmâns an Abdallah entdeckte. Sogleich versammelte Muhammed die in seinem Gefolge befindlichen Ansari er und ihre Begleiter, eröffnete in ihrer Gegenwart den Brief²⁾, der den Auftrag an Abdallah enthielt, sich der Person Muhammeds und seiner Begleiter als bald nach ihrer Ankunft zu versichern und sie zu tödten. Entrüstet beschloßen alle nach Medina zurückzukehren. Muhammed versiegelte den Brief und übergab ihn einem aus dem Gefolge. In der Residenz des Khalifen angelangt, rief man Telha, Jobeir, Ali, Sa'd und die übrigen Glaubenskämpfer des Propheten herbei, und theilte ihnen den Inhalt des Briefes und den Vorfall mit dem Sklaven mit. Alle darüber gleich sehr aufgebracht, zogen, von den Mißvergünstigen Basra's und Cusa's, von denen diese den Jobeir, jene den Telha sich zum Khalifen ausersahen hatten, unterstützt, zur Wohnung Dsmâns, umlagerten diese, und Muhammed Ben Abi Bekr mit den Tadjimiden und andern stießen mit heftigem Geschrei

2) Der Inhalt des Briefes ist in den verschiedenen Urkunden mit verschiedenen Worten ausgedrückt, in allen aber geht er auf obige Andeutungen hinaus.

harte Erwünschungen gegen ihn aus. Als dies Ali wahrte, schickte er zu Telha, Zobeir, Sa'd und vielen von denen, die bei Bedr mitgekämpft hatten, ging mit dem Briefe, dem Sklaven und dessen Kameele zu Dsmän, der das Siegel, den Sklaven und das Kameel als sein anerkannte, aber bei Allah schwor, weder den Brief geschrieben, noch dessen Ausfertigung befohlen, noch sonst um ihn gewußt zu haben; noch viel weniger habe er den Sklaven nach Agypten geschickt. Sie erkannten darauf an den Zügen die Handschrift Merwans, des Geheimschreibers Dsmäns, und verlangten dessen Auslieferung, die aber Dsmän verweigerte, obgleich er in seinem Hause verborgen war. Zornig verließen die alten Gläubigen Dsmän, schenkten aber seinem Schwure Glauben. Andere dagegen bestanden auf Auslieferung und ein Verhör Merwans, damit man über den Brief Gewißheit erhalte und den Thäter befrage, wie er Befehl zur Ermordung eines alten Gefährten des Gesandten Gottes ohne Grund habe geben können. Habe Dsmän den Brief geschrieben, so müsse er abgelegt werden, und wenn Merwan, aber auf des Khalifen Befehl, so wolle man nachträglich über jenen beschließen. Dsmän, der den Merwan aus Furcht, man möchte ihn tödten, dennoch nicht auslieferte, wurde so eng eingeschlossen, daß er selbst des zur Stillung seines Durstes nöthigen Wassers entbehrte. Ali ließ ihm darauf nicht nur dieses, obwol mit Mühe, zukommen, sondern schickte auch seine beiden Söhne Hasan und Hosein, und Zobeir, und Telha ebenso seinen Sohn nebst andern alten Glaubensgefährten, den Eingang zu Dsmän mit dem Schwerte gegen die wilde Masse zu vertheidigen. Fast alle aber wurden verwundet, und als deshalb der Parteiführer Muhammed den Zorn der Haschimiden fürchtete, glaubte er keine Zeit verlieren zu dürfen, ergriff zwei seiner Helfershelfer bei der Hand, erstieg mit ihnen die Mauer, ohne daß die auf dem Dache Fechtenden etwas gewahr wurden, zum Wohnzimmer Dsmäns, den er mit seiner Gemahlin fastend und betend allein fand. Muhammed ergriff ihn beim Barte, rief seine beiden Gefährten, die alsbald über den Wehrlosen herfielen, ihn verstückelten und schlügen, bis er todt war, worauf die Mörder durch denselben Ausweg entflohen. Alles Geschrei der Gemahlin Dsmäns war vor dem Waffengeräusch unhörbar geblieben, bis sie zu den Kämpfenden hinaufstieg und ihnen die Ermordung des Khalifen verkündete. Als Ali, Telha und Zobeir, was vorgefallen, erfuhren, wollten sie dem Gerüchte nicht trauen, bis sie sich selbst von dem Geschehenen überzeugten. Ali, dadurch so ergriffen, daß er alles früher erduldet Leid vergaß, bestürmt seine Söhne mit Fragen, wie sie, an dem Thore stehend, solche Gräueltaten zulassen können. Ja er ging soweit, daß er dem Hasan Ohrspeigen gab, den Hosein vor die Brust stieß und Muhammed, Telha's Sohn, mit Schmäheben überhäufte. Darauf kehrte er in seine Wohnung zurück, wohin ihm das Volk mit dem Geschreie nachstürmte: Wir huldigen dir, wir huldigen dir! Nur erst als sämtliche Kämpfer von Bedr denselben Wunsch äußerten und auf dessen Erfüllung bestanden, nahm er die Huldigung an. Mer-

wan aber entflohen mit seinem Sohn, und Muhammed entkam der Züchtigung nur dadurch, daß er nicht selbst den Todesstreich geführt hatte und in Ali's Segenwa Allah zu seinem Versöhner anrief. Die Ermordung selbst ereignete sich im J. 35 d. Hl. (655 Chr.) am zweiten Tage des Festes Tschric oder nach Andern an einem Freitage den 18. des Monats Dzulhiddsche (Juli 65 Chr.). Den Sonnabend darauf (nach Aulveda erst den Tage nachher) ward er als der erste auf dem Friedhofe Bedi' zu Medina begraben in einem Alter von 81 od 82, oder nach Andern 90 Jahren. Zobeir sprach über ihn das Gebet und besorgte sein Begräbniß. Die Tradition aber verkündet: „Allah hat das Schwert, so lang Dsmän gelebt, in der Scheide gehalten, nachdem ab Dsmän gefallen, zog er das Schwert und steckt es nicht in die Scheide, bis auf den Tag der Auferstehung.“ Daber sollte angedeutet werden, daß von nun an Meuterei, Verschwörungen und Revolutionen religiöser und politischer Art unaufhörlich im Schooße des Islams wüthen würde.

Dem Ermordeten half demnach weder eine Leibschutze, die er zuerst anführte, noch der verschlossene S (Maosuret), den er sich, gewarnt durch das Schicksal Dmars, in der Moschee hatte einrichten lassen. Er ließ es auch, der dieselbe Moschee zu Medina in dem Jahr 649 und 650 verschönern und erweitern ließ. Sie war von behauenen Steinen aufgeführt, mit steinernen Säulen versehen, auch das Dach neu aufgebaut, sodas das Gebäude nun 160 Ellen in der Länge und 150 in der Breite hatte. Ferner war er der erste, der liegen Gründe zu Lehn und Apanage gab und dadurch die noch bis in unsere Zeit im türkischen Reiche fortbestehenden militairischen Lehnssystem den Ursprung gab, indem den Truppen Ländereien zum Unterhalt angewiesen sind, der erste, der Khorasan in fünf Statthalterthümern (Merew, Herat, Balch, Tocharistan, Nisabur) theilte, der erste, der auch am Freitage vom Minaret her die Stunde des Gebetes verkünden ließ, der erste der den Gebetausrufern (Muessin) einen Gehalt aussetzte, und der erste, der die Gläubigen zum Almosengeben verpflichtete. Unter allen seinen guten Eigenschaften ragt überdies seine Selbstverleugnung, die ihn nie von seinen Thaten sprechen und selbst um Anderer willen erwidern ließ, und seine Freigebigkeit hervor. Letztere ward durch die ungeheuern Summen, die durch die Eroberungen und auferlegten Steuern ihm zuslossen, fast Verschwendung und grenzt ans Unglaubliche. Er eröffnete somit eine große Reihe der Khalifen, denen das Gold an sich wenig Werth hatte, sondern nur als Mittel galt, ihren Namen durch die liberale Anwendung desselben zu veredlichen. Noch verdanken ihm auch endlich die Gläubigen des Islams die Redaction des Korans in seiner jetzigen Gestalt. Schon Abu Bekr hatte auf Anrathen des Propheten nach dem Tode von Jemäma oder die Schlacht gegen den neuen Propheten Moseilema viele der Jünger Muhammeds hinweggerafft, die zerstreuten Suren, wie er theils auf Palmblättern und Pergament oder auf andern rohen Schreibmaterialien vorfand, theils aber und namentlich durch Hilfe derer, welche die Offenbarungen, u

sie Muhammed vom Engel Gabriel empfangen zu haben vorgab, in ihrem Gedächtnisse bewahrten, gesammelt, und eine Original-Abschrift bei Omars Tochter, der gewesenen Gemahlin des Propheten, mit Namen Hassa, niedergelegt; doch gab im J. 650 ein Streit zwischen den Irakern und Syrern über die bei ihnen gebrauchten und von einander abweichenden Copien dem Dsmän Veranlassung, dieselben nach Möglichkeit alle einzuziehen und zu vertilgen, und durch Anfertigung von Abschriften aus dem Original den echten Text zu verbreiten. Sieben Abschriften, die als Originale in Mekka, Jemen, Damaskus, Bahrain, Basra, Cufa und Medina hinterlegt wurden, galten als Normal-Exemplare, über deren richtige Copirung besondere Aufseher wachen mußten. Daher heist auch Dsmän „der Sammler des Koran (جامع القرآن).“

Noch erwähnen wir eine Sammlung von 100 kurzen Sprüchen, die den Dsmän zum Urheber haben sollen und von Reschid-ed-din Muhammed Ben Muhammed, gewöhnlich Wetwät (Schwalbe) der Secretair genannt, gesammelt, bekannt und persisch commentirt worden sind. Er gab dieser Sammlung den Titel: „Ins el-lahfän (انس اللفان), der Gefährte des Niedergeschlagenen“ und starb im J. 552 (beg. 13. Febr. 1157).³⁾

Dsmän, die Sultane. Dsmän I., der Türke, mit dem Beinamen Elghazi (الغازي d. i. Eroberer), der dem osmanischen Reiche Namen und Ursprung gab, stammte seinem Geschlechte nach aus Khorasan, aus welcher Provinz sein Großvater, Soleimanschah der Dghuse, durch Dschengischah verdrängt nach Armenien mit 50,000 seiner Stammgenossen in das Gebiet von Aklät, das die Dghusen auch schon früher heimgesucht haben sollen, einwanderte (621 d. Jt., 1224 Chr.). Dieser unterlag also einer ähnlichen Gewalt, die etwas später (656 d. i. 1259 Chr., also ein Jahr vor Dsmäns Geburt) den Dichter des Rosengartens, Sadi, aus seinem Vaterlande, demselben Khorasan, vertrieb. Soleimanschah, nicht Willens, sich dem mongolischen Dränger anzuschließen, d. h. sich ihm zu unterwerfen, suchte zunächst sich seine Unabhängigkeit zu schützen, und hielt ruhig, obwol nicht ohne Verdruss der einheimischen Stämme, sieben Jahre in seinem neuen Vaterland aus, brach aber alsdann nach seiner ersten Heimath auf, hatte jedoch das Unglück, als er durch den Euphrat schwimmen wollte, mit seinem Pferd in demselben zu ertrinken (629 d. Jt. 1231 Chr.). Von seinen vier Söhnen, die ihn nicht weit von Haleb unter den Mauern der Stadt Dschaber begraben haben sollen, kehrten zwei (Sunkurtekin, bei Kantem. Sonkurdogan, und Süntoghdi) nach Khorasan zurück, und ihre Namen und Thaten verschwinden fast spurlos, die zwei

andern dagegen, Dündar und Ertoghul (ارطغرل), wandten sich anfangs östlich von Erzerum, dann aber westlich in das Gebiet des Sultans der Seltschucken Ala-ed-din, dem er nach Einigen noch auf dem Wege, nach Andern (s. Kantem. Vorr. S. 56) nach bereits erhaltener Erlaubniß zum Aufenthalt in seinen Staaten zu einem Siege gegen die seit Dschengischah so lästigen mongolischen Tataren verhalf. Ala-ed-din soll ihm sogar die Bekämpfung dieser Horden zur Bedingung gestellt, und gelänge sie, ihm noch größere Bewilligungen zugesagt haben, wenn auch diese fälschlich von türkischen Schriftstellern bis zu dem Versprechen der Mitregentschaft ausgebehnt worden sind. Ertoghuls Bruder starb hier frühzeitig. Nach dem Dschihannuma (S. 675) war Karadschahisar (قره جده حصار), vier Stunden von Inöni, nördlich von Kutahija, die erste Eroberung, zu der als einem von den Griechen eingenommenen festen Schloß, Ertoghul von seinem Schutzherrn Ala-ed-din die Erlaubniß erhielt. Nach Andern ward ihm dieses Schloß bereits vom Anfang an eingeräumt. Zugleich stellte er sich als Aufgabe, den Einfällen der Tataren ein Ende zu machen, und er betrug sich hierbei so umsichtig, und seine Anstrengungen waren so erfolgreich, daß, als er nach einem dreitägigen Kampfe mit den sich beherrschenden Griechen und Tataren am Paß Ermeni obgesiegt, seine Thaten durch ein förmliches Lehn und einen Wohnort im Winter und einen im Sommer in dem noch heute sogenannten Sandschak Sultanöni, dem alten Phrygia Epictetos oder Klein-Phrygien, erhielt. Von seinen drei Söhnen war dem Ertoghul der älteste, unser Dsmän I., im J. 657 (d. i. 1258 Chr.) geboren worden. Sonst wird nach obigen Kämpfen wenig mehr von dem durch Krieg und Jahre geschwächten Greis erzählt, und nur noch an den Traum desselben, durch den ihm die Macht seines künftigen Geschlechts voraus verkündet ward, mag hier erinnert werden (s. v. Hammers Gesch. des osman. Reichs. I. 46). Er starb (s. Hadshi Khalfa's Chronol. Taf. 3. J. 680 und 687) nach Einigen im J. 680 (1281 Chr.), nach Andern 687 (1288 Chr.), und ward im Schlosse Sugjudschik begraben, wo sein Grabmal noch jetzt häufig besucht wird.

Auch Dsmäns Jugendjahre bieten nichts sehr Wichtiges dar, abgesehen von seinem Liebesabenteuer mit der schönen Malchatun und dem vorbedeutenden Traum. Als nämlich Dsmän den frommen Scheich Edebali zu Itburni, einem bei der durch seine Meerschamgruben berühmten Hauptstadt von Sultanöni, Eskischehr, gelegenen Dorf, öfter besuchte und gelegentlich dessen Tochter, die Malchatun, sah, zugleich aber auch von Liebesgluth ergriffen um ihre Hand anhielt, allein aus sehr vernünftigen Gründen ihm nicht sogleich willfährig wurde, gerieth er noch überdies mit Nebenbuhlern in Kampf, ging jedoch siegreich aus ihm hervor, und erlangte auch endlich nach zwei Jahren zu Folge eines Traumes die so heiß begehrte Malchatun zu seiner Gemahlin. In ihres Vaters Hause als Gast übernachtend sah er aus verborge-

3) Hiernach ist zu berichtigen, was d'Herbelot darüber sagt. Im Ganzen hat obigen Nachrichten Soluit's noch ungedruckte Khatifengeschichte, von der sich der Verfasser eine Abschrift gemacht und mehrfache Vergleichen besorgt hat, zum Grunde gelegen. Außerdem sind gedruckte und ungedruckte Quellen vergleichungsweise benutzt worden.

Vorbahn Kunde, und da dieser noch alle Jahre wie früher sein Vater, den besten Theil seiner Heerde den Sommer über der Obhut des Herrn von Belokoma vertraute, während der übrige Theil auf die Alpen getrieben wurde, so bat er sich auch jetzt die Erlaubniß aus, überließ aber gegen die festgestellte Bedingung, nicht Weibern die Übergabe im Schlosse, sondern 39 seiner tapfersten Waffenführer, die er als alte Weiber verkleidete, während er selbst der Sage nach (denn die ganze Erzählung ist nicht rein historisch) als der 40. die Lastpferde mit den angeblichen Schätzen, die nichts als Waffen waren, ins Schloß brachte. Der größere Theil der Einwohner war außerhalb desselben zur Hochzeit, und so war selten ein Überfall leichter als dieser. Der Bräutigam ward auf dem Heimzug überfallen und verlor das Leben, die Braut aber wurde Dsmän's zwölfjährigem Sohn, Urchan, zur Gemahlin bestimmt. Während er nun noch eilends das Schloß Jarhisar zwischen Jenischehr und Kutahija überfiel, nahm einer seiner vorzüglichsten Helden, Torghudalp, auch das Schloß Ainegöl (Angelokoma) weg.

Durch diesen in einen Jahre (1299) gewonnenen Besitz dreier bedeutender Schlösser ward Dsmän unstreitig einer der mächtigsten Vasallen des sinkenden Seldschukenreiches, und mithin entweder dessen kräftigste Stütze oder dessen gefährlichster Gegner. Doch hatte die Zeit bereits mehr vorbereitet, als daß er es nöthig gehabt hätte, sich für eine der obigen beiden Wahlen öffentlich zu entscheiden. Ala-ed-din starb zur günstigen Stunde, und mit dem Moment, wo er seine Augen schloß, öffnete er dem Dsmän die Aussicht selbständiger Unabhängigkeit und freier Herrschaft. Mit diesem Jahre beginnt demnach die Ära des osmanischen Reiches und seiner Geschichte, und die Türken, obwohl sie dieselben waren und blieben, traten nun von ihrem Ahnherrn und erstem Sultan genannt bestimmter als Dsmanen auf, und mögen noch bis auf diese Stunde aus Stolz und zum Unterschiede von ihren frühern räuberischen Stammesgenossen nichts weniger als Türken genannt werden. Dsmän und seine Dmanlis sahen bereits Galatien und Bithynien als ihre Beute an, und hofften aus den Trümmern des zusammengestürzten ikonischen Kolosses sich die als ihren Theil auszulesen, die ihnen zum Aufbau ihres neuen Riesenwerkes am Geeignetesten schienen. Dsmän ließ zum Beweise dessen, was er wollte und worauf er hinarbeitete, das Kanzelgebet in der Moschee zu Kara-dschaisar in seinem Namen halten, und sich außer diesem deutlichen Zeichen der angenommenen Hoheitsrechte als Sultan begrüßen. Wol war das Reich des neuen Alleinherrschers im Durchschnitte noch nicht über eine Tagereise lang; allein weil es zum großen Theile von festen Schlössern und sichern Punkten, vorzüglich auch um den Olympus herum, beherrscht war, war es nöthig, die Obhut derselben seinen treuesten Freunden und Dienern anzuvertrauen. Nur die nächsten Anverwandten und die verdientesten Krieger wurden dieser Ehre gewürdigt, und nachdem Malchatun mit ihrem Vater und jüngern Sohn, Ala-ed-din, Bilebschik bezogen, wählte Dsmän für sich selbst Jenischehr (جني شهر, Neustadt) zum Haupt-

siße seines neuen Reiches. So rückte er den größern Städten Anatoliens, vorzüglich Nicäa, näher, und hatte Gelegenheit, selbst Hüter seiner Grenzmarken zu sein. Ruhig zu bleiben war ihm überdies unmöglich, und da er Gelegenheit zum Kampfe suchte, fand er sie auch, zumal da er das Recht der Macht seines Willens unterwarf. Daß ihm nur sein eisgrauer Dheim Dündar Vorfstellungen zu machen wagte, um ihn von dem gefährlichen Angriff auf das nahe bei Jenischehr gelegene Köprihisar (Brückenschloß) abzuhalten, kostete dem besonnenen Manne das Leben, welches der schonungslose und wilde Neffe ihm selbst nahm. Das Schloß fiel, und war als mitten inne zwischen Jenischehr und Bilebschik, nur jenem näher gelegen, den Operationen des Eroberers allerdings hinderlich. In diesen wandelte bereits die Lust an, sich selbst an den Kaiser von Byzanz zu wagen, keinesweges aber kann Kantemir Glauben finden, und hätte ihn auch seinen Quellen nicht schenken sollen, wenn er berichtet, daß Dsmän jetzt schon seinen Angriff auf Nikomedien gerichtet habe. Es ist hier die ganze Lage nicht bedacht, und überdies Isnik (Nicäa) mit Isnikmit verwechselt. Das Schlachtfeld Kujunhisar (Bapheum), wo der Befehlshaber der byzantinischen Leibwache, Muzalo, ihm gegenüberstand, eröffnete die Reihe der Siege osmanischer Waffen, die nicht eher niedergelegt wurden, bis mit dem letzten Sieg auch die letzte Niederlage der Griechen erfolgte. Feigheit der Truppen und auch der Anführer, die oft beide nichts als die feilste Waare waren, trug viel mehr zum Vortheil Dsmän's bei, als seine eigene und der Seinigen Tapferkeit. Die Schlacht von Kujunhisar, obwohl sie dem Gouverneur von Kestel das Leben kostete, lieferte hierzu den deutlichsten Beweis. Die Furcht und Flucht einzelner griechischer Statthalter und Heerführer war so groß und allgemein, daß die einen zur Verfolgung der andern die Engpässe öffneten, die Flüchtigen jedoch so rasch waren, daß jede Bemühung der Dsmanen, sie zu erreichen, sich als vergeblich herausstellte. In es fehlt nicht an Beispielen, daß die zur Bewachung der Grenzprovinzen stationirten Truppen die Flucht eher ergriffen, als noch der Feind kam, sobald nur irgend eine örtliche Unbequemlichkeit einen Scheingrund dazu hergab. Kutahija (Cotyaesum) und Isnik (Nicaea) sahen die Dsmanen unter ihren Mauern, und erstere Stadt, nach Einiger Bericht, schon innerhalb derselben, noch aber waren der festen und hohen Punkte so viele und sie so stark, daß man von ihnen herab die umher-schweifenden Krieger verachten konnte. Daher hatte auch der Befehlshaber von Brusa Muth genug, in Verbindung mit vier andern griechischen Schloßherren im J. 1307 dem Dsmän den Kampf anzubieten, der jedoch zweien der Anführer das Leben kostete, ohne irgend einen Vortheil den Angreifenden zu gewähren, und überdies dem Sieger, obwohl ein Jahr später, die Insel Galios (Kalolimne) quer vor dem Meerbusen von Mon-dania einbrachte. Diesen schreckte bereits die Drohung nicht mehr, mit der man ihm unter dem Schilde der Mongolen von Constantinopel aus entgegentrat. Das Vertrauen auf sich selbst, das sich auch seinen Mittäm-

brochener Linie vom Vater auf den Sohn, noch nicht 14 Jahre alt, 1618 (26. Febr.) den Thron von Constantinopel bestieg, war der Erstgeborene der sieben Söhne seines Vaters Ahmed, den er, selbst erst funfzehn Jahre alt, durch seine Geburt, der binnen drei Monaten auch die seines Bruders Muhammed folgte, mit der höchsten Freude erfüllt hatte (4. Nov. 1604). Eine siebentägige Ausschmückung und Beleuchtung der Stadt verherrlichte das Ereigniß. Hätte der Vater das Ende des Sohnes geahnet, solche kaiserliche Pracht hätte er nicht zur Schau gestellt, aus Furcht vor Verrath der eigenen Größe. Ahmed war, 1617 am 22. Nov., 27 Jahre alt, gestorben, ohne etwas mehr gethan, als das Reich in Asien und Europa aus Mangel eigener Willenskraft, indem er charakterlos nur fremden Eingebungen folgte, dem allmäligen Verfall näher gebracht zu haben. Auch folgte ihm sein Sohn nicht unmittelbar, da wider den Gebrauch bei Ahmeds Thronbesteigung sein Bruder Mustafa, als einziger Thronerbe, beim Leben gelassen, und dieser auch späterhin durch Zufall gerettet worden war. Da nun der Dheim 13 Jahre älter als sein Neffe Dsmän war, verschaffte ihm dieser Umstand nach dem Reichsgesetz über die Thronfolge das Sultanat, doch gaben Blödsinn und dadurch nothwendige Regierungsunfähigkeit schon nach drei Monaten den Großen des Staats hinreichende Ursache an die Hand, ihm die Zügel des Reichs zu entreißen. Er ward in sein früheres Gemach des Kronprinzen, den sogenannten Käfig, eingesperrt und Dsmän als Sultan begrüßt (26. Febr. 1618). Die Regierung dieses unmündigen Knaben, der aber seinen Eigenschaften nach schon Jüngling, und frühzeitig an Kopf und Herz Mann ward, bleibt, so kurz sie auch war, seine Schwermuth abgerechnet, dennoch denkwürdig und Achtung gebietend. Dsmän wenigstens verbiente das Geschick nicht, welches ihn traf; er ward das Opfer der Unfähigkeiten seiner Vorfahren, und der Nichtwürdigkeit eines Theils seiner Rätthe, selbst wenn man Volk und Janitscharen und die Zeit für schuldlos halten wollte. Allen den Ausschweifungen und Thorheiten der ihm zunächst vorangegangenen Sultane fremd, häßte er Trägheit und verweichlichende Vergnügungssucht. Ihm galt der Ruhm mehr als Alles, und der persönliche Muth verließ ihn nicht, selbst bei seinem traurigen Ende. Auch seine bisweilen gezeigte Grausamkeit ging weniger aus natürlichem Drang als aus angenommener Nothwendigkeit hervor. Längst schon waren die Sultane nicht mehr selbst in den Kampf gegangen, Krieg und Frieden schlossen die Großbeamten, und der Großherr regierte nur im Serail. Anders dachte, anders wollte es der jugendliche Dsmän, dessen Thronbesteigung an und für sich von keiner mislichen Vorbedeutung begleitet war.

Eine Niederlage des an der Spitze türkischer Truppen kämpfenden Tatarhans Dschanibekgirai auf der Ebene von Seraw bei Tebris führte den persischen Frieden mit Schah Abbas gegen jährlichen Tribut von 100 Lasten persischer Seide herbei. Auch von Wien aus ward der situatoroker Friede zu Komorn erneuert, und ein Gesandter mit der Urkunde desselben nach Constantinopel

geschickt, wo er den 18. Dec. 1618 eintraf. Die böhmischen Rebellen erkannten ihre Steuerpflichtigkeit an, und ebenso wurde durch den venetianischen Gesandten, Franzesco Contareni, der Inhalt von 30 Artikeln, die alte Handelsfreiheiten zum Gegenstande hatten, in Constantinopel erneuert, ein Waffenstillstand mit Spanien dagegen durch den Dogen der eben genannten Republik hintertrieben. Ein türkischer Gesandte brachte überdies die Kunde der Thronbesteigung Dsmäns nach Frankreich, England und Holland, und russische Abgeordnete von Moskau, die zuletzt ankamen, küßten sogar das Kleid des Großherrn am 23. Aug. 1618. Selbst die Streitigkeiten mit Polen über die Befestigung von Rasova, und die Beschwerden über gegenseitige Grenzverletzungen wurden, obwol nicht ohne Mühe, beigelegt. Überhaupt trafen von allen Seiten Glückwünsungen und Gunstbewerbungen ein. Der Sultan von Fez und Marocco und der Schah von Persien blieben mit ihren Huldigungsschreiben und Geschenken, unter denen sich die persischen durch Pracht und Werth auszeichneten, nicht aus, und die Auswechselung der beiderseitigen Gefangenen, der persischen und türkischen, kam den 29. Sept. 1619 zu Stande. So von Außen, wenigstens zum Scheine freundlichst bewillkommt, vergaß Dsmän im Innern des Staates nicht, sich mit Veränderungen zu beschäftigen. Die Großwürdenträger, die den Mustafa zum Sultan ernannt, mußten ihre Stellen verlassen und erhielten nur theilweise andere. Der Großwesir, Muhammedpascha, wich dem rohen Alipascha, der, sich selbst zum Spotte, den Namen des Hübschen trägt, gegen die Statthaltertschaft von Haleb, und zu Folge ungeheurer Geschenke, die er als Kapudanpascha aufgehäuft und jetzt dem Sultan dargebracht hatte. Der neue allmächtige Minister wußte bald durch seine Ränke alle Große, die dem Herrscher etwas galten, durch Absetzungen, zu denen er den letztern vermochte, von ihrem Einflusse zu entfernen, und leider ging der Haß, den sich Alipascha dadurch zuzog, auch auf den Sultan als seinen Träger über. Weniger dagegen kümmerte diesen der Tod seiner Urogroßmutter, der einst mächtigen Sultani Saffie, d. i. der Venetianerin Bassa, und weder der vom Statthalter von Dfen berichtete Fall von Meteorsteinen, noch der zu Constantinopel (1620) sichtbare blutrothe Komet in der Gestalt eines krummen Schwertes, das fünf Mal so lang als eine Lanze und drei Fuß breit war, gab zu etwas mehr als leeren Prophezeihungen Anlaß. Die Gefahren, die etwa zu Lande oder zu Wasser entstehen konnten, wurden ebenfalls glücklich beseitigt, und Gratiani, der Wojwode der Moldau, zahlte seinen Verrath durch seinen und des polnischen Heeres Untergang. Da dieser nämlich, den Polen zugethan, mehre Male Beschwerden osmanischer Beamten über diese an die Pforte aufgefangan, ward er abgesetzt und der Statthalter von Dsakov, Iskenderpascha, mit andern Paschen und Begen und dem Tataranchan, Dschanibek, gegen die Polen ins Feld befehligt. In der Nähe von Jassy am Ufer des Dniester stand das polnische Lager. Die tapfern Tataren entschieden auch hier den Kampf; 10,000 Polen blieben, die andern gingen ins Lager zu-

stantinopel und hielt am 25. desselben Monats seinen Einzug in die Stadt. Die dreimalige Erleuchtung verbreitete einen zu hellen Glanz um sich, als daß man nicht getäuscht an erfochtene Siege hätte glauben sollen. Neue Veränderungen in der Besetzung der höchsten Staatsämter folgten den Feierlichkeiten unmittelbar, doch verlor der junge Prinz bald darauf durch Unvorsichtigkeit sein Leben. Je unabhängiger von seinen Ministern sich nun Dsmän auf der einen Seite zu machen strebte, desto mehr setzte er sich auf der andern durch unverständige Verfügungen und persönliche Mißgriffe dem Haß aller Classen seiner Unterthanen aus. Er selbst durchsuchte bei Nacht die Straßen und Schenken, und ließ die beim Genuße geistiger Getränke ertappten Moslimen ins Meer werfen. Um eines Thronfolgers sicher zu sein, beschloß er vier Gemahlinnen auf einmal zu heirathen, und handelte auch hierin gegen Herkommen und Staatsgesetz, daß er nicht erkaufte Sklavinnen, sondern freigeborne Türkinnen dazu auserwählte. Die Janitscharen und Sipahi konnten die im polnischen Feldzuge mit Recht erduldeten Vorwürfe, noch weniger aber die Herabsetzung der ihnen früher zugestandenen Belohnungen vergessen. Allein mehr als alle diese gegründeten und ungegründeten Beschuldigungen erzeugte folgender Umstand den Unwillen der Menge, der endlich in offene Empörung ausbrach, und die Entthronung und Ermordung des Sultans, als des ersten seines Stammes und seiner Würde, der als gewaltsames Opfer in Folge der Janitscharenwuth einem unzeitigen Tod anheimfiel, zur Folge hatte. Der Drukenfürst Emir Tachredin nämlich hatte seit mehreren Jahren die Anerkennung der Oberhoheit der Pforte mit Gewalt zurückgewiesen, und so gebrauchte denn Dsmän diesen Umstand zum Vorwand, in eigener Person ihm Gehorsam beibringen zu wollen. Allen weisen Gegenvorstellungen, vorzüglich darauf gegründet, daß ohne seine persönliche Gegenwart dieser Zweck vollständig erreicht werden könne, setzte er den eigensinnigen Befehl zur Rüstung entgegen, schob aber doch jetzt die Absicht vor, eine Wallfahrtsreise nach Mekka zu unternehmen, und suchte so einen Schein durch den andern zu verdrängen. Die Befehlshaber für die drei Hauptstädte des Reichs, Constantinopel, Adrianopel und Brusa, waren bereits ernannt, als auch die wirkliche Absicht des Vorhabens ruchbar ward. Sowol der Kislaraga nämlich als der Rhodscha Dmar oder Lehrer des Sultans hatten diesen zu bereden gesucht, sich durch syrische und ägyptische Soldner ein Gegengewicht gegen die Janitscharen und Sipahis zu verschaffen, den Übermuth und Trotz dieser Milizen unschädlich zu machen und sie nach und nach ihrer Vernichtung näher zu bringen — ein Rath, den auf ähnliche Weise und durch ähnliche Mittel der jetztlebende Großherr glücklich durchführte. Keine wohlgemeinte Einrede der einsichtsvollsten Großbeamten, wie des Großwessirs und des Musti's, erschütterte den gefaßten Beschluß des durch seine krankhafte und gereizte Gemüthsstimmung, die bereits in Schwermuth übergegangen war, hartnäckigen und starrköpfigen Sultans. Dazu bestränkte ihn in seiner Ausfüh-

rung ein Traum, dessen trügerischer Auslegung er sich hingab. Schon lagen die kaiserlichen Zelte zur Ueberfahrt nach Scutari bereit, als am Vorabende (18. Mai) des dazu bestimmten Tages Janitscharen und Sipahis, durch die verschiedenartigsten Gerüchte über den Zweck der Reise, die alle zu ihrem Nachtheile sprachen, höchst erbittert, zu einer Berathung in den neuen Kasernen zusammen kamen, und von da auf dem Tummelplatze des Aufruhrs, auf dem berühmten Fleischplatze, sich versammelten. Der vom Großwessir Dilawerpascha zur Vermittelung abgeordnete Tschaukschbaschi mußte, durch Steinswürfe genöthigt, umkehren, und nicht besser erging es ihren eigenen Oberhäuptern, dem Janitscharenaga und den Obersten der einzelnen Regimente. Die Janitscharen der Flotte schlossen sich an die Meuterer an, und man holte ein Fetwa ein, ob es durch das Gesetz erlaubt sei, die zu tödten, die den Sultan zu Neuerungen verführten. Auf erhaltene bejahende Antwort vom Musti wandte man sich an den Rhodscha und Großwessir, die dem Sultan ihre Beschwerden und ihre verlangte Abhilfe vortragen sollten. Allein Dmar Efendi war entflohen, und so ward seine Wohnung der Plünderung preisgegeben, vor dem Palaste des Großwessirs aber antwortete man mit Pfeilschüssen. Ungerüstet wie sie waren beschloßen sie, da es bereits Abend, den folgenden Tag mit den Waffen zu erscheinen. Der Sultan, von den versammelten Ulema über die Ursache des Auflaufes belehrt, versprach die Pilgerreise aufzugeben, nicht aber, den Kislaraga und Rhodscha zu verbannen. Am folgenden Morgen luden die Aufrührer die Ulema zu einer Unterredung ein, und diese beschieden jene auf den Hippodrom. Das Resultat der Zusammenkunft, an der zwölf Mitglieder jenes beratenden Körpers Theil nahmen, war ein Fetwa, das die gesetzmäßige Hinrichtung von sechs der ersten Staatsbeamten aussprach, unter ihnen die beiden obengenannten, der Großwessir, der Desterdar und Kaimakam. Die Ulema selbst trugen das „Bittschreiben“ dem Sultan vor, der aber durchaus auf einer abschlägigen Antwort beharrte, und den Ulema im Serai zu bleiben befahl. Letzterer Umstand deutete den Truppen an, was es galt; sie drangen in den ersten Hof des Serai, schrien und tobten, aber auch hier verließen mehre Stunden ohne Bescheid. Man drang in den zweiten und endlich durch das Thor der Glückseligkeit in den dritten und innersten Hof. Auf einmal durch eine einzige Stimme wie durch ein Zauberwort angeregt schrie Alles: „Wir wollen Sultan Mustafa!“ Er ward gesucht und man fand ihn endlich mit zwei Sklavinnen im Harem, von wo aus er wegen dreitägigen Mangels an Speise und Trank statt aller Antwort auf seine Huldbildung als Padischah die Worte rief: „Mich dürstet!“ Als bald brachte man ihn in den Divansaal, aber auch der Kislaraga und Großwessir, beide aus dem Harem ausgestoßen, waren schon als Opfer der Wuth gefallen. Darauf wurden die Ulema mit Gewalt zur Huldbildung des neuen Sultan gezwungen, den die Menge auf einem Krankenwagen ins alte Serai, und als man ihn hier nicht sicher glaubte, in die Moschee der Janitscharen

schaffte; die Galeerensklaven wurden befreit und mehre Pakete der Plünderung preisgegeben. Nun dachte der Sultan an seine Flucht auf das asiatische Ufer, allein die Mannschaft der zum Dienste des Hofes bestimmten Boote war geflohen; daher versuchte er seine Rettung durch Nachgiebigkeit, ließ jedem Janitscharen durch den Aga fünfzig Dukaten versprechen, dieser aber war, ehe er zum Worte kam, in Stücken zerhauen (Freitag 20. Mai). Darauf ernannte die Sultanin Walide im Namen ihres Sohnes Mustafa den Bosnier Daudpascha, ihren Eidam, zum Großwesir, und ebenso mehre andere Großwürdenträger. Den Sultan Dsmän aber hatte man unterdessen aus der Wohnung des Janitscharenaga, zu dem er während der Nacht um obige Versprechungen thun zu lassen, gegangen war, unter Beschimpfungen und schmachvollen Thätlichkeiten in die Kasernen gebracht. Noch aber wollten die Truppen seine Ermordung nicht, sondern verlangten sein Leben zu schonen, jetzt aber den Sultan Mustafa herrschen zu lassen. So dachte jedoch weder Daudpascha, noch die Sultanin Walide. Jener befahl wiederholt dem Dschebedschi, ihm die Schnur um den Hals zu werfen; das erste Mal aber wich Dsmän aus, das zweite Mal verhinderten es die Aga und das dritte Mal sein Hüter Khassaki. Es war Nachmittag geworden, in dessen Verlaufe man den Sultan Mustafa mit seiner Mutter in das Serai führte. Als dies geschehen, kehrte Daudpascha mit andern Gehilfen in die Kasernen zurück, aus deren Moschee Dsmän unter großem Aufschlage des Volkes in das Schloß der sieben Thürme gebracht ward. Als mehr Ruhe geworden, und die Thore dieses ältesten Bollwerkes der Stadt und jetzigen Staatsgefängnisses geschlossen waren, scheuete sich der Großwesir nicht in eigener Person mit dreien seiner Genossen Hand an den unglücklichen Fürsten zu legen, der sich anfangs kräftig vertheidigte, endlich aber dem Strick erlag. Zum Zeichen des vollzogenen Sultanmordes ward ein Ohr des Erdrosselten der Sultanin Walide überschickt, der Leichnam aber noch selbigen Abend zur Erde bestattet. Die Mörder fanden in der Folgezeit zum Theil ihren Lohn.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Schuld oder Unschuld des Sultans zurück, so drängt sich zuerst der Gedanke auf, daß er die ruhmwürdigsten Eigenschaften mit eigensinnigen Schwächen verband, die ihn jedoch nicht grade zu Grausamkeiten verführten. Seine Launen mochten zuweilen hart und despotisch scheinen, allein Festigkeit des Charakters galt den übermüthigen Truppen und dem zügellosen Haufen ihren Wünschen gegenüber für ebenso unerträglich, als sie willfahrende Gleichgültigkeit ihrer Herrscher mit Freudengeschrei begrüßten. Vor allen war der Rhodscha Omar Efendi das Werkzeug der Intrigue, der sich Dsmän trotz seiner bewiesenen Selbständigkeit nicht zu entwinden vermochte. Seine Privatrückichten verführten ihn zu den unüberlegtesten Schritten beim Sultan, dessen Günstling er war. Trotz seiner Jugend wollte Dsmän Großes und zum Theil Gutes, blieb aber dessenungeachtet Türke und verrieth sein Geschlecht nicht. Sein Tod, an und für sich ein

bedauernswerthes Ereigniß, ward es noch mehr für die Zukunft, da man durch ihn die Möglichkeit eines Sultanmordes in Constantinopel kennen gelernt hatte.

Dsmän III., der Sohn Mustafa's II., folgte seinem Bruder Mahmud I. nach 24jähriger im Ganzen glücklicher Regierung den 13. Dec. 1754. Auch diesem war durch das Reichsgesetz, nach welchem er ein halbes Jahrhundert im Prinzenkäfig eingesperrt gehalten wurde, Jugend und Frohsinn verleidet. Der Kopf saß ihm auf der Schulter, er hatte ein aufgedunsenes Gesicht, und war dabei heftig, ungebüldig und doch schwach. Seine geistigen Fähigkeiten und Eigenschaften waren überdies so unbedeutend, daß nirgends eine deutliche Spur derselben hervortrat, das Bestreben ausgenommen, Alles anders, wenn auch nicht besser, als sein Bruder zu machen, eine Neuerungssucht, der zufolge schon jede Veränderung an sich ein Unglück war. Die gewöhnlichen eine Thronbesteigung in Constantinopel begleitenden Gebräuche wurden vollzogen, der Säbel ihm zu Ejub am 22. Dec. umgürtet und 1,197,000 Piafter als Geschenk an die Truppen vertheilt. Nach Polen, Rußland, Österreich brachten Gesandte die Kunde, und diese Gesandtschaften wurden 1755 durch Gegengesandtschaften erwiedert, doch so, daß die seit Dsmän II. mit der türkischen Gewaltherrschaft und Uebermacht im sinkenden Verhältniß eingetretene Veränderung nur zu sehr sichtbar ward. Den Moslimen ward die erste Kunde der neuen Regierung durch Einschärfung zum Theil schon früher gegebener Verordnungen über die Sperrung der Wirthshäuser, über die Spaziergänge der Weiber, die sich an drei bestimmten Tagen nicht öffentlich sehen lassen sollten, und über die Kleidung der Rajas, die den Sultan so beschäftigte, daß er seinen Staatsbeamten zum Theil eine neue Kleiderordnung vorschrieb. Allein weder die augenblickliche Vollziehung derselben war streng, noch sie selbst überhaupt nachhaltig. Auch ward alsbald der Musti (12. Jan. 1755) und drei Wochen später der Großwesir abgesetzt, und was sich als seltene Erscheinung unter der Regierung Dsmäns II. ereignete, daß der Hafen zufror, trat auch jetzt ein. Überhaupt aber verfuhr der neue Sultan mit nichts willkürlicher, als mit Entsezung und Veränderung seiner Großbeamten. Das geringste Versehen, selbst ohne Schuld desselben, in dessen Wirkungskreis es sich ereignete, zog Absetzung nach. Wie Dsmän II., nur in anderer Absicht, durchwandelte auch er nächtlich unerkannt die Straßen und horchte das Volk aus. Das war aber auch Alles, was er selbständig that. Wie noch oft heutzutage, so suchten auch unter ihm Constantinopel furchtbare Feuerbrünste heim, die des 16. Juli 1755, die in 16 Stunden 2000 Häuser einscherte, die drei Monate später ausgebrochene, die in 36 Stunden alle Richtungen der Stadt durchlief, und Jahr's darauf (Mai 1756) erst eine unbedeutendere, den 6. Juli aber die größte, die je die Residenz des Großherren heimsuchte. In 48 Stunden lagen 8000 Häuser in Asche, unter ihnen 200 Moscheen. Die Widerseßlichkeit der Bege in Aegypten gegen den Statthalter und die Unruhen in Erzerum und Belgrad

wurden bald beigelegt, das Begehren Friedrichs II. von Preußen nach einem Freundschaftsvertrage mit der Pforte jedoch mit dem Bedeuten abgewiesen, daß man auf ein glücklicheres Jahr warten wolle, als das laufende. Noch vor Ende des Jahres 1755 ward auch die Moschee, die vor sieben Jahren Sultan Mahmud zu bauen angefangen, unter dem Namen „das Osmanische Licht (نور عثمانی)“ eingeweiht, und zum Andenken die Westfire, das Chor der Ulema und der Generale beschenkt (5. Dec.). Dsmän III. starb, nachdem er in den drei Jahren seiner Regierung nicht weniger als sechs Großwestfire entsetzt, einen darunter enthauptet, und die längste Zeit des Besitzes dieser Stelle nur sechs Monate gedauert hatte — der siebente überlebte ihn — den 30. Oct. 1757, und ward unter Beobachtung der gewöhnlichen Feierlichkeiten in der Moschee Balide beigelegt.

Noch muß erwähnt werden, daß einen Monat vor dem Tode des Sultans die Nachricht von der Plünderung der Pilgercaravane nach Mekka in Constantinopel angelangt, dem Großherrscher aber durch seinen Günstling und Kislaraga Ahmed Abufuf verheimlicht worden war. Letzterer, der die Führer derselben abgesetzt und auch die andern dabei angestellten Beamten geändert, hatte dadurch die Araber Beni Harb gereizt und sich selbst das Leben verwirkt, welches ihm, um die Menge zu beruhigen, unter Dsmäns Nachfolger, Mustafa III., genommen wurde⁵⁾.

II. Feldherren und sonstige Große, die den Namen Dsmän führten.

Unter ihnen stehen oben an die Fürsten aus der Dynastie der Meriniden (بنو مرين), welche nach den chronologischen Tafeln Hadshi Khalfa's von 630 (beg. 18. Oct. 1232) bis 899 (beg. 12. Oct. 1493) in Maghreb, d. i. in Fez und Marokko, unter dem Titel: Omara el mumenin, d. i. Fürsten der Gläubigen, herrschten. Wir erwähnen hier kurz zwei Regenten dieses Namens. Der erste, Abu Saïd Dsmän, war der älteste der vier Söhne des Abu Muhammed Abd-el-hacc Ben Mohic (عبد الحق بن مهيقي), der sich aus der Familie der Beni Merin mit seinem Stamme, den Zenatiden (زناتة), in der Wüste zwischen Zab (زاب) Edris. Africa ed. II. cur. Hartm. p. 133 sq., 235 sq.) und Sedschelmesa ein nomadisches Leben führte. Während des Sommers verweilten sie in Maghreb, im Herbst aber lehrten sie in die Wüste zurück. Kaum war die Kunde von der durch Alfons den Mo-

wahbedin bei der Feste Icáb beigebrachten Niederlage im J. 610 (beg. 25. Jun. 1210) und die Vergiftung des Fürsten derselben, Nasir, jenem zu Ohren gekommen, als er die Wüste verließ, in das Gebiet von Fez und Marokko einbrach, und 613 (beg. 20. Apr. 1216) in Ribât Taza (رباط تازة), s. Edris. I. c. p. 189, 191) anlangte. Obwohl nun der Mowahbedite Jusuf mit dem Beinamen Mustensir Truppen ihm entgegen sandte, so lief doch der Kampf unglücklich ab; aber auch Abd-el-hacc fand schon 614 (beg. 10. April 1217) in dem Treffen gegen den Stamm Rijah (رياح) seinen Tod. Ds-

man ergriff sogleich das Heft der Regierung und ihm unterwarfen sich viele Stämme freiwillig und unfreiwillig. Er setzte seine Eroberungen bis zum J. 638 (beg. 23. Jul. 1240) fort, wo ihm sein Bruder Abu Maruf Muhammed folgte. Aber erst dem vierten Sohne des Abd-el-hacc gelang es, sich der Stadt Fez 646 (beg. 26. Apr. 1248) zu bemächtigen, und nach abermaligem Verluste sich zwei Jahre später in dem Besitze derselben zu behaupten.

Größer als dieser Dsmän ist der spätere Abkömmling derselben Dynastie Abu Saïd Dsmän, Sohn des tapfern Abu Jusuf, der 710 (beg. 31. Mai 1310) seinem Neffen Abu'rebi' Soleiman folgte, und den Beinamen El-Kedhâ führte. Er war nicht nur Herrscher über Fez, sondern auch Marokko, hatte sich bereits seinem Vater Abu Jusuf unterwerfen müssen. Sein Regierungsantritt versprach die glücklichen Zeiten den Unterthanen nicht, die sich in der Zukunft wirklich an seinen Namen knüpften. Um nämlich den Intriguen am Hofe, die der Minister Abdallah nährte, ein Ende zu machen, ließ er letztern, um ihn für den Verrath an seinen (des Dsmän) Brüdern zu strafen, umbringen. Die Unruhen wurden alsbald beigelegt, und er konnte sich von nun an ganz dem Glücke seiner Unterthanen widmen, was er so sehr wünschte. Arabische Schriftsteller selbst sagen über seine Regierung: „Es waren seine Tage Festtage“ — ein Ausspruch, den man nicht oft von orientalischen Fürsten, am wenigsten von afrikanischen zu thun berechtigt ist. So ging unter innern Anordnungen die Zeit bis zum Jahre 727 (beg. 27. Nov. 1326) hin, wo er die Zwistigkeiten und Unruhen, die Castilien heimsuchten, in den ersten Jahren der Regierung von Alfons XI. benutzen zu müssen glaubte. Schon Abu Jusuf war viermal, und sein Sohn Abu Jakub nicht weniger mit Armeen übergesezt und hatten daselbst festen Fuß gefaßt. Auch waren durch Jahja, Dsmäns Gouverneur zu Ceuta, fortwährend seit 716 (beg. 26. März 1316) die Christen zu Wasser bekämpft worden, und nur eine drückende Theuerung in Maghreb 724 (beg. 30. Dec. 1323) hinderte für den Augenblick die Ausführung so mancher Unternehmung. Dsmän landete jedoch im J. 1327 und war so glücklich, in kurzem Adschefras, Ronda und Marbella wegzunehmen. Die Empörung seines eigenen Sohnes Dmar, der sich unter der niedrigsten Classe des Volks eine Partei geschaffen hatte, rief ihn von seiner

5) Von Dsmän II. und III. war bis jetzt sehr wenig bekannt, und die Regierung dieser Männer verbannt, wie so vieles Andere in der Osmanischen Geschichte, ihre Aufhellung allein dem classischen Werke von Hammer; daher bin ich demselben mit Vorwissen des Verfassers zum Theil wörtlich gefolgt, was in diesem Fall allein das Beste sein kann.

Bekämpfung der Christen zurück. Fez fand er bereits bei seiner Rückkehr in der Gewalt des Empörers, der alle Vorrechte und Zeichen der königlichen Würde an sich gerissen hatte. Das Treffen vor der Stadt, obwohl für den Vater unglücklich, öffnete ihm dennoch den Zugang nach Fez, wo er jetzt eingeschlossen ward. Nur durch eine gefährliche Krankheit, die den Sohn befiel, ward die Belagerung nicht gefährlich. Unterdessen setzte sich Dsman in seinem Reiche wieder soweit fest, daß er einen Angriff nicht fürchten durfte. Sedschelmessa jedoch blieb bis zum Tode des Dsman (Aug. 1331) im Besitz Ouars, während jener seinen Bestrebungen treu nur das Wohl seiner Unterthanen bis an das Ende seines Lebens zu befördern gesucht hatte. Ouars fiel bald darauf als Opfer seiner Regierungsfucht durch den Befehl seines eigenen Bruders Abdallah.

Dsman war ferner der Name des zweiten Usurpators von Tilmisan (s. *Edris*, I. c. p. 191 sq.), einer der erbittertsten Feinde der Meriniden in Afrika, die er unaufhörlich bekämpfte und fortwährend von seiner Residenz zurückschlug. Bekanntlich war er seinem Vater Tschmeräsen (يغمراسين), dem Stifter der Dynastie der Bejaniden (بنى زيان) in Tilmisan gefolgt im J.

681 (d. i. 1282 Chr.) und selbst der große Merinide Abu Jakub Jusuf belagerte ihn wiederholt vergeblich in Tilmisan 689 (1290), 696 (1297) und 698 (1299). Er starb 702 (beg. 26. Aug. 1302) und hatte seinen Sohn, Abu Bejan Muhammed, zum Nachfolger.

Dsman Ben Abd-el-rahman Ben Tahja Ben Tschmeräsen, Abu Said beigenannt, und zu Granada aus demselben Stamme der Bejaniden entsprungen, ward, nachdem die Regierung von Tilmisan für seine Familie verloren gegangen, gleichsam der zweite Begründer seiner Dynastie, und durch sein Schicksal und die gemachten Erfahrungen belehrt, sowie durch die Wissenschaft gebildet, übrigens aber zum Soldaten auferzogen, war er zur Erhaltung und Vertheidigung des wiedergewonnenen Besitzes gegen die Meriniden, unter denen Abu Inän ihm den kräftigsten Widerstand leistete, vorzüglich geeignet. Der Kampf zwischen beiden Nebenbuhlern war wiederholt heftig, kostete anfangs den Meriniden das Heer, das nicht Vorsicht genug gegen die listigen Bejaniden gebraucht hatte, schlug aber endlich zu Gunsten jenes aus. Abu Inän durch diese Erfahrung zu um so größerer Rache aufgefordert, stellte durch Gewinnung von Bundesgenossen sehr bald eine vollständig bewaffnete Armee auf, das Zusammentreffen der feindlichen Heere entschied gegen die Beni Bejan, Dsman entkam mit seinem Bruder Thabit, nach Wechselung der Kleider, mühsam der Gefahr, ward jedoch in seinem Versteck aufgefunden, und hatte im Ganzen nur von 1348 bis 1352 geherrscht. Sein Tod zog die Verfolgung der Großen der Bejaniden nach sich, bis diese nach ihres Unterdrückers Ableben zu frischen Kräften kamen, seinem Sohn Abu Said Gleiches mit Gleichen vergalt, und zuletzt Tilmisan von Neuem zurückeroberten.

Abu Dschafar Dsman, ein verdienstvoller Großbeamter unter Abdorrahman III. (gest. 961), dem Kalifen von Cordova, der ihn nach Majorca als Statthalter schickte und ihn zu Folge dieser Sendung nur noch lieber gewann. Dsman war wahrscheinlich in Sevilla geboren, und Talent und Geschicklichkeit erhoben ihn allein zu den Würden, die er nach und nach bekleidete. Auch unter Hakim mit dem Beinamen Montefir (961—976) genoss er fortwährend das höchste Vertrauen, ward zum Chef der Leibgarde erhoben und endlich zum Geheimrath. Als solcher starb er, hatte aber vorher seinen Sohn Dschafar bei Hof eingeführt und diesem dadurch noch größere Ehren bereitet, als er selbst genossen hatte. Des Hakim Sohn, Heschäm, der unter Vormundschaft des Mansur Ben Abi Amir in einem Alter von zehn Jahren zum Throne gelangte (976), überhäufte ihn mit seinen Gnadenbezeugungen. Er ward Vorstand der Münze, dann Schatzmeister, endlich erster Minister des Staats. Verblindet durch seine Größe suchte er die ersten Stellen mit seinen Verwandten zu besetzen, zog sich aber dadurch den allgemeinen Haß zu, ward bei dem Kalifen verleumdet und büßte seine Unvorsichtigkeit nach erlittener Gefangenschaft entweder mit dem Feuertode, oder durch den Strick im Gefängnisse 372 (982 Chr.).

Dsman Imäd-ed-din, Sohn des Saläh-ed-din, der Eubide s. Melek el-aziz.

Dsman, Sohn des Meriniden Jakub, gewöhnlich Melek el-caim genannt, brachte seine Regierungszeit nur auf vier Jahre (1327—1331) und hatte den gepriesenen Geschichtschreiber Noweiri zu seinem Zeitgenossen.

Andere Große, die unter Arabern, Persern und Türken den Namen Dsman führten, haben nicht die Bedeutung erlangt, daß sie hier besonders aufgeführt werden mußten. Wer übrigens die unter den Türken vor den übrigen hervortretenden Dsmäne kennen lernen will, findet das ausführliche Verzeichniß derselben in dem soeben erschienenen zehnten Bande der Dsmanischen Geschichte von Hammer S. 553.

III. Die ausgezeichneten Gelehrten, Dichter und Scheiche, die den Namen Dsman (Ibn oder Ben Dsman) führten.

1) Dsman, mit dem vollständigen Namen Dschemäl-ed-din Abu Amru Dsman Ben Amru Ben Abi Bekr Ben Junos, Duli oder Misri beigenannt, im Morgen- und Abendland aber allgemein unter der Bezeichnung Ibn-elhadshib bekannt, war zu Ende des J. 750 (zu Anfange des J. 1350) in der kleinen Stadt Esna (أيسنا Ibn Chall.) oder Isna (Abdoll. ed. de Saey p. 702) in der Provinz Kus (قوص) in Oberägypten geboren worden und hatte von der Natur einen höchst glücklichen Verstand erhalten. Er erhielt den Beinamen „Sohn des Kammerers (Ibn-elhadshib),“ weil sein Vater, von Geschlecht ein Kurde, Kammerer (حاجب) des Emir Izz-ed-din Nursil Silahi war. Zum Rechtsgelehrten nach den Grundsätzen der in Afrika vorzüglich einheimischen orthodoxen Secte der Malikiten bestimmt, beschäf-

tigte sich Osman in Kahira in seiner Jugend fleißig mit dem Koran und mit den Rechtslehren der obengenannten Secte, ging aber bald zu den philologischen Wissenschaften über, trieb die Grammatik der arabischen Sprache und die Koranlesekunst und Koranskritik, und zeichnete sich sehr bald in jenen Gegenständen durch festes und tiefes Wissen aus. Hierauf begab er sich nach Damaskus und hielt in der Kathedrale dieser Stadt im Kloster der Malikiten Vorlesungen. Letztere wurden gern besucht, und er selbst vervollkommnete durch das Lehren immer mehr seine Kenntnisse. Vorzüglich bebaute er das Gebiet der Grammatik, entwickelte in ihr über mehre Punkte seine von frühern Grammatikern ganz verschiedenen Ansichten, warf schwierige Fragen auf, deren Beantwortung seinen Zeitgenossen fast unmöglich war und zwang sie auf der andern Seite zur Anerkennung seiner unwiderlegbaren Behauptungen. Ibn Khallekan lobt seine Bestimmtheit und ausgezeichnete Ruhe in Beantwortung vorgelegter grammatischer Fragen und führt in dieser Beziehung Beispiele an. Von Damaskus kehrte er nach Kahira zurück, nahm aber später seinen Aufenthalt in Alexandrien, wo er jedoch bald nach seiner Ankunft zu Anfange des J. 1249 (16. Scherwal 646) starb und vor dem Seethore begraben ward.

Seine Schriften, die sämmtlich um ihrer außerordentlichen Brauchbarkeit und Eleganz willen gelobt werden, sind folgende: 1) ein Commentar zu dem grammatischen Werk El-Idhah vom Grammatiker Abu Ali Hasan Ben Ahmed Farisi, der 377 (beg. 3. Mai 987) starb. Der Commentar führt den Titel: „Das dem Anfänger hinreichende Buch (المكتفي للمبتدى).“ 2) Dictata, wie gewöhnlich Amali betitelt, eregetischen Inhalts über einige Stellen des Korans, ferner über mehre grammatische Ausstellungen im Buche Mofassil und der Grammatik Kafiya; 3) ein Commentar unter dem Titel: „Erläuterung (ايضاح)“ zum Mofassil, einem grammatischen Werke des Zamachsheri; 4) „die Eleganz der Araber in den schönen Wissenschaften (جمال العرب في علم الادب).“ Von demselben Werk ist auch ein Auszug vorhanden; 5) die Schaftiye (شافية) über die grammatische Abwandelungslehre (تصريف), eine oft gebrauchte und beliebte Einleitungsschrift in jene Wissenschaft, die mehrfach commentirt, glossirt, metrisch paraphrasirt und türkisch übersetzt wurde; 6) eine metrische Abhandlung über den Versbau (عروض) unter dem Titel: „Der herrliche Zweck über die Wissenschaft des Khalil (d. h. die Wissenschaft des Versbaues) (المقصد الخليل في علم الخليل),“ die ebenfalls vielfach commentirt und glossirt ward; 7) ein Glaubensbekenntniß in Versen (عقيدة), von dem ebenfalls zwei Commentare bekannt sind; 8) ein Handbuch über die abgeleiteten Rechtslehren (فروع) nach den Ansichten der Ma-

likiten, zu dem nicht minder mehre Commentare vorhanden sind; 9) die Kafiya (كافية), eines der berühmtesten und meist verbreitetsten grammatischen Handbücher, das sich eine ebenso große Anerkennung unter den Arabern im Abendlande, als die Alfija im Morgenlande verschaffte. Er selbst schrieb einen Commentar dazu, und verfertigte eine metrische Paraphrase in freiem Versmaß unter dem Titel: „Die Vollständige (واقية)“ für den Ejubiden El-Melef El-Nasir Dawud Ben-elmoakhem. Dieses Büchlein ward so vielfach arabisch, türkisch und persisch commentirt, glossirt, in Verse gebracht und übersetzt, daß die einfachste Nachweisung dieser Bearbeitungen mehre Seiten füllen würde. Bekanntlich ist es, außerdem daß es wegen seines Gebrauchs in der Schule in einer großen Anzahl Abschriften nach Europa gekommen ist und in den Bibliotheken aufbewahrt wird, durch mehrfache Abdrücke noch zugänglicher geworden. Die erste Ausgabe ist rein arabisch (in einer großen Menge Exemplaren selbst ohne jeden Titel, die Worte ausgenommen (الكافية لابن الحاجب) aus der Mediceischen Druckerei in Rom 1592 auf 96 Quartseiten hervorgegangen (s. Adlers bibl. krit. Reise S. 74 und Schnurrer, Bibl. Arab. p. 22 sq.). Auf gleiche Weise ward das Werk im J. 1785 (1200 d. H.) in Constantinopel mit dem Commentar des Zeinizadeh über die Abwandelung der Endsyllben in dem Original unter dem Titel: Träb El-Kafiye (أعراب الكافية) 748 Quartseiten) aus der in der Bibliothek Ali Efendi's aufbewahrten eigenhändigen Handschrift des Zeinizadeh unter dem Großwesir Jusufpasha und dem Musti Ahmed Efendi abgedruckt, desgleichen (im Mai 1811) das Werk Kitäb el-moharrem, das über den Commentar des berühmten Dichters Dschami zu der Kafiye, der allgemeine Aufnahme fand und den Titel الفوائد الضيائية führt, handelt (757 Quartseiten) — ferner der nackte Text auf 30 Seiten in der im April 1819 erschienenen Sammlung der drei Tractate, nach welchen in Constantinopel die Syntax gelehrt wird. Endlich kennen wir noch eine in Calcutta durch Professor Bailie in Kleinquart aus der Druckerei des Fort William hervorgegangene Ausgabe; 10) ein Commentar zu der Grammatik des Sibawaih, bekannt kurzweg unter dem Namen „Buch des Sibawaih;“ 11) ein nicht weniger bekanntes Werk von ihm über die Grundlehren und kanonischen Zweifelsfälle unter dem Titel: منتهى السؤال والاصل في علمي الاصول والجدل, von dem er selbst einen Auszug, gewöhnlich schlechtthin مختصر ابن حاجب oder مختصر المنتهى genannt, verfertigte; 12) ein anderes Compendium über die abgeleiteten malikitischen Rechtslehren (مختصر في الفروع); 13) ein alphabetisches Verzeichniß seiner Lehrer (معجم الشيوخ) und endlich 14) ein malikitisches

Rechtsbuch unter dem Titel: **جامع الامهات في فقه** **مالك**. Vergl. noch *Ibn Khallekan* (s. *Tydem. Consp.* ad N. 424). *Abulfed. Ann. Mosl.* IV, 496 und Anm. 343. *De Rossi* im *Dizionario storico degli autori Arabi* p. 86. *D'Herbelot* unter *Hageb. Casiri* I, 20 sq.

2) Abu'Kasim Osman Ben Said Ben Beschäar El-Ahwal (der Einäugige) El-Anmâti, einer der größten schafitischen Rechtsgelehrten seiner Zeit in Bagdad, der den Mozeni (المزني) und Rebi' Ibn Soleimian Mozrâbi (مزرابي) zu Lehrern in dieser Wissenschaft hatte. Er starb im Schewwal 288 (im Herbst 901). Den Beinamen Anmâti erhielt er von anmât (انمات) d. i. Pferdebedecken, weil er mit Pferdezeug gehandelt hatte.

3) Der Scheich und Imam Abu Amru Osman Ben Isä Ben Dirbäs Ben Fir Ben Dschahm Ben Abdus Hebzjani Marâni, der Kurde, der den Ehrennamen Dhiya-ed-din (d. i. Licht der Religion) trägt, ebenfalls einer der ausgezeichnetern schafitischen Rechtslehrer, war der Bruder des über Agypten gesetzten Richters Sadr-ed-din Abu'Kasim Abdel-melek, dessen stellvertretender Unterrichter (Naib) er in Kahira war. Seine Jugendzeit über beschäftigte er sich in Arbela unter dem Scheich Abu'labbas Khidhr Ben Adil, begab sich hierauf nach Damaskus, und studirte unter dem Scheich Abu Sa'd Ben Abi Asrun. Sehr bald war er in den Grundlehren des Rechts, vorzüglich der Secte, welcher er angehörte, eingeweiht, setzte dieselben in mehr als 20 Bänden deutlich aus einander, kam aber dessen ungeachtet nur bis zum Capitel der Zeugnisse (شهادات), und nannte

den fertigen Theil **استقصا لمذهب الفقهاء** d. h. vollständiges Repertorium für die Ansichten der (schafitischen) Rechtsgelehrten. Auch commentirte er das Werk „der Glanz über die Grundlehren des Rechts (اللبع في اصول الفقه)“ vom Scheich Abu Isbak Ibrahim Ben Muhammed Schirazi (gest. 476, beg. 21. Mai 1083) in zwei Bänden, und über den gleichen Gegenstand das **مذهب في القروع** des obengenannten Scheichs (s. *Annal. Mosl.* III. p. 699, 700). Noch ehe aber sein Bruder starb (im Herbst 1208), verlor Dhiya-ed-din seine Stelle als Vicar desselben, dagegen vermachte ihm der Emir Dschemäl-ed-din die Medrese, die er in Kahira gebaut hatte, gleichsam als Legat und setzte ihn zum Professor an derselben ein. Er blieb auch in dieser Stellung bis zu seinem Tode (Juli 1206) und wurde auf dem Kirchhofe **القرافة الصغرى** in einem Alter von fast 90 Jahren begraben. Ungewiß nämlich ist es, ob er zu Ende des Jahres 510 (1117) oder zu Anfange des Jahres 517 (1123) geboren worden ist.

4) Abu Amru Osman Ben Abd-el-rahman Ben Osman Ben Musa Ben Abi'Isath Nasri Schehrezuri,

aus Kurdistan abstammend, bekannt unter dem Namen Saläh-ed-din Scharachâni und außerdem mit dem Ehrentitel Tacki-ed-din belegt, schafitischer Jurist, und überdies verdienstvoller Gelehrter seiner Zeit in der Koranserege, der Traditionslehre und ihrer Hilfswissenschaften, wie in der Kenntniß der Namen der Überlieferer und in Anführung lexikologischer Beweisstellen. Außerdem hatte er sich noch mit einer Menge anderer Wissenschaften beschäftigt. Einen Theil seiner Bildung erlangte er in Mosul, wo er auch die Stelle eines Repetenten beim Scheich Imäd-ed-din Abu Hamid Jusnos verwaltete. Von da begab er sich in Kurzem nach Khorasan, in der Absicht, sich immer mehr in der Traditionslehre zu befestigen. Hierauf kehrte er nach Syrien zurück und ward in Jerusalem Professor an der Medrese Nasrije, die ihren Namen von El-Melek El-Nasir Saläh-ed-din Ben Ejub hat. Er nützte in diesem Posten sehr viel, begab sich aber bald darauf nach Damaskus, wo er eine gleiche Stelle an der Medrese Kewâhije

(رواحية) erhielt, die Abu'Kasim Hibat-Allah Ben Abdel-wahid Ben Kewâha hier erbaut hatte, während, wie bekannt, auch ebenfalls eine zweite gleiches Namens zu Haleb vorhanden war. Nachdem aber El-Melek El-Eschref Ibn El-Melek El-Adil Ben Ejub sein Collegium zum Unterricht in der Traditionslehre (دار الحديث) in Damaskus erbaut hatte, wurde ihm die Professur jener Wissenschaft übertragen, die ihm eine Menge Zuhörer zuführte. Doch auch diese Stellung vertauschte er mit einem Lehrstuhl an der Medrese der Sitt-el-schâm Zomorod Khatun, der Tochter Ejubs, und hier war es, wo Ibn Khallekan (1235—36, vom Monat Schewwal 632) ein Jahr lang seine Vorlesungen in der Traditionslehre besuchte. Seine Werke nun sind folgende: 1)

Erkenntnißfrüchte der Reise (فوائد الرحلة), eine Sammlung werthvoller literarischer Belehrungen aus verschiedenen Wissenschaften, die der Verfasser auf seiner ebenerwähnten Reise nach Khorasan veranstaltete; 2) eine weitläufige Auseinandersetzung der auf der Pilgerreise zu beobachtenden Gebräuche (مناسك الحج); 3) Stoffen zu dem ersten Vierteltheile des Commentars, den Ibn Abi el-demm zum Wesit (وسيط) das Abu Hamid Ghayali über die abgeleiteten Rechtslehren der Hanefiten, in einem Werke nochmals so stark als das Original verfaßt hatte. Überdies sammelte einer seiner Schüler seine Fetwa in einem Band, und so nützte Scharachâni durch Schrift und Wort bis an sein Ende (Herbst 1245, 25 Rebi II, 643). Er starb in Damaskus 66 Jahre alt (denn er war im J. 577, d. i. 1181 Chr. in Scharachân geboren), und wurde vor dem Siegesthor auf dem Kirchhofe der Sufi (مقابر الصوفية) begraben. Vergl. *Hamak. Spec.* 152 (556). 165 (589).

5) Abu'Isath Osman Ben Dschinni, der Gramma-

tiker, zu Mosul vor 330 (beg. 26. Sept. 941) geboren, und obwol sein Vater Dschinni nur Mameluk bei Soliman Ibn Fahd Uedi aus Mosul war, früh ausgezeichnet durch seine Kenntniß in der arabischen Sprache, studirte die schönen Wissenschaften (أدب) unter Abu Ali Farisi, und las darauf selbst in Mosul mit großem Beifalle. Doch kehrte er bald zur größern Befestigung seiner Kenntnisse in die Vorlesungen des Farisi zurück, und begann alsbald sein Talent als Dichter durch Proben an den Tag zu legen. Obwol er nach Angabe Einiger einaugig war, so zeichnete er sich doch durch ausgebreitete Schriftstellerei in mehren Gebieten der Wissenschaft, vorzüglich der Grammatik, aus. Er starb zu Ende des Monats Safar 392 (Januar 1002) in Bagdad und hinterließ eine Menge Schriften, von denen hier die vorzüglichern erwähnt werden sollen: 1) ein Commentar zu der grammatischen Abwandlungslehre (تصريف) des Mazini, dem er den Titel Munfis (منصف) gab; 2) eine grammatische Abwandlungslehre unter dem Titel: التصريف البلوكي, ein gefälliges Handbuch, das mehrfach commentirt ward; 3) ein Auszug aus der Denkschrift (تذكرة hypomnemata, commentarii) des Abu Ali Hasan Ben Ahmed Farisi (s. vorher und Annal. Mosl. II, 562 und Anthol. gramm. p. 139. Anm. 121); 4) die Isfahani'sche Denkschrift (التذكرة الاصفهانية); 5) das Werkchen التعاقب, oder كتاب التعاقب; 6) der grammatische Tractat تلغين, zu dem ein Commentar von Uskeri vorhanden ist; 7) das Schriftchen تنبيه, d. i. Ermunterung; 8) das كتاب الخصائص, Eigenheiten der Grammatik, die wiederholt glossirt wurden; 9) das Geheimniß der Kunst und die Mystereien der Beredsamkeit (سر الصنعة واسرار البلاغة), ein Handbuch, das über die einfachen Buchstaben, ihre Geseze, die Harmonie ihrer Zusammenstellung und ihr Verhältniß zu den Vocalen handelt. Jedem Buchstaben ist ein besonderes Capitel zugetheilt; 10) ein Commentar zu dem „Beredten über Lexikologie (فصيح في اللغة)“ von Thaleb aus Kufa; 11) ein Commentar zu der Reimlehre des Achfasch (القواني لاخفش) unter dem Titel: „Der Zureichende (الكافي)“; 12) ein Commentar unter dem Titel: محتسب (محتسب, oder vollständiger محتسب كتاب الشوائب في الغرآت) zu dem كتاب الشوائب vom Koranleser Abu Bekr Ahmed Ben Musa, gewöhnlich Ibn-elmudschahid (ابن المجاهد) genannt und im J. 324 (beg. 30. Nov. 935) gestorben, das über unanaloge Lesarten im Koran handelt; 13) über das Masculinum und Femininum (كتاب المذكر والمؤنث);

14) über die Buchstaben, die مقصور وممدون heißen; 15) ein Commentar zu dem Werk unter demselben Titel von Farisi (Ann. Mosl. II, 562); 16) der Glanz (لمع), ein grammatisches Werk, das er zum großen Theil nach den Vorträgen seines Lehrers Farisi zusammentrug (Ann. Mosl. II, 608. Abdollat. 535 cl. 480 [20]). Das Buch fand allgemeine Aufnahme, und ward deshalb vielfach commentirt und glossirt; 17) die Schönheiten der arabischen Sprache (محاسن العربية); 18) ein Impromptu aus den Sprüchen der Araber (المقنضب من كلام العرب في معتل العين), die commentirt; 19) eine grammatische Schrift unter dem Titel منتصف في النحو; 20) der Weg zur Etymologisirung der Gedichte in der Hamasa (منهاج في اشتقاق شعر الحماسة) und endlich 21) das Mehdz. Vergl. übrigens Anthol. gramm. ed. de Sacy. p. 41. Anm. 19. Abulf. Ann. Mosl. II, 609. Chrest. arab. III, 71.

6) Dsman Mucteri aus Gasna, blühte als Dichter unter dem Selbstschutten Ibrahim, dem Sohne Mes'uds, und hatte den Scheich Senaji zu seinem Zeitgenossen, der ihn auch besang. Vorzüglich erregte die Form und das Versmaß der Kaside Dsmans, die er auf den Sultan Ibrahim verfaßte, große Aufmerksamkeit.

7) Dsman Ben Jahja Kaifi (قاسي) aus Malaga führte seinen Ursprung auf die vornehme Familie der Beni Manthur in Sevilla zurück, und war in den verschiedensten Wissenschaften wohl unterrichtet. Zu Malaga lehrte er vorzüglich Philosophie, Medicin und Jurisprudenz, und er verwaltete nach und nach die Praefectur in Belez, Malaga, Comares, Moltemesa und gab folgende Werke heraus: 1) Fragen aus der Grammatik; 2) über das Erbschaftsrecht und 3) über die spanischen Maße. Er starb im J. 735 im Dzilhidbschet, d. i. um die Mitte des Jahres 1335 Chr. (Vergl. Casiri II, 109.)

8) Dsman Ben Rabia (ربيعة) aus Sevilla, Verfasser einer Geschichte der spanischen Dichter (طبقات الشعراء بالاندلس), starb zu Cordova im J. 411 (beg. 27. April 1020).

9) Dsman Ben Said Abu Amru, der Dmmaijade, Scheich und Koranleser, bekannt unter dem Namen Ibn-elseirefi (ابن الصيرفي) der Sohn des Wechslers) aus einer vornehmen Familie im Quartier Cota Rosa (قوتة الدانى) von Cordova, wohnte zu Denia (daher den Namen) genannt, wo er viele Jahre hinter einander über den Koran und die Überlieferungen las und mehre gelehrte Commentare zu ersterm schrieb. Mit der Anmuth der Sprache und des Charakters verband er eine milde Strenge,

Frankheiten unter dem Titel: „Product der Gedanken (نتيجة الفكر في علاج امراض البصر) hinterlassen hat.

14) Der Scheich und Imam Abu'lfath Dsman Ben Zfa Beleti aus Mosul, der im J. 599 (1202) oder 600 starb, ist uns als Biograph, Schönschreiber, Korans-Kritiker, Metriker, Dichter, Rhetoriker und Grammatiker bekannt geworden. Er ist Verfasser folgender Werke: 1) Das Leben des Dichters Motenebbi (اخبار المتنبي); 2) Formen der Schrift (اشكال الخط); 3) In-correctheiten im Koran (التصحيف والتحريف); 4) eine größere und kleinere Verleslehre (عروض); 5) Ermahnungen (الغظات الموقفات); 6) eine Kaside (القصيد الجرباوية), in welcher die Endungen vom Nominativ auf den Accusativ, Genitiv und endlich auf eine Quiescenz überspringen; 7) die Schrift المدختر للمدختر, in welcher alle Arten des rhetorischen Schmuckes (بديع) aufgeführt waren; 8) eine Schrift über die arabische Sprache (نير في العربية).

15) Scheref-ed-din Abu Abdallah Ben Fahr-ed-din Dsman Ben Ali, gewöhnlich Ibn Bint Abi Sa'd (der Sohn der Tochter des Abu Sa'd) genannt, zeichnete sich durch seinen Commentar aus, den er zu dem mystischen Werke des Imam Abu Hamid Ghazali über die talismanische Kraft der Buchstaben, in Quadrate zerlegt, schrieb, nachdem er zwei Vorlesungen darüber gehalten hatte (894 = 1489). Das Original führt den Titel: „Siegel des Abu Hamid (خانم ابي حامد)“, der Commentar aber „Würdige Lobeserhebungen (مستوجبة)“. (المحامد في شرح خانم ابي حامد).

16) Abu Amru Dsman Ben Ali Ben Abi'cašim Beikendi (بيكندي), der ein Verzeichniß von Scheichen (مشيخة) seinen Lehrern hinterließ.

17) Taqi-ed-din Dsman Ben Said Fihri (فهرى) der Ägypter, gewöhnlich Ibn Tulw genannt, ist Verfasser einer Gedichtsammlung und starb im J. 685 (beg. 27. Febr. 1286).

18) Dsman Ben Häddsch Ben Muhammed aus Herat, Verfasser eines Commentars zu der großen Traditionsammlung des Imam Hosein Ben Mes'ud Ferrä Beghewi (gest. im J. 516, beg. 12. März 1122), betitelt „Die Leuchten der Sunna (مصاييح السنة)“. Sie enthält nicht weniger als 4719 Traditionen, die Dsman, der später als Beidhawi lebte, kurz commentirte.

19) Der Molla Dsman Ben Muhammed aus Rumelien, gewöhnlich Ducakinzadeh genannt, starb, von

seinem Richteramt in Constantinopel entsetzt, im J. 1013 (beg. 20. Mai 1604) und hinterließ ein Werk über die Ursprünge der Dinge alphabetisch geordnet, d. h. er erzählt, wo, von wem und zu welcher Zeit etwas zuerst geschehen. Er überreichte es Sultan Murad III. und betitelte es انزهام الجمائل في وصف الأوائل.

20) Der Scheich und Imam Abu Amru Dsman Ben Abdallah Seläledsch oder Seläleki (سلالجي) oder (سلالقي), der Jurist aus Fez, schrieb ein Werk unter dem Titel: „Erweisliches Glaubensbekenntniß (العقيدة المرهانية)“, das von Mehren commentirt worden ist, und auch den Titel führt: „Kraft der Leitung (قوة الارشاد)“. Nach einer unzuverlässigen Angabe starb er im J. 786 (1384).

21) Abu Amru Dsman Ben Abdallah Ben Ibrahim Tarsusi, ist Verfasser einer Geschichte von Tarsus unter dem Titel: „Lauf der Engpässe (سير الثغور في اخبار طرسوس)“.

22) Abu Amru Dsman Ben Ibrahim Usebi Fadhli, von der Secte der Hanefiten, ist Verfasser einer Sammlung Fetwas. Er starb im J. 508 (beg. 7. Jun. 1114).

23) Der Richter Dsman aus Kaswin, ein Malikit, schrieb eine persische Satyre von mehr als 5000 Versen unter dem Titel: Redhinameh, auf seinen Cousin, den Richter Redhi-ed-din, der ihn in einer Angelegenheit lange hingehalten hatte.

24) Der Hanefit Dsman Ben Abd-el-melek, der Kurde, aus Ägypten, der im J. 738 (beg. 30. Jul. 1337) starb, ist Verfasser 1) eines Commentars zu dem Werke بديع النظام بهن كتابي البربوى والاحكام vom hanefitischen Scheich und Imam Mothaffer-ed-din Ahmed Ben Ali aus Bagdad, gewöhnlich Ibn-elsaati genannt, der im J. 694 (beg. 21. Nov. 1294) starb, wodurch eine Vereinigung zwischen den Hanefiten und Schafiten zu Stande kommen sollte; 2) eines Commentars zu dem Auszuge, den der Imam Zeki-ed-din Abd-elakim Ben Abd-el-cawi Mondjiri (gest. im J. 656, d. i. 1258) aus der kanonischen Traditionsammlung des Abu'lhosein Moslim Ben Heddschädsch Koscheiri aus Nisabur (gest. im J. 261 [beg. 16. Oct. 874]) verfaßt hatte; 3) eines Commentars zu dem Schämil, d. i. Inbegriff der schafitischen abgeleiteten Rechtslehren (شامل في فروع الشافعية) des Abu Nasr Abd-elsennyid Ben Muhammed, gewöhnlich Ibn-elsabbagh genannt, der im J. 477 (beg. 10. Mai 1084) starb; 4) eines Commentars zu dem oben unter Nr. 1 angeführten Werke des Ibn-elhädschib, betitelt الفروع.

25) Der Scheich Dsman Ben Abdallah El-Kahf (الكهف) schrieb persische Erzählungen von Heiligen

in 20 Capiteln, in deren jedes er zehn Erzählungen aufnahm.

26) Abu Amru Osman Ben Ibrahim Marebini, der im J. 731 (beg. 15. Oct. 1330) starb, ist Verfasser eines Commentars in mehreren Bänden zu dem großen Sammler (الجامع الكبير) über die abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren des berühmten hanefitischen Imam Abu Abdallah Muhammed Scheibani, der im J. 187 (803) starb.

27) Der Hauptsecretair (الكاتب الرئيس) Abu Amru Osman Ben Abi Fahja der Morabete, schrieb eine Anthologie unter dem Titel: طرف المجالسة voll unterhaltender Erzählungen.

28) Abu Amru Osman Ben Muhammed aus Malaga, gestorben im J. 635 (beg. 24. Aug. 1237) ist Verfasser von dem „Glanze der Dialektik in der Unterhaltungskunst (لمع الجدلية في كيمية التحدث)“ eines Werkes über die arabische Sprache.

29) Asif-ed-din Osman Ben Muhammed Nâschiri, hinterließ eine Geschichte Femens.

30) Abu Amru Osman Ben Muhammed Ben Ahmed, gewöhnlich Werkan (وركان) genannt, ist Verfasser einer kleinen Traditionsammlung unter dem Titel العجز.

31) Osman Bahditi aus Adrianopel, gestorben im J. 1130 (beg. 24. Nov. 1717), schrieb einen Commentar zu dem durch Mouradgea d'Osion und von Hammer so bekannt gewordenen und auch in Constantinopel im Original gedruckten Multeca el-abhor über die abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren des Ibrahim von Haleb (gestorben im J. 956, d. i. 1549), das der ganzen türkischen Rechtspflege zum Grunde liegt.

32) Hadshi Baba Osman Tarsufi Ben Abd-el-karim, ist Verfasser eines auch von de Sacy (Anthol. gram. p. 185) benutzten Commentars zu dem اعراب عن قواعد الاعراب, einem kleinen Tractat über die Syntax der Endsyllben, von Ibn Hishâm.

33) Der Molla Nigâm-ed-din Osman Khattâbi (al. Khattâi), der im J. 901 (beg. 21. Sept. 1495) starb, schrieb: 1) sehr beifällig aufgenommene Glossen zu der Rhetorik des Khatib Dimesche (تذخير البفتاح) (في المعاني والمباني) demselben Werke, die, obwohl sie sehr in Gebrauch kamen, doch sich nur über den Anfang desselben verbreiteten; 2) Glossen zu dem Auszug aus demselben Werke, die, obwohl sie sehr in Gebrauch kamen, doch sich nur über den Anfang desselben verbreiteten; 3) Glossen zu des Nabhûbi Auswahl der Grundlehren (تنقيح الأصول); 4) Glossen zu dem Commentar, den Seyyid Scherif zu der Encyclopädie (مفتاح العلوم) des Sellâki verfaßte.

a) Muhammed Ben Osman Ben Dmar aus Balch der hanefitische Scheich und Imam im 7. Jahrh. d. H., wird von Einigen für den Verfasser des Werkes: „Das Auge der Wissenschaft und der Schärfe der Keutseligkeit (عين العلم وزين الحكم)“, das auch commentirt ward, gehalten. Vorzüglichem Werth für die Grammatik hat ein anderes Werk von ihm, betitelt: „Das Vollständige in der Grammatik (واني في النحو)“, das auch unter den Muhammedanern in Indien viel Eingang fand. Vielleicht dürfen wir auch einen Auszug aus den größern Muhammediaden (مولد النوى) demselben Schriftsteller zuschreiben, ohne daß jedoch der Name Muhammed Ben Osman dieses allein beweisen kann.

b) Abu'Isath Muhammed Ibn Scherich Bedr-ed-din Muhammed Ben Ali Ben Salih Ben Osman Isfahani (العوفي) aus Alexandrien, schrieb einen umfassenden Commentar zu der Drischuzed über das Erbschaftsrecht unter dem Titel: الغرائض الرحبية oder نية المحدث. Der Verfasser starb nach 833 (beg. 3. Sept. 1429).

c) Abu Bekr Muhammed Ben Osman Anbâri, der Nachkomme des Abu Muhammed Kasim Ben Muhammed Anbâri, des Grammatikers, schrieb wie dieser über das arabische Masculinum und Femininum (كتاب

المذكر والمؤنث) ein Werk, das als das vollständige über besagten Gegenstand vorhanden ist.

d) Hadshi Hasan Ben Osman Ben Hosam-ed-din, gewöhnlich Afsarâi genannt, ist Verfasser eines Handbuchs über das Erbschaftsrecht (مخلص الغرائض).

e) Der Imam Ali Ben Osman Afsi (اوسى) schrieb einen Commentar zu dem Gedicht über die Dialektik (الخلاص) von Abu Hafs Dmar Ben Muhammed Ben Ahmed Nefesi (Flor. Cod. 148).

f) Abu'Imelîh Muhammed Ben Osman, gewöhnlich Ibn Akrab (ابن اكرب) genannt, der im J. 774 (beg. 3. Jul. 1372) starb, behandelte die im berühmten Handbuche Hibâjet über das hanefitische Recht von Marghânâni, gestorben im J. 593 (beg. 24. Nov. 1196) vorkommenden Fragen besonders, und nannte diese Bearbeitung: الرعاية في تجريد مسائل الهدلية.

g) Abu'abbas Ahmed Ben Osman Ben-el-bennî Khidi, ist Verfasser der Grundlehren der Reduction durch Gleichung (اصول الجبر والمقابلة).

h) Abu'Isberâ Ali Ben Osman, der Koranleser, gewöhnlich Ibn-el-asim genannt, starb 801 (beg. 13. Sept. 1398), und hinterließ unter dem Titel „Augenstärkung

“**قِرَّة العيين في الفتح والامالة بين اللغظين**“ ein Werk über die offene und hinüberneigende Aussprache des Vocals zwischen zwei Wörtern, aus dem Beni-ed-din Zacarija Ansari, der im J. 910 (beg. 14. Jun. 1504) starb, einen Auszug machte.

i) Nur-ed-din Abu'becá Ali Ben Osman Ben Muhammed El-Rasib (al. Fāsib), der nach 710 (beg. 31. Mai 1310) starb, schrieb eine Anleitung für Anfänger, zur Kenntniß der Zeiten mit Hilfe des Quadranten, auf den die mit dem Horizont parallellaufenden Kreise angegeben sind (**هداية المبتدي في معرفة الاوقات**) (**هداية المبتدي في معرفة الاوقات**). Es ist dies ein Auszug aus dem größern Werke „Geschenk für die Suchenden (**تحفة الطالب**)“ aus fünf Vorreden und sechzehn Capiteln bestehend. Derselbe schrieb einen Commentar zu dem Werke **اقرب القاصد** über die Korans-Copirungskunst und eine Raside unter dem Titel **العلوية** über die sieben überlieferten Korans-Recensionen.

k) Der hanefitische Scheich Tadsch-ed-din Ahmed Ben Osman aus Dschordschan, gewöhnlich Ibn-elturkemāni und Ibn Sobehi genannt und 774 (beg. 3. Jul. 1372) in Ägypten gestorben, ist uns als fleißiger Schriftsteller bekannt geworden. Wir haben von ihm 1) Glänzende Untersuchungen über die von Ibn Teimiya vorgelegten Fragen (**الابحاث الجلية في مسئلة**) (**احكام**); 2) Regeln der Wurf- und Fechtkunst (**الرمي والسيف**); 3) den Tractat **تشبيهة**; 4) eine metrische Uebersetzung des großen Sammlers der abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren (**الجامع الكبير في الفروع**) vom Hanefiten Scheibani. Nach Andern schrieb er auch einen Commentar zu diesem Werk; 5) einen Commentar zur Schemsiye, die einen kurzen Abriss der Logik enthält, und den Kazwini zum Verfasser hat; 6) einen Commentar zu der Verslehre (**عروض**) des Ibn-elhadschib; 7) einen Tractat über die Erbschaftslehre (**فرائض**), der in zwei Recensionen vorhanden ist; 8) einen Anhang zu den Glossen, welche Ibn Dsfar Ali Ben Mumin Hadhrāwi (gest. im J. 633, beg. 16. Sept. 1235) zu dem grammatischen Schriftchen **مقرب** des Mobarred schrieb; 9) ein Werk über den Unterschied in den hanefitischen abgeleiteten Rechtslehren (**فروق في فروع الحنفية**); 10) Einen Commentar zu dem **منتخب في اصول المذهب**, einer Auswahl der

Grundlehren der hanefitischen Secte; 11) einen Commentar zu der Astronomie des Khirāki (**خرقي**), die den Titel: **نمصرة في الهببة** führt; 12) Glossen zu dem **اصول الفقه** von Fahr-ed-din Razi über die Grundlehren des Rechts; 13) drei Anhänge zu dem Commentar, den Hosam-ed-din Ali El-Razi zu dem Compendium (**مختصر**) des Koburi über das hanefitische Recht schrieb.

l) Ala-ed-din Abu'hasan Ali Ben Osman aus Marebin, Ibn-elturkemāni genannt, ein hanefitischer Scheich, der im J. 750 (1349) starb, schrieb 1) über die ungewöhnlichen im Koran vorkommenden Ausdrücke unter dem Titel: **بهجة الاربب مما في كتاب الله**; 2) einen Commentar zum Koran; 3) eine Widerlegung gegen Beihādi unter dem Titel: **الدمر النقي في الرد على الميهغي**; 4) einen Commentar zur **هداية في الفروع** von Marghināni, den er zwar nicht vollendete, was sein Sohn Dschemāl-ed-din Abdallah, der im J. 769 (beg. 28. Aug. 1367) starb, that, dagegen aber brachte er einen Auszug desselben Werkes unter dem Titel **كفاية** zu Stande; 5) einen Auszug aus dem **تلخيص المتشابهة في الرسم** des Abu Bekr Ahmed Ben Ali Khatib Baghdādi, der im J. 464 (beg. 29. Sept. 1071) starb, welches Werk über die orthographischen Schwierigkeiten und durch Versetzen in die Abschriften des Koran eingedrungenen Fehler handelt; 6) eine Schrift **سعدية** über die Grundlehren des Rechts (**في اصول الفقه**); 7) eine ähnliche Schrift über die unzuverlässigen und aller Autorität beraubten Traditionsüberlieferer (**الضعفاء والمتروكين**); 8) einen Auszug aus dem Werke des Ibn-elsalāh Scharezuri (gest. im J. 643, beg. 29. Mai 1245) über die Traditionswissenschaften (**علوم محصل**); 9) einen Auszug aus dem **انكار المتكلمين والمتأخرين من الحكمة** d. i. Repertorium der Gedanken älterer und neuerer Philosophen und Metaphysiker, das den bekannten Fahr-ed-din Razi zum Verfasser hat; 10) über das Uebereinstimmende und Abweichende in der Ähnlichkeit der Namen der Traditionslehrer, vorzüglich in Bezug auf die Genealogien der Araber (**المختلف**) und end-

dd) Der Scheich Scheref-ed-din Ben Dsman aus Gaza, der im J. 799 (beg. 5. Oct. 1396) starb, hinterließ 1) ein großes Werk über die abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren unter dem Titel: „Edelsleine und Perlen (الجواهر والدرر في الفروع)“, in dem er zugleich die einander entgegengesetzten Ansichten beleuchtet; 2) einen Auszug aus dem „Lustgarten“ über denselben Gegenstand von dem bekannten Newewi, gestorben im J. 676 (beg. 4. Jun. 1277); 3) Grundlehren über das schafitische Recht (القواعد في فروع الشافعية), in die er auch die räthselhaften Aussprüche des Usnewi aufnahm; 4) drei Commentare zu dem „Weg der Studierenden (منهاج الطالبين)“ über das schafitische Recht von Newewi, einen größern in zehn Bänden, einen mittlern und einen kleinern in zwei Bänden; 5) einen Auszug, betitelt „die Stadt der Wissenschaft (مدينة العلم)“ zu den „tiefen Meditationen über den Lustgarten“ (مهمات علي الروضة في فروع الشافعية) des Dschemäl-ed-din Usnewi.

ee) Ala-ed-din Ali Ben Dsman Ben Muhammed aus Bagdad, gewöhnlich der Sohn des Richters (أبن القاضي) genannt und im J. 807 (beg. 10. Jul. 1404) gestorben, hinterließ unter dem Titel: „Die Leuchte des Lesers (سراج القاري)“ einen Commentar zu der Kaside des Schatibi über die Lesung des Korans, der im J. 590 (1194) in Kahira starb.

ff) Abu'lhasan Ali Ben Dsman Ghaznewi, schrieb das mystische Werk كشف المحجوب لآرباب الغلوب, manifestation de l'être voilé. Vergl. Pendl. LX. Not. et Extr. XII. 115 cl. 74. 118 cl. 84 (2).

gg) Abd-el-aziz Ben Dsman Kabisi, schrieb eine Einleitung von vier Abschnitten in die Astrologie (مدخل الي علم النجوم).

hh) Dschibrail Ben Hofein Ben Dsman Ben Mahmud Ben Dsman Kendschawi, schrieb einen Commentar zur Einleitung des Abu'leith aus Samarkand über das Gebet, und die Segnungen des Gebrauchs dieses Buches sind so heilsam erfunden worden, daß es vielfach erklärt ward.

ii) Abu'lkasim Muhammed Ben Dsman Lulu aus Damaskus, schrieb eine Muhammediade (الدر المنظم) die angereichte Perle. In der Folge veranstaltete er unter dem Titel: اللفظ الجميل بمولد النبي الجليل eine Auswahl des in dem größern Werke Gesagten.

kk) Mustafa Ben Dsman Rumi, schrieb الأزهري الواضح, ein kleines Wörterbuch, welches das Arabische persisch erklärte.

ll) Abd-el-kerim Ben Jahja Ben Dsman, aus Marokko, schrieb ein Handbuch über den Stein der Weisen (الأكسبر) unter dem Titel: „Eröffnungen des Geheimnisses (الفتوحات الغيبية في تدبير الأرواح) (الحكمية).“

mm) Der Richter Abd-el-aziz Ben Dsman Nefesi, mit dem Beinamen entweder الفضلي oder عقيلي, der im J. 533 (beg. 8. Sept. 1138) starb, schrieb 1) einen Anhang über streitige Punkte in der Theologie (تعليق في الخلاف); 2) Fragen aus der Dialektik (المنقذ من الزلل في مسائل الجدل); 3) einen Commentar zu dem Werke خطب الأربعين unter dem Titel: مروضة الناصحين; 4) einen Tractat über die Grundlehren (كفاية الفحول في علم الاصول).

nn) Abu'lmeali Ahmed Ben Dsman Ben Dmar Iskandrschi, schrieb ebenfalls unter dem Titel قواعد الآدلة (الاصول) über die Grundlehren (الاصول).

oo) Der Molla Dsmanzadeh, der im J. 1149 (beg. 1. Mai 1736) als Kadhi in Agypten starb, verfaßte einen Auszug aus dem Humajun-Nameh oder der türkischen Uebersetzung von Kalila we Dimna.

(Gustav Flügel.)

OSMANI. 1) Muhammed Ben Ahmed Ben Muhammed Dsmani, hat uns einen Kasiden-Kranz unter dem Titel انشاد الشريد hinterlassen.

2) Schems-ed-din Muhammed Ben Abd-el-rahman Dsmani, Richter in Safed, der nach 800 der Kl. starb, hat sich sein Andenken durch mehre historische und biographische Werke zu bewahren gewußt. Er hinterließ 1) eine Geschichte seiner Stadt Safed in Syrien; 2) Classen, d. i. Lebensbeschreibungen schafitischer Gelehrten und Scheiche (طبقات الشافعية); 3) ein ähnliches Werk, bloß Juristen umfassend (طبقات الفقهاء), dem jedoch einige Kritiker keinen entschiedenen Werth beilegen.

3) Zein-ed-din Abu Bekr Ben-elhofein Ben Dmar Dsmani, aus Merägha, der zu Medina wohnte und im J. 816 (beg. 3. April 1413) starb, hinterließ eine Geschichte der Prophetenstadt, unter dem Titel: تحقيق النصر بتلخيص معالم دار الهجرة, die er in eine Vorrede, vier Capitel und ein Schlußwort ein-

theilte. Er war um so mehr zu dieser Arbeit berechtigt, als er das Richteramt dieser Stadt verwaltete.

4) Der Scheich Hasan Dsmāni Affāni (العفاني),

Hanefit, schrieb ein Gedicht in freiem Versmaß über die Statthalter Agyptens und Kahira's, die bis zum J. 969 (beg. 11. Sept. 1561) bekannt waren. Das Werk führt den Titel: تذكرة الأنام بمن تولي مصر والأهرة في الإسلام, Denkschrift.

5) Der Scheich Wali-ed-din Muhammed Ben Ahmed Dsmāni, der Schafait, schrieb unter dem Titel شرح كلتي الشهادة einen Commentar in fünf Capiteln über die Worte des Muhammedanischen Glaubensbekenntnisses.

6) Abdallah Ben Muhammed Dsmāni, Haupt der Schreiber (رئيس الكتاب), verfaßte einen Commentar zu dem ersten der sechs Bände des Mesnewi des Dschelāl-ed-din.

7) Schehāb-ed-din Ahmed Ben Sa'd Dsmāni Dibādschi, ist Verfasser einer Anthologie in zwei Bänden unter dem Titel: أميس الغريد وجاميس الوحيد „Sefährte des Einsamen und Genosse des Einzelnen.“

8) Der Scheich Sadr-ed-din Abu Abdallah Muhammed Ben Abd-el-rahman Dimeschi Dsmāni, der Oberrichter in dem District Sased, endigte im J. 780 (beg. 30. Apr. 1378) unter dem Titel: رحمة الأمة في الفروع sein Werk über die verschiedenen Ansichten der Imame hinsichtlich der abgeleiteten Rechtslehren. (Gustav Flügel.)

OSMANISCHES REICH. 1) In historischer Hinsicht. Die Dsmānen, einer der edelsten oghuzisch-türkischen Stämme, gründeten ihre Herrschaft auf den Trümmern des Reiches der Seldschuken von Kleinasien, ihres Brudervolkes, und auf denen des byzantinischen Kaiserthums. Suleiman Schah, der Urvater der Dsmānen, wanderte schon ums Jahr 1224, vor den weltstürmenden Mongolen Dschingis-Khans flüchtig, mit 50,000 Stammesgenossen aus seinen Wohnsitzen in Khorasan nach Westen. Nach Dschingis-Khans Tode wollte Suleiman in die Heimath zurück und ertrank in den Fluten des Euphrat. Seine Stammesgenossen zerstreuten sich zum Theil ohne Anführer in Syrien und Kleinasien, wo sie noch heutiges Tages als die Turkmanen Syriens und Rum's ihr nomadisches Leben fortsetzen. Andere folgten den beiden ältesten Söhnen Suleimans, die sich wieder in ihr altes Vaterland jenseit des kaspischen Meeres begaben; nur 400 Familien schlossen sich den jüngsten Söhnen, Ertoghrul und Dündar, an, welche dem letzten großen Fürsten der Seldschuken, Sultan Alaeddin I. von Ikonium (Konjeh), auf gutes Glück ihre Dienste anboten. Mag nun eine bereits abgelegte Probe ihrer

Tapferkeit, oder die Hoffnung auf künftige kraftvolle Unterstützung von ihrer Seite den Sultan zu ihren Gunsten gestimmt haben, genug, Alaeddin empfing Ertoghrul und seine Begleiter mit Ehrfurcht und Freundslichkeit, und vergönnte ihnen ruhige Wohnsitze in seinen Staaten. Ertoghrul bewies sich dieses Vertrauens würdig. Er half dem Alaeddin die Mongolen besiegen und erlangte den Byzantinern in einer dreitägigen Schlacht einen Theil des alten Phrygiens, welchen neuerworbene District Alaeddin Sultan Dni (des Sultans Vorderseite) nannte und ihn Ertoghruls Familie, als Grenzblauen des seldschukischen Reiches gegen Byzanz zu Lehn gab. Dieses gesegnete Land wurde die Wiege der osmanischen Macht, die Ertoghrul und seinem Sohn Dsmān bedeutsame Träume verkündeten. Der letztere eroberte noch im 20. des Jahres seines Vaters (1289) Karahissar, wo er eine Moschee errichtete und einen Kadi anstellte. Gegen Ende des Jahrhunderts zerfiel das durch die Mongolen untergrabene Reich der Seldschuken in Ikonium, und im bisherigen Statthalter oder Lehnsträger wurden unabhängige Fürsten, deren mächtigste, die von Karaman, (im innern Phrygien) noch über 100 Jahre gefürdeten Nebenbuhler des aufblühenden osmanischen Staates blieben. Dsmān vertheilte die Verwaltung der Landschaft um den Olympus unter seine Tapfern, und bekämpfte die Griechen noch ferner mit glänzendem Erfolge. Der wahren Grundstein zur künftigen Größe der Dsmānen legte sein Sohn Urchan, ebenso tapfer als der Vater, aber umfassender Geistes, ein Gesetzgeber und gerechter Fürst. Er eroberte 1326 Brusa, die erste große und volkreiche Stadt, die den Dsmānen zufiel, 1330 Nikäa, die wichtigste Grenzfestung des griechischen Kaiserthums gegen Osten, und 1339 Nikomedien. Seine Vermählung mit der Tochter des Kaisers Kantakuzenus begründete ein gutes Vernehmen mit dem gedemüthigten Byzanz. In seiner Residenz Brusa machte er sich durch Stiftung von Schulen und um die Mönchsorden verdient, deren begeisterter Zuruf so mächtig auf die osmanischen Heere einwirkte. Aber neue Einrichtungen in der Verfassung des Heeres selbst waren der vornehmste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Ertoghrul und Dsmān hatten ihre Züge nur mit turkmanischen Reitern ausgeführt, die dem Fürsten bei jedesmaligem Aufgebote als Reifige folgten. Urchan errichtete zuerst ein stehendes, besoldetes Infanterie-Corps, das aber, durch den Sold übermüthig, noch größere Excesse beging, als die Akindschi, jene türkischen Kosaken. Dem freigebornen Turkmanen war strenge Disciplin etwas Sklavenartiges, und sie konnte also nur von Sklaven erwartet werden.

Woher aber diese Sklaven nehmen? Der besiegte Ungläubige ist mit Gut und Blut das Eigenthum des siegenden Moslim, und dieses Princip leitete zu dem ebenso tief durchdachten als barbarischen Plan, eine neue Truppe zu bilden, die bloß aus gewaltsam bekehrten Christenkindern bestehen sollte. Im Kampf erbeutet und in kriegerischen Übungen erzogen kannten sie kein Vaterland, kein nationales Interesse. Ihre Caserne wurde ihre Heimath, der Sultan ihr Vater und Gebie-

ter, dem sie Alles, was sie geworden, verdankten, und dem ihr Leben zu jeder Stunde geweiht war; und damit kein anderes irdisches Band sie jemals fesseln möchte, mußten sie ehelos bleiben. So bildete sich eine Art von militärischem Mönchsorden, dem auch sein heiliger Schutzpatron nicht fehlte; denn ein frommer Derwisch jener Zeit, Hadschi Bektasch, gab den ersten dieser besoldeten Renegaten mit Feierlichkeit seinen Segen, indem er sie die neue Truppe (Jenitscheri, daher Janitscharen) nannte. Sie erhielten reichliche Kost und einen Sold, der nach Zeit und Größe der geleisteten Dienste erhöht ward. Ihre Zahl belief sich anfangs nur auf 1000, aber mit jedem Jahre wurden wenigstens tausend andere Christenknaben unter die Janitscharen aufgenommen, und wenn die Zahl der Gefangenen nicht hinreichte, so wurde in Kriegszeiten das Fehlen, in Friedenszeiten aber das Ganze aus den Kindern der christlichen Unterthanen ausgehoben. Die Janitscharen, der Kern des osmanischen Heeres, blieben, so lange kraftvolle Sultane oder Wessire sie zu lenken wußten, ein furchtbares Werkzeug gegen In- und Ausland. Ihre mauerfesten Infanterie-Colonnen erhielten ein entschiedenes Übergewicht über die christlichen Ritter, denen ein Troß undisciplinirter Söldlinge folgte, und sie wurden dann erst besiegt, als man ihnen wohlgeübte, an strenge Zucht gewöhnte Infanterie gegenüberstellte. Im Inland aber besetzten sie die festen Plätze und hielten auch die Statthalter der Provinzen im Zaume. War der Sultan seiner Janitscharen versichert, so stand ihm in seinen Maßregeln nichts im Wege.

Zugleich mit den Janitscharen wurde auch die geordnete Reiterei der Spahis errichtet. Die unregelmäßigen Truppengattungen waren die Asaben (zu Fuß) und die Alindschis (zu Pferde). Die Letztern, pfeilschnelle Räuber und Bürger, begleiteten nicht bloß die Osmanischen Heere auf ihren Feldzügen, sondern unternahmen auch auf eigene Faust verheerende Streifzüge in die Nachbarländer, aus denen sie Gefangene beider Geschlechter heerdenweise mitschleppten. Die frische, junge Mannschaft ward unter die Janitscharen, junge Mädchen und Frauen aber in die Harems gesteckt. Auch waren es gezwungene oder freiwillige Renegaten (größtentheils als Pagen an der Pforte erzogen), die dem Osmanischen Reich in der Periode seines größten Glanzes seine ausgezeichnetsten Feldherren und Staatsmänner gaben. So überwältigte der Osmane die Christen durch Christenkinde, ja er veredelte seine eigene Race durch Vermischung mit Christenblut. Wer möchte die Opfer seiner Sinnentlust aufzählen, die ihm unterworfen und nicht unterworfenen Länder lieferten, von Georgien bis tief ins innere Österreich, und von Kandia bis Galizien und Schlesien!

Um aber einen Staat, der nur auf militärische Gewalt basirt ist, in dem also der Fürst, mehr als in irgend einem andern, die Seele des ganzen Triebwerkes sein muß, in frischer Kraft zu erhalten, dazu bedarf es großer und energischer Naturen auf dem Throne. Wirklich zeigt uns auch die Osmanische Geschichte in einem Zeitraum von mehr als 200 Jahren (von Urchan bis Suleiman Kanuni) eine fast ununterbrochene Reihe ge-

waltiger Sultane, sehr verschieden zwar an Gemüth und geistiger Bildung, aber alle von überlegenem Geist und eiserner Thatkraft. Männer, die ihr immer schlagfertiges Heer von Sieg zu Siege führten, und im Vollgefühl ihrer Herrschergröße auch die ausgezeichneten Eigenschaften Anderer zu durchschauen und zu würdigen wußten. Daß die Zeitumstände diese Männer sehr begünstigten, schmälert ihren Ruhm nicht, weil eben die weise Benützung der Zeitumstände den großen Genius verkündigt, und waren auch nur wenige derselben lebenswürdige Charaktere, so verdienen sie wenigstens alle unsere Bewunderung.

Sechszwanzig Jahre nach dem Falle Nikaa's, dieses Volkwerks der griechischen Kaiser gegen Osten, erlebte der greise Urchan noch die Freude, daß sein Sohn Suleiman den Halbmond zuerst auf europäischem Boden jenseit des Hellespont aufpflanzte. Innere Zerrüttung in dem ohnmächtigen Byzanz und ein schreckliches, fast alle Küstenstädte Thrakiens verwüstendes Erdbeben günstigten die Unternehmung. Im J. 1357 fiel Kallipolis (Gallipoli), der Schlüssel des Hellespont und der Stapelplatz beider Meere, in die Hände der Osmanen; aber in demselben Jahre starb der heldenmüthige junge Suleiman durch einen Sturz vom Pferde. — Sein Bruder Murad I., (unrichtig Amurat genannt) setzte die Osmanischen Unternehmungen in Europa unermülich fort, eroberte ganz Thrakien und ließ dem byzantinischen Kaiser nur ein kleines Stadtgebiet übrig. Mit der Einnahme Adrianopels (1361), wohin er bald die großherrliche Residenz, die bis jetzt Brusa gewesen, verlegte, kam Murad zuerst in drohende Stellung gegen die Serbier, Bulgaren und Walachen, kriegerische, bis jetzt ungeschwächte Völker, vor denen die schwachen oströmischen Kaiser schon oft gezittert hatten. Im J. 1363 bildete sich dem Aufrufe Pappis Urban V. zufolge (diesen hatte Kaiser Johanns Kantakuzenus dazu vermocht) die erste Coalition europäischer Fürsten (Serbien, Bosnien, Wallachei, Ungern) gegen die Türken, aber nächtliche Überraschung bewirkte die Niederlage des zweimal stärkern Christenheeres, und der in seinem eigenen Land überwundene Fürst von Serbien mußte (1375) den Frieden erkaufen. Im J. 1386 zog Murad zum ersten Male mit serbischen Hilfstruppen gegen die Karamanen, demüthigte sie in der Schlacht bei Konium und hielt sich auf diese Weise den Rücken frei zu einem neuen Feldzuge nach Europa, wo die slavischen Fürsten jenseit des Hämus sich von Neuem gegen ihn rüsteten. Im J. 1390 nahm Murad mit Nikopolis die ganze Bulgarei in Besitz, und kämpfte in der Schlacht bei Kossowa gegen ein weit überlegenes Heer von Serbiern, Bosniern, Dalmatiern, Albanesen ic. Der Löwenmuth seines Sohnes Bajasid entschied den Sieg; aber Murad fiel unter dem Dolch eines edlen serbischen Jünglings, wofür auch der Gefangene Lazarus von Serbien, das Haupt der Verbündeten, mit dem Leben büßen mußte. Murads Sohn und Nachfolger, Bajasid I., von der Raschheit seiner Evolutionen und seinem zudenden Hin- und Herfahren in Asien und Europa Siderim (der Wetterstrahl) genannt, machte den neuen Fürsten von Serbien tribut-

pflichtig, und mißbrauchte der Osmanen Vormundschaftsrecht über Byzanz in solchem Grade, daß Kaiser Johannes und sein Sohn Manuel ihm bei der Eroberung Philadelphia's, der letzten Besizung der Griechen in Kleinasien, hilfreiche Hand leisten und dafür eine Belohnung annehmen mußten. Dessenungeachtet bedrohte Bajasid Constantinopel mit einem Heer und verlangte zum Besten der Türken, die nun schon in der Kaiserstadt frei aus- und eingingen, die Anstellung eines Radi, während die Übermacht seiner Streiter nach Norden zog, den Fürsten der Walachei steuerpflichtig machte, Bosnien überschwemmte, und (1391) zum ersten Mal in Ungern eindrang. König Siegmund von Ungern drängte die Renner zurück, konnte aber nicht verhindern, daß die festesten Plätze der Bulgarei an Bajasid übergingen, welcher die ungrische Gesandtschaft (1394) in einem mit bulgarischen Trophäen ausgeschmückten Saal empfing. Schon vorher war Karamanien völlig erobert und Asien bis zum Halys unterworfen. Im J. 1396 brach Siegmund mit einem glänzenden Kreuzheer in Serbien und die Walachei ein. Den Kern desselben bildete die Blüthe der französischen Ritterschaft, an 1000 Edle mit ebenso vielen Knappen und 6000 Söldnern, dazu noch eine Menge süddeutscher Edler mit ihren Scharen. Nach der Einnahme Widins und Drfowa's lagerte sich das verbündete Heer, 60,000 Mann stark, vor Nikopolis. Die übermüthige Eitelkeit der französischen Ritter, die um den Ehrenplatz des Treffens nicht zu verlieren, ihre besten Kräfte bei Niedermezelung der türkischen Vorzügler verschwendeten, stürzte sie selbst und ihre Allirten ins Verderben; denn auf ihrer Verfolgung der Flüchtlinge sahen sie sich plötzlich dem nicht geahneten Kerne von Bajasids Macht, einem Walde von 40,000 Lanzen gegenüber. Von panischem Schrecken ergriffen zerfloß die Ritterschar, die ungrischen und walachischen Truppen rissen sich verätherisch los, und nur die wackern Deutschen leisteten verzweifelten Widerstand, bis der Fürst von Serbien mit 5000 der Seinigen ankam und den Sieg für die Osmanen entschied. Bajasid hatte diesen Sieg sehr theuer (wie es heißt, mit dem Verluste von 60,000 Mann) erkauft, und ließ in seinem Ingrimme hierüber 10,000 der Gefangenen niedermeheln. In Folge der Schlacht unternahmen die türkischen Renner verheerende Streifzüge jenseit der Donau und Sawa bis nach Steiermark. Die nun schon fünfjährige Blokade Constantinopels ward endlich gegen Errichtung einer Moschee und Anstellung eines Radi aufgehoben. Jetzt überschwemmte Bajasid ganz Griechenland bis in den Peloponnes, während sein Feldherr Timurtasch das Reich ostwärts bis zum Euphrat erweiterte. Die Annäherung der Heeresmacht Timurs, des zweiten mongolischen Weltstürmers, nöthigte Bajasid, eine neue Belagerung Constantinopels aufzuheben. Es kam zur Völkerschlacht bei Angora (1402), in der Bajasid mit 120,000 Mann dem siebenmal überlegenen tatarischen Heere gegenüber stand. Die serbischen Hilstruppen unter Stephan vertheidigten den linken Flügel mit Löwenmuth, während der rechte Flügel, die asiatischen Truppen, zu Timur überging. Stephan deckte den

Rückzug des Osmanischen Heeres; nur Bajasid behauptete sich noch einen Tag lang mit 10,000 Janitscharen auf einer Anhöhe, in brennender Sonnenglut, bis die ganze Schar, vor Durst verschmachtet oder unter dem Schwerte der Mongolen ihr Leben ausschauete. Der Sultan endigte sein Leben in Timurs Gefangenschaft.

Die frühern Beherrscher Kleinasiens, worunter auch Karaman, traten durch Timur wieder in ihre Rechte und die Politik des großen Wolfes nährte die Zwietracht der Söhne Bajasids. Um den Rest von Kleinasien stritten sich die Prinzen Muhammed, Isa und Musa, während der älteste, Suleiman, in Europa sich zu behaupten suchte. Die Zersplitterung des Reiches dauerte zehn Jahre, bis Muhammed I. (1413) obsteigend, die Einheit wieder herstellte und fester begründete. Muhammed, den riesige Körperkraft und vollkommene Manneschönheit nicht weniger als hoher Geist und wahrer Edelmut auszeichneten, war die wohlthätige Sonne, in deren Strahl Osmanen und Christen sich wieder belebten. Mit Hilfe des Kaisers Manuel von Byzanz hatte er sein väterliches Reich erlangt und bewies sich zeitlebens durch die That dafür dankbar. Den Gesandten der serbischen, bulgarischen, walachischen und griechischen Potentaten rief er zu: „Meldet euren Herren, daß ich Allen den Frieden gebe; wider den Friedensbrüchigen sei der Gott des Friedens!“ Er war nicht Eroberer, sondern Wiederaufbauer und kräftiger Erhalter; asiatische und europäische Emporen händigte er ohne Grausamkeit. Sein Sohn Murad II. edel und gerecht, ein Freund wollüstiger Ruhe, aber ein aufgeschreckter Löwe, wenn es heiligen Kampf galt, bestieg im J. 1421 den Thron. Seine Unternehmungen in Griechenland und nördlich vom Balkan wurden durch den ungrischen Helden Hunyad und den nie bezwungenen Skanderbeg von Albanien eine Zeit lang sehr erschwert. Wladislaus V., König von Ungern und Polen, eröffnete mit Hunyad 1443 einen neuen Kreuzzug gegen die Türken, der ungleich planmäßiger war, als der unter Siegmund. Das Heer drang siegreich bis zu den ungeheuer verammelten Engpässen des Hämus vor und kehrte, nachdem es eine glückliche Hauptschlacht geliefert, triumphirend zurück. Murad, der kaum die mit den europäischen Feinden einverständenen Karamanen beschwichtigt hatte, mußte den nachtheiligen Frieden von Szegedin eingehen und entsagte dem Throne zu Gunsten seines Sohnes Muhammed; aber der ungrische Friedensbruch rief ihn wieder ins Feld. Eine kleine ungrische Armee von 10,000 Mann, befehligt von Hunyad und dem jungen Könige Wladislaus, rückte mit übergroßem Gepäcke beladen, in Bulgariens Ebenen vor, verheerte alles mit Feuer und Schwert und nahm (1444) Warna ein. Da erscholl die Schreckensnachricht von Murads rächendem Ausbruch an der Spitze von 40,000 Streitern. Statt ihr kleines Lager zu verschanzen, stimmten die Befehlshaber für offenen Angriff; das Heer zersplitterte an den Colonnen der Janitscharen, Wladislaus fiel, und Hunyad floh mit den Walachen. Nach dieser Vernichtungsschlacht entsagte Murad der Herrschaft zum zweiten Mal, aber ein Aufbruch der Janitscharen lockte ihn wieder

aus den Tulpengärten Magnesia's, und er richtete nun sein Hauptaugenmerk auf den Peloponnes und Albanien. Schon im J. 1430 hatte er den Venetianern Thessalonich und den Griechen alle Plätze am Pontus Eurinus genommen. Jetzt erstürmte er den Damm über die Landenge Heromilon und es folgte (1446) der Fall von Patras und Korinth. Im folgenden Jahre führte Hunyad das schönste ungrische Heer über die Donau, um an den Murad treugebliebenen Serviern Rache zu nehmen. Er verschanzte sich bei Kossowa, und fiel, ohne die albanesische Hilfe Skanderbegs abzuwarten, über Murad her, der ihm mit 150,000 Mann entgegenrückte. Den 17. bis 19. October 1448 wurde mit größter Todesverachtung geschlagen; aber die Verrätherei der übergehenden Walachen entschied die Niederlage des christlichen Heeres, das 17,000 Todte zurückließ, während Murads Heer doppelt so viele Leute einbüßte. Seit 1443 hatte der durch physische und geistige Anlagen ausgezeichnete Georg Kastriot (unter dem Namen Skanderbeg, bis dahin gezwungener Renegat im Dienste der Pforte, und schon im 18. Jahre mit einem Sandschak betraut) nach glücklicher Entweichung in Epirus gewurzelt, und den Türken furchtbare Niederlagen beigebracht. Vergebens führte ihn Murad selbst, nach Hunyads letzter Besiegung zu wiederholten Malen seine Hunderttausende entgegen, vergebens belagerte er 1450 seine Felsenfeste Groja. Skanderbeg blieb noch 17 Jahre lang, bis zu seinem natürlichen Tode, der Damm, an dem selbst Muhammeds II. sonst unwiderstehliche Heereswogen sich brachen. Noch 1450 starb Murad, nachdem er dem letzten der griechischen Kaiser, Konstantin Paläolog, auf den Thron verholfen.

Muhammed II. vereinigte mit Murads kriegerischen Tugenden eine Sucht nach Eroberung und Völkerbändigung, die sein Lebenspuls war und vor der jede zartere Regung der Menschlichkeit verstummte; dazu einen Alles umfassenden Genius. Er benutzte die während seiner ersten Regierungsjahre im Osmanischen Reiche herrschende Ruhe, um Constantinopel den Gnadenstoß zu geben. Im J. 1452 erbaute er ein Schloß nahe bei Constantinopel und eröffnete von Adrianopel aus den letzten byzantinischen Krieg gegen die durch Natur und Kunst ungemein befestigte Hauptstadt, in deren Innerm aber Katholiken und Griechen sich anseindeten, wie denn überhaupt die Kirchenspaltung auch nachdrückliche Hilfe aus dem Abendlande zurückwies. Die Belagerung ward im J. 1453 (den 6. April) von der Landseite mit einem 250,000 Mann starken Heere eröffnet. Die wackere Thätigkeit des Genuesers Giustiniani und der echt christliche Heldensinn Konstantin Paläologs, der sich dem Märtyrertode weihte, begeisterten das Häuflein der Belagerten zu Wundern der Tapferkeit, und das flüssige Feuer, von dem Deutschen J. Grant geleitet, arbeitete Muhammeds ungeheurer Kanone, dem Werk eines Ungern, rüftig entgegen. Den 15. April erlitten 150 türkische Schiffe eine schimpfliche Niederlage gegen fünf kaiserliche und genuesische Segler, die der bedrängten Stadt Lebensmittel brachten; aber Muhammed ließ seine Schiffe zu Lande

in den gesperrten Hafen transportiren, und jetzt wurde die Stadt auch von der Seeseite bestürmt. Endlich, den 29. Mai, drangen die Türken, nachdem das griechische Feuer und von den Thürmen herabgestürzte Steinmassen schrecklich unter ihnen ausgeräumt, von zwei Seiten in die Stadt. Ein abergläubischer Volkshaufe, der in der Sophienkirche Schutz gesucht, kam in die Sklaverei, die Kirche ward erst ein Schauplatz der wildesten Lüste und empörendsten Greuel, dann feierlich zur vornehmsten Moschee eingeweiht. Den Staatenerhalter mit dem Eroberer vereinigend, gewährte Muhammed den Christen Sicherheit und Religionsfreiheit. In einem Kampfe mit Servien und Ungern, die schon 1454 verbündet gegen ihn operirten, erschien Muhammed mit 150,000 Mann und 300 Kanonen (1456) vor Belgrad, das sein Vater Murad ein halbes Jahr vergebens belagert hatte. Da rückte Hunyad mit einem zusammengekauften Heere von Kreuzfahrern über Ofen und Szegedin heran. Die türkische Donauflotte ward von der Hunyads geworfen; auf der andern Seite drangen die Janitscharen in Belgrad ein, wurden aber durch brennende Reisigbündel, in Schwefel getaucht, von der Citadelle zurückgeschickt. Wüthend focht Muhammed in eigener Person; sein Heer ließ alles Geschütz und 24,000 Todte vor den Mauern des Bollwerks von Ungern und eilte in verwirrter Flucht nach Sophia. Unterdessen starb Hunyad. Muhammed wendete sich nun gegen Attika und Morea, während sein Feldherr Mahmud Pascha den Krieg in Servien fortsetzte, das nach Semendria's Eroberung (1459) Osmanische Provinz ward. Im J. 1458 bis 1460 bändigte Muhammed ganz Griechenland, wo zwei Brüder des gefallenen Paläologen unter sich und mit Skanderbeg uneins waren, bis auf einige den Venetianern gehörige Häfen. Mit Skanderbeg mußte der Sultan einstweilen Frieden schließen, eroberte dann einige Häfen der Genueser am schwarzen Meere, nahm Sinope ohne Schwertschlag und zerstörte (1461) das Kaiserthum Trapezunt, dessen letzten Beherrscher, David Komnenus, er hinrichtete. Im J. 1462 ward Lesbos (Mitylene) den Genuesern entzogen und 1463 ein großer Theil Bosniens, nach Hinrichtung des gefangenen Königs, Osmanische Provinz; 30,000 Bosniaken verstärkten die Reihen der Janitscharen. Zu gleicher Zeit entspann sich der venetianische Krieg auf Morea, der 16 Jahre lang zu Land und See verderbend fortwüthete, und für die Venetianer unter glücklichen Auspicien begann, aber bald durch die Ankunft des bosnischen Heeres, die Treulosigkeit der Griechen und die halben Maßregeln der Republik eine ungünstige Wendung nahm. Im J. 1466 gelang es Muhammed, das karamanische Reich seinem Staate einzuverleiben. Unterdessen brach Skanderbeg, durch Venedig und den Papst aufgefordert, den Frieden, erfocht ungläubliche Siege über Muhammed und seine Feldherren, starb aber bereits im J. 1467 ohne einen Nachfolger, der seiner würdig, und bald kam die ganze Herzegowina als Sandschak unter Osmanische Botmäßigkeit. Um den fernern Unternehmungen der Venetianer Einhalt zu thun, entriß ihnen Muhammed im J. 1470 mit großen Opfern

Negroponte und legte so den ersten Grund zur Herrschaft über den Archipel. Im J. 1471 empört sich Karaman, unterstützt von Usun Hassan, dem mächtigen Fürsten der Turkmanen Akkoimli (vom weißen Hammel), bei dem der entthronte letzte Herrscher Zuflucht gesucht hatte. Usun Hassan brachte den Türken mehre Niederlagen bei, ward aber 1473 in der Schlacht bei Terdschan aufs Haupt geschlagen. Unterdessen wurden an der ungrischen und kroatischen Grenze Festungen erbaut, und um dieselbe Zeit begannen die verheerenden Streifzüge der Akindschi in die vor ihnen offen liegenden ungrischen, venetianischen und österreichischen Besitzungen, die, Anfangs alle zehn Jahre, in der Folge alle Paar Jahre erneuert, bis tief in das 17. Jahrh. fortbauerten und wegen der damit verbundenen Greuel weit größeres Schrecken einflößten, als die Feldzüge der Osmanen selbst. Matthias Corvinus von Ungern konnte, mit Böhmen, Polen und dem Kaiser in Krieg verwickelt, gegen die Osmanen nichts unternehmen. Diese mußten aber (1474) ob heldenmüthigen Widerstandes der Venetianer vor Scutari abziehen und im folgenden Jahre brachte Stephan, der abtrünnig gewordene Fürst der Moldau, mit polnischen und ungrischen Hilfstruppen dem Beglerbeg Suleiman-Pascha eine entsehlige Niederlage bei. Unterdessen rüstete aber Muhammed eine Flotte von 300 Segeln wider Genua's feste Schloßer an und auf der taurischen Halbinsel. Kassa, die Niederlage des genuesischen Handels im Pontus, ging 1475 durch Verrath über, und 15,000 edle genuesische Jünglinge wurden als Janitscharen enrothet. Hieraus ergaben sich noch Asow und andere feste Plätze, die Tatarhane wurden mit der Krim belehnt und so die Herrschaft der Osmanen an den Nordgestaden des schwarzen Meeres auf drei Jahrhunderte begründet*). Nach Unterwerfung der Krim war es Muhammeds dringendstes Geschäft, die Scharte in der Moldau wieder auszuweken. Vor diesem Feldzug ergab sich ihm bereits Akkerman in Bessarabien, wodurch er auch gegen Polen in drohende Stellung kam. In einer heißen Schlacht (1476), in der nur Muhammeds Heldengeist seine entmüthigten Janitscharen wieder aufrichten konnte, ward Stephan vernichtet, während die Ungern ein türkisches Heer bei Semendra fast ganz aufriehen. Im J. 1477 ward der Krieg gegen Venedig mit Nachdruck fortgesetzt. Die Renner drangen mordend und brennend bis zum Tagliamento; von der andern Seite bis tief in Inner-Österreich. Muhammed selbst leitete die Belagerung von Scutari, das sich nach dreimonatlichem rühmlichen Widerstand (1478) ergab. Endlich erfolgte im J. 1479 ein Friede mit Venedig, kraft dessen die Republik das Meiste, was sie vor Ausbruch des Krieges in Myrien und Griechenland besaßen, zurück erhielt, dafür aber auf alle, während des Krieges von

den Osmanen eroberte Plätze Verzicht leisten und 100,000 Dukaten bezahlen mußte. Eine in demselben Jahre von dem siebenbürgischen Woiwoden, Stephan Bathor, den Akindschi beigebrachte Niederlage, die 30,000 Türken das Leben kostete, war bei der Hydra dieses Gefindels nur von augenblicklicher Wirkung. Muhammeds Admiral, Kedül Achmed Pascha, nahm dem Herrn der ionischen Inseln Zante und St. Maura und landete sogar auf der Küste Apuliens, wo er Otranto zerstörte; dagegen verunglückte (1480) eine Unternehmung auf Rhodus. Der Sultan starb im J. 1481 während einer neuen Kriegsrüstung, deren Zweck ungewiß blieb. Mitten im Sturme seiner Schlachten und Eroberungen hatte dieser Riesengeist das innere Staatsleben keinen Augenblick aus dem Auge verloren und wirkte auch da, wo er zerstört und entvölkert hatte, wieder aufbauend und schöpferisch verjüngend. Die Rangordnung der großen Reichsbeamten und die Kette der Ulema's verdankten ihm schärfere Bestimmung und festere Begründung. Selbst wissenschaftlich gebildet, war er großmüthiger Beschützer der Gelehrten, und that mehr für die Einrichtung der Schulen als irgend einer seiner Vorgänger. Das merkwürdigste und zugleich schrecklichste seiner Staatsgesetze ist der Kanon des Brudermordes, wodurch er künftigen Bürgerkriegen am wirksamsten zu steuern glaubte.

Nicht anders als wollte der Genius des Osmanischen Reiches, das während Muhammeds Regierung in unaufhörlicher Spannung erhalten ward, den Siegern eine Zeit lang Erholung gönnen, um sie dann wieder unter zwei Titanengestalten, Selim I. und Suleiman Kanuni, neuen Triumphen entgegenzuführen: so begabte er Bajasid II. mit einem friedliebenden, beschaulichen Erbsinn, der sich nur gezwungen zum Kampfe bequeme. Mit Ungern in Waffenstillstand, versicherte er sich der bessarabischen Festungen Kilia und Akkerman (1484). Im Jahre 1486 entspann sich der erste Krieg zwischen den Osmanen und mamlukischen Beherrschern Ägyptens, der aber nach fünf Jahren ein für den Sultan untülmliches Ende nahm. Im J. 1497 bis 1498 fanden die ersten von Glück begleiteten Einfälle ins innere Polen statt. Sechs italienische Staaten, worunter auch der Papst, bewarben sich um Bajasids Gunst, und ein Theil derselben verleitete ihn zu neuem Bruche mit Venedig. Im J. 1499 erfolgten siegreiche Kämpfe gegen Venedig, die Bajasid Lepanto, Cephalonia u. erwarben und 1500 eroberte der Sultan selbst ganz Morea; doch ging ein Theil dieser Besitzungen durch die Vereinigung einer spanischen und französischen Flotte mit der venetianischen wieder verloren. Bajasid hatte mit seinem Bruder Dschem um den Thron kämpfen müssen, und mußte demselben (1512) zu Gunsten seines Sohnes Selim entsagen.

Selim I., von den Türken selbst Ionous, der Grausame, genannt, vereinigte mit der unnatürlichsten Grausamkeit und einem unwiderstehlichen Triebe zu Jagd und Schlacht, hohen Sinn für die Wissenschaften und selbst Dichtkunst. Von kriegerischen Übungen des Tages erschöpft, brachte er oft die Nächte mit Lesen und Dichten

*) Die sogenannten krimischen Tataren, eigentlich aber Türken und nahe Verwandte der Osmanen, waren bereits im J. 1441 unter der Familie Gherai mächtig geworden. Sie wurden seit 1584 kriegerische Vasallen der Pforte, die sie schon früher besonders gegen Polen kräftig unterstützt hatten.

zu. Er empfing von europäischen Hauptmächten huldigende Gesandtschaften; allein Schah Ismail, Stammherr der Dynastie der Soffi in Persien, dem Khorasan und das arabische Tral sich beugen mußten, fesselte seinen Blick in Dfen. Der Krieg mit Persien (1514 begonnen) wurde um so erbitterter geführt, als in demselben die Sunniten den Schiiten gegenüberstanden, wie denn Selim seinen Feldzug mit Niedermetzelung aller Schiiten in seinem Reich eröffnete. Die Schlacht bei Tschaldiran vernichtete Ismails Heer, das nur wenig Infanterie und gar kein schweres Geschütz führte, und öffnete Selim die Thore von Tebris (Tauris). Die Kurden, echte Sunniten, schlossen sich den Osmanen an, in deren Hände das ganze obere Mesopotamien fiel. Im J. 1516 drohte der Sultan von Ägypten, Kansu Ghauri, mit einer Diversion, und die Mamluken bewegten sich nach Haleb zu; aber eine kurze entscheidende Schlacht bewog sie zum Rückzug, und Selim, jetzt im Besitze Syriens, wo er Damaskus und Jerusalem besuchte, erschien 1517 vor Kahira. In der Schlacht bei Ridania rettete dem Sultan ein Mißgriff des heldenmüthigen Tumanbeg, der seinen Liebling Sinan-Pascha statt seiner durchbohrte, das Leben. Tumanbeg, der Ritterliche und Gerechte, machte Selim, selbst nach dem Falle Kahira's, noch viel zu schaffen, ward aber endlich durch Verrath gefangen und hingerichtet. In Kahira empfing Selim die Huldigung der arabischen Scheiche Ober-Ägyptens, des Sultans von Mauritien und des Scherifes von Mekka. Von jetzt an kam der Tribut, den die Venetianer den mamlukischen Sultanen für Cyperns Besitz entrichtet hatten, an die Pforte 1000 Kameele mit Gold und Silber beladen, trugen die Beute des großen ägyptischen Raubzuges. Nach Europa zurückgekehrt, benahm sich Selim politisch, weil Papp Leo X. Spanien, England, Frankreich und den Kaiser gegen ihn aufwiegeln wollte, und überließ es (er starb im J. 1520) seinem Sohne Suleiman, die Osmanische Macht in allen Himmelsgegenen auf den höchsten Gipfel ihres Glanzes zu bringen.

Mit ebendem Hochsinne, dem Alles durchdringenden, rastlos thätigen Herrschergeist und noch größerer Liberalität, als seine gewaltigsten Vorgänger, ergriff Suleiman I. (von den Osmanen Kanuni, der Gesetzgeber genannt) die Zügel eines Staates, der schon durch Muhammed II. und Selim I. in drei Welttheilen furchtbar geworden war. Durch 13, größtentheils erfolgreiche, in eigener Person angeführte Feldzüge, ward er der größte Eroberer seiner Zeit, und durch seine Seehelden das Schrecken aller Küstenländer des mittelländischen Meeres und des arabischen Golfs, bis weit in den indischen Ocean. Den Aufwand, den seine ungeheueren, immer schlagfertige Armee und seine großartige Prachtliebe erfoderten, deckte er wieder durch ungeheure Beute und weise Staatsökonomie. Sein Scharfblick in der Wahl tüchtiger Kriegs- und Friedensbeamten, meistens Renegaten, verdient nicht weniger Bewunderung. Mit Hilfe derselben vervollkommnete er die Einrichtungen Muhammeds II. im Kriegswesen, Lehrstande, Finanzwesen und in der Gesetzgebung, bereitete aber auch schon durch zu

große Nachgiebigkeit gegen männliche und weibliche Günstlinge den Verfall des Reiches vor. Seine Eroberungen in Europa erleichterten ihm die feindselige Stellung der ungrischen Magnaten gegen das Haus Österreich, die ausgebrochene Reformation, die Ohnmacht des Papstes und Frankreichs unaufhörliches Ringen mit Karl V. Im J. 1521 begann der ungrische Krieg mit Belgrads Eroberung, das nach 20 Stürmen in die Hände der Osmanen fiel. Zugleich wurde der Angriff auf ein zweites Bollwerk der Christenheit, das seebeherrschende Rhodus, beschlossen. Suleiman unterstützte seine aus 300 Segeln bestehende Flotte mit einem Landheere von 100,000 Mann, und es begann (1522) aus 100 Feuerschlünden eine fünfmonatliche Belagerung, ewig denkwürdig durch den Widerstand der Johanniter unter ihrem Großmeister Willeneuve, und die rührendsten Züge weiblichen Heldemuthes. Mehr als 100,000 Türken hatte diese Belagerung das Leben gekostet. Im J. 1526 bewog Suleiman eine mehrjährige, den Janitscharen verdrießliche Waffenruhe und Franz I. Einladung zu einem zweiten Feldzuge nach Ungern. Er gewann Peterwardein, Essek u., zersprengte ein kleines, von Ludwig II. zusammengerafftes Heer in der Ebene von Mohacz (den 23. Oct.) und zog am 10. Sept. in Dfen ein. Nachdem er den Prätendenten Johann Zapolya zum König eingesetzt, trat er einen verheerenden Rückzug an, der Ungern 200,000 Seelen gekostet haben soll. Im nächsten Jahre ward Ferdinand I. von Österreich in Dfen gekrönt und zwang Johann Zapolya, bei Suleiman Schutz zu suchen. Im J. 1529 kam der Sultan wieder, empfing die Huldigung des Prätendenten und drang von Dfen aus unaufhaltsam bis Wien vor, das vom 22. Sept. bis zum 15. Oct. vergebens belagert ward. Der eintretende Frost und der Hellemuth der Besatzung retteten die Hauptstadt; das türkische Heer aber verwüstete auf dem Rückmarsche ganz Österreich. Im J. 1532 brach Suleiman mit 200,000 Streitern und 300 Feldstücken von Neuem los. Er wollte sich nun mit dem mächtigen Karl selbst messen, indem er den vor ihm geflohenen Ferdinand nur als dessen Statthalter in Deutschland anerkannte. Das Heer verstärkten zu Belgrad 15,000 krimische Tataren, zu Essek aber 100,000 Bosnier! Die Festung Gunsz trockte einige Wochen lang mit 700 Mann der Riesensmacht Suleimans, die sich jetzt, statt gegen Wien, wo die feste Neustadt im Wege lag, und ein Heer unter Karl und Ferdinand stand, nach Steiermark wendete. Der intendirte Feldzug verwandelte sich in einen Raubzug, auf welchem das getheilte Osmanische Heer manche Schlappe erhielt. Dessenungeachtet wurde der erste Friede Österreichs mit der Türkei (1533) sehr demüthig erkauf. Es mußte auf Ungern verzichten und Suleimans übermüthiger Günstling, der Großwesir Ibrahim, nannte den König Ferdinand seinen Bruder. Vom J. 1533 beginnen die selten unterbrochenen Kämpfe der Perser mit den Osmanen, die unter wechselndem Waffenglück über zwei Jahrhunderte fortbauerten. Während Suleiman den Persern Bagdad und einen Theil von Georgien wegnahm, übergab er seine ganze Seemacht dem unumschränk-

ten Befehle des griechischen Renegaten Khairaddin Pascha (Barbarossa), der Tunis eroberte, das aber 1535 von Karl V. unter furchtbarem Bürgen wieder genommen ward. Im J. 1537 erneuerte sich der Krieg mit Venedig. Trotz päpstlichen und spanischen Beistandes zur See erlitt die Republik empfindliche Verluste, und war gezwungen, 1539 einen neuen unrühmlichen Frieden zu schließen. Im J. 1538 demüthigte Suleiman den Hospodar der Moldau und verwandelte Bessarabien in ein Sandschak, während Suleiman, Pascha von Aegypten, in Arabien Hedschas und Jemen eroberte, und das den Portugiesen angehörende Diu in Ostindien mit Kanonen aus Constantinopel beschloß. Die Witwe des verstorbenen Johann Bapolya rief Suleiman 1541 wieder nach Ungern. Er bewilligte ihr Siebenbürgen als zinsbares Fürstenthum, und machte Ofen zu einem Paschalik der Pforte. Ferdinand wollte Ofen mit Hilfe eines bedeutenden Reichsheeres unter Joachim von Brandenburg wieder gewinnen, allein die Uneinigkeit der Verbündeten ließ das Unternehmen scheitern, und die Feldzüge von 1543—44 befestigten die Osmanische Herrschaft in Ungern durch Einnahme bedeutender Festungen immer mehr. Barbarossa, das große Raubthier der Meere, starb 1546, nachdem er (1542) in Messina gewüthet und (1543) in Verbindung mit der französischen Flotte Nizza aufgesodert hatte, und im folgenden Jahre (1547) ward mit Karl selbst ein fünfjähriger Waffenstillstand abgeschlossen, dem gemäß der Sultan für den österreichischen Antheil Ungerns jährlich 30,000 Dukaten erhielt. Von jetzt an beginnt der Wirkungskreis des größten der Großwesire, Muhammed Sokolli aus Bosnien, der noch unter zwei unwürdigen Nachfolgern Suleimans die Stütze des Reiches war. Ein persischer Feldzug (1547—50) erwarb Suleiman ganz Schirwan und Georgien, und die Malteseritter mußten 1550 Tripolis räumen; dagegen wurde Isabella, die Lehensträgerin des Sultans, von Ferdinand (1551) aus ihren Staaten vertrieben und Siebenbürgen bewaffnet. Suleiman eroberte Temeswar und das ganze Banat, ward aber zu einem neuen persischen Feldzug abgerufen, während dessen Isabella wieder in ihre Rechte trat. Ihr Sohn Johann Siegmund behielt nach ihrem Tode Siebenbürgen und Ober-Ungern bis Kaschau, gerieth aber in Krieg mit Kaiser Maximilian, welches den über Malta's vergebliche Belagerung durch Piale noch wüthenden Suleiman zu seinem letzten ungrischen Feldzuge (1566) bewog. Der alte Löwe wollte zunächst Erlau und Szigeth erstürmen, die im vorigen Kriege seiner Streitkraft gehöhnt hatten (vor Erlau allein waren im J. 1552 40,000 Osmanen gefallen). Der Befehlshaber von Szigeth, Niklas Briny, schlug mit seinen 1500 Getreuen 20 Stürme des ungeheuern Heeres ab, und der Schutthaufen Szigeths ging nicht eher an die Türken über, bis Suleiman aus Verdruss die Augen geschlossen hätte. Sein Tod wurde drei Wochen lang verheimlicht.

Mit Suleimans Tode beginnt ein Zeitraum des Stillstandes der Osmanen auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht oder vielmehr ihres Glanzes, der das allmä-

lige Sinken der Verfassung eine Zeit lang dem Reiche selbst, am längsten aber dem Ausland unmerklich machte. Schon die nächsten Nachfolger Suleimans waren ihrer gewaltigen Ahnen ganz unwürdig und seit Achmed I. kamen sie Alle aus dumpfem, düstern Prinzenkerker in das verblendende Licht der Herrschaft; an die Stelle der frühern großartigen Entwürfe traten kleinliche Intriguen des immer einflussreichern Harems und seiner entmanneten Wächter, und die frühere Energie sollte feige Grausamkeit ersetzen. Die höchsten Würden im Staat und Heere wurden bald nicht mehr nach Verdienst, sondern nach der Laune des Augenblicks vertheilt, und die Bestechlichkeit griff immer verheerender um sich. Jetzt erhoben die Janitscharen, denen kein Sultan mehr offenen Trost bieten konnte, immer drohender das Haupt; der geistliche und weltliche Lehrstand, die Ulema, den Mufti an ihrer Spitze, verständigten sich mit ihnen, und so entstand eine furchtbare Allianz beider Corps, welche, die moralische und physische Kraft des Reiches gleichsam in sich absorbirend, die Wahl und selbst das Dasein der Sultane von ihren Launen abhängen ließ. Man ehrte nur noch die Familie Osmans, weil sie das einzige Band war, das einen Staat zusammenhielt, in welchem sonst kein erbliches Ansehen, und also keine Ansprüche auf Souverainetät existiren; aber die einzelnen Äste und Zweige des unantastbaren Stammes wurden verachtete Werkzeuge, die man größtentheils schon in der Geburt vertilgte, und nicht selten in voller Blüthe abschneidte. Der Kanon des Brudermordes (durch Muhammed II.) hatte die Geringschätzung der Nachkommen Osmans, als Individuen, vorbereitet, wie Suleiman des Großen Nachsicht gegen die eigenmächtigen Streiche seiner Lieblinge, die er ihren großen Eigenschaften zu Gute hielt, alle andern Mißbräuche gleichsam im Embryo erblicken läßt.

Der Lehr- und Wehrstand konnten ihre Allmacht im Reiche nur auf die Schwäche der Sultane und auf die Hemmung geistiger Entwicklung gründen. Während aber beharrliche Pflege des alten Systems in seinen meisten Formen eine finstere theokratische und rohe soldatische Gewalt dem Reiche selbst bis in die neuesten Zeiten furchtbar erhielt, wurde die Stellung der Osmanen gegen das Ausland, besonders Europa, immer wankender. Schon im 17. Jahrh. bildeten sich in Europa allmählig zahlreiche stehende Heere, und ein ganz neues System der Kriegskunst trat ins Leben, das seine Überlegenheit bald in einer Reihe der glänzendsten Siege beurkundete. Schon früher hatten die ungeheuern sich immer reproducirenden Massen der mit Einheit kämpfenden Osmanen großen Antheil an ihren Erfolgen, und nur höchst selten richteten sie gegen europäische Tapferkeit etwas aus, wenn ihr Heer dem feindlichen nicht bedeutend überlegen war; seit Johann Sobiesky und Karl von Lothringen aber wurde die Besiegung dreifach, ja sechsfach stärkerer Türkenheere etwas Gewöhnliches, und die sonst so gefürchteten Janitscharen verloren auch einen bedeutenden Theil ihrer moralischen Kraft, als sie gegen Ende des 17. Jahrh. nicht bloß eine Menge geborener Türken in ihren Orden aufnahmen, sondern auch nach

Aufhebung des Cölibats aus ihren eigenen Kindern sich recrutirten.

Die einzigen Lichtpunkte des Osmanischen Reiches nach Selims Tode bis zum carlowitzer Frieden sind Muhammed Sokolli, der kräftige Vormund des entarteten Selim II., der letzte energische und große, aber zum Unglück isolirt stehende Sultan Murad IV., und die Köprülü's unter Muhammed IV. und Achmed II. Von dem Tode des dritten Großwesirs aus dieser merkwürdigen Familie datirt sich der raschere Verfall und die Zeit einer traurigen Defensiv.

Unter Selim II. (Nest, oder der Betrunkene genannt) schloß Maximilian (1567) einen Frieden mit der Pforte auf acht Jahre, und zwar gegen das erneuerte jährliche Ehrengeschenk von 30,000 Dukaten. Um die Perser auch vom caspischen See aus angreifen zu können, wollte Selim eine Verbindung des Don und der Wolga versuchen; allein das türkische Belagerungsheer vor Astrachan ward von den Russen zurückgeschlagen. In demselben Jahr und 1570 ward das abgefallene Jemen wieder unterworfen. Venetianische Dukaten und der edle Cyprianwein verleiteten Selim zur Eroberung der Insel Cypern, die nach einjähriger Belagerung ihm zufiel. Zu spät für den Entschluß Cyperns, aber noch zeitig genug zur Vernichtung der türkischen Flotte bei Lepanto (17. Oct. 1571) kam Don Juan von Oesterreich mit den verbündeten päpstlichen, venetianischen und spanischen Geschwadern. Allein die Allirten verfolgten ihren Vortheil so wenig, daß Sokolli mit Recht ausrufen konnte: „Ihr habt uns den Bart geschoren; allein wir haben euch einen Arm (Cypern) abgehauen.“ Der im J. 1573 mit Venedig geschlossene Friede war für die Republik, welche die Unkosten des cyprischen Krieges allein mit 300,000 Dukaten decken mußte, so demüthigend, als hätte Selim gesiegt. Unter Murad III. sank das Ansehen Sokolli's; der Sultan ward das Spiel der Hof- und Haremstänke, und konnte zehn Aufstände der Janitscharen nur durch Geldspenden und Auslieferung seiner treuesten Diener beschwichtigen. Eine langwierige Fehde mit Persien (1576—1590) endigte mit einem vortheilhaften Frieden, der den Osmanen Georgien und Armenien sicherte. Weniger glücklich waren die Unternehmungen gegen Ungern, wo die kaiserlichen allmählig festen Fuß gewannen, besonders seitdem Siegmund Bathori von Siebenbürgen mit dem Kaiser sich verbunden hatte. Unterdessen bestieg Muhammed III., der letzte Osmanische Prinz, welcher als Statthalter das Regieren versucht hatte, den Thron. Es gelang ihm (1596) Erlau zu nehmen, und der Großwesir Sicala siegte bei Keresztes, aber seine unvorsichtige Strenge gegen einen großen Theil der regelmäßigen Truppen, die bei dem Heere gefehlt hatten, trieb diese nach Kleinasien, wo sie einen fürchterlichen Aufstand erregten, der erst 1608 gedämpft werden konnte. Achmed I. sah sich wegen des empörten Natoliens und eines sehr unglücklichen Krieges gegen Abbas den Großen von Persien (1606) zu dem Frieden von Sitvatorok genöthigt, welcher zuerst die steuerpflichtige Unterwürfigkeit Oesterreichs aufhob, und völkerrecht-

liche Formen begründete. Mustafa I. wurde wegen seines Blödsinns abgesetzt, aber sein ebenso kriegerischer als geiziger Bruder Osman II. erbitterte die Janitscharen und ward im J. 1621 bei Kaminiec von den Polen geschlagen. Er ist der erste Sultan, der dem Interesse des Janitscharenordens sein Leben zum Opfer bringen mußte. Sein Bruder Mustafa wurde wieder hervorgeholt und im J. 1623 neuerdings abgesetzt.

Jetzt bestieg Murad IV. den Thron eines Staates, den Neutereien, Erschöpfung der Finanzen und große Verluste in Asien fast an den Rand des Verderbens gebracht hatten. Seine energische Grausamkeit, verbunden mit ungeheurer Leibeskraft und einem unwiderstehlichen Flammenblicke, verbreiteten solches Schrecken um ihn her, daß man schon seine Winke wie die Beschlüsse des Schicksals befolgte. Er konnte den Säbel Osman's wieder stählen, aber die moralische Kraft des sinkenden Reiches nicht neu beleben, und erlag schon im 31. Jahre dem übermäßigen Genuße geistiger Getränke. Ein neuer Feldzug gegen Persien (1635—38) erwarb ihm das Verlorene wieder. Der 30jährige Krieg gab den siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor und nach ihm Georg Ragozy Gelegenheit, sich in Ungern zu befestigen. Der Letztere wurde von Murad bestätigt, und würde diesem gegen Oesterreich gute Dienste geleistet haben, wenn der persische Krieg nicht dazwischen gekommen wäre. Murads Bruder, Ibrahim I., war ein verworfener Wollüstling, ohne Talent und Thätigkeit. Der Kapudan Pascha Jusuf, ein geborener Dalmatier, eroberte unter ihm (1645) Kanea auf Kandia. Während der Minderjährigkeit Muhammeds IV. (seit 1649) stritten sich zwei Sultaninnen um den Verkauf der Ämter; in Constantinopel und den Provinzen herrschte die entsetzlichste Verwirrung; mehre Paschas empörten sich; sechs Wesire wurden abgesetzt und hingerichtet und die Janitscharen und Spahis, schon zu lange unthätig, schlugen sich um die Habe der gestürzten Minister.

In dieser schrecklichen Noth war wieder ein eiserner Mensch nöthig, der durch grausame Strenge im Innern und kriegerische Unternehmung nach Außen das Triebwerk des Staates in regelmäßigen Gang brachte, und er fand sich in der Person des Albanesers Muhammed Köprülü (von 1656—61), dessen menschlicher gesinnter Sohn Achmed Köprülü den Osmanischen Waffenruhm noch einmal aufglänzen ließ. Michael Apafi's von Siebenbürgen feindliche Stellung gegen Oesterreich, ließ den Osmanischen Feldzug (1663—64) unter glücklichen Auspicien beginnen. Die Atindschi drangen in Mähren und Schlesien ein, und schleppten 40,000 Sklaven mit fort. Aber ein französisches Heer verstärkte das kaiserliche, und Montecuculi brachte dem Großwesir (1664) bei St. Gotthard eine große Niederlage bei, die den Frieden von Vaswar zur Folge hatte, der jedoch für die Türken vortheilhafter ausfiel. Am besten glückte Achmed Köprülü die Eroberung Kandia's (1667—69), welche bedeutende Festung mit dem Kerne der Osmanischen Macht angegriffen werden konnte, weil jetzt das erschöpfte Venedig der einzige äußere Feind war. Dennoch kostete die Be-

lagerung den Osmanen über 100,000 Mann. Im J. 1672 entstand Krieg mit Polen und zwar wegen des Besitzes der Ukraine, weil die Kosaken sich in den Schutz des Khanes der Krim und der Pforte begeben hatten. Johann Sobiesky, schon im J. 1671 den Kosaken fürchtbar, denen er ihre festesten Grenzplätze entriß, trat nun auch als Besieger der Türken auf. Anfangs eroberte das Osmanische Heer mit Hilfe der Kosaken und Krimischen Tataren Kaminitze, aber Sobiesky, der einzige Feldherr seines Vaterlandes, schlug die 20mal überlegenen Feinde beim weitem Vordringen in Polen zurück. Dennoch verstand sich Polen (nicht Sobiesky) zu einem schimpflichen Frieden gegen jährlichen Tribut und Abtretung Podollens mit der Ukraine. Der Tribut erfolgte nicht, und nun rüstete auch Rußland. In dem nächsten Feldzuge war das Glück den Osmanen viel ungünstiger. Im J. 1673 vernichtete Sobiesky ein Osmanisches Heer bei Chozin und scheuchte 1675 als nunmehriger König der Polen, ein anderes, an Zahl dem seinigen ungebener überlegenes, von Lemberg zurück, wodurch er Polen zum zweiten Male befreite. In seinem verschanzten Lager bei Burawna (1676) bot er 20 Tage lang 200,000 Türken und Tataren Troß, deren Feldherren ihm endlich mit Friedensvorschlägen entgegenkamen. Dessen ungeachtet unterzeichnete er einen Frieden, der, die Aufhebung des Tributs abgerechnet, wenig vorteilhafter war, als der vorige. Um dieselbe Zeit starb der edle und geistreiche Köprili, und an seine Stelle trat der Geld- und Hautschinder Kara Mustafa. Im J. 1677 ward der Krieg an Rußland erklärt, und 1678 eroberten die Osmanen (Hjigrin) mit großen Opfern, und behaupteten sich nachher mit genauer Noth gegen die abgefallenen Kosaken, während Rußland mit neuen Massen drohte. 1680 erfolgte ein nachtheiliger Friede mit Rußland. 1683 bewog Emerich Tököli die Pforte zu einem neuen Feldzuge gegen den deutschen Kaiser. Kara Mustafa rückte, weisem Rathe trohend, unter Verheerungen in Ungern und Oesterreich über die Raab gegen Wien, das er vom 14. Juli bis zum 3. September belagerte, binnen welcher Zeit sein 200,000 Mann starkes Heer schon um ein Fünftheil zusammengesmolzen war. Da erschien, als die Noth der löwenmüthigen Belagerten unter Stabenberg eben aufs Höchste gestiegen war, ein Rettungsheer unter Sobiesky und Karl von Lothringen. Die Niederlage der Türken, welche schon Sobiesky's Name in Verwirrung brachte, war unglaublich groß, die Beute unermesslich. Von jetzt an folgten im Sturmschritt Siege auf Siege, sodaß in weniger als fünf Jahren fast alle ungrische Besitzungen der Pforte entrisen waren; Venedig, das bald auch dem heiligen Bunde beitrug, eroberte unter Andern ganz Morea. Die kaiserlichen Heere drangen unter Ludwig von Baden in Slavonien und Bosnien vor, nahmen Nissa und Widdin in Servien ein, und bedrohten so das Herz des Osmanischen Staates. Sobiesky, der sich 1684 wieder nach Osten wandte, führte bis 1686 Krieg in der Moldau, konnte aber Kaminitze nicht wieder erobern, und trat im letztern Jahr in Allianz mit Rußland. Schon 1686 hatten die Ja-

nitscharen in ihrem Unwillen den Sultan Muhammed vom Throne gestoßen. Sein Nachfolger Suleiman II. knüpfte in Wien fruchtlose Friedensunterhandlungen an, weil die Ansprüche der Allirten jetzt ganz anders lauteten als vordem. Gegen das Ende seiner Regierung (1690—91) ward Mustafa Köprili, ein Bruder des vorigen, Großwesir. Dieser urbestechlich rechtschaffene und strenge Moslim gewann die serbischen Festungen wieder, fiel aber (1692) in der Schlacht bei Salankemen, in welcher Markgraf Ludwig von Baden seinen glänzenden Sieg erfocht. Im J. 1694 wurden die Tataren in Polen geschlagen. Die Regierung Mustafa II., eines verständigen und gütigen Fürsten, dem Achmed II., ein Musfiker und schöner Geist, vorangegangen war, begann mit glücklichen Ausichten. Die Osmanische Flotte erkämpfte manche Vortheile gegen die Venetianer, in Siebenbürgen ward Lippa erstürmt und geschleift, und Peter der Große mußte 1695 mit empfindlichem Verluste von Asow abziehen, das er jedoch im folgenden Jahr eroberte. Alle Hoffnungen vernichtete aber mit einem Schlage Prinz Eugens Sieg bei Zenta (1697), wo ein prächtiges Osmanisches Heer, das über die Theiß setzen wollte, in zwei Stunden vernichtet oder zersprengt ward, und wie vor Wien, sein ganzes Lager mit allem Kriegsvorrath in den Händen der Kaiserlichen ließ. Das Ergebniß dieser Niederlage war der im J. 1699 unterzeichnete Friede von Karlowitz, welcher Oesterreich den Besitz von Ungern und Siebenbürgen, mit Ausnahme des Banates von Temeswar, Polen, den von Podolien, Rußland, Asow mit der Ukraine und Venedig Morea zusicherte.

Während der reisende, von dem wiedererwachten Europa immer gewaltiger eingebämmte Strom Osmanischer Herrschaft allmählig in einen Sumpf sich verwandelte, (ein klarer majestätischer See konnte er nur durch radicale Umwälzung werden) ging allmählig der Geist europäischer Diplomatie und mit ihm, wie mit der Einführung der Buchdruckerkunst (1727) ein Anstrich von abendländischer Cultur zu dem Türken über. Das Verhältnis zu den Rajas (christlichen Unterthanen) wurde menschlicher, in dem Maß als der Fanatismus abnahm, und die Unentbehrlichkeit derselben zu Aufrechthaltung der politischen Existenz der Pforte fühlbarer ward. Aber jeder Versuch aufgeklärter Wesire und Sultane, in diesem oder jenem Zweige der Verfassung den alten Sauerleig von Grund aus wegzuschaffen, scheiterte an der Hartnäckigkeit der Janitscharen, und schien erst nach Vernichtung dieses Ordens möglich zu werden. Die neueste Zeit hat diese merkwürdige Katastrophe und noch mancher andere wesentliche Veränderung im Staats- und Volksleben herbeigeführt; aber schon waren die Bande des Osmanischen Staatskörpers durch die demüthigendsten Kriege mit dem Auslande so locker geworden und seine Hilfsquellen so erschöpft, daß er den wiedererwachenden Geist der Unabhängigkeit bei seinen eigenen Rajas nicht mehr unterdrücken, oder die Folgen des Aufstandes der Griechen, das Losreißen einer bedeutenden Provinz, verhüten konnte. Alles dies beugte den alten, stolzen Sinn der herrschenden Nation und bewirkte eine allgemein

moralische Lähmung, die den kräftigen Wurzeln einer Reform sehr ungünstig ist, und früher oder später, wenn nicht die Vermittelung europäischer Mächte dazwischen tritt, den Sturz der Familie Osman durch einen kräftigen Empörer herbeiführen muß.

Peter des Großen drohende Stellung gegen die Krim und Karls XII. Erscheinen an der Pforte bewogen Sultan Achmed III. (1702—30) sich mit dem Zaren zu messen. Die Einschließung des russischen Heeres am Pruth (1711) erwirkte einen vortheilhaften Frieden. Der Großwesir Ali von Nikaa kündigte im J. 1714 den Venezianern aus unerheblicher Ursache Krieg an und entriß ihnen Morea sammt den Inseln des Archipels. Dies veranlaßte 1716 ein Bündniß Eugens mit Venedig. Die siegreichen Schlachten bei Peterwardein (1716) und bei Belgrad (1717) veranlaßten den für Oesterreich rühmlichsten Frieden von Passarowitz (1718), welcher der Pforte das Banat Belgrad, und einen Theil der Walachei und Serviens kostete. Mahmud I. (1730—54) führte sehr unglückliche Kriege mit Nadir Schah (Tamasp Kuli Khan), dem glücklichen, genialen Räuber aus Khorasan; doch behielt das Reich im Frieden (1746) seine alten Grenzen gegen Persien. Die in Georgien von den Persern hart gedrängte Pforte kam (1735) auch mit Rußland in feindselige Verhältnisse, weil letzteres den Durchmarsch des Tatar-Khans durch ein Gebiet nicht zugeben wollte, auf welches beide Theile Anspruch machten. Die Russen zogen auch Oesterreich in ihr Interesse, verheerten unter Münch die Krim, nahmen (1736) Asow, (1737) Dschakow, und nach dem entscheidenden Siege bei Stawutschane (1739) auch die ganze Moldau; desto unglücklicher waren die Kaiserlichen, deren Feldherren diesmal mit größter Disharmonie und Planlosigkeit zu Werke gingen, und nach Wallis' Niederlage bei Krokta erfolgte der belgrader Friede (1739), in dem die Pforte Belgrad und die österreichischen Antheile der Walachei und Serviens zurückerhielt.

Die ganze Periode von dem belgrader Frieden bis 1768 bezeichnet kein merkwürdiges Ereigniß. Nach Mahmuds Tode veränderte Osman III. (1754—57) drei Jahre auf dem Thron. Ihm folgte Mustafa III., Sohn Achmeds III., ein sehr verständiger und aufgeklärter Fürst, der in Raghib-Pascha einen würdigen Großwesir hatte. Wie unter Mahmud I. durch den französischen Renegaten Bonneval, so wurde unter Mustafa durch Baron Tott ein vergeblicher Versuch gemacht, die europäische Kriegskunst einzuführen. Die steigende Größe Rußlands, des gefährlichsten Feindes der Osmanen, und der mächtige Einfluß, den dieser Staat unter Katharina II. auf seine europäischen Nachbarländer erhielt, machten der Pforte die lebhafteste Unruhe; sie suchte und fand Gelegenheit zum Friedensbruch; aber die höchst unglücklichen Ergebnisse des neuen russischen Krieges stellten die nunmehrige Ohnmacht des Osmanischen Staates in das hellste Licht. Die russischen Generale Salizin, Romanzow, Dolgorucki u. brachten den Armeen des Sultans eine Niederlage um die andere bei, und das Treffen bei Ischesme (1770) ruinierte die ganze See-

macht. Die Moldau und Walachei, Bessarabien und die Krim waren in weniger als fünf Jahren von den Russen besetzt; und um das Maß der Widerwärtigkeiten voll zu machen, empörten sich noch der Fürst Heraklius von Georgien, das Oberhaupt der Namlucken in Aegypten und einige andere Paschas gegen die Pforte. Alle diese Schläge des Schicksals beschleunigten den Tod des körperlich schwächlichen Mustafa (1774), der seinem beschränkten und moralisch unkräftigen Bruder Abdul-Hamid (1774—89) die Beendigung des schmachvollen Kampfes überließ. Ein allgemeines Aufgebot des Letztern brachte 400,000 ganz undisciplinirte Streiter, deren Feldherren ohne Erfahrung und Kenntniß waren, unter Waffen. Romanzow schloß den Großwesir bei Schumla ein, und erzwang (21. Jul. 1774) den Frieden von Kutschuk Kainardschi, demgemäß die Krim von der Pforte unabhängig ward, und die wichtigsten Plätze in derselben den Russen blieben. Der letzte Khan dieser Halbinsel trat sie (1782) gegen Pension an Rußland ab. Dieser Umstand sowol als die russische Besetzung der Kuban erregten von Neuem die Erbitterung der Pforte, aber der lang verhaltene Groll brach erst im J. 1787 in einer Kriegserklärung los. Da erhob sich ganz unerwartet ein neuer Feind, Kaiser Joseph II., im Einverständnis mit Rußland. Obgleich nur theoretischer Feldherr, wollte er dennoch die Operationen seines Heeres selbst leiten. Er stellte die österreichische Armee in einer ungeheuer langen dünnen und rückhaltlosen Linie auf, die von den heranstürmenden Feinden (1788) in allen Richtungen durchbrochen ward, sodas die Türken verheerend bis ins Banat eindringen. Endlich stellte Laudon die Ordnung wieder her, warf die Türken und nahm ihnen (1789) Belgrad. Leopold II. fand es für gut, sein Interesse von dem Rußlands zu trennen und ließ der Pforte in dem Tractat von Sissow (1791) alle ihre Besitzungen vor dem Kriege. Ganz anders gestaltete sich der Kampf mit Rußland. Schon vor dem Tod Abdul-Hamids (1789) waren Khotshin und Dschakow gefallen; der Prinz von Nassau schlug den Kapuban Pascha; Suwarow und Coburg versicherten sich durch die Schlachten bei Fokschani und Martineshje der Walachei. In dieser trüben, unheilswängern Zeit bestieg der freisinnige, edle und wohlmeinende Selim III. (1789—1807) den Thron Osmans. Von großer physischer Kraft, aber untriererisch und weidlich erzogen, wie eine ganze Reihe seiner Vorgänger, konnte er an dem Kriege keinen thätigen Antheil nehmen. Die Erstürmung Ismaills (1790) und die Schlacht bei Matschin (1791) eröffnete den Russen die Bulgarei; allein der durch europäische Mächte vermittelte Friede von Jassy (1792), demgemäß Katharina Dschakow und den Distrikt zwischen Bug und Dniester erhielt, schützte die bereits auf dem Spiele stehende politische Existenz der Pforte. Unterdessen wurde das Reich der Beschabiten in Arabien mächtig und bedrohte (1794) selbst Bagdad. Die kurze Zeit einer unsichern Ruhe (1794—97) benutzte Selim zu Erneuerung der Buchdruckerei in Constantinopel und zu Errichtung eines kleinen Truppcorps, der Nisam Dschedid (neuen Ord-

nung), die von französischen Offizieren eingeübt wurden. So lange dem Sultan der würdige Musti Beli Sadeh und der kraftvolle und liberale Kapudan-Pascha Hussein, beide seine Jugendfreunde, zur Seite standen, war nicht leicht eine Reaction gegen seine Neuerungen zu befürchten. Das plötzliche Erscheinen eines französischen Heeres unter Bonaparte in Agypten (1798) riß auch Selim wider seinen Willen in den Strudel des europäischen Krieges. Als die französische Flotte bei Abukir vernichtet war, erklärte die Pforte der Republik den Krieg, und mußte demzufolge mit England und dem verhassten Rußland gemeinschaftliche Sache machen. Während eine russisch-türkische Flotte im Mittelmeer agirte und die ionischen Inseln den Franzosen entriß (1799), drang Bonaparte in Syrien bis Acre vor, schlug ein ungeheuer überlegenes, nach dem alten System organisirtes Heer unter dem Pascha von Syrien am Tabor, scheiterte aber in seinem Unternehmen auf Acre, bei dessen Vertheidigung die Nisam Dschehid sich zuerst auszeichneten. Im J. 1800 wurden die ionischen Inseln durch Vertrag zwischen der Pforte und Rußland eine Republik unter Osmanischem Schutz; in Agypten behauptete sich nach Bonaparte's Abreise Kleber bis zu seiner meuchlerischen Ermordung; aber sein Nachfolger Menou ward von den verbündeten Engländern und Türken (1801) zur Capitulation genöthigt und 1802 der Friede mit Frankreich geschlossen. Jetzt erhoben sich die Empörer im Osmanischen Reiche mit erneuter Kraft; in Agypten wurden (1803) nach dem Abzuge der Engländer die Beis der Mamluken wieder mächtig; die Bechabiten nahmen in demselben Jahre Mekka und (1804) auch Medina. Gleichzeitig empörten sich in Europa die Servier, denen ein Hospodar verweigert ward, unter Czerny Georg. Von diesem furchtbaren Rebellen gedrängt gestattete die Pforte dem russischen Kolossen manche Freiheiten, ward aber endlich durch den französischen Gesandten Sebastiani zu Gunsten Napoleons gestimmt. Die Russen kamen einem Angriffe zuvor, setzten im Spätjahre 1806 über den Dnießer, und eroberten Jassy und Bukarest, während Czerny Georg Belgrad erstürmte. Im J. 1807 kam die Pforte auch zum ersten Mal in feindliche Stellung gegen England; aber Admiral Duckworth, der bis vor Constantinopel segelte, mußte unverrichteter Sache abziehen. Ebenso wenig glückte es den Briten in Agypten, wo der Albanese Mehmed Ali, der endliche Vertilger der Mamluken, seine künftige Unabhängigkeit vorbereitete, und der Pforte einstweilen Tribut zugestand. Dagegen hatten die russischen Waffen in Europa und Asien guten Fortgang und wirkten nun im Vereine mit denen der Servier. In Constantinopel aber brach von dem neuen Musti und dem Kaimakan des Großweffirs ange-regt, eine Verschwörung der Jamaks und der zurückgebliebenen Janitscharen aus, die nach vielem Blutvergießen mit Selims Absetzung endete. Einer seiner beiden Neffen, der blödsinnige Mustafa, ward als der vierte dieses Namens auf den Thron befördert. Den bald nachher eintretenden Waffenstillstand mit den Russen benutzte der thätigste und tapferste Feldherr Selims, Mustafa

Bairaktar, Pascha von Ruffschuk, um den Sultan Selim (1808) mit gewaffneter Hand wieder auf den Thron zu setzen. Aus der gesprengten Pforte des Serai trug man ihm dessen Leichnam entgegen. Bairaktar bemesserte sich des großherrlichen Palastes, und ließ den andern Neffen Selims, Nachmud II., als Großherrn ausrufen, wurde aber noch in demselben Jahre, wegen seines ungemessenen Stolzes und seiner unbesonnenen Sucht nach Neuerungen durch einen neuen Aufruhr der Janitscharen dazu vermocht, daß er sich selbst in die Luft sprengte. Sein Fall hatte auch den des Truppencorps der regelmäßigen Seimen, die er ins Leben gerufen, zur Folge, und Nachmud, dessen starke Seele unter vielen schmerzlichen Prüfungen von Seiten innerer und äußerer Feinde ihren blutigen Racheplan im Stillen nähren mußte, konnte der Welt erst nach Vernichtung der Janitscharen beweisen, daß er eines frischen Osmanischen Zeitalters würdig sei. —

Das umfassendste und gründlichste, oder vielmehr das einzige umfassende und gründliche historische Werk, welches bis jetzt über die Osmanen erschienen ist, verdanken wir Herrn von Hammer in Wien. Seine „Geschichte des Osmanischen Reiches“ (seit 1827) ist das Ergebnis einer seltenen, mit seltener Kenntniß und viel-jähriger Ausdauer verbundenen Benutzung handschriftlicher und gedruckter Quellen, asiatischer und europäischer. Interessante Auszüge aus solchen Quellen sind dem Werke bei schicklicher Gelegenheit einverleibt; die sehr lebendige, in Beschreibungen oft bilderreiche Schreibart verkündigt eine im Morgenlande genährte, im Abendlande geläuterte Phantasie. Für eine der wichtigsten Katastrophen in der neuesten Geschichte kann Fuchereau de St. Denys Werk, betitelt: Révolutions de Constantinople, en 1807—1808, zwei Bände, mit Vortheile benutzt werden. — Das Osmanische Element in seiner Bedeutung für den Dichter hat keiner glücklicher aufgefaßt, als Heinrich Stieglitz, der uns (im dritten Theile seiner Bilder des Orients) mit einem „Heldenbuche der Osmanen“ und einer Tragödie „Sultan Selim der Dritte“ beschenkt hat.

(*Wilh. Schott.*)

OSMANISCHES REICH, 2) in geographisch-statistischer Beziehung. Dieses in drei Welttheilen gelegene Reich, gewöhnlich die europäische und asiatische Türkei (das osmanische Europa und osmanische Asien) genannt, zu der Agypten, die Raubstaaten Tunis und Tripolis und die Inseln kommen, zerfällt schon, wenn wir die Inseln vom Festland ausscheiden, durch seine natürlichen Grenzen in vier abgesonderte Theile, von denen mehre Provinzen in den neuesten Zeiten ihre ganz eigenthümliche, mehr unabhängige Stellung zur Osmanischen oder Ottomanischen Pforte, über welchen Ausdruck später gesprochen werden wird, angenommen haben.

Größe und Grenzen. Das Osmanische Reich liegt in seiner größten Ausdehnung zwischen 24° (Agypten bis zu den Katarakten gerechnet) und 48° 18' nördl. Br., indem wir hier den nördlichsten Punkt der Moldau festhalten, und zwischen 33¼ bis 66° 20' östl. Länge. Seine europäischen Grenzen im Norden sind

das österreichische und russische Gebiet, von denen ersteres von Westen nach Osten in einer Länge von 170 Meilen vermittelt Kroatien, Slavonien, Sirmien, Ungern, das Banat, Siebenbürgen und die Bukowina an die europäische Türkei stößt, während Kroatien zugleich den Anfang der westlichen Grenze bildet, die Dalmatien, das adriatische und das ionische Meer fortführt. Beim Eintritt der südlichen Grenze ist an die Stelle des mittelländischen Meeres der griechische Staat getreten, der sich vortheilhaft mit der Türkei in Livadien theilt, oder es ihr vielmehr völlig entzogen hat. Hierauf nimmt dem Archipel oder ägäischen Meere die Abgrenzung das mittelländische ab, dergestalt daß beide zugleich alle dem türkischen Scepter unterthänige Inseln in sich schließen. Das Mittelmeer umströmt demnach ganz Vorderasien, das Paschalik Haleb, Terabluß oder Phönikien, Akka, Nabluß und Ghaza, wendet sich mit dem peträischen Arabien wieder westlich, umströmt das Delta Ägyptens und mit Unterbrechung Tunis und Tripolis, als sogenanntes türkisches Gebiet. — Mit Unterbrechung sage ich, da die in der Wüste von Barka lebenden arabischen Stämme frei und unabhängig unter ihren Scheichs hausen, und nur wenige den Paschen von Ägypten und Tripolis Tribut zahlen. Unter den Staaten der Berberei ist noch der von Tripolis in scheinbar größerer Abhängigkeit von der Pforte als Tunis, das zu seiner westlichen Grenze das Cap Mour am Mittelmeere hat. Von da zieht sich neben dem algierischen Gebiete die Grenze südlich bis zum 32° Breite, wo das Dattelland (Biladulscherid بلاد الشريد) beginnt, in welches sich Marokko, Algier und Tunis zugleich theilen, ohne daß die dortigen nomadisirenden Araber und Berber, mit Ausnahme der östlichen an Marokko grenzenden Gegenden, irgend eine feste Abhängigkeit anerkennen. An dieses stößt in Süden und Osten das Gebiet von Tripolis mit der Dase Fusan im Süden, deren Sultan an Tripolis Tribut zahlt, worauf die Wüste von Barka, welche bis zum 42° östl. Länge dem Pascha von Tripolis und dann in ihrer östlichen Richtung dem von Ägypten angehört, ihren Anfang nimmt und im Süden vom Tibesti-Gebirge (das Berdoa des Leo) das in die libysche Wüste ausläuft, begrenzt, stößt sie im Osten an das Gebiet von Ägypten und hat im Süden keine bestimmte Grenze, ebenso wenig als Ägypten selbst im Westen, während wir seinen südlichen Punkt durch die erste Katarthalte unterm 24° bestimmt haben. Hierauf zieht sich die Grenze in nördlicher Biegung bis zum rothen Meere, das Arabien bis auf die 15 Meilen breite Landenge von Suez von Afrika scheidet. An der nördlichsten Küste dieses Meeres gilt zwar der Pascha von Ägypten als Scherif von Mekka heute für den mächtigsten Fürsten, allein eigentliche Herrschaft über Länderlein, mit Ausschluß einiger Städte an der Küste, stehen weder ihm noch dem Sultan zu, dessen Oberherrlichkeit in dieser Gegend sich nur in Haltung von Garnisonen und in dem Rechte, die Pilgerkaravane nach Mekka zu geleiten, sich kund thut. Von diesen unzuverlässigen Gerechtsamen sehen

wir hier ab, und leisten bei Eingrenzung Osmanischer Schutzherrschaft auf sie Verzicht. Diese nämlich zieht sich nur längs der Küste des mittelländischen Meeres etwas landeinwärts auf der Landenge von Suez östlich fort, und tritt dann völlig zwischen dem alten Palästina und dem peträischen Arabien ein. Das Paschalik von Damaskus wird östlich durch die arabische und in seiner größern nördlichen Ausdehnung zugleich mit dem von Hama, durch die syrische Wüste begrenzt. Dasselbe ist mit Haleb, und nordwestlich, indem jene Wüste einen großen Einbug nach Norden bildet, mit Rakfa und dem Paschalik von Bagdad und Basra in Westen der Fall. Mit der Mündung des Euphrat und Tigris ist zugleich der östliche Punkt des Osmanischen Asiens erreicht, das von nun an von Persien und Kaukasien im Osten und in seiner ganzen nördlichen Breite vom schwarzen Meer umzogen wird. Dasselbe bildet, wie wir bereits sahen, bis herauf zum Delta der Donau die östliche Scheidewand des Osmanischen Europa's, und so sind wir denn, nachdem wir die Kunde in drei Welttheilen gemacht, an demselben Orte wieder angekommen, von dem wir ausgegangen waren. Allein trotz des weiten Marsches haben wir eigentlich doch nur erst mehr die politischen Grenzen der Osmanischen Monarchie im Allgemeinen kennen gelernt, und es gilt jetzt, sie physisch genauer zu bestimmen. Wir folgen derselben Spur, die wir vorher betraten und eben erst verlassen haben. —

Unter den europäischen Eingrenzungen sind unstreitig die gegen Rußland, nur von der Donau von ihrem Einfluß in das schwarze Meer an bis Galatz und dem Pruth längs der Ost- und Nordgrenze der Moldau gebildet, die zugänglichsten, und überdies wegen schwacher Vertheidigungswerke, durch welche die Kunst der Natur hat zu Hilfe kommen wollen, militairisch so unbedeutend zu achten, daß noch die neuesten Zeiten die Osmanen über ihre Blöße in dieser Richtung sattfam belehren mußten. Von Natur unvergleichbar fester scheiden die gewaltigen Gebirgskämme der Karpaten zunächst vorzüglich im Westen den nordöstlichen Abhang entlang die Moldau und ebenso die Balachei, nach der ganzen nördlichen Seite gegen Österreich zu, von der Bukowina, Siebenbürgen, und das Banat, worauf von Orsova an bis Belgrad oder der Savemündung die Donau in einer Länge von 25 Meilen als die Grenzscheide zwischen Servien und dem Banat eintritt. Von Belgrad an schneidet die Sava den westlichen Theil Serviens, Bosniens und Türkisch-Kroatiens von Sirmien, Slavonien und Österreich-Kroatien ab, während ein Nebenfluß dieses Stromes, die Anna, die nordwestliche Wendung der Grenze um Kroatien fortführt. Von nun an wälzen sich westlich in einem Abhange von Süden nach Norden die sogenannten dinarischen Alpen, auch das Bellebit und Bistrogogebirge heißen, parallel mit dem adriatischen Meere zwischen dem österreichischen Dalmatien und türkischen Kroatien und Dalmatien fast bis zum Meerbusen des Drino herab, worauf das adriatische und ionische Meer die Grenze fast bis zur Mündung des Aspropotamos (oder Aspre und Aspri, bei den Alten Achelous in Livadien

bildet, die sich nun quer durch zwischen Thessalien und Livadien, wo neben andern Bergkuppen das Rumoyta-Gebirge sich erhebt und bis zum Meerbusen von Isdin oder Zeitun sich hinzieht. Von nun an tritt der Archipel oder das ägäische Meer in seinem ganzen übrigen Umfang an der europäischen und asiatischen Küste der Türkei als die geschlossenste Grenze ein und übergibt erst unterhalb Rhodus dem Mittelmeere seine Rechte, das an der südlichen Küste Kleinasien's herumläuft, sich westlich an Syriens, Phönikiens und Palästina's Ufer herunterzieht und den dritten Welttheil, Afrika, in seiner ganzen Ausdehnung nach Westen begrüßt, bis zu der Grenze zwischen Tunis und Algier, die zum großen Theile durch eine östliche Fortsetzung des Atlas und die Steppen des Dattellandes gebildet wird. Letztere umfassen zugleich Tunis südlich. Die Wüste Sudab begrenzt Tripolis südlich und Fessan westlich, während die südliche Grenze der letztern Dase das Cyre-Gebirge ist, das sich an das Libesti-Gebirge anreicht und in die libysche Wüste ausläuft, die überdies die westliche Grenze von Aegypten in seiner ganzen Länge abgibt. Diese biegt sich, unterstützt durch das libysche Gebirge in Süden, vermittels Granitmassen um das alte Fabelland beim ersten Wasserfalle herum, und Hügelreihen ziehen sich bis zum rothen Meere fort, das Aegypten bis zur Landenge von Suez einschließt. Die Wüste des peträischen Arabiens begrenzt hierauf im Süden die Herrschaft der Osmanen so, daß das Gjalet Damaskus und Haleb im Westen und Süden, Rakka im Süden und Südwesten, und ebenso das Paschalik Bagdad, zu dem im weitern Sinn auch das Gjalet Basra gehört, im Südwesten von Arabistan, oder vielmehr der nördlichen Fortsetzung der arabischen, d. i. syrischen, Wüste, und von Arabistan im Süden abgeschnitten ist. Der persische Meerbusen in seiner nördlichsten Breite tritt von nun an als Wasserscheide ein, worauf die östliche Grenze von Basra und Bagdad mit Khusistan, Kurdistan, Acherbeidschan, Aran, Grussen und Surien geschlossen wird. Vom persischen Meerbusen aus bildet zuerst der Schatt kurz vor seiner Mündung die Grenze die mit ihm parallel sich bis zum Hamrun-Gebirge fortzieht, das Kurdistan von Bagdad scheidet. Dasselbe verläßt unterm 33° Breite die Grenze und geht in das Innere des obengenannten Paschaliks hinein, während diese sich nordöstlich umbiegt und bis zum Zagras-Gebirge fortläuft, das von nun an Kurdistan von Bagdad und Schersor scheidet und mit den kaukasischen Gebirgsmassen zusammenhängt, die ganz Kurdistan und Wan begrenzen, den Ararat aufnehmen und so auch Kats und Georgien (Dschildir) von der russischen Provinz Imeritien bis zum schwarzen Meer abschneiden, das von nun an das Osmanische Asien im Norden und das europäische bis zur Mündung der Donau einschließt.

So hätten wir allerdings eine physische Grenze gezogen, innerhalb deren die Osmanische Pforte die Oberherrlichkeit zu behaupten vorgibt. Diese scheinbare Annahme, die noch jährlich in der Amtsverleihungsliste diplomatisch wenigstens aufrecht erhalten wird, bedingt

aber keineswegs die Forderung an uns, ihr durch die gegenwärtige Darstellung Wirklichkeit zu verleihen. Von einem Osmanischen Afrika kann nicht die Rede sein, da die Abhängigkeit von Aegypten, Tunis und Tripolis keine factische, sondern fast nur noch eine eingebildete zu nennen ist. Überdies sind und werden die drei bezeichneten Staaten in besondern Artikeln an ihrer Stelle behandelt, sodas sie in der Fortsetzung unserer Darstellung ferner nicht mehr in Betracht kommen werden. — Oben wurden sie berührt, um eben der Amtsverleihungsliste einigermaßen ihr Recht angedeihen zu lassen, doch bereits auch da hinsichtlich Abyssiniens, Schidda's und der Oberherrlichkeit von Mekka, die im Scheicholharem repräsentirt wird, beschränkt. Längst wählte schon die Pforte weder den Bey von Tunis noch den Pascha von Tripolis, und in Aegypten wird sich der Sultan ebenfalls zu einem abgenöthigten Ja verstehen müssen. Die Festhaltung in diesen drei Regenttschaften geht zwar von Constantinopel aus, allein der Erbe des Thrones sitzt schon allemal so fest, daß er die Geschenke und Gesandten, die er dem Sultan schickt, bloß als eine freiwillige Formlichkeit betrachtet, um Kasan und Ferman zu erhalten, und nicht augenblicklich in Krieg verwickelt zu werden. Also haben diese Länder sogar aufgehört, Schutgländer der Pforte zu sein, wie es die Moldau und Walachei sind, die aber ebenfalls ihre eigene Verfassung und ihre eigenen Fürsten (Hospodare) haben, welche unter russisch-türkischer Oberhoheit seit 1829 von den Bojaren gewählt und in Constantinopel vom Sultan mit ihrem Fürstenthume belehnt werden. Wir schließen auch diese Länder als selbständige Wahlreiche aus, und überlassen sie ihrer besondern Darstellung unter den betreffenden Artikeln, um so mehr, als dadurch in vorliegender Skizzirung um so freier von dem eigentlichen, dem Sultan ohne alle Beschränkung unterworfenen Osmanenreiche die Rede sein kann. Dazu kommt, daß beide Fürstenthümer selbst in der neuesten Verleihungsliste nicht aufgeführt sind, und mithin der Übersicht ein Umfang ertheilt werden würde, auf den die Pforte selbst Verzicht leistet. Dennoch umschloß auch sie die obige ganz einfache Grenzmark, und auch später werden sie zur Bestimmung des Bergsystems in der europäischen Osmanischen Halbinsel und ihres Flußgebietes hinsichtlich ihrer Configuration genauer bezeichnet werden. Alle diese Bemerkungen dienen nur dazu, das allmälige Sinken der Osmanischen Macht immer mehr zu veranschaulichen und einen Anhaltspunkt zu gewinnen, an den sich ein sicherer Leitfaden für das Folgende anknüpft.

Den Flächeninhalt des europäischen und asiatischen Osmanenreiches zu schätzen bleibt eine höchst mühselige Unternehmung, selbst wenn man sich auch nur mit annähernden Bestimmungen begnügen will. Eine ungefähre Berechnung würde, nach Ausschluß der Moldau und Walachei und des neuentstandenen griechischen Staates, aber mit Einschluß der türkisch gebliebenen Inseln, für die europäische Halbinsel folgendes Resultat geben, wobei der Maßstab der bessern Karten und einheimische und fremde Quellen zum Grunde liegen:

Das feste Land	5620	Quadr.-Meilen
Die Inseln Taso	4	= =
Samotraki	1½	= =
Imbro	4	= =
Limije	7½	= =
Kirid (Kandia)	190	= =
	5827	Quadr.-Meilen.

Für die asiatischen Provinzen nach den obenangegebenen Grenzbestimmungen bin ich ziemlich auf dasselbe Ergebnis, nur wenige Meilen abgerechnet, gekommen, welches Hassel aufgestellt hat, wiewol auf anderm Wege, nämlich

das Festland	20,467	Quadr.-Meilen
die Inseln	518	= =
	20,985	Quadr.-Meilen.

Bei Hassel trifft aber weder die Berechnung beider hingestellten Summen, noch bei Angabe der Provinzen die Größenzahlen zu einer Generalsumme gerechnet. Wir können demnach sagen, daß

das Osmanische Europa	5,827	Quadr.-Meilen
das Osmanische Asien	20,985	= =
zusammen	26,812	Quadr.-Meilen

beträgt, eine Angabe, der zufolge, wenn sie trifft, alle andere Berechnungen herabgestimmt werden müssen. Man hat bei der Zählung nicht immer streng die Grenzen festgehalten und einzelne Karten haben zu sehr fehlgegriffen, als daß sie in dieser Beziehung Glauben verlangen könnten.

Oberfläche des Osmanischen Europa. Der erste Blick auf die Karte lehrt, daß das ganze seinen westlichen, nördlichen und östlichen Grenzen nach beschriebene Land eine Halbinsel bildet. Unstreitig hingen einst das asiatische und europäische Festland zusammen, daher auch gegen Süden die große Anzahl von Meerbusen, Halbinseln, Inseln und Landspitzen. Gehen wir zuerst am östlichen Ufer längs dem schwarzen Meere hinunter, so ist von der Mündung der Donau an die Küste anfangs eben, ohne jede bedeutende Bucht und Unterbrechung der Gleichförmigkeit, die Mündungen der Donau (Sulina Boghass, Kadrille Boghass oder Hagios Georgios u. a.) ausgenommen, die ein wahres Delta bilden, aber auch aus Mangel an Kanälen einer Menge Sümpfen Nahrung geben. Selbst durch den See Ramsin oder Rasein wird zwar der sumpfige Boden begrenzt, doch auch geht noch läuft das flache Ufer fort, durch wenig hervorspringende Vorgebirge oder tief ins Land einschneidende Buchten unterbrochen. Nur erst vom 44° an wird das Ufer steiler, und das Cap Kalakria oder die Landspitze Sulgrad bildet eine bedeutendere Abstufung, die Küste tritt mehr zurück, die Vorgebirge und Unebenen häufen sich, und jede fortlaufende Gleichförmigkeit verschwindet. Varna, innerhalb eines kleinen Busens, von zwei Vorgebirgen umschlossen, das Cap Emineh, die Städte Missivria (Mesembria) und Ahjoli auf hervorspringenden Landspitzen und der Meerbusen von Burgas schneiden das grade Ufer von Neuem ab, das nun im-

mer steiler und felsiger, mit fortlaufenden, bald hervortretenden, bald zurückweichenden Einbiegungen sich bis über Midia hinabzieht und dann vor dem Kanale von Constantinopel (Bosporus) zwar steil, doch gleichförmiger endet. Letzterer ist zwar nicht weniger felsig, desto flacher aber ist die Küste des Maro di Marmora, die nur erst in der Nähe der Straße der Dardanellen (Hellepont) wieder felsiger wird. Diese bekanntlich vom asiatischen Ufer und der Halbinsel Galipoli zusammengedrängt endet nur erst mit der Spitze der letztern, die an der andern Seite durch den Busen von Saros begrenzt wird. Von diesem bis zu dem Busen von Drean oder Contessa ist das Ufer abermals felsloser und mithin flacher, dagegen hat es bedeutende Vorsprünge, und unter den Busen sind die von Enos, Lagos und Kavala groß und wichtig genug, um hier erwähnt zu werden. Der Busen von Contessa und Salonik schließt von Neuem eine nicht unbedeutende Halbinsel ein, aus der drei schmale Landzungen in fast gleicher Entfernung von einander weit in das Meer hinauslaufen, und zwei beträchtliche Busen bilden, von denen der östliche Indschir Corfusi und der westliche Cassandra heißt. Der Meerbusen von Salonik, in dessen nördlichste Spitze der große und vortheilhaft gelegene Hafen der bedeutenden Stadt gleiches Namens sich befindet, hat südlicher nur noch die Busen von Volo und Zeitun, die hier in Betracht kommen können, während alsdann die obenangedeutete Grenze Griechenland und die Türkei scheidet, und die Küste sich westwärts wendet. Auch hier sind die gebirgigen Bestandtheile die vorherrschenden, die nur in wenig flachen Abhängungen sich verlieren, dagegen an mehreren Punkten ziemlich jäh ins Meer hinauslaufen und Landzungen und Vorgebirge bilden, unter denen das von Redano, Pali und Linguetta oder Karaburnu, mit welchem letztern das adriatische Meer seinen Anfang nimmt, die ausgezeichneten sind. Auch sind hier nur folgende drei Meerbusen, der des Drino, von Arta und Valona, alle auf albanischem Gebiete befindlich, besonders hervorzuheben.

Um die Beschaffenheit der Oberfläche der nördlichen Grenze kennen zu lernen, müssen wir vor allen die mächtigen Gebirgszüge genauer beobachten, die theils die ganze europäische Türkei beherrschen und in den verschiedensten Richtungen durchschneiden, theils in Verbindung mit der Donau, den Scheidepunkt zwischen ihr und östreichischem Grund und Boden abgeben. Ein Gebirgsstock zieht sich fast mitten durch die europäische Türkei hindurch und theilt dieselbe gleichsam in zwei Hälften. Bosnien, Servien, Bulgarien, die Walachei und Moldau bleiben in größerer Ausdehnung im Norden, während auf der Südseite die Küstenländer Albanien, Thessalien, Makedonien und Rumili sich hinziehen. Es beginnt der gebirgige Theil im Süden Kroatiens als die Fortsetzung der aus Deutschland sich hinüberziehenden julischen und dinarischen, oder als letzter Zweig der eigentlichen Alpen, die aber, da sie in verschiedenen Ästen hineinstreichen, verschiedene Namen führen und hier im Süden als das Bellebitz- und Bistvrogo-Gebirge bekannt sind. Von Beng an, wo sich der Felsen Kled erhebt, läuft es unabsehbar

mit nackten und unfruchtbaren Spizen bedeckt längs und parallel der dalmatischen Küste hinunter und bildet so, obwol schwerlich eine der Kuppen die Höhe von 7000 Fuß erreichen mag, einen unerschütterlichen Damm gegen das adriatische Meer, dem es sich in seinem Hauptzuge gegen zehn Meilen nähert. Längs der Grenze Dalmatiens erhält es verschiedene Namen, besteht aber fast nur aus kahlen Kalkstein, obwol da und dort mit dichtem Walde bedeckt. In Albanien und an dessen Grenze nimmt jene Alpen das Perferin-Gebirge auf und führt sie bis zu dem Gebirgsstocke fort, an den sich die Grenzen fast sämtlicher europäisch-osmanischer Provinzen, selbst das Gebiet des Archipelagus nicht ausgenommen, anlehnen. Von diesem Gewirre von Bergen, zwischen Serbien, Albanien und Makedonien nächst dem Donaugebiet und den südlichen Küstenländern, erhebt sich nach Osten hin zwischen Makedonien und Serbien mit Bulgarien das Schartaghgebirge (Tagh طغ heißt Berg, Gebirge) von mehreren Geographen auch Karatagh (das schwarze Gebirge) und das makedonische Gebirge genannt. Der höchste Gipfel desselben und der ganzen europäischen Türkei ist bekanntlich der Orbelus im Mittelpunkte, der gegen 9000 Fuß über dem Meere hervorragt, und Egris oder Egrisu, der als Kostendil- und Dupindscha-Gebirge fortstreicht, bis dieses als Balkan (بالکان), eigentlich hohes Gebirge, oder wie Walsh will, *défilé difficile*, im Alterthume Hämus) nordöstlich, und als Despoto-Gebirge (Rhodope) in zwei gewaltige Arme ausläuft, und Thrakien recht eigentlich in seine Mitte nimmt. Der Balkan bildet zugleich den Hauptarm, der die Halbinsel in zwei Theile theilt, zieht fortwährend östlich hin, sendet aber, ehe er dem schwarzen Meere sich naht, eine Menge Äste nord- und südwärts und läuft endlich in dem Bujuk Balkan, Emineh Tagh und Kutschuk Balkan in mehreren Vorgebirgen in obiges Meer aus. In neuern Zeiten hat der Übergang der Russen unter Diebitsch Sabalkansky im J. 1829 jenes Gebirge auch uns in lebhaftere Erinnerung gebracht, und obwol es in dieser Gegend als der eigentliche Balkan sich nicht über 3 bis 4000 Fuß erhebt, so machen doch die zerrissenen Felspartien, die unaufhörlichen bodenlos scheinenden Schluchten und fast senkrecht abfallenden Riffe ihren Zugang höchst gefährlich und beschwerlich. Die ungeheure Kette erscheint vom Norden her wie eine Mauer, die Himmel und Erde verbindet, und die Alten hegten eine so furchtbare Idee von der Höhe derselben, daß Pomponius Mela meint, man erblicke von ihrem Gipfel zugleich den Pontus Euxinus und das adriatische Meer. Plinius läßt seine Leser in nicht weniger Erstaunen durch seinen Bericht, und obwol auch wir noch sehr geringe Kenntniß von den einzelnen Bergreihen, dem hohen und niedern Balkan, den Schluchten und Abhängen, ihrer Höhe, Tiefe und Weite, ihrer innern Beschaffenheit und ihren Bestandtheilen haben, so wissen wir doch soviel, daß über sie eine völlige Täuschung nicht stattfinden kann. An vielen Stellen laufen parallele Ketten neben einander, welche die fruchtbarsten Thäler von

einer bisweilen aber mehr als zwölf Meilen betragenden Länge mit einer Breite von drei bis vier Meilen, mit Dörfern, Heerden, Kornfeldern, Weingärten und Fruchtbäumen bedeckt, einschließen. Die Witterung ist allerdings sehr zur Feuchtigkeit geneigt, wenn der Wind von Süden kommt, und das mit Wald bedeckte höchst romantische Gebirge oft in nassen Nebel gehüllt. Auch hierdurch wird sein Zugang beschwerlicher, da die an und für sich unwegsame Gegend bei dem gänzlichen Mangel künstlicher Straßen noch unwegsamer wird. Fuhrwerk, zumal schweres, findet fast gar keinen Übergang, und wenn für Erleichterung in jedem andern Lande bereits längst gesorgt wäre, so mögen doch auch die Türken aus politischen Gründen den Zugang vom Norden her nicht eben noch gebahnter machen, als er an einigen Stellen so schon durch öftere Benutzung geworden ist. Der Paß, den Diebitsch wählte, über den Zweig Emineh Tagh, gewöhnlich Sulu Derbend, der Engpaß (denn سولودردند bedeutet den Engpaß) von Sulu, genannt, war auch sonst immer von den von Norden her einbrechenden Wäldern benützt worden. Der andere Hauptarm des Gebirgsstockens, das Despoto-Gebirge, welches, wie oben bemerkt ward, Thrakien von der Südseite einfaßt, scheidet zugleich dieses von den Uferländern des Archipelagus, und läuft südöstlich dem ägäischen Meere zu, in dessen Nähe es sich immer mehr verflacht, während das Steardschea-Gebirge in Südost in der Nähe von Islemje oder Slivno sich vom Balkan trennt, bei Wisa und Burgas in zwei Arme zerfällt, wovon der östliche sich bis hinter Constantinovel hinabzieht, der südwestliche aber unter dem Namen Tekiri-Gebirge theils südlich den Meerbusen von Enos umschließt, theils die Landzunge von Galipoli mitten hinabläuft und an deren Spitze sich ins Meer verfenkt. Auch das makedonische Gebirge verzweigt sich in mehrere Kämme, welche die drei Landzungen zwischen den Busen von Contessa und Salonik als ebenso viel Wälle gegen das Meer schützen, bis sie selbst als Vorgebirge, unter ihnen das östliche mit seinem fast 6000 Fuß hohen Kjosoros oder Monte Santo (Athos), in dasselbe sich verlieren. Um endlich noch die Grenzen gegen Österreich hin anzudeuten, erwähnen wir das karpatische Gebirge, das gleich dem Balkan wild und rauh und gewaltig durch Schluchten zerrissen, die Walachei und zum Theile die Moldau von Siebenbürgen und dem Banat trennt. Eigentlich ist jenes nur ein Zweiggebirge der Karpaten, das aber dennoch viele Strahlen in das Land hineinsendet. Hoch sind sie vorzüglich auf der Grenze von Siebenbürgen, ohne jedoch den schauervollen Eindruck durch ihre Gruppierung und wilde Beschaffenheit zu erregen, den sie an andern Punkten, z. B. in der Moldau, hervorbringen. Ihr höchster Gipfel, der Butschetsch, im Bezirke Braowa, steigt über 6000 Fuß über die Meeressfläche und andere Spizen über 5000 und darunter. Grotesker und drohender stehen dagegen schon die steilen Felsenswände an der ungrischen Grenze da und würden, hätten wir sie näher und wären ihre Bewohner wirthlicher, nicht weniger die das Wild-Romantische liebenden

Reisenden auf ihre Höhen und in ihre Tiefen locken, als irgend die Tyroler- und Schweizergebirge. Fünf Pässe der Bozauer, im Bezirke Skajandi, Tömöcher im Bezirke Braowa, nur für Saumrosse gangbar, Törkbutger, zwei Meilen von Kimpulung, auch für Fuhrwerke benützt, Vulkaner im Bezirke Gorfy oder Dberschiul, und der Rothenthurmpaß, im Bezirk Ardsisch, machen von Siebenbürgen aus die Walachei mehr oder weniger zugänglich. Dagegen eröffnen breitere und engere Wege die Verbindung mit der Moldau, obwol die Karpaten hier bei weitem wilder und felsiger sind. Neben den höchsten Felsenwänden finden sich auch wieder steile und enge Abgründe und mit dichtem Walde besetzte Thäler. Im Ganzen sind hier nur wenige landeinwärts laufende Äste von Bedeutung, während auch diese mit den übrigen nach dem Sineth und Pruth hin sich immer mehr verflachen und endlich in Hügel ausgehen, die theils mit Holz, theils mit Weinreben bepflanzt sind. Bei Piatra (Ketra), im Bezirke Nemza, befindet sich der höchste Berg der Moldau, Tschaslov. Die Grenzberge an der Moldau, Walachei und Siebenbürgen bestehen aus Schiefer.

Die europäische Türkei ist gebirgig, heißt mithin nicht weniger, als es gibt keine Provinz, ja kein Sandschak, in dem sich nicht Gebirgsmassen erheben. Selbst die Äste der dinarischen Alpen in Bosnien auf der südlichen Grenze steigen zu mehr als 6000 Fuß Höhe über die Meeresfläche, unten und oben häufig kahl und in letzterer Region felsig und nur in der Mitte mit Laub und Nadelholz und Weideplätzen bedeckt. Von diesem Stamme laufen auch hier wieder eine Menge Zweige aus, die durch ihre Richtung die Flußgebiete bestimmen, und in ihren verschiedenen Abtheilungen und Kuppen auch verschiedene Namen erhalten. Nicht anders verhält es sich mit den Provinzen Makedonien und Thessalien, welche letztere vorzüglich das hellenische Gebirge mit allen seinen alten Erinnerungen durchzieht und von erster Provinz scheidet. Im Norden erhebt sich der Olympus, heutzutage Lacha geheißen, mit seiner 6120 Fuß hohen Spitze, und sendet einen Seitenast nach dem Busen von Solo, der unterwegs den Dssa, jetzt Kiffavos, und den Pelias, jetzt Petras, zum Himmel emporträgt. In Westen überragt sich der alte Pinus, jetzt Mezzovo- und Agrafagebirge, mit seinen verschiedenen Zweigen, wovon der östlich laufende das Thal Thessaliens völlig einschließt. Nur landeinwärts finden sich in allen Provinzen die fruchtbarsten Ebenen und im Norden vorzüglich rechts und links der Donau.

Daß es in einer von so vielen Gebirgskämmen durchschnittenen Halbinsel an Flußgebieten nicht fehlen kann, leuchtet von selbst ein, und dessenungeachtet bildet, auf das Ganze gesehen, doch nur die Donau ein eigentliches Stromgebiet im Großen. Sie ist der mächtigste Strom der europäischen Türkei und berührt die Grenzen derselben zuerst bei Belgrad, wo die Save in sie ausmündet. Hierauf scheidet sie das Banat von Servien, windet sich in der letzten Hälfte ihres Laufes mühsam und eingeengt 25 Meilen zwischen den Karpa-

ten im Osten und den türkischen Gebirgen hindurch, und tritt erst bei Neu-Orsova durch das Felsenthor Demirkapi gänzlich in die Türkei ein. Von nun an bildet sie die Grenze zwischen der Walachei und Bulgarien, fließt oft breiter als eine Meile, fällt in vielfache Arme, die sich immer wieder vereinigen, ab, und schafft so eine Menge Inseln, zum Theil von bedeutendem Umfange, wird alsdann von einem Arme des Balkan, der sich längs des schwarzen Meeres hinzieht, genöthigt, sich nach Norden zu wenden und strömt so zwölf Meilen vor ihrer Mündung, unter Bildung eines Delta, mehrarmig in den Pontus Euxinus aus. Unter diesen Mündungen

(Bogasi *بوغاز*) bildet der Kebrille Bogasi oder *Αγίος Γεωργιος* die Grenze von Rußland, und das Wasser läuft hier mit einer Schnelligkeit von 18,000 Fuß in einer Stunde. Unterwegs nimmt die Donau von Norden her als größere Ströme auf a) oberhalb Rahova den Schiul, der seinen Ursprung in den Karpaten in Siebenbürgen hat, bei dem Vulkanenpaß in die Walachei einfällt und quer durch dieselbe strömt; b) die Aluta oder den Altfluß, der in Südosten von Siebenbürgen entspringt, sich durch das südliche Gebirge dicht neben dem Rothenthurm in einem fünf Meilen langen felsigen Bette durchwindet, die Walachei durchschneidet, unterwegs die Dopolésja, Amara, Tesseni, Wultscha und andere Flüsse verschlingt und zwischen Tzlas und Turna am linken und Nikopoli am rechten Ufer der Donau, mehrarmig in letztere ausmündet; c) den Ardsisch, der die aus demselben Gebirge herabkommende Dumbowika, an welcher Bukarest liegt, aufnimmt, während er selbst mehr nordwestlich herkommt und südöstlich bei Turbukai, unterhalb der von Rußbüsch und Giurgewo beginnenden flachen Donauinseln, mitten durch Sumpfsgebiet, sich mit der Donau vereinigt; d) die Jalomika, die eine Menge kleiner Ströme aufnimmt und unterhalb Hirsova der Donau zueilt; e) den Sereth, der die Moldau mitten durchschneidet, nachdem er der Bukowina, seinem Geburtsland, entleert ist, unterwegs die Suczava, Moldova, Bistrika, Lotrusch, Milkov, Putna, aus welchen beiden letztern der kleine Sireth entsteht, aufnimmt, in bedeutender Breite zuletzt eine Strecke die Moldau und Walachei begrenzt, und oberhalb Galacz seine Endschafft erreicht; und endlich f) den Pruth, der die Grenze zwischen der Moldau und dem russischen Gebiet abgibt, meistentheils nur kleine Flüsse aufnimmt, aber schon von der Mündung der Baglui, die von Tassy kommt, die größten Schiffe trägt, und unterhalb Galacz sich mit der Donau vereinigt. Unter den südlichen Nebenflüssen der Donau bemerken wir zuerst g) die Sau oder Save, welche die in Kroatien entspringende Unna oberhalb Gradiska, den Verbas unterhalb derselben Stadt, den in Bosnien entspringenden und dasselbe durchschneidenden Bosna-Fluß und endlich den Drin aufnimmt; h) die Morava, die Servien in zwei Armen durchströmt, viele Bäche aufnimmt und unterhalb Belgrad einfällt; i) Isker (Dscus) der in einem engen Thale bei Samakov entspringt, Bulgarien durchschneidet, und mitten zwischen Rahova und Tzlas seiner Mündung zueilt;

k) der Vid (Ullus), der von demselben Gebirge hinab denselben Weg nimmt, und gegenüber der Uluta und der Stadt Tzlas die Donau erreicht; l) den Jantra, der einen großen Theil der Heerstraße von Kasantik nach Kusdschul begleitet und unterhalb Siflow einfällt, der Kara Kom, Taban u. a., die sämmtlich, wie die nördlichen in den Karpaten, so diese in dem Balkan ihre Quellen finden. Außerdem entsendet aber der Balkan auch südlich seine Ströme, und unter ihnen in Osten als den bedeutendsten die Mariza. Sie kommt vom Rillo-Gebirge, läuft bei Tatar Bazar, Philippopol (Filibe), Adrianopol (Edrone), Dimotika, Ipsala vorüber, und ergießt sich, nachdem sie sich bei Adrianopol, wo sie schiffbar wird, ganz südlich wendet, mit einem Arm in den Meerbusen von Enos selbst, mit dem andern wenig westlicher von demselben in das ägäische Meer. Unterwegs nimmt sie eine Menge andere Flüsse auf, unter ihnen die Nissava, Lundscha vom Balkan her, und Arda (Har-deme, Harpessus) vom Despoto-Gebirge (über beide Ströme führen zu Adrianopol 13 Brücken), als die erwähnenswertheften. Den Karasu (Nessus), der ebenfalls vom Rillo-Gebirge herabströmt, verschlingt die Mariza keineswegs, wie dieser und jener Geograph glauben machen könnte; dieser fließt vielmehr Thasos gegenüber zu beiden Seiten des Vorgebirges Ksperosa in das ägäische Meer, welches auch den Egrisu (Stromza, Strymon) und Drsan im Meerbusen von Contessa aufnimmt. Die Ströme Makedoniens, der Bardar (Arius) als der größte, und die Vistria münden beide und ebenso die Ferina und Indschekara in den Meerbusen von Salonik, sowie der Salambria (Peneus) durch das Thal Tempe. Der Aspri (Aspropotamo, Achelous) eilt durch Livadien und fällt Cephalonia gegenüber ins Meer. Endlich erwähnen wir noch im Sandschal von Janina den Filoti oder Kallama, der oberhalb Komeniza in den Kanal von Korsu fällt, den Regun, die Arta, welche der Meerbusen von Narda aufnimmt, den Drin oder Drino, der im Meerbusen desselben Namens vom adriatischen Meere verschlungen wird, nachdem sich zuvor die beiden Arme, der schwarze und der weiße Drin vereinigt haben. Dabin strömt auch der Mattia oder Mat, Argenta, Somini, Semno, die kleine und große Schrevasta, der Postonia, und oberhalb Skutari, als der Hauptfluß, die Bojana.

Außer den genannten Strömen und Flüssen gibt es noch eine Menge andere, die sich zumal an den Küsten und am Fuße der Gebirge vermehren, und in andere Ströme, sowie in die die Türkei umgebenden Meere ausmünden. Wir erwähnen noch kurz unter ihnen die folgenden: Kamerik und Varna, die zum Flußgebiete des schwarzen Meeres gehören und von denen der letztere bei der Festung gleiches Namens (Br. 43° 17' 30") in dasselbe einfällt; den Karasu in Rumelien zwischen den beiden Armen des Strandschea-Gebirges, der sich mit der Bai von Bujuk Ischelmische, dem alten Athyras, vereinigt, und bei den Türken auch oft mit dem Namen dieses Ortes bezeichnet wird. Vor Alters hieß das Flüsschen *Illogos*, der Übergang, und an den Meerbusen, den seine Mündung bildet, blieb auch Attila 450 n. Chr.

stehen, und machte sich seinen Abzug durch Gold bezahlt, sowie hundert Jahre später die Hunnen, die Belisar hier schlug. Hierdurch sowol, als überhaupt durch die militärische Wichtigkeit dieses Postens, von dem die Vertheidigung der Hauptstadt in Südwesten abhing, und die spätern Kaiser oft Anwendung zu machen hatten, ist das Flüsschen classisch geworden. Vom Hämus herab bildet die Mariza ihr eigenes Flußgebiet, eine Menge Bergwässer strömen ihr zu und nicht unbedeutende Flüsse, außer den schon obenangedeuteten fallen ein, wie die Usundscha, Karlova, Ertene (Agrianes), Tscherna. Zum Donaugebiete gehören ferner der weiße (Klom) und der bei Kasgrad oder Hefargrad vorüberströmende schwarze Kom (Karalom), die beide ihre besondern Quellen haben, und sich erst bei dem Dorfe Tschelingir verbinden und nach wenigen Meilen gemeinschaftlichen Laufs bei Kusdschul in die Donau einfallen, ebenso vom Süden her die Dsma (Dsmus), die vom Balkan her Bulgarien fast in zwei Hälften schneidet und bei Nisopoli mündet, Zgostol oder Dgustul, die oberhalb Rahova ankommt, die Ziebriz, die an Melkovacz vorüber der Donau bei Dschibra Palanka, und der Lomb, der ihr bei Lomb Palanka, der Arcer, der bei Arcer Palanka, und der Smorden, der ihr zwischen beiden letztgenannten zueilt, der Timof, der oberhalb Widdin einfällt und Andere. Eine nannten wir noch besonders, um sie von den größern obenangeführten eben um ihrer geringen Wichtigkeit willen zu unterscheiden.

Ist aber auch das Osmanische Europa von so gewaltigen Gebirgs- und Felsenmassen durchschnitten, gibt es selbst nicht unbedeutende Sumpfsgebiete, so muß man sich dennoch wundern, daß die Binnenseen weder an Menge noch an Größe mit jener Beschaffenheit des Landes im Verhältnisse stehen, sobald wir nämlich nur von den wirklich nennenswerthen sprechen, eine Erscheinung, die um so mehr zu Bemerkungen Veranlassung gegeben hat, da andere, durch gleiche Bergmassen ausgezeichnete Länder, wie die Schweiz, einen Vergleich in jener Beziehung gar nicht zulassen. In so großer Menge und unter den verschiedenartigsten Configurationen sind die Thäler zwischen den Bergkämmen und ihren Nebenästen gestaltet, so wird ihre Fläche doch nur durch kleine Bäche oder durch Quellen bewässert, und letztere sind überdies im ganzen Lande, wo es Ebenen gibt, nicht zu zahlreich, ja es gibt Landschaften, wie die von Janina, wo es an Quellen mangelt, und westlich vom See Ramsin fehlt es in einigen Strichen ganz an Quellwasser. Dagegen gibt es wol auch Küstenstriche, z. B. in Albanien, wo ganze Flotten sich mit süßem Wasser versehen können. Der größte unter den nördlichen Seen, der aber doch nur eine halbe Meile lang und $\frac{1}{2}$ Meile breit ist, ist der Bratitz oder Bratetsch in der Moldau, der vermittels des Prutes mit dem Pruth in Verbindung steht, übrigens aber von sumpfigem Boden umgeben ist, zwischen Galacz, der Donau und dem untern Pruth fällt er nicht weit von dessen Mündung in jene. Fast ganz in der nördlichsten Spitze der Moldau, nur westwärts, findet sich der Dorogoi, an der gleichnamigen Stadt gelegen; alle an-

dere Wasserflächen aber, sowohl in der Moldau als in der Walachei, sind nicht Seen, sondern nur Teiche, deren zumal viele in Osten der Walachei in der Nähe der Donau sich befinden. Größer als die genannten, d. h. sechs Meilen lang und mithin der größte im Osmanischen Europa ist der See Ramsin oder Rasein, südlich vom Donau-Delta, aber in geringer Entfernung. Auch steht er mit dem Kadrille Boghafi in Verbindung, und hat außerdem seinen Abfluß vorzüglich durch zwei größere Mündungen in das schwarze Meer. Das Delta selbst schließt mehre andere ein, wie den Tscharentschik, Lastighel, Obretena, Ratiagöl, und südlicher von demselben, dem Ufer des schwarzen Meeres nahe, ist der Tschaul, der die Kassintscha aufnimmt, der See bei Mangalia, der Devina, in der Nähe von Barna, der Nadir, der seinen Ausfluß in die Bucht Emineh hat, der Atakos, der Mungbris, der eigentlich eine Fortsetzung des Meerbusens von Burgas ist. Dem Bratis an Größe ähnliche Seen, z. B. südlich der Donau, sind der Krapini, Ploscoe, Rebelu, Podulpia, letztere beide südlich von Hirsova, Natshicala, Silistria gegenüber, Teserlo und außerdem finden sich andere, jedoch unbedeutendere. Thrakien hat keinen namenswerthen See aufzuweisen. Südwestlicher finden wir dagegen mehre, und zuerst den See Orfan oder Takinos-See, den der Egrisu vor seiner Mündung in den Busen von Orfan oder Contessa durchströmt, ferner den 3 Meilen langen und 4 Elle tiefen Beschik, an gleichnamiger Stadt gelegen, der in denselben Meerbusen mündet, aber im Sommer doch häufig wasserlos ist; der Longaza, etwas westlicher, und der nordwestlich von Salonik befindliche Jaidshiler, dessen Wasser zwar so bitter ist, daß kein Fisch darin dauert, dafür aber so viel Salz enthält, daß es sich am Ufer krystallisirt. Auch die Thäler im Sandschal Janina haben einzelne größere und kleinere Seen, die aber alle der bei Janina, der Acherusia des alten Epirus, an Größe übertrifft. Er findet sich am äußersten Ende der sogenannten elysäischen Gefilde, und breitet sich von Norden nach Süden 2½ Meile und von Osten nach Westen ungefähr 3400 Toisen aus. Durch eine dem östlichen Ufer näher gelegene Insel wird er in den obern und untern See getheilt. Beide Theile werden durch den Cocytus der Alten gebildet, der vorher unsichtbar, plötzlich mitten in diesem See ausbricht. Außer diesem münden mehre andere kleine Flüsse in ihn aus. Er ist reich an Fischen, vorzüglich aber an Krebsen, trotz dem, daß sein Wasser schlecht und faulig ist. Südwestlich von Janina finden sich ganz nahe am Ufer die kleinen Brunnenseen Kaspi und Risa, die das alte Buthrotum, jetzt Butrinto, einschlossen, ferner der See Dchrida (Tschnidus), aus welchem nach Einiger Angaben der schwarze Drin entspringt, und an dessen Ufer die Stadt Dchri, nach welcher ein Sandschal genannt wird, liegt, und endlich der Bojana oder der See von Scutari, auch der See von Tscubar, d. i. türkisch Scutari, auch im Alterthume Labeatis, von Livius aber nur Palus genannt, der 3 Stunden lang und 1½ Stunde breit ist, nicht aber, wie Habschi Khalfa sagt, sieben Tagereisen im Umfange hat. Ihn durchströmt

die Bojana, die sich drei Meilen südlicher ins Meer stürzt, in solcher Breite, daß sie Seeschiffe bis in den See von Scutari (Tscubar) trägt. Dieser ist ungemein fischreich und seine Fischarten sind als schmackhaft gerühmt. Dasselbe Lob wird aber auch der Bojana gespendet. Außerdem befinden sich noch in jener Gegend Binnenseen, unter denen wir den Hotli, Zento und Prespa erwähnen, während sich noch andere kleinere zwischen den Bergen versteckt halten, und wegen ihrer Unbedeutendheit auch selten von Reisenden mit Namen genannt werden. Was sonst von dem im Osmanischen Europa herrschenden Wassersystem, z. B. über die Mineralquellen, zu sagen wäre, davon wird in dem Abschnitt über das Mineralreich besonders die Rede sein. Um gleichen Schritt zu halten, und das, was in der Darstellung nothwendigerweise getrennt werden mußte, einander so nahe als möglich zu bringen, gehen wir nun sogleich zur Schilderung der

Oberfläche des Osmanischen Asien über, und beginnen auch hier mit dem Bericht über die Hauptgebirge des Landes und deren Verzweigungen. Das Gebirge Taurus, wie die Alten seine Gesamtmasse nannten, ist für den Osmanischen Länderbestand in Asien dasselbe, was der Hämus für Rumili und seine Landschaften ist. Es beginnt im Sandschal Muntefscha, dem alten Karien und Lycien, und durchschneidet in seinem Hauptzuge wie mit seinen Ästen fast alle Provinzen bis nach dem Sandschal von Erzerum und Kars, oder dem alten Armenien. Es ist mithin Anatoli in seinem ganzen Umfange nicht weniger gebirgig als Rumili, ja es hat mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Höhen und Bergrücken, denen die europäische Türkei keine an die Seite zu stellen hat. Der eigentliche Gebirgskopf des Taurus, der bei den Osmanen keinen gemeinschaftlichen Namen führt, hat zwar seine höchsten Gipfel außerhalb des türkischen Gebiets im Ararat (oder Argbir), dieser aber liegt der Grenze von Iran und der Türkei so nahe, daß er dieselbe fast berührt. Die Höhe der armenischen Gebirge oder der heutigen Statthalterchaften Erzerum, Kars und Wan, als das südliche Stufenland jener Büge zunächst Erzerum, wird begreiflich, wenn Reisende die Hochebene von Erzerum allein zu 7000 Fuß über dem Meer angeben, während die Gebirgsmassen auf derselben sich noch 4 bis 5000 Fuß über dieselbe erheben. Der westliche Zug, Koptagh genannt, soll dem Ararat, der, die runde Zahl angenommen, sich wenigstens 12,000 Fuß über dem Meer emporhürmt, an Höhe gar nichts nachgeben. Die vier Hauptkämme in Erzerum, die sich fast sämmtlich von Westen nach Norden hinziehen, sind: der Kuttagh, mit dem noch nordwestlicher der zweite Hauptzug, der vorhin erwähnte Koptagh, fast parallel läuft. Beide scheidet der am Koptagh entspringende Tschorak, mit dem der Kuttagh von Erzerum aus dem schwarzen Meere zuläuft. Der Kepantagh, der mit dem Kuttagh in Verbindung steht, zieht sich von Erzerum aus nordöstlich, und streift nach Kars und Tschildir über, während der Nimrodtagh südöstlich sich wendet, und nach Wan hineinzieht. Von diesen Gebirgstrücken ist fast kei-

ner von ewigem Schnee und Eise frei, und da ihr Hauptbestandtheil Granit und Sandstein ist, so ertödtet neben der Kälte schon in der Mitte derselben auch der Boden jede Vegetation. Ihnen zunächst steht der Kasztagh, der den Norden von Wan berührt und dem Ararat zuläuft und das Sihan-Gebirge, ferner der Altagh (الاطاغ), dem der Frat (Euphrat) entströmt, der Bingöl im Süden längs der Grenze von Wan, und andere minder wichtige Zweige und Höhen. Wie wir schon oben sahen, ist die bergige Beschaffenheit der Provinz Kars, als zu derselben armenischen Hochebene gehörig ($40^{\circ} 5'$ bis $41^{\circ} 14'$ n. Br.) der von Erzerum an Höhe (6000 Fuß) ganz ähnlich, allein ihre Gebirge erheben sich kaum zu 4000 Fuß, und haben daher nur, wo die Sonne nicht hinzubringen vermag, unvertilgbaren Schnee. Zunächst der Grenze von Erzerum gegen Süden ist der Vorberg Soghan Jailasi oder die Zwiebelalpen, die nach Persien hinüberstreifen. Außerdem zieht sich der Kurstagh von Osten nach Westen und südöstlich findet sich der Kifidschetagh und der Bosdschetagh, während im Norden die eine Gebirgskette, die sich in Tschildir von dem Hauptgebirge (41° n. Br., $60^{\circ} 52'$ L.) trennt, zwischen beiden Provinzen die Grenze macht. In Tschildir nämlich, das einen kleinen Theil Armeniens mit dem Osmanischen Georgien in sich faßt, hat sich nach Norden zu die armenische Hochebene schon um 2000 Fuß verflacht, so daß die höchsten Bergspitzen nicht höher als 8000 Fuß emporragen, dennoch aber besteht das ganze Land aus nichts als Berg und Thal und ist durch seine Gebirgsmassen völlig von den Grenzländern abgeschlossen. Nach Nordwest scheidet ein Hauptarm Tschildir von Grusien, während der Paß von Akaljike (Akhissa) beide einander zugänglich macht. Auch nördlich gegen das russische Imerethi hin steigt ein Seitenast des Moscha-Gebirges als Grenze empor. Auch hier besteht mit Ausnahme der westlichen Züge, die mit Walde bedeckt sind, ein bedeutender Theil des Gebirges aus nackten Felsmassen. Bekanntlich ist aber der größte Theil dieser Statthalterschaft 1829 an Rußland gekommen. Umfassendere Ebenen hat dagegen das von Erzerum südlich gelegene Paschalik Wan, obwohl der von ihm hinüberstreichende Nimrodtagh (Niphates) ein Hauptzug des Taurus ist. Im Osten scheidet ein Arm des kurdischen Gebirges die Türkei von Persien. Sehr hoch ist das mit dem Bingöl zusammenstoßende nördliche Gebirge Seipan, während der Nimrodtagh südlich durch den Haterasch fortgeführt wird. Von nun an nimmt der Taurus schon eine bestimmtere Richtung nach Kleinasien oder der vorderasiatischen Halbinsel. Das Plateau sinkt im Paschalik Diarbekr schon zu 3000 Fuß über die Meeresfläche; dennoch aber ist der hohe Dschudi (جودي Mosius), der Schehrfor von der genannten Provinz trennt, mit hartnäckigem Schnee bedeckt, und die Gegend voll wildromantischer malerischer Ansichten, so daß sie in dieser Beziehung einen hohen Rang in dem Osmanischen Reich einnimmt. Von dem Dschudi ist das kurdische Gebirge, das sich südöstlich

durch Schehrfor nach Kurdistan durchzieht, nur eine Fortsetzung, wiewol auch Schehrfor ein vollständiges Gebirgsland ist, das mit Diarbekr in gleicher Höhe und an vielen Orten noch höher liegt. Dessenungeachtet gibt es bedeutende Thäler, welche die Stelle der Ebenen vertreten müssen. Wir bemerken hier von den einzelnen Zügen des kurdischen Hauptgebirges den Sakutagh im Westen, in der Mitte den Karadschatagh, und den einzeln dastehenden, aber höchsten Riesen Parmatagh. Der Karadschatagh setzt seinen Hauptast in ganz südlicher Richtung im Paschalik Bagdad vor der Mündung des Holwan in die Diala ab. Ihm zunächst östlich scheidet, auf mehr als 15 Meilen in der Länge, der Zagros ebenfalls Bagdad von Kurdistan. Südlich mit diesem parallel zieht sich der Dschebel Hamran (جبل حمران)

das rothe Gebirge) längs der Grenze von Khusistan hin, und verfolgt dieselbe Richtung mit dem Tigris. Er verflacht sich allmählig zu kleinen Hügeln, steigt unterm 34° aus Arabien an, läßt den Euphrat und Tigris durch, zieht sich von Neu-Bagdad (Eski Bagdad) bei Samarra vorüber nach Dschengula hin, und fällt nun südöstlich, nach dem persischen Meerbusen zu, ab. Im Norden des Paschaliks endlich läuft mit dem Dschudi-Gebirge der Sindschar eine ziemliche Strecke ebenfalls in südlicher Richtung, biegt dann aber südwestlich um, und nähert sich wiederum der Grenze von Rakfa, von der er ausgegangen ist. Er bildet von dieser Seite das Ende des Taurus, erhebt sich südlich von Mardin und war zu allen Zeiten das Schrecken der Karawanen. Er wird nur zu sieben Meilen Länge geschätzt in seiner graden Richtung und erhebt sich mitten in den lachendsten Wiesen. Auch sein Gipfel ist eben und fruchtbar, und wird von unzähligen Bächen bewässert. Vorzüglich werden seine Trauben und Feigen geschätzt, allein da er von den gefeghlosen manichäisch gesinnten Teziden bewohnt ist, merdet jeder Reisende gern seine Nähe. Dasselbe Gebirge streicht auch in das Gebiet von Mosul hinüber. Rakfa selbst, daß der Sindschar berührt, hat ebenfalls seine eigenen Bergreihen und ist wirkliches Gebirgsland, doch da auf dieser Seite, der Wüste zu, der Taurus sich allmählig verläuft, ist ihre Höhe unbedeutend. Dagegen tritt dieser unter dem Namen Kurun oder, wie jetzt immer als Theil für das Ganze gesagt wird, der Taurus von Armenien herab, durch Diarbekr (ديار بكر) hindurch in die

Statthalterschaft Merafch ein und streift rechts und links, nirgends aber in die Höhe, daß der Schnee ihm fortdauernd angehörte. Ein Ast desselben Almatagh zieht sich südlich Syrien zu und berührt das Gebirge von Antab, das jenes Gebiet von Haleb scheidet. Dieses Gjalet ist nur an der Küste des Meeres gebirgig, südöstlich dagegen verläßt es schon die Nähe der syrischen Wüste. Quer vor der Halbinsel nordwestlich ist der Almatagh (oder Amanus), der hier durch zwei Pässe, durch den von Bellan im Westen und Sakaltutan im Osten die Halbinsel dem andringenden Feinde schon oft geöffnet hat und ferner öffnen wird. Schon im Alterthume galt der Taurus in

dieser Richtung als Grenzscheide, und seine Überschreitung erfüllt Anatoli mit ebendem Schrecken, wie die des Hamus Rumlil. Nur wenig noch bemerkt man hier südwestlich dem Gestade nahe im Berge Kafius den Beginn des Libanon, der das ganze Paschalik Tarablus durchzieht, und südlich auch schon den Antilibanus bilden läßt. Diese beiden Hauptzüge, die das Mittelgebirge von Soristan bilden, erheben sich etwa 1½ teutsche Meile nördlich von Alttyrus unter 33° 12' Br. Die westliche Kette, der eigentlich sogenannte Libanon, läuft längs der Küste des Mittelmeeres nordöstlich bis gegen 34° 32' Br., also ungefähr 20 teutsche Meilen; die östliche zieht sich anfangs östlich, beugt aber dann ebenfalls nördlich um. Sie schließen eines der fruchtbarsten Thäler, bei den Alten Cölesyria, jetzt Buca (כוכב) ein, das noch die Ruinen von Baalbek in sich faßt. Der Libanon läßt die Provinz Tarablus nur von der Meeresseite zwischen Katafia und der Stadt Tarablus offen, ist bei obiger Stadt schon bedeutend hoch, steigt aber bis zu 8000 Fuß, und dem eigentlichen Libanon (لبنان) nördlich vom alten Heliopolis (Baalbek) gibt man sogar die absolute Meereshöhe von 10,200 Fuß, oder nach Volney 1500—1600 Klaftern, sodaß er schon in Cyprien, d. i. 40 teutsche Meilen weit, sichtbar ist. An beide Äste reichen sich südöstlich die gileaditischen und arabischen Berge an. Von beiden Bergen gehen aber auch alle übrigen Zweige im alten Phönicien und Palästina aus. In Akka, wo dergleichen den Osten begrenzen, ist ihr Charakter schon milder als in Tarablus, dessenungeachtet aber verschließt es die ganze Provinz, und trennt sie von dieser Landschaft. Am Südbende des Antilibanon erhebt sich im Paschalik Damas der Hormon der Alten oder Dschebel-elscheikh (جبل الشيخ) der Berg des Alten, bekannt durch den Alten vom Berge), der so hoch ist, daß er zu jeder Zeit nach Damaskus Schnee und Eis in Masse liefern kann, weshalb er auch bei den chaldäischen Übersetzern טור חלב „Schneeberg“ heißt und noch jetzt oft جبل الثلج, was dasselbe heißt, von den Arabern genannt wird. Ein anderer Ast, der nach Damas überstreift, ist der Dschebel Hauran (جبل حوران) südlich von Damaskus, der جبل أجلون, oder das Gebirge Gilead, jenseit des Jordan, das vom Antilibanus südlich bis nach Arabien hin, östlich bis ungefähr eine Tagereise vom Euphrat läuft, und andere Züge. Palästina hat rechts und links des Arden seine Gebirge, von denen die Kette rechts an der Grenze in das arabische Gebirge Seir ausgeht. Nablus hat übrigens noch in seinem Sandtschak das bekannte Gebirge Ephraim, das sich nach alter geographischer Beschreibung in Mittel-Palästina befand. Es erstreckt sich bis nach Soliman (Zerusalem) und schließt einzelne in der heiligen Schrift öfters erwähnte Bergspitzen ein. — Nachdem wir so die Gebirge der Küstenländer Soristans kennen gelernt, steigen wir wiederum nördlich zurück zum Kurun oder Taurus

in die Halbinsel selbst. Wir erwähnten die beiden Pässe, die von Syrien aus über denselben nach Itschil oder dem alten Cilicien führen. Hier liegt auch Adana mit seinem kostbaren Schiffsbauholz, aus dem Ibrahim erst nach langen Verhandlungen in das Gebiet jenseit des Taurus zurückwich. Das amanische Gebirge, als ein Abfall vom Kurun, der das Küstenland völlig von dem übrigen Festland abschließt, legt sich nordöstlich quer an die Grenze von Merasch bis herab zum Busen von Sanderun, während ein Zweig desselben, der Barsaktagh, westlich mit dem Cap Anemur sich in das Meer versenkt. Der bedeutende nördliche Kamm Ramdan Dglu Balaklar erreicht westlich mit dem Meerbusen von Antalia und dem Cap Helidoni seine Endschaf, erhebt sich aber nordöstlich nach Merasch. Einzelne Theile des Gebirges sind in der Statthalterschaft Itschil furchtbar zerklüftet, höchst unwegsam, und wegen der Abgründe und Schluchten äußerst gefährlich. Dabei ist dasselbe zum Theil ganz kahl, zum Theil, vorzüglich in der Mitte, mit Wald bestanden. Das sonst schneelose Land ist im Winter, vorzüglich die westlichen Striche und deren nackte Gipfel, mit Schnee und Eise bedeckt. Nur ein betretener, für Karawanen zugänglicher Paß öffnet sich nach Merasch, der von Ramasanaghli westlich, während der nördliche nach Karaman bei Ketschisar, von welcher Stadt er auch den Namen führt, noch mehr Schwierigkeiten darbietet. Der Taurus in Merasch selbst ist weniger hoch, dagegen erhebt er sich in Karaman bei weitem über die Schneelinie hinaus. Doch sind auch in dieser Provinz nur die südlichen Höhen die bedeutendern, eben die des Kurun, welche die Grenze von Itschil ausmachen. Nach Norden hin verflachen sie sich allmählig, haben aber doch den höchsten Berg der ganzen vorderasiatischen Halbinsel, den Arbsisch, dessen mit ewigem Schnee bedeckter Gipfel die Aussicht auf das schwarze und mittelländische Meer zugleich gewährt. Durch ihn verknüpft sich auch der Taurus oder Kurun mit dem Antitaurus oder Tildis Tagh, der nordöstlich nach Sinas hinauf und seinem Ursprung in Erzerum zuläuft. Dieser entsendet seine Äste, wie nach dem schwarzen Meere, so nach dem mittelländischen durch Karaman, wie wir eben sahen. Hier hängt er mit dem Hasntagh zusammen, während er nördlich durch den Tschitschetagh dem Koptagh sich nähert. Das nördlichste mit dem Ufer des schwarzen Meeres parallelllaufende Gebirge ist der Dschanik, der mit einem Zweige südwestlich nach Amasia sich senkt, während der östlich laufende zu den Montes moschici (dem kolchischen Gebirge) in Trabesun hinansteigt. Letztere Provinz berührt südöstlich ebenfalls der Koptagh von Erzerum aus, und das ganze Land, obgleich nur ein schmaler Küstenstrich, ist dennoch so voller Gebirge, daß diese sogar mehrfach das Ufer berühren. Sie sind theilweise sehr hoch, und verlieren ihren Schnee erst spät, nachdem die Sonne ihre volle Kraft erhalten hat. Mehre Vorgebirge, wie Kamer, Buschuk, Gorilla, Kara, laufen in das Meer aus. Von allen den genannten Bergen spielte nur erst der Kurun in das eigentliche Anatoli hinein. Dasselbe thun aber von Karaman aus auch andere bedeutende

Zweige, wie der Fodul Baba, der mit dem östlichen Hasntagh zusammenhängt und mit dem westlichen Sul-tantagh die Ebene von Konia in die Mitte nimmt. Da wo der Kurun in Lycien einbricht, sendet er nordwestlich den Babatagh aus, der mehre Schneekuppen trägt, wie den Mosesberg (Musatagh, Messogis der Griechen), den Kestenausstagh, Molus (oder Bergi, Emolus der Alten), den Postagh und das Gebirge Sipuli (Sipilus), der dem Meerbusen von Smyrna zuläuft. Auch hat der Kuruntagh und Babatagh noch eine Menge Verzweigungen südwestlich nach Muntëscha oder dem alten Karien, die große und kleine Vorgebirge bilden, und sich theils im Mittelmeere, theils im Archipel ins Wasser versenken. Außerdem schneidet der Murabtagh mit dem Kudschetagh Anatoli quer durch in die nordöstliche und südwestliche Hälfte, und scheidet seine Zweige theils in den Archipel (Kudschetagh und Jonnustagh), theils der Propontis zu. Zu diesem nördlichen Aste gehört der Domoantagh (Dym-pus) südwestlich von Brussa und das Ida-Gebirge in der alten Landschaft Troas. In Anatoli, nordöstlich vom Murabtagh, ist der nächste Bergrücken der Altagh im Sandschal Boli, dessen nördlichster Abfall das Vorgebirge Kilimili am schwarzen Meer ist. Östlich von diesem, gegen die Grenze von Siwas hin, ist das Gebirge Kus, und mit diesem stehen die metallreichen Züge im Sandschal Kastemuni in Verbindung, welche mehrfache Vorgebirge, die jede gute Karte angibt, in das schwarze Meer abwerfen. Endlich erwähnen wir noch das Sandschal Kob-schaili oder das nordwestliche Bithynien mit seiner Hauptstadt Ismid (Nikomedia). Wie alle Küstenländer Kleinasiens, so hat auch dieses an seinen Ufern sehr steile Berge und Felsen, die sich nach Innen erheben, und zum Theil kahl, zum Theil mit den schönsten Eichen-, Buchen-, Fichten- und sogar Buchsbaumwäldern besetzt sind.

Ließen wir in der europäischen Türkei auf die Darstellung des Bergsystems sogleich die Flußgebiete des innern Landes folgen, so lag die Absicht zum Grunde, die Meere, von der jene Halbinsel bespült wird, erst dann zu erwähnen, wenn von den Küsten des Osmanischen Asiens zugleich mit die Rede sein konnte. Wir sind nun in den Stand gesetzt, die Gesamtheit der Meere zu überschauen, und werden bei Erwähnung der einzelnen asiatischen Seits zugleich die Küstengegenden und ihre Configuration näher ins Auge fassen. Die Mündungen der einzelnen ins Meer ausfließenden Ströme werden uns Gelegenheit geben, zugleich die Binnensflüsse, die jene in ihrem Lauf aufnehmen, zu erwähnen, und uns so ein Gesamtbild der meerumfluteten Osmanischen Halbinseln mit Einschlusse der innern Wasserzüge der asiatischen vor die Seele führen. Da die Statthaltertschaft Dschezar (جزائر d. h. Inseln) mit Ausnahme von Kiri-d (Kandia) und Kibris (Cypern) an die Würde des Kapudanpascha geknüpft ist, neben den Inseln des Osmanischen Reichs aber auch zum großen Theile die Küstenstriche des ägäischen Meeres und der Propontis auf europäischer und asiatischer Seite zu ihr gehören, so ist

durch diese Einrichtung jede geographische Einheit von der Osmanischen Staatsverwaltung aufgehoben. Auch nimmt diese überhaupt, wie schon oben gezeigt wurde, fast in jederjährigen Amtsverleihungsliste (توجیہات) (Tewdschihät) Veränderungen und insbesondere die Anordnung der Statthalterschaften vor, mithin hat die Eintheilung derselben, die jeder Stabilität entbehrt, auch für die geographische Darstellung, der nicht einmal die natürliche Lage zu Hilfe kommt, nicht den geringsten Werth, und bietet sogar Unmöglichkeiten dar. Wir schieben diese Erläuterung voraus, um den Gang unserer Darstellung zu rechtfertigen. Wir glauben nämlich von den Inseln zur einfachsten Übersicht bei den Meeren sprechen zu müssen, in deren Bereiche sie liegen. Es wird aber das Osmanische Reich in seiner ganzen Ausdehnung von sieben Meeren theils umströmt, theils berührt. Sie sind das schwarze Meer (Pontus Euxinus), das Meer von Marmora (Propontis), das ägäische Meer (Archipelagus), das mittelländische Meer, das ionische und das adriatische Meer, die alle zusammenhängen, und endlich das siebente, der persische Meerbusen. Das rothe Meer schließen wir aus als Länder bespülend, die wir nicht einmal mehr als Osmanische Schutzländer betrachten konnten.

Das schwarze Meer (Kara Denis قمره دنیز), das nur Halbinseln im Norden aufzuweisen hat, die aber alle zu Russland gehören, bespült die europäische Türkei vom Ausflusse der Donau bis zur Mündung des Bospor in einer Länge von ungefähr 70 Meilen, bildet also dessen ganze östliche Grenze, ebenso in ihrer ganzen Ausdehnung wie die nördliche zu 118 (?) Meilen geschätzte von Kleinasien. In der östlichsten asiatisch-türkischen Provinz Tschildir bildet es weder Busen, noch hat es namenswerthe Vorgebirge, dagegen mündet in dasselbe der Tscharuk bei Bathumi aus, der auf dem Koptagh in Erzerum seinen Ursprung nimmt, und an dessen Fuße nordöstlich seinen Lauf fortsetzt, während er sich unterwegs durch Bergströme auch vom Kuttagh her vergrößert. Selbst in Tschildir kommen ihm einzelne Flüsse zu. Überdies durchströmt die Provinz der Kur, der vom Kebantagh aus in Erzerum seinen Lauf nordöstlich nimmt, sich aber seit seinem Austritt aus dem Osmanischen Gebiet immer mehr östlich und alsdann sogar südöstlich wendet, bis ihn das kaspische Meer verschlingt, nachdem er sich vorher mit dem Aras (Aras آراس) vereinigt hat. Dieser gehört seinem Ursprunge nach, insofern er im Bingöl-Gebirge in Erzerum seine Quellen hat, ebenfalls dem Osmanischen Gebiet an, verläßt aber dasselbe, nachdem er Kars in seinem südlichen Theile von Erzerum getrennt, da, wo der Arpatschai, der vom Norden kommt, sich unterwegs mit dem Kars, der seinen Ursprung in Kars hat, vereinigt und die östliche Grenze von Kars bildet, in ihn einfällt. Mehre Flüsse strömen in der westlich von Tschildir gelegenen Küstenprovinz von ihren Bergen herab ins schwarze Meer aus, keiner aber ist darunter, der außerhalb derselben seine Quelle hätte. Die bedeutendern unter ihnen sind, von Osten nach We-

sten gegangen, Alene, Sanof, Surman und Tereboli, die theils unterwegs kleinere Gewässer aufnehmen, theils zwischen sich andere frei in das schwarze Meer ausmünden lassen. Die Vorgebirge, die letzteres hier bespült, wurden bereits oben erwähnt. Einer der unbedeutendern Flüsse bildet zugleich die Grenze gegen die Statthalterchaft Siwas, die vom Tschil Irmaf (dem Iris des Pontus) und seinen Nebenflüssen mitten durchströmt wird. Derselbe heißt, da er bei Amasia, der Hauptstadt des gleichnamigen Sandschal in dieser Provinz, vorüberfließt, auch der Fluß von Amasia, und kommt vom Tildistagh, strömt südlich von Nigisar und nördlich von Lokat (Berisa) nordwestlich Amasia zu, nimmt aber, ehe er hier ankommt, den Dscheber mit seinen Nebenflüssen auf, windet sich nordöstlich, nachdem er den Kulehifar (Eykus), der vom Koptagh aus Erzerum herabsteigt und mit einem Nebenflusse nördlich von sich Karahisar (Schwarzschloß) in die Mitte nimmt, mit sich vereinigt hat, durch das Dschanit-Gebirge bei Kharsumba vorüber, zum Busen von Samfun durch, da wo das Vorgebirge Tscherehembe, welches neben dem Cap Bona (Bona) und Schafsun das bedeutendste von Siwas ist, sich ins Meer hinauswirft. Die Grenze von Siwas und Anatoli bildet bekanntlich der größte Strom Vorderasiens, Kifil Irmaf, der Halys der alten Welt. Er kommt von Tildistagh in Siwas, läuft nach Westen zwischen Hilar und Kaifaria quer durch die nördliche Hälfte von Karaman, nimmt mitten in seinem Laufe den südlich vom Ardtsch entspringenden Enjasu einige Meilen nördlich von der gleichnamigen Stadt auf, sowie einen andern kleinen von Hasntagh herabkommenden Fluß Kaman gegenüber, wendet sich alsdann von der Mündung des Kifilhisar an, der im Gebirge nordöstlich von Nibe nicht weit von dem Ursprunge des Enjasu seine Quellen hat, und ehe er dem Kifil Irmaf sich nähert, mehrere Bergströme des Kurun verschlingt, nordwestlich, biegt aber nordöstlich um, und berührt zu gleicher Zeit Karaman, Siwas und Anatoli, zwischen welchen letzten beiden Provinzen er dann unaufhörlich in nordöstlicher Richtung, außer da wo er auf eine geringe Strecke bis zum Einfalle des Karasu im Sandschal Kastemuni in ganz nördlicher Richtung läuft, nordwestlich bei Bastra (41° 32' 52" Br. 53° 51' 30" L.) dem Meere zufließt. Das unstreitig an Vorgebirgen und Busen reichste Uferland des Osmanischen Reiches am schwarzen Meer ist Anatoli selbst. Wir begegnen vom Vorgebirge Kifil Irmaf westlich dem von Sinope mit der gleichnamigen Bucht und Stadt, dem Tndsche und Ilisan, die ebenfalls eine Bucht mit einander bilden, dem Cap Kiroh, zwischen dem und dem Vorgebirge Kerempe die Bai von Tnichi ins Land sich zieht. Zwischen dem Cap Kerempe und Kilimili, bei dem östlich in einer kleinen Bai der Filios ins Meer fließt, ist das Ufer von einer Menge Buchten und Vorgebirgen zerrissen, sowie auch westlich, wo der tiefste Busen der asiatischen Türkei am schwarzen Meere, der von Erekli (Heraklea) zwischen dem Cap Baba und Kesken sich befindet. Die Bucht von Schelah und das schwarze Cap im Sandschal Kodscha Ili bis zur Mündung

des Kanals von Constantinopel, sowie die übrigen daselbst befindlichen, sind unbedeutend. Allein soviel der namenswerthen Vorgebirge die ganze Küste entlang, fast so viele Ströme und Flüsse münden auch hier in den Pontus Euxinus aus. Ein großer Theil sind nichts als Küstenflüsse, nur für die Bewässerung des Landes und zum Theil für die Fischerei von Werthe. So die zwischen dem Kifil Irmaf und dem Sinope, der ebenfalls ohne besondere Wichtigkeit in den gleichnamigen Busen fällt. Zwischen dem von Sinope und dem Bartan (Parthenius) gibt es ebenfalls mehre und unter diesen ist der dem Bartan am nächsten der Sita. Wichtiger für Schiffahrt und Handel ist unstreitig, zumal bei hohem Wasserstande, der Bartan. In seinem Ursprunge vom Alatagh her Kerde Su genannt, vereinigt er sich bei Durek mit dem vom östlichen Gebirge aus bei Aradsch vorüberfließenden Aradschsu, nimmt, nachdem er sich etwas nördlich gewendet, den von Boli herkommenden Bolisu (Bilias) auf, läuft an Bartan (Bartine) vorüber und wirft sich ins Meer. Westlicher von ihm fällt der oben erwähnte, ebenfalls vom Alatagh herkommende Filios (Byllaus), mit kleinen Bächen vereinigt ein, und auch Erekli und Aftscheschar (hier fließt der Milan [Hippias]) haben ihre Küstenflüsse, die beide in den Meerbusen ersterer Stadt ausmünden. Größer als diese, und dem Halys in Vorderasien an Breite der nächste, ist der Sangarius, jetzt Sakaria. Er kommt aus Karaman nördlich von dem Gebirge, das die Salzseen von Tusla von seinen Quellen scheidet, vereinigt sich östlich und nördlich von Amorium mit andern Flüssen, fällt alsdann in nördlicher Richtung nach Bei Bazar herab, wo er nach Ausnahme anderer Bäche den Germi verschlingt, läuft hierauf unter mehren Krümmungen westlich, zieht den vom Muradtagh bei Kutahia und Eslischehr herkommenden Pursak (Thymbris) neben mehren Flüssen an sich, und ebenso noch nördlicher den von Alatagh herab- und bei Moderni vorüberfließenden Modernisu, ferner den südwestlich zu ihm vom Domaun-Gebirge (Dlympus) herabsteigenden Gallus, und zieht sich dann nordöstlich, wo er von Uslub aus Kodscha Ili von dem District dieser Stadt trennt, unter fortwährendem Zuflusse anderer Bäche in einem 100 Ellen breiten, jedoch seichten und im Sommer oft wasserleeren Bette, dem schwarzen Meere zu. Unter den übrigen aus dem Sandschal Kodscha Ili in jenes Meer ablaufenden Gewässern ist höchstens noch der Kirpesu, der der kleinen und an der ganzen Küste einzigen Insel Kirpe gegenüber einfällt, der Anbeutung werth.

Mit dem schwarzen Meere steht bekanntlich das Meer von Marmora (Propontis) durch den Bosphor oder den Kanal von Constantinopel (bei den Türken Boghas) in Verbindung. Dieser beginnt mit dem symplegatischen Felsen, wo seine Breite 1900 Toisen beträgt, zieht sich ungefähr 4½ Meilen (15,300 Toisen) als Meerenge zwischen Europa und Asien bis nach Constantinopel hin, und trennt beide Erdtheile an seinen engsten Stellen nur durch eine Entfernung von 500 Schritten. Die Ansicht seiner Ufer zeigt am besten „die Karte des Bosphoros

und der Umgebungen,“ die dem zweiten Bande von Hammer „Constantinopolis und der Bosphoros“ beigegeben ist. Dort sind auch die Vorgebirge und Buchten (die von Bujukdere die bedeutendste), der herrliche Hafen von Constantinopel, den der Bosphoros bildet, und eine Menge der kleinen Küstenflüsse, deren allein gegen 40 von Asien her in ihn ausmünden sollen, angegeben, und wir fügen nur noch hinzu, daß er sieben Krümmungen und ebenso viele Strömungen bildet. Bekanntlich stimmen alle Augenzeugen überein, daß durch eine vulkanische Erschütterung dieser Durchbruch des schwarzen Meeres erfolgt ist, wie auch die gegenseitigen Ufer die Spuren dieser Revolution in ihren vulkanischen Bestandtheilen zeigen. Das Meer von Marmora ist eigentlich kein Meer, sondern nur ein großer Binnensee, der aber nun einmal den ehrenben Namen eines Meeres erhalten hat. Mit ihm beginnt genau genommen das mittelländische Meer, dem durch die besondern Benennungen seiner Arme, die alle als neue Meere betrachtet und benannt werden, Eintrag geschehen ist. Auch das ägäische, ionische und adriatische Meer sind nur Theile desselben, und mit ihm verglichen, sehr kleine innere Meere. Das Wasser ist auch in allen Meerwasser, und das des Meeres von Marmora nicht weniger gesalzen, als die übrigen. Seine Länge wird zu 33½ Meilen, seine Breite zu 16½ Meilen geschätzt. Mehre Vorgebirge, Busen, Inseln und Halbinseln in demselben haben ihre geschichtliche, nicht bloß topographische, Bedeutsamkeit. Das Ufer der asiatischen Seite ist mehr zerrissen und durch Unebenheiten nicht sowol entstellt als romantischer geworden. Die beiden Busen von Ismid (Nikomedia) und von Mudania sind, vorzüglich der erstere, tief einschneidende Buchten, die von andern Meeren gebildet, mehr Vortheile gewähren würden, als hier von ihnen gezogen wird. Selbst der Hafen von Ismid sieht gewöhnlich nur leichte Küstenfahrer. Andere Einbuchtungen an beiden Ufern sind nichts als Krümmungen, und unter ihnen die zu beiden Seiten des Isthmus von Kaputaghi (Halbinsel Cycicus) die denkwürdigsten. Die Busen des europäischen Ufers Kutschuk Ischakmedsche und Bujuk Ischakmedsche wurden zum Theil schon oben erwähnt. Jener ist der *Πορος*, der Übergang, dieser *Μωγυνης*, die Armeise der Alten. Beide haben mehr süßes Wasser und sind auch fischreich, indem der erste allein durch sieben einfließende Thalbäche süßen Wassers seine Mischung erhält. Unter den Vorgebirgen auf europäischer Seite verdient das Cap Korga, jenseit von Silivri (Selymbria) und diesseit von Rodosto, als der Boden, auf dem das alte Heraklea oder Perinthos (jetzt Eregli) stand, vorzüglich Aufmerksamkeit. Auf der asiatischen Küste bemerken wir die vier, das Cap Tuzla, Dere, Buz Burum (Bos) und das Cap Kara, bei dem Ausflusse des Meeres von Marmora in und durch die Dardanellen (Hellepont). So klein auch das ebengenannte Meer ist, so begegnen wir in ihm doch den ersten Inseln des Osmanischen Reichs, die aber sämmtlich zu Asien gehören. Zwischen dem Anfange des Kanals von Constantinopel und dem Busen von Ismid liegen die unter dem Namen „Prinzen-Inseln“ bekannten Ei-

lande, die Demonnesi oder Daimonnisoi, d. i. nach von Hammer „die Inseln des Demonesos. Es sind ihrer neun, in Form eines Halbkreises, dessen Vertiefung nach Constantinopel sieht. Den Namen Prinzen-Inseln führen sie, weil sie als Verbannungsort byzantinischer Herrscher, Prinzen und Großen dienten. Ihre Lage und ihr Klima ist überaus schön, und sie sind im Ganzen von etwa 5000 Griechen bewohnt, die auf ihnen eine Menge Klöster besitzen. Hügel, Berg und Thal wechselt und nur schmale Fahrstraßen trennen sie vom asiatischen Ufer durch einen etwas mehr als eine Stunde breiten Kanal. Zum Wohlstand ihrer Bewohner, die allerhand Gemüse, Schlachtvieh, Milch, Käse und Fische nach Constantinopel schaffen, tragen vorzüglich viel die Besuche der fremden und griechischen Bewohner der Hauptstadt bei, die um der frischen Luft willen gern auf einige Zeit ihren Aufenthalt auf denselben nehmen. Von Constantinopel aus ist Proti die Erste, und hat von ihrer Lage auch ihren Namen. Das eine der dortigen Klöster besteht nur noch in Ruinen, das andere liegt in einer kleinen Schlucht und hat einige angebaute Felder um sich. Antigone (bei Plinius Erebinthus), türkisch Burghas abasy, d. i. die Insel des Schlosses, und bei den Byzantinern Panormos genannt, hat südlich eine sehr steile Küste, in ihrem östlichen Theil ein hübsches Dorf, nördlich ein Kloster, überdies Ruinen eines andern und eines festen Schlosses. Von dieser durch eine ziemlich breite Fuhrts geschieden nach der asiatischen Küste zu liegt Khalki (Chalkitis bei Plinius), so von ihren früher bestandenen Kupfergruben genannt. Sie ist, wie von Hammer sagt, „durch die zauberische Lage ihrer Hügel und Häfen, ihrer Pinienhaine, und mit wohlriechenden Kräutern reichbewachsenen Anhöhen, die anmuthigste der ganzen Inselgruppe, in deren Mitte sie liegt.“ Außer einem Dorf am Ankerplatz St. Maria hat Khalki noch drei Klöster. Zwischen den beiden letztgenannten Inseln liegt ferner das kleine Eiland Pyti (Fichteninsel). Auch Plate und Dreia (Drea), die beiden westlichsten Inseln, sind unbedeutende Felsen-eilande ohne jede Anmuth, doch trugen sie beide ihr Kloster. Die sogenannten Kanincheninseln, Antirobidos und Niandro, so von ihren einzigen Bewohnern, den Kaninchen, geheißen, sind ebenfalls nichts als nackte Felsen, wohin man nicht einmal in der verbannungslustigen Zeit der Byzantiner unglückliche Opfer verweisen konnte. Die größte derselben, Prinkipos, von den Türken Kipl ada, d. i. die rothe Insel, genannt, ist von Khalkis nur durch einen schmalen Busen geschieden und hat von Norden nach Südwesten ungefähr die Länge von drei Meilen. In der Breite ist sie durch Hügelreihen und eine tiefe Thalschlucht in zwei Hälften getheilt. Überall zeigen sich auch hier Spuren vulkanischer Erschütterungen, welche diese Eilande von dem Festland abrissen. Auf der Nordseite liegt das gleichnamige große Dorf mit drei Klöstern, und die sämmtliche Einwohnerschaft beträgt hier soviel, als auf den sämmtlichen andern Inseln zusammen genommen, also ungefähr 3000 Köpfe. Die Häuser sind artig in griechischem Geschnacke, das Land fleißig und in mannichfaltiger Beziehung gut angebaut. Die

Oliven- und Granatapfelbaum-Pflanzungen, die Reben und Cypressen laden die Franken vorzüglich in der Frühlingszeit ein, dort ungestört ihrer Sitte und ihrer Lust zu leben.

Von den Prinzeninseln uns südwestlich wendend, stoßen wir zunächst quer vor dem Busen von Madania auf Kalolimnia oder die alte Besbicus. Da sie nur felsigen Boden hat, bietet sie keinen freundlichen Aufenthalt, und dient nur Fischern zur Betreibung ihres Handwerks. In derselben Entfernung von ihr westlich, als Kalolimnia von den Prinzeninseln, nordwestlich von der Halbinsel Cycicus, breitet sich das größte Eiland des Marmormeer, Marmora, im Alterthume verschieden benannt, aus. Bei einem Umfange von acht Meilen hat es dennoch im Verhältnisse zu Prinkipos wenig Einwohner, ungefähr 4000, ebenfalls Griechen in einer kleinen Stadt und fünf Dörfern. Es fehlt auch hier weder an einem Bischofe noch an Klöstern, und obwol zum großen Theil von kahlen Bergen bedeckt, hat sie doch recht gut angebaute Thäler und liefert einen beliebten weißen Marmor mit grauen und blauen Adern. Südwestlich von dieser begegnen wir der kleinern Insel Kutali ohne besondere Wichtigkeit, als daß auch sie nur von Griechen bewohnt wird, deren Hauptbeschäftigung der Fischfang ist, und Affia südlich von Marmora und westlich von Cycicus (Kaputaghi), die durch ihren Weinbau mehr Wichtigkeit erlangt hat als jene. Aleni endlich, das alte Alonia (Eiman Pascha), südlich von Affia und westlich von Kaputaghi, ist nach Marmora das bedeutendste Eiland dieser Gruppe, die außerdem andere kleinere Inselchen in sich schließt. Aber auch diese haben die Türken den Griechen überlassen, die in einem größern und vier kleinern Dörfern zerstreut, einen beliebten Wein, Getreide, auch etwas Baumwolle bauen, übrigens aber von Fischerei leben. Ferner hat die Halbinsel Kaputaghi, die übrigens nur noch wenige Ruinen des alten Cycicus enthält, und sich keineswegs eines solchen Wohlstandes erfreut, als man erwarten könnte, auch noch seinem östlichen Gestade gegenüber die drei Eilande Agios Jori, Agios Andria und Meza. Von den Flüssen endlich, die von Asien her in das Marmormeer einmünden, nennen wir den Nilufar im Sandschak Brussa, wo er zwischen den Seen von Nicda und Lupadia seinen Ursprung hat, westlich läuft, den Susugherlik, der von Mihaliza zum Mihalizsch (Rhyndacus) wird, bei seiner nördlichen Wendung aufnimmt und dem Meere grade zuläuft. Ein anderer kleiner Fluß, die Hyla, verbindet den See von Isnik mit dem Meerbusen von Mudania und der Tarsus fällt westlich der Meerenge von Kaputaghi ein. Noch finden wir im Sandschak Rhodawendikar die Flüsse Ebreinos und Sentschan, wovon jener in den See Ulubad einfällt, dieser, der von Kudschetagh kommt, ihn nur berührt, den Susugherlik und Kudsche aufnimmt, und bei Iskale das Meer erreicht. Alle diese Flüsse münden östlich von der Halbinsel Kaputaghi. Westlich von ihr ist der erste Sueinimentschai, der vom Jonustagh kommt und Sataldere, der zwischen jenem und dem Utiola (Granicus), der seine Quellen auf dem Ida hat, sich in das

Meer ergießt. Eine Menge Bäche, die von demselben Gebirge kommen, z. B. der Rhobius, laufen im Hellespont aus. Dieser, heutzutage die Dardanellenstraße genannt, zwischen dem thrakischen Chersones, jetzt die Halbinsel Galipoli, und Asien, zieht sich südwestlich in einer Länge von acht Meilen und einer Breite von $\frac{1}{2}$ bis 1 Meile aus dem Meere von Marmora zum ägäischen Meer oder Archipelagus durch, und wird durch die bekannten Dardanellenschlöffer vertheidigt (s. Dardanellen). Das ägäische Meer oder Archipelagus (s. d. beiden Artikel) als das dritte der die Türkei umströmenden Meere ist, wie schon oben angedeutet wurde, nur ein Theil des mittelländischen Meeres, und führt auch bei den Türken mit diesem den gemeinschaftlichen

Namen des „weißen Meeres“ (بدر ابي بكر Adenys). Über seinen Umfang waren schon von den ältesten Zeiten her die Meinungen verschieden, allein die sicherste Bestimmung, für die auch der türkische besondere Name „das Inselmeer“ (بدر ادا Denysi) spricht, bleibt immer

die, daß wir es mit seinen Inselgruppen südlich schließen und von ihm das ganze westliche Ufer der kleinasiatischen Halbinsel bespülen lassen. Seine europäischen Gestade, die wir, soweit sie das türkische Reich angehen, oben kennen gelernt haben, entbehren wie die asiatischen aller Ebenheit. Vorgebirge und hervortretende Felsenriffe wechseln ununterbrochen mit Busen, Buchten und kleinern Einschnitten ab, sodaß kein Ufer der ganzen Türkei mehr zerrissen ist als dieses und zwar gegen alle drei Seiten hin, wo es das türkische Festland berührt. Außerdem liegen vorzüglich vor dem asiatischen eine Menge größere und kleinere Inseln, die sogar das Meer in seinen Strömungen unterbrechen und neue in dessen Laufe hervorrufen. Bekanntlich machen diese Inseln den Haupttheil der Statthaltertschaft des Kapudanpascha aus, der allein hier zu Hause ist, und ohne Unterschied, mögen jene Eilande Europa oder Asien angehören, sie unter dem allgemeinen Namen جزائر Dschezair, d. i. Inseln,

beherrscht. Seit dem J. 1829 jedoch, wo Griechenland seine Selbständigkeit erhielt, ist sein Inselreich zugleich mit dem Festland im Westen bedeutend beschränkt worden. Um ihr Verzeichniß nach dem jetzigen Bestande hier so aufzuführen, daß die asiatischen Inseln von den europäischen geschieden werden, und einem Vergleich mit dem sonstigen Bestand und der im fünften Theile der ersten Section d. E. S. 153 gegebenen Liste derselben möglich zu machen, nennen wir zuerst die noch wenigen europäischen, die dem türkischen Scepter unterworfen blieben, nämlich: 1) Taso oder Tasos (das alte Thasos) quer vor dem Busen von Kavala und vom Cap Asperosa an der Südküste Makedoniens nur $\frac{1}{2}$ Meilen entfernt. Sie ist gegen 4 D. Meilen groß und hat fast runde Form. Bedeutende Berge, die sehr feinen weißen Marmor enthalten und zum Theil schönen Wald tragen, wechseln mit fruchtbaren Thälern ab, sodaß die 6000 Einwohner ihre Existenz recht wohl gesichert sehen. Vorzüglich einträg-

lich ist ihnen das Schiffsbaumholz. Kastro, das alte Thasus an der Nordküste, hat einen Hafen. Mehrere unbedeutende Vorgebirge, wie das Südwest-Cap und das Südost-Cap, erstrecken sich in die See hinein. Außerdem finden sich mehrere kleine Eilande in der Nähe; so zwischen der Insel und dem Festlande Taso Pulo oder Klein-Taso und die Fenor-Insel im Süden, auch La Madenna genannt. 2) Samotraki, südöstlich von Taso und südwestlich vom Busen von Enos, und vom Cap Gremia nur $3\frac{1}{2}$ Meilen entfernt mit 15,000 Einwohnern auf $1\frac{1}{2}$ D. Meile. Ein hoher Berg fast in der Mitte, nur mehr östlich, beherrscht sie und flacht sich nach allen Seiten hin ab. Der Flecken Castro im Osten hat einen erträglichen Hafen. 3) Imbro (Imbros) südöstlich von Samotraki, drei Meilen vom nächsten Ufer von Salipoli entfernt, und gegen vier D. Meilen groß mit 4000 griechischen Bewohnern. Sakria, nordwestlich, hat einen kleinen Hafen. Auch diese Insel hat neben Bergen die schönsten Thäler. 4) Limije oder Stalimene (Lemnos), die größte der hier befindlichen Inseln ($7\frac{1}{2}$ D. Meile) mit 8000 Einwohnern, vom Athos sieben Meilen und vom Ufer von Anatoli acht Meilen entfernt. Durch eine schmale Landenge in der Mitte, die nördlich den Hafen Paradis und südlich den Hafen St. Antonio hat, werden die beiden Theile derselben verbunden. Nicht sehr hohe Berge bedecken auch sie, allein sie theilt keineswegs die Fruchtbarkeit der schon beschriebenen Inseln. Auch hat sie mehrere Vorgebirge, nordwestlich Palaoastro, nordöstlich Blava, südöstlich Stala, südwestlich Plati. Früherhin sollen zwei Vulkane auf ihr thätig gewesen sein. 5) Strati oder Agiostrati, südlich von Lemnos, unbedeutend, und südlich und südöstlich mit einigen Eilanden. Kandia, das mit seinen kleinen Inseln eine besondere Statthalterschaft bildet, gewöhnlich aber zu den Inseln der europäischen Türkei gerechnet wird, soll nachher noch besonders erwähnt werden. — Zu den asiatischen Inseln dagegen gehören 1) Bogdscha oder Tenedos mit den nur wenig besuchten kleinen Felseneilanden Tauschan Adasi (Lagussa), die Haseninsel, nördlich von Bogdscha, Mauraonisi und Prasonisi (beide sonst Dibyma geheißen) südöstlich von der Haseninsel und endlich Gauri (Calydna) nordöstlich. Bogdscha ist durch die Meerenge gleiches Namens vom Festlande geschieden, hat nur nördlich eine hohe Bergspitze und sonst Hügel, allein nicht hinreichendes Quellwasser. Ihre 6—7000 Einwohner sind zur Hälfte Osmanen, zur Hälfte Griechen. 2) Midullu, in der Schifffersprache Mitylene, Metelino, Metali (das alte Lesbos) mit der Inselgruppe Musconisi aus 32 Eilanden bestehend, die der südlichen Seite des Busens von Ebremit quervor liegen und bei den alten Griechen *Ἐκατονησον*, die „Hundertinseln“ in unbestimmter Zahl hießen. Nur die größere, die jetzt durch angeschwemmten Sand mit dem Festlande verbunden ist, hat tragbaren Boden; die übrigen sind Felsen. Midullu ist eine der größten Inseln des Archipelagus, auf ungefähr $12\frac{1}{2}$ D. Meilen mit 25,000 Einwohnern geschätzt. Auch sie hat ihren Berg Olympus auf dem südlichen Theile, und ist übrigens mit Anhöhen bedeckt, die Wald tragen. Nur

durch einen etwas über eine Meile breiten Kanal ist sie vom Festlande geschieden. Die beiden größten Häfen oder vielmehr Busen sind die von Kaloni und Zero, zwischen denen der Berg Olympus sich erhebt. Auch sonst gibt es noch Häfen und Rheben. Unter den Vorgebirgen befindet sich das südöstliche Sigri bei der kleinen Insel Sigri, und das südliche Petra. 3) Ipsara ($38^{\circ} 43'$ n. Br. $43^{\circ} 20'$ L.) und das südwestlich befindliche, aber unbewohnte Antipsara. Die Ipsarioten, 400 an der Zahl, uns als tapfere Seesoldaten seit dem letzten Aufstande bekannt, zogen sich 1824 die Verwüstung der Insel zu. Ihr bergiges Land trägt Wein und auch einige Südfrüchte und Baumwolle werden gewonnen. 4) Saki, die bekannte Mastirinsel, sonst Scio und Chios genannt, durch eine eine Meile breite Meerenge vom festen Lande getrennt, ist eine der angebauesten und bevölkerlichsten Inseln des Archipels, deren Einwohnerzahl durch den letzten Kampf und die türkische Wiedereroberung (11. Apr. 1822) von wenigstens 100,000 Köpfen auf 16,000 geschmolzen sein soll. Sie genoß mehr Vorrechte als irgend ein anderes griechisches Gebiet, und die türkischen Abgaben bestanden einzig in Mastirlieferungen, indem sich die Einwohner den Muhammedanern eben durch Anbau jenes beliebten Products empfahlen. Das Land ist übrigens gebirgig (Granit und Schiefer), und der steinige Boden wird nur durch sehr viele Quellen und durch den Fleiß seiner Bewohner so außerordentlich fruchtbar. Die Insel hat mehrere Häfen, und nordwestlich das Cap St. Nikolas, südlich das Cap Masako. In der Straße von Scio, d. h. zwischen ihr und dem Festlande, befindet sich übrigens noch die Inselgruppe Spalnadore mit drei Fischereilanden und die Insel Dgni ebenfalls nur von Fischern bewohnt und besucht. 5) Nikaria oder Achiria, das alte Karia, drei D. Meilen groß mit ungefähr 1000 armen Griechen. In der Mitte derselben befindet sich eine ziemlich hohe Hügelkette mit vielen Waldungen. Die fast nur in Höhlen wohnenden Insulaner leben vorzüglich von Kohlenbrennen, und ihr Wein-, Öl- und Baumwollenbau ist unbedeutend. 6) Susam Adasi, das alte Samos, nur durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrennt, und diesem durch das Eiland Nartheki fast verbunden, zählt auf seinen acht D. Meilen gegen 50,000 wohlhabende Einwohner. Die Ebene wird durch bedeutende Berge unterbrochen, unter denen der Kertlis hervorragt. Auch das Ufer ist durch Vorgebirge, wie das Cap Samos, durch Buchten, von denen einige zu Häfen (wie der Agali bei Gora, der Hafen Seitan) dienen und Rheben, die doch wenigstens Ankergrund haben, unterbrochen. Wasser ist nicht im Überflusse vorhanden, wird aber in angelegten Cisternen gesammelt. Die um Samos herumliegenden Eilande sind südlich Pulo Samo oder Klein-Susam, Agalhonisi südöstlich, fast nur aus einem Berge bestehend und von wenigen Griechen bewohnt, Furni oder Ferni (Agaa) zwischen Susam und Nikaria, St. Menas und andere kleine Felsen, die aus dem Meere hervortauschen. 7) Batmos, Palmosa oder Patino, vor Alters Palmosa, bildet mit Nikaria und Susam Adasi

ein Dreieck und liegt südwestlich von letzterer Insel. Ein bergiges, aus zwei durch eine Landenge verbundene Theile bestehendes Eiland, dessen Boden den 1500 Einwohnern nicht einmal den Bedarf an Getreide hergibt. Sie ist berühmt durch des Evangelisten Johannes Aufenthalt und das ihm daselbst gewidmete Kloster Apokalypse. Sein Hafen Nestia oder della Scala wird gerühmt. Nakti sonst Hyetussa, südöstlich von Patmos, Lipsa (Lep-sia) südwestlich von Nakti, Formika zwischen Lipsa und dem Festlande, St. Nikolo im Meerbusen von Muntessa, Lirius, bei den Schiffen Lero, mit etwa 2000 Einwohnern auf unebenem steinigem Boden, der jedoch Südfrüchte trägt, die beiden Felsen, die Brüderchen (Fratelli) genannt, Kalmino, sonst Kalymna, südöstlich von Lero, bergig und von 300 Griechen bewohnt, die sich wenigstens eines guten Hafens erfreuen, mit mehrern östlichen Inseln, sind unbedeutende Zuthaten zu den größern Inseln. 8) Istankei, bei den Schiffen Stanchio oder Isola longa und im Alterthume Kos, liegt quer vor am Meerbusen von Istankei und ist etwa 4½ D. Meilen groß. Ebenen wechseln mit Anhöhen ab, und an Wasser fehlt es nicht, sodas seine 4000 Einwohner gut genährt sind, die überdies im Norden einen guten Hafen bei der Stadt Istankei besitzen. Indschirli oder Nisari, Zali, beide südlich; Sanguinara und Koronata östlich, Kapra und Kaprona zwischen Kalmino und Stanchio sind nur wenig und zum Theil gar nicht bewohnte Eilande. Außerdem aber steigen mehre solche Felsen, hier und anderwärts aus dem Meere hervor, die aber höchstens Schlupfwinkel für Räuber abgeben. Piskopia (Telos) mit einem Hafen und tragbarem Boden, Symi bei dem Meerbusen von Symi am Cap Balba mit beträchtlicher Schwammfischerei, Khaliki (Khalke), zwischen dieser und Rhodus, von Griechen bewohnt, die ihre Heerden im Sommer auf dem östlichen Eilande Limonia weiden lassen, sind wenigstens bewohnt und nicht unfruchtbar. 9) Rhodos, 21 D. Meilen groß, durch einen etwa zwei Meilen breiten Kanal vom Festlande getrennt, liegt von diesem südlich, hat fruchtbaren Boden mit Bergen, Hügeln und Flächen und stark bestandenen Waldungen im Innern und zählt 20—30,000 Einwohner. Das Ufer ist zwar mannichfach zerrissen, bietet aber keinen bedeutenden Hafen dar. Unter den Vorgebirgen nennt man vorzüglich das nördliche St. Anton, das südliche Tranquillo, das westliche Kandura und das östliche Lindo. Noch liegt östlich das Inselchen St. Nikolo und südlich St. Katharina außer andern unbedeutenden Felsenriffen. Ferner rechnet man zum Archipel die Insel Roje, in der Schiffersprache Skarpanto zwischen Rhodus und Kandia, ein felsiges, fast vier Meilen großes und wenig bewohntes Eiland. Im Norden ragt das Cap Bonandria, im Süden das Cap Pernice in das Meer hinein. Außerdem liegt nördlich das Eiland Estajida, nordöstlich Skarpanton, im Süden Kaso mit einigen andern Felsespitzen. — Endlich noch nehmen wir hier sogleich auch das zu Europa gehörende Kandia, bei den Türken Kirid und sonst Kreta genannt, auf. Sie ist nach Kibris (Cyprus) die zweite Insel des türkischen Reichs an Umfang, an Ein-

wohnerschaft die erste, und bildet auch ein besonderes Gjalet (Gjajet) oder Statthalterschaft. Bekanntlich macht sie die südlichste Spitze von Europa aus, und ist 17½ Meilen vom Cap Malea auf Morea, 20 Meilen von Rhodus und 50 Meilen von der Küste von Afrika entfernt. Ihre Größe wird zwischen 188—197 D. Meilen angegeben, und sie hat bei einer Länge von 33 Meilen nur eine Breite von 3—11 Meilen. Ihre 300,000 Einwohner sind größtentheils Griechen, die in ihrer Thätigkeit sehr durch den Druck der Türken gehindert werden. Eine Gebirgsreihe zieht sich in der Mitte der ganzen Länge nach durch die Insel, heißt im Westen die „weißen Berge“ oder Lemi, und im Osten die heiligen Berge, während sich in der Mitte der 7200 Fuß hohe Psiliroti, der Iba des Alterthums, erhebt. An einigen Stellen bewahrt er fortdauernd Schnee, hat aber auf seinem Gipfel die schönsten Fichten, Cedern und Cypressen, und an den Seiten Steineichen und Ahorn. Die Berge bei Esachia mitten in der Kette des weißen Gebirges tragen 8—9 Monate Schnee, andere bei Cydonia 4—5 Monate. Seine vornehmsten Vorgebirge auf der Nordseite von Westen nach Osten sind das Cap Buso, Spada, Melek oder Maleka, Drepani, Saffoso, Juano, Zigani, St. Juan und Sidera, östlich Salomon, Fakro, an der südlichen Küste von Osten nach Westen in der Mitte der Insel Natala und Selino oder S. Giovanni westlicher und im Westen endlich Krio. Die Südküste ist höher als die Nordküste, die gute Häfen mit dem Meerbusen von Suda und Paschio Amo hat, während im Süden sich wenig geeignete Ankerplätze finden. Die Flüsse können bei dieser Oberfläche des Bodens nur Waldströme sein, so der Geosiro, Aposelemi, Stemia, Armiro, die auf der Nordseite münden, und der Potamos, Malogniti und Zuzuro, die im südlichen Meere sich verlaufen. Der See Dmalo befindet sich im Westen. Andere unbedeutende Inselchen in der Nähe sind noch nördlich Standia oder Dia, ein Kalkfelsen mit Marmor- und Alabasterbrüchen und drei an der Südseite gelegenen Häfen, aber unbewohnt, ferner die Giannisades, östlich Glase, südlich Christiana, Kalderoni, Gaidronisi, Mezzonisi, Megalonisi, Gozzo und Antigozzo und andere.

Da die im ionischen Meere gelegenen Inseln nicht unter die türkische Botmäßigkeit gehören, und die des adriatischen Meeres, wie Saffena vor dem Meerbusen von Balona, und die dem Busen von Drino quervorliegenden Eilande von keiner Bedeutung sind, wir auch die Ufer dieser Meere aus dem Vorhergehenden kennen, wenden wir uns sogleich zu dem mittelländischen Meere zurück, und erwähnen in Kibris, da das kleine Felsen-eiland Castell Drizo an der Küste von Telle (dem alten Lycien), obwol von 4000 Griechen bewohnt, sowie die danebenliegende Insel Kalava, dennoch weiter keinen großen Werth für uns haben, die letzte und zugleich größte der Osmanischen Inseln. Sie wird ihrem Flächenraume nach auf 300—340 D. Meilen geschätzt, auf denen nach Devejin 80,000 und nach Ali Bei 120,000 Menschen wohnen sollen. Vom Vorgebirge Anemur in der

Statthalterchaft Itschil ist sie gegen zehn, von Latakia in Tarablus eif Meilen entfernt, sodaß bei dieser Angabe überall die höchstmögliche Annäherung durch die Landspitzen berücksichtigt ist. Sie dehnt sich vom Westen nach Südosten und hat wie Kandia eine Gebirgskette in ihrer Mitte, welche Äste absetzt. Im westlichen Theile hat dasselbe seine höchsten Gipfel im Dros Staveros, dem Olympos der Alten, dessen Höhe fast an die Schneelinie grenzt, und in seinem westlichen Verlaufe mit dem Cap Arnaut oder Epiphania's seine Endtschaft erreicht. Auch die östlichste Spitze, das Vorgebirge St. Andrea, ist durch vulkanische Hügel mit dem Hauptgebirge verbunden, das in der Mitte der Insel noch außerdem die bedeutende Spitze St. Croce erhebt. Andere Vorgebirge sind im Norden Cormachiti, südöstlich das Cap Greco (Griega), weiter südlich Khiti, und das südlichste Gatta. Westlich von diesem ist endlich noch das Cap Blanco. Das hohe Gebirge besteht aus Hornstein mit starken Quarzadern, theils sehr schön bewaldet. Das Ufer ist überall unterbrochen und der bedeutendste Busen der von Larnaka im Osten der Insel. Es gibt mehre Küstenflüsse, die vom Gebirge herabkommen, und unter ihnen die bedeutendsten Pedio (Podacus) und Peroi der in jenen einfällt. Dennoch leidet die Insel, da alle früher angelegte Wasserleitungen theils durch Menschenhand, theils durch Erdbeben zerstört sind, an vielen Stellen Mangel an Wasser. Die beiden bedeutendern Inseln in der Nähe sind östlich vom Cap Arnaut Macchio Manino und südlich vom Cap St. Andrea Denares.

Wir kehren nun zu dem asiatischen Ufer des ägäischen Meeres zurück und lernen zunächst nach dem Ausflusse der Dardanellen das Cap Jenischehr oder Janissari und Baba kennen, die die westliche Seite des Sandschak Bigha gegen das ägäische Meer hin begrenzen. Dieser Theil, an dem nur wenig nördlich vom Vorgebirge Jenischehr der Mindere oder Simois der Alten, nachdem er den Skamander, jetzt Bunarbaski, aufgenommen, in die Dardanellen mündet, ist der ebenfte Strich des ganzen asiatischen Gestades am ägäischen Meere. Sonst ist es überall felsig und von Vorgebirgen, Halbinseln, Busen und Buchten ununterbrochen zerrissen. Nördlich von Baba fällt noch der Satnios in den Archipelagus, südlich von ihm aber senkt sich sogleich das Ufer nordöstlich ein und bildet den bedeutenden Busen von Eremit (Adramyti). Uferflüsse von keinem Belange münden in ihn aus. Quervor von ihm bis zum Busen Sandraghi (Sandarlik) ragen mehre Vorgebirge (z. B. Kaloni) in das Meer, und an der nördlichen Seite dieses Busens fällt der vom Kudschetagh kommende Grismakli, der eine Menge kleiner Bäche, die gleichsam Äste von ihm, dem Stamme, bilden, an sich zieht, ein. Außerdem hat aber das Sandschak Sjarulhan, das bis zum Meerbusen von Smyrna reicht, noch den vom Muradtagh herabkommenden Kobos, den Goldsand führenden Hermus der Alten. Außer andern Bergwässern fällt Manissa (Magnesia) gegenüber der Marmara in diesen ein, bis er sich selbst außer andern kleinern Zuflüssen, z. B. dem Meles, östlich von ihm in dem Busen von

Ismir (Smyrna) verliert. Bekanntlich liegen in diesem mehre unbedeutende Inseln und zwischen ihm und dem geräumigen Busen von Skalanova läuft eine Halbinsel, welche die Straße von Skio bildet, mit dem nördlichen Cap Kara (das schwarze Vorgebirge) und dem südwestlichen Cap Blanc (südlich Cap Koraka) weit in das Meer und biegt sich nördlich um. Asjaluk, das zu einem Dorfe herabgesunkene Ephesus, sieht den, durch die vom Bostagh, Restenaustagh und Berg Molus herabkommenden Bergströme genährten kleinen Mendres an seiner nördlichen Seite ins Meer fallen, während der Busen von Skalanova mit dem Cap St. Marie, Samos gegenüber, sich verliert. Südlich vom Cap, im Angesichte der Insel Agathonisi, naht sich der große Mendres (Mäander) im Sandschak Aidin dem Meer. Auch er entteit dem Muradtagh, nimmt den Chimrak, Kapti Su und andere Zuflüsse vom Norden her und ebenso bedeutende Ströme, die zum Theil im Babatagh und in den Sandschaks Muntetscha und Tefke ihren Ursprung haben, vom Süden her, auf, und ist der letzte größere Fluß oder überhaupt der größte, den Asien in das ägäische Meer schickt. Das Sandschak Muntetscha theilt seine Ufer zwischen diesem und dem ägäischen Meere, hat in jenem die Busen von Muntetscha, Istankhoi und Symi, zwischen welchen letzten beiden das Vorgebirge Krio zu suchen ist, in diesem den von Marmaris, Karaguachi, Megri und Kalamaki, und die Vorgebirge Balbi, der Insel Symi gegenüber und zwischen Megri und Kalamaki, die sieben Vorgebirge oder Yedi-Burun, und schließt mit dem Vorgebirge Khelidoni (Schelidan). Das ägäische Meer nimmt in dieser Gegend nur Küstenflüsse auf, dagegen mündet in den Busen von Karaguachi der Kabbeh und zwischen den sieben Vorgebirgen und Patara der Essenide (Kanthus) aus, mit Ausschluß von Uferbächen, von denen der östlichste sich in den Hafen von Fineca ergießt. Mit dem Vorgebirge Khelidoni öffnet sich der große Busen von Antalia, der die südliche Grenze von Tefke macht. Er hat innerlich die Vorgebirge Arora, Karaburun, Serlindy und schließt mit dem Cap Kharaban in Itschil. Auch liegen innerhalb mehre kleine Eilande, und seine wichtigsten Mündungen sind die der Flüsse Duden, Gestrus, Eurymedon und Mellawgat. Bedeutender sind die Gewässer, welche die Statthalterchaft Itschil durchströmen, obwol auch sie nur bloße Küstenflüsse sind. So der Alara, der bei Alaja mündet, der Erminat oder Gökür, der Lamas nördlich von Ayasch, der Karasu oder Tersus (Cydnus), der bei Tarsus vorüberläuft, der Sihan (Sarus), der vom Taurus, nach Andern jenseit dieses Gebirges herkommt, Adana bespült, und vor seiner Mündung 540 Fuß breit ist, und endlich der Dschihun, der aus Mersach kommt, und in den Busen von Skanderun einfließt. Unter den Vorgebirgen ist das südlichste Anemur, von diesem östlich Kizliman, Cavaliere und Karadasch, mit dem der obengenannte Busen beginnt, der aus Itschil, Mersach und Haleb mehre Küstenflüsse aufnimmt, und mit dem Cap Caneir oder Porcas das östliche Ufer des mittelländischen Meeres anhebt. Auch das Gjalet Haleb hat nicht sehr wichtige Flüsse, mit

Ausnahme des Asi, der aus dem See von Antakia, jetzt Karamort, sonst Afrenus, in welchen sich der vom amantischen Gebirge kommende Asud und Afrin ergießt, dem Busen von Suwadia in einer Breite von 120 Fuß zuläuft. Ein Binnensfluß von Haleb ist der Kueik, der vom Gebirge von Aintab herab, bei Haleb vorüber in den See Kinerin einfällt. Östlich ist der Sedschur, der dem Gebirge Merafch im Norden entsteigt und östlich in den Frat, der hier die Grenze von Rakfa bildet, einfällt. Mit dem Asi oder Prontes und Arius der Alten, dessen Quellen wir nachgehen und der von Süden her die Grenze Halebs überschreitet, betreten wir zugleich das Paschalik Damas. Jener kommt vom Dschebel-el-scheikh, ist anfangs unbedeutend, fließt dann nördlich nach Hems, läuft nordwestlich nach Hama, nachdem noch vor Hems ein Arm desselben den Boheir-el-kods berührt hat, nimmt den Fermut und andere Flüsse auf, macht die Grenze von Tarablus, betritt Haleb und setzt dann seinen Weg auf die ebenbeschriebene Weise fort. Tarablus erinnert uns sogleich, an das Gestade des Mittelmeers zurückzukehren. Es hat diese Statthalterchaft eine große Menge Küstenflüsse, die alle vom Libanon herab dem Meere zulaufen, wie im Norden den Gebail (Gabalala) und südwärts den Nahar-el-mulk, den Nahar-el-Nahar (Nahar نهر bedeutet Fluß) el-husein, den Nahar-el-bered, den Kadisch bei Tarablus (Tripoli) und andere. Auch Vorgebirge sind hier, wie Posun, Ziaret und andere, doch ist das Gestade nicht grade durch tiefe Buchten zerrissen, indem die Landschaft die einzige bedeutende Bucht besitzt, südlich von der Stadt Akfa (Akre oder St. Jean d'Acree, sonst Ptolemäis) und nördlich vom Gebirge Karmel, das die südliche Spitze derselben bildet. An Küstenflüssen, die vom Gebirge herabkommen, fehlt es auch hier nicht. Am längsten fließt der Kas-mije, der von Baalbek herkommt, Kelb, Selib, Aula nördlich von Bairut und der Kischon, der die Grenze zwischen dem Stamme Sebulon und Naphtali abgab, und durch die Ebene Esdrelon der obenangegebenen Bucht zuläuft. Aber auch er hat nur im Winter hinlänglich Wasser, im Sommer kann man ihn durchwaten. Eine Stunde nördlich vom Tyrus fällt der Kas-mie ein, nach einem Laufe von 25 italienischen Meilen und nachdem er den Litane aufgenommen hat. Das Gjalet Damas wird erst von Kaisarie an vom mittelländischen Meere berührt. Unter den Küstenflüssen sind die bedeutendern der Arsuf, der Nahar-elrabia, der die Ebene von Ramla bewässert, und zwischen den genannten beiden der Nahar Abi Petros, der Sorek, der von Jerusalem herkommt und als der südlichste der Besor. Außerdem aber gibt es eine Menge Binnensflüsse, und unter ihnen der Hauptfluß des alten Palästina, der Jordan, jetzt Arden (اردن) oder in seinem nördlichem Theile der Scheriat (شريعة) genannt. Er entspringt unweit des Dschebel-el-scheikh (sonst Panius) und vergrößert sich unterwegs durch eine Menge vom Antilibanon herabstürzenden Bächen, z. B. der Kohad; der Wadi

Thaeth kommt dagegen vom Berge Hauran. Südlicher kommt der Yabes und Zerka, sonst Zabbot, der auf dem basanitischen Gebirge entspringt. Dessenungeachtet tritt selbst im Frühlinge der Jordan nicht aus seinen Ufern. Sein Lauf von der Quelle bis zur Mündung in das todte Meer wird auf 34—35 Stunden geschätzt. Unweit Jericho ist er 60—90 Fuß breit und 5—6 Ellen tief. Sein Wasser ist trübe und mehr lau als kalt. In das todte Meer (türkisch Ulu denizi, arabisch بحر اللوط, Lotsmeer) fallen überdies von Südosten her der Modscheb, Dane, Saffje-el-ahsa und andere ein. Außerdem wird das Land auch von mehreren Bächen, die entstehen und in ihrem Laufe verschwinden, bewässert.

Der persische Meerbusen endlich als das letzte der sieben Meere scheidet nur in geringer Breite die Statthalterchaft Basra in ihrer südlichsten Spitze ab, er ist aber für die ostasiatischen Provinzen des Osmanischen Reichs von der größten Wichtigkeit, da in ihnen der zum Schatt-el-arab vereinigte Frat (فرات) und Tigris (خور الله) ausmündet. Übrigens bildet das Meer die bekannte tiefe Bucht Khur Allah (خور الله).

Der Euphrat, jetzt Frat (فرات), einer der größten Flüsse Westasiens, bildet zugleich auch nächst dem Tigr das bedeutendste Flußgebiet der asiatischen Türkei, und durchströmt sie von Norden nach Süden fast in seiner ganzen Länge. Er entspringt aus zwei Quellen, der südlich gelegenen von Hasankaleh auf dem Atatagh (Aba bei Plinius, Abos bei Strabon), deren Strom nicht weit unterhalb Erzerum mehre vom Kuttagh und Kebantagh herabkommende Flüsse aufnimmt, alsdann seinen südwestlichen Lauf fortsetzt, bei Egin den Taurus durchbricht, Erzerum und zum Theil Diarbekr von Siwas scheidet, da aber, wo der Murad einfällt, vom Taurus genöthigt wird, bis zur Mündung des Afsa ganz westlich zu laufen. Der Murad ist der zweite Arm, der von Bingöl-Gebirge in der südöstlichen Spitze der Statthalterchaft Erzerum herkommt, nach kurzem Laufe den vom Süden einfallenden Bingöl, und andere südlich und nördlich (z. B. das Wasser von Melaskerd), und zuletzt den bei Rusch südöstlich vorüberfließenden Karasu aufnimmt. So läuft er westlich fort in unbedeutender südlicher Abweichung bei Jebakschur, Tabum und Palu vorüber, bis er drei Tagereisen unterhalb Erzerum und vor der durch ihre Kupfergruben bekannten Stadt Maden in Diarbekr sich mit dem andern Arme vereinigt. Von der Mündung des Afsa aus läuft er südlich, verschlingt außer andern Bächen den von Hasan Eschelebi kommenden Kischgös, sowie den aus Karaman bei Malatia vorüberströmenden Kuramas oder Karasu (Melas), von dessen Vereinigung an er sich südöstlich wendet, und den aus Diarbekr sich nahenden Arsen empfängt. Da wo er als Grenzscheide von Rakfa und Merafch seinen Lauf beginnt, biegt er von Neuem südwestlich um und nimmt den Atrak Sui auf, bis er von Simasot an nur mit

geringen Abbiegungen unaufhörlich in südöstlicher Richtung seinen Lauf vollbringt. Unter den Flüssen, die ihm von Nerasch zukommen, sind der Sensia und der Sedschur die bedeutendsten. Letzterer kommt aus dem Herzen von Nerasch vom Taurus herab, fließt an Aintab vorüber, betritt bei Usumli das Gjalet Haleb, und mündet nicht weit von Menbigz ein. Der Lauf des Frat ist hier südlicher, dagegen von Beles an wieder westlicher, und nun trennt er auf der ganzen südwestlichen Seite Rakka von der Wüste, aus der ihm kleine Bäche zulaufen. Bei Rakka selbst fällt die Rakka, die von Surudsch kommt, ein und außerdem die Birebschif und Kaha, bis bei Kirkesia (Kirkesium) der Khabur ankommt. Dieser entspringt bei Reseina auf dem massigen Gebirge, läuft südöstlich parallel mit dem Rakka durchschneidenden Gebirgsrücken fort, und nimmt den vom Karadschatagh kommenden, und längs des Sindschar-Gebirges und bei Sindschar selbst vorüberlaufenden Sindschar auf. Bei Jizera fällt die Hafenquelle (Ain-el-arneb), ein kleiner Fluß, ein, und zwischen Karagul und Zab setzt man den Abfluß des alten Armes des Frat, der sich anfangs in Sümpfe verläuft, später aber durch andere Zuflüsse verstärkt wieder zum Vorschein kommt. Der nördlichste Kanal ist der Isaaks-Kanal, worauf oberhalb Enbar mehre theils den Frat mit dem kleinen Tigr, theils mit dem größern verbinden. Unterhalb dieser befindet sich der Jesus- (Isa) Kanal und mehre andere, die den Tigr bei Baghdad und unterhalb dieser Stadt mit dem Euphrat verbinden. Von Semawat an und unterhalb dieses Fleckens wendet er sich östlich, und läuft in dieser Richtung, zuletzt sogar nordöstlich, bis er bei Korna, dem alten Apamea, sich mit dem Tigr zum Schatt-el-arab ungefähr 30 französische Meilen vor seiner Mündung vereinigt. Bei Kut fällt auch der breite Kanal Hai ein, der bei Amara vom Tigr auslaufend sich südlich herabstürzt und die Grenze von Basra bildet. Es ist übrigens bekannt, daß der Euphrat in früherer Zeit seine besondere Mündung in den Khur (خور d. i. Mündung) Abdallah hatte, die ihm aber

die Einwohner durch Dämme entrisen. Das Bette des Flusses ist verschieden. So sagt Niebuhr (II, 413), daß er bei Bir breiter als der Tigr bei Mosul, d. h. etwa 80 Doppelschritte oder 380—400 Fuß, wie die Elbe bei Meissen breit sei. Bei Babylon hat er 500 Fuß Breite und über zwei Mannshöhen Tiefe. Jetzt wird er nur mit kleinen Schiffen befahren und erst unterhalb Bir trägt er größere. Vor 60 Jahren ward der Strom vorzüglich von Bir bis Hilla sehr benutzt, allein durch Lässigkeit der Anwohner hat diese lebhafteste Verbindung ganz aufgehört. Von Hilla nach Basra dagegen wird die Schifffahrt munter betrieben. Der Euphrat fließt im Allgemeinen ruhig, bildet wenig Fuhrten und fast keine bemerkenswerthe Insel. Seine Ufer sind ziemlich überall fruchtbar, und selbst nach seiner Vereinigung bei Korna bewahrt er sich in seinem Laufe die Reinheit seines Wassers, sodas man selbst eine französische Meile unterhalb der genannten Stadt glauben sollte,

beide Flüsse seien in Lauf und Farbe durch eine Grenzlinie geschieden.

Der Tigr, oder Didschlet (بجلة) bei den Arabern, hat zwar keinen so langen Lauf als der Frat, ist aber ein bei weitem mächtigerer Strom und auch durch die Schnelligkeit seines Sturzes ausgezeichnet. Auch er hat zwei Quellen, die beide in der Statthalterschaft Diarbekr entspringen. Der größere und nordwestliche Quellenfluß führt gleich vom Anfang an den Namen Tigr, der östliche heißt Khabur. Jener hat wiederum drei Quellen, die sich bald vereinigen, bei Diarbekr vorüber kommen, den von Miasarekin sich nahenden Hausz und den aus dem Norden herabsteigenden Arzen aufnehmen, bis sie sich mit dem östlichen Tigr (Nicephorius), der von Betlis kommt, und vom noch östlicheren kleinen Khabur verschlungen wird, oberhalb Kala Adschur vereinigen. Der Lauf des Stroms ist auch von nun an südöstlich, eine Menge Flüsse rechts und links bringen ihren Tribut, unter ihnen der große und kleine Zab, von denen jener bei seiner Vereinigung mit dem Hukiar das kurdische Gebirge durchbricht, von da die Grenze von Mosul und Schehrfor bildet und unterhalb Haditha mehrarmig einmündet. Der kleine Zab oder Altunsu, der im östlichen Theile jenes Gebirges seine Quellen hat, den Tabet, Injehsu und Kassu aufnimmt, mündet bei Keschab ein. Von da strömt der Tigr bei Dekrit vorüber, und entsendet gegenüber von Samarra von seinem westlichen Arme den kleinen Tigr, der sich mit den Kanälen bei Bagdad vereinigt. Von Bagdad an wird der Strom immer mächtiger, verschlingt bei Dokala die kleine Diala, und bei Suleiman-Pak die größere, die aus Schehrfor herabkommend, den Holwan, Derteng, die vom Zagros ausgehen, und andere Flüsse mit sich vereinigt. Hierauf läuft der Tigr parallel mit dem Hamrun-Gebirge, zieht unterhalb desselben den aus Khusistan kommenden Mandali und südlich von seiner Vereinigung mit dem Euphrat den Kerah an sich. Er trägt die größten Schiffe und mündet durch vier Kanäle (Niebuhr. II. Tab. XL.) in den persischen Meerbusen aus.

Binnenflüsse, die nicht zu den angedeuteten Stromgebieten gehören, die, sowie sie ihren Quellen entlaufen, sich auch wieder spurlos, ohne in irgend einen der genannten Flüsse auszumünden, verlaufen, sind wie anderwärts, so auch in der asiatischen Türkei seltene Erscheinungen. Zu ihnen würden wir als die bedeutendsten höchstens vier zählen, während andere als nicht einmal beachtungswerth unberührt bleiben. Unter jenen ist der Daifan (sonst Scirtus) bei Drsa (oder Kaha, sonst Kalirhoë und Edeffa) einer der wichtigern. Ferner bewässert der Kueik oder Koik, der schon oben erwähnt ward, die Gärten von Haleb, während die Stadt zum Theil ihre Wasser durch Wasserleitungen aus entferntem Quellen bezieht. Er mündet in den See Kinnerin. Der Kewa-Fluß südöstlich von Damas ist gänzlich auf sich beschränkt, ebenso der Wadi-Serran und andere in derselben Statthalterschaft.

Wichtiger und größer sind einzelne Seen und geeignet, Flüsse in sich aufzunehmen, die hier zugleich mit diesen erwähnt werden sollen. Wie wir den Zügen der Berge und Flüsse von Osten nach Westen nachgingen, so wollen wir jetzt in gleicher Richtung die Seen aufsuchen und in aller Kürze ihre Beschaffenheit erwähnen. Der östlichste Balakatzi befindet sich in dem Gjalet Karš, und zwar im östlichsten Theile desselben. Er ist mehr lang als breit und an Fischen reich. Einige Bäche fallen in denselben ein, und ein größerer läuft aus demselben dem Arpatschai zu. Tschildir und Trabesun haben keinen See, Erzerum dagegen mehre, und unter ihnen den Schello, der an der Grenze von Wan und nordwestlich vom See Wan sich befindet. Er hat 1½ Meile im Umfang und kommt mithin dem Balakatzi gleich. Ihm zunächst begegnen wir sogleich jenseit der Grenze in Wan dem Nasul-See (Arcthusa), der fischreich und größer als der ebenangegebene ist, aber wie der Bulanigöl in demselben Gjalet im Winter hart zufriert. Unstreitig der größte Landsee der Osmanischen Türkei, oder wenn wir den Angaben, daß er mit seinen Buchten 33 Meilen im Umfange hat, trauen dürfen, dem todtten Meer an Größe nicht viel nachgebend, ist der See Ardfisch oder Wan. Er soll vier bis fünf Meilen lang und in der Mitte zwei Meilen breit sein, wird aber bei gutem Wind in vier Stunden in seiner Länge durchsegelt. Vom Nasul ist er durch den Seipantagh getrennt, aber durchaus noch nicht hinlänglich untersucht. Unser unglücklicher Landsmann Schulze hatte grade die nähere Kenntniß dieser Gegend sich zur Hauptaufgabe gemacht, sah auch noch den See, allein die Resultate seiner Anschauung sind theils verloren, theils noch nicht durch den Druck näher zugänglich. Das Wasser desselben ist salzig, nährt aber gute Fische, indem er unter andern Flüssen südöstlich den Koschab und nördlich von der Hauptstadt Wan den Bendmahi an sich zieht. Auf seiner Ostseite hat er drei Eilande, von denen das südwestliche von Wan, Ightimar oder Aghtamar, ein Schloß und berühmtes armenisches Kloster trägt. Ein Abfluß des Sees wird nicht bemerkt. — Mit keinem dieser Seen sind die von Diarbekr zu vergleichen, weder der Kökdschek im westlichen Theile bei Kharput, noch der bei Erzen im Osten, die beide kleiner als die bereits genannten sind. So hat auch die Statthaltertschaft Schehrfor nur unbedeutende Bergseen, wie den bei Bellan an der einen Quelle des kleinen Zab, in den er auch ausläuft, und den bei dem Passe Derbendpuscht nach Iran. Die große Provinz Bagdad zählt nur drei namenswerthe Seen, hat dagegen in dem untern Frat- und Tigr-Gebiete bedeutende Versumpfung und Moräste. Unter jenen befindet sich der See Afem nordöstlich von Tekrit, in den mehre Bäche münden, während er selbst seinen Abfluß in den Tigr hat. Größer ist der bei Labata, durch den der Isaaks-Kanal seinen Weg nimmt. Auch er hat seine sichtbaren und unsichtbaren Verbindungen mit dem Euphrat. Drittens endlich ist der See Khatunije hinter dem südlichen Ausgange des Sindschar-Gebirges (36° n. Br.) an der Grenze von Rakka in dem Delta,

welches der Rhabur und Sindschar bilden, zu erwähnen. Er trägt ein kleines Eiland desselben Namens, sonst aber ist er wenig erhebtlich. Basra hat zwar keinen See, leidet aber durch die jährlichen Überschwemmungen des Schatt-el-arab, die nicht wie früher durch Unterhaltung der Kanäle unschädlich gemacht werden. Zu beiden Ufern finden sich daher Sümpfe, die das an sich ungesunde Klima noch ungesunder machen und Krankheiten befördern und unterhalten. Rakka halb Stufenland, halb Wüste, ist an sich wasserarm und in seiner südlichen Hälfte fällt kaum im Jahr einmal Regen, dagegen hat Haleb Fluß-, Quell- und sogar in einem seiner Seen salziges Wasser. Wir erwähnten unter denselben schon oben den kleinen See Kinerin, südlich von Haleb, in den der Kueik mündet, während er selbst keinen sichtbaren Abfluß hat, wol aber durch Ausdünstung sehr viel verliert. Bedeutender als dieser ist der südöstlich von Haleb befindliche Salzsee von Dschibul, in dessen Umgebung Lagunen angebracht sind, welche den ganzen Bedarf an Salz für die Provinz hergeben. Er ist lang gestreckt und außerordentlich schmal. Der dritte See endlich in Haleb ist der alte fischreiche Usrenus, jetzt Karamort oder der See von Antakia, nordöstlich von der gleichnamigen Stadt. Sein Wasser ist süß, genährt durch den Afrin, Asud und andere Bäche, während er selbst seinen Überfluß in den Asi ausströmt. Die Uferländer Tarablus und Akka haben keinen See, wenn wir davon absehen, daß die Westseite des See's von Tabaria letzterer Provinz angehört. Dieser nämlich gehört seinem Haupttheile nach der Statthaltertschaft Damas an. Er wird von dem Arden durchströmt, und an seinem südlichen Ufer beim Ausflusse des Arden lag das alte Tiberias in einer anmuthigen Gegend. Jetzt liegt der Ort an der Westseite etwas nördlicher, und der See heißt bekanntlich der See Genezareth oder das galiläische Meer (*θάλασσα τῆς Γαλιλαίας* oder *τῆς Τιβεριάδος* jetzt *بحيرة طبرية*), weil er in der Provinz Galiläa lag. Seine Länge von Norden nach Süden beträgt etwa drei Meilen, die Breite eine Meile, oder nach Josephus 100 Stadien die Länge, und 40 die Breite. Sein Wasser ist kühl, süß und gesund, daher auch fischreich, und obwol seine Ufer sandig sind, so werden doch seine Umgebungen um ihrer Anmuth willen ungemein gerühmt. Ali Bei (III. 210 fg.) erzählt, daß seine nördliche Seite ganz mit Basalt, Lava und andern vulkanischen Producten bedeckt sei, und äußert die Meinung, daß der See selbst der Krater eines Vulkans gewesen sein könne. — Dieser aber ist weder der größte noch der kleinste in genannter Statthaltertschaft. Ihm an Umfang zunächst folgt der sieben Stunden südöstlich von Damas gelegene Boheiret-el-merbch oder Khotteiba von 3½ bis 4 Meilen im Umkreise. Er hat süßes Wasser, das durch mehre Bäche, nachdem sie das sogenannte Paradies von Damasus bewässert und sich im Barrada (sonst Arfana) vereinigt, herzugeführt wird. Der See hat dadurch Aufmerksamkeit erregt, daß sein Wasserstand zu jeder Zeit sowol in den Regenmonaten

als im hohen Sommer derselbe bleibt, ohne daß irgend ein Abfluß bemerkbar wäre (*Ali Bei* III. 231.). Der *Bahr-el-cods*, der sich im Westen von *Hems* ganz schmal nach Süden hinzieht, erhält vom *Antilibanon* sein Wasser und gibt seinen Überfluß durch eine südliche Ergießung in den *Asi* ab. Der nördlichste See, hart an der Grenze des Gebiets von *Haleb*, ist der *Berga*, westlich vom *Berge Uscherun*. Er ist wie ein anderer kleiner nordwestlich vom *Boheiret-el-merdsch* (*Boheiret* heißt: Meerchen, d. i. kleiner See) Salzsee. Ohne nun viel von dem unbedeutenden See *Hule*, um nicht zu sagen *Teich*, durch den der *Arden*, ehe er in den See von *Taberije* einfällt, fließt, zu bemerken, gehen wir sogleich zu dem sogenannten todtten Meere, das, bei den Türken den Namen *Ulu Denisi* und bei den Arabern den des Meeres *Lots* (بحر لوط oder بحر لوط) trägt, über. Dieser zwischen 31° und 32° Br. befindliche, von Anhöhen-ingeschlossene Landsee liegt an der Südostgrenze des alten *Palästina* in ganz vulkanischen Umgebungen, weshalb auch *Edrissi* zur Erinnerung ihn den *Sodom- und Gomorra-See* (بحر سادوم وغامور) nennt. Über seine Größe sind die widersprechendsten Berichte im Umlauf und der Wahrheit am nächsten kommen unstreitig die Angaben des *Josephus* zu 540 Stadien, d. i. 12½ teutsche Meilen, Länge vom Norden nach Süden, und 150, d. i. 3½ teutsche Meilen, Breite. Damit stimmt auch *Forbin* (*Voyage dans le Levant*, ed. II. p. 99) so ziemlich überein, nur bestimmt er die größte Breite auf höchstens zehn französische Meilen. *Korte* (S. 187) dagegen gibt übertriebene Nachrichten. Sein Wasser ist so gesalzen und mit *Alaun* geschwängert, daß keine *Conchylien* und *Seegewächse*, und auch keine Fische darin dauern. In 100 Theilen Wasser, berichtet *Hassel*, sind $\frac{1}{4}$ Theile Salz und davon $\frac{3}{4}$ salzsaure *Bittererde*, $\frac{1}{8}$ salzsaure *Kalkerde* und $\frac{1}{10}$ salzsaures *Natron*. Was nur in die Nähe des Sees kommt, wird von Salz *infiltrirt*, und sogar schwere Körper schwimmen oben. Die Umgebungen sind eine schauerliche *Einde*, und mehre Meilen weit in dem von unsichtbarem *Dunst* angefüllten Thale wächst kein *Grashalm*, athmet kein Thier. Westlich ist sogar der Boden salzig und verbrannt, und häufig zeigt sich auf der Oberfläche schwimmendes *Asphalt* (daher die Benennung bei *Josephus* *Λιμνη Ασφαλτιτις*), der östlich seine unterirdischen Quellen hat. Das Wasser ist ungenießbar und überhaupt von der früher so fruchtbaren und bevölkerten Gegend keine Spur mehr. Auch dieser See hat keinen Abfluß, obwohl außer dem *Jordan* eine Menge andere Bäche in ihn einmünden.

Je mehr Seen in der *Statthaltertschaft* *Damaskus* bemerkenswerth waren, desto weniger gibt es in *Itschil*, *Merasch* und *Simas*. Nur *Teichen* oder *Weihern* begegnet man in den genannten Provinzen und unter diesen sind noch die bedeutendsten in *Itschil* rechts und links vom *Vorgebirge Karadasch* in der Nähe des *Busens* von *Skanderun* und des *Ortes Mallos*. Ganz anders sieht

es in *Karaman* und *Anatoli* aus. *Karaman* hat selbst einen Salzsee im nordwestlichen Theile der Provinz in geringer nordöstlicher Entfernung von *Tusla*, der hinreichend Salz für *Karaman* und einen Theil von *Anatoli* hergibt, und auch der See von *Arksera* heißt. Hier ist aber der östliche von den beiden neben einander befindlichen zu verstehen, denn von dem näher bei *Tusla* gelegenen wird eine gleiche Ergiebigkeit nicht gerühmt. In der Nähe des erstern werden die größten *Salinen* der ganzen vorderasiatischen Halbinsel angetroffen. Der bedeutendste See von *Karaman* ist aber der im alten *Isaurien* und im jetzigen *Sandschal* *Begschehr* befindliche lange, aber schmale See von *Begschehr* zwischen dem *Sultantagh* und dem *Kurun*, der sein Wasser dem See von *Sidischehr* zuschickt. Beide nähren in ihrem süßen Wasser viele Fische. In sie mündet auch der *Siglah* aus, und der kleine von *Aigara* kommende *Aigara*. — Der See von *Konia* im Osten derselben Stadt ist zwar unbedeutend, befindet sich aber in einer höchst fruchtbaren Ebene, durch welche der *Bach Meram* in ihn ausläuft. Ganz im Westen der Provinz und unmittelbar bei der Stadt *Akschehr* nördlich sieht man den See von *Akschehr*, der fast von allen Seiten Bäche, unter ihnen den *Akarsu*, in sich aufnimmt. Er steht mit dem *Balowadin* in Verbindung und ist bedeutender als der See von *Ladik*, den der *Ighunfu* durchströmt. Noch befindet sich nördlich vom See von *Begschehr* und am südlichen Fuße des *Sultantagh* der *Korali*, einer der größten *Binnenseen* der Provinz. Alle die genannten *See- und Wasser-Seen* versehen ihre *Uferbewohner* mit schwachen *Fischarten*, größer aber als sie sind die von *Anatoli*. Diese an Umfang bedeutendste *Statthaltertschaft* des ganzen *Osmanischen Asiens*, der nun die von *Bagdad* sich an die Seite stellen kann, schließt auch die meisten Seen in ihr Gebiet ein. Unter gleicher Breite mit dem zuletzt erwähnten See (38°) und hart an der Grenze von *Karaman* begegnen wir zuerst im *Sandschal* *Hamid* dem See *Igiedir* mit den beiden *Eilanden* *Dschanadasi* und *Nisadasi*. Er ist 10 Ellen tief, 4½ *Parasangen*, d. i. gegen 3 Meilen, lang, zwei Meilen (3 *Parasangen*) tief, und nur etwas über 3 Meilen vom See *Burdur*, der westlich, aber unter demselben Grade der Breite liegt, entfernt. Dieser wird zur Länge von 60 und zu einer Breite von 40 *Miglia* angegeben, ist mithin bedeutend größer als der obengenannte. Südwestlich von diesem am Fuße des *Babatagh*, südlich und nordwestlich von *Bazarbhan*, sind zwei mehr *Weihern* ähnliche *Wasserflächen*. Größer als beide zusammengenommen ist der *Uf-Rafi-See*, nördlich von *Munteschä*, an dessen Nordwestspitze der *Mendres* vorüber in das *ägäische Meer* ausläuft. Der schlammige Salzsee von *Karabisar* zwischen *Karabisar* und *Eskihisar* ist ebenso unbedeutend wie der von *Marmara* östlich von *Marmara* im *Sandschal* *Sarukhan*. Mehr Aufmerksamkeit verdienen der See *Uluhad* in der Mitte des *Sandschaks* *Kobawendkiar*, der den *Sandschan* und *Edrenos* in sich aufnimmt, und durch jenen in das Meer von *Marmara* abfließt, und der *Ajam-See*, östlich von *Tsnik* (*Nikaa*) im *Sandschal* von *Kob-*

scha Ali. Vor Alters hieß er Ascanius, und er ist bei weitem umfassender und tiefer als der Sabandscha, nördlich von Sabandscha, in demselben Sandschaf. Westlich von Ulubad in Rhodawendkiar liegt ein zweiter zwischen ihm und dem See von Bigha, südöstlich von der gleichnamigen Stadt. Alle übrigen, wie die im Sandschaf Boli (Esnanli, Karagöl, Tusligöl, Mogigöl), der See Yenigöl, nordöstlich von der Stadt desselben Namens, der See Balikesri im Sandschaf Karasi, sind kaum der Rede werth, und werden nur der Vollständigkeit wegen erwähnt.

Die Strömung der Flüsse und ihr Fall ist zugleich der sicherste Maßstab für die Abdachung und die Neigung des Bodens. In der europäischen Türkei ist unstreitig die fühlbarste Senkung zwischen dem Balkan und den Karpaten zu Folge des Stromgebietes der Donau, die nächst dem Tigr in sämtlichen türkischen Staaten den größten Sturz hat, zu suchen. Die übrigen europäischen Länder verflachen sich natürlich ebenfalls nach den sie umgebenden Meeren, nur ist die Neigung vorzüglich nach dem adriatischen und ionischen Meere hin weniger bemerkbar, während das ägäische und das Meer von Marmara flachere Ufer haben, die sich nach dem Innern der eigentlichen Halbinsel sichtlich erheben. Hier und im Stromgebiete der Donau ist auch das Flachland, wenn auch nicht in vielen unabsehbaren Ebenen, zu suchen. Diese würden überdies selbst weniger wünschenswerth sein, weil dadurch das klimatische Verhältniß und dessen wohlthätiger Einfluß aufgehoben würde. In dem ebenso sehr von Gebirgen durchzogenen Osmanischen Asien finden wir ebenfalls im Laufe der beiden Hauptströme Frat und Tigr die flachste Neigung. Sie umfaßt das Paschalik Bagdad mit Basra und der Wüste, und senkt sich nach dem persischen Meerbusen herab. Alle andere Ufer sind steiler und in geringerer oder weiterer Entfernung von Bergreihen begleitet und durch Vorgebirge zerrissen. Am meisten Neigung hat hier noch das mittelländische Meer, wenn wir von dem sogenannten todtten Meer absehen, in das sich der Jordan und andere Flüsse ergießen. Die größte Ebene findet sich hier in dem untern Gebiete von Bagdad, das aber die Ufer des Frat und Tigr ebenso versandet und unfruchtbar werden sieht, wie die flachen Uferstellen am mittelländischen Meere, die von Jahr zu Jahr durch angeschwemmten Sand zwar größer aber ungenießbarer werden, da nichts geschieht, was der Wirkung des Meeres Einhalt thun könnte. Auf diese Gegenden und Erscheinungen werden wir jedoch später zurückkommen. Die eigentlichen fruchtbaren Gesilde sind in beiden Halbinseln des Osmanischen Reiches die weiten, zum Theil natürlich wasserreichen Thäler, die von den Gebirgen begrenzt den schönsten Ackerboden und die herrlichsten Viehweiden enthalten. An sie schließen sich die Strom- und Ufergebiete an, und in jenen wie in diesen findet sich ein Boden, dessen Ergiebigkeit dem sicilischen nicht nur nichts nachgibt, sondern ihn selbst übertrifft. In dem Sandschaf Salonik sind die Weizenfelder so üppig, daß sie abgeweidet werden oder auf andere Weise Erleichterung er-

halten müssen, wenn die Halme nicht ersticken sollen. Überall ist mit Ausnahme des steinigen Gebirges die lehmige, mit Thon und Kalk abwechselnde Unterlage von höchst productiver Erde überdeckt, die sich zur Tragung aller Gewächse, die das Klima zuläßt, eignet. Die Berge und ihre rauhere Luft begünstigen das Gedeihen der nördlichen Pflanzen, und nichts ist mehr zu bedauern, als daß trotz dieser herrlichen Vegetation und der Möglichkeit, fast sämtliche Ländereien in ein lachendes und üppiges Fruchtfeld umzuschaffen, die Cultur des Bodens dennoch auf unverzeihliche Weise durch die Trägheit der Einwohner und ihre Furcht, durch Mehrertrag, als der Bedarf verlangt, die Habsucht der Beamten zu reizen, vernachlässigt wird. Die Oberfläche gewährt zwar nicht überall einen vortheilhaften Anblick; kahle Felsen und rauhe Abhänge, z. B. im Gebiete von Janina, trockenes wasserloses Erdreich, wie im Gebiete von Kerkilissa, steinige Erdlagen, z. B. am Perferin-Gebirge und im Sandschaf Delonia, wilde Schluchten, weite Striche und Heiden, mit unnützem Strauchwerk besetzt, öde, von Menschen verlassene Flächen, selbst an den größten Heerstraßen des Osmanischen Europa, z. B. von Rusdschuk nach Constantinopel, fehlen nicht; allein schlecht betriebener Ackerbau, eine alles tiefem Blickes entbehrende Staatsökonomie und der jede freiere Betriebsamkeit hemmende und unterdrückende Geist des Beamtenwesens nebst vielen andern Ursachen tragen die Schuld, daß selbst jene gepriesenen Landstriche unbenußt gelassen werden. Selbst die Sumpfs- und Steppengegenden an der Donau und die bedeutendern Sandstriche im Herzen Makedoniens würden durch Anwendung verständiger und regsamer Hände nach und nach aufgehört, der Befruchtung unbesiegbare Hindernisse entgegenzustellen.

Großartiger sind schon oben zum Theil angedeutete Ebenen und wüste Flächen des Osmanischen Asiens. In seinen nördlichen Ländern gestatten die mächtigen Gebirgszüge zwar jene nicht, wenn wir die umfassenden Thäler von ihnen, wie billig, ausschließen, dagegen treffen wir sie in dem Anhang der vorderasiatischen Halbinsel, in den zwei bewohnten sich südlich herabziehenden Länderstrecken, die die Ejalet von Soristan und Bagdad bilden, in um so größerer Ausdehnung. Beide schließen zu gleicher Zeit die große syrische Wüste, die mit der arabischen in Verbindung steht, ein, und wenn dasselbe System der Verwaltung fort dauert, werden sich ebenso von Jahrhundert zu Jahrhundert auf der einen Seite die noch besuchten Dasen jenes öden Gebiets verlieren, wie die schon immer sich vergrößernden dürrn Strecken der beiden genannten Ländermassen sich vermehren. Noch ist z. B. das herrliche Flachland von Damaskus bis zur Wüste der Cultur fähig, zumal da der Libanon ein milderes Klima auch gegen Osten hin sichert, aber schon heute sind nur arabische Bauern, sogenannte Fellahs (فلاح d. i. ein Ackerbautreibender) und nomadische Horden die einzigen Bewohner desselben, indem jene sich mehr an der bessern westlichen Seite festgesetzt haben, diese schon östlich in das Gebiet der Wüste hinüberstreifen.

als im hohen Sommer derselbe bleibt, ohne daß irgend ein Abfluß bemerkbar wäre (*Ali Bei* III. 231.). Der Bahr-el-cods, der sich im Westen von Hems ganz schmal nach Süden hinzieht, erhält vom Antilibanon sein Wasser und gibt seinen Überfluß durch eine südliche Ergießung in den Asf ab. Der nördlichste See, hart an der Grenze des Gebiets von Haleb, ist der Berga, westlich vom Berge Uscherun. Er ist wie ein anderer kleiner nordwestlich vom Boheiret-el-merdsch (Boheiret heißt: Meerchen, d. i. kleiner See) Salzsee. Ohne nun viel von dem unbedeutenden See Hule, um nicht zu sagen Teich, durch den der Arden, ehe er in den See von Taberije einfällt, fließt, zu bemerken, gehen wir sogleich zu dem sogenannten toten Meere, das, bei den Türken den Namen Ulu Denisi und bei den Arabern den des Meeres Lots (بحيرة لوط oder بحر لوط) trägt, über. Dieser zwischen 31° und 32° Br. befindliche, von Anhöheneingeschlossene Landsee liegt an der Südostgrenze des alten Palästina in ganz vulkanischen Umgebungen, weshalb auch Edrissi zur Erinnerung ihn den Sodom- und Gomorra-See (بحيرة سادوم وغامور) nennt.

Über seine Größe sind die widersprechendsten Berichte im Umlauf und der Wahrheit am nächsten kommen unstreitig die Angaben des Josephus zu 540 Stadien, d. i. 12½ teutsche Meilen, Länge vom Norden nach Süden, und 150, d. i. 3½ teutsche Meilen, Breite. Damit stimmt auch Forbin (*Voyage dans le Levant*, ed. II. p. 99) so ziemlich überein, nur bestimmt er die größte Breite auf höchstens zehn französische Meilen. Korte (*S.* 187) dagegen gibt übertriebene Nachrichten. Sein Wasser ist so gesalzen und mit Alaun geschwängert, daß keine Conchylien und Seegewächse, und auch keine Fische darin dauern. In 100 Theilen Wasser, berichtet Hassel, sind $\frac{1}{2}$ Theile Salz und davon $\frac{1}{4}$ salzsaure Bittererde, $\frac{1}{10}$ salzsaure Kalkerde und $\frac{1}{10}$ salzsaures Natrum. Was nur in die Nähe des Sees kommt, wird von Salz inkrustirt, und sogar schwere Körper schwimmen oben. Die Umgebungen sind eine schauerliche Einöde, und mehre Meilen weit in dem von unsichtbarem Dunst angefüllten Thale wächst kein Grashalm, athmet kein Thier. Westlich ist sogar der Boden salzig und verbrannt, und häufig zeigt sich auf der Oberfläche schwimmendes Asphalt (daher die Benennung bei Josephus *Αιωνη Ασφαλτικη*), der östlich seine unterirdischen Quellen hat. Das Wasser ist ungenießbar und überhaupt von der früher so fruchtbaren und bevölkerten Gegend keine Spur mehr. Auch dieser See hat keinen Abfluß, obwohl außer dem Jordan eine Menge andere Bäche in ihn einmünden.

Je mehr Seen in der Statthaltschaft Damaskus bemerkenswerth waren, desto weniger gibt es in Itschil, Merafch und Siwas. Nur Teichen oder Weihern begegnet man in den genannten Provinzen und unter diesen sind noch die bedeutendsten in Itschil rechts und links vom Vorgebirge Karadasch in der Nähe des Busens von Skanderun und des Ortes Mallos. Ganz anders sieht

es in Karaman und Anatoli aus. Karaman hat selbst einen Salzsee im nordwestlichen Theile der Provinz in geringer nordöstlicher Entfernung von Tusla, der hinreichend Salz für Karaman und einen Theil von Anatoli hergibt, und auch der See von Artserai heißt. Hier ist aber der östliche von den beiden neben einander befindlichen zu verstehen, denn von dem näher bei Tusla gelegenen wird eine gleiche Ergiebigkeit nicht gerühmt. In der Nähe des erstern werden die größten Salinen der ganzen vorderasiatischen Halbinsel angetroffen. Der bedeutendste See von Karaman ist aber der im alten Tsaurien und im jetzigen Sandschaf Begschehr befindliche lange, aber schmale See von Begschehr zwischen dem Sultantagh und dem Kurun, der sein Wasser dem See von Sidischehr zuschickt. Beide nähren in ihrem süßen Wasser viele Fische. In sie mündet auch der Siglab aus, und der kleine von Agara kommende Agara. — Der See von Konia im Osten derselben Stadt ist zwar unbedeutend, befindet sich aber in einer höchst fruchtbaren Ebene, durch welche der Bach Meram in ihn ausläuft. Ganz im Westen der Provinz und unmittelbar bei der Stadt Afschehr nördlich sieht man den See von Afschehr, der fast von allen Seiten Bäche, unter ihnen den Akarsu, in sich aufnimmt. Er steht mit dem Bulowadin in Verbindung und ist bedeutender als der See von Ladik, den der Ighunsu durchströmt. Noch befindet sich nördlich vom See von Begschehr und am südlichen Fuße des Sultantagh der Korali, einer der größten Binnenseen der Provinz. Alle die genannten Süßwasser-Seen versehen ihre Uferbewohner mit schmackhaften Fischarten, größer aber als sie sind die von Anatoli. Diese an Umfang bedeutendste Statthaltschaft des ganzen Osmanischen Asiens, der nun die von Bagdad sich an die Seite stellen kann, schließt auch die meisten Seen in ihr Gebiet ein. Unter gleicher Breite mit dem zuletzt erwähnten See (38°) und hart an der Grenze von Karaman begegnen wir zuerst im Sandschaf Hamid dem See Igirdir mit den beiden Eilanden *Dschanadasi* und *Nisadasi*. Er ist 10 Ellen tief, 4½ Parasangen, d. i. gegen 3 Meilen, lang, zwei Meilen (3 Parasangen) tief, und nur etwas über 3 Meilen vom See Burdur, der westlich, aber unter demselben Grade der Breite liegt, entfernt. Dieser wird zur Länge von 60 und zu einer Breite von 40 Miglien angegeben, ist mithin bedeutend größer als der obengenannte. Südwestlich von diesem am Fuße des Babatagh, südlich und nordwestlich von Bazarkhan, sind zwei mehr Weihern ähnliche Wasserflächen. Größer als beide zusammengenommen ist der Uf-Rafi-See, nördlich von Muntetscha, an dessen Nordwestspitze der Mendres vorüber in das ägäische Meer ausläuft. Der schlammige Salzsee von Karabisar zwischen Karabisar und Eskibisar ist ebenso unbedeutend wie der von Marmara östlich von Marmara im Sandschaf Serukhan. Mehr Aufmerksamkeit verdienen der See Ubad in der Mitte des Sandschafs Rhobawendkiar, der den Sandschan und Edrenos in sich aufnimmt, und durch jenen in das Meer von Marmara abfließt, und der Ajam-See, östlich von Jenik (Nikaa) im Sandschaf von Kot-

scha Ili. Vor Alters hieß er Ascanius, und er ist bei weitem umfassender und tiefer als der Sabandscha, nördlich von Sabandscha, in demselben Sandschak. Westlich von Ulubad in Rhodawendkiar liegt ein zweiter zwischen ihm und dem See von Bigha, südöstlich von der gleichnamigen Stadt. Alle übrigen, wie die im Sandschak Boli (Esnanli, Karagöl, Lusligöl, Mogigöl), der See Yenigöl, nordöstlich von der Stadt desselben Namens, der See Balikesri im Sandschak Karasi, sind kaum der Rede werth, und werden nur der Vollständigkeit wegen erwähnt.

Die Strömung der Flüsse und ihr Fall ist zugleich der sicherste Maßstab für die Abdachung und die Neigung des Bodens. In der europäischen Türkei ist unstreitig die fühlbarste Senkung zwischen dem Balkan und den Karpaten zu Folge des Stromgebietes der Donau, die nächst dem Tigr in sämtlichen türkischen Staaten den größten Sturz hat, zu suchen. Die übrigen europäischen Länder versinken sich natürlich ebenfalls nach den sie umgebenden Meeren, nur ist die Neigung vorzüglich nach dem adriatischen und ionischen Meere hin weniger bemerkbar, während das ägäische und das Meer von Marmara flachere Ufer haben, die sich nach dem Innern der eigentlichen Halbinsel sichtlich erheben. Hier und im Stromgebiete der Donau ist auch das Flachland, wenn auch nicht in vielen unabsehbaren Ebenen, zu suchen. Diese würden überdies selbst weniger wünschenswerth sein, weil dadurch das klimatische Verhältniß und dessen wohlthätiger Einfluß aufgehoben würde. In dem ebenso sehr von Gebirgen durchzogenen Osmanischen Asien finden wir ebenfalls im Laufe der beiden Hauptströme Frat und Tigr die flachste Neigung. Sie umfaßt das Paschalik Bagdad mit Basra und der Wüste, und senkt sich nach dem persischen Meerbusen herab. Alle andere Ufer sind steiler und in geringerer oder weiterer Entfernung von Bergreihen begleitet und durch Vorgebirge zerrissen. Am meisten Neigung hat hier noch das mittelländische Meer, wenn wir von dem sogenannten todten Meer absehen, in das sich der Jordan und andere Flüsse ergießen. Die größte Ebene findet sich hier in dem untern Gebiete von Bagdad, das aber die Ufer des Frat und Tigr ebenso versandet und unfruchtbar werden sieht, wie die flachen Uferstellen am mittelländischen Meere, die von Jahr zu Jahr durch angeschwemmten Sand zwar größer aber ungenießbarer werden, da nichts geschieht, was der Wirkung des Meeres Einhalt thun könnte. Auf diese Gegenden und Erscheinungen werden wir jedoch später zurückkommen. Die eigentlichen fruchtbaren Gefilde sind in beiden Halbinseln des Osmanischen Reiches die weiten, zum Theil natürlich wasserreichen Thäler, die von den Gebirgen begrenzt den schönsten Ackerboden und die herrlichsten Viehweiden enthalten. An sie schließen sich die Strom- und Ufergebiete an, und in jenen wie in diesen findet sich ein Boden, dessen Ergiebigkeit dem sicilianischen nicht nur nichts nachgibt, sondern ihn selbst übertrifft. In dem Sandschak Salonik sind die Weizenfelder so üppig, daß sie abgeweidet werden oder auf andere Weise Erleichterung er-

halten müssen, wenn die Halme nicht ersticken sollen. Überall ist mit Ausnahme des steinigen Gebirges die leh- mige, mit Thon und Kalk abwechselnde Unterlage von höchst productiver Erde überdeckt, die sich zur Tragung aller Gewächse, die das Klima zuläßt, eignet. Die Berge und ihre rauhere Luft begünstigen das Gedeihen der nördlichen Pflanzen, und nichts ist mehr zu bedauern, als daß trotz dieser herrlichen Vegetation und der Möglichkeit, fast sämtliche Ländereien in ein lachendes und üppiges Fruchtfeld umzuschaffen, die Cultur des Bodens dennoch auf unverzeihliche Weise durch die Trägheit der Einwohner und ihre Furcht, durch Mehrertrag, als der Bedarf verlangt, die Habsucht der Beamten zu reizen, vernachlässigt wird. Die Oberfläche gewährt zwar nicht überall einen vortheilhaften Anblick; kahle Felsen und rauhe Abhänge, z. B. im Gebiete von Janina, trockenes wasserloses Erdreich, wie im Gebiete von Kerkilissa, steinige Erdlagen, z. B. am Perserin-Gebirge und im Sandschak Delonia, wilde Schluchten, weite Striche und Heiden, mit unnützem Strauchwerke besetzt, öde, von Menschen verlassene Flächen, selbst an den größten Heerstraßen des Osmanischen Europa, z. B. von Rusdschuk nach Constantinopel, fehlen nicht; allein schlecht betriebener Ackerbau, eine alles tiefern Blickes entbehrende Staatsökonomie und der jede freiere Betriebsamkeit hemmende und unterdrückende Geist des Beamtenwesens nebst vielen andern Ursachen tragen die Schuld, daß selbst jene gepriesenen Landstriche unbenutzt gelassen werden. Selbst die Sumpf- und Steppengegenden an der Donau und die bedeutendern Sandstriche im Herzen Makedoniens würden durch Anwendung verständiger und regsamer Hände nach und nach aufgehört, der Befruchtung unbesiegbare Hindernisse entgegenzustellen.

Großartiger sind schon oben zum Theil angeedeutete Ebenen und wüste Flächen des Osmanischen Asiens. In seinen nördlichen Ländern gestatten die mächtigen Gebirgszüge zwar jene nicht, wenn wir die umfassenden Thäler von ihnen, wie billig, ausschließen, dagegen treffen wir sie in dem Anhang der vorderasiatischen Halbinsel, in den zwei bewohnten sich südlich herabziehenden Länderstrecken, die die Gjalet von Soristan und Bagdad bilden, in um so größerer Ausdehnung. Beide schließen zu gleicher Zeit die große syrische Wüste, die mit der arabischen in Verbindung steht, ein, und wenn dasselbe System der Verwaltung fort dauert, werden sich ebenso von Jahrhundert zu Jahrhundert auf der einen Seite die noch besuchten Dasen jenes öden Gebiets verlieren, wie die schon immer sich vergrößernden dürrn Strecken der beiden genannten Ländermassen sich vermehren. Noch ist z. B. das herrliche Flachland von Damaskus bis zur Wüste der Cultur fähig, zumal da der Libanon ein milderes Klima auch gegen Osten hin sichert, aber schon heute sind nur arabische Bauern, sogenannte Fellahs (فلاح d. i. ein Ackerbautreibender) und nomadisirende Horden die einzigen Bewohner desselben, indem jene sich mehr an der bessern westlichen Seite festgesetzt haben, diese schon östlich in das Gebiet der Wüste hinüberstreifen.

Nicht besser steht es mit den südlichen an diese Grenze anliegenden Ländereien. Nur Beduinen durchziehen im Osten des Jordans und des todtten Meeres bis zur wirklichen Wüste hin den tragbaren, selbst nicht einmal wasserarmen Boden, und die Ebene von Hauran, die früher so bewohnt war, sieht jetzt schon den Feind aller Cultur in ähnlichen Ländern, den Flugsand sich festsetzen. Dessenungeachtet ist die Abdachung vom Gebirge nach der Wüste in jenen sogenannten Ebenen keineswegs in Flachland verwandelt, vielmehr sind es Hochebenen, die sich noch immer gegen 2000 Fuß über das Meer erheben. Alles östliche Land bis zum Ufer des Frat ist vollkommene Wüste, und so nicht weniger ein großer Theil des alten Gebiets von Mesopotamien oder Dschezira (جزيرة)

d. h. Insel, als das vom Frat und Tigr eingeschlossene Land so geheißen. Das Ejalet Rakka in seinem südlichen Theile von Rakka an, östlich und südlich bis zur Grenzstadt Ana, hat nur durch die Anschwemmungen des Frat und Khabur einige wohl angebaute Uferstriche erhalten, ist aber sonst in seiner ganzen Ausdehnung ödes, von Sand überdecktes Land, der nur einer harten grauen und weißen Erde Raum macht. Da Quellwasser hier etwas Seltenes ist und die Hitze glühend auf der Fläche ruht, so ist fast jede Vegetation erstorben, und nur die Thiere der Wüste und da und dort einzelne Beduinen-schwärme suchen die Ufer oder das Quellwasser und seine Umgebungen auf. Nicht weniger unbesucht und jeder Cultur unfähig ist die Wüste Sindschar, südöstlich und südlich vom Sindschar-Gebirge und östlich vom südlichen Theile des Ejalet Rakka. Sie gehört dem Baschalik Bagdad an und zieht sich südlich herab bis dahin, wo früher die Kanäle zwischen dem Frat und Tigr das Land befruchteten. Allein obwol sie von da an in ihrer Breite aufhört, windet sie sich doch schmaler zwischen dem Frat und Tigr bis zum 30° Breite hindurch, und auch hier haben beide Ströme herrlichen Boden an ihren Ufern angeschwemmt, der bei richtiger Benutzung eine beneidenswerthe Ergiebigkeit zur Folge haben würde. Tene angedeutete feste weißliche und grauliche Erde, mit Selenit und Seesalz verfezt, verwandelt hier die Sonne in Staub. Selbst die Gegend um Bagdad kann sich nur einer mittelmäßigen Fruchtbarkeit rühmen. Glücklicher ist in dieser Beziehung die Umgebung von Basra, dagegen hat durch Vernachlässigung des früher bestanden Bewässerungssystems, das sogenannte durch den Hai-Kanal und den Frat und Tigr umschlossene Delta seinen Werth verloren, indem es seine Fruchtbarkeit mit dem gleichnamigen ägyptischen Ländergebiete theilte. Zu beiden Theilen des Flusses der Araber (Schatt-el-arab

شط العرب) findet man selbst wenig Holzungen, und Bäume von hohem Wuchse sind eine ganz seltene Erscheinung; nur Buschholz, Schilf und Gesträuch, die einen sehr traurigen Anblick gewähren, sind hier zu Hause. Die syrische Wüste wird jährlich ein- oder höchstens zweimal von einer nach Damaskus und Haleb bestimmten Karawane durchzogen, ohne daß irgend eine Spur für

die Züge der kommenden Jahre von den vorbeigehenden zurückbliebe. Dessenungeachtet hat das übrige Mesopotamien auch seine Schönheiten. Berge wechseln mit gesegneten Thälern ab, und grüne Hügel unterbrechen die kahle Fläche.

Noch ist Einiges in aller Kürze zur Beschreibung der Oberfläche über die vorhandenen Waldungen hinzuzufügen. Sie sind von der Art, daß sie ein höchst segensreiches Klima voraussetzen. So hat Rumelien an den Seiten seiner Gebirge die Thäler durch hohe Cypressenwälder bekränzt, die mit Waldungen von Fichten, Eichen und Kastanien abwechseln. Die Berge Makedoniens sind bis an den Gipfel voll Laub- und Nadelholz und im Sandschak Salonik hat man durch unzeitige Vertilgung der schönsten Wälder nur der Fruchtbarkeit des Bodens geschadet. Zu jenen Forstbäumen kommen in andern Theilen, z. B. in Nikopoli, Buchen und in Tirbala gedeiht die prächtige Platane, während Janina, sowie das ganze Arnaut, Semendra und andere Sandschake Eichenwälder tragen, die die Art kaum berührt hat, und die vielleicht ein Alter haben, das höher hinaufreicht, als Menschen in ihre Nähe gekommen sind. Nirgends findet sich schöneres Schiffsbaumholz in solcher Menge, das zugleich als Handelsartikel fast den einzigen Reichtum der Bewohner ausmacht. Zwar wechseln mit diesen wohlbestandnen Wäldern auch nackte Gebirge, wie im Sandschak Perferin, wo statt des genießbaren Wäldes nur reisende Thiere hausen, und in andern Districten thürmen sich Felsen auf Felsen, allein neben diesen Wilden schichtet sich auch wieder Wald an Wald, sodas dieselben Anhöhen sehr bald wieder ihr wildes Ansehen mit einem freundlichem Eindrucke vertauschen. Aber nicht minder hat die asiatische Türkei ihre tausendjährigen Waldbestände. Hier gibt es außer den obengenannten Baumarten in Anatoli ganze Wälder von Kirschbäumen, dagegen die Eiche nur in den nördlichen Sandschaken in ihrer Majestät sich erhebt. Ebenso tragen die Gebirge Anatoli's, vorzüglich gegen das schwarze Meer hin, herrliches Nadel- und Laubholz, haben aber auch ihre Büßen und erheben zum Theil ihre Gipfel nackt gegen den Himmel empor. Auch das Binnenland hat seine Waldungen, weniger gut bestanden sind aber die Anhöhen gegen das ägäische und mittelländische Meer hin; ihr Fuß ist mit Buchsbaum, Eichen, zum Theil auch mit Fruchtbäumen bepflanzt. Doch sieht man hier und da am mittelländischen Meer auf tragbaren Waldboden, mit dichten Holzbeständen. Selbst in Bithynien, z. B. im südöstlichen Theile (jetzt Rhodawendliar) findet sich auf den Bergen üppiger Baumwuchs, und die Gegend der sieben Vorgebirge am mittelländischen Meere handelt sogar mit Bau- und Brennholz nach Ägypten. Ebenso wissen wir, daß das alte Lykien schönes Nadelholz in den größten Waldungen besitzt. Seine brauchbarsten Hölzer sucht aber Anatoli im Sandschak Kastemuni, von wo auch ein Theil des Schiffsbaumholzes für die Werften des schwarzen Meeres geholt wird, zumal da neben dem Nadelholze die Eiche vortrefflich gedeiht. Gleichen Ruhm theilt mit ihm die westliche Grenzprovinz Boli, wo dies-

selben Hölzer mit der Knoppereiche angetroffen werden, deren Ertrag ein dem Gärtner so unentbehrliches Mittel zur Garmachung seines Leders hergibt. Am ägäischen Meere hat die Landschaft Troas oder das Sandschak Bigha ebenfalls ganze Waldungen, die neben den Knoppereichen Galläpfel und Terpentin in Menge hergeben. Die Gebirge der Provinz Tschil haben fast sämmtlich kahle Gipfel, dagegen auf der Mitte hohes, zu jedem Bedarfe brauchbares Holz. In ihr sind die Waldungen von Adana für jene Gegend den Osmanen von unschätzbarem Werth. Überhaupt ist dieser Punkt zugleich der südlichste, der in seinen Sandschaken, wovon das eigentliche Tschil fast nur ein einziger Wald ist, die herrlichsten Wälder voll der nutzbarsten Bäume, wie Eichen, Buchen, Cedern, Cypressen, Wachholder, Fichten und Mastix, hat. Aber auch hier sind nur die nördlichen Züge so üppig besetzt, während man in andern Theilen selbst nackte Gipfel sieht. Südlicher und schon in Rakka fehlt jede Art Holz, und in den Ebenen herrscht sogar da und dort drückender Mangel. In sämmtlichen Provinzen Soristans, von denen Akka allein in der Nähe von Kaisaria einen Eichenwald hat, bedient man sich zur Feuerung nur des zusammengefuckten Gestripptes und mannichsacher Surrogate, vorzüglich des Düngers. Auch Fruchtbäume müssen ausbelfen. Nur der Libanon und Antilibanon versorgt seine Bewohner, aber ebenfalls nicht überall, mit dem nöthigen Bedarfe. Am meisten bewaldet ist er in Tarablus, indem hier die Westseite mit Eichen, Cypressen, Cedern, Feigen, Maulbeerbäumen und andern Frucht- und Forstholzern bedeckt ist, davon aber kommt der Ebene nichts zu gut, und in Haleb findet sich der Bedarf nur in den entlegenen Strichen. Fast in eben dem Grad entbehrt Bagdad und Basra des nöthigen Bedarfs an Forstholz. Letztere Stadt und ihr Gebiet behilft sich mit der Dattelpalme, mit deren Plantagen das ganze Land bedeckt ist, und deren Stamm so stark wird, daß er selbst Bretter und das zu den Fracht- und Tigris Schiffen nöthige Bauholz hergibt, übrigens aber zu Brennholze dient. Bagdad dagegen entbehrt in seinen Ebenen sogar diesen Ersatz. Nur die kurdischen Gebirge gegen Osten sind gut mit Holz bestanden und die nördlichen Districte beziehen Eichen, Eschen, Platanen, Fichten, Nuß- und anderes Holz aus den nordöstlichen und nordwestlichen Waldungen, während das flache Land meilenweit nichts als einzelne Fruchtbäume aufzuweisen hat. Allein grade aus den entgegengesetzten Gründen steht sich das nordische armenische Hochland derselben, fast der unentbehrlichsten Brenn- und Baumaterialien beraubt. Im Süden ersticht die brennende Sonne und der wasserlose Boden jede Vegetation, daß der Forstbaum nie zu völligem Auswuchs kommt, hier sind es die Kälte, der Schnee und die furchtbar hohen Felsenwände, auf denen höchstens nur bis zur Mitte die Pflanzenwelt sich erhält. Im Hochgebirge von Erzerum trifft man weder eine Platane, noch Eiche. Die Pappel, die Weide, die Wachholderstaude und anderes Gebüsch versteht mit Noth den Bedarf einzelner Districte, andere Striche sind hier, wie selbst in Wan, holzlos, während in letzterer Provinz

auf dem kurdischen Hochlande doch schon wieder die Esche und Eiche gedeiht. Noch glücklicher sind in dieser Beziehung Kars und Schehrfor, welche letztere Statthaltschaft sogar in ihren Ebenen schöne Waldungen besitzt. Kars erfreut sich in seinen fast undurchdringlichen Waldungen einer seiner größten Reichthümer, dagegen müssen bei der jetzt herrschenden Sorglosigkeit für die Nachwelt in Tschildir, wo in einzelnen Districten schon Mangel an Holz sich bemerkbar macht, die Vortheile, die Boden und Klima der Forstcultur gewähren, verloren gehen. Der hohe Waldbestand gibt nur noch das nöthige Bau- und Brennholz zum Theil her, und kann nicht mehr mit dem Nachbarstaate Trabesun wetteifern, der bekanntlich nebst Kastemuni am ganzen schwarzen Meere das ausgereichteste Holzmaterial für die größten Bauten und Flotten liefert. Daneben tragen die Anhöhen ganze Wälder von Fruchtbäumen, die das Land zu einem wahren Obstgarten machen, und Eichen, Buchen und Schwarzholz wechseln mit Cypressen und Cedern ab. Allein das eigentliche Obstand der asiatischen Türkei ist Siwas, denn hier drängen sich die ausgedehntesten Wälder von Kirsch-, Apfel-, Birnen- und Nußbäumen in solcher Fülle aneinander, daß in andern Gegenden etwas Ähnliches vergeblich gesucht wird. Allein nur die gebirgigen Gegenden befördern das vollkommene Auswachsen der Forstbäume, zu denen hier auch die Ulmen zu rechnen sind, und dieser Reichthum ist nicht das Eigenthum einzelner Districte, sondern überall bieten die Wälder Holz, als den einträglichsten Ausfuhrartikel dar. Mosul selbst als Hauptstadt hat kaum hinreichend Holz, dagegen versorgt das kurdische Gebirge und die Waldungen des Sindshar die Striche an der Ost- und Westgrenze. Unter den noch übrigen Statthaltschaften Diarbekr, Mersin und Karaman finden sich die Waldungen am gleichmäßigsten in Mersin und Diarbekr vertheilt. Mersin ist durch die Größe und Stärke seiner Cedern berühmt, mit Ausnahme der ebenen Stellen, da nur die Höhen bedeutende Waldungen tragen, und Diarbekr kann sich hinwieder einer ansehnlichen Mannichfaltigkeit von Baumarten rühmen, die Mersin nicht hat. Zu den gewöhnlichen Laub- und Nadelholzern kommt dort noch der Ahorn, der Kastanien- und der Terpentinbaum. Karaman endlich hat nur im Süden an der Grenze von Tschil dichte Wälder, der Norden dagegen ist um so mehr entblößt. Hier finden sich nur Fruchtbäume oft in meilenweiter Entfernung von einander, und die schöne Ebene von Konia ist als holzlos allgemein bekannt. La plaine, sagt Ali Bei (III, 299), qui est toute argileuse, n'offre pas un seul arbre.

Wie gut der Boden sowol in Europa als in Asien sein müsse, beweist seine Productivität, die theils natürlich ist, theils durch Bestellung erhöht wird und bei weitem mehr erhöht werden könnte. Auch die Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse hängt von ihm, obwol zum größten Theile vom Klima ab. Daß er im Gebirge steinig ist, darf ebenso wenig wundern, als daß es in Europa und Asien auch in der Ebene mehre raube und unfruchtbare Strecken gibt. Im Ganzen aber ist der Boden fett und

ergiebig, obwol man behaupten will, daß er in frühern Zeiten noch ergiebiger gewesen sei. In Anatoli ist der lehmige Grundthon gelblich und röthlich, dieser aber wechselt mit der schönsten, schwersten und schwärzesten Garten-erde ab. Selbst in Karaman, wo es viele dürre Stellen gibt, ist er doch durch seine Leichtigkeit zu dem Gedeihen einer Menge Erzeugnisse geeignet, sonst sind im ganzen Osmanischen Asien zum großen Theile die Hauptbestandtheile des Bodens die von Anatoli. An den Gestaden sind sandige Stellen häufig, nur daß sich einzelne Provinzen vor den übrigen auszeichnen. Trabesun z. B. kann in gebirgigem Ackerboden ebenso wenig mit den Binnenländern wetteifern als das arme armenische Hochgebirge. Hier ist das an und für sich steinige und trockene Land noch überdies mit Salz und Salpeter verseht, sodaß nur reichliche Bewässerung den Bewohnern den Lohn ihrer Mühe sichert. Ein gleiches Verhältniß findet aber auch in den südlichen Provinzen statt, wo nur Wasser die Grundbedingung alles Gewinnes ist. Das Binnenland, z. B. Diarbekr (ديار بكر), gestattet eine doppelte Ernte der Feldfrüchte; allein alle diese Erscheinungen der gesegneten Länder, die schon im Alterthume sprichwörtlich waren, sind näher zu besprechen, wenn von der Cultur überhaupt die Rede sein wird.

Berfen wir nun noch einen Blick auf die Inseln, so theilen sie im Allgemeinen alle jene Erscheinungen des Festlandes. Auch hier hat man Thal und Berg zu unterscheiden. Jene sind die ergiebigen Eilande und haben den fruchtbarsten Boden, diese tragen die prächtigsten Wälder. So Taso, Samotraki, Imbro, nicht aber die größere Kimije, deren Armuth an Feld und andern Früchten, sowie an Holz, bekannt ist. Glücklicher als diese sind die größern zu Asien gehörenden Inseln des ägäischen Meeres. Sufam Adasi (Samos), Midüllü, Saki und Rhodus vereinigen mit zum Theil kalkigem, leichtem und dürrigem Boden den gesegnetsten Fruchtboden, und die bergige Gegend, vorzüglich auf Midüllü und Rhodus, haben zum Theil große Waldungen von Tannen, Fichten, Eichen, Eichen, letztere mit der Platane auch auf dem wasserreichen Flachland. Kirid (کیرید)

Randia) hat seinen fruchtbarsten Boden im Norden, und wo es an dürrer, steinigem und leichten Strecken hat, wird durch Bewässerung leicht tragbarer gemacht. Das Gebirge liefert die hochstämmigen Fichten, Cedern und Cypressen, und die Abhänge Steineichen und Ahorn. Auch die auf Kibris befindlichen aus Hornstein, der mit Quarz durchschichtet ist, bestehenden Gebirge tragen neben nackten Felsen auch gut bestandene Waldungen, welche die von der Insel benannte Cypresse zum großen Theil ausfüllt. Wie die Flur und ihr Boden bestellt sein, oder welchen Flor beide fähig sein müssen, deutet am besten die Vermuthung an, daß die schönste aller Götinnen sich auch den schönsten aller Gärten zum Aufenthalt gewählt haben wird.

Dagegen fehlt es aber auch in allen Theilen, auf dem Festlande sowol als auf den Inseln, nicht an vulkanischem Boden. Wer erinnert sich hier nicht der Erd-

beben, die allein die Hauptstadt des türkischen Reichs heimsuchten? Aber nicht nur sie, sondern das ganze Uferland an dem Mare di Marmara, am ägäischen Meer und vorzüglich die ganze thrakische Küste sah schon oftmals ihre sämtlichen Städte in wenig Augenblicken von Grund aus zerstört. So stürzten im J. 1356 in ein Nacht nicht nur die Häuser am thrakischen Gestade mit den Köpfen ihrer Inwohner zusammen, sondern selbst niedrige Mauern wichen und die Wälle borsteten einander, um einem andern drohenden Unglücke, durch unter Urchan hereinbrechenden Türken, den Zugang zu öffnen. Galipoli wurde das Jahr darauf eine um leichtere Beute der Osmanen. Allein schon oben wurde angedeutet, daß das jetzt durch Meer und Meerenge von Asien getrennte Europa im hohen Alterthume zu jenem zusammengehangen haben muß. Das Ufer an beiden Seiten steht zerrissen da, Buchten und Bergbirge wechseln mit einander ab, und diese wie das ganze übrige Gestade mit den zwischen beiden Welttheilen mitten inne liegenden Inseln tragen sammt und sonders die Spuren vulkanischer Bestandtheile an sich. Der Boden zerrißt oder versank, und machte dadurch den vom schwarzen und weißen Meer einströmenden Fluthen Platz. Zu gleicher Zeit waren früher und zum Theil noch jetzt jene Erschütterungen mit Überschwemmungen verbunden. Nachrichten aus der Zeit der byzantinischen Kaiser melden, daß z. B. 1332 ein Theil der Stadtmauern an den Meeresfluthen niedergerissen ward, daß zwölf Jahre später die Ufer zehn Stadien weit mit Wasser überdeckt waren, Erscheinungen, die nicht zum ersten Mal in neuer Zeit sich ereigneten, sondern nur Wiederholung früherer ähnlicher Verwüstungen waren. Es ist hier nicht die Rede, letztere historisch zu verfolgen, oder eine Geschichte der Erdbeben jener Gegend zu schreiben, allein um die Kraft, mit der sie sich hier kund thun, näher kennen zu lernen, und zu wissen, wo der am meist und stärksten vulkanischen Erschütterungen ausgesetzte Boden im Osmanischen Reiche zu suchen sei, ist es geographisch nöthig, auf einige nähere Angaben hier einzugehen. Nach den bisher gemachten Erfahrungen ist die dalmatische und syrische Küste nächst der thrakischen der Boden des Festlandes, auf dem Erdbeben zu Hause sind. Keine Gegend ist gegen Dalmatien hin ihm mehr ausgesetzt, als die Statthalterschaft von Janina und Iskenderije. Im J. 1667 ward, um nur ein Beweis anzuführen, ganz Dalmatien mit den nah Inseln und den Gebirgen des Festlandes, so erschüttert, daß in Ragusa allein 5000 Menschen ihren Tod fanden. Viermal wich das Meer zurück, und setzte die Schiffe im Hafen auf's Trockene, viermal kehrte es zerstört wieder und aufwirbelnder schwarzer Staub vom Lande verfinsterte den Tag. Acht Tage lang zuckte die ganze Küste, und Inseln und Städte wurden in Schutt und Asche verwandelt. — Der griechische Archipel selbst war in Jahrhunderten ein schaffender und vernichtender Feuerherd. Mehrere Inseln erhoben sich in Folge des vulkanischen bewegten Meeres. Die Kameni entstanden 1707, Juni, Nia, Haloni und andere früher. Bosnien u

die angrenzenden innern Länder empfinden dagegen weniger oder höchst selten leichte Erschütterungen. Auch im Meere von Marmara erscheint die größte der Prinzeninseln, Prinkipos, ganz vulkanisch und aus aufgelöstem Quarz, Granit und andern Massen bestehend. Die Halbinsel Galipoli hat in ihrem kreidigen Erdboden und kalkigen Hügeln Muscheln, und um Maita sieht man eine 20 Fuß über das Meer emporragende Sandbank, die früher mit Asien in Verbindung gestanden zu haben scheint. Die Mündung des Kanals von Constantinopel ins schwarze Meer zeigt an beiden Ufern Merkmale eines Vulkans, die in weiter Entfernung verfolgt werden können. Auf Spuren von den Wirkungen unterirdischen Feuers deuten die daselbst befindlichen zerstückelten und verschobenen Felsmassen, die Mischungen des Gesteins und der Erdschichten und die lockern Brüche allenthalben hin. So finden auch die Insulae Cyanae, die sonst Symplegades hießen, ihre Erklärung. Sie schlugen immer zusammen, glaubte der gemeine Mann, was aber nur auf einer optischen Täuschung beruhte. Gegenwärtig sind es nur noch sehr kleine Felsen, die das anströmende Wasser unaufhörlich benagt. Auf dem europäischen Gestade erstreckten sich vom schwarzen Meer in den Kanal hinein die vulkanischen Spuren wenigstens eine Meile weit, und man darf sich daher nicht wundern, daß Constantinopel selbst, Bithynien und die ganze südliche Küste des schwarzen Meeres die Folgen dieses Bodens tragen müssen. Fürchterlich selbst nur noch in der Erinnerung lauten die Berichte der zerstörenden Erschütterungen, die, wie schon oben angedeutet ward, jene Hauptstadt von Zeit zu Zeit heimsuchten. Nur kurz mögen aus byzantinischer Zeit die merkwürdigsten Jahre hier stehen, die dadurch ihrer Vergessenheit entrissen wurden. Im J. 358 ward der Bischof vom Nikomedien unter Schutt begraben, 478 unter Zeno stürzte die Statue der Kaiserin Theodora von ihrer Säule, 483 und 487 bebt die Erde abermals, und im J. 527 fand der Patriarch Euphrasius unter den Trümmern der einfallenden Gebäude seinen Tod. Justinian der Große sah die Residenz siebenmal (533, 542, 544, 548, 554, 555 und 558) erzittern, und beim letzten Male stürzte sogar der Dom der Sophienkirche herunter. Am 24. April 611 bebt der Boden das erste und letzte Mal im 7. Jahrh., dagegen richteten im 8. Jahrh. (732 und 640) zwei bedeutendere Erdstöße auch bedeutendern Schaden an. Bei dem ersten stürzte die Kirche der heiligen Irene zusammen, bei dem zweiten die Statue des Kaisers Theodosius. Allein alle diese Erschütterungen waren nur geringe Vorläufer des fürchterlichen im J. 875 unter dem Kaiser Michael ganz Asien von den Ufern des Nil bis an die des Bosphorus durchhebenden Erdstoßes. Das Vorgebirge von Laodicea fand im Meere sein Grab und über 400,000 Menschen wurden das Opfer der über sie zusammenstürzenden Wohnungen. Ein Drittel des neuaufgeführten Domes der Sophienkirche ward im J. 987 von Neuem hinuntergeworfen, Erdbeben folgten auf Erdbeben und im J. 1033 zitterte der Erdboden 140 Tage unaufhörlich, und die Kirchen

von Constantinopel und Jerusalem begruben unzählige Leichen. Im J. 1037, 1038 und 1040 erzitterte bei letzten beiden Stößen außer Constantinopel auch die thrakische Küste und der Boden von Smyrna. Ein anderer Stoß folgte 1064, und 1296 stürzte die Statue des Erzengels Michael zusammen. Im J. 1305, 27. Jan. und 8. Aug., fühlte das erste Mal bloß Constantinopel, das zweite Mal aber auch der ganze Archipel, Syrien, Aegypten, Rhodus und Candia die Erschütterung (s. v. Hammer's Constantinopolis und der Bosphoros). Aber auch die Osmanischen Sultane erlebten ähnliche Zerstörungen in ihrer Hauptstadt und dem Reiche. Nach der oben erwähnten ersten begleitete unter Murad II. 1430 (26. Febr.) die zweite zugleich die Pest. Die Mauern von Thessalonika wurden zerstört, und der Zerstörung folgte die Einnahme der Stadt durch die Türken. Das fürchterlichste aller Erdbeben, das in die Osmanische Zeit fällt, ereignete sich am 14. Sept. 1509. 109 Moscheen, 1070 Häuser, die doppelten Landmauern und zum Theil die auf der Seite des Meeres, die sieben Thürme, die Mauern des Serai, zusammen eine Strecke von 1040 Ellen Stadtmauern von Constantinopel, die Kuppeln der Moscheen Bajesid's II. und viele andere wurden in kleine Stücke zertrümmert. Mehre Tausend Menschen wurden erschlagen, und 45 Tage bebt die Erde im ganzen Osmanischen Reich, in Europa und Asien. Die halbe Stadt Ischorum versank in die Erde, die Festungswerke von Galipoli stürzten ein, und Demitoka ward ein Schutthaufen. Das Meer schüttete seine Wassermassen über die Mauern Constantinopels und Galata's in die Stadt, und nur die christlichen Kirchen standen wohlerhalten aufrecht. Selbst der Sultan Bajesid brachte zehn Tage unter einem Zelt in seinem Garten zu, und als er sich nach Adrianopel flüchtete, bebt auch dort die Erde fürchterlich. Später unter dem Blüthlinge Selim II. (starb 12. Dec. 1574) fielen 400 Häuser ein, und unter Murad III. (1592) mehre Kuppeln und ein Theil der Stadtmauern. Ibrahim's Thronbesteigung folgte alsbald (1642) ein Erdstoß (2. Jan.), und 1653 (23. Febr.) ward Kleinasien so erschüttert, daß in mehren Städten die Gebäude und zu Giselhisfar die halbe Stadt zusammenstürzten, und an letztem Ort allein 3000 Menschen begraben wurden. Vierzig Tage lang wiederholten sich die Zuckungen der Erde und da und dort quoll schwarzes Wasser hervor. Im J. 1667 stürzten Städte und Berge ein, halb Erfindschan ward verschlungen und in Mosul traf viele Gebäude ein gleiches Schicksal. Constantinopel sah (5. Juni 1690) mehre Kuppeln an der Moschee des Eroberers und auch einen Theil der Stadtmauern einstürzen. Unbedeutender waren die Erdstöße von 1698 und 1703, wo vorzüglich die Gerichtsbarkeit von Denisli viel litt, und von 1712. Am 19. Oct. 1719 fielen die Landmauern Constantinopels abermals ein, und mehre Dome borsten von einander, die Stöße kehrten nach einer Stunde zurück, und drei Tage lang zitterte die europäische und asiatische Küste; in Nikomedien, zu Karamursal und anderwärts fielen die größten Häuser ein, und im Jahre 1752 wurde

Hassa fast verschlungen und in Adrianopel die größten Bauwerke beschädigt. Zwei Jahre später trafen gleiche Erschütterungen Constantinopel und Adrianopel zu gleicher Zeit. Vom 2. zum 3. September bedte die Erde in letzterer Stadt 14 Mal, und 50 bis 60 Menschen kamen um. Endlich ereignete sich noch eine der fürchterlichsten Erderschütterungen für Constantinopel am 22. April 1766, deren Schaden auf eilf Millionen Piaſter berechnet ward. Viele der größten Staatsgebäude, die Mauern und Moscheen erlitten eine allgemeine Niederlage, und wie immer, ward auch diese Naturerscheinung als ein untrügliches Wahrzeichen vorbedeuteter politischer Unglücksfälle angesehen. Zu wiederholten Malen sind auch seit jener Zeit die Erdstöße nicht nur in Constantinopel selbst, sondern auch an dem schon oft genannten Gestade zurückgekehrt, und jeder neue Tag kann neue Verödung herbeiführen.

Wie die Gebirgsmassen der europäischen Türkei Spuren vulkanischer Ausbrüche nicht deutlich an sich tragen, so lassen sich auch auf dem Taurus dampfende oder Feuer speiende Krater nicht nachweisen. Wenigstens hat die neuere Zeit keine Erfahrungen der Art gemacht. Dagegen hat Anatoli hier und da, abgesehen von seinen Gestaden Europa gegenüber, vulkanischen Boden. Ja, es wird berichtet, daß westlich von Tekirowa in Teke zu Janar am Mittelmeere Höhlen gesehen würden, aus denen Feuerflammen und Rauchsäulen hervorbrächen. Naphtaquellen und vulkanische Producte anderer Art beweisen wenigstens, daß eine unterirdische Thätigkeit herrschte. Auch Rakka hat vulkanischen Boden, allein nur diesen, denn Auserungen desselben kennt man seit Menschengedenken nicht, und die dortigen als vulkanisch erkannten Hügel bilden unregelmäßige Gruppen, nicht zusammenhängende Bergreihen. Dagegen hat Syrien bereits durch Erdbeben die traurigsten Verödungen erfahren. Haleb, Latakia, Damaskus und andere Städte Soristans tragen sämmtlich die Spuren derselben an sich. So bedte z. B. am 17. Febr. 1659 die Erde gewaltig zu Haleb, es stürzten Moscheen und andere Gebäude zusammen, und auch dieses Mal suchte der Moslem hierin ein Wahrzeichen der strafenden Gottheit für begangenen Frevel. Latakia sah durch einen Erdstoß am 26. Apr. 1796 früh neun Uhr einige Minuten zwei Drittel seiner Häuser in Schutt, und alle andere waren mehr oder weniger beschädigt, 1500 Menschen waren umgekommen, mehr noch verstümmelt worden. Über zwei Monate lang suchte man die Leichname und Kostbarkeiten unter den Trümmern hervor, und vor drei Monaten kehrte ein großer Theil der Einwohner aus Furcht nicht in die Stadt zurück. Das Meer war ruhig, die Luft still, der Himmel etwas in Nebel gehüllt und die Sonne schien bleich. Doch erfolgte der Sturz der Häuser so schnell, daß selbst die in dem untern Stocke Wohnenden nicht über die Schwelle weg sich in's Freie retten konnten; 400 Arbeiter kamen bei einem einzigen Gebäude um. Wie heftig der Stoß war, wird überdies daraus erklärlich, daß nach Diviers Bericht der Boden mehre Toisen gehoben wurde. Derselbe Rei-

sende erzählt, daß im Dec. 1795 sein eigenes Wohnhaus zu Haleb durch eine Erschütterung mehre Risse empfangen habe. Auch aus früher Zeit wissen wir, daß die Städte Phönikiens und Syriens, z. B. Sidon, Beritus, Cäsarea, Antiochia und andere mehr oder weniger durch Erdbeben heimgesucht wurden, und noch jetzt lesen wir oft genug ähnliche Nachrichten. So besteht ferner der Boden von der Jakobsbrücke an zwischen dem See von Hule und Taberia bis nach Safa südwestlich von Damaskus nur aus Lava, Basalt und andern vulkanischen Erzeugnissen. Alles ist schwarz, porös oder angefressen. Auch ist die ganze übrige Oberfläche mit losgerissenen vulkanischen Steinen von drei oder vier Zoll Größe bis zu einem Fuß im Durchmesser, alle schwarz, porös und angefressen, als ob sie eben erst aus dem Krater hervorgegangen wären, überdeckt. Vorzüglich sind, je mehr man sich Safa nähert, die Risse und die vulkanischen Anhäufungen so furchtbar, daß den Beobachter Schauer überfällt, wenn er an die Zeit denkt, wo diese Massen mit Getöse aus dem Innern der Erde hervorgeschleudert wurden. Die Aushöhlungen und die Risse enthalten Wasser, so schwarz wie Tinte, und fast immer stinkend. Daß das Land ehemals Vulkane trug, beweisen auch mehre kleinere Krater jener Ebene. Ferner ist der See von Tiberias oder das sogenannte galiläische Meer auf seiner Nordseite ganz mit Basalt, Lava und andern vulkanischen Auswürfen übersät. Man baute daselbst mit diesen Massen Häuser und andere Behältnisse. Daß das todte Meer selbst vulkanisch und seine sämmtlichen Umgebungen vulkanischer Natur sind, hat die Sage überliefert aus alter Zeit und bekräftigt die Gegenwart. Der mit Salztheilen durch und durch geschwängerte Boden enthält zum Theil eine pechartige, zähe, stinkende Masse und man hat den See selbst immer für einen eingestürzten Vulkan gehalten. Schwefeldünste steigen noch jetzt über ihn auf, so wie Rauchsäulen nicht seltene Erscheinungen sind.

Ebenso sind die türkischen Inseln keineswegs von Erdbeben frei. Von Prinkipos wurde bereits oben gesprochen und ebenso von der Beschaffenheit der Ufer des ägäischen Meeres. Auf Limije will man zwei Vulkane entdeckt haben, die aber seit Jahrtausenden als solche sich nicht bemerkbar gemacht haben. Dagegen wird Kirid noch immer von fürchterlichen Erschütterungen heimgesucht, und Kibris hat ebenfalls wiederholt durch sie gelitten. Die stärkste bisher bekannte erstreckte sich über die ganze Insel Kirid von Osten nach Westen (1490) und der dadurch angerichtete Schaden war beträchtlich.

Daß von der natürlichen Beschaffenheit des Bodens, vorzüglich von hohen Gebirgsketten, zum Theil das Klima bedingt ist, wissen wir Alle, und da, wie oben gezeigt wurde, gewaltige Gebirgskämme als die natürlichen weithin laufenden Grenzen, beide türkische Halbinseln in einzelne Länder scheiden, so muß auch das Klima in den verschiedenen Landestheilen ein verschiedenes sein. Dennoch wird im Allgemeinen das Klima in der ganzen europäischen Türkei als höchst mild gepriesen. Allerdings müssen die Länder zwischen den Karpaten

und dem Balkan mehr von Winter fühlen, als das eigentliche Rumelien. In Bosna liegt trotz der milden Jahreszeiten der Schnee demnach bisweilen ganze Wochen auf der Fläche, und dasselbe muß auf dem Gebirge in einem verhältnismäßig gesteigerten Grade stattfinden, sowie auch die Kälte nach der Höhe zunehmen muß. Dennoch ist der Winter überall weniger streng als in Deutschland, und nur die Ost- und Nordwinde belegen die Donau bisweilen mit starkem Eise, das jedoch bei der Schnelligkeit des Sturzes immer nur Treibeis ist. Früh blühendes Strauchwerk, wie die Haselstaube, entfaltet seine Knospen frühestens im Januar und spätestens im März. Ihm folgen im April die Obstbäume und das Korn wird anfangs Juli überall als völlig reif geerntet, und im August der Wein gelesen. Selten sinkt das Thermometer auf 8 oder 10° unter 0, und Nachtfroste stellen sich in einigen Provinzen bisweilen selbst im April ein. Die Wärme ist im Verhältnisse zu Deutschland im Sommer drückend, und nur durch die Nordwinde wird sie fühlbar unterbrochen. Ganz anders ist das Verhältniß südlich vom Balkan. Nach und nach wird bis zum Gestade eine künstliche Wärme im Winter immer entbehrlicher, und Frost bei Tage ist in Constantinopel eine seltene Erscheinung, sowie das Thermometer bei Nacht gewöhnlich nicht über 3° unter den Gefrierpunkt fällt. Dessenungeachtet fror doch zuweilen, obwohl stets Jahrhunderte von einem Male zum andern vergingen, der Hafen und der Kanal jener Stadt zu, und selbst das Marmormeer setzte Eis an. So wissen wir schriftlichen Nachrichten zufolge, daß der Bosphorus, soweit jene reichen, nur siebenmal zufror, zum letzten Male 1755. Seit der türkischen Herrschaft war es erst einmal (Ende Januars 1621) geschehen, daß man zu Fuß auf dem Eise von Europa nach Asien gehen konnte. Dagegen war unter dem byzantinischen Kaiser Arkadius das Meer 20 Tage und ebenso unter Romanos (928 und 934), und unter Dufas (1232) zusammengefroren, und unter Constantin Kopronymos trieb das Meer Eisschollen, und fror (763) bis hundert Schritte vom Ufer zu, sodaß vom Treibeise die Stadtmauern erschüttert wurden. Der constantinopolitanische Himmel wird übrigens noch dadurch besonders angenehm, daß im Sommer der Nordwind und im Winter der Südwind daselbst herrscht. Jener weht so regelmäßig, daß er sich täglich gegen Mittag erhebt, und bis zum Abend anhält, dieser kommt meistens kalt an, weil er von den Schneefeldern des Olympus herweht, und bringt überdies Kopfweh, Abspannung und Ermattung mit sich, die häufig in Lebensüberdruß übergeht. Hitze und Kälte sind also im Allgemeinen gemäßig. Der Frühling kündigt sich in den schönen Tagen des Februars an, wird aber durch den schnellen Wechsel der Winde häufig ungenießbar. Vom Mai an herrscht die schöne Jahreszeit ununterbrochen bis zur Sonnenwende. Der Nordwind kühlt alsdann die Hitze, die zu Ende August's auf das Höchste steigt, ab, und bereitet die kostbare Kühle der Nächte vor. Regengüsse, die jedoch nie über acht Tage dauern, machen die Hitze noch erträglicher. Der Herbst tritt mit

den gewöhnlichen Stürmen ein, und Regengüsse begleiten sie oft bis über die Hälfte des Octobers, wo der stets heitere und oft bis über die Winter Sonnenwende hinaus dauernde Herbst beginnt. Mit Anfange des Jahres kündigt sich der Winter an, der kaum sechs Wochen dauert, und Schneegestöber, das von Thrakien kommt, in seinem Gefolge hat; doch auch diese dauern höchstens drei Tage, sowie auch der Schnee nie länger liegen bleibt (vgl. v. Hammer Const. und Bosn. S. 30 f.). Pouqueville (Voyage II. 173) theilt die Tage so ein: Jours pluvieux, soixante-six; neigeux, quatre; brumeux, six; temps couvert, vingt; variable, quarante; avec tonnerre, quinze; jours serens, sans presque aucune altération, deux cent cinquante-quatre. Ist dieses das Klima unter dem 41. Grade nördlicher Breite, so muß vom 40. Grad an der südliche Himmel sich in seiner ganzen Schönheit entfalten. Galipoli und Salonik fühlen bereits seinen Einfluß. Eine fast immer reine Luft, eine regelmäßige Temperatur machen das Glück der Bewohner aus, und erhöhen den Reiz der Natur zu einer vollendeten Schöpfung. Nicht weniger glücklich ist zum großen Theil das Osmanische Asien. Zwar scheiden sich hier die östlichen Provinzen klimatisch bei weitem mehr von den übrigen, indem auf dem armenischen Hochgebirge die Temperatur nicht dieselbe mit der am mittelländischen Meer oder mit der südlichen von Bagdad sein kann. Schon in Anatoli ist natürlich das Klima mehr warm als kalt; Schnee in der Ebene ist eine Seltenheit, nur auf den Bergen fällt er und er hält sich selbst so lange, bis das Thal schon in seiner Blüthe dasiehet. Der Winter zeigt sich nur in seiner veränderlichen Witterung und löst sich gewöhnlich in Regengüssen auf. Mit seiner Milde steht die Hitze des Sommers im Verhältnisse, die Monate Juni, Juli, August sind auch dort die heißesten; wo keine Bewässerung statt findet, verdorrt die Flur und die Erde reißt in Sprüngen auf. Der reichere Thalbewohner sucht dann oft seine Zuflucht im Gebirge, während der ärmere sein Heil von den kühlenden Seewinden erwartet. In jenen heißen Monaten bleibt fast aller Regen aus, und selbst nicht einmal ein Gewitter bringt Erfrischung, da diese sich nur mit Eintritte des Frühjahres, Herbstes und im Winter zeigen. Zum größten Glück für die animalische Natur ist dabei die Luft immer rein und von Oben gesund, wenn nicht irgend eine örtliche Ursache schädliche Ausdünstungen befördert. Ebenso rein und gesund ist sie am ganzen schwarzen Meere, nur wird, jemehr das Land sich dem Hochgebirge Armeniens nähert, die rauhe Jahreszeit fühlbarer, während das Klima im Allgemeinen immer noch höchst mild ist. Auch haben diese Seeprovinzen in dem Nordostwind ein vortreffliches Linderungsmittel der drückenden Sommerhitze, und der Unterschied der Temperatur zwischen Thal und Berg schon in Trabesun ist so groß, daß die Bewohner des rauhen Gebirges in Wohnungen unter der Erde Schutz suchen, und selbst Gerste und andere gleichzeitige Früchte nicht zur Reife kommen. Noch im Juni (am 8.) fand Kinneir das Gebirge drei bis vier

Fuß hoch mit Schnee bedeckt, und die Kälte war, indem es zugleich schneiete, so heftig, daß die Reisenden erstarren. Im Thale von Trabesun dagegen hatte man sich einige Tage vorher zur Kornernthe angeordnet. Immer näher nach Armenien zu verläßt auch die milde Temperatur die Landschaft, und das rauhere Klima behält die Oberhand. Die Thäler sehen sich, z. B. in Eschildir, mit hohem Schnee bedeckt, und das Gebirge bewahrt diesen bis weit in die schönere Jahreszeit hinein. Ist es dann auch in den Thälern heiß und befördert Klima und Boden das Gedeihen der gewöhnlichen Südkräuter, so verhindert dagegen der spät verschwindende oder früh wiederkehrende Winter ihre Zeitigung. Die mithin neben Anatoli an seinen Gestaden am schwarzen Meere glücklichste Provinz bleibt immer etwas, das auch den Regen leichter entbehrt, da Bäche und Flüsse das Land sattsam tränken. Die Hitze, durch die Seewinde gemäßiget, wird nicht drückend, und Sommer und Winter begrüßen sich freundlich ohne jenen Kampf der Natur, der in kältern Gegenden eintritt. Der auch manchmal in den Thälern fallende Schnee bleibt selten über 24 Stunden sichtbar, dennoch nöthigt die Kälte bisweilen die Einwohner, Zuflucht zum Kohlenfeuer zu nehmen. Die kälteste und deshalb auch die ärmste Provinz im ganzen Osmanischen Reich ist unstreitig Erzerum. Die Vegetation erliegt selbst in den sonst heißen Sommertagen den kalten Nächten. Außer, daß der Schnee sechs Monate lang die Erde fast beständig bedeckt und in den Schluchten derselbe das ganze Jahr hindurch liegen bleibt, fällt selbst im Juni noch bisweilen Schnee, und da und dort gefriert sogar Eis. Frei von den Merkmalen des Winters ist fast kein Monat, denn schon im August kehrt der Schnee zurück, hält aber erst vom October an aus und verschwindet allmählig mit dem Monat August. Dasselbe Klima beherrscht Kars, da es dasselbe Hochland hat. Dagegen fällt mit diesen in den andern Provinzen auch die Strenge des Winters. So hat Wan zwar noch viel Schnee, aber das Klima ist mild, die Jahreszeiten sind regelmäßig, die Hitze im Sommer fast unerträglich, und der Boden nur durch Bewässerung fruchtbar. Die andern dem Hochplateau nahen Provinzen, wie Diarbekr und Mersin, haben zwar, zumal das erstere, einen noch kalten Winter und auf den Bergen lange Schnee; allein im Ganzen ist das Klima mild und in den Thälern der Sommer sehr heiß. Karaman als Binnenland ohne jeden erfrischenden Seewind muß natürlich einer fast unerträglichen Hitze erliegen. Den im Sommer gänzlich fehlenden Regen ersetzt, wie z. B. in Anatoli, ein starker Thau, und nur die Gebirgsgegenden können von Kälte sprechen; aber nur insofern als ein sehr geringer Grad künstlicher Wärme ihn völlig erträglich macht. Dasselbe ist in Tschil der Fall, da aber hier mehr Gebirge ist, hat auch dieses einen etwas strengern Winter. Die Thäler sind ebenfalls einer außerordentlichen Hitze ausgesetzt, gleichwie die an und für sich einer milden Temperatur genießenden, aber doch den von Afrika wehenden Südwind stark empfindenden Küstenstriche. Rakka bildet nur noch

zum Theil ein Vorland des Hochgebirges, und somit muß hier die Hitze vorherrschend sein. Wirklich ist auch der Winter wenig fühlbar. Auf den Ebenen zeigt sich gleichsam nur der Schnee, und allein im Norden kennt man den Frost. Wären auch hier nicht die Winde des Mittelmeeres, die zum großen Glück den ganzen Tag wehen, ein sehr wohlthätiges Abkühlungsmittel der heißen Monate, zu denen selbst noch der October gehört, so würde die Temperatur unerträglich sein. Die Regenzeit fällt im Januar und Februar, und nur weniger heftig im October und November. Daher fand Ostwier z. B. in Orfa zu Anfange des März die Bitterung veränderlich und so kalt, daß es zuweilen froh, ja zwei französische Meilen nördlich von der Stadt fiel im Gebirge Schnee, der aber augenblicklich wieder schmolz. Nordwestlich blühten dagegen schon Hyacinthen und Schotengewächse, und so harmonirt hier die Temperatur, in dieser Jahreszeit wenigstens, mit der von Haleb, wo die Luft gemäßigter ist, als man glauben sollte, und deshalb auch sehr gesund. Dasselbe sagt Kinneir von Antakia, wo ebenfalls weder die glühende Hitze des Sommers, noch die Strenge des Winters bekannt ist, und das Klima wenigstens um 15° kälter ist, als in Larfus und Adana. Nur der Nordwind macht den Winter fühlbar und hält dieser einige Tage an, so sinkt bisweilen das Thermometer auf 4—5° unter 0, während es sonst sich bei Tage 8—10° über 0 hält, und des Nachts 2° über 0 steht. Der Schnee zeigt sich höchstens im December und Januar und dessenungeachtet ist selbst im Sommer der gewöhnliche Thermometerstand nicht höher als 25—26°, der nur bisweilen durch die heißen Wüstenwinde auf 28—33° gesteigert wird. Der Regen fällt im Frühjahr am stärksten, im Winter und Herbst weniger. Im Sommer ist der Himmel stets heiter und die Luft durchaus gesund. Die hier bekann- ten ansteckenden Krankheiten sind mithin keine Folge der Temperatur. Von den Uferländern hat aber unstreitig Tarablus das glücklichste Klima für die Naturen, die einen schnellen und starken Temperaturwechsel (von 18 bis 30°) vertragen können, insofern dieser nämlich nicht an demselben Orte stattfindet, sondern durch geringe Entfernung von einem Orte zum andern erreicht werden kann. Die Ebene ist heiß, wie die arabische Wüste, das Gebirge kühl wie die Alpen und dabei das Land nur ein schmaler Küstenstrich. Doch erhält sich auch die Ebene durch den von Morgens neun Uhr bis zum Sonnenuntergange wehenden Südwestwind und die kühlen Nächte in blühender Vegetation. Dieselben Wohlthaten genießt Akka, doch hat die Ebene mehr von der Hitze zu ertragen, und die Luft ist hier nicht ganz so gesund wie in Tarablus. Das Klima von Damas ist im Allgemeinen angenehm, nicht zu kalt im Winter, und die große Hitze im Sommer wird durch die Kühle des Wassers, durch die Einrichtung der Gebäude und durch die Schatten der Bäume in dieser Gegend wenigstens sehr gemildert. Die Jahre, wo Schnee in der Stadt fällt, sind seltener, im Gebirge sieht man ihn dagegen jeden Winter. Die Ost- und Westwinde sind die gewöhn-

lichsten, sie wehen aber unregelmäßig. In der Zeit vom April bis November ist Regen etwas Seltenes, in den übrigen Monaten fällt er regelmäßig, aber nicht heftig, und immer zu Folge der Westwinde. Im April und bisweilen schon Ende März schmilzt selbst der Schnee im Gebirge, die hohen Gipfel verläßt er nie. Daher hat Damas den Vortheil, stets Eis zu wohlfeilem Preise zu besitzen, dennoch kennt man nur durch Schneewasser abgekühlte Getränke, nicht aber das Eis, wie es bei uns genossen wird. Das Thermometer hat gewöhnlich 17 bis 20° als niedrigeren oder höhern Wärmestand. Im Allgemeinen also vereinigt Syriens alle Zonen, die heiße am Fuße der Gebirge, die gemäßigte in dem mittlern Theil, und die kalte auf den höchsten Gipfeln. Auch hier kühlen die Winde vom mittelländischen Meere die heiße Luft ab, und die Küste wird die Nacht über selbst durch den Landwind genießbarer. Vorzüglich heiß ist die Gegend nach der Wüste hin, wo sogar der Beduine nicht gern hausen mag. Der Regen fehlt im Sommer gänzlich, wird aber durch starken Thau einigermaßen ersetzt. Im October tritt wie in Damas so im ganzen Paschalik die Regenzeit ein, weicht mit dem November und macht einem heitern Herbst bis zu Anfange des Neujahrs Platz. Die Wintermonate Januar und Februar sind stürmisch und haben oft Gewitter in ihrem Gefolge. Im Februar kehrt jedoch die schöne Jahreszeit zurück, der Horizont wird wolkenloser und die Luft ist wie immer rein und gesund. Schehrsor und zum Theil Mosul sind noch glückliche Stufenländer. Die Atmosphäre ist heiter, im Sommer der Himmel unumwölkt, fast ohne allen Regen, allein das Land liegt hoch genug, und hat so viele schützende Wälder, daß Menschen und Thier, da es an Wässerung nicht fehlt, sich sehr wohl befinden. Das Gebirge hat das ganze Jahr hindurch Schnee, und seine Bewohner müssen im Winter vor der Kälte sich durch Feuerung zu schützen suchen. Heißer ist Mosul, dessen Ebenen ohne die regelmäßigen Winde vom Mittelmeere her fast unbewohnbar sein würden. Der vom Juni bis September wolkenlose Himmel bringt fast nie einen Regenschauer. Diese gehören dem Winter, dem Frühjahr und dem Ende des Herbstes an. Ueberhaupt ist der Winter sehr veränderlicher Natur, da seine Strenge oder Milde ganz von der Himmelsgegend abhängt, aus der die Winde wehen. Das heißeste obwohl an und für sich sehr gesunde und von ansteckenden Krankheiten freie Klima hat unstreitig Bagdad, wo sich selbst, während der heißen Monate die Einwohner einen großen Theil des Tages in den Keller vertriehen und bei Nacht auf den Terrassen schlafen, ohne nachtheilige Folgen davon zu empfinden (Description du Paschalik de Bagdad. Par M... Paris 1809. p. 7). Zu Ende April zeigt das Thermometer schon 18° und steigt selbst bisweilen in diesem Monat auf 22°. Anfangs Juni ist der gewöhnliche Stand 30 und 31°, und im höhern Sommer, wo der Nordwestwind glühend heiß über Bagdad herfährt, die Bazars geschlossen und die Straßen menschenleer sind, hält eine Wärme von 35° selbst bis zum Abend an. Von 10 Uhr Morgens geht

man in die sogenannten Serdab (سرداب) oder unterirdischen Behältnisse, die zu Zufluchtsorten vor der Hitze bestimmt sind. Die Abendkühle ruft die Bewohner wieder hervor, sie steigen auf die Terrassen, essen, vergnügen, unterhalten sich und schlafen da. Gegen das Herbst-Aequinoctium tritt an die Stelle der Hitze eine Veränderlichkeit der Winde, die, so lange das Gebirge von Kurdistan und Persien noch keinen Schnee trägt, dennoch die Tage heiß genug lassen. Selbst Ende Septembers und Anfang Octobers sieht man den Himmel heiter, aber die Winde sind veränderlich. Der Westwind allein bringt etwas Regen nach Bagdad, immer aber in das mittlere und obere Mesopotamien. Um die Jahreswende, vorzüglich zu Anfange des Januars, fällt bisweilen bei Nacht das Thermometer auf den Gefrierpunkt, und kleine Wasserflächen bedecken sich mit einer dünnen Eiskrinde, bei Tage aber wechselt es zwischen 10 und 4°, das Klima ist somit hier heißer als selbst in Unterägypten und in dem südlicher gelegenen Basra, weil hier den Tag über ein regelmäßiger Südostwind vom persischen Meerbusen her weht. Der höchste Stand des Thermometers ist 32°, und dennoch ist die große Hitze von Bagdad mit ihrem schnellen Luftströme bei weitem erträglicher als die feuchte gemäßigte Wärme von Basra. Die Atmosphäre von Bagdad ist übrigens so rein, daß selbst in der Nähe des Tigr weder Feuchtigkeit noch Thau bemerklich ist.

Epidemien und Krankheiten. Es fragt sich nun, ob bei solcher klimatischen Beschaffenheit der europäischen und asiatischen Türkei alle die Epidemien und Krankheiten, die von der Türkei her sich öfters dem übrigen Europa mitgetheilt haben, im Klima selbst ihren Ursprung haben oder nicht. Die Luft ist, wie wir sahen, im Allgemeinen überall höchst gesund, und selbst der sonst so verrufene Samum, Samieli oder Sirokko ist durchaus in Städten und Wohnungen weniger gefährlich als überhaupt lässig. Ueberdies suchen diese Gluth hauchenden Luftzüge fast nur die asiatischen Provinzen heim, bleiben aber immer eine Plage, zumal da sie nur in der heißesten Jahreszeit zu fürchten sind. Vorzüglich viel spricht man von ihm zwischen Basra, Bagdad, Haleb und Mekka. Immer kommt er aus der großen Wüste, nach Mekka von Osten, nach Bagdad von Westen, und nach Basra von Nordwest. Der an die reine Luft gewöhnte Araber riecht ihn von weitem, da er mit Schwefeltheilen geschwängert ist, und als zweites Merkmal gibt man an, daß die Luft der Gegend, von wo er herkommt, röthlich erscheint. Er kehrt nicht alle Jahre zurück, und seine Zeit ist gewöhnlich vom Anfange des Juli bis zur Mitte des Augusts. Nur im Freien wird er tödtlich. Er kommt stoßweise und tobt wie ein Wirbelwind. Da er aber als horizontaler Wind in der Nähe der Erde durch viele Gegenstände gebrochen weniger Kraft hat, auch, ist er über's Wasser gegangen, an schädlichem Einflusse verliert, so reicht es zum Schutze gegen ihn hin, sich auf die Erde zu werfen oder das Gesicht fest zu verhüllen, um dadurch dem Einhauchen des Schwefeldunstes zu begegnen, den der Wind zurück-

läßt. Selbst die Thiere neigen bei seiner Annäherung den Kopf instinctmäßig zur Erde, und wer diese Vorsicht nicht gebraucht, findet alsbald seinen Tod. Ueberdies ertödtet er auf seinem Zuge die ganze Vegetation durch die sengende Hitze, und der erslickende Dufst hat, wenn er im höhern Grade vorhanden, sogar die Folge, daß das Blut zur Nase und zu den Ohren herauskommt, die Leichname aufschwellen, blau und grün werden, und wenn man sie aufheben will, in Stücken zerfallen. — Unter den ansteckenden Krankheiten ist unstreitig die Pest die verheerendste. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitet sie sich von einem Orte zum andern, und bei dem Mangel aller medicinischen Polizei wird sie auch gewöhnlich durch Reisende und Waaren in die entferntesten Theile des Reichs geschleppt. Syrien ist vorzüglich von Aegypten aus der Ansteckung ausgesetzt, sonst aber bricht sie gewöhnlich in den größern am Ufer gelegenen Handelsstädten, ganz gleich ob in Europa oder in Asien, so gut in Smyrna wie in Saloniki, aus. Die Ansteckung erfolgt unvermerkt, aber nicht durch die Luft, indem diese ganz rein bleibt, sondern durch Berührung, Ausdünstung und durch insicirte Sachen. Sobald sie ausbricht, ist Ansteckung und Tod fast gleichzeitig; nach und nach verschwindet die Kraft des Giftes, Einzelne genesen, aber auch in diesem Falle dauert die Todesgefahr 40 Tage. Ohne Pestbeulen kommt Niemand davon, und selbst wer sie gehabt und wiederholt gehabt, ist deshalb nicht vor einer künftigen Ansteckung sicher. Das Ende und der Beginn dieser Epidemie ist übrigens nicht an eine gewisse Zeit gebunden. Oft zeigt sie sich zuerst im Herbst, oft im Winter, nimmt im Frühjahr zu, und wüthet bis zum Juli. In Constantinopel wurde in frühern Zeiten nur erst dann von ihr gesprochen, wenn schon 4 bis 500 Menschen daran gestorben waren, daher auch die Beschreibungen ihrer Verheerung in dieser Stadt fast an's Unglaubliche grenzen. Die Jahre 1431, 1539, 1592, 1626, 1638, 1660, 1714, 1812 und andere stehen in der Geschichte dieser Stadt am schwärzesten da. Im J. 1592 wurden öffentliche Gebete im Freien veranstaltet, das Volk stehete auf dem Pfeilplatze hinter dem Arsenal und auf dem drei Stunden von Constantinopel entfernten Aemtagh in Asien den Himmel um Abwendung der fürchterlichen Geißel an. Der Sultan ging zu Wasser bis an die Schlösser des Bosphorus und in der Stadt wurden die Läden geschlossen. Täglich starben von 400 bis 1000 Menschen. Dasselbe geschah 1626 im April, wo die öffentlichen Pestgebete nicht eher begannen, als bis täglich über 1000 Menschen ihr Opfer wurden. Im J. 1714 soll die Zahl der Leichen alle vorhergegangenen Jahre übertroffen haben, und 1812 ebenfalls nicht weniger als 12,000 Menschen hinausgetragen worden sein. Lüdcke erfuhr während seines neunjährigen Aufenthalts zu Smyrna einen allgemeinen Ausbruch der Pest viermal, 1759, 1760, 1762, 1765, ohne die partiellen zu rechnen. Fast jedes Mal verlangte sie nicht weniger als 15—20,000 Menschen. Ubrigens haben die mitternächtlichen Provinzen des türkischen Reichs die Pest der mittäglichen und

östlichen als gefährlicher zu fürchten, als wenn sie sich aus jenen diesen mittheilt, was im Klima seinen natürlichen Grund hat. Daher wird die syrische im Archipel, in Anatoli und Rumili mehr gefürchtet als die von Constantinopel und Smyrna in Aegypten und Syrien, und selbst die smyrnaische zu Constantinopel für gefährlicher gehalten, als die von Constantinopel zu Smyrna. Selten geschieht es, daß z. B. Syrien ein Menschenalter von der Pest verschont bleibt. Jämmerlich tödtet dann dem einsam verschlossenen Europäer das Klaggeschrei der zu Grabe Geleitenden; die Christen verlassen gewöhnlich die Stadt oder halten sich abgesondert und feiern, in Syrien wenigstens, am Johannisstaae, das Fest der eingetretenen Gefahrlosigkeit mit einem Te Deum in der Kirche. Dort war die Pest vom J. 1760 eine der bösartigsten. In Damaskus starben täglich 4 bis 5000 Menschen und in Ake von 16,000 Einwohnern in fünf Monaten gegen 7000 Personen, auf Kibris gegen 22,000 Menschen. In Haleb hielt sie zwei Jahre lang an, und diese Stadt hat das Unglück, daß sich daselbst die Epidemie nicht durch die alljährlich regelmäßig eintretende Hitze wie überall anderwärts in Syrien und in Aegypten verliert, sondern durch Kälte, die aber selten den erforderlichen Grad der Strenge erhält. Fragt man nun nach den Ursachen, durch welche die häufige Wiederkehr dieser Epidemie grade in der Türkei bedingt ist, so ist zuerst zu erwiedern, daß ihrer Ausbreitung durch keine öffentliche Gegenwehr Einhalt geschieht. Menschen, Waaren, Kleidungsstücke und sonst ansteckungsfähige Gegenstände werden nicht der geringsten Controle unterworfen, und erst in der neuesten Zeit hat man an Quarantaine-Anstalten wenigstens in der Nähe der Hauptstadt gedacht. Dazu kommt, daß es der Türke für ein verdienstliches Werk hält, eine Leiche tragen zu helfen. Er betrachtet die Pest als einen Pfeil Gottes, der das vorgesteckte Ziel trifft, daher es unnütz sei, ihr ausweichen zu wollen. Daher sinkt mit dem Opfer der Pest nicht auch zugleich sie selbst in die Erde. Er brüstet sich mit höherm Muth und Vertrauen, und geht zur Zeit der Pest ebenso gleichgültig aus, als er nach Hause zurückkehrt. Wird so auf der einen Seite durch diese Unvorsichtigkeit das Übel unaufhaltsam genährt, so entspringt auf der andern wenigstens das Gute daraus, daß man die Todten ordentlich begräbt, die Kranken wartet, und kein Mangel an Lebensmitteln entsteht. — Was nun die übrigen Krankheiten anlangt, so hat auch sie die europäische und asiatische Türkei gemeinschaftlich mit dem Unterschiede, daß im Norden einige vorkommen, die im Süden gar nicht bekannt sind. Vom Podagra, Wassersucht, Auszehrung, schweren Entzündungen weiß man wenig oder gar nichts, vorzüglich in Asien. Dagegen sind die Pocken und hitzigen Fieber ziemlich allgemein, gefährlich und zum Theil epidemisch. Dissenterien verbreiten sich vorzüglich zur Zeit der Reifung der Früchte, und der Ausfag, der im südlichen Vorderasien zu Hause ist, wird bisweilen verheerend. Er tödtet nicht schnell, der damit Behaftete lebt oft zehn Jahre und verrichtet zum Theil dabei seine Geschäfte.

Zum Unglücke geht er von den Ältern gern auf die Kinder und Kindeskinde über, nur daß seine Äußerungen immer schwächer werden. Nur langdauernder Umgang bewirkt Ansteckung. Außerdem ist Blindheit keine ungewöhnliche Erscheinung, da von der großen Hitze und dem vielen durch dieselbe verfeinerten Staube das Auge ungemein leidet. Eine einzige Stadt in der Levante hat oft mehr Blinde, als bei uns eine ganze Provinz. Die Beule von Haleb, wie sie von ihrem Hauptsitze heißt, die sich aber auch in andern Städten, wie in Mosul, Orfa, Mardin, Bagdad findet, verschwindet mehr und mehr.

Alle die hier erwähnten erfreulichen und unerfreulichen klimatischen Erscheinungen, sowie die epidemischen Krankheiten, sind auch mehr oder weniger ein Gemeingut der Inseln. Auf Susam Adasi wird das sonst warme Klima durch den beständig wehenden Nordost gemäßiget, allein auch der Samum stellt sich ein, doch milder als auf dem Festlande. Gleichen Wind haben fast alle Inseln des ägäischen Meeres. Midillu fühlt bei dem sonst schönen und milden Klima im Winter den Nordwind ziemlich stark, doch nicht so, daß er Frost bewirkte. Auf dem südlichen Theile der Insel, wo der Sirokko keine fremde Erscheinung ist, drückt die Hitze sehr und das Klima ist weniger gesund. Vor allen Inseln durch das reizendste Klima ist Saki glücklich, das überhaupt das schönste Eiland des ganzen Archipels ist. Rhodus nähert sich immer mehr dem Süden. Auf Kirid hat das Thermometer im gewöhnlichen Sommer bis zur Herbstnachtgleiche beständig 25 bis 27° selbst in den gegen Nordost liegenden Zimmern, und der Südwind steigert es auf 32 bis 36°. Diese Hitze, die im Sommer nie durch einen Regen abgekühlt wird, wird dennoch durch den Zabat (Zephyrus) beständig sehr gemildert. Dieser Wind richtet sich im ganzen Morgenlande nach der Lage der Küsten und der davor liegenden Meeresfläche. Auf der Südküste von Kirid, Kibris und Karaman kommt er von Südwesten, in Smyrna von Nordwest und in ganz Syrien von Westen. Ein Thau erquickt auch in Kirid die Flur, wo weder natürliche, noch künstliche Bewässerung stattfindet. In den übrigen Jahreszeiten, vorzüglich in den Tag- und Nachtgleichen, ist der Wind veränderlich. Der Südwind bringt aber bisweilen selbst in der Mitte des Septembers das Thermometer auf 32°, und hat die Hitze so in andern Monaten gesteigert, daß das Athmen außerordentlich erschwert wird. Auf der Ebene und an den Küsten friert es niemals trotz dem, daß die Kälte im Winter auf dem Ida und an den andern hohen Bergen ziemlich streng ist und diese von der Mitte des Octobers an mit Schnee bedeckt sind. Auf der Fläche kündigt sich diese Jahreszeit nur in häufigen, aber nicht anhaltenden Regenschauern an. Nach dem Regen kehrt sogleich der Sonnenschein zurück. Von Krankheiten kennt man bei dem sonst gefunden Klima keine, als die gewöhnlichen. Ebenso ist auch das Klima von Kibris, welche Insel fast denselben Grad der Breite hat, eines der gesündesten und mildesten. Auch dort ist kein Schnee auf der Ebene sichtbar, wäh-

rend sich auf dem Gebirge außer ihm auch Eis ansetzt, das aber im März und April gänzlich verschwindet. Im Februar hat man schon die ersten Frühlingsblumen, während die Bäume nur ihr Laub wechseln. Allein auch hier scheidet das Gebirge klimatisch die Insel in den Wintermonaten in zwei Hälften, indem die Nordwinde die Nordseite so stark berühren, daß man selbst zu Kohlenfeuern seine Zuflucht nimmt, dagegen die Temperatur in dem durch das Gebirge geschützten Süden gemäßiget ist. Auch im Sommer kühlen die Seewinde die Luft ab, mit Ausnahme des Sirokko, der hier sich sehr stark zeigt. Der Sonnenstich ist nichts Ungewöhnliches und an der Küste erzeugen mehre stehende Gewässer bisweilen epidemische Uebel. Der Pest ist auch sie, wie schon oben ein Beispiel angegeben ward, vorzüglich sowol von Syrien als von Aegypten aus, ausgeföhrt.

Bevölkerung. Welche Schwierigkeiten es habe, die Einwohnermenge in einer Osmanischen Stadt zu beurtheilen, haben alle Reisebeschreiber berichtet. Es gibt weder Listen von Geborenen noch von Verstorbenen. Jede Aussage der Einwohner selbst ist trügerisch, da sie sich gefallen, stets ihre Angaben ins Ungeheuer zu steigern. Die Größe der Städte gibt nie ein sicheres Resultat; der Beobachter muß es sich daher zur Pflicht machen, Erkundigungen einzuziehen, ob auch alle Theile bewohnt sind. Allein auch hier darf er nicht stehen bleiben, da die Osmanischen Städte nur niedere Häuser haben und jeder Besitzer sich bemüht, hinter dem Hause sich freien Raum zu verschaffen. Daher hält eine Osmanische Stadt nie einen Vergleich mit einer europäischen von gleicher Größe hinsichtlich ihrer Einwohnerzahl aus. Ueberdies läßt die Lebhaftigkeit und das Treiben der Volksmenge auf der offenen Straße durchaus keinen Schluß auf gleiche Bevölkerung in den Häusern zu. Es ist nicht gewöhnlich, Geschäfte mit fremden Personen in der eigenen Wohnung abzumachen. Der Morgenländer gestattet freien Eintritt da nicht, wo sich seine Familie befindet, daher aller Verkehr auf der offenen Straße oder in den Läden und Buden stattfindet. Hier drängt sich die ganze geschäftige Masse zusammen, und wer kein Geschäft hat, treibt sich zum Zeitvertreibe herum, während außerhalb dieser Marktstraßen die größte Stille herrscht. Bisweilen hat man zwar die Consumtion des Getreides einer genauern Berechnung zu Grunde zu legen versucht, allein auch dieses Auskunftsmittel würde sich nur auf ganz wenige Städte anwenden lassen, und selbst in der Hauptstadt hat man trotz aller Bemühung nie nur wahrscheinliche Gewißheit erlangen können, da 1) der Verbrauch des Brodes durchaus nicht so allgemein ist, wie z. B. in Frankreich, und 2) eine Menge Getreide und Mehl eingeföhrt wird, wovon die Regierung keine Kunde erhält. Zwar besteht behufs der Todtenlisten in Constantinopel die Einrichtung, daß unter den Thoren die aus der Stadt kommenden Leichen aufgezeichnet werden, und wir besitzen selbst ein für ziemlich richtig gehaltenes Verzeichniß derselben von den Jahren 1770 bis 1799 bei Murharo (III. 233 fg.), allein wie viele Sterbende verordnen nicht, über den Kanal ge-

läßt. Selbst die Thiere neigen bei seiner Annäherung den Kopf instinctmäßig zur Erde, und wer diese Vorsicht nicht gebraucht, findet alsbald seinen Tod. Überdies ertödtet er auf seinem Zuge die ganze Vegetation durch die sengende Hitze, und der erstickende Dufst hat, wenn er im höhern Grade vorhanden, sogar die Folge, daß das Blut zur Nase und zu den Ohren herauskommt, die Leichname aufschwellen, blau und grün werden, und wenn man sie aufheben will, in Stücken zerfallen. — Unter den ansteckenden Krankheiten ist unstreitig die Pest die verheerendste. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitet sie sich von einem Orte zum andern, und bei dem Mangel aller medicinischen Polizei wird sie auch gewöhnlich durch Reisende und Waaren in die entferntesten Theile des Reichs geschleppt. Syrien ist vorzüglich von Aegypten aus der Ansteckung ausgesetzt, sonst aber bricht sie gewöhnlich in den größern am Ufer gelegenen Handelsstädten, ganz gleich ob in Europa oder in Asien, so gut in Smyrna wie in Saloniki, aus. Die Ansteckung erfolgt unvermerkt, aber nicht durch die Luft, indem diese ganz rein bleibt, sondern durch Berührung, Ausdünstung und durch insicirte Sachen. Sobald sie ausbricht, ist Ansteckung und Tod fast gleichzeitig; nach und nach verschwindet die Kraft des Giftes, Einzelne genesen, aber auch in diesem Falle dauert die Todesgefahr 40 Tage. Ohne Pestbeulen kommt Niemand davon, und selbst wer sie gehabt und wiederholt gehabt, ist deshalb nicht vor einer künftigen Ansteckung sicher. Das Ende und der Beginn dieser Epidemie ist übrigens nicht an eine gewisse Zeit gebunden. Oft zeigt sie sich zuerst im Herbst, oft im Winter, nimmt im Frühjahr zu, und wüthet bis zum Juli. In Constantinopel wurde in frühern Zeiten nur erst dann von ihr gesprochen, wenn schon 4 bis 500 Menschen daran gestorben waren, daher auch die Beschreibungen ihrer Verheerung in dieser Stadt fast an's Unglaubliche grenzen. Die Jahre 1431, 1539, 1592, 1626, 1638, 1660, 1714, 1812 und andere stehen in der Geschichte dieser Stadt am schwärzesten da. Im J. 1592 wurden öffentliche Gebete im Freien veranstaltet, das Volk flehete auf dem Pfeilplatze hinter dem Arsenal und auf dem drei Stunden von Constantinopel entfernten Alemtagh in Asien den Himmel um Abwendung der fürchterlichen Geißel an. Der Sultan ging zu Wasser bis an die Schlösser des Bosphorus und in der Stadt wurden die Läden geschlossen. Täglich starben von 400 bis 1000 Menschen. Dasselbe geschah 1626 im April, wo die öffentlichen Pestgebete nicht eher begannen, als bis täglich über 1000 Menschen ihr Opfer wurden. Im J. 1714 soll die Zahl der Leichen alle vorhergegangenen Jahre übertroffen haben, und 1812 ebenfalls nicht weniger als 12,000 Menschen hinausgetragen worden sein. Lüdcke erfuhr während seines neunjährigen Aufenthalts zu Smyrna einen allgemeinen Ausbruch der Pest viermal, 1759, 1760, 1762, 1765, ohne die partiellen zu rechnen. Fast jedes Mal verlangte sie nicht weniger als 15—20,000 Menschen. Übrigens haben die mitternächtlichen Provinzen des türkischen Reichs die Pest der mittäglichen und

östlichen als gefährlicher zu fürchten, als wenn sie sich aus jenen diesen mittheilt, was im Klima seinen natürlichen Grund hat. Daher wird die syrische im Archipel, in Anatoli und Rumili mehr gefürchtet als die von Constantinopel und Smyrna in Aegypten und Syrien, und selbst die smyrnaische zu Constantinopel für gefährlicher gehalten, als die von Constantinopel zu Smyrna. Selten geschieht es, daß z. B. Syrien ein Menschenalter von der Pest verschont bleibt. Jämmerlich tönt dann dem einsam verschlossenen Europäer das Klageschrei der zu Grabe Geleitenden; die Christen verlassen gewöhnlich die Stadt oder halten sich abge sondert und feiern, in Syrien wenigstens, am Johannistage, das Fest der eingetretenen Gefahrlosigkeit mit einem Te Deum in der Kirche. Dort war die Pest vom J. 1760 eine der böstartigsten. In Damascus starben täglich 4 bis 5000 Menschen und in Ake von 16,000 Einwohnern in fünf Monaten gegen 7000 Personen, auf Akris gegen 22,000 Menschen. In Haleb hielt sie zwei Jahre lang an, und diese Stadt hat das Unglück, daß sich daselbst die Epidemie nicht durch die alljährlich regelmäßig eintretende Hitze wie überall anderwärts in Syrien und in Aegypten verliert, sondern durch Kälte, die aber selten den erforderlichen Grad der Strenge erhält. Fragt man nun nach den Ursachen, durch welche die häufige Wiederkehr dieser Epidemie grade in der Türkei bedingt ist, so ist zuerst zu erwiedern, daß ihrer Ausbreitung durch keine öffentliche Gegenwehr Einhalt geschieht. Menschen, Waaren, Kleidungsstücke und sonst ansteckungsfähige Gegenstände werden nicht der geringsten Controle unterworfen, und erst in der neuesten Zeit hat man an Quarantaine-Anstalten wenigstens in der Nähe der Hauptstadt gedacht. Dazu kommt, daß es der Türkei für ein verdienstliches Werk hält, eine Leiche tragen zu helfen. Er betrachtet die Pest als einen Pfeil Gottes, der das vorgesteckte Ziel trifft, daher es unnütz sei, ihr ausweichen zu wollen. Daher sinkt mit dem Opfer der Pest nicht auch zugleich sie selbst in die Erde. Er brüsket sich mit höherm Muth und Vertrauen, und geht zur Zeit der Pest ebenso gleichgültig aus, als er nach Hause zurückkehrt. Wird so auf der einen Seite durch diese Unvorsichtigkeit das Übel unaufhaltsam genährt, so entspringt auf der andern wenigstens das Gute daraus, daß man die Todten ordentlich begräbt, die Kranken wartet, und kein Mangel an Lebensmitteln entsteht. — Was nun die übrigen Krankheiten anlangt, so hat auch sie die europäische und asiatische Türkei gemeinschaftlich mit dem Unterschiede, daß im Norden einige vorkommen, die im Süden gar nicht bekannt sind. Vom Podagra, Wassersucht, Auszehrung, schweren Entzündungen weiß man wenig oder gar nichts, vorzüglich in Asien. Dagegen sind die Pocken und hitzigen Fieber ziemlich allgemein, gefährlich und zum Theil epidemisch. Diffenterien verbreiten sich vorzüglich zur Zeit der Reifung der Früchte, und der Ausfah, der im südlichen Vorderasien zu Hause ist, wird bisweilen verheerend. Er tödtet nicht schnell, der damit Behaftete lebt oft zehn Jahre und verrichtet zum Theil dabei seine Geschäfte.

Zum Unglücke geht er von den Altern gern auf die Kinder und Kindeskinde über, nur daß seine Äußerungen immer schwächer werden. Nur langdauernder Umgang bewirkt Ansteckung. Außerdem ist Blindheit keine ungewöhnliche Erscheinung, da von der großen Hitze und dem vielen durch dieselbe verfeinerten Staube das Auge ungemein leidet. Eine einzige Stadt in der Levante hat oft mehr Blinde, als bei uns eine ganze Provinz. Die Beule von Haleb, wie sie von ihrem Hauptsitze heißt, die sich aber auch in andern Städten, wie in Mosul, Orfa, Mardin, Bagdad findet, verschwindet mehr und mehr.

Alle die hier erwähnten erfreulichen und unerfreulichen klimatischen Erscheinungen, sowie die epidemischen Krankheiten, sind auch mehr oder weniger ein Gemeingut der Inseln. Auf Susam Adasi wird das sonst warme Klima durch den beständig wehenden Nordost gemäßigt, allein auch der Samum stellt sich ein, doch milder als auf dem Festlande. Gleichen Wind haben fast alle Inseln des ägäischen Meeres. Mivillu fühlt bei dem sonst schönen und milden Klima im Winter den Nordwind ziemlich stark, doch nicht so, daß er Frost bewirkt. Auf dem südlichen Theile der Insel, wo der Sirokko keine fremde Erscheinung ist, drückt die Hitze sehr und das Klima ist weniger gesund. Vor allen Inseln durch das reizendste Klima ist Saki glücklich, das überhaupt das schönste Eiland des ganzen Archipels ist. Rhodus nähert sich immer mehr dem Süden. Auf Kirid hat das Thermometer im gewöhnlichen Sommer bis zur Herbstnachtgleiche beständig 25 bis 27° selbst in den gegen Nordost liegenden Zimmern, und der Südwind steigert es auf 32 bis 36°. Diese Hitze, die im Sommer nie durch einen Regen abgekühlt wird, wird dennoch durch den Inbat (Zephyrus) beständig sehr gemildert. Dieser Wind richtet sich im ganzen Morgenlande nach der Lage der Küsten und der davor liegenden Meeresfläche. Auf der Südküste von Kirid, Kibris und Karaman kommt er von Südwesten, in Smyrna von Nordwest und in ganz Syrien von Westen. Ein Thau erquickt auch in Kirid die Flur, wo weder natürliche, noch künstliche Bewässerung stattfindet. In den übrigen Jahreszeiten, vorzüglich in den Tag- und Nachtgleichen, ist der Wind veränderlich. Der Südwind bringt aber bisweilen selbst in der Mitte des Septembers das Thermometer auf 32°, und hat die Hitze so in andern Monaten gesteigert, daß das Athmen außerordentlich erschwert wird. Auf der Ebene und an den Küsten friert es niemals trotz dem, daß die Kälte im Winter auf dem Ida und an den andern hohen Bergen ziemlich streng ist und diese von der Mitte des Octobers an mit Schnee bedeckt sind. Auf der Fläche kündigt sich diese Jahreszeit nur in häufigen, aber nicht anhaltenden Regenschauern an. Nach dem Regen kehrt sogleich der Sonnenschein zurück. Von Krankheiten kennt man bei dem sonst gefunden Klima keine, als die gewöhnlichen. Ebenso ist auch das Klima von Kibris, welche Insel fast denselben Grad der Breite hat, eines der gesündesten und mildesten. Auch dort ist kein Schnee auf der Ebene sichtbar, wäh-

rend sich auf dem Gebirge außer ihm auch Eis ansetzt, das aber im März und April gänzlich verschwindet. Im Februar hat man schon die ersten Frühlingsblumen, während die Bäume nur ihr Laub wechseln. Allein auch hier scheidet das Gebirge klimatisch die Insel in den Wintermonaten in zwei Hälften, indem die Nordwinde die Nordseite so stark berühren, daß man selbst zu Kohlenfeuern seine Zuflucht nimmt, dagegen die Temperatur in dem durch das Gebirge geschützten Süden gemäßigt ist. Auch im Sommer kühlen die Seewinde die Luft ab, mit Ausnahme des Sirokko, der hier sich sehr stark zeigt. Der Sonnenstich ist nichts Ungewöhnliches und an der Küste erzeugen mehre stehende Gewässer bisweilen epidemische Übel. Der Pest ist auch sie, wie schon oben ein Beispiel angegeben ward, vorzüglich sowol von Syrien als von Aegypten aus, ausgeföhrt.

Bevölkerung. Welche Schwierigkeiten es habe, die Einwohnermenge in einer Osmanischen Stadt zu beurtheilen, haben alle Reisebeschreiber berichtet. Es gibt weder Listen von Geborenen noch von Verstorbenen. Jede Aussage der Einwohner selbst ist trügerisch, da sie sich gefallen, stets ihre Angaben ins Ungeheuer zu steigern. Die Größe der Städte gibt nie ein sicheres Resultat; der Beobachter muß es sich daher zur Pflicht machen, Erkundigungen einzuziehen, ob auch alle Theile bewohnt sind. Allein auch hier darf er nicht stehen bleiben, da die Osmanischen Städte nur niedere Häuser haben und jeder Besitzer sich bemüht, hinter dem Hause sich freien Raum zu verschaffen. Daher hält eine Osmanische Stadt nie einen Vergleich mit einer europäischen von gleicher Größe hinsichtlich ihrer Einwohnerzahl aus. Überdies läßt die Lebhaftigkeit und das Treiben der Volksmenge auf der offenen Straße durchaus keinen Schluß auf gleiche Bevölkerung in den Häusern zu. Es ist nicht gewöhnlich, Geschäfte mit fremden Personen in der eigenen Wohnung abzumachen. Der Morgenländer gestattet freien Eintritt da nicht, wo sich seine Familie befindet, daher aller Verkehr auf der offenen Straße oder in den Läden und Buden stattfindet. Hier drängt sich die ganze geschäftige Masse zusammen, und wer kein Geschäft hat, treibt sich zum Zeitvertreibe herum, während außerhalb dieser Marktstraßen die größte Stille herrscht. Bisweilen hat man zwar die Consumption des Getreides einer genauern Berechnung zu Grunde zu legen versucht, allein auch dieses Auskunftsmittel würde sich nur auf ganz wenige Städte anwenden lassen, und selbst in der Hauptstadt hat man trotz aller Bemühung nie nur wahrscheinliche Gewißheit erlangen können, da 1) der Verbrauch des Brodes durchaus nicht so allgemein ist, wie z. B. in Frankreich, und 2) eine Menge Getreide und Mehl eingeföhrt wird, wovon die Regierung keine Kunde erhält. Zwar besteht behufs der Todtentisten in Constantinopel die Einrichtung, daß unter den Thoren die aus der Stadt kommenden Leichen aufgezzeichnet werden, und wir besitzen selbst ein für ziemlich richtig gehaltenes Verzeichniß derselben von den Jahren 1770 bis 1799 bei Murhard (III. 233 fg.), allein wie viele Sterbende verordnen nicht, über den Kanal ge-

schaft und auf dem asiatischen Ufer begraben zu werden, ohne daß ihre Zahl von irgend jemand bemerkt oder aufgezeichnet wird? In andern Städten findet aber nicht einmal jene Einrichtung statt. Für das platte Land gibt es gar keine nur annähernde Bestimmung, zumal da in vielen Gegenden der bedrückte Landbewohner sich in die entferntesten Schlupfwinkel verkriecht. Ueberdies dienen auch für sie die Städte als Zufluchtsörter, da sie so wenigstens den Erpressungen der kleinen Tyrannen entgehen. Die polizeilichen Einrichtungen lassen diesen freien Umzug zu, und es sehen sich sogar die Muhammedaner selbst, die entfernt von der Regierung Ackerbau treiben, genöthigt, sich desselben zu bedienen, und das nicht weniger in Europa wie in Asien. Hat nun dieses System schon so viele Jahre gedauert, und dauert es noch, so darf sich Niemand über die menschenleeren und unbebauten Strecken des schönsten Bodens der Türkei wundern. Daraus geht ferner die Schwierigkeit für die Bestimmung hervor, wie viel die Quadratmeile Menschen trage. Die obenangegebene Zahl der Menschen und der Quadratmeilen lassen zwar Berechnungen zu, sind aber in keinem Fall als ganz zuverlässig zu betrachten, und muß irgendwo die Statistik die Unzulänglichkeit ihrer Hilfsmittel bekennen, so ist es in dem vorliegenden Falle.

Die Türkei hat eine große Mannichfaltigkeit an Bewohnern aufzuweisen, wie in Asien, so in Europa. Die vorzüglichern Stämme lassen sich in folgende Zählung bringen: 1) Osmanen, 2) Griechen, 3) Armenier, 4) Juden, 5) Slaven, 6) Albanesen, 7) Zigeuner, 8) Turkomanen, 9) Tataren, 10) Kurden, 11) Araber, 12) die Bewohner des Libanon: Drusen, Marmiten und Nofsairier, 13) Paschen, 14) Franken.

1) Die Osmanen, oder Osmanli (Türken heißen sie nur bei andern Völkern), machen, wie bekannt, die herrschende Nation des nach ihnen benannten Reiches aus. Den tatarischen Ursprung lassen sie noch jetzt, wo sie nach einem halben Jahrtausende bereits viel von ihrer ursprünglichen Lebensweise verloren haben, nicht verkennen; nur hat der Zustand der Halbcultur sie in manichfache Widersprüche gesetzt. Die lobenswerthen Eigenschaften, welche die nomadisirenden Völkerschaften in ihren Steppen auszeichnen, haben das Leben in den Städten und die gegenseitigen Berührungen zweifelhaft gemacht und nicht grade durch andere gesellschaftliche Tugenden ersetzt. Der Charakter der Osmanen zeichnet sich daher durch eine Mischung der heterogensten Züge aus, die wir alsbald theilweise näher kennen lernen werden. Sein Körperbau stempelt ihn zu einem der schönsten Volksstämme, der dadurch vorzüglich sich seine Eigenthümlichkeiten, seine Vorzüge und Schönheit bewahrt, weil die Fortpflanzung von Seiten des weiblichen Geschlechts durch ausländische Schönheiten befördert und gehoben wird. Seine erhabene Stirn, das dunkle feurige Auge, die schön gewölbte lange Nase, die volle gesunde Wange, ein zierlicher Mund, die hohe Gestalt, das Ebenmaß der Glieder und ein den ganzen Körper beherrschender Anstand sichern dem Osman die Anerkennung, die jede schöne Form dem Beobachter abnöthigt. Ein feierlicher

Ernst, der sich höchst selten, selbst nicht bei theatralisch-komischen Ereignissen verleugnet, eine abgemessene Bewegung, der feste, ruhige Gang, und der stets nachdenkend scheinende, wenn selbst wenig denkende Blick erhöht den Eindruck, den eine würdevolle Haltung zu äußern pflegt. Dazu kommt die weite, lang herunterwallende Kleidung, das Eigenthümliche und Unterscheidende der morgenländischen Tracht, der lange Knebelbart und Kinbart, der vorzüglich im Alter etwas Ehrwürdiges hat, und der Kopfschmuck, mit seinem ganz orientalischen Charakter. Wie verschieden letzterer grade bei dem männlichen Geschlechte war, und zum Theil noch jetzt ist, lehrt uns eine Ansicht der 44 Abbildungen bei Niebuhr (I, Tab. XIX — XXIII). Auf weniger Mannichfaltigkeit denken natürlich die Frauen, da ihre Zurückgezogenheit grade diesen Puz sehr entbehrlich macht, und sie ihre Pracht und ihren Reichtum an andere Dinge verschwenden. Ueberhaupt aber zeigt sich schon seit hundert Jahren und mehr noch seit der letzten Zeit, wo die Europäisierung so gewaltig um sich gegriffen hat, eine Veränderung der Trachten, obwol auch sonst die Mode nicht weniger Einfluß wie bei dem Europäer übt. So ist aus der tatarischen Filzmütze unter Osman I. eine rothe Tuchmütze geworden, die alsdann sich in den Turban von der verschiedensten Gestalt verwandelte, bis Murad III. im J. 1683 durch eine Verordnung die Formen und Farben stabiler machte, sowie sie noch jetzt mit geringen Veränderungen fortbestehen. Das türkische Hemd ist weit, wie das europäischer Frauen, nur sind die türkischen Ärmel viel weiter; unter demselben werden große Beinkleider von weißer Leinwand getragen. Über den leinenen Socken an den Füßen werden die Terlik (ترلك) oder (تربل) oder kleinen Pantoffeln von ganz dünnem

Leber, und über diesen andere lederne Socken angezogen, die an den Schakschir oder den großen rothen Beinkleidern festgemacht sind. Sohlen nach unserer Art kennt man nicht, alle jene Fußbedeckungen sind durchaus von demselben Leber, und geht man aus, so werden Pantoffeln angelegt. Über dem Hemde und den Beinkleidern wird der Entari, eine Art Weste mit Leinwand gefüttert, die etwa sechs Zoll über das Knie hinabreicht, und über diesen der Kastan angezogen, der gewöhnlich bis auf die Füße hinabreicht. Durch einen breiten Gürtel um die Hüfte wird die Möglichkeit erlangt, den hinterlichen Kastan zurückzustechen, um sich desto freier bewegen und auch den Entari und die Schakschir zeigen zu können. Zugleich trägt der Gürtel den Khandschor (خاندشور) oder das große türkische Messer, das bei den Großen mit Silber, Gold und Edelsteinen verziert ist.

Noch trägt man über dem Kastan eine Dschubbeh (جبهه), einen vorn offenen Rock; gewöhnlich sechs Zoll kürzer als der Kastan, dessen Ärmel kaum bis an die Ellenbogen reichen, im Winter mit Pelz gefüttert. Darüber endlich kommt der Pelz oder an seiner Statt der Benisch, der aber ebenfalls bis auf die Erde hinabreicht. Die Ar

mel sind übrigens an allen diesen Kleidungsstücken nicht zu weit, aber dafür so lang, daß sie sich bei großer Kälte unten zusammenbinden lassen. Natürlich tragen sie nicht alle Türken und zu allen Zeiten; die Reise, die Beschäftigung, der Stand bedingen Änderungen, allein jene Stücke machen doch die wesentlichen Bestandtheile des türkischen Anzuges aus; und obwol alle Morgenländer lange und weite Beinkleider tragen, so haben doch die einzelnen Nationen irgend etwas Charakteristisches zu ihrer Auszeichnung. Ferner lassen sich alle Türken und überhaupt alle Orientalen mit Ausnahme einiger Orden der Derwische das Haupthaar bis auf einen kleinen Büschel Haare mit dem Schermesser abscheren. Nie nimmt der Türke seinen Turban ab, weder auf der Straße, noch vor irgend einem Beamten, noch selbst vor dem Sultan; nur zu Hause legt er eine leichtere Kopfbedeckung an. Einen Knebelbart lassen sich fast alle Türken wachsen, nicht so den Kinnbart, den zwar die höher gestellten Beamten sämmtlich tragen, niedere Beamten aber und Bedienten, selbst die im Serai angestellten nicht ausgenommen, nicht tragen dürfen. Welche Achtung übrigens der Bart genießt, wissen wir daraus, daß es für den größten Schimpf gilt, ihn entfernen oder sich einen Angriff darauf gefallen lassen zu müssen. Neben den durch die Kleidung, die übrigen Moden und den Gang gehobenen Ernst und Anstand spricht der Türke langsam, volltönend, mit Ausdruck und im Allgemeinen nur soviel, als ihm durchaus nöthig dünkt. Daher werden auch mit ihm alle geringern Geschäfte kürzer abgethan, als mit irgend einer andern ihn umgebenden Nation, und was z. B. der Kaufmann sagt, gilt ihm gewöhnlich als erstes und letztes Wort. Das Feilschen ist ihm persönlich unbekannt. — Der Dsmane hat überhaupt wenig Bedürfnisse, vorzüglich in Speise und Trank, dagegen aber doch seine nationalen Genüsse. Unter ihnen sind die Pfeife, Kaffee, Scherbet und Pilaw die unentbehrlichsten. Seine Mäßigkeit wird uns anschaulicher, wenn wir uns die Tagesordnung desselben vergegenwärtigen. In jeder nur etwas wohlhabenden Familie gibt es drei besondere Tische, den des Familienhauptes, das gewöhnlich seine Mahlzeit allein verzehrt, den der Kinder, die aus Achtung nicht mit dem Vater essen, und den der Frau, die abgeschlossen in ihrem Gemache lebt. Selbst im Harem hat jede Frau ihr besonderes Gedeck, und die Tische sind höchstens auf vier bis fünf Personen eingerichtet. Die tägliche Nahrung theilt sich in zwei Mahlzeiten, und nur der weichliche Reiche fügt diesen ein leichtes Frühstück bei. Mit Sonnenaufgang erhebt sich dieser von seinem Lager, verrichtet sein kurzes Gebet (Namaz), streckt sich in den Winkel seines Sophas und verlangt von dem Sklaven seine Pfeife. In langen Zügen dampft er diese lautlos und oft wol auch gedankenlos hinbrütend aus, bekommt seinen Kaffee mit dem Bodensatz und selbst um sich zu erheben, ruft er nach fremder Hilfe. Träumend bringt er so, höchstens mit dem Rosenkranze spielend, den Vormittag hin, bis gegen Mittag die Mahlzeit aufgetragen wird. Zu dieser bedarf er weder Tisch Tuch, noch Gabeln, noch Teller, noch

K. Encycl. d. W. u. K. Dritte Section. VI.

Messer; ein Salzfaß, Löffel von verschiedenem Gehalt, eine einzige große Serviette, die, sind Gäste da, für alle zureichen muß, machen den ganzen Tischapparat aus. Das Brod wird bissenweise herumgegeben und nach der fünften oder sechsten Schüssel (Oliven, saure Gurken, Sellerie, Confituren) kommen die Saucen, die Ragoüts, und den Beschluß macht der Pilaw. Von einem Nachtsisch ist nicht die Rede, die Früchte und andere von den Jahreszeiten abhängigen Genüsse sind als Beigerichte aufgetragen, und jeder langt nach Belieben zu. Fünfzehn Minuten reichen hin, um sich zu sättigen, und die Getränke, Wasser und Scherbet, werden erst jetzt in einem Krystallglase herumgegeben. Den Nachmittag bringt der Reiche im Kiosk größtentheils zu, raucht seine Pfeife, läßt Frauen tanzen, aber rührt sich selbst wenig oder gar nicht. Mit Sonnenuntergange wird das Abendbrod aufgetragen, und ebenso rasch wie am Mittag genossen und, der Tag mit einer Pfeife Tabak beschlossen. So lebt natürlich der gemeine Mann nicht. Seine Speisen sind gröber und werden in gewissen Jahreszeiten durch den zu östern Genuß von kalten und saftigen Früchten, wie Gurken, Melonen, ungesund. Fleisshesser sind sie nicht, dagegen machen die Vegetabilien die Hauptnahrung aus. Hammel- und Ziegenfleisch kommt noch am gewöhnlichsten auf den Tisch und zwar so mürbe gekocht, daß es beim Anrühren in Stücken zerfällt, und somit, wie bekannt, die unedicate Art, sich nur der Finger zu bedienen, durch diese Vorbereitung etwas gemildert wird. Die geringern Leute begnügen sich mit Salz und Brod, das eine Art flacher, ungesäuerter Aschuchen ist, und wo nicht dasselbe in Bissen aufgetragen wird, auf der lebernen Tischdecke herumliegt, ferner mit Knoblauch, Zwiebeln, saurer Milch, Oliven, zu welchen bei besondern Festlichkeiten noch einige Gemüse kommen. Die Kaffeekanne wird von früh bis Abend kaum kalt, dessen ungeachtet ist die Consumtion, da sehr wenig auf einmal gegeben und getrunken wird, nicht sehr bedeutend. Neben dem Kaffee, der stets schwarz genossen wird, ist die Pfeife, die man erst seit dem J. 1605 in der Türkei kennt, von einem Dsmanen unzertrennlich und bei jedem Geschäft unentbehrlich. Erst neuerlich aber hat ein Befehl des Sultans ihren Gebrauch und den dadurch verursachten Aufwand zu beschränken gesucht. Die Mäßigkeit hinsichtlich der Getränke hat in neuerer Zeit mehr ab- als zugenommen; der Wein ist im Koran verboten, theils aber verführt die Einsamkeit, theils der Weinschank in den offenen Läden zur Übertretung, und Trunkenbolde sind nicht ganz selten. Vor allem aber schadet dem sonst von wenig Krankheiten geplagten Dsmanen der immer mehr sich ausbreitende Genuß des Opiums, der den wachenden Träumer nach und nach in ein stumpfsinniges und gefühlloses Geschöpf verwandelt. Auch behindert das Rauhen des Mastix durch den beträchtlichen Speichelaufwand die Verdauung. — Ebenso einfach ist die Einrichtung der Wohnungen. Das Hausgeräth besteht in wenigen Stücken, unter ihnen ist das Sopha das wichtigste, und gegen das Äußere der Häuser herrscht eine völlige Gleichgültigkeit. Desto mehr Aufwand verursachen Waffen, Pferde

und Pferdezeug, und zum Theil die Kleidung, vor allem aber die große Anzahl von Sklaven und Sklavinnen. Das Schicksal dieser Unglücklichen ist jedoch im Osmanischen Reich im Joche der Türken erträglicher, als sonst wo, selbst unter Christen. — Alle diese Einrichtungen gehen zum großen Theil von religiösen Vorschriften aus. Wenn aber oben erwähnt ward, daß im Charakter des Türken große Widersprüche hervortreten, so zeigen sich diese vorzüglich darin, daß keine seiner Anlagen ausgebildet ist. Er hat natürlichen Witz, Scharfsinn und Verstand, und damit hilft er sich fast einzig fort, da der Unterricht nur ein elementarischer ist, aber auch auf der andern Seite ist er so abergläubisch, daß er sich vor guten oder bösen Vorbedeutungen kaum zu retten weiß; unendlich sind die Mittel, die Zukunft zu erfahren und ebenso unendlich die, sich vor bösen Einwirkungen zu bewahren. Neben seiner Eingenommenheit von sich selbst und seinem Stolz ist er wiederum höchst unterwürfig, sklavisch und selbst kriechend. Früher noch tapferer als jetzt, ist er zugleich träge und wenig unternehmend, wenn äußere Veranlassungen ihn nicht drängen. Seine Großmuth ist oft mit Grausamkeit gepaart, entweder von Natur oder aus Grundsatz, und ist er gastfrei, so beweist er auf der andern Seite durch seine Zurückhaltung die größte Theilnahmlosigkeit. Trotz der Überzeugung, daß kein Staat eine bessere Verfassung habe, hat grade der Osmane oft genug Beispiele von Empörungen und Verschöbrungen gegeben, obgleich diese nicht immer in das Volk über-, sondern nur von bestimmten Ständen ausgingen. Fremden Nationen gegenüber zeigt er beleidigende Verachtung und Herrschsucht, und wiederum in seinem Kreise Demuth und stille Ergebenheit. An Vorzügen, meinen sie, ist ihrer Nation keine gleich, ihrer Religion keine andere an Erhabenheit und Göttlichkeit ähnlich. Geiz und Geldgier ist nationell, und außer Gold, Silber und Juwelen hat wenig Anderes einen Werth. Für Schönheiten der Natur und Kunst ist wenig Empfänglichkeit da, außer wo der religiöse Gebrauch ihren Geschmack und das ästhetische Gefühl in Anspruch nimmt. Bei der scheinbar sein ganzes Wesen beherrschenden Ruhe geräth der Osmane dennoch sogleich in Born und sogar in Wuth, und die Verstellungskünste sind ihm keineswegs fremd. Rachsucht ist ein allgemeines Übel und die öffentliche Gerechtigkeitspflege tritt ihr wenig genug entgegen. Seine Eifersucht ist sprüchwörtlich, obwol er dem andern Geschlechte nicht die geringste Achtung schuldig zu sein glaubt. Von Gesellschafts- und häuslichen Tugenden, die auf Bildung beruhen, weiß er wenig oder nichts, und er kennt in dieser Beziehung kein anderes Gesetz als seine Würde und das Herkommen. Gesellschaften beiderlei Geschlechts gelten für unanständig und für durchaus unzulässig. Ist der Osmane sonst der Völlerei im Allgemeinen fremd, so ist sein Hang zur Wollust desto ausschweifender und die Vielweiberei, die alles häusliche Glück zerstört und die stillen reinen Genüsse des Familienlebens untergräbt, thut ihr allen Vorschub. Das weibliche Geschlecht dient ihm nur als Mittel, nicht als Zweck, und seine Tugenden und Eigen-

schaften gelten ihm nur insofern, als sie seiner persönlichen Sinnlichkeit fröhnen. Von Erziehung desselben ist die Rede nicht, und selbst die heiligsten Interessen, wie Unterricht in der Religion, sind ihnen in Beziehung auf die Frauen ganz gleichgültig. Unnatürliche Ausschweifungen sind nichts Seltenes, und der Sättigung ihrer Lust steht außer Armuth kein, nicht einmal durch die Religion gebotenes, Hinderniß entgegen. Große Anhänglichkeit zeigt er an Hausthiere, unter denen außer Schafen und Kagen vorzüglich die Hunde eine pflegende Aufmerksamkeit genießen, als sonst nirgends wo anders. Allein auch diese sind so träge und faul wie ihre Herren, und werden nur keißig, wenn sie in ihrer Ruhe oder bei ihrem Fraße gestört werden. Nächst ihnen werden die Pferde vortrefflich gehalten. Ihrer Verachtung gegen andere Nationen und Religionen machen die Osmanen häufig durch Schimpfen Lust, und ihre Toleranz ist nicht die gepriesenste. Als Religionschwärmer, deren Fanatismus leicht sich zu den furchtbarsten Grausamkeiten verleiten läßt, sind sie von allem Anfange her bekannt, und da sie Sunniten sind, beweisen sie selbst den schiitischen Muhammedanern wenig Liebe und freundliche Begegnung. Dagegen haben sie aber auch außer den schon genannten manche andere lobenswerthe Eigenschaften. Der Osmane ist wohlthätig und seine Sklaven behandelt er fast wie seine Kinder. Auch würde seine natürliche Phantasie weniger ausschweifend sein, wenn sie irgend durch Bildung und Wissenschaft geregelt würde. — Der asiatische Türke unterscheidet sich von dem europäischen zu seinem Vortheile. Seine Physiognomie verräth mehr Zutraulichkeit und einladende Empfänglichkeit. Er lebt mehr der Sitte seiner Vorfahren treu, also unverborener und in reinerer Einfachheit. Der Stolz, die Uppigkeit und Eitelkeit sind gemildeter und die Trägheit bei weitem weniger in Asien einheimisch. Obwol das Klima mehr zur Ruhe einladet, so besiegt doch die größere Lebhaftigkeit und Reizbarkeit der Sinne jenen Hang zur Gemächlichkeit und völligen Apathie. Selbst die aus Mangel an ordentlicher Rechtspflege so gefährliche Rachsucht neigt sich in Asien viel leichter zur Verlöblichkeit hin, und man kennt von letzterer erhebende und echt christliche Beispiele. Die Frauen sind aber ebenso geschwätzig wie anderwärts.

2) Die Griechen. Diese gehen uns hier nur im Verhältnisse zu den Osmanen etwas an. Sie sind in der ganzen Türkei zerstreut und auf den Inseln fast allein zu Hause, doch leben sie in größerer Anzahl in Europa. Der Charakter derselben ist wie ihre äußere Form zum großen Theile den Zügen ihrer Vorfahren ähnlich, nur hat der unaufhörliche Druck und die Sittenverschlechterung, die zum Theil ihre Tapferkeit in verrätherische Feigheit verwandelt hat, ihre natürliche Gewandtheit und das offene Betragen in List und Heuchelei umgestaltet. Ueberhaupt sind sie noch immer so leichtsinnig und wankelmüthig wie früher und auch ihre Eitelkeit tritt überall gern hervor. Allein ihre Versunkenheit ist nicht so groß, wie sie oft Reisebeschreiber zu schildern bemüht gewesen sind. Der griechische Geist, der geprie-

sene Freiheitsinn, die Empfänglichkeit für das Schöne ist in allem Unglück erkennbar, und des Griechen fröhliches Gemüth macht sich gern Luft. In allen diesen Eigenschaften ist er der Gegensatz seiner Unterdrücker, die ihm weder seine Sprache und Anstand, noch seine Würde und tiefes Gefühl zu nehmen im Stande gewesen sind. Sind auch seine glänzenden Eigenschaften mit eiteln Schwächen gepaart, so zwingt ihn doch seine Lage zu mancher Unnatürlichkeit und zu einer geheimen Politik, durch die er sich, die Seinigen und seine Habe den habgierigen Herrschern zu entziehen suchen muß. Einer hohen Ausbildung fähig ermangelt er dennoch der Hoffnung, sie geltend zu machen und seine geistige Überlegenheit zu zeigen. Schon die Kinder zeigen früh ihre Fähigkeiten, lernen eher sprechen, und eignen sich binnen Kurzem mehre Sprachen zu. Doch ist scharfe Beurtheilungskraft nicht ihre ausgezeichnete Seite, und über das, was längeres Nachdenken verlangt, gehen sie gern mit Leichtigkeit hinweg. Munterkeit und Mittheilung im Umgange, Scherz und Wig in der Rede und die Kunst, mit ihrem wohlklingenden Neugriechischen auch ihre Gedanken zu verschönern, sind ihr unvermindertes Erbtheil. Traurigkeit haftet bei ihnen nicht, wenn nur ihre Religionsübung und der Besuch und die Anstellung von Lustbarkeiten gestattet ist. Eine Unwahrheit zu sagen, wird ihnen nicht schwer, da das Lügen theils mit, theils ohne Wissen, ihnen gleichsam zur zweiten Natur geworden ist. Mit ihrem Stolze geht die Puffsucht Hand in Hand, und ihr Eifer, sich ihren Unterdrückern unterwürfig zu zeigen, bei sonstiger prablerischer Großsprecheri, macht sie freilich bisweilen verächtlich. Eigennutz, Gewinnsucht und Geiz theilen sie mit den Osmanen, und um diesen Übeln zu fröhnen, geben sie sich mancher Blöße Preis. Leichtgläubigkeit, Wunder- und Aberglaube beherrscht sie, doch glauben sie durch fromme Vermächnisse ihre Schuld zu versöhnen. Sie darben eher am Leibe, als sie sich an Kleidern etwas abgehen lassen, und behandeln sich unter einander selbst freundlich und entgegenkommend. Unter allen Andersgläubigen wollen sie noch am meisten den Protestanten wohl. Die Türken gebrauchten sie früher zu allerlei Staatsämtern und die ärmern Griechen noch jetzt zur Besorgung häuslicher Angelegenheiten; doch ist der Handel ihre Hauptbeschäftigung. Der Schnurrbart wird sehr getragen, der Kinnbart nur von Priestern. Kaffee, Tabak und der Rosenkranz verkürzt auch ihnen die Zeit. Alle häuslichen Verrichtungen werden von den Frauen besorgt, doch ist der Schleier auch ihr unzertrennlicher Gefährte. Ihre Tracht hängt nur in unwesentlichen Dingen von der Mode ab, der Hals aber wird gern mit einer Kette geschmückt. Ubrigens üben die Männer oft türkische Härte gegen sie, und auch die Einrichtung der Häuser und Stuben ahmt ihre Herren nach. Ihr Adel ist alt, denn nie hat ein Sultan einen Griechen zum Fürsten gemacht, wenn er es nicht war. Die in der Türkei zurückgebliebenen Großen sind nicht reich, aber mäßig, und die in Constantinopel lebenden werden von der Pforte mehr als Geiseln angesehen. Vor der Insurrection waren kaum 30 Familien mehr, und von die-

sen gingen bis auf die der Kallimachi alle nach Griechenland. Den Mittelstand machen die Handeltreibenden aus, und diese wie jene sind stolz darauf, Christen zu sein. Wenige besitzen, mit Ausnahme der in Provinzen Lebenden, Grundeigenthum.

3) Armenier. Diese spielen unter den Einwohnern des Osmanischen Reiches die dritte Rolle. In ihr Land, Groß- und Kleinarmenien, haben sich Türken, Russen und Perser getheilt, überdies aber sind sie in der ganzen Türkei zerstreut, ein stilles, ernsthaftes Volk, das sich von allen Unruhen, Bänkereien und Ausläufen zurückzieht, zufrieden, seinen Handel treiben und ruhig den Gewinn zählen zu können. Ausschweifungen und Lastern ist der Armenier weniger als irgend ein anderer Bewohner der Türkei ausgekehrt. Fleiß, Beharren und Festhalten an dem einmal Begonnenen oder Angenommenen, Betriebsamkeit und Mäßigkeit sind seine nationalen Tugenden. Zum Handel ist er wie geboren, und eher betrügt ein Armenier einen Juden als ein Jude einen Armenier, daher sie auch oft christliche Juden heißen. Sie werden als treu gerühmt, obwol sie sich gern für diese Treue bezahlt machen, und ihre Sparsamkeit und Entbehrung auch wol in Geiz übergeht. Da sie unverdrossen sind, treiben sie sich gern umher und eignen sich die Sprachen anderer Völker an, wie überhaupt Niemand das Türkische besser sprechen lernt, als der Armenier. Die Größe beider Geschlechter ist mittelmäßig, gewöhnlich etwas unterseht, der Kopf groß, das Gesicht platt und voll. Sie gehen früh zu Bett und stehen früh wieder auf, und halten die Hauptmahlzeit Nachmittags fünf Uhr. Außer einem Sopha und Wandchränken gibt es wenige Meublen und die Frauen leben fast ebenso zurückgezogen wie die der Türken. In seinem Vaterlande treibt er den Ackerbau mit Lust, und nirgends ist das patriarchalische Verhältniß mehr zu Hause. Der Vater der Familie winkt und Alles geborcht ihm. Keine Tochter nimmt in Gegenwart des Vaters Platz. Im türkischen Asien macht gewöhnlich der Armenier den Einknehmer der Staatseinkünfte, und ihre Friedfertigkeit macht sie jeder Obrigkeit werth. Schon seit langer Zeit ist der Armenier nicht mehr kriegerisch, dafür aber den Bedrückungen der Türken um so mehr ausgekehrt. Freigebigkeit und Wohlthätigkeit, zumal gegen Nothleidende, gegen Kirchen und Schulen sind Hauptzüge in seinem Charakter. Auch der Muhammedaner wird von ihm nicht ausgeschlossen, und die Ulema nennen das Volk die Perle der Ungläubigen. Dennoch meint von Hammer, daß „an sogenannter göttlicher Grobheit, cynischer Unverschämtheit und an Geschmacksbarbarei der Armenier ganz sicher von Persern, Griechen und Osmanen unübertroffen bleibt.“

4) Juden. Auch diese sind gleichmäßig, obwol in geringerer Anzahl als die vorher genannten Nationen, in der ganzen Türkei zerstreut, jedoch zahlreich in ihrem Heilathstand und den umliegenden Paschaliks von Soristan. Ihre Ansiedelung in den übrigen Ländern ging nicht von Asien, sondern von Europa aus, wo sie den Verfolgungen zu entgehen suchten. Die Osmanen gewährten ih-

nen Schutz, und Salonichi, Smyrna, Rodosto, Constantinopel und andere größere Städte wurden ihre neue Heimath. In Constantinopel allein leben in Hassa-Kui gegen 50,000, und da sie ein Asyl in der Türkei suchten, heißen sie Musafir oder Eingewanderte, Reisende, doch werden auch sie unter der allgemeinen Benennung der Nichttürken als Rajas mit begriffen. Sie üben frei die einträglichsten Beschäftigungen, weniger aber als Handwerker, als als Unterhändler jeder Art. Gewöhnlich geben sie die Bankiers der Türken ab, deren Vermögen sie verwalten, und die Jüdinnen bringen als Mo- debändlerinnen in die Harems ein und unterhalten bisweilen die gefährlichsten Liebesintriguen. Dennoch ruht, wenn irgend wo anders, grade in der Türkei der Fluch am härtesten auf ihnen. Immer bereit, auch selbst die entehrendsten Aufträge zu übernehmen, haben sie sich selbst im Angesichte der übrigen Nationen herabgewürdigt. Dazu kommt die völlige Charakterlosigkeit, die Unreinlichkeit, die unverhüllte Gewinnucht und die Kriecherei, welche Eigenschaften sie zu der Verworfenheit erniedrigt haben, um deretwillen sie täglich nicht allein von Türken, sondern auch von Christen und deren niedrigster Classe, den Sklaven, Mißhandlungen zu ertragen haben. Der Türke nimmt den Juden selbst nicht eher in seine Religion auf, bis er vorher Christ geworden und sich durch diesen Übergang des Islams würdig gemacht hat. Unaufhörlich sind die Reibungen zwischen Griechen und Juden und beide Nationen machen sich oft vor dem türkischen Richter verächtlich, doch ist eben die natürliche Rückwirkung der Verachtung die moralische Verschlechterung der Verachteten. Stammverwandte sind die Samaritaner in Nablus und Jassa, und die Ismaeliten in Soristan, in und um Meßiade, über welche die besondern Artikel nachzu- sehen sind.

5) Die Slaven, zu denen die Bosniaken, Servier, Bulgaren, Kroaten, Morlachen, Montenegriner und andere kleine Volksstämme gehören. Schon aus dieser Aufzählung wird ersichtlich, daß der Slave nur der europäischen Türkei angehört. Der Bosniake ist in Bosna zwischen dem Verbas und Drin zu Hause, und seine weite Entfernung von der Pforte hat ihn stets vor Bedrückungen geschützt; dagegen hat diese gewußt, sich tüchtige Krieger aus seiner Mitte zu verschaffen. Der größte Theil von ihnen bekennt sich zur Muhammedanischen Religion, wenige sind griechische oder katholische Christen. Der Haß der Bosniaken gegen die benachbarten größtentheils christlichen Servier gleicht einer wahren Wuth. Jene sind den Türken zu jeder Zeit treu, diese haben sich wenigstens ihre Verfassung zu schützen gewußt. Alle Erholungen der Bosniaken bestehen in Waffenübungen, Ackerbau wird wenig getrieben, desto mehr aber Viehzucht. Die Räubereien unterhalten unaufhörliche Fehden, und dennoch ist nichts gesicherter als die Karawanenzüge aus Makedonien und Semlin. Die Servier, ungefähr eine Million stark, bewohnen einen Theil des alten Illyriens, und auch unter ihnen wie unter den Bosniaken, finden sich reiche türkische Gutsherren, jedoch in Servien mehr in den Städten. Noch immer

sind die Servier freieitliebend, dabei fromm, aber auch abergläubisch. Der Pope geht ihm über alles, selbst über die Kirche. Das Fasten bricht er selten, ist aber deshalb nicht auch moralischer. Auch er geht stets bewaffnet umher, und ist im Besiz einer höhern Bildung als der Bosniake. Ackerbau, Viehzucht und städtische Gewerbe, vorzüglich Handel und Baumwollenweberei, sind seine Hauptbeschäftigungen. Die Frauen sind sanft, arbeitsam und oft nicht ohne Liebeshwürdigkeit. Auch die Bulgaren sind, bis auf einen geringen Theil Muhammedaner, der griechischen Religion zugethan. Sie haben ihren Siz zwischen der Donau und dem Balkan, und waren die von den Türken am wenigsten in Anspruch genommene Völkerschaft, weil sie eine Domaine des Sultans ausmachten. Ackerbau und Viehzucht sind auf der Ebene ihre Lieblingsbeschäftigungen und sie selbst von sehr friedlicher Natur. Darum flieht auch Alles ins Gebirge, wenn etwa die großherrliche Armee nach der Bulgarei sich in Bewegung setzt. Die Plackereien haben in neuerer Zeit zugenommen, daher dort eine Menge der schönsten Flächen unbewohnt sind. Ihr gastfreundliches Entgegenkommen wird von allen Reisenden gerühmt, und die offene, einfache Haltung des Bulgaren erweckt gern Vertrauen. Ihre Wohnungen sind ganz leicht gebaut und oft nur Hütten mit einer Öffnung in der Mitte, durch welche der Rauch in die Höhe steigt. Sie haben ganz aufgehört die kriegerische Nation zu sein, die ihre Vorfahren waren, und sind in freundlichen Sitten das Gegentheil der Türken, von denen sie sich durch ihre braune schaflederne Mütze unterscheiden. Sie tragen nie Waffen, wie jene, und die Ankunft eines Fremden ist ihnen eine wahre Freude; auch die Frauen nehmen an allen häuslichen Sorgen den lebhaftesten Antheil. Die Kroaten im westlichen Bosna sind bei weitem unfreundlicher und roher, aber doch arbeitsam, sorglos und gute Soldaten, und ebenso die südlicher wohnenden Morlachen. Mehr Aufmerksamkeit als diese haben in neuerer Zeit die Montenegriner, oder die Bewohner des Montenegro, einer rauhen, hohen Gebirgskette, die sich von Norden nach Süden zieht, und Arnaut von Bosnien und Dalmatien trennt, erregt. Man schätzt sie auf 60,000 Köpfe; sie sind ein wilder, an jede körperliche Anstrengung gewöhnter Menschenschlag, der keine Gefahr kennt und mit beispiellosem Muth alle Widerwärtigkeiten besiegt. Ihr Hang zur Freiheit ist unverthigbar, und sie setzen für sie gern das Leben ein. Sie leben in einem Naturzustande, der jede Gemächlichkeit verachtet, und kein größeres Glück kennt, als unabhängig auf dem wilden Gebirge nach hergebrachter Sitte sich selbst zu regieren. Künste und selbst Handwerke sind ihnen fast gar nicht bekannt, und ihre Rohheit geht gereizt bald in Grausamkeit über. Jede Familie hat ihre Hütte abgefordert von der andern, wenigstens auf Büchschenschußweite. Ihre Sprache ist slavonisch-illyrisch und ihre Religion die griechische. Sie haben keine Literatur als Volkslieder. Ihre Geistlichen sind ihnen Alles, und diese entflammen sie leicht zum Fanatismus. Der Pascha Ali von Janina suchte sie zwar durch seine Beamten immer mehr

zu beschränken, ließ erhöhten Tribut eintreiben, aber auch er mußte die Erfahrung machen, daß der montenegrinische Knabe sich von früher Jugend an im Gebrauche der Waffen übe, und der Mann nicht umsonst unaufhörlich ein langes Messer und zwei geladene Pistolen in dem Gürtel trage. Der siegreiche Aufstand unter ihrem Metropolit brachte ihnen eine freie und unabhängige Verfassung unter russischem Schutze.

6) Die Albanesen, von den Türken Arnauten und in ihrer eigenen Sprache Scopetar genannt, zerfallen in mehre Stämme und sind ein Urvolk der Türkei, das die türkische Landschaft Albanien längs den Küsten des adriatischen und ionischen Meeres bewohnt. Der Mann kennt nur den Krieg, und sie genießen daher als Soldaten den größten kriegerischen Ruf in der ganzen Türkei. Alles hierher Bezügliche siehe übrigens in dem Artikel Albanien.

7) Die Zigeuner finden sich in der europäischen Türkei zahlreicher als in der asiatischen. Überall erscheinen sie in dem größten Schmutz und der niedrigsten Verworfenheit. Ohne sichere Religion treiben sie sich überoll umher, und selbst der Dünghaufen ist einem Theile derselben nicht zu schlecht, um darauf das Nachtlager aufzuschlagen. Neben der Kunst zu stehlen besitzen sie ein eigenes musikalisches Talent, vermöge dessen sie ohne Lehrmeister schwierige Stücke nachspielen. Sie leben an vielen Orten von dieser Beschäftigung. Auch sind sie in Asien nicht unbekannt, sowol auf der Halbinsel als in Sorsitan, nur haben sie sich selbst weder zu dem Grad entwürdigt wie in Europa, noch machen Andere die strengen Vergleiche, daß eine gleiche Verworfenheit sich herausstellte. Man ist dort mehr an das Bagabondenleben gewöhnt und viele andere Stämme fristen daselbst ebenfalls ihr Dasein nur von einem Tag auf den andern. Ihre Nahrung ist die schmutzigste und ekelhafteste, die man denken kann, und ihre Armuth grenzenlos; dessenungeachtet würde keiner gern seine Lebensweise verlassen. Sie heißen in Asien Tschinganen und ihre Anzahl wird etwa auf 15,000 Köpfe angeschlagen. Nur die höchste Noth läßt sie arbeiten und der härteste Zwang vermag kaum sie festhaft zu machen. Sie sind ohne alles Gefühl für Ehre und Schande, oder Recht und Eigenthum. Vor allem fliehen sie den Kriegsdienst. Ihre religiösen Begriffe lösen sich in Wahrsagerie und Aberglauben auf.

8) Die Turkmanen sind von tatarischer Abkunft, und ihre Stämme wandern zum Theil herum, zum Theil haben sie feste Wohnplätze; letzteres ist jedoch seltener der Fall. Die herumwandernden Stämme sind vorzüglich im Gouvernement Orfa, zwischen Angora und Siwas, in Siwas selbst, bei Haleh, Adana, Kaisaria, in der Gegend von Antab und Damaßk, zu Hause, und sie verändern ihre Wohnplätze zwischen Winter und Sommer. Die vornehmsten Familien derselben stammen aus Turkestan und sind Muhammedaner, die geringern haben die Gegenden, in denen sie umherstreifen, zum ursprünglichen Vaterland, und waren zum Theil der christlichen Religion zugethan. Sie wurden genöthigt, sich den tür-

kischen Befehlshabern mit aller Habe zu unterwerfen, verloren Wohnung und Kirche, mußten sich an herumwandernde Horden anschließen, und selbst Religion und Sprache waren somit dem Untergange Preis gegeben. Einzelne Stämme wurden sogar durch die Strenge und den übel angebrachten Eifer der christlichen Geistlichen dem Islam zugeführt. Das Oberhaupt einer Horde führt gewöhnlich den Namen Aga und sie selbst haben viele von den andern Morgenländern abweichende Sitten und Gebräuche. So kennen sie z. B. die Eifersucht wenig, und die Frauen genießen dieselben Freiheiten wie bei uns. Auf ihren Zügen, bei Annäherung des Winters gegen Süden, und im Sommer gegen Mitternacht, reiten die Männer wohlbewaffnet auf Pferden voraus, die jungen Frauen, Kinder und Gepäck werden von Kamelen getragen, während die andern Weiber unter Gesang und Spinnen neben den einzelnen Abtheilungen der nach der Gattung abgeordneten Viehhaufen hergehen. Die Frauen arbeiten ohne Unterlaß und füttern sogar die Pferde. Sie sind gastfrei, freundlich und ohne allen Fanatismus. Es gibt Stämme von 10 bis 12,000 Zelten, und man zählt ihrer im Ganzen 74 Stämme, die sich auch zum Theil durch ihre Dialekte unterscheiden. Man schätzt sie in Asien zu 1,500,000 Köpfen, während in Europa, z. B. in den Gebirgen Bulgariens, nur kleine Horden sich vorfinden.

9) Die Tataren, oder das Stammvolk der Osmanischen Völkerschaften, finden sich ebenfalls in Europa und Asien, nur haben sie sich in Europa festgesetzt und sind auch hier bei weitem zahlreicher. Ihr Hauptsitz ist die Dobrudscha, oder die Gegend der östlichen Seite vom Balkan bis zu den Donaumündungen. Dort wohnen sie in Dörfern, treiben Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht, und einzelne Horden finden sich in den Thälern des Balkan. Bekanntlich gibt es deren auch in Constantinopel und der Umgegend, und man bedient sich derselben fast durchgängig als Staatsboten. Ihre Treue, Gastfreiheit, Friedfertigkeit, Offenheit und würdevolle Haltung wird sehr gerühmt. Ohne intolerant zu sein, hängen sie dennoch fest an ihrem Koran, sind einer vorzüglichen Bildung fähig, die sie sich auch nach den Umständen zu verschaffen suchen. Die Kriege der Osmanen, die stets Abtheilungen von Tataren unter ihren eigenen Oberhäuptern bei sich führten, haben sie uns auch als tapfere Soldaten bekannt gemacht.

10) Die Kurden (كردان), die in nicht geringer Anzahl — man rechnet gegen eine Million — das Osmanische Gebiet durchziehen, haben sich nie völlig der türkischen Willkür unterworfen, wenigstens haben sie stets darauf bestanden, daß ihre Oberhäupter nach ihrer Wahl aus ihrer Mitte ernannt werden, ein Verlangen, das sie mit den Beduinen theilen. Sie bewohnen das eigentliche Kurdistan, von dem ein Theil zum Paschalik Bagdad gehört, ferner das Gebirge Sindshar, am Flusse Rhabur, die Statthaltertschaften Mosul, Dijarbekt, Haleh, Damaßk, und sie nomadistren bis zum See Wan hinauf. Auch durchziehen sie einen Theil Armeniens, überall sind

und bleiben sie aber dieselben, gefürchtete Räuber und treulose Freunde. Erhalten sie sich auch weniger abhängig von der Pforte, so dulden die arbeitssamern dennoch viel von ihren eigenen Oberhäuptern, die sich durch den einzutreibenden Tribut mit bezahlt machen. Ofters sind jedoch die türkischen Statthalter genöthigt, Gewalt gegen sie zu brauchen, und kein Reisender mag sie loben. Schon ihr Äußeres verräth viel Unangenehmes. Das kleine Auge, die dunkle Hautfarbe, der große Mund und der wilde Blick macht keinen wohlthätigen Eindruck auf den Fremden, der ihnen gern aus dem Wege geht. In Städten weilen sie weniger, und selbst die in Oeftern festhaften geben ihr Räuberhandwerk nicht auf. Um sie abzuwehren, werden sie bisweilen unerwartet überfallen, Männer, Frauen und Kinder zu Sklaven gemacht und ihre Früchte verbrannt oder verheert. Die Frauen sind freundlich, aber gewöhnlich verbrannte Schönheiten. In dem Paschalik von Kars gibt es Stämme von 5000 Zelten, die groß und mit grobem, braunem, gewöhnlich aus Ziegenhaaren verfertigtem Tuche bedeckt sind; sie wechseln ihren Aufenthalt gegen den Sommer und Winter, und es gibt selbst Horden von 20,000 Zelten. Auch sie sind Muhammedaner und ihre Vornehmen sind, gleich den Beduinen, sehr abelsolz. Die Frauen genießen dieselbe Freiheit wie die der Turkmänen, und die Geburt eines Mädchens macht Freude, da diese nie von dem Vater ohne bedeutende Aussteuer verhehlicht werden. Sie gehen schlecht und gewöhnlich in einen weißen baumwollenen Zeuch gekleidet. Sogar das Recht der Gastfreundschaft ist ihnen nicht heilig. Ihr Erwerb ist Viehzucht, und so, daß dessen Abwartung ganz den Frauen überlassen bleibt. Bekannt ist, daß die viel besprochenen Feziden (بيزید) auf dem Gebirge Sindschar Kurden sind,

und ihre Sprache auch die kurdische ist. Sie bilden die den Muhammedanern verhaßteste Secte, vorzüglich aber sind sie den Schiiten als Anhängern Ali's, den ihr Stifter Jezid nicht anerkannte, unerträglich. Ihre Religion ist ein Gemisch von Manichäismus, Muhammedanismus und Parsismus; sie bekennen sich aber öffentlich den Muhammedanern, Christen oder Juden gegenüber als ihre Glaubensgenossen. Das Lesen und Schreiben ist ihnen verboten, der Teufel ist ihr Gott und in seinem Dienste thun sie alles, was sie thun. Eher sterben sie, als daß sie den Teufel verfluchen, der bei ihnen „der große Scheich“ heißt. An die Sonne richten sie das Morgengebet. Bis auf den Lattich und Kürbiß halten sie jede Nahrung für erlaubt, und die christlichen Klöster, sowie deren Heilige, halten sie in größten Ehren. Abi, der Reformator ihrer Religion, gilt ihnen als das unsichtbare Oberhaupt, dessen Grab sich in dem Gerichtsbezirke von Amadia befindet. Sein Nachfolger wird stets aus seiner Familie gewählt und ihm lassen sie einen Theil ihres Raubes zukommen. Die blaue Farbe ist gedachtet, dagegen wird der Schnurrbart nie verschnitten. Sie sind in verschiedene Stämme getheilt, die von einander ganz unabhängig sind. Das Gebirge Sindschar stellt allein über 6000 kampflufige Streiter, die Cavalerie ungerchnet, und in

dieser Gegend vergeht kein Jahr, wo nicht bedeutende Caravannen geplündert werden. Ihre Grausamkeit setzt alles in Schrecken, da sie bei ihren Plünderungen ohne alle Ausnahme den Mord an den ihnen in die Hände gefallenen Opfern vollziehen. Deshalb bedienen sich ihrer auch die Oberhäupter der Kurden, wenn es gilt, sich mit irgend einem der türkischen Paschas zu messen.

11) Die Araber, welche in Constantinopel gewöhnlich aus Ägypten sind, und den Dienst als Stallknechte, Lastträger und Verkäufer von Getränken versehen, verleugnen nirgends ihr feuriges Temperament und scheiden sich überall durch ihre hagere Gestalt aus. Ihre vorzüglichsten Wohnsitze sind das südliche Mesopotamien oder das Paschalik Bagdad mit Basra, und Soristan, wo sie den Haupttheil der Bevölkerung der Statthaltschaft Damas ausmachen. Unter ihnen betreiben die Fellahs den Ackerbau, und den ansässigen sind die Handwerke und der Handel keineswegs fremd. Diese sind aber bei weitem mehr ausgeartet als der Beduine, der physisch und moralisch ein ganz anderer Mensch ist. Neben der Frau und dem Kinde steht ihm sein Pferd und das Kameel oben an, und der Dsmane gilt ihnen ebenso wenig als ihr Oberhaupt, als irgend ein anderer Regent. Seine Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten sind ganz die der Bewohner der arabischen Wüste, und ihre Anzahl beträgt zusammengenommen mehr als eine Million. In neuern Zeiten hat sich ein Theil der dem Pascha von Bagdad tributbaren Stämme der Secte der Behabis zugewandt, während ein anderer Theil bei vorkommenden Fehden sich in die Reihen der Armee stellen muß.

12) Einen eignen Menschengeschlag, nach Lebensweise, Religion und Charakter, bilden die Bewohner des Libanons, des Vaterlandes der Drusen, Rosairier und Maroniten. Erstere bewohnen einen Theil des Gebirges von ungefähr 60 D. Meilen, die andern den Strich zwischen Tarablus und Antakia, und die Maroniten den District Keeroan, und mögen zusammen eine Bevölkerung von 300,000 Köpfen abgeben. Sie sind die Montenegriner der europäischen Türkei, und aus mehr als einer Rücksicht denkenwerth. Die Drusen, ostwärts von Saide, Balbek, Dschebail und Tarablus, haben südlich die Motewali, gegen Mitternacht die Rosairier zu Nachbarn. Da sie 40,000 Mann ins Feld stellen können, müssen sie wenigstens 160,000 Seelen stark sein, und kein Pascha darf es wagen, nur einen Bauer plündern oder ihm die Bastonade geben zu lassen. Ihr jetziger Groß-Emir legte fast die Wagschale in dem Kriege der Syrer gegen ihren Unterdrücker Ibrahim. Sie sind wohlgewachsen und höchst mäßig, und gewöhnen sich von Jugend auf an abhärtende Strapazen und körperliche Gewandtheit. Lesen und Schreiben ist Eigenthum der Frauen, die Männer kümmern sich wenig darum. Thränen in den Augen der letztern zöge Verachtung nach sich, und das Leben wird, wenn die Ehre nur im Geringsten beleidigt scheint, augenblicklich in die Schanze geschlagen. Blutrache ist mehr als Gewohnheit, ist gleichsam Gesetz, weshalb die gegenseitigen

Befehlungen nie aufhören, und die Feindseligkeiten unter den Scheichs allemal mit den furchtbarsten Grausamkeiten endigen. Diese unaufhörliche Gefahr der Beleidigung macht sie behutsam und zuvorkommend, und Gastfreundschaft ist ihnen ein von den Vorfahren überkommenes unverbrüchliches Erbe. Das letzte Stück Brod theilt der gemeinste Druse mit dem hungrigen Reisenden. Zwar nennen sie sich Muhammedaner, bekümmern sich aber wenig um die Muhammedanische Religion. Ihre Tracht ist ein aus Ziegenhaar und Wolle gewebtes kurzes Oberkleid bis an die Knie, mit ebenso kurzen Ärmeln; das Unterkleid ist blaulinnen, und beide Anzüge werden mit einer langen Binde über der Hüfte gegürtet. Um den Kopf wickeln sie Binden und ihre Füße bedecken eine Art Schuhe. Der ungeweihte Druse hält sich von seinen Waffen für unzertrennlich; Vielweiberei ist zwar gestattet, aber selten, und Heirathen außer ihrer Nation sind unerhört. Sonst ist ihre häusliche Einrichtung, ihre Lebensart, Sitte und Gebrauch von den Vorurtheilen der übrigen morgenländischen Völker nicht verschieden. Der Tribut oder Miri an den Sultan richtet sich nach den jedesmaligen Umständen, nach der Lust des Emirs, oder nach der Stellung, die der türkische Pascha gegen sie annimmt. Sie treiben übrigens Viehzucht, Wein-, Seiden- und Ackerbau, und unterhalten Baumwollenpflanzungen; zur Kriegszeit aber ist jeder waffenfähige Mann Soldat. Von den Drusen gewissermaßen abhängig sind die Maroniten im District Kesrowan, der eine Tagereise lang und breit ist, und durch den Nahr-Kalb oder Hundesfluß in zwei Theile getheilt wird, den östlichen nur von Maroniten, und den westlichen von Maroniten und Griechen bewohnten. Wein, Oliven, Tabak, Maulbeerbäume, Baumwollen- und Ackerbau machen ihren Reichthum aus, und das Vieh hat vortreffliche Weiden. Sie werden als gute und rechtschaffene Menschen gelobt, und ihre selbst gewählten Scheichs zahlen einen Tribut an den Groß-Emir der Drusen, der ihn an die Türken berichtet; auch sind sie an den Kriegen der Drusen Theil zu nehmen verpflichtet. Da sie als Christen gebildet sind, geben sie gewöhnlich die Erzieher der Drusen ab. An ihrer Spitze steht ein Patriarch, den zehn Bischöfe wählen. Kirchen und Klöster sind so viele als es Ortschaften gibt, und ihre Geistlichen und Mönche arbeiten wie jeder andere. Übrigens bilden sie die größte Anzahl der Christen in Syrien, wo sich da und dort in den Städten, z. B. in Haleb, einige Familien zerstreut finden. Die Nasairier oder vielleicht richtiger Nasirijeh (نصيرية) geben sich Angesichts der Türken für Sunniten aus, haben aber ebenfalls ihre eigenthümliche Religion. Wie schon bemerkt, sind sie vorzüglich zwischen dem Libanon und Antiochien zu Hause, und nähren sich hauptsächlich vom Tabaksbaue. Sie sind nicht sehr zahlreich, und da ihr Gebiet leichter zugänglich ist, auch den Erpressungen der Türken mehr ausgesetzt. Auch sie gelten als ehrliche, reinliche, gastfreundliche Leute, welche die Würde des Menschen anerkennen, nicht stehlen, fluchen und schwören, ihre Armuth geduldig ertragen, und auch

dem zweiten Geschlechte seine Rechte zugesprochen. Endlich erwähne ich noch die Motewali, die sich an die Glaubensmeinungen der Perser, also der Schiiten, anschließen. Doch mag weder Christ noch Türke gern mit ihnen zu thun haben, da sie sehr zurückhaltend sind und aus Furcht verunreinigt zu werden, oft Unfreundlichkeit zeigen. Ehe sie der Drusen-Emir Jusuf im vorigen Jahrhundert vertrieb, wohnten sie zu Baalbek, Sor, am Afi und nördlich vom Libanon, und zahlten zum Theil wie die zu Baalbek, ihren Tribut unmittelbar nach Constantinopel und an die Paschas von Seide, Hems und Tarablus. Ihre Anzahl war nie sehr bedeutend.

13) Die Tarschen, ein wilder Volksstamm, der wie die Tataren in Horden vereinigt lebt, und sich seine eigenen Anführer wählt, hat sich vom Kaukasus her an der Küste des schwarzen Meeres im Paschalik Trabesun niedergelassen, und achtet nur den, der eine große Anzahl Reiter vereinigen kann. Sie sind an Sprache, Sitten und Gesichtszügen ihren Nachbarn, den Grusiern, sehr ähnlich, und obwol Ackerbau sie ansässig gemacht hat, wissen sie doch mit Hilfe ihrer kleinen und dünnen, aber ausdauernden Pferde das Handwerk von Räubern so trefflich zu treiben, daß Jedermann sie fürchtet und es dem Pascha von Trabesun Mühe kostet, die 30,000 Köpfe im Zaume zu halten.

14) Die Franken, eine Benennung, die den in der Türkei sesshaften Europäern von ihrer Sprache, der lingua franca, einem verborbenen Italienisch, beigelegt worden ist, hält theils der Handel, theils der religiöse Cultus und die Diplomatie in den bedeutendern Städten daselbst fest. Factoreien, wie sie z. B. in Haleb und anderwärts England unterhielt, sind mit der Zeit verschwunden, und jeder Kaufmann ist seiner eigenen Betriebsamkeit überlassen worden. Sie zu zählen hat noch Niemand versucht, und sie bilden auch weniger wie die andern Volksstämme der Türkei ein geschlossenes Ganze. Da der Aufenthalt vieler vorübergehend ist, andere als Reisende nirgends festen Fuß fassen, würde selbst von dem Resultat einer Zählung des einen Jahres auf das andere keine Folgerung zulässig sein. Sie genießen den Schutz der Gesandten und Consuln, müssen sich aber übrigens in die Sitte des Landes, die Verfassung und das Abgabesystem fügen.

Bei dieser Mannichfaltigkeit der Völkerschaften, die zum Theil ganz verschiedenen Ursprung haben, müssen natürlich auch die Sprachen sehr verschieden sein, und diese Sprachverwirrung, das Untereinander ihre Idiome, das sich nirgends sowie in der Hauptstadt geltend macht, ist eins der interessantesten Schaupiele mehr, welche Constantinopel darstellt. Hof- und Landessprache ist die türkische, die auch bei allen diplomatischen und gerichtlichen Verhandlungen angewandt wird, allein jeder vornehme und gelehrte Osmane hält es für unentbehrlich, um des Korans und der Literatur willen, auch das Arabische und Persische zu verstehen und selbst zu schreiben. Das Neutürkische, wie es heute gesprochen wird, bildete sich aus der Osmanischen Sprache, welchen Namen das Selbschulische von der Zeit an erhielt, wo das

Selbschulkenreich in dem Reiche der Osmanen seinen Untergang fand. Dieses hat die uigurische oder dschagataische Sprache, welche die Osmanen auch die alttürkische nennen, zur ältern Schwester, und gelangte nie zu dem Punkt einer völligen Ausbildung. An die Stelle ihrer Literatur trat am Ende des 15. Jahrh. völlig die Osmanische. Dadurch aber, daß ihre Muster im Arabischen und Persischen vorlagen, und durch nahen Verkehr überhaupt kamen in das Türkische, das eine höchst weiche, aber dennoch wohlklingende und volle Sprache mit mancher im Bau und in der Construction strengen Eigenthümlichkeit ist, eine Menge arabische und persische Wörter, von denen jene, seitdem der Koran und die auf seine Sprache und seinen Inhalt gegründeten Religions- und Rechtsbücher unter den Osmanen einheimisch wurden, schon um des terminologischen Theils derselben willen, an Zahl die Oberhand gewinnen mußten. Überhaupt sind in streng wissenschaftlichen Disciplinen die Türken in ihrer Literatur nichts als Nachahmer der Araber, und es darf daher um so weniger wundern, daß mit den Sachen auch die Namen in so großer Menge zu ihnen übergingen. — Über das Arabische, Armenische, Jüdische, Slavische, Neugriechische und die Zigeunersprache haben wir hier nichts zu bemerken, als daß diese Sprachen von den Völkern, von denen jene den Namen haben, gesprochen werden. Die Bosniaken, obgleich echte Slaven, haben doch nicht den feinen und reinen Dialekt, den die gebildeten Serbier reden, und in dem auch die meiste Literatur vorhanden ist. Der Dialekt der Bulgaren kommt dem russischen am nächsten, hat aber viel Tatarisches in sich aufgenommen, und ist nie Schriftsprache geworden. In den wenigen Schulen, welche die Bulgaren haben, bedienen sie sich griechischer und in den Kirchen gewöhnlich slavischer Bücher. Selbst nicht einmal in grammatische Regeln hat man diese Mundart bisher zu bringen versucht; und doch versteht selbst der gemeine Bulgare weder das Griechische noch das Rein-Slavische. Auch der Kroate, Morlache und Montenegriner spricht seinen eigenen slavischen Dialekt. Der der Montenegriner ist slavonisch-illyrisch, und hat die meiste Ähnlichkeit mit dem Sprachgemische, das im österrichischen Albanien bei Castell nuovo oder an den Mündungen des Cattaro geredet wird. Über die Sprache der Arnauten oder Albanier, die ebenfalls sehr gemischt ist, ist die Encyclopädie (2. Bd. S. 340) zu vergleichen. Das Tatarische, die Mutter des Osmanischen, ist selbständig und eigenthümlich, und wird an seinem Orte gewürdigt werden. Die Turkmanen, von denen die Motewall als Ableger gelten, haben einen türkisch-tatarischen Dialekt, der sich sehr zum Osmanischen hinneigt, aber bei den einzelnen Stämmen auch wiederum viele Modificationen erfahren hat. Eine ähnliche Erscheinung bietet sich unter den Kurden dar, die, weil sie ihre eigenen Fürsten haben, sich auch ihre eigene Sprache erhalten haben, aber so, daß dennoch drei Mundarten unter ihnen die vorherrschenden sind, auf welche das Persische, Arabische und Türkische sich geltenden Einfluß zu verschaffen gewußt

hat. Viele Wörter und ganze Redensarten sind, wie uns das Wörterbuch und die Grammatik des Paters Garzoni beweist, ganz persisch oder rein arabisch. Auch die Teziden sprechen kurdisch, doch verstehen viele unter ihnen das Arabische und Türkische und bedürfen keines Dolmetschers. Die Völkerschaften des Libanon, die Drusen, Maroniten und Rosairier, sprechen Arabisch, welches überhaupt in Syrien und Palästina die einheimische Sprache, indem das Syrische ganz verschwunden ist, und das Türkische nur soviel gesprochen wird, als in Deutschland das Französische. Die Drusen haben sogar das Arabische zur Kirchensprache, während die Maroniten und Rosairier, deren Muttersprache ebenfalls das Arabische ist, wiewol sie es mit syrischen Buchstaben schreiben, ihre langen Gebetsübungen in syrischer Sprache verrichten, die sie jedoch nicht verstehen. Ebenso haben die Samaritaner ihre eigene Schrift, trotz dem, daß die Kirchensprache derselben das Hebräische mit eigenthümlichen Formen ist. Übrigens schreiben sie auch das Arabische mit denselben samaritanischen Buchstaben. Die Paschen endlich sprechen eine grussische Mundart, und der *Lingua franca* ist schon oben gedacht worden.

Religionen. Die Staatsreligion des türkischen Reiches ist die Muhammedanische, jedoch nach den Ansichten der verschiedenen Secten modificirt. Der Türke als Türke ist orthodoxer Muhammedaner, d. i. Sunnit, oder Traditionsgläubiger, und der Hof mit Allem, was ihm anhängt, bekennt sich zu der Secte der Hanefiten, als einer der vier für rechtgläubig anerkannten Religionsparteien. Indem nun der Koran nicht nur erstes Religions-, sondern auch erstes Gesetzbuch des Staates, und das Kirchenrecht von dem Civilrecht unzertrennlich ist, erfolgen auch alle aus diesem vereinigten Rechte herfließenden Entscheidungen den Ansichten des Imam Hanefi gemäß, die dieser bei Erklärung der bezüglichen Stellen des Korans und der Sunna und den daraus herzuleitenden Folgerungen geltend zu machen gewußt hat. Unser Sonntag ist dem Osmanen der Freitag, an welchem der Prophet von Mekka nach Medina entwich. Festtag ist er ihm nur, so lange der Gottesdienst in der Dschamia oder Kathedrale und in den Moscheen, und die übrige gewöhnliche Gebetszeit dauert. Er feiert ihn mit Gebet und Predigt, kennt aber Glocken, Orgel und Gesang nicht. Wie der Araber, hat auch er als täglichen Gottesdienst zu fünf verschiedenen Zeiten sein Gebet (Namaz) zu verrichten. Als die Grundpfeiler seiner Religion betrachtet er die fünf unumgänglich zu beobachtenden Gebräuche der Reinigungen, des Gebets, des Almosenzehnten, der Fasten (Monat Ramazan und bei mehren andern Fällen) und der Wallfahrt nach Mekka. Auf dieser Grundlage beruht der Glaube an Allah und seinen Propheten, den er in dem Bekenntniß ausspricht: „Es gibt keinen Gott außer Allah und Muhammed ist sein Prophet.“ Die Taufe ist ihm die Beschneidung und der Preis seiner Tugend ein Paradies, dessen Seligkeit ihm seine glühende Phantasie, in welcher ihm der unter seinem arabischen Himmel in entzückenden Vorstellungen schwelgende Beduine vorausgeeilt

ist, als einen Vollgenuß der höchsten Freuden in den reizendsten Farben schildert. Er thut nichts außer im Namen Gottes, und die Fatihä oder die erste Sura des Koran ist sein Vaterunser. Seine Moral weist ihn auf Milde, Redlichkeit, Schamhaftigkeit, Reinlichkeit, Mäßigkeit und die Pflichten der Gesellschaft und der Höflichkeit hin. Das Spiel, die Musik, der Besiß von Bildern, der Mißbrauch des Namens Gottes ist ihm verboten, den Eidschwur soll er heilig halten, und er hat übrigens die allgemeine Verpflichtung auf sich, die Tugend zu üben und das Laster zu meiden. Seine Nahrung, seine Kleidung, seine Beschäftigung ist durch Vorschriften bedingt, und die Beobachtung und Handhabung aller dieser Gesetze und Gebräuche überwacht das Corps der Ulema mit dem Mufti oder Scheich-el-Islam an seiner Spitze. Überall sind die obrigkeitlichen Personen verpflichtet, da wo die hanefitischen Imams verschiedener Meinung sind, derjenigen zu folgen, welche die letztern Imams gebilligt haben. Den Kadis wird dies selbst in ihrer Bestallung förmlich vorgeschrieben, und das Corpus juris ist das Werk Multeka, mit dem uns Mouradgä d'Ohsson vollständig bekannt gemacht hat. — Drog dem aber, daß der Dsmane zu allem Guten angewiesen ist, weiß er von Toleranz wenig. Wer nicht Moslim ist, ist Kasir, ein Ungläubiger, ein Gotteslästerer, und wird als solcher behandelt. Einen andern Unterschied kennt das Gesetz nicht in seinen Aussprüchen zwischen den verschiedenen Religionen der Welt und des türkischen Reiches. Zu der Lehre der Sunniten nun in letztem bekennen sich die Dsmanen, Tataren, Turkmanen, Araber mit Abweichungen, Kaschen, ein Theil der Kurden, Zigeuner, Arnauten, Bosniaken und Bulgaren, sodas die Anzahl derselben in Asien bei weitem größer ist, als in Europa, und überhaupt die Hälfte der ganzen Bevölkerung betragen mag.

Den Sunniten schroff gegenüber stehen die Schiiten, die von den Dsmanen ebenso angefeindet werden, wie nur irgend Protestanten von den Katholiken angefeindet werden konnten. Der Dsmane glaubt nämlich an die Reihenfolge der vier ersten Khalifen als einer rechtmäßigen, sowie sie erfolgte, deshalb auch jene Khalifen die vier rechtmäßigen (الارشدون) genannt werden, während die Perser, die in Masse Schiiten, d. i. die zu einer und derselben Meinung, als Anhänger des Ali, verbundenen Genossen, sind, behaupten, nicht Abu Bekr, der Schwiegervater und seine beiden Nachfolger, sondern Ali, der Schwiegersohn, habe dem Propheten zunächst folgen sollen. Daraus und aus der unbegrenzten Verehrung, die der Perser den Söhnen Ali's, Hasan und Hosein zollt, welche der Dsmane nur als die ersten Märtyrer betrachtet, sowie aus einigen andern wesentlich abweichenden Glaubensmeinungen, sind alle jene unendlichen Befehdungen hervorgegangen, die zwischen Sunniten und Schiiten bisher obgewaltet haben, da jeder politische Kampf auch gern eine religiöse Richtung nimmt. Zwar lassen sie sich gegenseitig den Namen Moslimin oder Muminin, d. h. in Gott Ergebene oder

Gläubige, dennoch aber mag der Schiit mit fremden Religionsverwandten weder essen noch trinken, und nicht eher eine Schüssel, woraus ein Fremder gegessen hat, wieder brauchen, als bis er sie völlig gereinigt hat, ja er hält sich für unrein, wenn ein Fremder nur sein Kleid berührt. Solcher strenger Schiiten gibt es im türkischen Reiche wenige, oder sie treten wenigstens mit ihren Ansichten nicht hervor. Früherhin und zum Theil noch jetzt machten die Motewali, einige arabische und kurdische Stämme, außer den einzeln zerstreuten, den geschlossensten Körper derselben aus, aber auch sie wagen nicht, den Türken verächtlich zu begegnen. Außerdem gelten dem Sunniten alle Irrgläubigen, die aus dem Schoße des Islams (vergl. d. Art. u. Muhammedanismus) hervorgingen, für Schiiten, denen sie noch andere gehässige Namen beilegen. Nach einer Tradition des Propheten mußten 72 schiitische Secten entstehen, und sie entstanden wirklich. Schon unter dem arabischen Khalifat waren die Kämpfe in Bagdad zwischen den Sunniten und Schiiten die erbittertesten und gefährlichsten.

Nach der Muhammedanischen Religion ist es unstreitig die christliche, welche im türkischen Reiche die meisten Anhänger zählt. Unter ihnen stehen die griechischen und armenischen Christen obenan, denen die katholischen folgen, von denen wiederum die monophysitischen und nestorianischen zu trennen sind. An diese reihen sich die Religionsparteien an, welche die Reformation ins Leben rief, und der jüdische Cultus schließt die Reihe sämtlicher Gottesverehrungen in jenem weiten Reiche, mit Einschlusse der Drusen und Rosairier, die ebenfalls ihren eigenen Sagen folgen. Die Duldung der Christen im Dsmanischen Reiche beruht theils auf einzelnen Aussprüchen des Korans und der Sunna, theils auf einem angeblichen Testament Muhammeds, einer Art Freiheitsbrief, den der Prophet zunächst den Mönchen auf dem Berge Sinai ausgestellt haben soll. Dessenungeachtet ist diese Duldung sehr bedingt und beruht jetzt hauptsächlich auf der Zahlung des Kharadsch (خراج) einer Kopf- und Ertragnißsteuer. Der

Christ darf seinen Gottesdienst und seine Religionsgebräuche ungestört beobachten, nur werden die größten Schwierigkeiten erhoben, wenn man damit umgeht, an der Stelle verfallener oder abgebrannter Gotteshäuser neue zu errichten, da es als Grundsatz gilt, den öffentlichen Gottesdienst immer mehr zu beschränken. Glocken sind schon an und für sich verboten und nur an einzelnen Orten, z. B. auf der Mastirinsel, in den Klöstern auf dem Athos und in wenigen Städten in Europa als besonderes Vorrecht gestattet. Die rechtgläubigen griechischen Christen sind in der ganzen Türkei zerstreut und auf den Inseln fast allein zu Hause. Ihr Patriarch zu Constantinopel hat das Supremat und wird unter dem Einflusse der Pforte von dem Synodus gewählt und von ihr bestätigt. Er gilt aber ebenso, wie die Erzbischofe und Bischöfe als Geiseln des griechischen Volkes. Die Gerichtsbarkeit dieser Geistlichen ist in neuerer Zeit sehr beschränkt worden, zumal seitdem der Diwan die

Erdrosselung des Patriarchen für einen Versuch seiner Kraftäußerung ansah. Auf die Wahl der höhern Geistlichkeit übt der Patriarch den größten Einfluß und betreibt ihre Bestätigung bei der Pforte. Nicht alle Erzbischöfe sind Metropolitane, da letztere ihren Sitz nur in Städten haben, aber alle erhalten wie die Bischöfe die Ordination von dem Patriarchen. Die Bischöfe müssen unverheirathet sein, da sie sämmtlich dem Mönchtum angehören, sie ordiniren die Priester oder Popen, die ihre Stellen gewöhnlich von ihnen erkaufen. Ein Weltgeistlicher kann nur Erzpriester werden; alle tragen Bärte als Ordensstracht, bleiben aber von vielen kirchlichen Verordnungen ausgeschlossen. Die andern Patriarchen von Antiochien und Jerusalem, wovon der erste nicht zu Antiochien residirt, sind zwar unabhängig in ihrem Sprengel, aber der von Constantinopel bleibt doch immer der allgemeine (*οικουμενικός*), und ihm gehört die europäische Türkei, die Inseln des Archipels und Natoli. Die Bischöfe führen den allgemeinen Namen Despoten, und da ihre Wahl mit großen Kosten verbunden ist, gehen viele Stellen ein. Ihr Titel ist Ew. Heiligkeit, und der Patriarch heißt Allerheiligster, allein die Käuflichkeit der Stellen führt sehr oft zu unheiligen Handlungen und Rabalen. Die Priester dürfen sich einmal mit einer Jungfrau verheirathen, und das Predigen steht ihnen nicht zu. Die noch niedrigere Geistlichkeit ist gewöhnlich sehr unwissend und erhält das Volk in seinem Aberglauben. Übrigens aber hegt der Laie die größte Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande. Der Gottesdienst wird in altgriechischer Sprache vollzogen, obwohl nur sehr wenige Gelehrte demselben bis zum wirklichen Verstehen können. In die Predigten wird noch das meiste Neugriechisch beigemischt, übrigens aber die kirchliche Feier gewöhnlich bei Nacht vollzogen. Auch in der Türkei folgen die Griechen dem alten Styl im Kalender, haben außer den Aposteln und Kirchenvätern eine Menge Heilige, die ein Drittel des Jahres zu kirchlichen Festen machen. Auch die Fasten nehmen wenigstens ein halbes Jahr ein und die Geistlichen sind in ihrer Beobachtung außerordentlich streng. Das Zeichen des Kreuzes steht ihnen über Alles hoch, sie haben Rosenkränze, jedoch mehr zum Zeitvertreib, verrichten aber das Gebet stehend. Die Messe und das Räuchern sind Haupttheile des Gottesdienstes, und die Bilderverehrung ist unbegrenzt. Die Excommunication ward sonst mehr gefürchtet als jetzt, und das Kanonisiren hat um der Kosten willen fast ganz aufgehört. Eine Wallfahrt nach Jerusalem vollzieht der Grieche gern, erlaubt sich aber auch manche selbst von der Kirche gebilligte Lustbarkeit.

An der Spitze der armenischen Kirche steht der Patriarch zu Etschmiazin oder Dreikirchen, einem Kloster westlich von Erivan, das zugleich die Pflanzschule der höhern armenischen Geistlichkeit ist. Außerdem gibt es mehre Patriarchen, z. B. zu Constantinopel, Erzerum und auf dem Libanon, entweder der That oder auch nur dem Namen nach, und ihr Verhältniß zur Pforte ist fast dasselbe, wie das der griechischen Geistlichen. Die Bischöfe sind alle unverheirathet, und ihre Bestätigung

bildet eine nicht unbedeutende Einnahme des türki Schazes. Sie sind eifrig und streng in ihrem B und haben die Bartabets, eine Art Mönche, zu Vertretern. Da sie sich durch Verwerfung der heiligen Kirchenversammlung von der morgen- abendländischen Kirche abgesondert haben, werden sie den griechischen und katholischen Christen als Schützer angesehen, und zu welchen Verfolgungen das Sch unter einander geführt, haben uns die neuerlichen tritte in Constantinopel gezeigt. Sie neigen sich im gemeinen sehr zu den Monophysiten hin, haben ihre besondern Gebräuche und unterscheiden sich durch ihr Glaubensbekenntniß. Das Lesen der steht Jedermann frei, ihrer Festtage sind für das wenige, dagegen halten sie die Fastenzeit außerordentlich streng, wallfahrten nach Etschmiazin und Jerusalem und ihr Gottesdienst wird ebenfalls hauptsächlich Nacht gefeiert. Ihre Liturgie ist die vermeintliche Apostels Jakobus, mit Zugaben von Basilius und Eustomus. Die Predigten werden neu-armenisch gehalten, überdies viel geräuchert, aber Kirchenmusik man nicht.

Die römische oder katholische Kirche bei uns Europäern katholischer Länder und ihren in der Freiheit ansässig gewordenen Vorkommen, vorzüglich der Zeit der Republiken Genua und Venedig. Zu uns haben sich Griechen und Armenier gefunden einzelne Glieder aus andern Glaubensgemeinden, der Nestorianer, sodas sich ihre Anzahl immer auf halbe Million belaufen mag. Auch tragen die Milnare unaufhörlich zur Befehrung bei, und die anstehenden Dominikaner und Capuziner wissen sich selbst den Osmanen durch ihre medicinischen Kenntnisse Achtung zu setzen. Ihr nächstes Oberhaupt ist der Erzbischof zu Constantinopel, der unter europäischem steht, wie überhaupt Kirchen, Klöster und Geistliche katholischem Ritus von den Türken nicht als interrende Theile des Staates, sondern nur als unter dem Schutze geduldete Gründe und Insassen betrachtet werden; dafür gewährt ihnen aber auch die Regierung wenig Vorschub und die fremden Gesandten müssen genug zu Reclamationen schreiten. Alle jene Missionen stehen zunächst unter der römischen Propaganda, werden von den übrigen christlichen Parteien höchst gern gesehen und mit Gehässigkeit verfolgt. Vorzüglich feindlich stehen ihnen die griechischen Geistlichen gegenüber, da sie die Streitigkeiten mit der abendländischen Kirche, die ihre Trennung zur Folge hatte, nicht vergessen können. Seit der Einnahme von Constantinopel durch die Türken hat sich dieser Haß nur noch vermehrt, da die Griechen sich vom Abendland aus nicht geteilt unterstützen sahen, und bis auf den heutigen Tag stehen sie gegen Alles, was vom Papste kommt, ihre Neigung ganz offen aus. Den geschlossensten Körper Katholiken bilden unstreitig die Maroniten auf dem Libanon, die den Papst als ihr höchstes geistliches Oberhaupt anerkennen, und vorgeben, stets eifrige Anhänger der römischen Kirche gewesen zu sein, obwohl eine nä

Verbindung nicht über das Ende des 16. Jahrh. hinausgehen mag. Sie wählen ihren Patriarchen selbst, lassen ihn aber vom Papste bestätigen und thun übrigen, was sie wollen. Ihre Bischöfe, zwölf an der Zahl, sollen ein kümmerliches Leben führen, und nicht eben die größte Einigkeit unter einander erhalten. Ein Theil der Maroniten hält seinen Gottesdienst theilweise syrisch, die aber entfernt vom Libanon leben, gewöhnlich arabisch. Auch kümmern sie sich wenig um die Wissenschaften, und das Collegium der Maroniten zu Rom, obgleich für 30 derselben höchst freigebig dotirt, hat sich nie vollständig besetzt gesehen, dagegen haben sich unter seinen Mitgliedern mehre, wie die Assemani, durch ihre gelehrten Arbeiten auch im übrigen Europa vortheilhaft bekannt gemacht. Fast jeder Flecken hat eine gutgebaute Kirche und ebenso viele Mönchsklöster. Der Gebrauch der Glocken ist auch ihnen unverwehrt. — Die Monophysiten, so heißen, weil sie nur eine Natur in Christo annehmen, führen auch den Namen Jakobiten, von einem ihrer ausgezeichnetsten Lehrer Jakob Baradaus, verehren aber, wie bekannt, als eigentlichen Stifter ihrer Secte, den Eutyches. Zu ihnen halten sich auch mehre Stämme der Kurden und Griechen, die ihre nicht unbedeutende Anzahl noch vergrößern. Ihr Hauptsitz ist Syrien, wo sie in allen bedeutendern Städten eine oder mehre Kirchen besitzen. Ihr Patriarch, gewöhnlich der antiochenische genannt, wohnt gewöhnlich zu Haleb oder Diarbekr, und hat einen zweiten Patriarchen zu Mardin unter sich. Außerdem haben sie Bischöfe, verehren Heilige und Bilder, und unterscheiden sich ebendadurch von den übrigen Christen, daß sie nur eine Person in Christo anerkennen. In neuerer Zeit sind viel griechische und römische Gebräuche in ihren Ritus übergegangen. Den Jakobiten nähern sich die Schemsije, die ihren Hauptsitz zu Mardin haben, wo zu Niebuhrs Zeiten etwa 100 Familien in zwei Quartieren wohnten. Auf dem platten Lande waren sie nie und sie haben sich, da ihre Anzahl so gering ist, dem Jakobitischen Patriarchen unterworfen. Sie nennen sich Christen, kleiden sich so und lassen auch ihre Kinder von Jakobitischen Geistlichen taufen, sich trauen und von ihnen begraben, dessenungeachtet hüllen sie ihre Dogmen in ein Geheimniß, schicken nur zum Schein einige Mitglieder in die Kirche, beobachten sonst abweichende Gebräuche, und halten sich von den übrigen Religionsverwandten so abgesondert, daß sie sich nicht einmal mit ihnen verheirathen. Die Nestorianer, so genannt von dem Stifter ihrer Secte, dem Patriarchen zu Constantinopel Nestorius im 5. Jahrh., bilden den Gegensatz der Monophysiten, indem sie in Christo nicht nur zwei Naturen, sondern auch zwei Personen annehmen. Ihr Bekehrungseifer, der sich bis in entfernte Provinzen Asiens erstreckt, hat ihnen auch unter Griechen, Armeniern und Kurden Anhänger verschafft, sodaß man ihre Anzahl auf 300,000 im Osmanischen Reiche schätzt. Ihr Patriarch, der sich seit drei Jahrhunderten Elias nennt und seinen Sitz zu El-Rosch bei Mosul hat, hat mehre Bischöfe unter sich und nennt sich *Καθολικός*. Man gesteht ihnen gern zu, daß sie in Lehren und Gebräuchen die alte Einfachheit am

reinsten bewahrt haben. Sie kennen keine Bilder, verehren das Kreuz, ohne das Bild Jesu; und die Taufe, das Abendmahl und die Priesterweihe machen ihre Sacramente aus. — Was nun noch von den Johannischristen, die man gewöhnlich auch hierher zählt, zu halten sei, darüber mag der betreffende Artikel nachgesehen werden. — Protestanten gibt es wenige, und sie gelten auch nur als Fremdlinge, nicht als Einheimische. Der Handel allein oder diplomatische Missionen hält sie fest und nur in wenigen Hauptstädten, z. B. Constantinopel, Smyrna, Haleb, Salonik, vereinigen sich Protestanten und Reformirte zu Gemeinden. Ihr Schutz sind die Gesandten und Consula.

Die jüdische Religion erwähnen wir hier nur insofern, als sie zwei Secten in ihrem Schoße birgt, die außerhalb des Osmanischen Reiches nicht angetroffen werden, die Samaritaner und Ismaeliten. Während die Hauptmasse Talmudisten sind, unter denen nur wenige Karaiten zerstreut leben, haben die Samaritaner in Nablus und Jassa, kaum noch 30 Familien stark, die Dogmen ihrer Vorfahren aufrecht zu erhalten gesucht. Nur der Pentateuch gilt ihnen als heilige Urkunde, alle Traditionen und pharisäische Sagen verwerfen sie. Den Sabbath halten sie streng, feiern die Mosaischen Feste, dulden kein Bild Jehova's und haben ihre Übersetzung des Pentateuchs im samaritanischen Dialekt, der, wie schon bemerkt, zwischen Hebräisch und Aramäisch zwischen inne steht, aber mehr sich zum letztern hinneigt. — Von den Ismaeliten, die ebenfalls in Syrien zu Hause sind, werden die sonderbarsten Dinge erzählt, wodurch sie Muhammedaner und Christen verächtlich zu machen gesucht haben. Sie sagen ihnen die schändlichsten unmoralischen Handlungen nach, die sich auf die Verehrung der weiblichen Genitalia beziehen. Ihr Hauptsitz war zu Niebuhrs Zeiten in dem Flecken Kallis zwischen Schugr und Hama, außerdem aber hatten sie noch andere Punkte bei Ladafia, zwischen Haleb und Antiochia und bei Mosul inne.

Wollen wir nun auch die noch übrigen Bewohner des Libanon, die Drusen und Rosairier und die Feziden auf dem Sindschar-Gebirge mit einigen Schriftstellern nicht gradezu für Heiden erklären, so bieten sich allerdings in ihren Religionsgebräuchen und Dogmen nicht gewöhnliche Erscheinungen dar. Der Druse glaubt: Es ist ein einziger Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, allein dieser Gott ward im ägyptischen Khalifen Hakim bi amr allah 1017 sichtbar, und dieser wird am Gerichtstage wieder in menschlicher Gestalt erscheinen. Er heißt ihn Schöpfer Himmels und der Erden, und er ist der Anfang und das Ende. Ihm zunächst steht Hamfa, der Ordner und Fürst der Zeit, und Ismael. Von Muhammed mögen sie nichts wissen, Jesum aber ziehen sie in den Kreis ihrer 164 Propheten. Zwar haben sie gute und böse Geister, schieben aber diesen Benennungen eigene Bedeutungen unter, und unter ihren sieben moralischen Hauptgeboten befindet sich die Achtung der Wahrheit, Beschützung der Brüder, Betrachtung der Weisheit und das Geheiß, nur

rechtmäßig erworbenes Gut zu genießen. Von einer Wallfahrt nach Mekka, von der Feier des Freitags, des Beirams, den fünf täglichen Gebeten, vom Almosen und vom Fasten im Ramadon wissen sie nichts, auch haben sie das Gebot, ihre Religion geheim zu halten. Sie theilen sich in Geweihte und Ungeweihte, und an ihrer Spitze steht das Oberhaupt der ersten. Blinde Verleugnung seiner selbst wird durchaus verlangt, und Zweifel für Abfall erklärt. Bilder der Gottheit bewahren sie in ihren Kapellen in Gestalt eines Kalbes, und haben eine Menge Schriften ihrer Glaubensmeinungen. — Nicht weniger geheim halten die *Nosairier* ihre Religionsdogmen, bekennen sich aber den Osmanen gegenüber zum orthodoxen Muhammedanismus. Dessenungeachtet halten diese zugleich mit den Christen jene für Heiden, die Sonne und Sterne anbeten. Ihnen gilt der Schwiegersohn Muhammeds, *Ali*, soviel als *Hakim* den Drusen, von deren Ansicht sie ein gewisser *Nosairi* entfernte. *Ali*, behaupteten sie, habe in den zwölf *Imams* aus seinem Hause gewohnt, und die Seele jedes, der ihm ungehorsam sei, werde in einen Juden, Sunniten oder Christen fahren, der Gläubige aber nach seiner Reinigung in einen Stern. Unter ihren Speisen haben sie eine Auswahl zu treffen; sonst aber werden sie angewiesen, ihre Brüder zu lieben, freigebig zu sein, nicht zu stehlen, nicht zu fluchen und zu schwören, und ihre Armuth geduldig zu ertragen. Schon diese moralischen Gebote beweisen, daß sie vom Heidenthume weit entfernt sind und eben nur durch ihre Geheimnisthämerei Gelegenheit zu falscher Beurtheilung gegeben haben. — In der Verehrung des *Ali* haben sie die *Yeziden* zu den entschiedensten Feinden, deren Oberhaupt *Yezid* die sämtliche Familie des *Ali* als die Gegner seiner Secte erklärt hat. Ihre Lehre, die ein Gemisch altperischer und Muhammedanischer Dogmen ist, pflanzt sich ohne ein geschriebenes Wort vom Vater auf den Sohn durch mündliche Mittheilungen fort, da ihnen zu lesen und zu schreiben verboten ist. Ihnen gilt als höchste Vorschrift, sich den Teufel zum Freunde zu machen und ihn durch das Schwert in der Hand zu vertheidigen. Ihn zu nennen oder sich nur eines seinem Namen ähnlichen Ausdrucks zu bedienen, ist ein Frevel an seiner Gottheit. Ihre Gottesverehrung üben sie mit dem Gesichte gegen die Sonne gewandt, doch stets ohne Zeugen. Sie haben weder Gebet noch Fasten, weder Opfer noch irgend Feste. *Yezid* hat durch seine Frömmigkeit für sie alle genug gethan. Die Seelen der Todten glauben sie im Genusse einer ihren Bedienten angemessenen Glückseligkeit, und daß sie ihren Verwandten und Freunden bisweilen im Schlaf erscheinen, um sie von ihren Wünschen in Kenntniß zu setzen. (S. Niebuhr II. 344 und Notice sur les Yézidis, angehängt an die Description du Paschalik de Bagdad.)

Mehre Bekenner dieser Religionen und Austerreligionen sind im Besitze von Mönchsorden und Klöstern, die sich auch überall im Osmanischen Reiche zerstreut finden. Nonnenklöster sind seltener, am meisten griechische, die aber wie die der Mönche alle der Regel des heiligen Basilus folgen. Ungemein groß ist die Anzahl der Dr-

den der Osmanischen Derwische, deren in jedem neuen Jahrhunderte neue entstehen. Mouradgea d'Ohsson zählt allein 32 der berühmtesten nach den Namen ihrer Stifter auf. Alle diese Mönche haben im ganzen Reiche Klöster, in denen zwanzig, dreißig oder vierzig unter einem Scheich wohnen, und die fast alle durch Vermächtnisse frommer Gläubigen bestehen. Doch erhalten diese Derwische nur Essen und Wohnung, alle übrigen Bedürfnisse müssen sie selbst bestreiten. Auch gibt es verheiratete unter ihnen, und die reichern Klöster sind gehalten, die ärmern zu unterstützen. Gleich den griechischen Mönchen folgen auch die armenischen sämtlich der Regel des Basilus, sind aber im Vergleiche mit dem griechischen und katholischen an Anzahl gering. Katholische Mönche von allerlei Orten sind in der ganzen Levante zerstreut, haben gewöhnlich ihre Obersuperioren in Constantinopel oder Jerusalem, und geben zum großen Theil zugleich Missionare ab. Die berühmtesten griechischen Klöster befinden sich auf den Prinzeninseln, auf dem Berge Athos, auf Patmos und dem Berge Sinai. Die Nonnenklöster unter den Maroniten sind eher Hospitale für arme alte Weiber, während junge Mädchen nach abgehaltenem Probejahre gewöhnlich zu ihrer frühere Lebensart zurückkehren.

Producte. Fragt man, was diese Millionen Menschen thun und treiben, so ist die Antwort die, daß ihre Beschäftigungen sich in Arbeit, Vergnügungen, Müßiggang und — Diebereien theilen. Die Arbeit beschränkt sich hauptsächlich auf Cultur des Bodens, Viehzucht und Handel, die Industrie oder der Kunstfleiß ist beschränkt, und der geistige Verkehr hält sich auf einer sehr niedern Stufe seiner Ausbildung. Nirgends stellt sich der schroffe Gegensatz zwischen dem, was da ist und was da sein könnte und wirklich war, mehr heraus, als in jenen einst so blühenden und jetzt so herabgesunkenen Ländern. Traurig ist das Bild der Benützung eines Bodens, den man gern zu den von der Natur gefegneten Strichen der Erde rechnet. Die systematische Beförderung der Trägheit und des Nichtsthuns ist ein Beweis mehr für die natürliche Güte eines Landes, das dennoch alles ernährt, was der Nahrung bedarf, und wo geringer Fleiß schon Überfluß erzeugen würde. Der despotische Druck, der jeden freien Willen selbst in der Betreibung häuslicher Geschäfte danieder hält, hat bereits die üppigsten Fluren in Wüsten verwandelt. Wo die Furcht vor Mehrertrag als dessen, was nöthig ist, das herrschende Princip sein muß, kann die selbständige Thätigkeit, als die Beförderin jeglichen Staatswohls, keinen festen Fuß fassen. Ganz unfruchtbare Districte gibt es im Ganzen im Osmanischen Reiche wenige, in Europa nur die nackten Gebirgskämme, die Sumpfs- und Steppengegenden an der Donau und die Sandstriche im Herzen von Makedonien. In Asien ist das armenische Hochland weniger zum Ackerbau als zur Viehzucht geeignet, aber sonst hat nirgends die Natur bedenkende Hindernisse der Befruchtung entgegengestellt, und selbst in Mesopotamien wurden sonst die kargsten Stellen durch Bewässerung zu den fruchtbarsten gemacht. Den-

noch liegen die gesegnetsten Striche überall unbebaut da, theils aus Mangel an Menschen, theils aus Druck. Ist auch nicht überall Gartenland, so ist doch überall Ackerboden, und wenn z. B. die Thäler Bulgariens und Makedoniens und vor allem die Halbinsel des lehtgenannten Landes fast ohne jede Unterstüzung, das Korn dreißig-, den Weizen vierundzwanzig-, die Gerste vierzig- und den Hirse sogar hundert-, ja dreihundertfältig tragen sehen, so schütten viele Getreidearten in Asien in zahlreichen Gegenden theils ebenso, theils noch mehr. Die Erde birgt über und unter sich das gesegnetste Gedeihen jedwedem Fleißes, was sie aber nicht fast freiwillig hergibt, wird ihr auch nicht abgenommen. Nur wenige Provinzen liefern mehr als sie brauchen, und das vorzüglich da, wo sich die Bewohner noch nicht in solcher Menge nach den Städten gedrängt haben. Nur um diese herum findet in Asien zum großen Theil der Ackerbau statt, der übrigens ohne jeden Fruchtwechsel betrieben wird. Den Boden zu verbessern fällt Niemandem ein, nicht einmal gedünget wird er, und übrigens so oberflächlich bearbeitet als möglich. Der Grieche ist mit Ausnahme der Gegenden am schwarzen Meere, wo auch der Dsmane Antheil nimmt, der fleißigere Ackerbauer in Asien, und ebenso in Europa die sich zur griechischen Religion bekennenden Christen. Zum Glück der Bewohner gibt es auch überall fette Weiden, weshalb Milch- und Fleischspeisen ihnen gern ersehen, was sie der Erde abzugewinnen sich fürchten. Im Süden Europa's säet man zwischen den Monaten September und Januar, nördlicher bis Februar und selbst bis März; dort wird Gerste im Mai, Weizen und Korn im Junius und Mais im October, hier Weizen und Korn im Juli und Hirse und Gerste im August zeitig. In Asien fördert das Klima die Zeitigung früher, aber jeder Bauer fürchtet die Ernte als die Zeit, wo der Statthalter und seine Beamten nebst den größern Pächtern plündern und wegnehmen, was sie können. Unter den Feldfrüchten wird vorzüglich gebaut, wie in Europa so in Asien, Weizen, von dem es mehre Arten gibt, Gerste, Roggen, Hirse und vor Allem Mais, ferner Reis, der aber auch aus Aegypten in großer Menge eingeführt wird, Durra, Tabak von der geringsten bis zur besten Qualität, guter Hanf, Baumwolle, Safran, Mohn, vorzüglich in Asien, als die Frucht, aus welcher das Opium gewonnen wird, Flachs, jedoch weniger, Bohnen, die in großer Menge, hauptsächlich von den Griechen genossen werden, und Linsen. Außerdem gibt es alle Gartenfrüchte und Gemüse unseres Klimas, nichts fehlt, was die Pflanzenwelt dem Bewohner als nährendes und erfreuendes Product verweigert hätte. Melonen, Kürbisse, Artischocken, Spargel, Sesam, dessen süßes Öl zu verschiedenen Speisen, besonders zu Zuckerwerk, verwendet wird, alle Arten Salate, und die Blumenliebe der Orientalen ist zu bekannt, als daß jene Sorgfalt beschrieben werden sollte, mit welcher die Lieblinge des Dsmanen gepflegt werden. Dazu kommt eine unendliche Menge Obst von allen Sorten, da, wie schon oben erwähnt ward, es ganze Wälder von Fruchtbäumen in einzelnen Provinzen gibt.

In Asien sind diese noch mannichfaltiger und ergiebiger, als in Europa. Die Dattelpalme liefert im Paschalik Basra an den Ufern des Schatt-el-arab in ganzen Pflanzungen allein gegen 50 verschiedene Arten Früchte, die dem Araber zum großen Theil das Brod ersehen. Viele Provinzen haben fast keine andere Bäume als fruchttragende, und diese überdies in den edelsten Arten, von denen wir in Europa höchstens in kostbaren Ziergärten da und dort ein Exemplar finden. Um Damaskus herum kennt man allein zwanzig Arten Aprikosen. Neben diesen gedeihen in einer Gegend mehr als in der andern die herrlichsten Citronen, Pomeranzen, Granatäpfel, Pistazien, Feigen von unvergleichlichem Geschmacke, Pfirsiche, Mandeln, übergroße Quitten, Kastanien, Adamsäpfel und mehre andere jenem Klima eigenthümliche Früchte. Einer besondern Erwähnung bedarf der Weinbau. Obwol der Muhammedaner nach dem Koran sich den Genuß des Weines versagen muß und er mithin keinen Beruf fühlen darf, ihn Behufs des Trinkens zu erbauen, so hat er dennoch auf der andern Seite die Erlaubniß, die Trauben zu genießen, und dieses ist ihm Aufforderung genug, Boden und Klima zu diesem Genuße zu benutzen. Seine Trauben suchen an Größe, lieblichem Geschmack und Verschiedenartigkeit anderwärts ihres Gleichen, und dienen dazu, durch bessere Sorten auch die Veredelung der Zucht im Großen zu befördern. Letztere betreiben die Christen jeglichen Glaubens, ohne jedoch im Ganzen eine sorgfältigere Behandlung des Mostes und des Weins selbst zu kennen oder einführen zu wollen. Die Weine der Inseln bewahren noch am meisten ihren alten Ruf, und verführen oft genug den Muslim, sich ihrem Genuße hinzugeben und sich dadurch einer zeitlichen und ewigen Strafe auszusetzen. Sonst kennt man auch die Obst- und vorzüglich die Dattelweine, an denen sich der Dsmane schon mit leichtem Sinn ergeht und erholt. Erlaubt und einträglich ist der Obbau, das Letztere weniger in Europa, als in Asien, welches das eigentliche Olivenland ist. Die vorzüglichsten Districte für diesen Zweig der Cultur im europäischen Reiche bilden jetzt das Königreich Griechenland, und die im eigentlichen Rumili gewonnenen Oliven werden weniger zu Öl benutzt, wie als Früchte grün eingesalzen und genossen. Dagegen erbaut die asiatische Halbinsel um so mehr Öl; aber auch hier trifft die Verwahrung der Vorwurf, daß kaum das Zehntel von dem erbaut wird, was erbaut werden könnte, daher auch das Öl nicht eben zu einem bedeutenden Handelsartikel der Levante gehört. Das Letztere muß man um so mehr von der Baumwolle sagen, die sowol in der europäischen als in der asiatischen Türkei auf das Vortrefflichste gedeiht und gebaut wird. Es gibt von ihr mehre Sorten, die zum Theil mit hohen Preisen bezahlt werden; nur werden die Pflanzungen oft genug von Heuschrecken heimgesucht, welche die gefährlichsten Feinde dieses Products sind. Neben dem Baumwollenbau ist der Seidenbau die einträglichste Beschäftigung. Das Klima ist den Würmern höchst günstig, und der weiße Maulbeerbaum gedeiht überall. In manchen Gegenden, z. B. um Salonik,

sind es gewöhnlich die *Kamelen*, sehr weit aus den nördlichen Classen, die sich mit diesem Erwerbe beschäftigen und von Jagers auf diesen gewöhnt werden. Leicht geben acht Pfund guter *Wolle* ein Pfund *Seide*. In *Asien* bezieht die *Griechen* aus *America* eine *Flanzung* *Maiberrthume*, aus auf dem *Thronen* machen die'se fast den einzigen *Reichtum* der *Inden* aus *Armenien* aus. Am häufigsten ist die weiße und gelbe *Seide*. *Werkzeug* genug, daß der *Tabakbau* in manchen *Provinzen Europa's* ausschließlich in den Händen der *christlichen* *Arbeiter* der *Produktion* ist und war. Es in *Malakka*, wo bekanntlich der beste unter dem *Namen* *malakischer* *Tabak* gebaut und *verpackt* wird. Früher war dieser eine der *Haarwaren* der *Reichtums* jener *Provinz*, allein das *Abgabehyphen*, sowie die eingeführte *Conscription* werden *verzehrt* *nachtheilig* ein, da auf der einen *Seite* *Calcutta* als *Arbeiter* *verzehrt*, auf der andern die *Entwässerung* die *Arbeiter* *verringert*. Dennoch, sagen *neuer* *Berichte*, ist der beste *Preis*, der für diesen *Tabak* in *Agypten*, *Constantinopel* und dem *Inseln* des *Archipel's* bezahlt wird, eine *Gewährleistung*, daß kein *Baum* sich *halten* *wieder* *leben* wird. — Noch ist, um die *kurze* *Anzählung* der *Producte* des *Pflanzenreiches* zu *beschließen*, der *Baldkultur* mit einem *Worte* zu *gedenken*. Den *Bestand* der *Baldkulturen* und ihrer *Arten* haben wir *bereits* *oben* in *aller* *Kürze* *kennen* *gelernt*, und das ist auch fast *Alles*, was sich *hier* *darüber* *sagen* *läßt*. In *eigentliche* *Cultur* der *Forsten* denkt im *ganzen* *großen* *Osmannischen* *Reiche* kein *Mensch*; man *überläßt* auch diesen *Zweig* des *Erwerbes* ganz dem *freien* *Willen* der *Natur* in der *gewissen* *Zuversicht*, daß die *Gegenwart* das *Bedürfnis* *befriedigt* *sieht*, und daß man für die *Zukunft* nicht *sorgen* *dürfte*. Der *Gewinn* aus den *Beständen*, theils im *eigenen* *Bedarfe* zum *Brennen* und zum *Bauen*, theils in der *Ausfuhr*, ist nicht *unbedeutend*, zumal da ihn die *ungeheure* *Menge* *Galläpfel* und *Knoppeln*, welche die *Eichen* *liefern*, *vergrößern*, indem grade die *asiatischen* der *Halbinsel* für die *besten* *gehalten* *werden*, die der *Europäer* *kennt*. Die *Galläpfel* auf *Saski* werden *sogar* *eingemacht* und als *beliebter* *Leckerbissen* *verzehrt*.

Wenden wir uns zum *Thierreiche*, so *sehen* wir auch *hier* eine *Menge* der *nächststen* *Zweige* des *Erwerbes* durch die *Natur* *befördert* und *unterstützt*. Dennoch muß *zugestanden* *werden*, daß die *vorhandenen* *Mittel* *lange* *nicht* zu den *möglicherweise* zu *erreichenden* *Zwecken* *angewandt* *werden*. Selbst die *Landwirthschaft* *leidet* *unter* den *bestehenden* *Einrichtungen*, indem der *Mensch* oft *genug* die *Stelle* des *Thieres* *vertreten*, und der *Stall* *mehr* als das *Pferd*, der *Dohse* oder *Esel*, zur *Bestand* des *Kiers* *beitragen* *muß* *da*, wo *allein* die *Bestand* die *Bedingung* der *Förderung* *ist*. Unter den *jah-
von* *Thieren* *findet* *sich* *das* *edelste* *von* *allen*, das *Pferd*, *wur* *in* *den* *nördlichsten* *Provinzen* *Europa's* *in* *Menge* *zu* *finden*. Die *arabische* *Zucht* *vertritt* *dieselbst* *die* *spanische* *und* *polnische* *als* *die* *vorherrschenden*, indem *es* *von* *seiner* *Wucht*, den *Bedarf* *jener* *Race* *in* *dem* *Wesentlichen* *abhängen* *oder*, *bei* *den* *Bedulnen* *so*

als *mit* *Mesopotamien*, die *gleich* *vortreffliche* *Pferde* *liefern*. *Allein* *auch* *die* *in* *Europa* *einheimischen* *sind* *für* *jede* *Beschäftigung* *tauglich* *und* *ausdauernd*, *und* *das* *gleich* *auch* *schön*. *Sie* *werden* *aber* *auch* *im* *Algemeinen*, *ebwohl* *in* *Europa* *weniger* *nach* *als* *in* *Asien*, *mehr* *zum* *Reiten*, *als* *zum* *Ziehen* *und* *Tragen* *angewandt*. *Dadurch* *erhält* *man* *die* *Racen* *in* *ihrem* *Adel* *und* *ihrer* *Edelmuth*, *und* *die* *sogenannten* *Zugenden* *der* *Pferde* *werden* *in* *ihrer* *Perfektion* *angetroffen*. *In* *Asien* *sind* *die* *drei* *Racen*, *die* *arabische*, *die* *persische* *und* *die* *türkische*, *die* *am* *meisten* *verbreiteten*. *Über* *die* *erste* *Art* *der* *Betuin* *ebwohl* *seine* *Geschlechtsregister* *wie* *in* *Arabien*, *nach* *den* *Stammen*, *nicht* *nach* *den* *Hengsten*. *Die* *persischen* *Pferde* *sind* *vorzüglich* *durch* *die* *Kurden* *mehr* *einheimisch* *geworden*, *und* *kommen* *in* *ihren* *Vorzügen* *den* *arabischen* *am* *nächsten*. *Auf* *der* *Halbinsel* *selbst* *sind* *mehr* *rein* *türkische* *Pferde* *zu* *hause*, *die* *durch* *die* *erste* *Zucht* *in* *ihrer* *früheren* *Schönheit* *sich* *erhalten*, *dennoch* *aber* *den* *beiden* *vorhergenannten* *Arten* *nicht* *gleichkommen*. *Die* *herumziehenden* *Stämme* *gewöhnen* *ihre* *Thiere* *an* *jede* *Strapaze*, *Ausdauer* *und* *Gefügigkeit*, *und* *die* *Natur* *befördert* *eine* *solche* *Leichtigkeit* *und* *Behendigkeit*, *daß* *die* *schlechtesten* *Arten* *nach* *immer* *unsern* *bessern* *Schlag* *bei* *weitem* *übertreffen*. — *Kameele* *sind* *in* *Europa* *nur* *in* *den* *südlichen* *Strichen*, *wie* *in* *der* *Nähe* *der* *Hauptstadt* *selbst* *und* *in* *den* *östlichen* *Theilen* *von* *Bulgarien* *zu* *hause*, *dagegen* *ist* *auch* *der* *Bedarf* *nicht* *hervortretend*, *da* *sich* *hier* *weder* *Romaden* *finden*, *noch* *ausgedehnte* *Steppen* *zu* *durchziehen* *sind*. *Ihre* *eigentliche* *Zucht* *wird* *in* *Asien* *betrieben*, *wo* *die* *Lebensweise* *und* *die* *Gegend* *sie* *zum* *schätzenswerthesten* *Geschenke* *der* *Natur* *macht*. *Der* *Romade* *ladet* *ihm* *seine* *ganze* *Habseligkeit* *mit* *Weib* *und* *Kind* *auf*, *und* *der* *Beduine* *kann* *es* *auf* *seinen* *Zügen* *in* *der* *Wüste* *noch* *viel* *weniger* *entbehren*. *Das* *arabische* *Kameel* *findet* *sich* *im* *Süden*, *ist* *genügsam*, *kann* *aber* *nur* *fünf* *Centner* *tragen* *und* *geht* *bei* *weitem* *langsamer* *als* *das* *türkmanische*, *das* *zwar* *größer* *und* *stärker* *ist*, *und* *gegen* *acht* *Centner* *trägt*, *aber* *in* *der* *Hitze* *der* *Wüste* *nicht* *ausdauern* *könnte*. *Auch* *besitzt* *der* *Türkman* *deren* *bei* *weitem* *mehr*, *als* *der* *Beduine*. *Eine* *geringere* *und* *kleinere* *Art*, *Hedschin* (هدسچين) *dient* *in*

Syrien *zum* *Reiten*, *und* *auch* *die* *asiatische* *Halbinsel* *zieht* *sich* *einen* *recht* *guten* *Schlag*. *Als* *Ersatz* *für* *diesen* *Vorzug* *Asiens* *hat* *sich* *Europa* *die* *Kindviehzucht* *bewahrt*, *welche* *in* *einzelnen* *Provinzen* *wirklich* *blühend* *genannt* *werden* *kann*. *Im* *Norden* *macht* *sie* *eine* *Hauptquelle* *der* *Erhaltung* *aus* *und*, *in* *den* *Thälern* *und* *an* *den* *Anhöhen* *von* *den* *üppigsten* *Weiden* *genährt*, *sehen* *sich* *Dohsen* *und* *Kühe* *oft* *glücklicher* *als* *ihre* *Herr*, *der* *Mensch*. *Gleich* *dem* *ungarischen* *und* *polnischen* *Kindviehe*, *von* *dem* *das* *in* *den* *türkischen*, *links* *der* *Donau* *gelegenen*, *Gegenden* *ein* *Mischling* *ist*, *wird* *es*, *an* *Anblick* *und* *Geschmack* *ausgezeichnet*, *in* *ganzen* *Heerden* *nach* *dem* *übrigen* *Europa* *getrieben*, *indem* *der* *Eingeborne* *selbst* *weniger* *Fleisch* *genießt*. *Als* *Abart* *dient* *auch* *der* *Büffel* *hier* *und* *da* *als* *träges* *Lastthier* *und*

bisweilen auch zum Zuge. Mehr noch werden seine Dienste auf der asiatischen Halbinsel und in den Ufergegenden des Euphrat in Anspruch genommen, indem er zur Ackerbestellung und zum Austreten des Kornes vorzugsweise verwandt wird. Eigentliche Rindviehzucht ist hier nur in Armenien und auf dem Libanon zu Hause, wo man sich auch mit Butter- und Käsemachen abgibt. Zu mehrfacher Benutzung dient ferner in beiden Halbinseln der Esel und Maulesel, der, weil das Futter gut, auch stark und kräftig ist. In Asien sind sie von vorzüglicher Beschaffenheit und mit ihren trägen europäischen Genossen gar nicht zu vergleichen. Die Menge macht sie vorzüglich in Syrien außerordentlich wohlfeil. Vortrefflich sind auch die verschiedenen Arten Schafe diesseit und jenseit des Meeres. Diese Thiere wissen von Ställen wenig und bringen den größten Theil des Jahres auf der fettesten Weide unter freiem Himmel zu. In Europa, z. B. in Lirhala und um Salonik herum, tragen sie die feinste seidenartige Wolle, und das Product von letzterer Stadt allein ward ehemals auf zehn bis zwölftausend Centner jährlich berechnet, während es sich gegenwärtig höchstens auf vier- bis fünftausend erhebt, wovon zweitausend Centner von der türkischen Regierung zur Verfärbung von Tuch, Decken und Matrasen für die Armee mit Beschlag belegt werden. Der übrige Theil wird von einem Beamten der Pforte aufgekauft, der sich kraft wiederholter Fermans in den alleinigen Besitz des Wollhandels gesetzt hat und seine Waare nur unter einer Menge willkürlicher Auflagen wieder verkauft. Auch die Verminderung des Products kommt aus demselben Grunde, da die Schafsbesitzer, durch die täglich zunehmenden Steuern und Plackereien aller Art entmuthigt, die Provinz verlassen haben. Diese Umänderung der Dinge ist um so mehr zu beklagen, als Salonik stets der Hauptstapelplatz für den Wollhandel war. Den makedonischen Schafen an Geschmack und Wolle kommen die von Bosna am nächsten. Überhaupt ist keine Provinz, die nicht einen starken Schafstand hätte, da Schöpfsfleisch einen Haupttheil der Osmanischen Fleischspeisen bergibt. Vorzüglich wird das der Schafe mit Fettschwänzen gerühmt, die im eigentlichen Rumili und auch um die Hauptstadt vorzugsweise zu Hause sind. In Asien haben die arabischen ausgezeichnet breite Fettschwänze, aber auch andere Arten finden sich überall und liefern theilweise recht feine Wolle. Unter den Inseln ist vorzüglich Kirid reich an Schafzuchtereien. — Nicht weniger allgemein verbreitet sind die Ziegen, die mit weit geringerm Futter zufrieden sind. Einzelne Gattungen, wie die auf den kurdischen Gebirgen, zeichnen sich durch sehr lange Hörner aus, andere haben lange und breite Ohren. Allgemein bekannt und durch das lange seidenartige Haar berühmt ist die Ziege von Angora, die außerhalb dieses Districts sogleich ausartet. Das Gespinnst davon wird mannichfach verbraucht, und selbst die kurzen Haare verwendet der europäische Hutmacher. — Schweine darf man nur in den nördlichen Provinzen Europa's und in Bulgarien suchen, wo sie einer außerordentlichen Mast fähig sind und zur Ausfuhr gezogen werden. Der unter Os-

manen lebende Grieche ist im Genusse sparsamer und deshalb werden auch die Schweine nur in geringer Anzahl bei ihm angetroffen, mit Ausnahme der Inseln, welche zum Theil recht gute Schinken liefern. Wird in Europa auch die Bienenzucht von den christlichen Völkern mit großem Erfolge betrieben, da die herrliche Nahrung in den aromatischen Kräutern und Blumen mehr wie anderswo dieselbe befördern, so wird in Asien wenig Sorgfalt auf den Bestand der Stöcke gewandt, sondern man gewinnt Honig und Wachs gewöhnlich wild, aber in großer Menge. Die Hasen und Wildschweine Rumeliens laufen den besten europäischen den Rang ab. Wie beträchtlich ehemals die Hasenjagd war, zeigte die Ausfuhr der Hasenfelle von Salonik nach Frankreich und Italien; allein seitdem die Bergbewohner, welche sich besonders der Jagd widmeten, der neuen Conscriptio unterworfen sind, hat sich die Zahl der Jäger sehr vermindert, und mit ihnen der Ertrag der Jagd. Dazu kommt, daß ehemals alle griechische Bauern Gewehre besaßen, ihnen aber seit dem Aufstand und der ihn begleitenden Entwaffnung jede Erlaubniß, Waffen zu tragen, versagt ist. Überdies nähren die Gebirge überall Hirsche und Rehe, aber der Osman ist ein zu bequemer Jäger. Daneben brummt auch noch der Bär und heult der Wolf, und der Fuchs und Luchs hält sein Lager von den Karpaten bis in das Despoto- und Strandschea-Gebirge. — Unter dem Geflügel, um dessen Auffütterung sich der Osman wenig bemüht, kommen die Fasanen nicht überall den böhmischen gleich, zumal werden die von Rumelien und in der Nähe Constantinopels ebenso wenig gepriesen, wie die Kephühner, allein Bachteln so rund wie dort und Hühner jedweder Gattung in solcher Güte und Menge (erstere bedecken auf ihren Eiern im September große Strecken vorzüglich am Bosphor) sucht man anderswo vergebens. Zu ihnen gesellt sich an der Donau der Reiher, und Schnepfen, Becassinen und Drosseln werden fast überall gefangen und geschossen. Asien hat in seinen südlichen Wüsten auch den Strauß und den kleinen Löwen, mehr aber als letzterer sind die Heuschrecken gefürchtet, eine der schädlichsten Landplagen des Orients. Sie kommen im Frühlinge mit dem Winde, gewöhnlich aus Arabien in tiefen wolkenähnlichen Schwärmen von vier bis sechs Stunden Länge und zwei bis drei Stunden Breite, verfinstern die Sonne und machen ein häßliches Geräusch. Wo sie sich niederlassen, liegen sie oft ellenhoch über einander, fressen alles Grüne ab und ziehen mit Hinterlassung ihrer Eier und ihres Unraths weiter und meist gegen Norden, bis sie theils durch Vögel, theils durch das Meer ihren Untergang finden. Sogar auf den Inseln stellen sie sich ein, wenn auch nicht in solchen Massen. Ebenso fehlt es an großen und kleinen Eidechsen nicht, und das Chamaleon, der Skorpion und Schlangen sind nichts Seltenes. Die Schildkröten, aber nicht von großer Gattung, laufen überall herum, und Mücken und Wanzen sind außer und in den Häusern eine arge Plage. Gewähren die vielen Arten Landthiere recht schmackhafte Speisen, so werden doch diese Genüsse fast von denen überboten, welche die Meere,

Ströme und Flüsse gewähren. Keine Stadt der Welt bietet hierin mehr als die Hauptstadt des türkischen Reiches. Der Bosphor allein und ebenso der Hellespont, den schon Homer den fischreichen nannte, gibt als den gewöhnlichsten Zugsfisch den Skomber, eine Art Makrele, den Palamedes, eine Art von rautenförmigem Thunfische, Riche, eine andere Art Makrele, und vom Thunfische noch die Stauridia, ebenso Sardellen und den Niluser, der im Herbst als Zugsfisch gefangen wird; ferner den schildförmigen Lardot, und als den gesuchtesten von allen Zugsfischen den Schwertsfisch. Außerdem sind immer zu haben die Kamprate, der Koche, der Seepsau, in den Strömen der Hausen und Stör, der den Kaviar liefert, in der Donau Welse, außerdem überall Karpfen, Forellen, Hechte und eine unendliche Menge anderer Arten von Fischen in Meeren und Seen. Vor Allem ist noch der Delfin zu nennen, der sich bisweilen in ganzen Schwärmen, vorzüglich im Bosphorus, zeigt. Auch die Schal- und kleinen Muschelthiere mangeln nicht. Die Auster sind groß, aber selbst die zu Constantinopel weniger schmackhaft als anderwärts. Dagegen werden die Seeläuse, die Seespinnen, die verschiedenen Arten Hummer, Krabben und Seekrebse gesucht und gern genossen. Reichfischerei gibt es gar nicht, und man bedarf auch derselben bei den fischreichen Meeren und Flüssen nicht, trotz dem, daß die christlichen Fasten eine große Menge dieser erlaubten Speise im ganzen Reiche nöthig machen.

Welcher Gattung Steine, um zum Mineralreich überzugehen, die Felsmassen der Gebirge angehören, ist zum großen Theil bei der frühern Aufzählung der letztern angegeben worden. Alle Provinzen sind mehr oder weniger reich an Mineralien. Wie vieler sehr guter und feiner Arten Marmor gibt es nicht allein, deren ebenfalls schon gelegentlich gedacht wurde. Berühmt ist ferner die Siegelerde, terra sigillata, von Kimije, die für ein Mittel gegen Wunden, Gift und Schlangenbisse gehalten und auf Rechnung des Sultans verkauft wird. Die Schleifsteine von Kirid sind die besten, und Quell-, Stein- und Seesalz wird überall gewonnen. Letzteres wird am Ufer des Meeres abgeschlämmt und reicht fast für den eigenen Verbrauch zu. In Anatoli geben die Salzberge von Tustu viel Steinsalz her, und außer dem bedeutenden Salzsee von Akserai finden sich in Erzerum und anderwärts Salzquellen. Der Meerschäum ist noch immer der alleinige Besitz von Anatoli. Vor Allem aber wäre zu wünschen, daß der Bergbau mehr Aufnahme fände. Einige Hoffnung dazu gewährt die Nachricht, daß die Pforte um Sachverständige in Freiberg nachgesucht haben soll. Welche Erze erbaut werden, läßt sich ermitteln, keineswegs aber wie viel, und was gewonnen wird, wird nur durch sehr unvollkommene Mittel ohne weitere Anstrengung und große Sachkenntniß zu Tage gefördert. Bosna ist reich an Eisen, an Silber und vielleicht auch an Gold; ersteres gräbt man, ohne die Spuren des letztern zu verfolgen. Eine bei Kressovo befindliche reichhaltige Quecksilbermine ruht ganz und das sonst durch seine Minen beneidete Thrakien wird heutzu-

tage wenig mehr beachtet. Salonik hat in seinem Sandschal Silber- und Bleiminen, und auch bei Kostendil, bei Janova, Sofia wird Blei, Kupfer, Eisen und Silber gegraben, allein die Hüttenwerke, Eisenhämmer und Schmelzöfen stehen auf einem sehr geringen Grade der Vollkommenheit. In Asien geben zunächst die Erzgruben von Kastemuni Kupfer, Blei, Eisen, Silber und andere Metalle; allein eine ungeheure Menge Kupfer kommt aus den Minen von Diarbekr und zum Theil aus Siwas. Sonst sind die bestbetriebenen Silberbergwerke in Erzerum bei Urla und von Arghana in Diarbekr. Maden ist eine ganz von Bergleuten und Metallarbeitern bewohnte Bergstadt. Außer den oben ange deuteten Kupferminen baut man auf Eisen und etwas Silber und Gold. Die Bergwerke daselbst haben zu ihrem Oberbeamten einen eigenen türkischen Pascha, unter dessen Verwaltung zum großen Theil Griechen die Gruben bearbeiten. Nähere Angaben über die Ausbeute an Schwefel, Salpeter, Asbest, Steinkohlen, Walker- und Farbenerden, Gyps, Alabaster, Schiefer, Erdpech oder Asphalt, Erdöl oder Naphta, Galmei, Spießglanz und die verschiedenen Arten Steine, Zaspis, Amethyst, Carneol, Topas und andere gehören unter die Specialartikel, und wir fügen deshalb nur noch ein Wort von den Mineralquellen bei. Es gibt deren in Europa und Asien mehre, die zum Theil anerkannte heilende Kraft besitzen. Das Baden und die Bäder sind überhaupt ein unentbehrliches Bedürfniß des Orients und der Osmanen insbesondere. Jede nur etwas bedeutende Stadt hat öffentliche, oft sehr schön gebaute Bäder, und reiche Privatpersonen besitzen eigene in ihren Wohnungen. Dennoch haben mineralische Badeanstalten wie bei uns nie allgemeinen Eingang gefunden, und eine Badesaison kennt man nicht. Die ausgezeichnetern Quellen der europäischen Halbinsel sind zu Inshigis im Sandschal Wisa, zu Khaskoi, wo warme Quellen sprudeln, zu Haidhos, wo schon der große Suleiman dieselben überbauen ließ, zu Sofia, wo die warmen Bäder der Männer durch ein besonderes Haus von denen der Frauen geschieden sind, zu Kostendil, östlich am Nillo-Gebirge, wo sich zwei heiße Quellen befinden, zu Berki und Piri-Pascha, ferner im Sandschal Kostendil, das neben einer bedeutenden Anzahl Heilquellen auch Schwefelquellen besitzt, z. B. zu Kostendil, wo mehr als 20 Quellen mit Kuppeln und steinernen Häusern überbaut sind und an andern Orten, zu Timurhisar, zu Kiseljak in Bosna, aus dessen Sauerbrunnen alljährlich große Sendungen Krüge nach Ragusa, Zara und anderwärts hingehen, zu Jenibasar, zu Feredschik, dessen heiße Quellen von Kranken mit Erfolge besucht werden, und an andern Orten. In Asien haben die Bäder von Jeni- und Eski-Kapliza bei Brusa große Berühmtheit erlangt, ferner die Iliidsche oder Rainardschi, d. h. warmen Bäder, zu Fundschali bei Kutabia, zu Bardakli, das außer warmen Bädern auch eine Naphtaquelle hat, zu Ujash in Anguri, zu Boli, wo neben dem warmen Bad eine Quelle, die versteinert und eine andere, die Steine auflöst, sich befindet, zu Ismid, ferner südwestlich von Ismir, zu

Ischisme, im Sandschak Tarsus, das Harzquellen hat, in Begschehr, wo sich Heilquellen finden, in der Nähe von Erekli, wo die Duellen schöne Versteinerungen bilden. Auch das Paschalik Bagdad hat einige Naphthaquellen und auf der Insel Midüllü fehlt es an mineralischen nicht.

Industrie. Der Kunstfleiß, die Fabriken, Manufacturen, Gewerbe und Handwerke gelten in der Türkei nur soviel, als das nächste Bedürfnis sie bedingt. Nur wenig Zweige haben trotz der außerordentlichen vorhandenen Mittel sich vorzugsweise auch im Ausland eine Anerkennung verschafft, die wir eine ausschließliche nennen müssen. Aber selbst diesen liegt weniger das Geheimniß der Kunst zum Grunde, als eine rein natürliche Bevorzugung des Osmanischen Himmels und Bodens. Doch müssen wir zugeben, daß viele Gegenstände unseres Luxus und bloßer Erfindung ohne grade großer Möglichkeit daselbst, wenn auch gekannt, gleichwol nicht gesucht werden, und das Leben einfach, die Pracht der Wohnungen, Paläste, Moscheen und Bäder einförmig ist. Die Bedürfnisse, selbst so hochgestellt und kostbar als möglich, bewegen sich in einem engen, immer dasselbe verlangenden Kreise, und die gepriesene überschwengliche Pracht und Herrlichkeit des Orientalen besteht nur in gewissen kostbaren Artikeln, zu deren Anfertigung die Zeit auch die gewünschte Kunstfertigkeit an die Hand gegeben hat. Die innere Einrichtung eines Osmanischen selbst Reichthum verrathenden Hauses verlangt nur Bequemlichkeit und das was nach dem Sinne des Besitzers dieselbe befördert, nicht aber eine Überfülle von Geräthschaften, die das gesellschaftliche Leben des Abendlandes oder der Geschmack, die Vorliebe und der Hang zu einem übelverstandenen Wettstreit in Überbietung neuer Formen oder im Besitze von Kostbarkeiten hervorgerufen hat. Allein zugegeben, daß Sitte und Gebrauch den Osmanen und die ihm untergebenen Völker des Bedarfs vieler uns unentbehrlich gewordener Gegenstände überhebt, und daß der Kunstfleiß in den engen Schranken seiner Umgebung keine sonderliche Aufforderung zur Herstellung neuer Erzeugnisse findet, so fehlt es doch überhaupt an dem regen Sinn und der schaffenden Kunstfertigkeit, welche die Bewohner des Abendlandes unter einander auch in Speculationen über ihre Grenzen hinaus wetteifern läßt. Wären diese Eigenschaften vorhanden, fänden sie in sich und außer sich die ihnen gebührende Achtung, fesselte der herkömmliche Gebrauch, die Furcht und der Druck die freie Thätigkeit der gewerbtreibenden Classen nicht, käme den natürlichen Anlagen die Ausbildung zu Hilfe und ließe die ganze Verfassung einen höhern Aufschwung der Individualität hervortreten, es träte vielleicht dennoch den Osmanen als Osmanen der Vorwurf der Gemächlichkeit, der Geschmacklosigkeit und des Mangels an jenem feinen Gefühl, ohne welches Kunstfleiß schöpferisch nicht auftreten und sich Geltung verschaffen kann. Mit einem Worte, der Gedanke an das, was da ist und sein könnte, versetzt auch hier den Beobachter in wehmüthige Stimmung und befördert die Gewöhnung, in dem Vorhandenen wenigstens die nächsten Ansprüche be-

friedigt zu sehen, ohne Rücksicht darauf, welche geistige und materielle Vortheile ein erweiterter Blick gewähren müßte. Unter den am meisten betriebenen Zweigen der Industrie stehen unstreitig in Europa die Seiden- und Baumwollenspinnereien, die Wollenzeug-, Seiden-, Tuch-, Linnen und Musselinwebereien, die Tabakspinnereien, Saffianfabriken, Ledergärereien, Rothgarnfärbereien, die Verfertigung von Teppichen, Kogen, Schabracken, Töpferwaaren, Eisen- und Stahlarbeiten, kupfernen Geschirren, Schiffsankern und Segeltüchern, Waffen, Ackergeräthschaften, die Kattundruckereien, wollenen Decken, die Pulverfabriken und Salpetersiedereien oben an. Für jene zuerst genannten Gegenstände finden sich in allen größern Städten die nöthigen Vorrichtungen, und der Betrieb ist nicht unbedeutend; alles aber sind Artikel, die der innere Bedarf allein verlangt, während der Überfluß fast nur in rohem Zustande sich einen Weg ins Ausland gebahnt hat. Außerdem aber gibt es geschickte Gold- und Silberarbeiter und die nöthigen Handwerker überall, wo sich das Bedürfnis nach ihnen herausstellt. Viele Arbeiten sind an gewisse Nationen gebunden, während der Osman gewöhnlich nur Kaffeewirth, Sorbetverkäufer, Zuckerbäcker, Apotheker, Seidenspinner, Kupfer- und Waffenschmied, Schlosser, Tischler, Drechsler, Bäcker, Schuhmacher und Mäkler ist. — Asien ist in den Erzeugnissen seines Kunstfleißes Europa sehr ähnlich, hat aber doch einige ihm eigenthümliche Artikel, zu denen der Stoff nirgends anders angetroffen wird. So liefert Anguri vermittelst seiner herrlichen Ziegenhaare die schönsten verschiedenfarbigen Kamelotte, Kutahia Pfeifenköpfe, und in Kitschik bei Brusa graben fortwährend fast tausend Menschen nach Meerschäum. Isnik hat eine Fayencefabrik; in Moderni werden Kämmen und Löffel, in Biledschik Sammet für die Polster, in Tarakli Holz- und Hornwaaren, in Kaldestagh berühmter schwarzer Filz, in Konia himmelblauer Saffian, in Afschehr gute Tapeten, in Bajesid Zig und Kattun, in Trabesun Leinwand, deren Färbung allein gegen hundert Färbereien beschäftigt, in Damask die schönsten Atlasse, in Bagdad Gewebe von Floretseide und Sammet verfertigt. Unter den Inseln zeichnete sich sonst unstreitig Saki mit seiner Hauptstadt vortheilhaft durch seine Manufacturen aus, z. B. durch seine seideneu Zeuche, Strümpfe, Mützen und fein Garn, durch Verfertigung von Leim; Midüllü hat schöne Seifensiedereien, Susam Adasi gute Töpferwaaren, Batmos Baumwollenstrumpfwebereien, Rhodus Teppichfabriken, Kandia betreibt vor Allem das Kochen von Seife und Kibris die Verfertigung von Kattun, Zig, Corduan und Töpferwaaren, alle aber bleiben hinter dem Festland in Zubereitung der ihnen zur Kleidung, Wohnung und Schiffahrt nöthigen Bedürfnisse keineswegs zurück.

Handel und Schiffahrt. — Die Grundbedingungen eines vortheilhaften Verkehrs im Innern und nach Außen, leichte Transportmittel, bieten die Meere und einige Ströme, jene mehr als diese, dar. Die herrlichsten Häfen finden sich auf allen Küsten zerstreut, und der Schiffahrt fehlt es weder an Schiffsbaumaterialien

aber nicht mehr geschlagen werden, aber noch in dem Werthe von 35 Para cursiren. Die heute zu Constantinopel geprägten Münzen sind nach von Hammer die folgenden, mit ihrem Werth in Conventionsmünze zu dem Cours von 294. Goldstücke von 40 Piafter (den Piafter zu 40 Para, den Para zu 3 Asper) = 5 Fl. 26 Kr.; Goldstücke zu 20 Piafter = 2 Fl. 43 Kr.; zu 10 Piafter = 1 Fl. 21½ Kr.; Silbermünzen zu 5 Piafter = 40½ Kr.; zu 2½ Piafter = 20½ Kr.; 1 Piafter = 8½ Kr.; ½ Piafter = 4½ Kr.; ¼ Piafter = 2¼ Kr.; 1 Para oder 3 Asper = ¼ Kr. Im Umlauf, aber nur insgeheim, weil sie von der Regierung im Handel verboten sind, sind die folgenden: die Goldstücke Ainali, d. i. die Spiegelnden, Werth 44 Piafter, der doppelte Ainali = 88 Piafter; Mahmudije (Mahmoud d'or), einfache = 42½ Piafter; halbe Mahmudije = 21½ Piafter; Mahmudije Rundukli (Haselnuß-Dukaten) = 24 Piafter; Istanbuli (constantinopolitanische Dukaten) = 19 Piafter, der halbe = 9½ Piafter, der Viertel = 4½ Piafter; Dnikilik (Zwölf-Piafterstück) = 12 Piafter; der halbe = 6 Piafter; der Viertel = 3 Piafter; Misfirli, d. i. der ägyptische = 17 Piafter; der halbe = 8½ Piafter, der Viertel = 4½ Piafter; Sindschirli, d. i. Kettendukaten = 2½ Piafter; Silbermünzen: Züslik, d. i. Hunderter, vom Sultan Selim, = 9½ Piafter; Beschlik, d. i. Fünfer, vom Sultan Mahmud im achten Jahre seiner Regierung geprägt, = 9 Piafter; Kilik, d. i. Zweier, = 8 Piafter. Die ägyptischen Goldmünzen, welche der Pascha von Agypten im J. 1223 (1808) zu zehn Piafter ausprägen ließ, gelten heute nur 7½ Piafter; die tunisischen Dukaten, welche eine Drachme wiegen, 2½ Piafter. Der venetianer Dukaten, welcher, weil er das feinste Gold zum Vergolden gibt, Faldis, d. i. vergoldend, heißt, gilt 33 Piafter 10 Para, und ebenso viel die kremitzer und die holländischen. Die kaiserlichen Thaler (zu 2 Fl. oder 1 Thlr. 8 Gr. sächsisch) Karagrusch, d. i. schwarze Piafter, = 14½ Piafter, die spanischen Thaler heißen Nial oder Diregli, d. i. die mit Säulen begabten, = 15½ Piafter; Arslangrusch, d. i. der Löwenpiafter, von den Venetianern sonst Löwenthaler genannt, ist der gewöhnliche Piafter von 40 Para. So stand der Cours von Constantinopel am 31. Oct. 1829, sieben Monate später (10. Jun. 1830) war der Cours auf 309 verschlimmert, und folglich das halbe Mahmudije weicher Sorte nicht mehr 21½, sondern 22½ Piafter (7½ Franken) werth. Vermöge neuerer Bestimmungen des Münzfußes (Osmanische Staatszeitung Nr. 67. vom 23. Sept. 1833) gilt der Dukaten (Chairije) 20, der halbe Chairije 10 Piafter. Der Dukaten Funduk zu einer Drachme 32, der halbe 16, der Viertel-Funduk (Kubi) zu 4 Karat 8 Piafter; der Dukaten (Istamboli) 24, der halbe zu 6 Karat 12, der Viertel zu 3 Karat 6 Piafter; der Dukaten Rumi 48, der halbe 24; der alte Rumi 56, der neue Adli 15, der alte Adli 16½ Piafter; der ägyptische Dukaten (Ser mahbud) zu 12 Karat, 20 Piafter 10 Para, der halbe zu 6 Karat 15 Piafter 5 Para, der Viertel zu 3 Karat 5 Piafter; endlich der Dukaten Kirlik Chairije zu 40 Piafter. Dem-

nach cursiren ohne die Unterabtheilung en7 verschiedene inländische Dukaten. — Das türkische Maß wird nach den Graden des Aequators berechnet, deren jeder in 60 Miglien, jede Miglie in 1000 Kuradschen eingetheilt wird; jeder Kuradsch hat 2½ Elle (Arschin), jede Arschin 2 Schuh, jeder Schuh 12 Zoll, jeder Zoll 10 Linien; 6 türkische Schuh sind 7 französischen gleich. — Von türkischen Meilen Berri gehen $66\frac{67}{100}$ auf einen Grad, der Du. Fuß = 12 Zoll, ein Kilot von Constantinopel sonst = 1787 pariser Kubitzoll, an Gewichte 22 Okka, und das Flüssigkeitsmaß Alm = 264 pariser Kubitzoll. — Was endlich das Gewicht betrifft, so wird die Okka zu Constantinopel nach von Hammer zu 400 Dirhem (درهم) oder 48 Unzen gerechnet, so daß die Unze $8\frac{1}{2}$ Dirhem beträgt. Nach dem gewöhnlichen Apothekergewichte hat die Unze 2 Loth, das Loth 4 Drachmen, und folglich das Apothekersfund zu 24 Loth 96 Drachmen, das Pfund zu 32 Loth aber 128 Drachmen, und der Cours stand im August 1831 zu 340.

Geistige Kultur. — Die Schulen der Türkei theilen sich wie überall in höhere und niedere. Die letztern sind recht eigentlich Elementarschulen und heißen Mekteb (مکتب), d. h. eigentlich ein Ort, wo geschrieben wird. Sie gehören zu irgend einer Moschee (eigentlich Mesdschid, مسجد, Ort der Anbetung), und stehen den Knaben aller dürftigen Familien offen. Diese lernen aber hier auch fast nichts als das Elif Ba, d. h. das A B C, die Fatiha oder die erste Sure des Koran, welche die Stelle unsers Vaterunsers vertritt, etwas lesen und schreiben, und werden mit den einfachsten Lehren der Religion und den Anfangsgründen der türkischen Sprache bekannt gemacht. Die Schüler, deren jede Anstalt eine gewisse Anzahl aufnimmt, erhalten auf Kosten der Moschee Unterhalt und Wohnung, und die Lehrer, Rhodscha (خواجة), verlangen nichts von den Aitern, die ihnen nur freiwillige Beweise ihrer Dankbarkeit an den Tag legen. Die Speisehäuser an den Moscheen heißen Imaret und werden alle durch fromme Stiftungen erhalten. — Von größerer Bedeutung sind die Collegien oder Medrese (مدرسة, Pl. مدارس Medäris), d. i. hohe Schulen, von denen die erste des Osmanischen Reiches zu Nikaa von Urchan 1330 angelegt wurde (ein Verzeichniß der constantinopolitanischen s. in von Hammers Geschichte des Osmanischen Reiches IX, 145). Ursprünglich waren diese vom Anbeginn des Islams an nur für den Unterricht in der Theologie und dem Rechte bestimmt, und der jedesmalige Stifter einer Moschee machte es sich zur Pflicht, derselben eine solche höhere Lehranstalt oder mehre (an einigen kaiserlichen befinden sich sogar vier) beizufügen und sie zu dotiren. Sie nahmen später alle wissenschaftlichen Gegenstände in ihren Kreis auf, bis der erkaltete Eifer sie wieder zu ihrer frühern Bestimmung zurückführte. Der

Unterricht hat eine gewisse Methode zu befolgen, der zufolge die Grammatik, Syntax, Logik, Moral nach anthologischen Werken, die Rhetorik, Theologie mit Metaphysik und Scholastik, Philosophie, die Rechtswissenschaft, der Koran mit der Koranserege und die mündlichen Überlieferungen des Propheten zu durchlaufen sind. Allen diesen Lehrgegenständen werden als kanonisch anerkannte Lehrbücher zu Grunde gelegt, und heutzutage gewöhnlich von den Lehrern oder Professoren (Muderris) den Studirenden (Talibune) nur frühere Werke commentirt. Bei einigen Moscheen befindet sich auch noch ein besonderes Gebäude zum Studium der Medicin, die aber jetzt größtentheils von Nichtosmanen ausgeübt wird, ferner Überlieferungsschulen (دار الحديث), welche Hörsäle zu Vorlesungen über die große Überlieferungssammlung Bucharis oder andere Traditionswerke enthalten. Theils sind sie großen Moscheen angehängt, theils als besondere Gebäude aufgeführt. Öfters wohnen in Constantinopel die Sultane in eigener Person bei, um zum Studium dieser zweiten Wissenschaft nach dem Koran zu ermuntern. Endlich gibt es auch noch besondere Koransleseschulen (دار القرآن),

indem die Regeln, den Koran mit den gehörigen Pausen, Betonungen u. s. w. zu lesen, eine eigene Wissenschaft, über die zahlreiche ausführliche Werke vorhanden sind, ausmachen. Auch sie machen entweder einen Theil der größern Moscheen aus, oder sind besonders gestiftet. Die Zöglinge, auch Sosta von dem verdorbenen Suchte (سوخند), d. i. ein Verbrannter, ein Leidender (aus Liebe zur Wissenschaft), oder Murid, d. i. der Wollende, der Aspirant, oder Muib, d. i. der Repetirende, und Danischmend, d. i. Student, genannt, wohnen in Zellen einzeln oder mehre zusammen, und treiben ihre Studien allein oder gemeinschaftlich. Vorzüglich plagt sie die Schwierigkeit der arabischen Sprache, deren Kenntniß ihnen allein das Verständniß der alten Werke über die ihnen unentbehrlichen Wissenschaften möglich macht. Auch die verschiedenen Arten Schriftzüge, deren jeder zu besondern Gegenständen angewandt wird, sind nicht ganz ausgeschlossen, aber nur die eigentlichen Schreiber lernen sie alle schreiben, und eine kunstvolle Schrift wird ebenso hoch geschätzt, als bei uns ein schönes Gemälde. Dagegen müssen alle Zöglinge die Koranslesekunst eifrig treiben, und jede Stelle regelrecht aussprechen lernen. Alle andere Wissenschaften, zu deren Studium sich Einzelne berufen fühlen, wie Mathematik, Astronomie, Physik, Dichtkunst, Philologie, wobei aber nicht an Lateinisch und Griechisch zu denken ist, Geschichte, Geographie u. s. w. gelten in diesen Schulen nur als Nebendinge, und können, da sie höchst selten als Zweck betrachtet werden, nicht auf Fortschritte und Erweiterung rechnen. Auch geben aus diesen Collegien nur die Scheichs, Imams, die Muderrisune, Kadi und andere Unterbeamte hervor, während die höhern Stellen und Würden nur von den vornehmsten Familien der Ulema

eingenommen werden, die ihre Söhne, ebenso wie andere wohlhabende Bürger, im eigenen Hause unterweisen lassen. Die sich den Staatsgeschäften widmen, studiren vorzüglich Geschichte und Philosophie neben Politik, den Regierungsgrundsätzen und der Verfassung. Doch lassen sie es auch hierin mehr auf die Praxis als auf die Theorie ankommen, und der Glaube, daß mit dem Amt auch der Verstand komme, ist bisweilen vorherrschend. Wie es bei solchen Ansichten mit der Wissenschaft als Wissenschaft stehen müsse, läßt sich bei dem weniger regsamen Türken und dem Mangel an äußerer Aufforderung um so leichter denken. Niemandem fällt es ein, eine wissenschaftliche Reise zu unternehmen, oder überhaupt zu reisen, um etwas Anderes zu sehen oder zu erfahren als das, was zu Hause ist; nur erst der jetzt regierende Sultan läßt junge Krieger im Ausland eine Schule machen. Abscheu gegen fremde Sprachen, eine Menge Vorurtheile, Liebe für das Herkömmliche, willkürlicher Wechsel in Besetzung der Ämter und vor Allem die Furcht vor Neuerungen hinderte bisher mächtig das Aufkeimen irgend einer wissenschaftlichen Blüthe. Die Literatur blieb ebenfalls bis auf neuere Geschichte, Abfassung der Reichsgesetze, die Dichtkunst, Stylistik, Geographie und Encyclopädie von den frühern Werken der Araber und Perser abhängig, obwol eine Menge Schriftsteller sich einen Namen gemacht haben. Was in der Dichtkunst geschehen, werden wir sehr bald durch eine Geschichte derselben von Joseph von Hammer erfahren, und man könnte wol von einer türkischen Literatur und ihrer Geschichte überhaupt sprechen. Auch läßt die jetzige Regierung die Eröffnung mancher neuen Anstalt hoffen, da das wissenschaftliche europäische Übergewicht von ihr anerkannt ist, und die Überzeugung sich immer geltender macht, daß das Bestehen alter Form in der Zeit keinen Anhalt mehr findet. Vorzüglich haben die Kriegskunde und die Wissenschaften, welche die Verwaltung des Staates betreffen, in der jüngsten Periode bedeutende Fortschritte gemacht, während freilich die europäische Civilisation mit Lächeln auf den Zustand der sonstigen geistigen Cultur herabsehen muß. Größere Ausbreitung der Buchdruckerkunst, die, obwol schon durch die Juden und Armenier frühzeitig einheimisch (s. d. Art. Orientalische Literatur und Studien), doch erst seit dem J. 1728 unter Sultan Ahmed III., durch den Renegaten Ibrahim Efendi auch bei der Pforte Eingang fand, und die türkische Presse unter mancherlei Unterbrechungen und Schicksalen bis jetzt in Bewegung setzte, würde, ließen Fetzwas den allgemeinen Gebrauch zu, ebensoche Wunder thun, wie sie im Abendland in dem geistigen Verkehr hervorbringen. Von einem Buchhandel kann mithin ebenfalls die Rede nicht sein, wie wir uns denselben denken. Buchläden gibt es zwar in allen größern Städten, allein ihr Vorrath ist unbedeutend und enthält weniger wissenschaftliche Werke. Überdies besteht auch ein Hausirhandel damit. Auch ist der Werth der Bücher, da sie, mit Ausnahme der hundert durch die Buchdruckerei zugänglicher gewordenen, nur geschrieben vorhanden sind, bedeutend und, da ohne Bestellung die Copisten sich nur mit

den gesuchten Artikeln beschäftigen, die Auswahl gering. Alte Werke macht nur der Zufall käuflich und mit ihrer Seltenheit auch theurer. Wäre mehr Geschmack und echt wissenschaftlicher Sinn herrschend, so würde es auch an den Hilfsmitteln nicht fehlen, wie früher bei den Arabern unter gleichen Verhältnissen es nicht fehlte. Von Museen, Cabineten, Sternwarten, Kunstsammlungen und andern gelehrten Hilfsanstalten und wissenschaftlichen Apparaten findet sich in der Türkei ebenfalls keine Spur, nur Bibliotheken (s. das Verzeichniß derselben zu Constantinopel, vierzig an der Zahl, in von Hammer's Geschichte des Osmanischen Reiches IX, 169.), sind vorhanden, deren Bändezahl aber mit unsern öffentlichen und Privatbibliotheken sich gar nicht vergleichen läßt. Diese Kitab-Khane sind ebenfalls ein integrierender Theil der größern Moscheen, und werden mit diesen zugleich gestiftet. Allein auch abgesonderte Bibliotheken gibt es, die dem öffentlichen Gebrauch offen stehen, wenigstens in Constantinopel. Keine aber, wenn sie gute Manuscripte enthält, zählt mehr als 2000 Nummern (s. d. Art. Orient. Stud. und Lit.), obwol sich auch von gegenwärtigen Sammlungen Angaben von 5000 finden. Alle Bücher, in rothen, grünen, schwarzen Maroquin oder auch in natürliches Leder gebunden, befinden sich in einem ledernen Futteral, auf welchem sich, wie auf dem Schnitte des Buches selbst, der Titel des Werkes befindet. Sie liegen über einander in Schränken, die mit Spiegelglas oder Sitterwerk versehen sind. Alle diese Bibliotheken können an Ort und Stelle mit Ausnahme des Dinstags und Freitags an jedem Tage benützt werden. Privatsammlungen kommen gewöhnlich als Vermächtnisse nach dem Tode des Besitzers an die Moscheen, und auch das Serai hat seine besondern Bibliotheken. Religiöser Eifer und eine Art gelehrter Affectation erhalten so wenigstens einen Bücherverkehr, der sonst nur sparsam gehandhabt wird. Der größte Vorrath derselben findet sich natürlich in der Hauptstadt, aber auch die andern größern Städte, in denen einige Gelehrsamkeit ihren Sitz hat, bieten ähnliche Schätze dar, die von den Europäern noch einer größern Aufmerksamkeit gewürdigt werden sollten.

Eigentlichen Kunstgeschmack hat der Osmane nicht, weshalb auch kein künstlerisches Talent hervortraucht. Gemälde mögen sie nicht, und was sie sonst für Malereien haben, wie die in Manuscripten befindlichen Portraits der Sultane, steht auf gar keiner Stufe von Kunstfertigkeit. Architektur und Bildhauerkunst wissen sie ebenso wenig zu schätzen, daß sie vielmehr, was sie in dieser Beziehung voranden, eher zerstörten als zu erhalten suchten, und die Einfachheit ihrer Gebäude, geht sie in Pracht über, verliert sich in Schnörkeln, Kuppeln und sonst kahlen Structures. Auch die Chormusik, selbst die der ehemaligen Janitscharen, ist mehr betäubend, als wohltonend, und hört man leichte und gefällige Melodien, so geht ihnen doch Harmonie und der gehörige Rhythmus ab. Dessenungeachtet liebt der Osmane wie der Grieche die Musik leidenschaftlich, allein mit geringen Ausnahmen jüngerer Personen weniger in den eigenen

Familien als an andern. Die Theorie derselben ist ihnen nicht ganz fremd, und sie folgen in ihr mehr den Persern als den Arabern. Nach ihrer Art haben sie ausgezeichnete Tonkünstler, nur läßt die Unvollkommenheit der Instrumente die ganze Ausbildung ihrer Kunst nicht zu. Gewöhnlich wird das Spiel mit Gesänge begleitet, und beides gelobt und belohnt. Vorzüglich hebt man vortheilhaft hervor, daß sie die Gefühle auf das Innigste auszudrücken verstehen, wie sie überhaupt lebhaften Gesang nicht gern haben. Ihre Compositionen werden aus dem Kopfe gemacht und sie lernen alles, was sie spielen und singen, auswendig. Vom Fürsten Kantemir erhielten sie Noten, die aus Buchstaben und Zahlen bestehen, allein ihr Gebrauch ist nicht von großem Umfange. Die neueste Zeit wird aber auch hierin vieles ändern, da französische Militairmusik und Geschmack am Schauspiel Eingang gefunden hat.

Auch die andern im Osmanischen Reiche befindlichen Nationen, mit Ausnahme der Griechen, stehen auf einer niedrigen Stufe geistiger Ausbildung, da sie zum großen Theil schon von Natur wenig Neigung dazu haben. Die Bildungsanstalten für das Volk sind im Allgemeinen jämmerlich, und Gelehrsamkeit hat in einem gewissen Sinne nur in Klöstern ihren Sitz. Die höhere Geistlichkeit ist allein im Besitze derselben, vorzüglich bei den Armeniern, und nur der den Griechen angeborne Geist hat dieses Volk vor Stumpfheit und Unempfindlichkeit bewahrt. Die slavischen Völkerschaften wissen von einer zu bestehenden Schule fast gar nichts, und obwol körperlich fleißig erwarten sie noch immer eine geistige Entwicklung, da sie von Natur durchaus nicht verwahrloset sind, und eine regelmäßige Erziehung sie allmählig aus ihrem Schlaf erwecken könnte. Um so mehr muß gerühmt werden, daß durch das besondere Verdienst des Fürsten Milosch die Servier wenigstens in einige geistige Berührung mit dem civilisirten Europa gesetzt worden sind. Er veranstaltete eine Liederammlung, ließ einzelne fähige Köpfe auf benachbarten Universitäten ausbilden, legte kleinere Schulen im eigenen Land an, baute verfallene Kirchen wieder auf, und verhinderte so wenigstens das gänzliche Versinken seines Volkes in geistige Unthätigkeit, obwol das, was er bisher thun konnte, nur erst ein schwacher Anfang ist. — Eine natürliche Folge von jenem Zustand ist, daß es auch unter den Völkern an den Mitteln des geistigen Verkehrs, an Büchern, fehlt, da man weder fremde, noch einheimische Literatur kennt.

Gedrängte Übersicht der Osmanischen Staatsverfassung und Staatsverwaltung. — Der Sitz der türkischen Regierung und diese selbst ist uns allgemein unter dem Namen „der Osmanischen oder Ottomanischen Pforte“ bekannt, und es ist deshalb nöthig, uns vor Allem zuerst über den Begriff dieses Ausdrucks nach seinem Ursprung und seiner Anwendung zu verständigen. Schon unter den byzantinischen Kaisern bildete den Eingang zu dem großen Palast in Byzanz, dem eigentlichen Sitze des Kaisers, der sehr wohl von der großen Menge anderer Paläste, die zusammen das kaiserliche Schloß ausmachten, unterschieden werden muß,

ein ehernes Thor (*Χαλκή*), das als besonderes Gebäude fast an derselben Stelle, wo jetzt das Babi Humajun (s. d. Art.), d. i. das kaiserliche Hauptthor, sich befindet, ein Thorpalast mit ehernem Dache für sich war. Ihn ließ der Kaiser Anastasius nach Bekämpfung der Bulgaren im J. 497 bauen, und nach dem Brande, der eine Folge des Aufbruchs der grünen Kennpartei war, zwei Jahre darauf wieder herstellen. Unter Justinian (527—567) dem Orthodoxen brannte er abermals ab, wurde aber auch in neuer Pracht und Herrlichkeit im J. 538 wieder aufgeführt. Das Gewölbe mit acht Kuppeln schmückten Mosaikgemälde, die sich auf die Siege Belisars bezogen. Außerdem zierten ihn vergoldete, eiserne und marmorne Statuen von Kaisern, Kaiserinnen, des Heilandes und Belisars. Allein das frühere wechselvolle Schicksal suchte auch ferner das eherner Gebäude heim. Basilius der Makedonier (867—886) stellte es daher wieder her, und verlegte in dasselbe eine Gerichtsstelle, die des Kaisers Enkel Constantin VII. „ehrwürdiger als das Gericht des Areopagus und der Heliasen zu Athen“ nennt. So erhielt also das kaiserliche Thor die Bestimmung, die es seit den frühesten Zeiten im persischen Reiche gehabt hatte. Auch im hebräischen Alterthume gaben das Thor und die daranstoßenden freien Plätze die gewöhnlichen Versammlungsorter (*dyoqal*) ab, nicht allein zur gesellschaftlichen Unterhaltung und zur Verkürzung der Langeweile durch den Anblick der Vorübergehenden, sondern auch zu den öffentlichen Gerichtsverhandlungen. (Gen. 23, 10. 18; Zachar. 8, 16; Amos 5, 10; 12, 15 u.) Nur waren dieses Stadthore, nicht Thore der königlichen Paläste. Allein auch das Palastthor der persischen Königsburg wird z. B. Daniel 2, 49; Esther 2, 19. 21. erwähnt, und beim Xenophon kommt *ἐν ταῖς θύραις τοῦ βασιλέως* (z. B. Anab. I, 9, 3; II, 4, 4; Cyrop. VIII, 1, 33; 8, 13; vergl. *Elmac. Hist. Sarac. p. 120.*) d. i. aula regis, oft genug vor, daher auch die Praefectur über die königliche Pforte, d. i. Burg, eines der angesehensten Ämter war. Genug, daß die Streitigkeiten an den Thoren und zwar gewöhnlich des Morgens vorgetragen und entschieden wurden. Allein auch die römischen Procuratoren hielten in ihrem Palaste Gericht (Matth. 27, 27; Apostelgesch. 23, 35; 24, 1 u.), und nach Höfl (Nachrichten von Maroko und Fes S. 239) begibt sich noch jetzt bei den Mauren zur Anhörung von Klagen und ihrer Entscheidung der *Kaïd* (قائد) oder Gouverneur als erste Instanz gewisse Stunden des Tages an das Thor der Stadt „theils der frischen Luft wegen, theils um alle Ein- und Ausgehenden zu sehen, und endlich, um auch einer Gewohnheit zu folgen, die lange im Gebrauche gewesen ist. Das Thor ist zugleich darnach eingerichtet, indem es wie eine viereckige Kammer mit zwei Thoren gebaut ist, die nicht grade vor einander, sondern auf zwei bei einander befindlichen Seiten sind, und da auf den andern zwei Seiten eine Einrichtung mit Bänken gemacht ist.“ Was hier der *Kaïd* (Alcalde) thut und that, thaten die persischen Könige an dem Thor ihres Palastes. Sie sprachen

Recht, von ihren Großen umgeben, die ihnen das Thor, d. h. den Hof, machten. In Gestalt eines griechischen *Π* (*πίλη* Pforte), wie von Hammer (Constant. und der Bosphor. I, 224.) bemerkt, umgaben auch die Großwürdenträger den byzantinischen Kaiser. Zu diesem ihrem Gerichtshof im Pfortenpalaste kam später der Kerker, und so diente der Eingang des Palastes auch zur Vollstreckung des Rechtes. Noch heutzutage, wenn nicht die neuesten Veränderungen dazwischen getreten, wohnt unter dem zweiten Thore des Serai der Henker, als Vollzieher des von der hohen Pforte ausgesprochenen Urteils. Allein jetzt spricht nicht mehr gleich den persischen Königen der Vorzeit der Sultan unter seiner hohen und erhabenen kaiserlichen Pforte das Recht; dieser Ausdruck begreift vielmehr nur den Sitz des Cabinets, der Regierung des Kaiserreichs oder der Diwansämter. Dieser aber befindet sich im Ministerium des Großwesirs, des Alles in Allem im Osmanischen Reiche, mit Ausschluß der Ämter des Gesetzes, welchen der Musti präsidiert. Der Großwesir ist, wie sein Name bezeichnet, der erste Träger (*وزیر* *Bajulo*) des Reichs, der Major domus oder Emir der Emire, der die ganze vollziehende Gewalt in seinen Händen hat. Seine Wohnung ist somit die hohe Pforte, die sich zur kaiserlichen verhält, wie der Großwesir selbst zum Kaiser; sein Palast ist der Zeuge dessen, was sonst unter dem Thore geschah, der Staatsverwaltung in fast allen Zweigen. Noch jetzt nennt überdies das Volk jeden Palast eines Gesandten, eines Pascha, die Pforte. Wird aber in Constantinopel die Pforte ohne jeden Zusatz schlechtthin genannt, so versteht man darunter jedesmal den Palast des Großwesirs oder die Staatskanzlei. Überhaupt aber sind die Benennungen des Staatsgebäudes von den Theilen eines Hauses oder Zeltes hergenommen, und die einzelnen Theile deuten bildlich die verschiedenen Zweige der Staatsregierung an. Den Vergleich aber hier durchzuführen, würde ein zu entlegener Abweg sein, und auch die folgenden Bemerkungen schränken wir auf den Zustand der Dinge von heute ein. Daß dieser ein neuer und ein allerneuester sei, liegt schon in der Benennung der neuen Staatseinrichtungen, nämlich *Nisami dschebid*, d. i. neue Anordnung, neue Ordnung, welche Sultan Selim III. begann, der Sultan Mahmud aber durch fortlaufende Veränderungen zu einer allerneuesten erhob. Es beruht aber das Staatsgebäude auf den Vorschriften der Religionsgesetze, des herkömmlichen Gebrauchs und der willkürlichen Anordnungen (Kanun) des jedesmaligen Padschah und seiner Diwansämter. Was Selim III. vor 40 Jahren neu zu ordnen suchte, betraf nur das Kriegswesen und das Finanzsystem; dem Sultan Mahmud dagegen war es vorbehalten, durch Vernichtung des alle Neuerungen, seien sie gut oder schlecht, gewaltfam hemmenden Janitscharenthums jene Anfänge zu verfolgen und alle Zweige der Verwaltung in den Kreis seiner neuen Einrichtungen hineinzuziehen. Dadurch ward die zweite und dritte Grundfeste des Staatsgebäudes erschüttert, die erste, als von dem Körper der Ulema getragen, ließ er, bis-

her im Wesentlichen unberührt, und letztere Maßregel vor Allem begünstigte seine Reformen. Unter allen Würden und Ämtern nämlich stehen die des Gesezes am höchsten repräsentirt durch den Musti und dessen Unterbeamten. Diese bilden in ihrer Gemeinschaft recht eigentlich die Muhammedanische Hierarchie des Osmanischen Reiches, und der Musti (مفتي), d. i. der die Fetwa, d. i. entscheidenden Rechtsantworten, ausstellt, auch Scheich-el-islam (شيخ الإسلام), der im Muhammedanischen

Glauben Ergraute, genannt, ist ebenso der Vertreter des Sultan in geistlichen, wie der Großwessir in weltlichen Dingen; denn da der Sultan auch zugleich Khalif, d. h. stellvertretender Nachfolger des Propheten in Beschützung des Islams religiös und politisch ist, also ebenso die höchste Würde des Priestertums als die Rechte der höchsten Staatsgewalt vertreten muß, so bedarf er für die Öffentlichkeit in beiderlei Beziehung wiederum einen Stellvertreter seiner doppelten Hoheit. Der Titel Sultan zeigt nur die weltliche Macht an, sowie das Wort Emir, während Imám die geistliche andeutet.

Der Osmanische Staat ist eine absolute Monarchie, die von einer Vertretung des Volks selbst der Idee nach nichts weiß. Der Sultan ist Pabischah in unumschränktem Sinne, während der Herrscher von Persien nur Schah ist. Er erkennt nichts Höheres über sich, selbst das Gesez muß oft seinem Willen weichen, und er übt das Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen durch bloßes Geheiß. Die Übersendung der seidenen Schnur, die selbst der höchste seiner Beamten küssen muß, reicht zur Vollstreckung des Lobespruches zu. Der Thron vererbt jetzt auf den ältesten Sohn, sonst auch gewöhnlich auf das älteste Glied der Familie, und hatte der neue Herrscher Brüder, so ließ er diese seit Muhammed IV. in den Prinzenkäfig sperren, oder, konnte er männliche Nachkommenschaft hoffen, oder waren bereits eigene Söhne da, gar umbringen, von welchem Kanun, wäre der Fall jetzt da, Mahmud wahrscheinlich keine Anwendung mehr machen würde. Furcht vor Herrschsucht der kaiserlichen Prinzen gab diese durch den Vorgang früherer asiatischer Despotie entschuldigte grausame Maßregel einer despotischen Gewalt her. Die Einsetzung auf den Thron im Serai ist jedesmal schon erfolgt, ehe noch das Volk die Kunde von dem Ableben des vorhergehenden Sultan erhält, und der neue Herrscher zeigt sich erst öffentlich, wenn er zum Freitagsgebet in die Moschee reitet. Die Krönung nach europäischer Sitte vertritt die Schwertumgürtung in der Moschee Ejub in der Vorstadt Ejub (d. i. Hiob), die ihren Namen von dem Fahnenträger des Propheten hat, der bei der dritten Belagerung Constantinopels durch die Araber gefallen, und dessen Grab von den Osmanen an der Stelle, wo jetzt die von Muhammed II. im J. 1453 erbaute Moschee steht, bei der Eroberung der Hauptstadt aufgefunden worden sein soll. Gewöhnlich geschieht diese Säbelumgürtung, bei welcher der Pabischah die Aufrechthaltung des Islams gelobt, am dritten Tag, oft aber

auch später. Veränderungen in dem Personale der Behörden sind die gewöhnlichen Folgen der neuen Thronbesteigung. Der Sultan selbst wechselt seinen Aufenthalt zwischen den Sommer- und Winterpalästen nach den verschiedenen Jahreszeiten, erscheint aber mit Ausnahme der Freitagsgebetzeit sonst wenig unter dem Volk, und gewöhnlich nur bei außerordentlichen Vorfällen, z. B. bei Musterungen, bei einem Brande, wenn ein Schiff vom Stapel gelassen wird; doch nähert sich Mahmud auch in diesen Ausnahmen immer mehr dem civilisirten Europa. Vermöge seiner Stellung wären die Geschäfte des Schattens Gottes, der Pforte der Glückseligkeit, der glänzenden Sonne und welches die Titel sonst sind, die der Sultan führt, unendlich, allein gewöhnlich nimmt er nur als unsichtbarer Zeuge an den Staatsverhandlungen des Diwan hinter dem goldenen Bitter Antheil. Außerdem handelt der Großwessir in seinem Namen, und stellt die Fermane (Befehle) aus, während die unmittelbaren kaiserlichen Decrete mit dem Namen Chatti scherif, d. i. die edle Schrift, bezeichnet werden. Früher nämlich, wo die Sultane noch nicht schreiben konnten, war der Abdruck der Hand des Sultans in Tinte, wie bei den alten Deutschen der Abdruck des Degenknopfs in Wachs, das eigentliche Chatti scherif. Später schrieben zwar die Sultane (und der jetzige sogar recht schön), allein stets so wenig, daß die eigenhändigen Züge derselben an der Spitze der Verträge und Cabinetsschreiben gewöhnlich nur aus einer Zeile oder ein Paar Worten bestehen. Eigentliche kaiserliche Handschreiben sind also eine seltene Erscheinung. Der Nischandschibaschi drückt das Siegel des Großherrn vor, und unbegrenzt ist die Ehrfurcht, die einem solchen Handschreiben, z. B. bei erfolgter Thronbesteigung, erwiesen wird. Die sämtlichen Minister gehen ihm mit dem Großwessir bis zur Hälfte des Saales entgegen. Gewöhnlich aber wird nur die Tughra, d. i. der einer Hand ähnliche verschlungene Namenszug des Sultans, durch die Gehilfen des Nischandschibaschi der Stirn der Befehle, Aufträge und Diplome vordruckt, nachdem schon der Durchseher der Geschäftsaufträge, der Staatsreferendar und der Staatskanzler (Reis) ihre Bestätigungszeichen beigelegt haben. Das Reichswappen ist der Halbmond, den schon Urchan aus Silber in den blutrothen Fahnen strahlen ließ. In diesem Zeichen waren den Osmanen die Seltschuken und die persischen Khosroen vorangegangen, welche letztere ihm zum Merkmal ihrer Herrschaft über Sonne und Mond die Sonne beifügten. Jede größere türkische Münze gibt übrigens ein Bild jener Tughra; von einem sonstigen Reichssiegel ist aber die Rede nicht. Bei jeder neuen Thronbesteigung werden vier kaiserliche Siegel neu gestochen, das eine viereckig, was der Sultan behält, die andern drei rund für den Großwessir, die Obersthofmeisterin und den Vorseher der ersten Kammer des Serai. Das jetzt gewöhnliche Organ des Großherrn zur Mittheilung seiner Befehle an das Volk bildet die Osmanische Staatszeitung unter dem Titel „Begebenheitstafeln (تقويم الوقایع)“, die erst vor zwei Jahren zu erscheinen angefangen haben

und nicht mit dem Moniteur Ottoman, oder der französischen Zeitung zu Constantinopel, vermischet werden dürfen. Jene enthalten alle Veränderungen ausführlich, der Moniteur dieselben nur im Auszuge. Zur Eingabe von Bittschriften oder Beschwerden werden die Freitage benutzt, wo der Sultan nach besuchter Moschee in einem Kaffeehaus eine halbe Stunde sich hinsetzt. Auch hat der jetzt regierende Sultan eine Art Appellations-Tribunal an seine Person eingeführt, das seit längerer Zeit in Vergessenheit gerathen war. Sonst beruft man sich bei Aussprüchen, wo Cassation stattfinden kann, auf das Tribunal des Großwesirs, und eine Durchsicht derselben findet nur dann statt, wenn man an den Sultan appellirt. Auch versammelt der Großwesir auf Befehl des Sultans den Staatsrath (مجلس), der ohne Unterschied bald an der Pforte, bald im Serai abgehalten wird, und aus den Ministern und Großbeamten des Reichs zusammengesetzt ist.

Die besondere Klasse des Sultans oder seine Civilliste ist verhältnismäßig reichlicher ausgestattet, als die Staatskasse, obwol über jene eine vollständige Ansicht nicht zu Tage liegt. Ihre hauptsächlichsten Quellen fließen aus der Vertheilung der Paschaliks, die, da alle Jahre nach dem Beiramfest eine Verleihungsliste erscheint, bedeutende Summen abwirft; ferner aus dem Rechte der Erbfolge, welches darin besteht, daß der Sultan natürlicher Erbe seiner Staatsbeamten ist, und also deren Vermögen nach ihrem natürlichen oder unnatürlichen Tod einzieht. Der Tribut der Moldau und Walachei, die unzähligen Geschenke, welche die Großen dem Sultan bei verschiedenen Gelegenheiten machen müssen, und mancher andere Canal, dessen Schleusen zwar die Zuflüsse ein-, aber nicht wieder herauslassen, vermehren jene persönlichen Einkünfte, ohne daß die vom Sultan zu machenden Zahlungen ihm sehr zur Last fallen, vielmehr durch andere Mittel gedeckt werden.

Eine eigentliche Gemahlin hat der Sultan nicht, dagegen ein ausgesuchtes Harem, in das nie eine freigeborene Türkin aufgenommen werden darf. Das Staatsgesetz verlangt nämlich, daß der Sultan sich nie mit Töchtern einflussreicher Familien vermähle, damit nicht durch dieselben in der Folge Ansprüche auf den Thron erhoben werden können. Christinnen mag er ehelichen, nicht aber fremde Prinzessinnen, oder die freien Töchter des Landes. Seine Gemahlin soll Sklavin sein, in früher Jugend dem Schoß ihrer Familie entrissen, ohne jeden Schutz und alle Verbindung, sowie der Sultan selbst Sohn einer Sklavin, damit er um so rücksichtsloser herrschen könne. Wird eine Sklavin seines Harems Mutter des Thronfolgers, so heißt sie Khasiki, und genießt besondere Ehre; und besiegt ihr Sohn den Thron, so wird sie Sultantin Valide oder Sultantin-Mutter, und dadurch die mächtigste Frau im ganzen Reiche. Sie darf mit bloßem Gesicht erscheinen, und es liegt mehr als ein Beispiel von der Macht und dem Einflusse vor, den diese Sultantinnen auf den Staatsrath und die gesammte Staatsregierung übten. Die unbegrenzte Achtung, die

ihr der Sultan erweist, beruht auf dem Gebote des Koran, Ehrfurcht gegen die Altern zu beweisen. — Die Zahl der in das Harem aufzunehmenden Sklavinnen (i. später) ist unbestimmt, jedermann aber aus der kaiserlichen Familie und unter den Großen des Reichs bemüht sich, dem Sultan die schönsten ischerfessischen, georgischen und mingrelischen Dbaliken zuzuführen. Sie bilden zusammen einen Staat im Staate, dessen Regiment oft über die Mauern des Serai hinaus unsichtbare Macht geübt hat. Die Erziehung der Prinzen gehört der Mutter in der frühesten Zeit, allein Sultan Mahmud läßt seinen Söhnen mehr lernen, als die Geschichte seines Volkes und den Koran lesen. Sie genießen eine mehr prinzipielle Erziehung, die sie für ihre künftige Stellung vorbereitet, und größere Freiheiten als seit Muhammed IV. ein Prinz genoß. Die Schwestern des Kaisers und seine eigenen Töchter werden an die Großen des Reichs vermählt, sowie es der Herrscher will; allein diese kaiserliche Gnade ist für Schwager und Schwiegerohn weniger eine Gnade als eine der sogenannten süßen Lasten, die ihnen als Türken für die ganze Häuslichkeit die drückendsten Beschränkungen auslegen, welche selbst durch Heimfall des Vermögens noch bis über den Tod hinaus fort dauern.

Das Verhältniß des Volkes dem Herrscher gegenüber ist das der Sklaven zu ihrem Herrn, der unumschränkte Gewalt über dasselbe übt; dessenungeachtet sieht der Dsmane frei da, weil er sich nicht als Sklaven betrachtet, wie die, welche er den Pöbel des Serai nennt. Überhaupt nimmt die ganz blinde Ehrfurcht immer mehr ab, und der Sultan vermag ohne Murren sein unbedingtes Recht über Leben und Eigenthum nur an seinen Beamten, die es mit der Administration zu thun haben, zu üben, und der gemeine Haufe hat nichts gegen ihre Hinrichtungen, sieht sie vielmehr gern; dagegen würde er nicht gleichgültig bleiben, wollte der Sultan weiter gehen und sich grundlos oder aus geringen Ursachen an dem Vermögen und Leben der Privatpersonen vergreifen. Das Volk bleibt somit immer eine selbständige Macht, die behutsam behandelt und am wenigsten in Vorurtheilen gekränkt sein will. Mahmud II. weiß auch in dieser Beziehung richtigen Takt zu halten, und wacht er auf der einen Seite streng über seinen Diwan und beschränkt dessen Macht immer mehr, so sucht er auf der andern durch allmähliges Vorwärtsschreiten die Masse an die Reformen zu gewöhnen, ohne ihren Volksthumlichkeiten Hohn zu sprechen. Er ist Selbstherrscher, wie irgend einer seiner Vorfahren, dabei aber auch eifrig in der Beobachtung der kirchlichen Vorschriften und treu den Gesetzen seines Volkes. Bilden auch die Ulema einen bestimmten Stand für sich, zu dessen niederm Grade jedoch die Söhne anderer Familien nach ihrem Verdienste gern Zugang finden, so kennen doch die Dsmanen eine Rangordnung der Stände nicht, zumal seit Mahmud die Erblichkeit der Paschas und Agas aufhob. Die Söhne solcher Häuser vermögen nur durch persönliche Eigenschaften sich die Stellen ihrer Väter zu erringen, da sie eben weder Erben des väterlichen Eigenthums sind, noch

eine Anwartschaft auf Bevorzugung genießen. Doch muß hier auf die Scherifen, d. i. Edle, welche auch Emire heißen und an deren Spitze der Nakib-eleschräf, besonders aufmerksam gemacht werden, da sie mehre ausschließliche vom Sultan und dem Volk anerkannte Vorzüge genießen. Diesen Namen führen nämlich diejenigen, welche sich als Abkömmlinge Muhammeds durch die Fatima rechtfertigen zu können glauben. Ihre Anzahl im Osmanischen Reich ist nicht unbedeutend, sie finden sich unter allen Ständen, unter den höchsten wie unter den niedrigsten, und scheiden sich dadurch von den übrigen Osmanen aus, daß sie einen grünen Tulband um den Kopf zu winden das Recht haben, was selbst der Sultan als nicht aus dem Hause Muhammeds stammend, obwol durch das Fetwa dazu berechtigt, nur bei großen Feierlichkeiten zu thun sich erlaubt. Zu jenem Vorzuge gelangt der Emir ebenso durch väterliche wie durch mütterliche Abstammung, und wer durch beide Atern sein Geschlecht auf den Propheten zurückführt, genießt um so größere Ehren. Jede einem solchen Glücklichen zugesügte Beleidigung wird für weniger verzeihlich gehalten als jede andere, und verfällt derselbe dennoch durch sein Betragen nach der Bestimmung des Nakib einer körperlichen Strafe, so wird ihm während der Vollziehung die grüne Kopfbinde abgenommen. Gelangen Scherifen zu Richterstellen oder erscheinen sie vor Gerichte, so werden sie allemal zuerst gehört. Gehören sie zum Stande der Ulema, so dürfen sie nie ihre Kopfbedeckung ablegen. Vor allen andern hochgestellt ist endlich das vom Sultan gewöhnlich aus den Großen des Reichs gewählte Oberhaupt derselben, der Nakib-eleschräf, der überall den Vortritt hat, die Bewachung der vom Propheten vorhandenen Reliquien im Serai überkommt, den unumschränktesten Oberbefehl über alle Emire ausübt und allein die gegen dieselben ausgesprochenen Strafen in Vollziehung zu setzen das Recht hat.

Eine fernere Bevorzugung, die jeden Osmanen über die andern Unterthanen erhebt, besteht in dem Lehenssystem. Es gründet sich letzteres auf die militairischen Einrichtungen, welche Murad I. um 1375 vornahm, als er den ersten Winter in seiner neuen Residenz Adrianopel zubrachte. Diese Lehen betrafen aber nur die Sipahi oder Reiter, und zerfielen in große (Siemet) und in kleine (Timar) Lehen, und wurden als die Belohnungen für die gemachten Eroberungen an die Kämpfer verliehen. Sie bestehen aber in Anweisung von Ländereien, die je mehr erobert wurde, auch desto mehr sich vergrößerten. Zu Folge dieser Lehen machten sich die, welche sie erhielten, verbindlich, eine Anzahl Reiter zu unterhalten im Verhältnisse zu der Größe und den Einkünften des Lehens und sich an die Spitze derselben zu stellen, sobald der erste Befehl sie unter die Fahnen rief. Diese Besitzungen nun waren lebenslänglich und erbten von dem Vater auf den Sohn. Auch hielten diese Belehnten, so lange der Sultan seinen Nachbarn sich fürchtbar machte, ihre Verbindlichkeiten, allein mit der Schwäche der Regenten vergaßen sie dieselben immer mehr in dem Bewußtsein, daß man sie zur Erfüllung der Bedingun-

gen des Besitzes nicht zwingen könne. Die durch diesen Mißbrauch hervorgerufenen unglücklichen Verhältnisse für Thron und Reich wurden noch dadurch vermehrt, daß diese Lehen durch Übertragung auf einzelne Personen zusammengehäuft wurden, und diese wiederum eine noch größere Unabhängigkeit dadurch erlangten, oder daß jene häufig an Leute kamen, die mit dem Kriegswesen gar nichts zu thun hatten. Selim III. wollte durch seine Erneuerung des Grundgesetzes die Lehenbesitzer wieder zu dem machen, was sie ursprünglich waren, und die Güter der Widerspenstigen für Rechnung des Staates verwalten, allein er war nicht im Stande, den dadurch erregten Sturm zu beschwören, und es entstanden neben den alten neue Mißbräuche. Wie bedeutend aber die Lehen waren, zeigt sich darin, daß ihre Besitzer außer andern Beiträgen 50,000 Reiter stellen konnten und sollten. Mahmud dagegen hat sogar schon den Namen Sipahi abgeschafft; dennoch ist das Lehenswesen fortwährend höchst drückend und lastet bitter auf dem Volke. Der Osmane kann sein Feld ohne Furcht und Bedrückungen bestellen, der Nichtosmane muß täglich den Pascha und seine Beamten fürchten und verliert gewöhnlich die Frucht seiner Ernte. Dazu kommt der unsägliche Druck durch die großen Pächter, und die Art und Weise, wie man den Tribut eintreibt, indem die Ländereien denselben größtentheils in natura bezahlen. Zur Zeit der Ernte verbreiten sich überall die Steuereinnehmer, zählen die Garben, schätzen die mutmaßliche Weinlese nach den Trauben am Stocke, taxiren hoch und erheben nun die Abgaben. So verschwand schon vielfach der Weinstock, die Einwohner verließen aus Verzweiflung ihre Dörfer und dessenungeachtet heißt es, man habe nur den Zehnten erhoben. Andere bedeutende Producte, wie Seide, Tabak, Baumwolle, sind nach schon gemachter Bemerkung monopolisirt; oder wird die Abgabe in Geld erhoben, so berichtigt sie der fremde Kaufmann. Die Häuser zahlen dagegen nur einen geringen Bodenzins, und obwol das Gesetz auch jene Abgaben nur höchst mäßig ansetzt, so werden sie doch durch die Art der Erhebung die drückendste Last, und der Reichschatz zieht dennoch sehr geringen Vortheil davon. Habgierige Pächter, die mit dem Pascha und seinen Gesellen den Raub theilen, haben eine unumschränkte Gewalt, dazu kommen die drückenden Durchgangszölle, und an manchen Orten zahlte sogar der Pascha an die Pächter eine Summe und treibt alsdann den Miri für seine Rechnung ein. Das Gesetz geht so unter der Macht unter, und überdies können nur Muhammedaner die Erhebung der Abgaben meistbietend pachten. Außerdem werden bei jeder Gelegenheit, bei Erneuerungen von Privilegien, bei Feierlichkeiten, die Geschenke verlangen, und stets wenn ein scheinbarer Vorwand geltend gemacht werden kann, Beiträge verlangt. Ebenso ist auch die Kopfsteuer (Kharädsch) an Gesellschaften verpachtet, welche außer ihrem Gewinn an die Minister, Hofbeamten, Geschäftsführer Jahrgehälter zahlen und Ehrengeschenke machen müssen, die alle das Volk bezahlen muß. — Außer den Lehenbesitzern aber sind die größten Grund- und Ver-

mögensbefiger die Moscheen und Schulen durch die Wakf oder Wakuf, d. h. fromme Stiftungen. Sie sind dreierlei Art, die der Moscheen, welche die eigentlichen Kirchengüter ausmachen, die öffentlichen zum Unterhalte der Armen und zum allgemeinen Besten überhaupt, und die herkömmlichen, die von den Moscheen gleichsam zu Lehn gehen. Sie bilden zusammen einen großen Theil des öffentlichen Vermögens, und da keine Moschee je etwas veräußert, vielmehr jährlich ihr Eigenthum durch neue Stiftungen und durch ihre Capitalien vergrößert, so hat man schon geglaubt, daß ihr Vermögen alles Andere verschlingen möchte. Allein es geht wieder zum Vortheile des gesellschaftlichen Lebens und der Bürger auf, und alle öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten werden nur durch diese Stiftungen erhalten. Sehr oft ist auch ihr Vermächtniß nicht ein Zeichen der Frömmigkeit, sondern um sein Vermögen dem Erbschaftsrechte des Sultan zu entziehen, vermacht es der Moslim durch Wakf der Sache Gottes. Die kaiserlichen Wakf wurden früher verpachtet, dann administriert, und jetzt theilen sich die Mutewellis und der Generalaufseher (Nafir ناظر)

aller kaiserlichen Moscheen, das Oberhaupt der schwarzen Verschrittenen, in die zu erlangenden Vortheile. Die von Unterthanen errichteten Wakf werden verpachtet und der Pacht gewöhnlich alle vier Jahre erneuert. Selbst Bäder, Todtnäcker, Brücken, Brunnen, gehören den Vermächtnissen und frommen Stiftungen an. Auch ist das Gesetzbuch der Wakf vielleicht das vollkommenste, welches die Türkei hat, und es gewährt nicht nur Schutz gegen die Gewaltthätigkeiten der Regierung, sondern auch, da die Moscheen aus ihren Ersparnissen eine Art Leihhäuser errichtet haben, gegen alle lästigen und drückenden Käufe. Der freie Besitz, das freie Eigenthum heißt Mulk (ملك), und besteht größtentheils in Ländereien der von den Geschäften entfernten Privatpersonen und der mächtigen Vasallen. Allein auch die Staatseinkünfte, die in mehre Loose (مالكانه Malikane) getheilt sind, werden vermittlest einer Abtretung des Nießbrauchs jedes Loose, das an den Meistbietenden verkauft wird, Privateigenthum, und zahlt der Ersteher von der Kaufsumme jährlich seine zehn Procent an den Miri fort, so genießt er dieses Eigenthum, dessen Einkommen auf der Grundsteuer, dem Ertrage der Kammergüter und andern Einkünften beruht, seine ganze Lebenszeit. — Von den Monopolen, zu denen auch der Getreidehandel gehört, ohne daß er dem Staatsschatz etwas einbringt, ist schon oben bei den Producten gelegentlich gesprochen worden.

Nun noch ein Wort von dem Verhältnisse der übrigen Nationen zu den Osmanen und der Regierung. Dieses sind die Herrscher und jenes die Beherrschten, was schon die Menge Vorrechte, die den Muhammedanern zustehen, nur zu deutlich beweisen. Auch wird die willkürliche Gewalt vorzüglich durch die Verschiedenheit der zinspflichtigen Nationen aufrecht erhalten. Auf diesen ruhet sie beinahe ganz, während der Osmane vergleichungsweise sich ihr rechtlich und widerrechtlich viel-

fach entzieht. Dazu kommt, daß das Interesse, die Religion, die Abkunft und Sprache jene verschiedenen Völker nicht mit einander verbindet und ihnen alle Eintracht fehlt, die den Druck des Joches erleichtern könnte. Für Alles, was sie thun und treiben, zahlen sie nicht nur ihre schwere Kopf- und Erwerbssteuer, die ihnen vorgeblich den Schutz der Befehle verschafft, sondern sie sind auch noch der drückendsten und demüthigendsten Behandlung der herrschenden Nation ausgesetzt. Den gerechten Beschwerden hilft nur wieder das Geld ab, wenn nicht irgend ein auswärtiger Gesandter oder Consul vermittelnd dazwischen tritt. Die entfernten Völkerschaften, wie die Montenegriner und Servier, haben dagegen mit gewaffneter Hand sich eine größere Selbständigkeit unter fremdem Schutze zu verschaffen gewußt. Milosch, von den Eingebornen zum erblichen Fürsten erhoben, wird seine innere Gewalt zu bewahren wissen, obgleich dieselbe nicht bestätigt oder gefehlich ist. Auch sind die beiden Schutzländer, die Moldau und Walachei (obwol sonst wegen ihres Verhältnisses von unserer Darstellung ganz ausgeschlossen), im Besitze ihrer eigenen Verfassung und Verwaltung; dessenungeachtet aber ist ihre Unabhängigkeit und Nationalität selbst durch den Friedenstractat zwischen Rußland und der Pforte zu Adrianopel (14. Sept. 1829) nicht sanctioniert, und auch die Separatacte erkennt jene nicht an. Der Art. V. desselben sagt ausdrücklich: „Da sich die Fürstenthümer Moldau und Walachei in Folge einer Capitulation unter die Superiorität der hohen Pforte gestellt haben, und Rußland sich für ihren Wohlstand verbürgt hat, so wird festgesetzt, daß sie alle Privilegien und Freiheiten, welche ihnen entweder durch ihre Capitulationen oder durch die zwischen den beiden Reichen geschlossenen Tractate oder durch die zu verschiedenen Zeiten erlassenen Chattischerifs eingeräumt worden sind, behalten sollen. Demzufolge werden sie der freien Ausübung ihres Cultus, einer vollkommenen Sicherheit, einer unabhängigen Nationaladministration und einer vollen Handelsfreiheit genießen. Die Zusagclauseln zu den frühern Stipulationen, welche für nothwendig erachtet wurden, um diesen beiden Provinzen den Genus ihrer Rechte zu sichern, sind in der beiliegenden Separatacte enthalten, welche ein integrierender Theil des gegenwärtigen Tractats ist und als solcher betrachtet werden soll.“

Die der Staatsverwaltung angehörigen Ministerien und ihre Beamte zerfallen in fünf Abtheilungen: 1) In die Wissenschaftlichen Ämter (مناصب علمیه Menasibi ümije), d. i. in die Würden und Ämter des Richter- und Lehrstandes; 2) in die Ämter der Feder (مناصب قلمیه Menasibi kalemije), d. i. die Ämter der Pforte, des Großwesirs und des Desterdars, des Divans und der Kammer; 3) in die militärischen Ämter (مناصب سیفیه Menasibi seifije), d. i. die des Heeres und der Flotte; 4) in die Hof- oder innersten Ämter (مناصب خاصه Menasibi kassa), d. i. die Ämter des Serai und des Harems; 5) in die Statthalter-

schaften (Ejalat ایالات). S. v. Hammers Gesch. X. S. 696.

I. Die Würden und Ämter des Richters und Lehrstandes, oder des Gesezes. An der Spitze dieses Departements steht der Musti. Anfänglich vertrat der Kadhi oder Richter von Constantinopel diese Hauptperson und Murad I. gab ihm den Titel Kadhiasker, d. h. Richter der Armee. Muhammed II. setzte dagegen zwei Oberrichter gleichen Ranges ein, bis Suleiman I. dem Musti der Hauptstadt die höchste Würde und den Vorsitz im Körper der Rechtsgelehrten einräumte, und dadurch die etwas ausgeartete Stellung der frühern Oberrichter zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückführte. Die Mustis in den Provinzen sind an Rang und Ansehen nicht einmal Schattenbilder des Großmusti der Residenz, sondern sie führen nur diesen Namen, weil sie entscheidende Rechtsgelehrte sind. Jenes Oberhaupt der ganzen Osmanischen Geistlichkeit, der Ulema, d. i. der Gelehrten (der Religion und des Gesezes) verrichtet als Scheich-elisläm seine eigentlichen priesterlichen Geschäfte nur bei der Person des Großherrn, von dem er seine Belehnung mit einem Zobelpelz von weißem Tuch im Serai empfängt. Er umgürtet, unterstützt vom Großwesir und dem Nakib-eleschräf, den neuen Sultan mit dem Schwert, und verrichtet als Imam bei dem Tode desselben das Leichengebet und das Gebet Telkin in der Begräbniskapelle. Zu Gerichte sitzt er bei außerordentlichen Fällen nur auf besondern Befehl des Sultans, vor sein Forum aber gehört Alles, was die Geseze angeht sowol in Sachen der Religion und Lehre, als der bürgerlichen Regierung, des Staats- und des Kriegswesens. Sein Ansehen ist also nach dem Sultan das höchste im ganzen Staat und er genießt auch eine dieser seiner Würde gemäße Achtung. Er beantwortet alle Fragen sowol über das Staats- als das Privatrecht, und bespricht sich bei neuen wichtigen Fällen mit den Obersten seiner Ulema. Es ist Staatspolitik, um sich gegen alle unangenehme Folgen zu sichern, ihn zu hören und sein Fetwa einzuholen. Aber auch jeder Privatmann sucht bei Gewissensscrupeln und bürgerlichen Streitigkeiten seinen entscheidenden Ausspruch, und um diese ungeheure, täglich sich erkehende und zu entledigende Masse von Materialien zu beherrschen, stehen ihm als unmittelbare Unterbeamten zur Seite: 1) der Scheich-elisläm Kiazaf als sein Stellvertreter im Politischen und Oekonomischen und als Verwalter der der Aufsicht des Musti anvertrauten Kirchengüter (Wakf); 2) der Telschidschi, sein Geschäftsführer oder Agent an der Pforte, der täglich an die andern Ministerien zu berichten hat; 3) der Nektubdschi oder sein Kanzler, der die Ausfertigung der Diplome, Befallungen, Ausschreiben ic. zu besorgen hat, und 4) der Fetwa Emini, oder Director der Kanzlei, in welcher die Fetwa redigirt werden. — Die der höchsten Würde des Gesezes zunächst folgenden Gesezwürden des ersten Ranges sind folgende sechs: 1) der Sadri Rum (oder Kadhiasker von Rumelien), d. i. Oberstlandrichter, der dem ersten Gerichtshof im Reiche präsidiert, und fast

alle bürgerliche und Criminalsachen vor seine Instanz zieht; 2) der Sadri Anatoli (oder Kadhiasker Anatoliens), dessen Gerichtshof für den zweiten im Reiche gilt, aber nur in den auf ausdrücklichen Befehl der Regierung an ihn gewiesenen Rechtsfachen richten darf. Beide Oberstlandrichter haben sechs Beamte, die mit den einzelnen Zweigen der Geschäftsführung beauftragt sind; 3) der Istantol Kadhisi oder Istantol Esendis, der gewöhnliche Richter von Constantinopel, der zugleich Stadtbeamter und gewissermaßen polizeiliche Person ist. Der Handel, die Manufacturen und die Lebensmittel stehen unter seiner Aufsicht, und er leitet diese durch drei unmittelbare Stellvertreter in den Magazinen und in der Bewachung des Gewichtes, Maßes und der Marktpreise; 4) die Haramein Mollalari oder die Molla oder Richter der beiden heiligen Städte Mekka und Medina, die einander völlig gleich stehen; 5) Bilabi erbaa Mollalari, d. i. die Molla oder Richter der vier zunächst größten Städte: Adrianopel, Brusa, Damasckus und Kahira. Ihre Stellung unter einander ist völlig gleich; 6) die Machredsch Mollalari, d. i. die Molla des Austrittes, nämlich aus den untern und des Eintrittes in die höhern Stellen. Zu ihnen gehören die Richter von Galata, Scutari und Ejub, den drei Vorstädten Constantinopels, von Jerusalem, Smyrna, Haleb, Jenischehr, Salonik, der Nakib-eleschräf, der Lehrer des Sultans und der Prinzen, der Leibarzt des Sultans und des Serai, der Hofastro- nom, der erste und zweite Hofkaplan des Serai. Alle diese Inhaber der genannten Stellen können nach und nach zu den vorher genannten höhern Würden gelangen. Die genannten Richter bilden 17 Gerichtshöfe und sie alle zusammen mit dem Musti an der Spitze die eigentliche Hierarchie oder das Corps der Ulema in seinem ersten Stande. Sie werden sämtlich unter der kaiserlichen Genehmigung von dem Musti jezt nur auf ein Jahr ernannt und gewöhnlich mit dem Monate Moharrem gewechselt; höchst selten läßt sie der Musti einige Monate länger von einer und derselben Person verwalten, und niemand erhält dieselbe Richterstelle zweimal, mit Ausnahme des Sadri Rum, was einer aller drei, vier oder fünf Jahre wieder werden kann. Ferner sind alle diese höchsten Stellen nur den angesehensten Familien der Ulema vorbehalten, und Geburt und Gunst siegt in ihrer Besetzung oft über Verdienst und Alter. Dst sind schon die Söhne in der Wiege Muderris oder Kandidaten dieses Standes, der selbst in den neuesten Zeiten mitten unter allen Veränderungen ebenfalls derselbe geblieben ist. Das Verhältniß der Muderrisun ist aber folgendes: Hat der Student die vorgeschriebenen Zweige seiner Wissenschaft durchlaufen und in den Prüfungen bestanden, so wird er Mulasim, Candidat oder Adjunct, und schließt sich an irgend einen angesehenen Gesezgelehrten, vermöge eines Candidatenbriefes aus der Kanzlei des Musti, an. Ist die Candidatenzeit vorüber, so erhält der Einzelne eine Anstellung in der untersten Classe der Muderris an den Medresen, und muß (s. v. Hammer a. a. D. S. 709) zehn Stufen durchlaufen, ehe er in die Laufbahn der Molla oder Richter, die jene Ge-

sehwürden des ersten Ranges ausmachen, eintreten kann. — Neben den Professoren gibt es nun, wie schon oben erwähnt ward, noch die Rhodscha oder Lehrer der ABC-Schulen, und die Rhodscha der Pforte, die den Kanzlei-beamten in der Grammatik, Etymologie, Syntax, Lehre von der Anordnung der Rede, von der Einkleidung der Rede, Tropik (die drei Wissenschaften der Rhetorik), Metrik, Reimlehre, der Lehre von der poetischen Erfindung, der Brieffstellerkunst, der Lehre von der Abwehrgung aller Spöttereien von dem Koran, der Kalligraphie, Anthologie und Geschichte Unterricht ertheilen müssen.

Zu den Gesehwürden des zweiten Ranges (Me-nasibi dewrije *مناصب دویجیه*) gehören die Richter-stellen der zehn Städte Merafch, Bagdad, Bosnaseraï, Sofia, Belgrad, Aintab, Kutahije, Konia, Philippopolis, Diyarbekr, und zu den Gesehwürden des dritten Ranges die fünf Stellen der Rufettisch oder Inquisitoren a) der unmittelbar unter dem Musti, b) der unmittelbar unter dem Großwessir, c) der unmittelbar unter dem Kislaraga stehenden Wafse der beiden heiligen Städte. Diese drei befinden sich zu Constantinopel und werden von dem Musti ernannt; der Kislaraga aber ernennt d) den Inquisitor der Wafse von Adrianopel und e) den Inquisitor der Wafse von Brusa. Auch gehören dem Kislaraga als letzter Instanz allein die Proceffe über die Erbschaft aller Sklaven, die im Harem des Sultans gedient haben und außer dem Serai sterben, an. Die Richter des zweiten Ranges wechseln ebenfalls alljährlich, können aber ein Jahr um das andere ihre Stellen besetzen, und bringen die Zeit ihrer Vacanz wie die des ersten Ranges doch ohne Genuß gleicher Ehre in der Hauptstadt zu. — Die Gesehwürden des vierten Ranges sind die Kadhi oder gewöhnlichen Richter der kleinen Städte. Sie zerfallen in die drei Classen der Richter: 1) Rumili's, 2) Anatoli's und 3) Agyptens, und jede derselben hat wieder besondere Classen, und zwar die Richter Rumili's neun, sonst mit 197 Kadhis, die Anatoli's zehn und die Agyptens sechs. Allein neue Veränderungen haben in diese Gerichtsbarkeiten auch eine etwas veränderte Anordnung gebracht, sodas die Gerichtsbarkeiten Rumili's, welche von Hammer (IX, 10 fg.) anführt, zusammen 248 Ämter enthalten. Diese Departements stehen, die europäischen unter dem Sadri Rum, die asiatischen und ägyptischen unter dem Sadri Anatoli. Nie geht ein Richter aus einem Departement in das andere über, alle fangen mit den untersten Stellen an und steigen stufenweise, sodas jede Stelle nur achtzehn Monate lang von ihnen verwaltet wird. Alle Anstellungen erfolgen durch den Sadri Rum und Sadri Anatoli. Außerdem haben die Richter noch ihre Stellvertreter (Naib), die in fünf Classen als Unterrichter fungiren, und richterliche Geschäfte nur erst nach erhaltener Bestätigung durch die beiden Oberstandrichter vollziehen dürfen.

Der Stand der eigentlichen gottesdienstlichen Personen oder der Diener der Religion besteht aus den Scheichs, Khatibs, Imams, Mueffins und Kadjims. Die Scheichs sind die gewöhnlichen Prediger der Moscheen,

die nach dem Mittagsgottesdienste Freitags predigen müssen. Die Khatibs haben bei dem feierlichen Freitagsgebete die Khatäbet oder Fürbitte für den Sultan zu verrichten, die Imams haben den Geschäftskreis der Diakonen, sind Vorbeter des Ramaz, und assistiren bei den Beschneidungen, Verheirathungen und Begräbnissen, die Mueffins besorgen das Ausrufen der Gebetszeit von den Minarets, und die Kadjims sind die Aufwärter, Wächter und Bedienten der Moscheen. — Von den Mönchen oder Derwischen war bereits oben die Rede.

II. Die Ämter der Feder, d. i. die Ämter der Pforte, des Großwessirs und des Desterbars, also des Diwans und der Kammer, oder kürzer die Ministerien des Innern, des Außern und der Finanzen. Der Mittelpunkt der Gesamtregierung im Osmanischen Reich ist die Pforte oder der Großwessir, der Inhaber der ausgedehntesten Machtvollkommenheit, deren Zeichen das Siegel des Großherrn, mit dessen Namenszuge, in seiner Hand ist. Er ist mithin der wahre Oberherr, wenn nicht der Sultan selbst sich an die Spitze der Geschäfte stellen will. Unter Mahmud II., der persönlich alle wichtigen Angelegenheiten besorgt und beschließt, ist natürlich sein Einfluß unsichtbar geringer, sichtbar aber vertritt er überall den Willen seines Herrn und Gebieters. Er ist Stellvertreter seiner Macht, dictirt und fertigt die kaiserlichen Befehle aus, schließt Krieg und Frieden, vergibt die Statthalterschaften, und steht mit unumschränkter Gewalt an der Spitze der Armee, wenn ein Feldzug eröffnet wird und der Sultan nicht in eigener Person befehlen will. Dann begleiten ihn alle Ämter und ihre Kanzleien, während ein Kaimakam oder Stellvertreter in der Residenz alle Fälle, die nicht zur Kenntniß des im Felde stehenden Großwessirs gelangen können, mit gleicher Machtvollkommenheit entscheidet. Erscheint der Großwessir öffentlich, so werden ihm drei Kopfschweife vorangetragen, dessenungeachtet hängt seine ganze Größe nur von dem Belieben des Sultans ab, und oft wird er das Opfer der Intriguen des Harems. Die Sultanin Walide, der Kislaraga, die Sultanin-Günstlingin sind seine natürlichen Gegner, da auch sie an Befehlung der Stellen und andern dem Großwessir zustehenden Rechten ihren Vortheil nicht unbeachtet gelassen wünschen. Obwol sein Einkommen als feste Besoldung gering ist, so wird es doch durch die ihm zu machenden Geschenke wahrhaft königlich, da alle Gnadenbezeugungen ihm theuer bezahlt werden müssen. Allein auch er ist verpflichtet, dem Sultan bei bestimmten Gelegenheiten die bedeutendsten Geschenke darzubringen. Hält der Staatsrath oder Diwan (Schalib-Diwan) seine Sitzung, so führt er stets den Vorsch, und auch die fremden Gesandten empfängt und entläßt er. Außerdem besetzt sein Haus aus äußern und innern Ämtern, die aber nicht Staatsämter sind, und auch keinem jährlichen Wechsel unterliegen. Dessenungeachtet stehen die Inhaber derselben wegen der unumschränkten Macht ihres Gebieters in großem Ansehen, und bilden zum großen Theil nichts als seinen Hofstaat. Die äußern Ämter ersodern mit allen Kammerdienern, Leibwachen und Pagen allein

425 Köpfe, und den innern Dienst besorgen ebenfalls nicht weniger als 24 Personen. Alle Diwansämter sind aber seit dem 8. März 1834 nach der Staatszeitung (s. v. Hammer X, 697) in vier Classen getheilt, und jede derselben scheidet sich durch ein besonderes Zeichen von den übrigen aus, doch kann das persönliche Ehrenzeichen des Ruhmes nur nach dem Range der vier Classen der Beamten verliehen werden, sodaß nie ein Beamter ein höheres Ehrenzeichen erhält, als das, welches seiner Classe zukommt, sich aber auch unmöglich einer der vierten Classe mehr auszeichnen kann, als ein Beamter der höhern Classen, und diese nicht minder als jener. Die Zahl dieser Diwansämter beläuft sich heute auf 45, und unter ihnen sind die der ersten Classe die drei Minister: 1) Der Kiajabeg oder Minister des Innern; 2) der Desterdar oder Kammerpräsident, Minister der Finanzen, und 3) der Reis Efendi oder Minister des Außern. Diese drei Staatsminister heißen vorzugsweise die Männer, Ribschäl, oder Erkän, d. i. die Säulen des Reichs, während die übrigen 42 Beamten des Diwans den Namen Rhodschagan, d. i. Meister oder Herren des Diwans, führen. Der Kiajabeg ist nach dem Großwesir der erste Minister, und sein Amt eines der ehrenvollsten im ganzen Reiche. Fast alle Befehle gehen durch seine Hände und er kann nur durch die Einwilligung des Großherrn ernannt werden. Das Ministerium der Kammer oder der Finanzen wird durch den Desterdar präsidiert. Dieser hat eine Menge Kanzleien unter sich, in welche alle Einkünfte fließen, und von denen auch wieder alle Auszahlungen besorgt werden. Jedes Bureau hat seinen besondern Chef, und dieser wiederum seinen Khalfa, d. i. Adjunct oder Stellvertreter. Die Rechnungen werden in einer abgebrochenen Schrift so gedrängt abgefaßt, daß das Verzeichniß der jährlichen Einnahmen und Ausgaben, welches dem Sultan vorgelegt wird, nicht mehr als 24 Seiten einnimmt. Trotz dieser Anstalten aber erfährt man weder jene noch diese in neuern Zeiten, noch auch die Staatsschulden oder den Betrag des öffentlichen und kaiserlichen Schazes. Sonst bestand als sichere Einnahme des Privatschazes die Summe von 2,600,000 Franken, und es ist allgemein bekannt, daß jeder Sultan es für seine Pflicht hält, diesen so groß als möglich zu hinterlassen. Solcher Schätze in besondern Gewölben zählt man bis jetzt, mit Ausschlusse des von Mahmud, 22, die wohl versiegelt für unantastbar gehalten werden, wenn nicht die äußerste Noth zu ihrer Eröffnung zwingt.

Der Reis Efendi endlich oder der Minister des Außern ist das Haupt der kaiserlichen Staatskanzlei und befindet sich fast immer bei dem Großwesir zur Ausfertigung der Befehle, Verordnungen und auswärtigen Berichte, theils für die einzelnen Provinzen des Reichs, theils für die Verhandlungen mit dem Auslande. Seine Geschäfte sind sehr umfassend, da er auch die Unterredungen mit den auswärtigen Gesandten abzuwarten hat. Bei der Vorstellung derselben, die mit höchst pomphaften Ceremonien verbunden sind, spielt er eine Hauptrolle.

Zu der zweiten Classe der Diwansämter gehören funfzehn Beamte: 1) Der Tschaukschabachi, der Reichsmar-

schal, der als Oberhaupt der Tschaukschen oder Staatsboten die vollziehende öffentliche Gewalt in seinen Händen hat. Sonst stand er mit den drei andern Ministern in fast gleichem Range. Er hat alle die einzuführen, die mit den verschiedenen Ministern zu thun haben, und ist die rechte Hand der Justiz. Die Tschauksche sind nebst den Tataren die Überbringer der kaiserlichen Befehle, und begleiten bei Feierlichkeiten den Kaiser und die Großbeamten zu Fuß und zu Pferde; 2) Der Nischandschibaschi oder Staatssecretair für den Namenszug des Sultans; 3) der Aufseher der kaiserlichen frommen Stiftungen; 4) der Aufseher der Münze; 5) der Aufseher der Pachten; 6) der Aufseher der Ausgaben; 7) der Aufseher des Gußwerkes der Kanonen und Bomben; 8) der Aufseher der Kriegsrüstungen oder des Zeugwesens; 9) der Aufseher der Pulverstampfen; 10) der Intendant (Emin) der Gerste, und der Aufseher (Nafir) des Mundvorrathes; 11) der Aufseher der Marktvoigtei; 12) der Vorsteher der Kammer des Tagebuchs; 13) der Vorsteher der ersten Rechnungskammer; 14) der Vorsteher der Rechnungskammer der beiden heiligen Städte, Mekka und Medina, mit Zuziehung aller Geschäfte des ehemaligen zweiten Desterdars; 15) der Aufseher der Unterthanslisten, der an der Spitze der Kanzlei des statistischen Bureau's steht, und zugleich Intendant der Mauth und der kaiserlichen Küche ist. Alle diese Ämter gehören nach ihren Beziehungen den verschiedenen Ministerien zu.

— Zu der dritten Classe gehören wiederum 15 Beamte: 1) der Reichshistoriograph, der zugleich Aufseher der Staatszeitung ist; jezt Es'ad Efendi; 2) der große oder erste Bittschriftenmeister; 3) der kleine oder zweite Bittschriftenmeister; 4) der Cabinetssecretair des Großwesirs; 5) der Ceremonienmeister; 6) der Staatsreferendar; 7) der Cabinetssecretair des Reis Efendi; 8) der Cabinetssecretair des Ministers des Innern; 9) der Portendolmetzsch. Diese zuletztgenannten acht Beamten gehören sonst als Unterstaatssecretaire dem Staatsministerium zu; 10) der Vorsteher der Rechnungskammer von Anatoli, der zugleich die Geschäfte des ehemaligen dritten Desterdars zu besorgen hat; 11) der Kriegssecretair; 12) der Aufseher der Seide; 13) der Einnehmer der Kopfsteuer und Vorsteher der Fleischhauer; 14) der Geschäftsführer des Arsenal's; 15) der Geschäftsführer der Hofgebäude, oder der Bauaufseher des Hofes. Dieser Oberbaudirector hat auch die seit dem 27. Febr. 1834 errichtete und in vier Classen — 1) 30 Baubeschauer, 2) 20 Adjuncten oder Gehilfen derselben, 3) und 4) die Lehrlinge oder Schagird, die in der Arithmetik, Geometrie, im Zeichnen, in der Grammatik und Syntax unterrichtet werden — eingetheilte Bauschule unter seiner Oberaufsicht. — Die vierte Classe endlich zählt folgende eilf Beamte: 1) Den Vorsteher der Pachtungskanzlei der beiden Heiligthümer Mekka und Medina, mit Einschlusse der ehemaligen drei Kanzleien der Kammer, nämlich der Hauptpachtungen, der Pachtungen der Krongüter und das Datirungs-Bureau; 2) den Kanzleidiener des öffentlichen Schazes, der zugleich die Kopfsteuerscheine auszufertigen hat; 3) den Intendant der Tabakmauth; 4) den

Beinintendanten; 5) den Vorsteher der Kanzlei der Theilpachtungen; 6) den Vorsteher des Laramtes; 7) den Bittschriftenmeister des Fiscus; 8) den Vorsteher der sieben Kanzleien, nämlich der Controle der Infanterie, des kleinen Tagebuchs, des großen Bittschriftenmeisters der Festungen, des kleinen Bittschriftenmeisters der Festungen, der jährlichen Pachtungen, des Bagemeisters der Kammer, des Intendanten der innern Papiere; 9) den Vorsteher der Rechnungskammer der kleinen frommen Stiftungen zugleich mit der Geschäftsführung der vier ehemaligen Kammerkanzleien, nämlich der Pachtungskanzleien von Constantinopel, Brusa, Balona und Rhodus; 10) den Vorsteher der Bischofspachtungen; 11) den Intendanten der äußern Papiere. Durch diese neuesten Verfügungen sind eine Menge Ämter, wie sich aus frühern Listen ersehen läßt, theils ganz verschwunden, theils mit einander vereinigt worden. Außer den genannten Aufsehern, Intendanten und Kanzleien gibt es noch eine Menge niedriger gestellter (s. v. Hammer a. a. D. S. 791), die aber nicht zu den Beamten des Divans gehören. Letztere haben auch ihre bestimmte Staatskleidung, nach v. Hammer in folgenden Auszeichnungen bestehend: „Für die drei Staatsminister der ersten Classe: Lazurfarbene Ober Röcke mit lichtblauen, reichgestickten Kragen, mit goldenen Knöpfen auf der Brust, Säbel mit juwelenbesetztem Griff und mit dem Amtszeichen, nämlich dem Namenszuge. Die Beamten der zweiten Classe tragen lazurfarbene Ober Röcke mit violetterfarbener reichgestickter Kragen, mit goldenen Knöpfen, Säbel mit juwelenbesetztem Griff, und als Amtszeichen das der acht ersten, nämlich vom Tschauschbaschi bis zum Aufseher der Pulverstampfen, ebenfalls den Namenszug in Brillanten, von diesem abwärts aber in Rosen. Die Beamten der dritten Classe tragen ebenfalls wie die der beiden vorigen lazurfarbene Oberkleider mit offenen Ärmeln, aber die Kragen sind wasserfarb, mit silbernen Knöpfen auf der Brust, die Säbelgriffe ohne Juwelen, bloß von vergoldetem Silber, und die Amtszeichen bloß oben und unten mit Juwelen besetzt. Die Beamten der vierten Classe tragen Ober Röcke aus schwarzem Tuche, mit Kragen und Armelausschlägen gleicher Farbe, mit silbernen Knöpfen, wie die der vorigen Classe und ihre Amtszeichen nur oben mit Juwelen besetzt, unten aber nur ein Paar Diamanten.“ Trotz der durchgeführten Einschränkungen sind doch die Spuren orientalischer Pracht an dieser Staatskleidung nicht verkennbar, und diese wird bei den einzelnen Beamten noch erhöht durch den persönlichen Orden, der für die acht ersten Ämter der zweiten Classe in Brillanten, für die sieben andern in Diamantrosen gegeben wird.

III. Die militairischen Ämter des Heeres und der Flotte. In diesem Zweige sind ebenfalls die bedeutendsten Veränderungen von Mahmud vorgenommen, und der Einfluß des Großwesirs durch die Stellung des Seraskers ebenso wie durch die Ernennung des Aufsehers des Reiches sehr geschwächt worden. Der Serasker vertritt das Oberhaupt der sonstigen Janitscharen und ist Generalissimus der ganze Armee. Auch

entscheidet er alle in das Militair-Departement einschlagende Streitigkeiten, und ist überhaupt Richter und Herr der ganzen Truppen. Diese als der Linie zugehörig führen jetzt den allgemeinen Titel: *Asakiri mansurei muhammedije*, die siegreichen Muhammedanischen Heere, während die Garde den Namen *Asakiri chassai schahane*, d. i. die ganz eigentlichen oder königlichen Hausstruppen, haben. Chef der letztern und der dem Serasker am nächsten stehende Offizier ist der *Sardecapitain*, der den neuen Titel führt *Muschiri asakiri chassa*, oder Rath der Hausstruppen, und den *Divisionair* der Garde, *Feriki asakiri chassai schahane*, welcher den ehemaligen *Postandschibaschi* ersetzt, unter sich hat. Gleichen Titel mit dem *Divisionair* der Garde hat auch der Rath der kaiserlichen Artillerie, *Muschiri Topchane amire*. Die Truppen selbst sind jetzt in folgende Sattungen eingetheilt: Infanterie (*Plade*), Cavalerie (*Suwari*), Artillerie (*Topbschi*), *Mineure* (*Laghumdschi*), *Bombardiere* (*Khumaradschi*) und *Pioniere* (*Baltadschi*). Durch *Conscription* wird das Heer geworben und vervollständigt, und Alles geschieht, um es immer mehr zu europäisiren. So waren zu Anfange dieses Jahres nicht weniger als vierzig türkische Militairs in den verschiedenen Hauptstädten Europa's mit der Bestimmung, die Früchte ihrer Studien zum Besten des Osmanischen Reiches anzulegen; vom Geniewesen und der Marine sind mehre dabei und alle diese Bestrebungen zielen auf die Bildung eines ausgezeichneten Generalstabes hin. Eine schon unter *Selim III.* errichtete Ingenieurschule hat viele Verbesserungen erfahren, und die medicinische, nur für das Militair berechnete, ist von *Mahmud* neugeschaffen worden. Die vier Classen derselben (in der ersten wird Chemie und Physik, in der zweiten Anatomie und Physiologie, die Lehre von den Medicamenten und Therapeutik, in der dritten Grammatik, Syntax und fremde Sprachen, und in der vierten Lesen gelehrt) haben vier militairische Spitäler zu ihrer praktischen Bildung, das der *Einientruppen*, der Garde, der Artillerie und zu *Malbepe*. Auch besteht neben dem Arsenal ein Bureau für die Schiffshauten, wo Offiziere täglich arbeiten, aber nur nach Zeichnungen in europäischen Büchern, ohne den Art derselben zu verstehen, und nach Erinnerungen an die Rathschläge die ihnen französische Ingenieure, wie *Leroy*, *Lebrun*, *Benois*, gegeben haben. Vorzügliche Fortschritte hat die Militair-Musikschule gemacht. Seit dem J. 1828, wo *Donizetti* einige Schüler bildete, hat sich der Geschmack an europäischer Musik sehr verbreitet. Der Sultan, der *Seraskerpascha*, die *Paschen* des *Bospor* und von *Smyrna* haben ihre eigenen *Musikbänden*, denen die *Symphonien* von *Mozart* und *Beethoven* und die *Märsche* von *Rossini* nicht unbekannt sind.

Jedes Regiment besteht aus vier *Bataillons* unter einem *Oberst* (*Miri alai*), und jedes dieser *Bataillons* aus acht *Compagnien*, wovon die vierte *Jäger* unter einem *Major* (*Binbaschi*) sind. An der Spitze jeder *Compagnie* steht ein *Hauptmann*, und die acht *Jünger* von jeder derselben (der *Zug* zählt zehn Mann) befehligt ein *Corporal*. Die andern Offiziere sind die *Tschausche*,

viere bei jeder Compagnie, eine Art Ordonnanzen mit einem Baschtschusch (Feldwebel) an der Spitze, ferner zwei Lieutenants und ein Compagnieschreiber oder Fourrier. Das Bataillon hat zwei Adjutantmajore, einen Flügeladjutanten, der im Rang unter dem Lieutenant steht, und einen Fahnenträger (Sandschalbar), der als Lieutenant bezahlt, doch den Rang eines Hauptmannes hat. Zu den Stabsoffizieren des Regiments gehört nebst dem Obersten der Oberstlieutenant und der Wirthschaftschef oder Regimentsintendant. Unterlieutenants und Vicecorporale hat nur die Cavalerie. Die Befoldungen des Seraskerpascha's, des Gardecapitains und der Divisionnaire sind unbekannt; der Brigadier oder Befehlshaber von zwei Regimentern oder 5120 Mann hat monatlich 2500 Piafter und 32 Rationen, der Oberste 1200 P. und 16 Rat., der Oberstlieutenant 900 P. und 12 Rat., der Wirthschaftschef 800 P. 10 Rat., der Major 750 P. 8 Rat., der Adjutantmajor 400 P. 4 Rat., der Hauptmann 180 P. 1 Rat., der Rittmeister 200 P. 1 Rat.; der Capitain oder zweite Hauptmann 180 P. 1 Rat., der Lieutenant 120 P., bei der Cavalerie 140 P., der Unterlieutenant bei der Cavalerie 120 P., der Flügeladjutant 80 P., der Baschtschusch oder Feldwebel 50 P., bei der Cavalerie 60 P., der Tschusch 50 P., der Fourrier 40 P., der Corporal 36 P., der Vicecorporal bei der Cavalerie 36 P., der Gemeine bei der Infanterie 20 P., bei der Cavalerie 24 P. — Noch erwähnt von Hammer als die neueste Einrichtung des Heeres die der Landwehren. Die Größe desselben wird unsicher angegeben, doch waren die neuorganisirten Truppen, welche die Janitscharen vernichteten, gegen 60,000 Mann stark.

Die Flotte hat zu ihrem Oberhaupte den Kapudan-Pascha, der als Pascha von drei Köpfschweifen auch den Archipel und das europäische und asiatische Ufer unter seiner Regierung hat. Zugleich stehen alle Marineanstalten und Marinegebäude unter seiner Oberaufsicht. Von seinem Palast aus auf einem nahen Vorgebirge am Hasen beherrscht er das ihm untergebene Element. Seine Macht auf dem Wasser ist fast ebenso groß, wie die des Großwesirs auf dem Lande; er legt in die Seepläge die Besatzungen und verändert sie, und er entscheidet in seinem Reich als die letzte Instanz. Im Krieg ist er Anführer der Hauptflotte und hält, wo er einfährt, Diwan. Die Einkünfte der Marineabtheilung bezieht er jährlich von mehren Militärlehen, treibt für den Schatz die übrigen Abgaben seines Gebiets ein und hebt die zum Dienste nöthige Mannschaft aus. Da die Regierung im Besitz aller Schiffsbaustoffe ist und nur die Arbeit bezahlt, so ist es erklärlich, wenn man z. B. die Ausgaben des Arsenal's von 1815 nur auf drei Millionen Franken anschlägt. Wie das Reich, so sank auch die Osmanische Seemacht nach und nach, und die Folgen der letzten Kriege, sowie der Niederlage bei Navarin sind trotz aller Anstrengungen des Sultans noch nicht verwischt. Die Zahl der Schiffe vermehrt sich jedoch fortwährend und die Galionschi oder Seefoldaten werden tüchtig geübt. Die Matrosen sind weniger un-

terrichtet, und werden gewöhnlich gepreßt. Da dem Kapudanpascha der fünfte Theil der Prisen gelber gehört, die Prisen aber jetzt für ihn eine seltene Erscheinung sind, so entschädigt er sich um so mehr durch den Theil der Abgaben, die er eintreibt, und durch eine große Menge zufälliger Vortheile, die er geschickt zu benutzen weiß. Selim III. ging auch in dem Marinewesen den jetzigen Einrichtungen voran, die von Jahr zu Jahr fortgesetzt und vervollkommenet werden.

IV. Die Hof- oder innersten Ämter, d. i. die Ämter des Serai und des Harems. — In keinem Departement sind in den neuesten Zeiten größere Reductionen vorgenommen worden, als in diesem. Die Aga der Steigbügel sind sämmtlich abgeschafft und ebenso der Postandschibaschi mit seinem ganzen Corps von 1500 Gartenwachen. Der Sultan hat nur seinen Oberstkämmerer, seinen Oberstallmeister, Intendanten für die Geschäfte des Obersthofmeisteramts, seinen Khodscha, die beiden Imams, den Oberstleibarzt, Oberstwundarzt, Oberstaugenarzt, Kanzleibedner, Bibliothekar und Hofprediger. Die letzten neun genannten sind Ulema. Der Gardedivisionair bildet mit seinen Leuten die Wache an der Stelle der Postandschi. Außerdem bestehen nur noch zwei Kammern im Serai, die innerste Chanei Chassa und die des Schahes Chasinei humajun. Die 30 Pagen der ersten Kammer besorgen jetzt die Wache des Gemaches des Prophetenmantels, und heißen die Diener des Kleides der Glückseligkeit. Ferner findet sich daselbst der Steigbügelhalter, der Tischuchbewahrer, zwei Aufseher der Kammer, ein Gebetausrufer, ein Turbanumwinder, und andere Beamte von gleicher Wichtigkeit. Die Stelle eines Cabinetssecretairs des Sultans ist dem Gardecapitain anvertraut, und selbst die Zahl der Kämmerer (Kapidschibaschi) ist auf 30 reducirt. Das Jagdpersonal scheint noch zu bestehen, sowie das der Baltadschi, d. i. Holzhauer und Holzträger des Serai, fortbesteht. Die Heltebardierer mit grünen Federbüschen sind auf 200 Köpfe geschmolzen, dagegen gibt es noch immer ein halbes Tausend Köche. Sonst betragen die betitelten Beamten des Serai 122 Personen und die Wachen und Innungen über 5500, sodas mit den Stallknechten, Zwergen, Tänzern und andern Überflusse der Hofstaat des Sultans recht gern 12,000 Personen betrug. Im Harem spielt der Kiskaraga mit dem Ehrennamen des Herrn des Glückseligkeitsthores als Obersthofmeister die erste Rolle. Er ist das Haupt der Verschnittenen, unter denen die weißen, gegen hundert an der Zahl, jetzt Akagalar, die weißen Herren, heißen. Unter ihm stehen der Oberstschahmeister mit seinem Personal, der Oberstkaufmann, welcher den Einkauf aller Stoffe für das Haus des Sultans besorgt, der Geschenkvorsteher, der Capuaga oder Vorsteher der weißen Verschnittenen und andern. Auch hier sind die weißen Verschnittenen mit herunterhangenden Locken, die Süslü Baltadschi, die im Harem die Dienste der Hausknechte versehen, geblieben. Groß ist auch die Zahl der schwarzen Eunuchen, die abschlechtlich aussehen und auch fast nur im Serai anzutreffen sind. Die weißen dienen nur zum äußern Dienste,

dagegen ist der mächtige Kizlaraga, der sogar dem Staatsrathe des Sultans beiwohnt, im Serai der stete Begleiter des letztern. Die Frauen und Mädchen des Harem sind in fünf Classen getheilt: 1) Die Frauen (Kadin), vier bis sieben; 2) die Kammerdienerinnen (Sedikü), von denen zwölf der schönsten und jüngsten mit besondern Titeln und Ämtern die Zahl der Frauen ersetzen; 3) die Meisterinnen (Usta) oder Gehilfinnen (Khalfa); 4) die Schagird oder Lehrlinginnen, aus denen die vorgehenden ersetzt werden, und 5) die Sklavinnen (Dscharije), alle zusammen gegen fünf bis sechshundert Mädchen, die wiederum ihre eigene Obersthofmeisterin und Schatzmeisterin haben.

V. Die Statthalterschaften, Sandschake und Woiwodschaften. — Die Verwaltung der Länder steht unter Beglerbegs oder Generalgouverneuren, Paschas von drei Köpfschweifen, deren es aber nur wenige gibt, indem ihre Stellen unbefetzt bleiben, und für gewöhnlich nur die Beglerbegs von Rumili, Anatoli und Damask bestehen. Diese sind in ihren Statthalterschaften unumschränkte Herren oder Vicekönige, welche die vom Großherrn zugesandten Befehle den Paschas zufertigen und für ihren Vollzug sorgen. Die letztern sind ebenfalls Statthalter, aber vom zweiten Range, weshalb ihnen auch nur zwei Köpfschweife vorgetragen werden. Aber auch noch andere Personen am Hofe führen diesen Titel. Die Sandschak = (d. i. Banner) Begs endlich sind ebenfalls Gouverneure, aber vom dritten Range mit der Ehre eines Köpfschweifes, obwohl auch einzelne dem Titel Pascha und dessen Bürden genießen. Die Woiwodschaften endlich machen eine neue Classe von Ländereien untergeordneter Art mit Woiwoden an ihrer Spitze aus. Sie wie die Sandschake bilden eigentlich nur Theile der Statthalterschaften (Ejalet) und Paschaliks, von denen sie abgerissen, bald diesem, bald jenem Statthalter zugewiesen, oder durch besondere Sandschakbegs und Woiwoden verwaltet werden. Jene wie diese dürfen entweder nichts verrechnen, sondern nur bestimmte Summen an den Schatz abliefern, oder sie erhalten ihre Statthalterschaften vom Schatz in Pacht, und müssen als Verwalter des Pachtess Rechnung ablegen. Sie theilen sich also in wirklich Besitzende (Mutesarrif) oder in Pächter auf Zeit (Mutesellim). Kommt zu einer Statthalterschaft noch ein Sandschak hinzu, so heißt der Inhaber in Bezug auf letzteres Mubassil, d. i. Steuereinknehmer. In dem System dieser Länderverwaltung gehen alljährlich durch die Ämterverleihungsliste (Terwdschihät) große Veränderungen vor. Die Sandschake werden willkürlich abgerissen, und bald den Statthaltern als Mubassillik, bald dem Schatz als Mutesellimlik zugeschlagen. Nach von Hammer (a. a. D. S. 706) enthält die Verleihungsliste, für das Jahr 1833—34, 32 Statthalterschaften, allein die des Seraskerpascha, des Muschiri Usäfir und des Muschiri Topchane (des Rathes der Stückgießerei oder Artillerie) erstrecken nur dem Namen nach, und Algier ist in den Händen der Franzosen, so daß nur folgende 28 als wirkliche zu betrachten sind: 1) Abyssinien und Dschidda mit der Würde des Scheich-

el-harem zu Mekka; 2) die des Kapudanyascha, d. der Archipel (7 Sandschake); 3) Rumili (16 Sandschake); 4) Damaskus (8 Sandschake); 5) Bagdad (18 Sandschake); 6) Schehrfor (32 Sandschake); 7) Basra (Sandschake außer ebenso viel namentlich nicht genannte); 8) Agypten; 9) Haleb (6 Sandschake); 10) Bots (4 Sandschake); 11) Safed, Saïda und Beirut; 12) Tripolis in Syrien (5 Sandschake); 13) Erserum (Sandschake); 14) Simas (7 Sandschake); 15) Silivri (8 Sandschake); 16) Candia (3 Sandschake); 17) Nisepun (3 Sandschake); 18) Karaman (7 Sandschake); 19) Adana (5 Sandschake), als Mubassillik wie Simas; 20) Dijasbekt (26 Sandschake); 21) Rakfa (10 Sandschake); 22) Meräs (6 Sandschake); 23) Tschildir (Sandschake); 24) Kars (6 Sandschake); 25) Wan (Sandschake); 26) Mosul (6 Sandschake); 27) Tadmor (28) Tripolis. Die Zahl der Sandschake ist nach dem Dschihannuma, soweit dessen Angaben reichen, in Bezug auf die neuern Verluste an Ländereien bestimmt. Außerdem werden die folgenden 30 Sandschake als besonders verliehen aufgeführt: 1) Jerusalem und Jabi; 2) Biddin und Nikopolis; 3) Tschibala; 4) Nani; 5) Delwino; 6) Anlonia; 7) Scutori; 8) Ilibekt; 9) Dchri (die drei letzten als Mubassillik); 10) Semdra; 11) Karahisar; 12) Mentese; 13) Aidin (die letzten als Mubassillik); 14) Bigha, mit der Commandantenstelle des Bosphorus; 15) Kaisarije; 16) Selanik; 17) Tschorum; 18) Tefke (die drei letzten als Mubassillik); 19) Uslub; 20) Güstendil; 21) Perferin; 22) Klis; 23) Swornik; 24) Hersel; 25) Dulagin; 26) Kanea; 27) Afschehr; 28) Retimo; 29) Alaje; 30) Canea. Durch mehr dieser besondern Sandschake ist die ehemalige Statthalterschaft von Anatoli völlig zerrissen worden. Die Woiwodschaften endlich, die in den neuern Verleihungslisten zum ersten Mal aufgeführt werden, sind folgende 50: 1) Michalidsch; 2) Edrenos (d. Olympus von Brusa); 3) Karahisar (nicht mit dem Sandschak N. 11. zu verwechseln, das eine ist die Verleihung in Erserum, das andere das alte Apamea Fibotus); 4) Tefke; 5) Kökdsche; 6) Kirmendschik; 7) Midschidchik im Sandschak Rhudawendkiar; 8) Soremid; 9) Ajasmend; 10) Tschandralli; 11) Emrudabad; 12) Karadschafschehr im Sandschak von Estischehr; 13) Gök; 14) Tarakli; 15) Sifrihisar, die letzten vier alle Rhudawendkiar; 16) Romanidsch; 17) Koinik; 18) Beldschik im Sandschak Estischehr; 19) Akhisar; 20) Karabasar Naalli; 21) Risub; 22) Kutas; 23) Wirantak; 24) Sögüd; 25) Kermastli; 26) Jarhisar; 27) Jaitakada; 28) Seradschik; 29) Karamursal; 30) Arwadschik; 31) Risildsche; 32) Tusla; 33) Aidindschik; 34) Modania; 35) Ajasch, im Sandschak von Angora; 36) Somaum Rhudawendkiar; 37) Begschehr; 38) Kinegöl, bei Kermanschah; 39) Basardschik; 40) Manias, im Sandschak Karabasar; 41) Gölbasar; 42) Kelemebe; 43) Karasinit susigünlü; 44) Tanghadidsch, im Sandschak Karasi; 45) Sincir; 46) Bergama; 47) Murundi; 48) Keresun; 49) Tschandaralü; 50) Basarkui.

Zu vergleichen ist von Hammer a. a. D. I.

38—41, und X, 706, 707. Ohne die dort befindlichen neuesten Nachrichten aus der vielleicht nur in drei Exemplaren in Deutschland vorhandenen Osmanischen Staatszeitung hätte diese hier fast wörtlich wiedergegebene geographische Eintheilung nicht aufgeführt werden können, da die frühern Quellen, selbst die neuern, wegen der bedeutenden freilich alljährlich widerkehrenden und ohne alle geographische Rücksicht geordneten Veränderungen, keine Anwendung mehr finden dürfen. (*Gustav Flügel.*)

OSMANNSTEDT, Dorf im Amte Rosla des großherzogl. sachsen-weimarischen Kreises Weimar-Jena, hat eine Pfarrei und 400 Einwohner. — Begräbnisort Wielands. (*G. F. Winkler.*)

Osmanthus Lour, f. *Olea L.*

Osmanzadeh, f. *Osman.*

OSMAZOM (Fleischextract), 1) animalisches, nennt *Thenard* den von *Rouelle* schon gekannten und genannten, von *Marcet* aber zuerst näher bestimmten thierischen Extractivstoff, welchen *Dhouvenel* in der Fleischbrühe, *Thenard* u. *A.* aber auch im Muskelfleisch, Hirn und Blutwasser, im Frucht- und Alantoiwasser der Stute und der Kuh, in den Austern u. fanden. Auch ist er in gewissen krankhaften Geschwülsten und in den hydropischen und andern eiweißhaltigen Flüssigkeiten enthalten, aus denen er sich am reinsten darstellen läßt. Überhaupt trifft man ihn in allen Thierkörpern sehr allgemeyn verbreitet an. Das beste Entdeckungsmittel desselben in eiweißhaltigen Flüssigkeiten ist, nach *Collard von Martigny*, die alkoholische Tinctur (s. *Pharmac. Centralbl.* 1831. Nr. 9. S. 141 fg.)

Nach *Thenard* wird er aus eingedickter Fleischbrühe so erhalten, daß man diese mit Weingeiste zersetzt, um die Gallerte niederzuschlagen, und die filtrirte Flüssigkeit verdunstet, wo dann das unreine Osmazom als eine gelbliche oder rothbräunliche, etwas durchscheinende, scharf und pikant wie starke Fleischbrühe riechende und schmeckende Materie zurückbleibt. Sie wird an der Luft feucht und zerfließt, wahrscheinlich wegen ihres Gehalts an milchsauren Salzen. In Weingeist und in Wasser ist sie mit brauner Farbe leicht löslich. Ihre wäßrige Lösung gelatinirt nicht, sondern hinterläßt, erhitzt und abgedampft, einen festweichen Rückstand, wird durch essig- und salpetersaure Blei- und Quecksilbersalze, gleichwie durch Gallusaufguß, gefällt, nicht aber durch Salpetersäure oder Quecksilbersublimat. Sie säuert von selbst an der Luft, und geht sehr langsam in Fäulniß über. Bei der trocknen Destillation gibt sie, nach *Thenard*, empyreumatisches Öl, kohlensaures Ammonium und eine aufgeblähte Kohle, welche kohlensaures Natron enthält. Im offenen Feuer schmilzt sie, und schwillt mit scharfem Geruch auf.

Mit milch- und salzsaurem Natron verunreinigt läßt sich das Osmazom, nach *Berzelius*, aus dem Thierblute darstellen, und zwar aus dessen nach Abscheidung des Eiweiß-, Faser- und Blutfarbestoffs erhaltenem flüssigem Rückstande, welches die Salze des Bluts, sein Wasser und das Osmazom enthält, ein an den Salzen hängendes Eiweiß, was sich beim Eintrocknen zu erkennen gibt, auch wol der darin enthaltenen milchsauren Salze wegen

K. Encycl. d. W. u. K. Dritte Section. VI.

in Weingeist auflöslich ist. Mitthin sehen es Manche als ein Gemisch aus mehreren nähern Grundstoffen des Bluts, und für keinen besondern nähern Mischungstheil desselben an. Andere halten es für eine Modification der im wäßrigen Weingeiste löslichen Gallerte, die sich von der eigentlichen Fleischgallerte dadurch unterscheidet, daß diese durch Alkohol aus ihrer wäßrigen Auflösung präcipitirt wird. *Thomson* glaubt, es sei ein durch Wasser leicht veränderter Faserstoff; *Berzelius* betrachtet es als eine Verbindung von saurem milchsaurem Natron und einer durch Särbstoff fällbaren thierischen Materie.

Das Osmazom gehört nicht zu den eigentlichen Nährstoffen, aber es wirkt deutlich tonisch excitirend, und begünstigt die Verdauung der Fleischbrühe. Auch unterscheiden sich der Diätfleischbouillon und die ihres Osmazoms beraubte Brühe, wie dieses z. B. bei dem Kalbs-, Hühner- und Knochenbouillon der Fall ist. Wohl ließe sich das Osmazom zur Wiedererweckung des Appetits bei Reconvalescenten arzneilich benutzen. In dem Verhältnisse wie 1 zu 7 mit Gallerte verbunden, bildet es eine Mischung, welche man nur mit Würznelken und Pfefferwürzen, und in kochendem, leicht gesalztem Wasser auflösen dürfte, um eine der Rindfleischbrühe analoge Flüssigkeit zu erhalten.

Die von *Gadet de Baur* erfundene *Barbetsche Osmazom-Chocolate* aus Paris, die jetzt an mehreren Orten zu haben ist, gibt ein sehr wohlschmeckendes Nahrungs- und Restaurationsmittel, soll vieles nach *Thenard* dargestelltes Osmazom enthalten, und ist in der Phtisis und in andern Krankheiten, wo die Verdauungskräfte darnieder liegen, mit großem Nutzen gebraucht worden. Sie paßt in allen Fällen, wo man nähren muß, ohne zu reizen.

2) Vegetabilisches Osmazom will *Bauquelin* zuerst aus *Agaricus campestris*, *theogalus*, *bulbosus*, *muscarius* und einigen *Champignons* abgetrieben haben, als er das wäßrige Extract dieser Schwämme mit Weingeiste, der das Osmazom ausnahm, und dann mit Wasser auszog, als eine braune, stark champignonartig und etwas salzig schmeckende, leicht in Wasser zu einer weder zähen, noch gelatinirenden Flüssigkeit lösliche Substanz, die durch salpetersaures Silber und Gallusaufguß gefällt wird, aber nur im 30gradigen Weingeiste sich auflöst, bei der trocknen Destillation Anfangs mit Champignonengeruch aufschwillt, und viel kohlensaures Ammonium liefert. Auch soll sich dieses Osmazom, nach *Soubeiran*, in der *Maniocwurzel* finden, als ein durch Luft und Wärme veränderter Extractivstoff, gleichwie in andern Vegetabilien, z. B. im *Chenopodium vulvar.* u. (*Vergl. Thenard i. f. Traité III. p. 447 sq. Bauquelin in Schweiggers Journ. der Ch. u. Ph. XII. S. 253 fg. Berzelius Ebend. X. S. 146 fg. und in Scherer's nord. Annal. der Chem. VIII, 3. S. 287 fg.*) — *H. A. L. Wiggers* fand es auch im Mutterkorn. (*S. dessen gefr. Preisschrift: Inquisitio in secale corn. Gott. 1831. 4.*) (*Th. Schreger.*)

OSMELITH nennt *Breithaupt* ein Mineral, das trumweise mit Kalkspath und Datolith im Trachyt bei

Niederfirchen unweit Wolfstein im Zweibrückischen vorkommt und dem Tremolith verwandt sein möchte. Es findet sich verb. mit groß- und grobkörniger Absonderung und excentrisch faseriger Structur, wenig glänzend oder schimmernd, stark durchscheinend, graulichweiß in Rauchgrau übergehend, fühlt sich etwas fettig an, und gibt beim Befuchten einen ausgezeichnet thonigen Geruch. Das specif. Gewicht beträgt 2,8 und in der Härte kommt es dem Flußspathe gleich. Eine Analyse ist noch zu erwarten. (Germar.)

OSMIA Panzer (Insecta). Eine Hymenopteren-Gattung, aus der Abtheilung der Aculeata, Familie Mellifera Tribus Apiaria (Cuvier règn. anim. ed. II. tom. V), mit folgenden Kennzeichen: Die Antennen fadenförmig, gegen die Spitze kaum verdickt, fast knieförmig, bei den Weibchen kürzer als das Brustschild, die Mandibeln sehr stark, bei den Weibchen dreieckig, die Maxillen und Lippe bilden einen nach Unten gebogenen Rüssel, die Zunge ist lang und linienförmig. Von den vier Palpen sind die Maxillar-Palpen sehr klein, viergliederig, fast kegelförmig, die Labialpalpen borstenförmig, ebenfalls viergliederig, haben die beiden ersten Glieder sehr groß, die beiden Endglieder sehr klein. Die Lefze ist viereckig, lang, und steht grade herunter. Das erste Glied der hintern Tarsen ist zusammengedrückt, inwendig mit Wolle besetzt, welche büstförmig auch die untere Seite des Hinterleibes der Weibchen bedeckt. Die obern Flügel haben eine Radialzelle, welche in die Länge gezogen ist, und zwei Cubitalzellen, von denen die zweite zwei zurücklaufende Nerven aufnimmt.

Die Arten dieser Gattung zeichnen sich durch einen kurzen, gedrungenen Körper aus. Die Antennen haben bei den Männchen 13, bei den Weibchen nur 12 Glieder. Die Augen sind oval oder elliptisch, die Punktaugen stehen in einem Triangel auf dem Scheitel. Auf dem Mundschilde der Männchen steht oft ein weißer oder überhaupt hellerer Haarbüschel. Der Kopf ist bei den Männchen kleiner. Die Weibchen sind mit einem starken Stachel bewaffnet.

Diese Bienen haben lange die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen, und ihr Bauinstinct ist von Reaumur, Degée, und Andern beobachtet worden. Sie haben an der Stirn oft Hörner, welche ihnen bei dem Bau ihrer Nester zu dienen scheinen. Diese letztern verbergen sie theils in die Erde, theils in Mauerspalten, andere Vertiefungen an Gebäuden, und sogar in Schnecken-schalen. Diese Nester sind immer mit einem eigenen Mörtel gebaut, welchen das Weibchen herzustellen weiß. Einige Arten schneiden Blumenblätter ab, und bilden daraus Zellen, alle aber legen auf den Grund der Zelle eine gehörige Menge Speisebrei nieder, und darauf oder daneben das Ei, und schließen dann die Zelle auf dieselbe Weise, wie sie solche erbaut haben. Dieser Speisebrei besteht aus Blumenstaub und Honig. Man kann die Gattung in zwei Abtheilungen bringen.

A. Die Weibchen mit gehörnter Stirn.
1) *O. cornuta* Latr. (*Osmia bicornis*, Panzer Revis. II. 230. — *Apis rufa* ej. Fauna L. VI. 10.

Mas. — *Ap. bicornis* ib. L. V. 5. foem.). Ungefähr sieben Linien lang, schwarz, stark behaart, der Hinterleib bronzirt, aber ganz mit rostrothen Haaren bedeckt, das Kopfschild am vordern Rand aufgebogen mit zweispitzigen, gebogenen Hörnern. Am Männchen sind die Antennen so lang als der Kopf und das Brustschild zusammengenommen, die Färbung ist wie bei den Weibchen, nur ist der Vorderkopf und das erste Fußpaar weiß behaart.

Diese Biene baut ihr Nest in irgend eine Mauer- oder Steinhöhle von Erde, und füllt die Höhlung, wenn sie zu groß ist, auch soweit mit dieser an, daß nur eine kleine Zelle, in Form eines runden Loches, bleibt. Man findet sie im Frühjahr auf Pfirsichblüthen.

B. Das Kopfschild bei beiden Geschlechtern ungehörnt. 2) *O. coerulescens* Linné (*Andrena coerul.* Panz. Fauna 65. n. 18. foem. *Andrena aenea* ib. 56. nr. 3. mas.). Gegen vier Linien lang, erzfarbig oder schwarzblau, mit weißlichen Haaren besetzt, die obere Seite des Hinterleibes fast nackt, mit weißbehaarten Rändern der Ringe, die Bauchbürste schwarz und dicht. Das Männchen bronzegrün, glänzend, Kopf und Brusthaare gelblichgrau, die übrigen weißlich, der Hinterleib fast kugelig. Das Nest findet sich an Mauern nach der Mittagsseite hin, in Form von Halbkugeln, sodas man meinen sollte, man habe weiche Thonkugeln mit dem Blaserohr angeschossen. Das vollkommene Insect erscheint ebenfalls im Frühjahr.

3) *O. papaveris* Latr. (Genera Crust. et Ins. Ej. Hist. nat. des Fourmis. Taf. 12. f. 1. foem. Reaumur VI. pl. 13. f. 1—11. *Anthophora argentata*. Panz. F. 99. n. 16. Etwas über vier Linien lang, schwarz, die Mandibeln dreizählig, Kopf und Brustschild röthlich, grau behaart, der Hinterleib unten grau, seidenartig, oben mit grauen Rändern der Ringe, der zweite und dritte derselben vorn mit einer eingedrückten Querlinie.

Diese Biene gräbt über drei Zoll tief ein Loch in die Erde, das sie mit halbovalen Abschnitten der rothen Blütenblätter des Feldmohns ganz genau ausfüllt. Sie faltet zuletzt die Anfangs herausstehenden Blätter nach Innen, und bedeckt die Öffnung zuletzt mit Erde. In Deutschland und Frankreich auf Blüten der *Veronica spicata*. (D. Thon.)

OSMITES Linné. Eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Radiaten (*Anthemideae* Cass., *Senecioneae* Relhanieae Less.) der natürlichen Familie der *Compositae*. Char. Der gemeinschaftliche Kelch halbkugelig, vielblättrig; die Blättchen dachziegelförmig über einander liegend, am Rande trockenhäutig; der Fruchtboden mit Spreublättchen besetzt; die Samentrone besteht aus Spreublättchen. Die sechs bekannten Arten wachsen als kleine Sträucher oder Staudengewächse von starkem, kampferartigem Geruche (daher der Gattungsname: *ὄσμη* Geruch), mit einfachen, lanzettliniensförmigen, ungefielten, abwechselnden oder zerstreuten Blättern und weißen, einzeln am Ende der Zweige stehen-

den Blüthen am Vorgebirge der guten Hoffnung. Caspini und Lessing trennen die Gattung in drei, welche aber nur als Untergattungen gelten können: I. *Osmites Linné*. Die Strahlenblümchen geschlechtslos, die Samen vierkantig, flachgedrückt. Hierher 1) *Osm. dentata Thunberg* (Fl. cap., *Osm. camforina Gärtner de fruct. II. p. 442. t. 74.*), 2) *Osm. hirsuta Less.* (Syn. comp.) und 3) *Osm. aromatica Spreng.* (Herb. Zeyher. n. 304). II. *Osmitopsis Cassin.* (Dict. des sc. nat. vol. 37. p. 5.). Die Strahlenblümchen geschlechtslos, die Samen flachgedrückt. 4) *Osm. asteriscoides Linn.* (*Leucanthemum fruticosum camforatum Burmann afric. p. 161. t. 58. f. 1.*), 5) *Osm. camforina Linn.* III. *Bellidiastrum Less.* (l. c. p. 383.). Die Strahlenblümchen weiblich, die Samen flachgedrückt. 6) *Osm. Bellidiastrum Thunb.* (Fl. cap. nicht Linné's, dessen gleichnamige Pflanze vielleicht zu *Rethania* gehört, *Bellidiastrum osmitoides Less.*).

(A. Sprengel.)

OSMIUM ist eines jener Erzmethalle, welches Tennant, Fourcroy und Bauquelin und Collet-Descotils 1804 in dem rohen Platin von Peru und Domingo neben dem Iridium u. entdeckt haben, das sich aber auch im uralischen Platin vorfindet. Es wird in dem Platinerze durch das höchst schwer auflösbare Iridium gegen die Wirkung der Säuren geschützt. Seinen Namen hat es von dem besondern, starken, stechenden Geruche, der ein charakteristisches Kennzeichen seines sehr flüchtigen Dryds ist, welches nach der Verdampfung, oder vielmehr Verbrennung, sich krystallinisch verdichtet.

Um das Osmium darzustellen, hatte man früher nur ein Mittel angewandt, nämlich: das bei der Behandlung des Platinerzes mit Königswasser zurückbleibende schwarze Pulver (nach Bauquelin eine Verbindung von Osmium und Iridium) mit Kali zu bearbeiten, hierauf die kalische Masse mit Wasser gemengt, und mit Salpetersäure übersättigt, zu destilliren, während das Wasser, mit Osmiumoryd geschwängert, übergeht. Allein die Flüchtigkeit dieses Dryds und noch mehr der ausnehmend starke Geruch der überrohen platindestillirten Säure ließen Laugier vermuthen, daß diese Säure mit einem Theile des Osmiumoryds leicht verbunden werden könne. Er sättigte daher die Säure mit Kalk, und erhielt daraus durch Destillation viel mit Osmiumoryd imprägnirtes Wasser. Dies Verfahren ist leicht, gut ausführbar, wenig kostspielig, und gibt eine Menge Osmium, welche sonst verloren ginge, aber hier aus dem Wasser niedersinkt, als ein schwarzes oder dunkelblaues Pulver, welches, mit einem polirten Körper gestrichen, das Kupfrige des Indigo nebst Metallglanz annimmt, und weder, in dem Grübchen einer Kohle bis zum Weißglühen erhitzt, schmilzt, noch auch sich bei ausgeschlossener Luft verflüchtigt. — Der Niederschlag, welcher sich bildet, wenn man eine Zinkplatte in eine wäßrige Auflösung von Osmiumoryd stellt, ist nach Bauquelin kein Dryd in einem niedrigen Grade der Drydation. Erhitzt man Osmium, das in einer kleinen Retorte niedergeschlagen ist, so entsteht ein Dryd

desselben auf der höchsten Stufe der Drydation in weißen Krystallen, hierauf ein blaues Sublimat und ein schwarzer Rückstand, welcher durch Reiben ebenfalls das Kupfrige des Indigo annimmt. Bauquelin glaubt daher, daß dieses Metall flüchtig ist. — An der Luft erhitzt erhält es das Maximum seiner Drydation (vergl. Berzelius in Poggendorffs Ann. d. Ph. u. Ch. 1828). Das Osmium läßt sich auf nassem Wege, nach N. W. Fischer (s. bei Poggendorff a. a. D. 1828. Nr. 3. S. 499 f.) am besten wiederherstellen durch Auflösung des Dryds in mit einer Säure versetztem Wasser, worin sich das Osmium besonders an Silber legt, und dieses farbig, zuletzt schwarz anlauft.

1) Osmiumorydul erscheint, wenn man, nach Bauquelin, Osmium in einer Luft enthaltenden Retorte erhitzt, und Osmiumoryd sich vorzüglich sublimirt hat, späterhin, als ein blauer Körper, welcher bei durchscheinendem Lichte grün ausfiebt. Descotils stellte ebenfalls einen blauen, in Wasser unauflösbaren Sublimat dar, als er rohes Platin in einer Retorte erhitzte. — Dieses Drydul scheint mit Säuren, z. B. mit Salzsäure u., grüne Salze zu bilden.

2) Osmiumoryd erzeugt sich: a) beim Ausstellen des Metalles an die Luft in gewöhnlicher Temperatur, daher dessen Geruch; b) schnell beim Erhitzen des Metalles an der Luft; c) beim Einwirken selbst solcher Säuren, die keinen Sauerstoff abtreten können, wie: der Salzsäure, auf das Metall, und d) beim Glühen des Metalles mit Kali oder Salpeter. Wollastons Darstellungsart eines reinen, starren und krystallisirten Osmiumoryds s. in Poggendorffs Ann. 1829. Nr. 5. S. 167 f. und in Kastner's Arch. d. ges. Naturf. 1829. XVIII. 1. S. 87. Es ist eine ungefärbte, durchsichtige, sehr glänzende und leuchtende Substanz von starkem, kauflischem nelkenähnlichem Geschmack, und unerträglich stechendem Geruche, wie Chlor und Iod. Sie ist biegsam wie Wachs, und schmilzt leichter, als dieses, zu einer öligen Flüssigkeit, welche, erkaltend, zu einer festen, durchscheinenden Masse geseht. In einer Flasche eingeschlossen, welche Luft enthält, verfliegt das Dryd schnell, wie Kampher, und sublimirt sich in schönen, glänzenden, durchsichtigen Nadeln. Es röthet das Lackmus nicht, schwärzt aber, durch Reduction des Metalles, alle, zumal feuchte, vegetabilische und animalische Körper, und ist leicht löslich in Wasser. Die Auflösung desselben wird blau durch Glasgalle, Galläpfelaufguss u. a. vegetabilische Stoffe; auch durch eine hineingesenkte Zinkstange. Es ist keine Säure, wiewohl die Kalien sich damit verbinden, und seine Eigenschaften ein wenig neutralisiren.

3) Wäßriges Osmiumoryd bildet, nach Tennant eine wasserhelle Auflösung des Dryds von süßlichem Geschmack, aus welcher viele oxydirbare Körper das Osmium metallisch als ein schwarzes Pulver niederschlagen, nachdem sie zuvor oft eine purpurrothe und dann blaue Färbung der Flüssigkeit bewirkt haben, namentlich: Alkohol, Aether, Gallustinctur, Hydrothionsäure, Phosphor, die meisten Metalle, außer Gold und Platin,

namentlich: Zink, Zinn, Kupfer und Quecksilber; auch Silber wird geschwärzt, entzieht jedoch der Flüssigkeit nicht allen Geruch.

4) Die Osmiumoxydsalze bilden sich durch Auflösung des Osmiummetalls in den Säuren, oder durch Vermischung des Oxyds mit einer Säure; sie haben eine gelblichrothe Farbe, und riechen deutlich nach Osmium.

5) Die mit Kalien gebildeten osmiumsauren Salze sind gelb gefärbt, riechen nur wenig, und widerstehen hohen Temperaturgraden, ohne Verflüchtigung des Oxyds. — *Vauquelin* konnte durch Erhitzung des Osmiums mit Jodin in einer Glasröhre diese beiden Stoffe nicht vereinigen.

6) Chlorosmium wird so dargestellt, daß man in einer Flasche, mit Chlorgas gefüllt, das Osmium schmelzen läßt. Die Verbindung ist schöngrün, zerfließt bei mehr Chlorzufuhr, zu einer rothbraunen Flüssigkeit, die an der Luft starke, weiße, unaussetzlich riechende Nebel ausstößt, und sich in Nr. 7. verwandelt.

7) Salzsaurer Osmiumoxyd entsteht, wenn man Osmiummetall bei gelinder Wärme in wäfriger Säure auflöst. Die Auflösung ist erst grün (salzsaurer Osmiumoxydul?) und wird bald gelbröthlich. Vieles Osmiumoxyd verflüchtigt sich. — Weit schneller erfolgt die Auflösung in Königswasser mit kaum Anfangs bemerkbarer grüner Färbung, wobei aber ebenfalls vieles Osmiumoxyd entweicht, selbst in gemeiner Temperatur. Dieselbe Verbindung erhält man beim Auflösen des Chlorosmiums in Wasser und beim Vermischen des wäfrigen Osmiumoxyds mit wäfriger Salzsäure. Die Auflösung ist nach *Vauquelin* gelblichroth, riecht nach Osmium, wird durch Glasgalle blau; eine Zinkplatte bewirkt darin ebenfalls eine schönblaue Färbung und einen Niederschlag von Osmium in schwarzen Flocken. Die verdünnte Flüssigkeit wird durch Galläpfeltinctur gelblich.

8) Sogenanntes osmiumsaurer Ammonium, ein gelbliches Salz, nach *Tennant*, aus wäfrigem Osmium und Ammonium.

9) Osmiumsaurer Kali, eine gelbe, nur wenig nach Osmium riechende Auflösung, die nach *Tennant* durch das mit Kali oder Salpeter geglühte Osmium sich bildet, wobei nur ein Theil Osmiumoxyds entweicht.

10) Osmiumsaurer Kalk, eine gelbe Flüssigkeit, nach *Tennant*, aus wäfrigem Osmiumoxyd und

11) Osmiumsaurer Zinn fällt nach demselben

12) Osmiumsaurer Bleioxyd wird, nach

13) Osmiumsaurer Zinn fällt nach demselben

14) Osmiumsaurer Zinn fällt nach demselben

15) Osmiumsaurer Zinn fällt nach demselben

durch Quecksilber, als weiches Amalgam, das bei Auspressung des überschüssigen Quecksilbers fester wird, und beim Destilliren das metallische Osmium in Pulverform zurückläßt.

15) Goldosmium, eine sehr dehnbare Legirung, die sich, nach *Tennant*, gegen Königswasser, wie das Osmiumkupfer verhält.

16) Osmiridium findet sich, nach *Wollaston*, in dem rohen Platin; als platinfarbige, spröde Körnergruppe, von 19,5 specif. Gewicht. — Auch das obige schwarze Pulver ist, nach *Vauquelin*, als solches anzusehen. Nach *Tennant* hat es ein specifisches Gewicht von 10,7, und läßt sich mit Wismuth, Zink, Zinn, Blei, Kupfer, Silber und Gold zusammenschmelzen. — Das Osmiridium wird kaum vom Königswasser angegriffen; beide Metalle oxydiren sich, wenn sie mit Kali oder Salpeter geglüht werden. Leichter wird das Osmiridium, nach *H. W. Fischer* (in *Poggendorffs Ann. d. Ph. u. 1830. Nr. 2. S. 258.*), durch salpetersauren Kalk als durch Salpeter aufgeschlossen.

Die Verbindungen des Osmium mit organischen Säuren s. unter diesen, und die Literatur unter dem Artikel Platin.

(*Th. Schreger.*)
OSMIUM-IRIDIUM. In dem Platinsande von Minas-Geraes in Brasilien finden sich platte und eckige Körner, die sich in Königswasser nicht auflösen, und durch ihre fast zinnoberfarbene Farbe von dem Platin auszeichnen. Nach *Thomson*¹⁾ bestehen dieselben aus 72,9 Iridium, 24,5 Osmium und 2,6 Eisen. In Begleitung von Platin und Gold kommen im Sande bei *Newiansk*, *Sibirien*, *Kyschtim* und *Soroplagodatsk* am *Ural* ähnliche Körner vor. Auch hat man in seltenen Fällen kleine Krystalle bemerkt, die nach *G. Rose*²⁾ hexagonal-pyramiden mit stark abgestumpften Volecken und schwach abgestumpften Grundkanten sind. Die Winkel der Volecken betragen $127^{\circ} 36'$, die der Grundkanten 124° , und ein deutlicher Durchgang läuft parallel mit der Abstumpfungsfäche der Volecke. Das specif. Gewicht beträgt 19, und die Härte kommt der des Feldspathes gleich. Die Körner sind wenig dehnbar, beinahe spröde. Vor dem Löthrohre bemerkt man keinen Geruch.

Bei *Nischnei Tagilsk* kommen Körner und Krystalle vor, die in Hinsicht der Gestalt, Textur und Härte nicht abweichen, aber die Farbe ist bleigrau und das specif. Gewicht beträgt 21,1. Sie werden vor dem Löthrohre dunkler und verbreiten einen durchdringenden Geruch nach Osmium, enthalten daher wahrscheinlich viel Osmium und wenig Iridium.

*Breithaupt*³⁾ bemerkte unter dem Platinsande von *Nischnei Tagilsk* Körner mit Vertiefungen von silberweißer Farbe, härter als Feldspath, und einem specif. Gewicht von 21,52 bis 25, die fast ganz aus Iridium zu bestehen schienen, und welche er gediegen Iridium nennt. S. Iridium. (*Germer.*)

1) *Annal. of Philos. New Ser. Vol. XI. p. 17.* 2) *Poggendorffs Annal. 19. B. 1833. S. 452.* 3) *Schweigger-Seidel Neue Jahrbücher der Chem. 9. B. 1833. S. 1 u. 96.*

OSMONOSOLOGIE, die Lehre von den Krankheiten des Geruches, *Osmonosi*, *Osmonusi*, *Morbifolactus*. S. Geruch. (*Wiegand*.)

OSMORRHIZA. Diese Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Scandiacinen der natürlichen Familie der Umbelliferae hat Nuttall (*Gen. pl. I p. 192.*) zuerst unter dem Namen *Uraspermum* von Myrrhis getrennt; da aber eine wohlbegründete Gattung *Urospermum* aus der Familie der Compositae schon von Scopoli gestiftet ist, so hat Rafinesque (*Sillim. amer. Journ. 1821.*) für *Uraspermum* Nutt. den Namen *Osmorrhiza* (*ὄσμη* Wurzel, *ῥίζα* riechen) vorgeschlagen. Char. Gemeinschaftliche und besondere Doldenhülle zwei- bis fünfblättrig, oder fehlend; der Kelchrand undeutlich; die Corallenblättchen umgekehrt eiförmig, ihre kurze Spitze nach Innen umgeschlagen; die Frucht solide, langgestreckt, nach Unten zu einem Schwanz verlängert, mit fünf scharfen Rippen auf dem Rücken, gefurchter Naht, ohne sichtbare Saftgänge. Die drei bekannten Arten sind amerikanische Kräuter mit perennirender, spindelförmiger, stark aromatisch riechender Wurzel, ästigem, bis gegen zwei Fuß hohem Stengel und doppelt-gebreiten Blättern, deren Abschnitte eilanzettförmig, eingeschnittengezähnt sind. Die gemeinschaftliche Doldenhülle ist zwei- oder dreiblättrig, die besondere gewöhnlich fünfblättrig; die Blättchen lanzettförmig gewimpert; bei der dritten Art fehlen die Doldenhüllen gänzlich. Die Blüten sind weiß, in der Mitte der Dolde männlich, im Umfange zwittrig. 1) *Osm. longistylis Candolle* (*Prodr. IV. p. 232.*, *Myrrhis Claytoni Michaux fl. bor. am. M. longistylis Torrey fl. unit. stat.*, *Scandix dulcis Mühlenberg ms.*, *Chaerophyllum Claytoni Persoon syn.*, *Uraspermum Claytoni Nutt. l. c.*), mit stehens bleibenden Griffeln, die der Breite der Frucht an Länge gleichen. Auf feuchten Wiesen und in schattigen Wäldern Nordamerikas. Die ganze Pflanze, mit Ausnahme der Früchte, hat einen aromatischen Geruch, wie *Myrrhis odorata Scop.*, der sie auch ähnlich sieht; die Wurzeln schmecken süß. 2) *Osm. brevistylis Cand.* (*l. c.*, *Myrrhis Claytoni Torr. l. c.*, *Uraspermum hirsutum Bigelow fl. hosl.*); die Griffel sind nur halb so lang, als die Frucht breit ist. In den Bergwäldern von Nordamerika. Die Wurzel soll nach Bigelow unangenehm riechen, nach Torrey's Angabe riecht sie wie Anis, und schmeckt süß. 3) *Osm. Berterii Cand.* (*l. c.*), ohne Doldenhüllen, die Früchte mit silberfarbenen Borsten bedeckt, die Griffel sehr kurz. Am Taguatagua-See in Chile von Bertero gefunden. (*A. Sprengel*.)

OSMUND (*Acephalus*), schwedischer Erzbischof, und zwar zuletzt von Skava, war von dem Bischofe der Nordmannen (Norwegen) auf die Schule zu Bremen gethan worden, hatte sich aber nachmals von Bremen losgesagt, war nach Rom gegangen, um sich ordiniren zu lassen, aber zurückgewiesen worden. Hieraus schweifte er lange herum, erhielt endlich von einem Bischofe Polens die Ordination, ging nach Schweden, gab vor, er sei von dem Papst als Erzbischof nach Schweden gesandt

worden, und ließ das Kreuz nach erzbischöflicher Weise vor sich hertragen. So fanden ihn die Gesandten des Erzbischofs Adalbert I. (des Großen) von Bremen, die er zum König Gymbund dem Alten von Schweden geschickt hatte, und hörten auch, daß er die Neubekehrten nicht im rechten Glauben unterrichtete; Ösmund brachte es dagegen bei dem König und dem Volke dahin, daß die Gesandten zurückgewiesen wurden, da sie das Siegel des Papstes nicht hätten, und behauptete so glücklich die Unabhängigkeit von Erzbisthume Bremen¹⁾. Durch Stenkil's Beistand ward Ösmund Erzbischof von Skava²⁾. (*Ferdinand Wächter*.)

OSMUNDA. Diese Pflanzengattung aus der 24. Linné'schen Classe und eine eigene Familie, *Osmundaeae*, bildend, wird zuerst unter diesem Namen angeführt bei Pena und Lobelius (*Stirp. adv. nov. p. 363.*). Wahrscheinlich ist der Name aus dem Teutschen, von Ösmund, gebildet, denn die Ableitung *Houttuyns* von *munda* — os, unreinlegendes Mittel, ist wohl nur als Scherz zu betrachten. Char. Kugelige, gestielte, kegelförmig gezeichnete, seitlich aufspringende Fruchtkapseln mit einem durchscheinenden Höcker auf dem Rücken, stehen in einer Rispe am Ende des Laubwedels, oder an den Seiten desselben, oder auf einem besondern Wedel (*Bernhardi in Schrader's N. Journ. I. 2. t. 3. f. 18.*). Von den acht bekannten Arten dieser Gattung kommen vier in Nordamerika, zwei in Japan, eine auf den maskarenischen Inseln und eine in Europa vor. I. Fruchtkapseln und Laub auf einem Wedel: 1) *Osm. regalis Linn.* [*Osmunda s. Filix florida s. Filix latifolia Cordi Lobel. l. c. stirp. obs. p. 474., icon. p. 813.*, Trauben- oder Königsfarn, *Abb. Schkuhr kryptog. Gewächse T. 145* *]. Aus dem schuppigen, dichtfaserigen Wurzelstock kommen die zwei bis fünf Fuß hohen, doppeltgesiederten Laubwedel hervor. Der Stiel ist glatt, die Blättchen sind stumpf lanzettförmig, kurz gestielt, an der Basis gebürt, an der Spitze etwas gesägt; oberhalb geht das Laub im Sommer in die sehr zusammengesetzte Fruchtrispe über, in welcher die kleinen gelblich braunen Kapseln dicht beisammenstehen. Dieses sehr zierliche Gewächs kommt in feuchten Wäldern, buschigen Torfmooren und Sümpfen im Norden von Europa häufiger als im Süden vor. Alle Theile sind adstringirend. Das weiße Innere des Wurzelstocks (*Medulla Osm. reg.*), sowie die Fruchtrispen (*Juli Osm. reg.*) waren ehemals als Wund- und Wurmmittel (besonders gegen den Bandwurm), auch gegen Skrofulose und rhachitische Übel in hohem Ansehen. Ein Lager, aus dem Laube dieser Pflanze bereitet, wurde gegen die letztgenannten Krankheiten empfohlen. Neuerlich hat man

1) *Adamus Bremensis*, *Hist. Eccl. Lib. III. Cap. XVI.*, bei *Lindenbrog*, *Scriptt. Rer. Germ.* Ausgabe von *Fabricius*. S. 3, 6. 2) Nach *Siöborg*, *Sammendrag af Svearikes Religions Historia* (Lund. 1793) S. 31, wäre Ösmund sogleich von Gymbund zum Erzbischofe von Skava gemacht worden. S. dagegen *Neumann*, *De fatis primatus Lundensis* (Hafniae 1799). p. 50—51.

*) *Sturm*, *Teutschl. Flora*. II, 6.

wieder das geistige Extract als ein Mittel gegen die englische Krankheit gerühmt. 2) *Osm. spectabilis Willdenow* (sp. pl., *Osmunda regalis Michaux* fl. bor. am., *Osm. regalis* *β. Linn.*), wie *Osm. regalis*, aber die Blättchen an der Basis schief abgestutzt. In Nordamerika. 3) *Osm. obtusifolia Willd.* (Herb., *Kaulfuss* syn. fil.), wie *Osm. regalis*, aber die Blättchen stumpf, eiförmig, fein gefeilt, an der Basis abgestutzt. Auf den malayenischen Inseln. 4) *Osm. Claytoniana Linn.*, mit doppelt halbgefiederten, rostbraunfärbigem Laub, an dessen Spitze die Fruchtrispen stehen. In Virginien. 5) *Osm. interrupta Mich.* (l. c. Schkuhr a. a. D. Z. 144., *Osm. basilaris Spreng.* Anleit.) mit doppelt halbgefiedertem Laub, in dessen Mitte zu beiden Seiten die Fruchtrispen stehen. In Nordamerika. 11. Unfruchtbares Laub und Früchte auf verschiedenen Wedeln. 6) *Osm. cinnamomea Linn.* (Sp. pl., Schkuhr a. a. D. Z. 146. — Pursh hält diese nur für eine Abart oder andere Form von *Osm. Claytoniana*) mit doppelt halbgefiedertem, unfruchtbarem Laube, dessen Fiedern ablang, stumpf und gewimpert sind, und mit doppeltgefiedertem, rostbraun färbigem, fruchtbarem Wedel. In Nordamerika. 7) *Osm. japonica Thunberg* (Fl. jap.) mit doppelt gefiedertem, unfruchtbarem Laube, dessen Blättchen herzlanzettförmig und gesägt sind, und mit dreifachgefiedertem Fruchtwedel. In Japan. 8) *Osm. lancea Thunb.* mit doppeltgefiedertem, unfruchtbarem Laube, dessen Blättchen lanzettförmig und gesägt sind, und mit gedreht vielfach zusammengesetztem Fruchtwedel. Ebenda. Hierzu kommen noch drei neue Arten, welche Wallich *Osm. speciosa*, *Osm. Loschenaultii* und *Osm. monticola* genannt hat (Ind. herb. soc. angl. ind. nr. 51—52.) und welche in Ostindien und Nepal einheimisch sind. (A. Sprengel.)

OSMUNDA. (Vergl. *Osmunda*, Botan.) Aus dem Pflanzengeschlecht *Osmunda* kennt man keine fossilen Überbleibsel mit Bestimmtheit, indem, wenn auch fossile Farnwedel mit den lebenden Formen von *Osmunda* allgemeine Ähnlichkeit besitzen, doch die Fructificationen unbekannt bleiben, welche allein eine definitive Einreihung in dieses Geschlecht rechtfertigen könnten, weil ähnliche Formen der Wedel sich in verschiedenen Geschlechtern wiederholen. Osmundaartige Wedel meist aus der Steinkohlen-Formation enthalten *Brongniart's* Geschlechter *Odontopteris* und *Neuropteris* vorzüglich, und dahin scheinen in der That alle Fossilreste zu gehören, welche man früher unter *Osmunda* aufzählte hatte. So

1) *O. gigantea Sternb.* Fl. Fasc. II, 29, 33, t. 22. (*Osmunda Volkman*. Silos. subter. 112. t. XIV. f. 1. t. XV. f. 2. = *Filicites lignarius Schloth.* Petref. 411. und Flora der Vorw. t. II. f. 25.) ist wie *Neuropteris gigantea Sternb.* IV, p. XVI und *Brongn.* Prodr. 54.

2) *O. gigantea* var. *β. Sternb.* Flor. Fasc. III, 16, 30, t. 32, f. 2 (Geol. Transact. N. S. I. 45. t. VII. f. 2.) ist *Neuropteris flexuosa Sternb.* IV, p. XVI. und *Brongn.* Prodr. 56.

3) *O. nummularia Sternb.* Flor. Fasc. II, p. 29 (*Filicites osmundaeformis Schloth.* Petref. 412. Flora der Vorw. t. III. f. 5, 6 a.) wurde später *Neuropteris nummularia* von Sternberg (Flor. Fasc. IV, XVII.) und *Odontopteris Schloth.* von Brongniart (Prod. p. 60.) genannt.

4) *Osmunda Scheuchz.* herb. diluv. t. X. f. 3, *Osmunda smilacifolia Sternb.* Flor. Fasc. IV, 29, 33 (*Filicites acuminatus Schloth.* Petref. 412. t. XVI. f. 4.) ist nun *Neuropteris smilacifolia Sternb.* IV, xvi. und *Neuropteris acuminatus Brogn.* Prodr. p. 55.

5) *Osmundites pectinatus Jaeg.* Pflanz. S. 29—32 u. 37, t. VI. f. 6, t. VII. f. 1—5 aus der Keuper-Formation bei Stuttgart ist nach Brongniart ein *Pterophyllum* (Pt. Jaegeri *Brongn.*).

6) *Osmunda regalis Karg.* im öninger tertiären Stinkkalk ist ganz problematisch.

7) *O. major* ist gleich Nr. 2.

8) *O. minor Beuth.* (Jul. et Mont. Fossil. p. 29) kenne ich nicht *).

(H. G. Bronn.)

OSMUNDARIA. Eine von Lamouroux aufgestellte, aber noch zweifelhafte Gewächsgattung aus der 24. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Pterophyten der natürlichen Familien der Algen. Den Namen, welcher nach Linné's Grundsätzen (Philos. bot. n. 227; nomina generica ex aliis nominibus genericis, cum syllaba quadam in fine addita, conficta, non placet) nicht zu billigen ist, vertauschte Agardh mit *Polyphacum* (*γακός* Linse, *πολὸς* viel). Char. Das Laub lederartig, olivenfarbig, an der Spitze mit gestielten, schotenförmigen Fruchtbehältern. Die einzige Art, *O. prolifera* Lamour. (Ann. du Mus. XX. t. 7. f. 4—6. *Polyphacum proliferum Agardh* syst. alg. p. 274., *Sargassum proliferum Spreng.* syst. veg. IV. p. 325) wächst an den Küsten von Neuholland als eine Alge mit viereckigem Stiele des lanzettförmigen, gesägten, warzigen Laubes, welches junge Seitenschosse treibt und an der Spitze kleine gestielte, lanzettförmige, zusammengedrückte Fruchtbehälter trägt. (A. Sprengel.)

OSMUNDEAE. Eine Pflanzenfamilie aus der Abtheilung der Kryptogamen (Kryptogamischen Monokotyledonen Cambolle's), welche H. Brown (Prodr. fl. nov. holl. p. 161) zuerst so genannt hat, und welche mit Willdenow's Schismatopteriden ziemlich übereinstimmt. Bartling vereinigt sie mit den Gleichenien und Poropteriden; Lindley betrachtet sie als eine Gruppe der Farne

* Karg in den Denkschriften der vaterländischen Gesellschaft der Ärzte und Naturforscher Schwabens. I. (Tübingen 1805.) Von Schlottheim, Beschreibung merkwürdiger Kräuterabdrücke und Pflanzenverfeinerungen; ein Beitrag zur Flora der Vorwelt. (Gotha 1804. 4.) Ders. Die Petrefactenkunde (Gotha 1820.) Von Sternberg, Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung einer Flora der Vorwelt. (Regensb. Fol. 2. Heft 1823, 3. Heft 1824, 4. Heft 1825.) Jäger, über die Pflanzenverfeinerungen im Bausandsteine von Stuttgart. (Stuttg. 1827. Fol.) Ad. Brongniart, Prodrome d'une histoire des végétaux fossiles. (Paris 1828.)

Kräuter. Die hierher gehörigen Gewächse haben einen kurzen, perennirenden Wurzelstock, aus welchem die Laubwedel sich spiralförmig entwinkeln. Das Laub ist meist doppelt gefiedert, halbgefiedert, oder einfach, zuweilen kletternd (bei *Lygodium*). Die Fruchtkapseln sind gestielt, kugelig, neßförmig gezeichnet, auf dem Rücken (Scheitel) mit einem durchscheinenden Höcker oder sternförmigen Strahlen, seitlich in einer Längsritze fast halb-zweifelklappig sich öffnend; sie werden entweder gänzlich aus der Laubsubstanz gebildet, oder sie stehen auf der Rückseite, oder am Rande des Laubes. Die Poropteriden unterscheiden sich durch Fruchtbehälter auf der Rückseite des Laubes, in welchem die Kapseln, die sich in einem Loch öffnen, eingesenkt sind; die Gleichenieen durch einen gegliederten Ring, welcher die Kapseln, wie bei den ächten Farren umgiebt; die Ophioglossen endlich, welche unvollkommener organisirt sind, durch ungefielte Kapseln von lederartiger Beschaffenheit ohne Höcker, Streifen und neßförmige Zeichnung. Wenn man die Osmundeen auf die Gattungen beschränkt, deren Kapseln einen durchscheinenden Höcker haben, so gehören nur *Osmunda Lob.* und *Todea Willd.* hierher; an sie schließen sich die Gattungen, deren Kapseln auf dem Scheitel strahlig gestreift sind: *Mohria Swartz.*, *Lygodium Sw.*, *Schizaea Smith* und *Aneimia Sw.* Von diesen zu den Gleichenieen bilden *Ceratopteris Brongniart* (*Ellobocarpus Kaulfuss*) und *Parkeria Hooker*, bei welchen sich schon die Spur eines Kapselringes findet (*Parkeriae Hook.*) den Übergang.

Die Osmundeen finden sich nur in einer Art (*O. regalis*) in Europa, sonst sind sie in der heißen und warmen Zone der übrigen Welttheile einheimisch.

(A. Sprengel.)

Osmundites, f. *Osmunda*.

OSMUNDSHÜTTE, der Name von Frischhütten, auf welchen die Verwandlung des Roheisens in Schmiedeisen durch die sogenannte Osemund-*Arbeit* bewirkt wird. Diese Frischmethode hat das Eigenthümliche, daß von dem Roheisenklumpen (der f. g. Ganz) jedes Mal nur der zu einem Kolben erforderliche Theil eingeschmolzen, dann der Kolben mit der Anlaufstange aus dem Herde genommen, und sogleich unter dem Hammer ausgeschmiedet wird. Die Osemundschmiede erfodert daher ein vorzüglich reines und sehr garschmelzendes Roheisen, und verursacht eine angestrengte Arbeit. Gute Zuschläge sind hierbei sehr nothwendig, und es muß vor Anfange der Arbeit der ganze Frischherd voll flüssiger Garschlacke sein. Man wendet einen sehr heftigen Wind an, und läßt das schmelzende Roheisen tropfenweise durch denselben hinabfallen, um die Verbrennung des mit dem Eisen verbundenen Kohlenstoffs zu beschleunigen.

(Karmarsch.)

OSMYLUS *Latreille* (Insecta). Eine Gattung der Neuropteren, aus der Familie planipennes und der Tribus Hemerobini (*Latreille* in *Cuvier règne anim.* ed. 2. V. 251), welche sich von Hemerobius nur durch das Dasein von drei Ocellen (Nebenaugen) unterscheidet. Typus ist *Hemerobius maculatus Fabricius*, welche

Art noch einmal so groß, als *H. Perla*, schwärzlich mit roströthlichem Kopf und Füßen, großen, behaarten Flügeln, von denen die obern und der Rand der untern schwarz gefleckt. In Deutschland und Frankreich, an Wassern. Vergl. Hemerobius. (D. Thon.)

OSNA, Stadt in der zwischen den asiatischen Provinzen Taberistan, Iran, Kerman, Afghanistan und Khorasan gelegenen Landschaft Adherbeidschan, jetzt gewöhnlich Derbidschan genannt. Sie ward vorzüglich zu Melitene oft erwähnt, seit im 13. Jahrh. ein persischer Christ aus jener Stadt in dem untern Theile des Districtes Guba am Euphrat das berühmte Kloster des h. Sergius gegründet hatte. (Gustav Flügel.)

OSNABRÜCK, Landdrostei, Fürstenthum, Amt, und Stadt im Königreiche Hannover. 1) Die Landdrostei Osnabrück umfaßt außer dem Fürstenthume gleiches Namens auch noch den Kreis Meppen, den Kreis Emsbüren, die niedere Grafschaft Lingen und die Grafschaft Bentheim; wird begrenzt durch Ostfriesland, Oldenburg, Diepholz, die preussische Provinz Westfalen und Holland, und zählt auf 105 Q. Meilen in 40,101 Wohnhäusern 263,624 Einwohner.

2) Fürstenthum Osnabrück; es liegt zwischen 25° 8' bis 25° 50' östlicher Länge und 52° 8' bis 52° 41' nördlicher Breite, an dem nordwestlichen Theile des teutoburger Waldes, hier Osnig genannt, an der obern Hase und obern Hunte, und wird begrenzt im Norden durch Oldenburg und Diepholz, im Osten und Süden durch die preussischen Regierungsbezirke Minden und Münster, und im Westen durch Lingen und Meppen. Das in früherer Zeit dazu gehörige, aber getrennt davon gelegene Amt Reckeberg an der obern Ems mit der Stadt Wiedenbrück ist seit dem J. 1815 an Preußen abgetreten. Der Boden des Fürstenthumes ist im Norden eben, im Süden gebirgig durch einen westlichen Ausläufer des Wesergebirges, der die Quelle der Hase und der Hunte trennt, und sich an der mittlern Hase nach dem Hahnenmoore zu verliert — und durch das Osnig-Gebirge, welches in der Richtung von Südosten nach Nordwesten parallel mit dem vorigen sich hinzieht, und an der Quelle der Hase mit demselben sich verbindet. Einzelne bedeutendere Höhenpunkte dieses Gebirgszuges sind der Uhr-Eim-Homsrechen und Petersberg. Steigt man von diesen anmuthigen Gebirgszügen, deren bewaldete Höhe liebliche Thäler einschließen, hinunter ins Flachland des Nordens, dann kommt man in sandige Heiden, Brüche und Moorgegenden, in welchen nur hin und wieder fruchtbare Stellen sich zeigen. Im Norden nach dem Dümmersee zu liegt das große Torfmoor, nicht weit davon das Krammoor bei Hunteburg, südlich davon der essener Bruch, im Nordwesten an der mittlern Hase das Hahnenmoor. Wichtig sind dem Land alle diese Moore wegen des Brennmaterials, welches sie liefern, wodurch das mangelnde Brennholz hinlänglich ersetzt wird. Eine Menge von Flüssen bewässert das Fürstenthum, doch sind sie nicht bedeutend, da sie hier erst alle ihren Ursprung haben. Am wichtigsten ist die Hase, welche am nördlichen Ende der diffener

Berge am Petersberg und Klabbriek entspringt und in fast nördlicher Richtung auf einem Wege von acht Meilen, die Krümmungen abgerechnet, das Fürstenthum durchströmt, sich bei Quackenbrück in mehre Arme theilt, bald darauf in zwei Arme, die große und kleine Hase genannt, zusammenschießt, und späterhin wieder zu einem Flusse sich vereinigt. Nebenflüsse dieses Gewässers, die Netze und Düte, nebst mehren andern Flüsschen, führen der Hase soviel Wasser zu, daß diese über ihre Ufer tritt, und besonders unterhalb Quackenbrück Überschwemmungen herbeiführt, die großen Schaden verursachen, deren nachtheilige Wirkungen aber bedeutend verringert sind, seitdem man am Ende des vorigen Jahrhunderts einen Kanal angelegt hat, der das Wasser der Hase von Herbergen bis Uelage in grader Richtung auf Herzlake führt. Merkwürdig bleibt noch, daß die Hase nach der Quelle zu mit der Elbe in einem Thal und in einer Niederung fließend, in nordwestlicher Richtung zur Ems sich wendet, während die Elbe in fast östlicher Richtung in die Weser und mit dieser in die Weser sich ergießt, zugleich aber auch durch einen Arm, die alte Elbe genannt, bei Gesmold mit der Hase verbunden ist. Außerdem ist noch die Hunte hier zu bemerken, welche im nordöstlichen Theile des Fürstenthums an der Nordseite des Kellenberges im Kirchspiele Buer entspringt und in nördlicher Richtung in den Dümmersee fließt, der einen Theil der Nordgrenze des Landes ausmacht. Die Einwohner, deren das Fürstenthum auf 44 D. Meilen, 155,886 in 22,327 Wohnungen zählt, sind fleißige, arbeitsame Leute, die lieber in einzelnen zerstreut liegenden Gebäuden, zu welchen gewöhnlich mehre Nebenhäuser und Beiwohner gehören, leben, als in Dörfern sich aufhalten. Ihre Wohnungen, von einem niedrigen, abhängenden Strohdach erwärmt, sind vollkommen in ihrer Art. In der Mitte des Hauses findet sich der Feuerherd auf einer großen Diele, mit welcher alle Theile des Hauses, Ställe, Stuben, Schlafstellen u. in unmittelbarer Verbindung stehen; hier hat auch die Hausfrau ihren steten Aufenthalt genommen, um, selbst am Spinnrade sitzend, mit einem Blicke das ganze Wesen zu übersehen und zu leiten; diese Vortheile haben die Bauern hier auch noch immer abgehalten, sich in Stuben zurückzuziehen. Pumpnickel und Schinken sind kräftige Nahrungsmittel der Bewohner des Fürstenthumes. — Unter den Erwerbszweigen des Volks nennen wir hier zuerst den Ackerbau; der Ertrag desselben, der, wenn er das vierte Korn gibt, den Landmann schon zufrieden stellt, ist für den Bedarf nicht zureichend. Roggen und Hafer wachsen zwar in guten Jahren in hinlänglicher Menge, allein Weizen und Gerste gerathen nur an einigen Orten, und der Bedarf daran muß größtentheils durch Zufuhren aus dem Schaumburgischen und Windenschen herbeigeschafft werden. Buchweizen säet man in den Moorgegenden. So wie man hier anstatt den Boden zu düngen, ihn durch Verbrennen der obem Erdrinde fruchtbar macht, so weiß man auch hier wie an andern Orten des Fürstenthumes auf eine andere Art den fehlenden Dünger zu ersetzen. Man plagt nämlich

das Heidefeld ab, d. h. man reißt die mit Heidekraut durchwachsenen Erdschollen auf, legt sie in Haufen, bringt Mist dazwischen, läßt sie mit demselben durchbrennen und benützt sie dann als Dünger. Hanf und Flachs wird in den meisten Gegenden, besonders viel aber in den Ämtern Iburg und Grönenberg, gebauet. Das Lesen von Wachholderbeeren, welches nach bestimmten Gesetzen getrieben wird, gibt manchem Einwohner auch noch guten Verdienst. — Im J. 1806 rechnete man den Ertrag sämmtlicher Feldfrüchte auf 45,000 Wispel Korn, 20,000 Hafer, 25,000 Kartoffeln, 15,000 Gerste, 5000 Weizen, 8500 Erbsen und Bohnen und 20,000 Stein Flachs. — Die Viehzucht ist nicht bedeutend, da es keine fette Weiden gibt; große, schöne und starke Pferde müssen eingeführt werden, das kleine unansehnliche Hornvieh gibt nur wenig Milch und Butter und nöthigt den Bewohner des Landes, Butter einzuführen und Schlachtvieh aus Nachbarländern zu holen. Schafzucht war früher bedeutender als jetzt, so wie auch Bienenstöcke sonst weit mehr gehalten wurden. — Der Viehstand wurde 1818 auf 21,000 Pferde, 55,000 Stück Rindvieh und 110,000 Schafen angegeben. Die Steinbrüche geben Sandsteine, Kalk und Marmor, der sich weiß und grau in der Gegend von Düstrop findet. Salzquellen hat das Land mehre, doch sind manche der angelegten Salzwerke im Lande wieder eingegangen und nur das Salzwerk zu Rothenselde bei Dissen hat sich bis jetzt erhalten. — Steinkohlen trifft man ziemlich viel an, namentlich in den borgloher Bergen, deren Product hauptsächlich zu Rothenselde bei der Salzbereitung benützt wird; ferner im Diesberge, von welchem die Stadt Osnabrück Steinkohlen herzieht u. s. w. Auch ein edles Metall kann das Land aufzeigen, es ist dies Silber, welches in dem Hüggele-Startenbrück und nortruper Bergen angetroffen wird, doch hat man die angelegten Gruben wegen ihrer geringen Ausbeute wieder aufgegeben. — Sehen wir auf die industrielle Thätigkeit des Volks, so steht oben an die Verarbeitung des Flachsens und Hanses. In ihr liegt die Goldgrube dieses Landes und der Fonds zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben. Alles spinnt, Herr und Frau, Knecht und Magd; jeder müßige Augenblick von andern häuslichen Geschäften wird am Rad oder Webestuhle zugebracht — sie sind die Ruhestätte nach gethaner Arbeit. Schon im 15. Jahrh. war der Leinwandhandel hier schon bedeutend und brown Osnabrugs kannte man schon vor 100 Jahren im englischen Handel. Entweder spinnt man Moltgarn, ein gutes Garn, welches zur Verarbeitung von Bändern gebraucht wird, oder man webt Leinwand. Dst ist das Garn zwar theurer, als die Leinwand, aber man webt dessen ungeachtet doch immerfort, um nur zwei Wege zur Ausfuhr des Flachsens und Hanses zu haben. Besonders wichtig ist die Verarbeitung des Löwentlians, welches, vorzüglich wenn es aus Hanf verarbeitet ist, so fest ist, daß es keine Nässe durchläßt, und deshalb gut zur Matrosenkleidung paßt. Das mit die bedeutende Ausfuhr der Leinwand nach England, Spanien, Portugal, Amerika, Afrika u. nicht durch

schlechte Fabrikate leiden möchte, so sind Leggen oder Schauankalten im Land eingerichtet, auf welchem jedes verarbeitete Stück untersucht und gemessen wird. Außerdem sucht man hier auch die Lust zum Weben zu heben, indem man der besten Weberin eine Prämie aus der Leggekasse gibt. Auf den sieben Leggen, die das Fürstenthum Osnabrück hat, unter denen die in der Stadt Osnabrück schon 1595 eingerichtet war, werden im Durchschnitt jährlich 30,000 Stück befristigt, von denen jedes 80 Leggeellen mißt, deren 100 ungefähr 175 Brabanterellen ausmachen, und einen Werth von 15 bis 20 Thln. Gold hat. Ferner macht man aus Flachs und Wolle ein grobes Zeug, Wollaken genannt, aus welcher die Landleute ihre Kleidung hauptsächlich verfertigen. Die Wollgärereien haben in der letzten Zeit abgenommen, so wie auch die Verfertiigung grober Tuchsorten, wodurch in der Mitte des 17. Jahrh. 300 Meister ernährt wurden, deren Zahl aber am Ende des 18. schon auf fünf bis sechs vermindert war. Strümpfe werden hauptsächlich in der Gegend von Quadenbrück gearbeitet. Eigentliche Fabriken wollen im Lande nicht gut fortkommen, und zwar aus dem Grunde, weil der Arbeiter darin nicht soviel Geld verdienen kann, als wenn er als Tagelöhner nach Holland geht. Jährlich mögen wohl 6000 Menschen im Sommer nach diesem Lande wandern, um durch Garten- und Ackerarbeiten, durch Torf- und Leichgraben, durch Grassmähen u. sich etwas zu erwerben. Mit einem Überschusse von 20—70 Gulden baares Geld kehrt der Hollandsgänger gegen den Winter zu seiner Hütte zurück, um von seiner schweren Arbeit am rasch gedrehten Spinnrad auszuruhen. — Der Handel, der eine Hauptstraße über Bentheim nach Holland, eine andere über Münster nach dem Rhein, und eine dritte über Diepholz nach Bremen und Hanover hat, wird nur zur Achse getrieben, da keine schiffbare Flüsse im Lande sich befinden; er betrifft hauptsächlich die Ausfuhr der Producte, die durch das Spinnrad hervorgebracht werden. Jährlich fließt durch dasselbe dem Land ein Gewinn von einer Million Thaler zu, von welchen $\frac{2}{3}$ wenigstens auf ausgeführtes Löwentinnen fallen; das übrige auf Wollaken, die man nach Grönningen und Friesland sendet, auf Garn, Strümpfe u. — Das Wappen des Fürstenthums besteht aus einem rothen, im silbernen Felde liegenden Rade mit sechs Speichen, in einem mit der Königskrone gezierten Schilde. — Außer den Städten Osnabrück, Quadenbrück und Fürstenauf umfaßt das Fürstenthum folgende sieben Ämter: Osnabrück, Iburg, Fürstenauf, Börden, Wiltage-Hunteburg, Grönningen und Bersenbrück. —

3) Amt Osnabrück; es liegt an beiden Ufern der obern Hase, und zählt in 3021 Feuerstellen 21,900 Einwohner. Der Boden besteht aus einer steten Abwechslung von fruchtbaren Thälern und kleinen Hügeln, und ist besonders an der Hase und deren Bächen vortrefflich bebauet. Früher machte es einen Theil des Amtes Iburg aus, stand aber doch unter einem eigenen Sografen. In dem Bezirke dieses Amtes liegt

4) die Stadt Osnabrück, am linken Ufer der

Hase, in einem fruchtbaren Thale, das nur wenig Heide hat. Sie liegt unter 25° 40' 56" östlicher Länge und 52° 16' 45" nördlicher Breite, und zählt in 1453 Wohnungen 11,531 Einwohner. In der gewöhnlichen Landessprache wird der Ort Osnabrück genannt, und des halb haben Einige den Namen der Stadt von Ose, welches der alte Name der Hase gewesen sein soll, und einer über dieselbe gebauten Brücke herleiten wollen; Andere meinen, es habe die Stadt ihre Benennung von einer Brücke erhalten, über welche Ochsen getrieben worden wären; wieder Andere halten dafür, Brücke bedeute soviel als Bruch, und es solle der Name die an der Hase wohnenden Brücker (Bructerer) bezeichnen haben; noch Andere leiten den Namen von dem Gebirge Osnig her. Über das Alter der Stadt läßt sich nichts mit Gewißheit sagen. In einem alten Lagerbuche der Stadt steht zwar:

Secla post septem quater atque dena
Lustra tunc anno domini secundo
Juxta Hasam pius struxit Osnabrugam
Carolus urbem.

und danach wäre 772 das Jahr der Erbauung, allein da Karl der Große bald darauf das Bischofthum hier stiftete, wozu er nur bedeutende Örter wählte, so mag Osnabrück wol schon früher bestanden und schon von alter Zeit her zu Religions- und Kriegerversammlungen der Sachsen gedient haben. Daß die Gegend der Stadt schon im Alterthume wichtig war, darauf deutet die Menge der daselbst befindlichen sächsischen Grab- und Denkmäler. Im J. 834 kommt zum ersten Male der Name der Stadt in einer Urkunde vor. Als ältesten Theil des Ortes muß man wol die Binnenburg mit dem Dome betrachten. Später ist die Stadt gegen Westen durch die Butenburg, im Norden durch die Hase-Landschaft und im Süden durch die St. Johannes-Landschaft erweitert worden. Im J. 888 erhielt der Ort Markt-, Zoll- und Münzgerechtigkeit vom Kaiser. Daß die Stadt schon früh besetzt gewesen sein muß, darauf weist die Geschichte des Bischofs Benno II. hin, der vergebens darin belagert wurde; seit dem J. 1280 wurden die Befestigungswerke bedeutend vermehrt, 1626 belagerten die Dänen Osnabrück vergeblich und im J. 1633 konnten die Schweden nur erst nach einer vierwöchentlichen Belagerung den Ort einnehmen; für die jetzige Zeit ist aber der Ort nicht zu einer Festung zu benutzen, da ein Paar Hügel in der Nähe der Stadt liegen, von wo aus dieselbe beherrscht werden kann. Um die Stadt leichter zu vertheidigen, hat man von den neun Thoren, die sonst in dieselbe führten, nur fünf übrig gelassen, nämlich das Herrenteich-, Hase-, Nortrupper-, Heger- und Johannes-Thor. Früher unterschied man eine alte und neue Stadt, allein seit 1306 sind beide unter einem Rathe vereinigt. Im Ganzen ist die Stadt, ohne grade regelmäßig und schön zu sein, wohl gebaut und gut gepflastert. Neuere Prachtgebäude lassen sich nicht aufzählen, dagegen gibt es noch mehre bemerkenswerthe ältere Gebäude. Voran steht der Dom, ein altes, aus gehauenen Steinen aufgeführtes Gebäude, dessen Inneres aus 30 Gewölben besteht, die durch 18 Pfeiler ge-

tragen werden. Der erste von Karl dem Großen erbaute Dom ist 1100 abgebrannt und der Bau des jetzigen 1140 begonnen und im 14. Jahrh. beendet worden, doch scheint nach Brandspuren, die sich später an einigen Mauern noch gefunden haben, zu urtheilen, daß manches Mauerwerk des alten Domes zu diesem zweiten Gebäude benutzt worden ist. Verschiedene Bischöfe liegen hier begraben; an Heiligthümern und Reliquien zeigt man hier mehres, einen eisernen, mit Horn eingefassten Stab, einen Kamm und ein Schachspiel Karls des Großen, ein Panzerhemd des heiligen Rainer, ganz aus Draht geflochten u. An der Ecke des Dombhofes stand sonst auf einem Pfeiler ein sitzender Löwe, vielleicht ein Andenken an Heinrich den Löwen; später wurde er abgenommen und an eine Ecke des Marktes hingesezt; von diesem Löwen ist das Gogericht, welches nachher zu einer Landes- und Justiz-Kanzlei umgewandelt wurde, auch wol Löwengericht genannt worden. In der St. Marienkirche, einer evangelischen Pfarrkirche, befindet sich das Grab Möfers. — Das neue Rathhaus, ein im 15. Jahrh. aus gehauenen Steinen 3 Stockwerk hoch aufgeführtes Gebäude, ist deswegen merkwürdig, weil hier vom J. 1643 bis 1648 am westfälischen Frieden gearbeitet wurde. In dem Versammlungszimmer der damaligen Gesandten finden sich die Bildnisse der durch diesen Frieden ausgesöhnten Herrscher; in dem eigentlichen Rathszimmer trifft man die Bildnisse der osnabrückischen Bischöfe von Philipp Siegmund an 200 Jahre hindurch, und in dem Archiv werden außer den kaiserlichen Privilegien auch noch drei von den Wiedertäufern 1534 ausgeworfene goldene Münzen aufbewahrt. Außer diesen Gebäuden sind noch aufzuführen: die St. Johannes- und St. Katharinenkirche, das Schloß, das Leggebäude, die Wage, ein katholisches und ein evangelisches Gymnasium, ein Schullehrerseminar für zwölf Seminaristen, mehre Armen- und Waisenhäuser u. s. w. In der Nähe der Stadt auf einem Hügel liegt das Kloster Gertrudenburg, welches die Bürger im J. 1180 demolirten, aber, durch einen Kirchbann gezwungen, wieder aufgebaut haben; 1626 setzten die Dänen von hier aus der Stadt stark zu, und ebenso auch die Schweden 1633. Hinter dem Kloster findet sich der Eingang zu einem Gange, der, wie man sagt, ganz bis zum Dome der Stadt führt. — Etwas weiter nach Norden steht das ehemalige Siechenhaus zur Sündelbeck, welches zu Ende des 12. Jahrh. von der Stadt gebaut und zur Aufnahme der aus den Kreuzzügen mit Ausfah behafteten Zurückkehrenden bestimmt wurde; späterhin diente es zur Unterhaltung armer kranker Witwen und 1803 zum Militairmagazin. — Um das Gebiet der Stadt geht eine Landwehr, die schon 1280 angefangen, 1393 fortgesetzt und 1435 vollendet wurde. — Außer den gewöhnlichen städtischen Gewerben finden sich auch noch einige Fabriken in der Stadt, namentlich vier für Tabaß, fünf für grobes Tuch, eine für Fayence, eine Wachsbleiche und eine Seifenfabrik. Der Handel, beträchtlich in Linnen und Tüchern zur Zeit des hanseatischen Bundes, in welchem Osnabrück eine von den west-

fälischen Quartierstädten ausmachte, hat in neuern Zeiten abgenommen, doch werden noch immer ziemlich bedeutende Geschäfte in Leinwand, Korn, Schinken u. gemacht. — Die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten steht unter einem Magistrat, aus zwei Bürgermeistern, einem Syndicus, zwei Richtern, einem Lohnherrn, vier Senatoren und zwei Secretären. — Osnabrück ist auch der Sitz eines Weihbischöfes und mehrer Landesbehörden, namentlich der Landdrostei und der Justizkanzlei, der Administration der geistlichen Güter, des Lehnhofes, des evangelischen und katholischen Consistoriums, der provinziellen Landesstände, eines Oberforstamtes u. s. w. — Südlich von Osnabrück nahe bei Holzhausen liegt der Hüggeberg mit seinen Silberadern; die darauf gebauten Gruben wurden dem Bischöfe Konrad I. zu Lehn gegeben; da aber die Ausbeute derselben zu gering gewesen ist, so hat man sie eingehen lassen. Bei dem Dorfe Bodholt, nördlich von Osnabrück, ist im J. 779 eine Schlacht zwischen Karl dem Großen und den Sachsen vorgefallen, in welcher letztere besiegt wurden. Westlich von dem vorigen liegt das Gut Dörenburg, früher eine kleine Festung zum Schutze gegen die tecklenburgischen Grafen. Zwischen diesem Ort und Osnabrück liegt der Diesberg, so genannt von der Bauerschaft Die, wichtig für Osnabrück wegen des Steinkohlenbruchs. Nicht weit von dem Dorfe Rulle nördlich von Osnabrück findet man die Überbleibsel eines alten Schlosses, die Wiefsburg genannt, vielleicht eines von den Schlössern Wittelinds. Nördlich davon das Dorf Idler, in dessen Nähe ein Bruch, in welchem ein zwölf Fuß hoher, unten acht Fuß breiter Stein sich vorfindet, welcher der Sonnenstein genannt wird. Außerdem zeichnen mehre Erdsälle und der sogenannte unergründliche Kolk, der aber nur 24 Fuß Tiefe hat, diesen Bruch aus. In dem Dorfe Bellm, fast östlich von Osnabrück, soll, nach der Meinung der Einwohner, Wittelind getauft, und seine Gemahlin Geva begraben sein. In der Nähe dieses Ortes liegt die gretescher Burg mit berühmten Steinen am Mühlenbach und mit altteutschen Gräbern. Am düstrupper Berge, südöstlich von Osnabrück, finden sich noch die Überreste eines verschanzten Römerlagers. Weiter südöstlich trifft man im Kirchspiele Holte die Überbleibsel der Burg Holte, deren Dynasten manche Gerechtsame in der Neustadt Osnabrück besessen haben. Im J. 1144 wurden sie in ihrer Burg belagert, und nach der Übergabe derselben gezwungen, das Hochstift zu verlassen; von ihnen sollen die Holtstraße und das Holtthor in Osnabrück ihren Namen bekommen haben. — Außer dem Amt Osnabrück gehören zu dem Fürstenthum Osnabrück:

a) Das Amt Iburg, südlich vom Amt Osnabrück, und seit dem J. 1814 von diesem Amte getrennt, an beiden Seiten der iburgischen Berge, zählt in 3503 Feuerstellen 24,060 Einwohner. Zu merken ist hier der Flecken Iburg, südlich von Osnabrück, mit 1006 Einwohnern in 140 Häusern. Vom J. 1073 an war dieser Ort Residenz der osnabrückischen Bischöfe, bis 1667 Ernst August I. das Schloß zu Osnabrück er-

baute und seine Residenz dahin verlegte. In alten Zeiten soll es eine sächsische Festung gewesen sein, welche 753 von dem Franken Pipin belagert worden ist. Der Ort hat eine Legge. Bei dem Kloster Hede, nördlich von Iburg an der Hase, wurden vor Alters unter einer hohen Linde die osnabrückischen Landtage gehalten; seit dem J. 1659 hat dies aber aufgehört. Nordöstlich von Iburg bei dem Dorfe Borgloh befindet sich ein Steinkohlenbergwerk, dessen Kohlen hauptsächlich bei dem Salzwerke zu Rothenfelde benutzt werden. — Dissen (s. d. Art.) südöstlich von Iburg, ein großes, ansehnliches Kirchdorf, in dessen Nähe das Salzwerk zu Rothenfelde ist. — b) Das Amt Fürstenaue, welches in der Geschichte auch Nordland genannt wird, liegt im Nordwesten des Amtes Osnabrück und zählt in 2130 Feuerstellen 14,475 Einwohner; es ist reich an Torf, und gut bebaut. — Die Stadt Fürstenaue im südwestlichen Theile des Amtes hat in 196 Häusern 1230 Einwohner. — Im J. 1402 erhielt sie von dem Bischofe Heinrich von Holftein Weichbildsgerechtigkeit. Im J. 1441 wurde sie von den Osnabrückern belagert und zur Übergabe gezwungen. Der Graf Johann von Hoja, den man hier gefangen bekam, mußte eine Reihe von Jahren in dem sogenannten Bocksthorne zu Osnabrück zubringen. Im J. 1653 ist dieser Ort zur dritten Landstadt des Fürstenthumes erhoben worden. — Das adelige Stift Börstel, nördlich von Fürstenaue in der Nähe des Hahnenmoors; als ein Nonnenkloster des Cistercienser-Ordens zu Menslage gestiftet, wurde es 1250 nach Börstel verlegt. Zur Zeit der Reformation haben die Nonnen ihre Ordensregel verlassen und das von der Zeit an weltliche Stift wurde nach dem westfälischen Frieden den Evangelischen zugetheilt, doch mit der Bedingung, daß jederzeit zwei katholische Fräulein darin aufgenommen werden sollten. — c) Das Amt Bersenbrück, nordöstlich vom Amte Fürstenaue, zählt 24,948 Einwohner in 3969 Feuerstellen. Hier liegt Quackenbrück, ein reinliches, hübsches Städtchen an der Hase, nördlich von Osnabrück, mit 2279 Einwohnern in 387 Häusern; den Namen hat dieser Ort wol von dem quackenden Moorgrund, auf dem es gebaut ist; seinen Ursprung dankt er dem zerstörten tecklenburgischen Schloß Arkenow, dessen Einwohner zum Anbaue Quackenbrücks gebraucht wurden. Die Stadt handelt mit Leinwand und Strümpfen und treibt gewinnreichen Fischfang in der Hase, in welcher selbst bis hierher der Lachs steigt. — Ankum, südwestlich von Quackenbrück, mit 1200 Einwohnern. — Bersenbrück an der Hase; das hier im J. 1231 gestiftete Nonnenkloster Cistercienser-Ordens ist 1768 in ein weltliches Stift verwandelt; Anfangs war es nur für sechs Pensionisten eingerichtet; seit 1829 ist es aber auf zwölf erweitert, bei deren Aufnahme es weder auf Stand noch Religion ankommt. Im Kirchspiele Menslage ist zur Abhilfe gegen die Überschwemmungen, die dies niedrige Land oft heimsuchten, im J. 1786 ein Kanal gegraben worden, dessen Kosten sich auf 40,000 Thlr. belaufen haben. — d) Das Amt Börden mit ebenem, nicht besonders fruchtbarem Boden, nördlich vom Amte Osnabrück, hat 12,731 Einwohner in 1649

Feuerstellen. — Der Flecken Börden, fast in der Mitte zwischen Osnabrück und Quackenbrück mit 847 Einwohnern in 147 Häusern, erhielt im J. 1387 Weichbildsgerechtigkeit; 1626 wurde der Ort von den Dänen eingenommen und 1633 von den Schweden besetzt, die ihn erst 1652 verließen, nachdem ihre Anforderungen an das Hochstift Osnabrück befriedigt waren. — Bramsche, nordwestlich von Osnabrück an der Hase, ein nahrhafter Ort mit 1562 Einwohnern in 168 Häusern. Es findet sich hier eine Legge, die seit 1770 angelegt worden ist. Römische Denkmäler bei Binnenkamp und Dilinghausen weisen auf ein Schlachtfeld des Germanicus hin. — e) Das Amt Witlage-Hunteburg mit 21,254 Einwohnern in 2813 Feuerstellen, im Osten des Amtes Osnabrück, ist ziemlich gut bebaut. — Oftercappeln besitzt eine Legge. — Bei dem Dorfe Venne sind goldene Augustusmünzen gefunden worden, die vielleicht von Varus' Zeiten noch herkommen. — Lindorf, dessen schon eine Urkunde Ludwig des Frommen erwähnt, war in frühern Zeiten Sitz eines Behmgerichts. — f) Das Amt Grönenberg im Südosten des Amtes Osnabrück mit 25,697 Einwohnern in 3789 Feuerstellen, ist gut angebaut, besonders in der nördlichen Hälfte. Darin der Flecken Welle an der Elbe mit 1391 Einwohnern in 191 Häusern. Im J. 1443 wurde der Ort besetzt, und erhielt Weichbildsgerechtigkeit; Woll- und Linnen-Weberei wird hier getrieben, auch findet sich hier eine Legge. In der Nähe trifft man die Ruinen der Burg Grönenberg.

Geschichtliches. Schon früh mag Osnabrück, nach den vorhandenen Denkmälern einer alten Zeit zu urtheilen, den Sachsen ein wichtiger Ort gewesen sein, für die Geschichte tritt es aber erst mit der Zeit Karls des Großen auf, der im J. 783 nach der Besiegung Wittekind's auf dem weißen Felde (das zwischen Engter und Börden im Norden Osnabrücks noch jetzt befindliche Wittefeld soll Wittekind's Lager gewesen sein, sowie das zwischen Venne und Hunteburg östlich davon belegene Kerksfeld das Lager Karls des Großen), ein Bischofthum hier gründete. Der eigentliche Stiftungsbrief ist entweder verloren gegangen, oder hat bis jetzt noch nicht aufgefunden werden können; daß er aber dagewesen ist, geht daraus hervor, daß er von mehreren Bischöfen den Kaisern Ludwig dem Deutschen, Arnulf und Heinrich IV. vorgelegt und von diesen bestätigt worden ist. Der erste Bischof ist Biho, ein Friesländer, gewesen. Da Karl der Große hier noch keine Besitzungen hatte, so konnte er dem Bischöfe keine andere Einkünfte anweisen, als den Zehnten, der aber ziemlich bedeutend sein mochte, da zu dem osnabrückischen Stiftsprengel die Länder zwischen der Ems und Hunte gehörten. Im J. 803 überläßt der Kaiser dem Bischof und der Domkirche verschiedene Eigenbehörige und Pflichtige, auch einige Freie, und die weltliche Gerichtsbarkeit über dieselben, schenkt ihm im J. 804 einen Wald zwischen Farnwinkel, Rustanstein, Enger, Döning, Sünethi, Drewanomeri, Staranfeld und Dümeri mit der großen und kleinen Jagd, Fischerei und Forstgerechtigkeit, befreit ihn und seine Nachfolger von kaiserlichen Hofdiensten, mit Ausnahme

der Gesandtschaften an den griechischen Kaiser, und stiftet eine griechische und lateinische Schule, die stets zu Osnabrück bleiben soll. Im J. 860 wird das erste Kloster im osnabrückischen Kirchensprengel zu Herzebrock von Egbert, dem fünften Bischof, eingeweiht. Egilmarus, der sechste Bischof, ist so glücklich, einige der unter seinen Vorgängern an Corvey und Herford übergegangenen Zehnten dem Stifte wieder zuzuwenden. Detmar stiftet im Anfange des 11. Jahrh. die in der Neustadt befindliche Kirche Johannes des Täufers. Der gelehrte und gewandte Benno II., ein Freund Heinrichs des IV. und ein treuer Gefährte desselben in allen seinen Unglücksfällen, gründet zu Iburg eine Kapelle, die später zu einem Kloster der Benedictiner umgeschaffen wurde. Udo stiftet im J. 1137 das Kloster zu Gertrudenburg. Der Bischof Philipp zieht gegen die räuberischen Herrn von Holte, erobert ihre Burg 1144, und bringt den größten Theil ihrer Länder an das Stift. Der Streit über den Zehnten mit Corvey, der oft wieder angerührt worden war, ist unter ihm seit dem J. 1158 wol gütlich abgemacht worden. Arnold, der mit dem Erzbischofe von Cöln gegen Heinrich den Löwen sich verbindet, wird von diesem 1177 auf dem Halersfeld unweit Dörenburg geschlagen; als aber der Herzog 1180 in die Reichsacht erklärt wird, gewinnt Arnold für das Stift die Dörter Melle, Rienschloe und Neuenkirchen. Im J. 1191 stirbt der Bischof auf einem Kreuzzuge zu Akkon an der Pest. In den Urkunden dieses Jahrhunderts kommen zuerst die Zunamen der adeligen Kreuzbrüder vor, wie z. B. die von Bar, von dem Bussche, von Hale, von Münster, von Schele. Unter dem Bischof Adolf kommen im J. 1222 und 1223 eine Menge von Edelvoigteien durch die Herren von Blankena an das Stift. Engelbert, der ohne päpstliche Bestätigung die Regierung des Bisthums antritt, erweitert dasselbe ganz bedeutend, indem er im J. 1225 vom römischen Könige Heinrich das Recht erhält, die Gerichte zu Osnabrück, Iburg, Melle, Dissen, Ankum, Bramsche, Damme und Wiedenbrück durch eigene Vogten verwalten zu lassen; in der darüber aufgestellten Urkunde wird der osnabrückische Bischof zum ersten Male Fürst genannt. Die Hälfte des Sogerichts zu Osnabrück verkaufte er aber bald darauf unter dem Namen des Burricht an die Stadt Osnabrück. Engelbert, der sich jetzt noch nicht im Besitze des Bisthums erhalten kann, muß dem Bischofe Konrad I. Platz machen. Unter diesem wurden in einem Kampfe mit den tecklenburgischen Grafen die Dörter Essen und Arkenow zerstört und die Einwohner dieser Dörtschaften genöthigt, die Stadt Quackenbrück anzubauen. Nach seinem Tode 1238 kommt der frühere Engelbert endlich zum Besitze des Stiftes. Bruno stiftet 1258 das Capitel zu Wiedenbrück, dessen eigentliche Foundation erst sein Nachfolger Balduin 1259 erlebt. Im J. 1280 erhält die Stadt Osnabrück von Rudolf von Habsburg die Freiheit, sich zu befestigen. Im J. 1285 wird die Voigtei Duernheim an Osnabrück verlehnt. Im J. 1306 findet eine Vereinigung der alten und neuen Stadt Osnabrück statt. Der muthige Bischof Ludwig, der tapfer mit

Münster kämpft, fällt 1308 in einer Schlacht auf dem Halersfelde durch die Hand eines seiner Diener, der ihn wegen der fehlenden weißen Armbinde aus Versehen für einen Feind hält. Engelbert II. baut im J. 1316 das Schloß in Wittlage zur Verteidigung des Stiftes. Im J. 1342 steigt bei einer großen Wasserfluth in der Stadt Osnabrück das Wasser mehre Schuhe hoch. Im J. 1350 wird Osnabrück von der Pest heimgesucht, welche so schrecklich gewüthet haben soll, daß nur sieben Ehepaare ungetrennt geblieben sein sollen. Im J. 1385 wird die Burg zu Vörden gebaut und damit der Besitz der Umgegend gesichert. Im J. 1397 kommt das Sogericht Hunteburg an das Stift. Der Bischof Diederich, der zur Verteidigung des wehrlosen Fürstenthumes gegen Münster und Minden, besonders aber gegen Tecklenburg, fast immer in den Waffen ist, und keine Zeit zu den bischöflichen Verrichtungen hat, nimmt zuerst einen Weibbischof an. Unter seinem Nachfolger Heinrich I. wird 1402 die Eintheilung des Stiftes in die Ämter Iburg, Fürstenaue, Vörden, Wittlage, Hunteburg, Grönenberg und Reckenberg gemacht. Bei der Wahl Johannes III. fordern die Landstände, daß ihnen auch einige Mitwirkung bei einer Bischofswahl zugestanden werde; durch die Energie des Bürgermeisters von Osnabrück wird ihnen vom Domcapitel dieses Recht zuerkannt. Johann III. thut Verzicht auf die Gerichte und Hergewette, d. h. auf den Nachlaß unehelicher oder herrenloser Personen. Im J. 1429 und 30 sind Unruhen in der Stadt Osnabrück durch einen gewissen Kampendal veranlaßt. Unter Erich I. Kampf der Osnabrücker mit Graf Johannes von Hoja, der endlich gefangen, und im Bocksthorne verwahrt wird (1441). Erich wird abgesetzt. Sein Nachfolger ist Heinrich II. Bei Gelegenheit der sechsten Fehde müssen die Osnabrücker, auf Betrieb Erichs und gezwungen, durch den Herzog Wilhelm von Sachsen, den gefangenen Grafen von Hoja 1443 wieder freilassen. Unter Konrad IV., Kampf mit dem Herzoge Wilhelm zu Wolfenbüttel, wobei der Bruder des Bischofes gefangen genommen wird. Zur Einlösung desselben verlehnt der Bischof mehre Tafelgüter und gibt dann die Regierung des Landes auf. Im J. 1488 Auflauf und Unruhen in Osnabrück wegen der von dem Domcapitel gestörten Weidgerechtigkeit der Bürger. Im J. 1492 große Theuerung, und 1493 die Pest im Lande. Erich II., auch Bischof von Paderborn, arbeitet gegen die Reformation und erregt dadurch Unruhen. Während seiner Regierung trifft das Land mancherlei Unglück, als Krankheiten, Feuersbrünste, Windsbraut u. dergl.; Falschmünzer werden ertappt, und in einem kupfernen Kessel mit siedendem Die gekocht. Sein Nachfolger Franz muß auf die Forderungen der Landstände eingehen, daß er nicht ohne ihre Bewilligung Abgaben eintreiben wolle. Außer dem Bisthum Osnabrück besitzt er zugleich auch noch das zu Minden und zu Münster. An dem letzten Orte beginnen die Unruhen durch die Wiedertäufer, diese suchen den Bischof zu Telgte gefangen zu nehmen, aber vergebens; sie schicken Asterpropheten nach Osnabrück, die Stadt für sich zu gewinnen, diese werden jedoch ge-

fangen genommen, und zu Iburg hingerichtet. In Münster gewinnen aber die Wiedertäufer die Oberhand, besonders seitdem der Schneider Bockholt von Leyden an ihrer Spitze steht; Andersdenkende werden verjagt; da rückt im J. 1534 der Bischof vor Münster und belagerte den Ort; durch Hilfe eines Überläufers, Hänfel von der Langenstraße genannt, gelangt der Bischof auf einem verborgenen Weg in die Stadt, bezwingt die Wiedertäufer und läßt ihre Anführer hinrichten. Der Bischof Franz ist der evangelischen Lehre zugethan, und erlaubt sogar dem Rathe, den Superintendenten Herrman Bonn von Lübeck nach Osnabrück zu rufen, der hier im J. 1543 überall neue Einrichtungen im Kirchenwesen macht; die von den Barfüßern und Augustinern verlassenen Klöster werden zur Unterhaltung der Kirchen und Schulen bestimmt. Auch zum schmalkadischen Bunde tritt der Bischof, da rückten im J. 1547 aber die Kaiserlichen in's Land, und ziehen gegen die Stadt Osnabrück, welche die Belagerung mit 5000 Thlr. abkauft. Nun fordert der Papst den Bischof nach Rom; auf Antrieb des Domcapitels soll er abgesetzt werden, da er aber in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrt, so unterbleibt die Absetzung; doch muß er das Interim annehmen, und die evangelischen Prediger und Lehrer verjagen. Im J. 1553 läßt Herzog Heinrich von Braunschweig, getrieben von einem alten Grolle, seinen Sohn Philippus Magnus in's Osnabrückische rücken; der Bischof flieht nach Münster. Osnabrück kauft mit 29,000 und Münster mit 100,000 Goldgulden die Belagerung ab. Als der Bischof nach Osnabrück zurückkehren will, verweigert man ihm die Wiederaufnahme. Sein Nachfolger Johann IV. drückt die Evangelischen. Im J. 1556 ist Hungersnoth und Pest im Lande. Im J. 1561 werden 61 alte Weiber als Hexen verbrannt. Unter dem Bischofe Heinrich III. rafft im J. 1574 die Pest über 7000 Menschen in Osnabrück weg, 1580 ist wiederum Hungersnoth und 1581 geht Iburg fast ganz in Feuer auf. Im J. 1583 und einigen darauf folgenden werden in Osnabrück von Neuem 121 Weiber als Hexen hingerichtet; die Hexenwuth bemeistert sich auch der umliegenden Gegend, besonders der Orter Iburg und Börden, wo auch mehre Opfer der Art fallen. Sein Nachfolger Wilhelm hat im J. 1586 mit Holländern und Spaniern zu schaffen, die ins Land fallen, und nach Herzenslust plündern. Der Bischof Philipp Siegismund, Sohn des Herzogs Julius zu Braunschweig und Lüneburg, erwirbt im J. 1594 das vormalige tecklenburgische Gogericht zu Schwagsdorf, Bippen, Bergen, Merzen, Neuenkirchen und Voltlage. Im J. 1599 kommen durch die Pest in Osnabrück 4000 Menschen um. Das Land hat wieder von den Einfällen der Holländer, Spanier und besonders der Neutenirer zu leiden, welche eine Art von Lanzknechten sind. Im J. 1613 legt eine Feuersbrunst 942 Gebäude zu Osnabrück in Asche. Im J. 1615 zieht der Graf Heinrich Friedrich von Nassau mit Morden und Plündern durchs Land. Im J. 1617 wird die erste Buchdruckerei zu Osnabrück angelegt. Der Bischof Itef Friedrich läßt 1625 die ersten Jesuiten nach Osnabrück kommen, um

die evangelische Lehre auszurotten. Auf ihn folgt Franz Wilhelm. Der König, Christian IV., von Dänemark, erbittert über die Wahl desselben, rückt 1626 ins Osnabrückische, beschießt die Stadt, läßt einen dänischen Prinzen zum Coadjutor wählen, und zieht dann weg, nachdem man ihm noch eine Summe von 29,000 Thlrn. hat auszahlen müssen. Der Bischof, der hierbei eine Verbindung des Raths mit Christian IV. sich vorstellt, will aus Rache das augsbургische Glaubensbekenntniß ausrotten; er legt im J. 1628 die Petersburg in Osnabrück an, um die Bürger im Saume zu halten, und ruft Tilly'sche Truppen herbei; diese besetzen das Land, bloquieren die Stadt und rücken im J. 1629 in dieselbe. Nun werden die evangelischen Prediger verbannt. Im J. 1630 wird ein neuer Rath gewählt, der ganz aus Katholiken besteht, und, um die katholische Religion noch fester zu gründen, wird vom Bischof eine katholische Universität gegründet. Noch in demselben Jahre rücken aber die Schweden ins Land, zwingen die Stadt im Sept. zur Übergabe, besetzen das Stifft und lassen sich 6000 Thlr. auszahlen. Die evangelischen Prediger und Lehrer kommen zurück, und die katholische Universität geht ein. Gustav von Wasaburg nimmt das Land für sich ein, und bleibt bis zum westfälischen Frieden auch im Besitze desselben. Als im J. 1643 Osnabrück und Münster wegen des in denselben stattfindenden Friedenscongresses zu neutralen Städten erklärt werden, zieht Gustav von Wasaburg aus Osnabrück ab. Zu Folge der Friedensunterhandlungen soll Osnabrück auch säcularisirt werden, allein Franz Wilhelm bringt es durch seinen unermüthlichen Eifer dahin, daß es nicht geschieht, daß er vielmehr noch Bischof darin bleibt und daß erst nach seinem Tode das Bisthum an den Herzog Ernst August zu Braunschweig fallen soll. Für die Folge war dann bestimmt, daß eine zwischen einem Katholischen und einem Evangelischen aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg abwechselnde Regierung hier eintreten und Gustav von Wasaburg mit 8000 Thlrn. abgefunden werden soll. Im J. 1647 demoliren die Osnabrücker die Petersburg. Nach langen Unterhandlungen wird endlich am 24. Octbr. 1648 der Friede unterschrieben und am 25. Octbr. mit Pauken und Trompetenschalle vom Rathhause zu Osnabrück bekannt gemacht. Um das Geld für Gustav von Wasaburg und für andere Beiträge, die das Stifft Osnabrück zu Folge des Friedens noch zu machen hat, herbeizuschaffen, wird ein Generalkoppschatz ausgeschrieben. Auf dem Congreß zu Nürnberg im J. 1649 wird für Osnabrück die immerwährende Wahlcapitulation ausgefertigt und auch zugleich ein Durchschlag gemacht, durch welchen man die Orter bestimmt, in welchen künftig der katholische oder evangelische Gottesdienst gehalten werden soll. In diesem Jahre ziehen die schwedischen Truppen aus dem Stifft, nachdem ihnen noch erst eine Summe von 5000 Thlrn. ausgezahlt worden ist. Der Bischof Ernst August, Sohn des Herzogs Georg zu Braunschweig-Lüneburg, residirt Anfangs auch zu Iburg, zieht aber später nach Osnabrück, nachdem er hier ein Schloß hat anlegen lassen und bleibt daselbst bis zum J.

1680, wo er Kalenberg und Grubenhagen erbt und dann seine Residenz zu Hanover nimmt. Im J. 1670 wird eine Kirchenordnung für die Evangelischen gemacht. In dem Kriege zwischen dem teutschen Reich und Frankreich von 1672 bis 1678 führt Ernst August seine Truppen selbst an, und ist unter andern auch so glücklich, den französischen General Crequi zu schlagen. Am 19. Dec. 1692 wird er zum Kurfürsten ernannt. Auf ihn folgt im Bisthum Osnabrück Karl Joseph Ignaz von Lothringen. An die Stelle der früher niedergerissenen Petersburg legt der Bischof einen Garten und eine Menagerie an. Im J. 1711 wird er Kurfürst zu Trier und stirbt 1715 an den Blattern. Unter dem Bischof Ernst August II., einem Sohne von Ernst August I., werden im J. 1723 die Salzquellen zu Rothenfelde entdeckt. Seine Regierung, während welcher eine feste Ordnung im Lande geschaffen wird, ist wichtig durch die Einrichtung des Geheimenraths-Collegiums, durch eine Reihe von Verordnungen, und durch mehre, dem Lande nützliche Anlagen und Einrichtungen. Clemens August, Kurfürst zu Köln, wird im J. 1728 auch Bischof von Osnabrück, zieht aber nicht nach Osnabrück, sondern bleibt zu Bonn. Während des östereichischen Successionskrieges, worin es Clemens August mit seinem Bruder Karl VII. hält, den er auch zum Kaiser krönt, kommen französische Truppen nach dem Osnabrückischen. Beim Anfange des siebenjährigen Krieges ziehen im J. 1757 Franzosen quer durchs Land. Im J. 1758 kommen die Truppen der Allirten ins Stift, und fordern große Contributionen, da sie das Fürstenthum als Feindes Land betrachten, weil Clemens August ein Contingent zur Reichsarmee gestellt hat. Im J. 1759 kommen die Franzosen wieder, werden aber zurückgeschlagen, und nun hat das Stift an die Allirten neue Contributionen zu bezahlen. Im J. 1761 stirbt der Bischof; die Franzosen, welche das Land wieder besetzen, fordern ihrerseits nun auch Contributionen, da das Stift jetzt kurbraunschweigisch, also feindlich, geworden ist. Georg III., König von England, läßt das ihm zugefallene Osnabrück Anfangs administriren, und verhindert, trotz aller Gegenvorstellungen des Domcapitels, die Wahl eines neuen Bischofes; im J. 1764 wählt man den damals grade geborenen Prinzen Friedrich, Herzog von York, der im J. 1783 nach erlangter Volljährigkeit die Regierung antritt, im J. 1803 aber zu Folge des Reichsdeputations-Hauptschlusses das Bisthum an Hanover abtritt. Bald darauf besetzen Franzosen das Land. — Im Königreiche Westfalen bildet das Fürstenthum den westlichen Theil des Departements der Weser, und, nachdem es 1810 dem französischen Kaiserreich einverleibt worden ist, macht es unter dem Namen des Arrondissements Osnabrück und Quackenbrück einen Theil des Departements der Ober-Ems aus. Nach der Wiederbesetzung des Landes vom Könige von England wird es eine Provinz des neuen Königreichs Hanover. Das Amt Neckenberg wird 1815 an Preußen, und Damme, über dessen Besitz mehr als 400 Jahre mit Münster Streit gewesen ist, im J. 1817 an Oldenburg abgetreten; seit

der im J. 1823 neueingerichteten Organisation Hanovers macht Osnabrück mit Einschlusse von Lingen, Bentheim und Meppen eine der sechs Landdrostereien des Königreichs aus. Zu Folge des (1824) mit dem Papst abgeschlossenen Concordates, nach welchem zwei bischöfliche Diöcesen im Königreiche Hanover angeordnet sind, welche die Weser als Scheidungslinie haben sollen, gehören die westlich von der Weser wohnenden Katholiken zum Bisthum Osnabrück, an dessen Spitze ein General-Vicar steht, dessen Einkommen mit dem seiner Geistlichen auf 3000 Thlr. bestimmt worden ist. (Oppermann.)

OSNABRÜCKISCHE LEINEN. Die Leinweberei ist im Osnabrückischen, wie überhaupt in Westfalen, von der größten Bedeutung. Der Flach, welchen man in jenen Gegenden erzeugt, ist zum Theil von ausgezeichneter Beschaffenheit, so im Amte Grönenberg. Hanf wird im Amt Iburg erzeugt und verarbeitet, woselbst jährlich gegen 5000 Stück Scher- und Segeltuch gefertigt werden. Die Fertigkeit des Feinspinnens wird durch neueingerichtete Spinnschulen immer mehr verbreitet. Die Weberei ist allgemein eine Nebenbeschäftigung des Landmanns, und auf die Verbesserung derselben (durch Webeschulen, Vertheilung von Mustergeräthschaften, Einführung besserer Stühle) ist in der neuesten Zeit mehr die Aufmerksamkeit gewendet worden. Die Damastweberei mit Jacquart-Stühlen wird fabrikmäßig zu Neuenkirchen bei Melle betrieben. Eine ausgedehnte und gut eingerichtete Bleiche, nach Art der bielefelder, besteht zu Melle. Das allgemeinste Erzeugniß der osnabrückischen Leinweberei ist noch immer das sogenannte Löwentinnen, ein dichtes Gewebe größerer Gattung, welches starken Absatz (jährlich gegen 14,000 Centner) nach Amerika, Holland und Spanien hat. Zur Sicherung der Qualität, und somit zur Aufrechthaltung des Credits der Leinen, welche in den Handel kommen, bestehen die Schauanstalten oder Leggen zu Osnabrück, Ankum, Berge, Bramsche, Quackenbrück, Melle, Iburg, Essen und Ostercapeln, woselbst die Leinen hinsichtlich der Qualität, Länge und Breite untersucht, und dem Befunde gemäß gestempelt werden. Im J. 1832 wurden auf sämtlichen Leggen des Fürstenthums Osnabrück 5,979,093 Ellen Leinwand im Werthe von 566,012 Thlrn. gezeichnet. (Karmarsch.)

Osnabrückischer Friede, s. Westfälischer.

OSNING (ältere Form Osningi, Osnengi). Der Osning hieß vormals das mächtige, 24 Meilen lange, ganz von Granit und anderer uranfänglicher Gebirgsart freie, auch weder thonartige Steine, noch Erze enthaltende, und deshalb auch nicht zu den Ganggebirgen zu zählende, aber doch unter den Flözgebirgen einen hohen Rang behauptende Gebirge¹⁾, von dem der lippische Wald einen Theil ausmacht. Es hängt mit den Gebirgen des Herzogthums Westfalen zusammen, theilt von dem Thale der Diemel an das Fürstenthum Paderborn beinahe in zwei

1) Mehres s. unter: (Klostermeier) Die Granitgeschiebe im Fürstenthume Lippe. Ein Beitrag zur physikalischen Kenntniß desselben, in: Kleine Beiträge zur geschichtlichen und natürlichen Kenntniß des Fürstenthums Lippe (Ermgo 1816). S. 60 fg.

gleiche Hälften, tritt hinter der Stadt Horn ins Lippische, geht ins Ravensbergische und Dsnabrückische über, und verliert sich bei Bewergen in der Grafschaft Tecklenburg nicht weit von der Emse in der Gegend von Rhöde. Im engern Sinne wurde Dsning vorzüglich derjenige Theil des Gebirges genannt, der jetzt der lippische Wald heißt. Wol unrichtig legen neuere Schriftsteller, namentlich Schaten, Fürstenberg u., dem alten Dsning den Namen des teutonischen Gebirgs oder des teutoburger Waldes bei. An dem Berg Dsnengi, an dem Theotmelli (Detmold) geheißenen Orte, war die erste der von Karl dem Großen im J. 783 gegen die Sachsen gelieferten großen siegreichen Schlachten²⁾. Im J. 850 herrschte zwischen den beiden Brüdern, dem Kaiser Lothar und dem Könige Ludwig dem Deutschen solcher Frieden, daß sie mehre Tage zusammen sich in dem Hosninge an der Jagd ergötzen³⁾. Der Wald Dsning, auch Dsnig und Dsnine genannt⁴⁾, kommt nicht minder in Urkunden vor, namentlich in einer Karls des Großen, Ditto's des Großen vom J. 965, Heinrichs II. vom J. 1002, und in andern von 1553 und 1338. Endlich ist auch der Dsning der Heldensage nicht fremd geblieben. So kommt Dietrich von Bern an den Wald Dsning, und hört dort in der Gastherberge, daß auf der andern Seite eine Burg stehe, welche Drachensfels heiße, welche König Druhsian besessen hatte u. c.⁵⁾ (Ferdinand Wächter.)

OSOGNA, großes Pfarrdorf im eidgenössischen Canton Tessin, an der Gotthardsstraße, ehemals bis 1798 der Sitz des eidgenössischen Landvoigts in der Riviera (s. Herrschaften, gemeine), jetzt der Hauptort des Kreises und Bezirks Riviera. Das Dorf enthält einige schöne Gebäude, aber ein Theil der Gegend ist von frühern Überschwemmungen her unfruchtbar und schlecht angebaut; doch wird etwas Wein und Getreide gebaut; au-

2) Einhardi Vita Caroli Magni Cap. 8 bei Pertz, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 447. Vergl. Einhardi Ann. zum J. 783 bei demselben. T. I. p. 165 und Annal. Lauriss. p. 164. über die Sage von der wegen dieses Sieges erbauten Kirche Hilsberg s. Fürstenberg, Monum. Paderborn. Iemgoer Ausgabe von 1714. S. 41, 42. Schaten versetzt die zum Andenken des Sieges der Franken über die Sachsen erbaute Kirche auf den Dsningberg bei dem gleichnamigen Ort, indem er sich von dem Mauerwerk einer alten verfallenen Kirche, welche sich auf dem Berge befindet, bestimmen läßt; Klostermeyer (der Königsberg bei Heiligenkirchen, in den genannten Beiträgen. S. 24—49) dagegen nimmt die noch bestehende Kirche zu Heiligenkirchen unter dem eine halbe St. von Detmold liegenden Königsberg als das von Karl dem Großen gestiftete Denkmal. 3) Annales Xantenses zum J. 850 bei Pertz, Mon. Germ. Hist. T. II. p. 229. 4) Sobelinus Persona (Cosmodrop. Aetat. 6. Cap. 85. p. 276) nennt um das J. 1398 den zwischen dem Schlosse Drigenberg und Paderborn liegenden Wald Dsing. 5) S. Wilkinasaga Cap. 40 (von der Hagensche Übersetzung I. Bd. S. 176). Nach Fr. v. d. Hagen ist Drachensfels entweder Drachensfels am Rhein, oder Drachenberg an der Weser in der Grafschaft Poya. Nach ihm hat vom Dsning oder Dsnel, einem Theile des teutoburger Waldes, wo Hermann die Römer schlug, wol Dsnabrück den Namen. Nach Fürstenberg S. 47 hat Dsnabrück früher vielleicht Osminebructeria geheißenen, und das Dsningthal, gleichsam Dsninthal, und Dsningtempe, gleichsam Dsninckempe.

ßerdem nähren sich die Einwohner von dem Waarentransport auf der Gotthardsstraße. (Escher.)

OSOGO, ein Beinamen des Zeus bei den Karern von Mylasa (Strab. XIV, 659). Denselben nennt Pausanias (VIII, 10, 4) Ogoa. Man hat die eine Form nach der andern emendiren wollen, wahrscheinlich aber ist der Name bei Pausanias griechisch declinirt und der letzte Buchstabe nichts als das Zeichen des Accusativs von Oγῶς, wie die Verbindung es fodert: καὶ Καρῶν οἱ Μύλασα ἔχοντες ἐς τοῦ θεοῦ τὸ ἱερόν, ἐν ᾧ αὐτῶν ἐπιχωρία καλοῦσιν Oγῶα. Strabon dagegen stellt den karischen Namen unverändert hin: τοῦ Αἰῶς, τοῦ Ὀσογῶ καλουμένου. Ist diese Vermuthung gegründet, so würde die Form Osogo als ein zusammengesetztes Wort erscheinen, während Ogo die einfachere des Namens wäre. Die Merkwürdigkeit des Heiligthums war ein Reich mit Salzwasser, eben wie auf der Akropolis von Athen und im Heiligthume des Poseidon am Berge Alesion bei Mantinea, während die Stadt Mylasa, innerhalb deren das Heiligthum sich befand (Strabon) 80 Stadien vom Meer entfernt lag (Pausan.). Da in Griechenland an beiden Orten diese Reiche dem Zeus der Gewässer Poseidon heilig waren, ist auch hier der Gott nicht anders als in Beziehung auf das Gewässer zu denken, wie denn die Karer ihren Zeus unter vielfachen Beinamen anriefen, den Heerschaargott Zeus (Στρατιός) im Dorfe Labranda bei Mylasa selbst, den nach Herodots Angabe (V, 119. Vergl. Strab. I. c.) unter allen Menschen, soviel er wisse, nur die Karer verehrten, den karischen Zeus als den Schutzgott des ganzen Reichs, dessen Dienst auch die Lyder und Myser als verpflanzt Theil nahmen (Strab. I. c. Her. I, 171), den Gott des Goldschwerts (Ζεὺς χρυσοοπέης) mit einem ebenfalls allen Karern gemeinschaftlichen Heiligthume bei Stratonicea (Strab. XIV, 666), und zu Pedasos demselben Gott ein berühmtes Ziegenopfer brachten (Arist. Mir. ausc. vers. fin.), sodas der Dienst des Zeus den aller andern Götter dort überwogen und vielfache Ausbildung nach verschiedenen Richtungen hin erlangt zu haben scheint. Ist nun dieser Zeus Ogo oder Osogo ein Gott der Gewässer und erscheint seine Macht in jenem Tempel in einem seltsamen und heiligen Wasser, so ergibt sich die Möglichkeit, daß die Wurzel des Namens mit dem griechischen Namen des Urstroms Ogyges, Ogen, Okeanos zusammenhängt, und die abweichende Quantität des Anfangsbuchstabens kann bei der Verschiedenheit der Sprachen nichts dagegen austragen. Der Sylbe Os würde dann eine Bedeutung zufallen, die entweder die Macht des Gottes oder die Bedeutsamkeit des Wassers angäbe. (Klausen.)

OSOPPO, eine Gemeinde im Districte XX. von Gemona in der venetianischen Provinz Friaul am linken Ufer des reisenden Tagliamentoflusses, unterhalb der Anhöhen, auf denen der Hauptort des Districtes liegt, in der zum Theil mit den Geschieben des Flusses weithin bedeckten Thalfläche, drei Miglien von Gemona entfernt, und an der von Spedaletto nach S. Daniele führenden Straße gelegen, mit einer eigenen Pfarre, S. Maria,

vier Killa- und zwei Nebenkirchen, einer Schule, einem ausübenden beeideten Notar und den meisten städtischen Gewerben, mit welchen, sowie mit dem Feldbaue, die 1249 Einwohner desselben beschäftigt sind. Auf einem 88 Fuß hohen Felsen, der sich an diesem Ort erhebt, liegt das kleine alte, aber von Natur feste und durch die Kunst noch mehr verstärkte Castell und Fort (Fortezza d'Osoppo) mit einer kleinen Garnison, einem Festungs-Commando und einem Artillerie-Districts-Commando. Diese kleine Festung wurde mehrmals eingeschlossen und die Übergabe derselben erzwungen. — Osoppo ist ein sehr alter Ort, der wahrscheinlich schon zur Zeit der Römer ebenso wie das benachbarte Gemona erbauet worden ist. Paulus Diaconus (IV, 38) führt Osoppo auch unter jenen Orten auf, in welchen die Langobarden beim Einfalle der Aaren Sicherheit suchten und fanden. (G. F. Schreiner.)

Osorio (Genealogie), s. Ossorio.

OSORIO (Geronymo), Bischof von Sylves in Algarbien, aus einer angesehenen, um das Vaterland verdienten Familie entsprossen, war im J. 1506 zu Lissabon geboren. Schon im Knabenalter bewunderte man seine Fertigkeit in der lateinischen Sprache und zu Salamanca, wohin er sich in seinem 13. Jahre begab, erwarb er sich eine gründliche Kenntniß der griechischen Literatur. Dann studirte er, 19 Jahre alt, zu Paris die Aristotelische Philosophie und zu Bologna die Theologie. Nach der Rückkehr in sein Vaterland erklärte er, dem Wunsche des Königs Johann gemäß, zu Coimbra die heilige Schrift, erhielt dann die Pfarrei von Tavara, wurde nach einiger Zeit Bischof von Evora und endlich Bischof von Sylves. Als der von den Jesuiten zu einem wilden Schwärmer erzogene König Sebastian zur Regierung kam, beschloß er einen Zug nach Afrika zu unternehmen, um die Ungläubigen zu bekämpfen, und verlangte, daß ihn Osorio begleiten sollte. Dieser suchte den König durch dringende Vorstellungen von einem so gefährvollen Unternehmen abzubringen, und da er es nicht vermochte, begab er sich unter einem scheinbaren Vorwande nach Rom, wo er bei den wissenschaftliebenden Papste Gregor XIII. die günstigste Aufnahme fand. Nach einem Jahre rief ihn Sebastian zurück, und bald darauf erfolgte, was der verständige Prälat befürchtet hatte. Voll von der Hoffnung, Fez und Marokko zu erobern, unternahm der König seinen Zug nach Afrika, allein er selbst blieb in der Niederlage, die seine Armee am 4. Aug. 1587 bei Alkassar erlitt. Das Ungemach, das nun über das Reich kam, war für Osorio um so schmerzlicher, da er seinen Patriotismus verkannt sah, und man ihm unlautere Absichten zur Last legte. Er zog sich zuletzt in die Einsamkeit zurück, und starb zu Tavira den 20. Aug. 1580. Osorio war eine Pflanze seines Standes und seines Vaterlandes, durch seinen edlen Charakter, sein würdiges und kluges Benehmen unter oft gefährvollen politischen Stürmen, seine mannichfaltigen gelehrten Kenntnisse und seine gehaltreichen Schriften, die zum Theil noch jetzt geschätzt und benutzt werden. Dabin gehört vornehmlich seine meisterhafte Geschichte des Königs Emanuel des Großen: *De rebus Emmanuelis,*

Lusitaniae regis invictissimi, virtute et auspicio, annis sex ac viginti, domi forisque gestis, libri XII. (Olyssipone 1571. fol. höchst selten, wie mehre der folgenden Ausgaben Colon. 1574, 75, 76, 81, 86, 97, 1603. 8. Coimbra 1679. Vol. III. Ib. 1791. 12. Deutsch [von Jak. Dominicus] Leipzig 1795. 8. Französisch [von S. Soulat] in *Hist. de Portugal*. Par. 1587. Holländisch Rotterdam 1663. Zwei Theile. 12. Englisch London 1752. Zwei Theile.) In Hinsicht auf die echt römische Latinität, die geschickte Anordnung und Vertheilung des Stoffes und die Verbindung desselben zu einem harmonischen Ganzen, die Treue und Wahrhaftigkeit der Darstellung, die pragmatische Entwicklung der Begebenheiten nach Ursprung und Folgen, die unparteiische Würdigung wahrer Verdienste und die freimüthige Rüge begangener Ungebühr, die überall durchblickende milde und tolerante Denkart des Verfassers und seiner heiligen Wärme für alles das Wahre und Gute, behauptet dieses Geschichtswerk einen vorzüglichen Rang in der portugiesischen Literatur. Unter seinen didaktischen Schriften sind mehre, die nicht nur der schönen Diction, sondern auch des reichhaltigen, selbstgedachten Inhalts wegen geschätzt werden: *De nobilitate civili* lib. II. et *de nobilitate Christiana* lib. III. (Olyssip. 1542. 4.), auch mit dem Buche *De gloria* lib. V. (Florent. 1552. 4.) oft gedruckt, besonders Antw. 1635 mit des Verfassers Leben. *De regis institutione et disciplina* lib. VIII. (Colon. 1574. ed. P. Brisonius Par. 1583. fol.) *). (Baur.)

Noch größer ist die Zahl der theologischen Schriften, als: *De justitia coelesti* libri X; *de vera sapientia* libri V; in *epistolam Pauli ad Romanos* libri IV; *paraphrasis in Jobum* libri III; *paraphrasis in Psalmos*; *comment. in parabolis Salomonis*; *paraphrasis in Salomonis sapientiam*; *paraphrasis in Isajam* libri V; *commentarius in Oseam prophetam*; *commentarius in Zachariam*; *oratio in laudem divae Catharinae*; in *evangelium Johannis* libri XI. Hieher gehören auch *Admonitio ad Elisabetham reginam Angliae* und *Epistola ad Elisabetham Angliae reginam*, worin Hieronymus sich bemühet, der Königin die Irrthümer der anglikanischen Kirche aus einander zu setzen und sie zu der katholischen Religion zurückzuführen. Die einzige Frucht seiner Bemühung war aber eine Controverse mit Walter Haddon, gegen den Hieronymus schrieb in *Gualterum Haddonum, Elisabethae reginae magistrum libellorum supplicum* (*Maitre des requêtes*) *de vera religione* libri III. Die meisten dieser Schriften erschienen einzeln zu Lissabon, später wurden sie durch des Bischofs Neffen gesammelt und zugleich mit dessen Briefen, der obengenannten *Defensio sui nominis,*

*) *Antonii bibl. hisp. nov. T. I. p. 449. Teissier, Eloges des hommes sav. T. III. p. 186. Crenii animadv. philol. P. III. p. 221, 225. Gerdes floril. libr. rar. p. 266. Mém. de Nicéron. T. XI. p. 202. XX. p. 30 nach der deutsch. Uebersetzung 9. Th. S. 306. Bayle Dict. *Chaufepié* Dict. *Meusel. bibl. hist. Vol. V. P. II. p. 164. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bb. S. 303.**

zu Isle de France das Fleisch des Surami sehr liebten, so ist uns doch nicht in den Sinn gekommen, uns, seines Transports halber, auch nur eines Glases Wassers zu entäußern, dagegen haben wir im J. 1815 dem Ministerium, welches durch unsere Gegenwart in Verlegenheit gesetzt ward, das Anerbieten gemacht, aus unserm ungerathenen Erlauben einen Nutzen zu ziehen, indem man uns den Gefahren aussetzte, welche das Auffuchen der kostbaren Vicuña's in ihrem Vaterland und der Transport derselben in das unfruchtbar brachte. Der Seeminister, der ohne Zweifel nicht meinte, daß solche Hausthiere, deren Fleisch nicht so kostbar ist, als die Wolle, Suramis werth wären, würdigte unsern Vorschlag keiner Antwort, nahm aber den von Maureau de Jonnés an; es hat also folglich eine Compensation stattgefunden. — Soweit B. de St. Vincent.

Die einzige Art dieser Gattung, *O. olfax*, hat einen hohen, zusammengedrückten Körper, der von der Seite gesehen länglich ist, die Höhe ist etwas weniger als zwei und ein halb Mal in der Länge enthalten und die Dicke etwas weniger als viermal in der Höhe. Der Mund ist etwas vorstreckbar, seine Spalte geht nicht bis an das Auge, der Unterkiefer tritt etwas hervor. In beiden Kiefern stehen feine, sammtartige Zähne, deren äußere Reihe einige längere, mehr hakensförmige zeigt, im Gaumen stehen aber keine. Die Zunge ist glatt und klein und stehen von einander. Die Schnauze, von dem Raume zwischen den Augen an gerechnet, ist ohne Schuppen, ebenso die untern Augenbogen und die Kiefern, mit Ausnahme der Wurzel des untern; aber der ganze übrige Kopf, sowie die Kehle und die Haut, welche die Kiemen verbindet, sind beschuppt. Die Rückenflosse sängt über der Mitte der Brustflossen an, Anfangs mit sehr niedrigen Stacheln, die bis zum 14. an Länge zunehmen, die folgenden zwölf weichen Strahlen verlängern sich noch bis zur 5., 6. und 7., welche einen vorspringenden Winkel in dieser Flosse bilden; zwischen derselben und der Schwanzflosse bleibt ein nackter Raum, ungefähr von $\frac{1}{2}$ der ganzen Länge; die Aterflosse, welche auch vor der Rückenflosse entspringt, geht weiter nach Hinten, denn nachdem sie mit ihrem weichen Theil einen Vorsprung gebildet hat, vereinigt sie sich durch einen kleinen Hautrest mit der Schwanzflosse. In ihr stehen elf Stacheln und 19 weiche Strahlen, welche meist alle lang sind. Die Stacheln sind, wie die der Rückenflosse, zwischen den Schuppen des Rückens verborgen. Die Schwanzflosse ist zugerundet oder gestutzt, und hat 16 Strahlen; die Brustflossen sind länglich und mittelmäßig groß, und haben 14 Strahlen. Die Bauchflossen entspringen etwas weiter hinten als die Brustflossen. Ihr Stachel ist von mittelmäßiger Größe, aber ihr erster weicher Strahl reicht fast bis an das Ende der Aterflosse; der zweite ist nicht größer als der Stachel und die drei andern werden nach und nach kleiner. Dieser Fisch hat große Schuppen, sodas man nur 30 große und einige kleine auf einer Linie zwischen der Kieme und der Schwanzflosse zählt; senkrecht zählt man in der Mitte des Körpers 18.

Die Schuppen reichen nicht weit über die Basis der Schwanzflosse, noch über die weichen Theile der Rücken- und Aterflossen. Sie sind ringsherum zugerundet, am äußern Theile fein punktiert und gefranzt; der verborgene Fächertheil hat ungefähr 15 Striche und die Seitentheile sind so fein gestreift, daß man sie nur unter einer starken Loupe unterscheidet. Die Seitenlinie steht bei dem ersten Drittel der Höhe und reicht bis an die Schwanzflosse ohne Unterbrechung und ohne Bogen.

Commerçon gibt die Farbe des lebenden Fisches folgendermaßen an: Kopf, Rücken und alle Flossen sind dunkelröthlich braun, die Schuppen der Stirn und des Bauches haben ein silbernes Mittelfeld und einen braunen Rand, wodurch ebenso viele Flecken oder rhomboidale Maschen entstehen, als Schuppen vorhanden sind. Im Weingeist erscheint die Farbe hellgoldbraun und durch Schiller zeigen sich dunklere, senkrechte, verticale Linien und der Rand der Schuppen scheint dunkler als die Mitte, die Flossen aber sind es wirklich. An der Wurzel der Brustflosse bemerkt man einen braunen Fleck und einen schwärzlichen Strich, der sich vom Auge an das Ende der Schnauze zieht. Bei den meisten zeigen sich 8—10 dunklere und hellere Querverbinden und ein runder, schwärzlicher, mehr oder weniger deutlicher Fleck an der Seite des Schwanzes unterhalb der Seitenlinie.

Die Blätter im Labyrinth des Surami sind fast so complicirt als bei der Gattung *Anabas*, und weit mehr als bei allen andern Fischen dieser Familie. Es sind nach Hinten zu vier Hauptblätter vorhanden, welche nach vorn sich auf zwei reduciren, und von denen das äußere fünf bis sechs Querblätter trägt, doch sagt Cuvier selbst, daß das ganze Organ nur durch den Anblick deutlich werde.

Der Surami gehört zu denjenigen Fischen, welche eine eigene Sorae für ihre Zungen tragen und Harde- wike erzählt im *Zoological Journal* Nr. 15 davon, was er auf Isle de France beobachtet hat. Man hält daselbst in Weibern diesen Fisch, welcher von China und Batavia eingeführt, sich außerordentlich vermehrt hat, und zu den schmackhaftesten Fischen gerechnet wird. Sie laichen am Ufer im hohen Grase, welches sie unter einander wirren. Sie gehen sodann nicht von der Stelle, und jagen jeden andern Fisch weg, auch einen Monat nachher, wo die Zungen in Menge am Ufer herumschwimmen. Die größten messen 19 Zoll, in der Breite $7\frac{1}{2}$ Zoll. Der Fisch ist von großer Wichtigkeit und kommt häufig auf die Märkte. (D. Thon.)

Osphya, s. Nothus.

OSPHYALGIE, OSPHYALGIA, der Lenden- schmerz, das Lendenweh, Lumbago; auch das Hüftweh, der Hüftgelenkschmerz, Ischias. S. d. Art. (Wiegand.)

OSPHYARTHROCE, der innere Hüftgelenks- absceß, der Hüftgelenkskrebs, Arthroce ischiadica, Coxalgia. S. d. Art. (Wiegand.)

OSPHYTIS, OSPHYARTHROITIS, die Entzün- dung der das Hüftgelenk constituirenden Theile (Ischias inflammatoria, Coxitis). (Wiegand.)

OSPIRU (teutsche Heldensage), die Gemahlin des

Königs Attila, rath ihm, um Walthern von Westfalen an das Heunenland zu fesseln, und zu verhindern, daß er nicht wie Haganu entfliehe, ihn mit einem heunischen Mädchen zu verheirathen. Osparu wird Egel's Gemahlin in dem Walthersliede *) genannt. Von den vielen Weibern, die Attila hatte, sind aus der Geschichte bekannt Gerca, Necca und Zibico, und aus der andern teutschen Heldensage Helke oder Erka, und nach ihrem Tode Chriembild.

(Ferdinand Wachter.)

OSPO, ein Dorf im istrianer Kreise des österreichischen küstländischen Gouvernements in jener Fläche am Fuße des Gebirges gelegen, welche sich vom Meeresufer bei Saule in der Nähe von Triest südostwärts dahinzieht, mit einer Dekanats-Pfarre der bischöflichen Diocese von Triest und Capo d'Istria, welche von zwei Priestern versehen wird und im J. 1830 1360 Eingepfarzte zählte, einem Schuldistricts-Inspectorat und einer Elementarschule. Über die Pfarre steht der Gemeinde das Patronat zu. Zu dem gleichnamigen Dekanat, dessen Sprengel im J. 1830 5736 Seelen umfaßte, gehören die Pfarren Ospe, Lorghe, Covedo und die unabhängigen Curatien Valmoverasa, Rocerga und Antignano. Durch diesen Ort geht von Saule und Carezana ein Saumweg über das Gebirge, und die Dörfer Sabrovizza, Lonche, Covedo und Gruische bis zur Einmündung in die Straße von Capo d'Istria nach Pinguente, welcher von den kraner Weinhändlern und von den aus Istrien direct nach Triest Reisenden häufig betreten wird. Die Gegend ringsum ist steinig, aber eben erst bei Ospe steigt das Gebirge empor.

(G. F. Schreiner.)

Osprosopium Corda, s. Vermicularia Tod.

OSQUIDATES, alter Name eines Volkes in Gallia Aquitana. Plinius (H. N. IV, 19, 33) nennt O. montani und O. campestres. Etwas Genaueres über die Lage desselben läßt sich nicht ausmitteln; manche Geographen verlegen dasselbe zwischen Bourdeaux und Bayonne.

(H.)

OSRED, König von Northumberland, des Königs Alfrids Sohn, folgte nach dem Tode seines Vaters im J. 705 auf dem Thron, als ein Knabe von ungefähr acht Jahren, regierte elf Jahre bis zum J. 716, wo er von seinem Verwandten Coenred (Konred) des Lebens und Thrones beraubt ward †).

(Ferdinand Wachter.)

OSROES, OSROENE und OSROENI. Osroene heißt ein Theil des nördlichen Mesopotamiens an der

Ostseite des Euphrat. Die Grenzen lassen sich nicht genau bestimmen, aber die Lage der Landschaft kann man aus den Städten entnehmen, welche als dazu gehörig genannt werden. Dabin gehören Edessa, als die Hauptstadt (Eutrop. VII, 9), Batná (Ammian. Marcell. XXIII, 4) und bei den Kirchenvätern Carrá, Callinicum und Birta. Dieser Umfang fällt ziemlich mit dem zusammen, was man unter dem Namen Anthemusia begriff. Umfaßt zwar Anthemusia nach der Eintheilung Mesopotamiens bei Ptolemäus nicht das ganze Gebiet des ebenbezeichneten Osroene, sondern nur dessen nördliche Strecken, so wird doch auch Anthemusia weiter nach Süden ausgedehnt, z. B. bei Ammianus (XIV, 9), der hier Batná so gut zu demselben, wie dort zu Osroene rechnet, sowie Strabon (XVI, 514) den Chaboras in Anthemusia findet, der nach den obigen Angaben auch von Osroene einbegriffen gewesen sein muß.

Anthemusia (die blühende) hatten die Griechen das Land, und zwar mit Recht, genannt. Osroene war der einheimische Name, der von einem arabischen Fürsten Osroes kommen soll (Procop. Pers. I, 17). Denn Araber überschwebten diese Gegenden frühzeitig, sodas auch diese Theile Mesopotamiens Arabien genannt werden (Plin. V, 24). Die Benennung Osroene war hauptsächlich erst in den spätern Zeiten gebräuchlich. Doch kommen schon zu des Grassus (Dio Cass. XL, 19) und des Trajan (Eutrop. VIII, 2. Dio LXVIII, 18, 21) Zeiten Könige der Osroener vor. Ein Osroene bleibt bei den Kirchenvätern in diesen Gegenden bis in das 7. Jahrhundert, mit der Hauptstadt Edessa und ist unterschieden vom eigentlichen Mesopotamien, worunter der nördlichere Theil über dem Berge Masius mit der Hauptstadt Amida verstanden wird. Das Wort wird, nach Art der morgenländischen Namen, verschieden geschrieben: Osroes und Osroes, Osroeni, Osroeni und Osroeni, — was weiter keinen Unterschied macht. Wahrscheinlich ist der heutige Name Edessa's: Orsa, Orchoa, aus demselben Wort entsprungen, wiewol man auch eine andere Ableitung desselben angibt.

Die Natur der Landschaft Osroene ist im Allgemeinen die der übrigen Theile des mittlern Mesopotamiens: das Land beinahe ganz eben, reich und fruchtbar an allen Gewächsen, besonders bei einiger Bewässerung, das Klima im Winter mild, im Sommer heiß, aber der Samum und die Heuschrecken sind auch hier verderbliche Plagen (Rosenmüller, Handbuch der bibl. Alterth. I. 2. S. 136, 140).

Die Geschichte fällt mit der Mesopotamiens zusammen. Perser, die makedonischen Könige in Syrien und dann die Parther und Römer waren die Beherrscher. Durch die Kriege zwischen den Römern und Parthern, durch die Einfälle der Araber und Armenier litt das Land außerordentlich, und konnte weder zu Selbständigkeit, noch zu blühender Kultur gelangen. Nach allen Seiten offen, ohne natürliche Verteidigungsmittel an den Verbindungsstraßen zwischen dem östlichen und westlichen Asien war sein Schicksal schon durch die äußerlichen Verhältnisse bestimmt. Noch bis auf den heutigen Tag ist

*) Waltharii poësis, mit dem andern Titel: Inc. Historia Waltharii bei (Molter) Beiträge zur Geschichte und Literatur aus einigen Handschriften der markgräflich-badischen Bibliothek. S. 216; bei Fischer, De prima expeditione Attilae Regis Hunnorum in Gallias ac de rebus gestis Waltharii Aquitanorum principis Carmen Epicum saeculi VI. über den Verfasser des lateinischen Gedichtes entweder Eghard von St. Gallen oder Gerhard von Fleury s. F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 43, 44 und Jephons von Arr bei Pertz, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 118.

†) Bede, Hist. Eccles. Lib. V. Cap. 19 (edner Ausg. von Sedae Oper. vom J. 1612. S. 134). Cap. 21 (S. 138). Cap. 23 (S. 146).

dieses nicht geändert, sondern die Bewohner den Kübereien der Kurden und Araber Preis gegeben. Vom Jahre 137 vor Chr. bis 216 nach Chr. beherrschten den Staat von Osroene nach einander 28 Fürsten, deren jeder den Titel Abgar führte, ein Name, der aus dem parthischen Wort Awaghair, d. h. ganz vorzüglich, ausnehmend, entstanden ist (*Th. S. Bayer, Historia Osrhoena et Edessena e numis illustrata, Petersb. 1734*). Daher bei den römischen und griechischen Schriftstellern mehre Könige unter dem Namen Abgarus vorkommen, namentlich ein solcher bei der Niederlage des Crassus durch die Parther (*Dio Cass. XL, 19*), und der berühmteste, jener Zeitgenosse von Jesus, welcher den bekannten Brief an Christus geschrieben haben soll, den Eusebius nebst der Antwort aufbewahrt hat. (*Kirchengeschichte. 1. B. 13. C.*) (Völcker.)

OSRUN, 1) Ibn Abi (ابن أبي عصرون), mit

seinem ganzen Namen Abu Sa'd Abdallah Ben Muhammed Ben Hibatallah, gewöhnlich Ibn Abi Osrun genannt, gehörte der Secte der Schafaiten an, und schrieb in ihrem Geiste mehre ausgezeichnete Werke. Unter ihnen heben wir folgende heraus: a) „Leitung dessen, der die schafaitische Secte beredt vertheidigen will (ارشاد المعرب في نصره المذهب).“ Doch blieb das Werk wegen seines Todes, der ihn plötzlich überraschte, unvollendet; b) eine Apologie (انتصار) der schafaitischen Lehrmeinungen, in vier Bänden; c) eine Aufmunterung zum Studium der schafaitischen abgeleiteten Rechtslehren (تذية في الفروع); d) ein Tractat über die Frage, ob ein Blinder zu dem Richteramt zuzulassen sei oder nicht. Er schrieb das Büchlein im Zustande der Blindheit und entschied sich für das Erstere; e) die erleichterte Methode in der Dialektik (تبسيط في الخلاف); f) eine Fetwasammlung; g) nützliche Belehrungen über die Ansichten seiner Secte (فوائد المذهب), die er ursprünglich von seinem Lehrer, dem im J. 528 (beg. 1. Nov. 1133) gestorbenen Richter Abu Ali Hasan Ben Ibrahim Faricki entlehnte, aber nachher vermehrte, so, daß er durch ein Ain (ع) seine Thaten von dem Eigenthume des Lehrers unterschied, und das Werk in zwei Bände zerfallen ließ; h) ein Werk, betitelt „Quelle der Speculation (مأخذ النظر);“ i) „Leiter zu den schafaitischen abgeleiteten Rechtslehren (مرشد في فروع الشافعية).“ Eine kurze Darstellung derselben in zwei mittelmäßig starken Bänden, gegen die in Aegypten ein Fetwa geltend gemacht worden war, ehe der große Kasfi dahin kam; k) die Kettenreihe (مسلسلات), d. h. Überlieferungen, die zu einer Kette verbunden sind; l) ein Auszug in sieben Bänden unter dem Titel: „Quintessenz

der schafaitischen Lehrsäge (صغوة المذهب),“ gezogen aus dem Werke: „Endpunkt der Forschung oder der Wünsche in der Kenntniß der Secte (نهاية المطلب)“ vom berühmten im J. 478 (beg. 29. April 1085) gestorbenen Dschoweini. — Von den Lebensumständen unsers Ibn Abi Osrun wissen wir soviel, daß er Richter in Damaskus war und dem Stamme der Beni Temim angehörte. Sein Geburtsort scheint Mosul zu sein, da er موصلی heißt. Er starb im J. 585 (beg. 19. Febr. 1189).

2) Ibn Abi Osrun Jakub Ben Abdetrachman, der im J. 665 (beg. 2. Oct. 1266) starb, sammelte Fragen zu dem Werke: مهذب في الفروع, vom schafaitischen Imam Abu Ischak Schirazi. (Gustav Flügel.)

OSRUSCHENAH (أسروشنة), welches die rich-

tige Schreibart ist, nicht Osruschnah, ist der Name einer Gegend oder Provinz, die aber nach Ibn Haukal und Hadshi Khalfa keine gleichnamige Hauptstadt oder überhaupt irgend eine Stadt gleiches Namens hat, obwohl d'Herbelot dieses behauptet. Sie ist zum großen Theile gebirgig, liegt jenseit des Drus und hatte zu Grenzen gegen Osten Fergana und Famar, gegen Süden Kasch und Saganijan, gegen Westen Samarkand und gegen Norden zum Theil Fergana, zum Theil das Gebiet von Schach. Ibn Haukal führt außer der Hauptstadt Bumbeketh (بومبكت), die vielleicht nach andern Handschriften noch anders zu lesen wäre, nur noch Arfaneketh an, und meint, die übrigen wegen ihres barbarischen Klanges und weil sie ihm nicht richtig überliefert worden, nicht nennen zu dürfen. D'Herbelot erwähnt noch einige andere, gibt aber seine Quelle nicht an. Jene Provinz hat einige ausgezeichnete Schriftsteller aufzuweisen, die wir nebst ihren Werken jetzt kurz näher kennen lernen wollen.

1) Der Scheich Madsch-ed-din Abulfath Muhammed Ben Mahmud Osruscheni, der zur Secte der Hanefiten gehört und im J. 632 (beg. 26. Sept. 1234) starb, schrieb: a) احكام الصغار, d. i. die Bestimmungen der Kleinen, das er auch „Sammler der Kleinen (جامع الصغار)“ nannte, welcher Titel aber keinen Umlauf in der gelehrten Welt erhielt; b) das berühmteste seiner Werke unter dem Titel: „Abschnitte (فصول),“ deren es 30 hat, die über die abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren, aber nur in Bezug auf Handel, Contracte, Zinsen (معاملات) handeln. Er ward im J. 625 (1228) fertig und hatte damit 32 Jahre 7 Monate zubracht.

2) Der Scheich und alkettische Imam Dschelal-ed-din Mahmud Hosein Ben Ahmed Osruscheni, der Sohn des soeben genannten Scheich Madsch-ed-din, theilte

a) ohne irgend eine Zuthat oder Verringerung das Werk „Auswahl in den hanefitischen Fetwas (مختار من فتاوى الحنفية)“ vom Imam Nasreddin Abu'kassim Muhammed Ben Jusuf Hofeini aus Samarland, der im J. 556 (1161) starb, in Classen oder eigentlich in Arten (genera, جنس) in Dersuchenah zu Anfange des Monats Schaban 603 (ungefähr März 1207) ein und brachte es im Safer 616 (April oder Mai 1219) in Samarland zu Stande; b) er ist Verfasser einer Schrift فوائد, d. i. nützliche Belehrungen.

3) Muhammed Ben Mursil Dersuchenah, der Scheich-el-Islam, gab ebenfalls ein Werk unter dem Titel: „Nützliche Belehrungen (فوائد)“ heraus. (Gustav Flügel.)

OSSA, Gebirg in der thessalischen Landschaft Magnesia, im Winkel zwischen der letzten Windung des Peneios und dem ägäischen Meer unter 20° 25' E. und 39° 45' n. Br., südöstlich vom Olympos, von dem die Schlucht des Peneios den Ossa trennt, dessen Masse sich dem Laufe des Flusses entgegengestellt und ihn gezwungen hat, sich nordöstlich zu wenden und durch Eröffnung der Schlucht zwischen beiden Gebirgsmassen sich eine Bahn zu brechen. Südöstlich hängt mit dem Ossa der Pelion zusammen, südlich von der Hauptmasse eröffnet sich der nordöstliche Theil der thessalischen Ebene mit dem botischen Gesilde und dem böbeischen See¹⁾, Pelasgiotis genannt. Der Ossa ist niedriger als der Olymp und als der Pelion²⁾, nicht so ausgedehnt wie der Olymp, nicht so bewaldet und quellenreich³⁾; er erhebt sich allmählig zu einem einzelnen Gipfel von etwa 5000⁴⁾ oder nach Andern 4000 Fuß über die Ebene, der kegelförmig, in etwas concaven Umrissen emporsteigt⁵⁾. So erscheint er namentlich von Larissa am Peneios aus⁶⁾. An der Südostseite liegt am Fuße des Ossa jetzt eine alte Festung Kastil⁷⁾, am nordöstlichen Abhange gegen das Meer zu hat er einige nicht unbedeutende Städte und Dörfer, die fast ganz von Griechen bevölkert sind. Dort sind auch schöne Waldungen. Schluchten, deren eine sehr tief und steil, zerschneiden seine Umrisse⁸⁾. In Hinsicht auf Vegetation zeichnen ihn, namentlich im Thale Tempe, seine üppigen Epheuranfen aus, die schon Alian erwähnt⁹⁾, von denen er auch seinen jetzigen Namen Kissaivos (Κισσαίος) erhalten hat¹⁰⁾. Nordwestlich begrenzt den Ossa das Thal Tempe, durch das an seinem Fuße

der einzige Weg am Peneios entlang führt. Hier liegt dicht am Flusse, wo der erste Vorsprung des Ossa an denselben herantritt, am Eingang eines schönen Wiesenthals das Dorf Baba. Südöstlich hiervon höher ins Gebirge hinein das Dorf Ampelakia, zu dem aus jenem Wiesenthal ein zweiter Pfad über jenen Vorsprung führt¹¹⁾. Das Dorf enthält 400 Häuser, ist blos von Griechen und deutschen Baumwollfabrikanten bewohnt, die Anhöhen rings mit rothem Weine bedeckt, der sich unter den griechischen auszeichnet. Bald unter Ampelakia führt der Weg wieder an den Fluß, wo der von Baba mit ihm zusammentrifft und nun beginnt der Engpaß von Tempe, wo die Felswände an beiden Seiten fast senkrecht emporsteigen¹²⁾. Der Weg ist mühsam aus den Felsen des Ossa ausgehauen¹³⁾, wo er 20—30 Fuß hoch über dem Strome fortläuft, gegen das Ende des Thales noch höher über Felsenvorsprünge hin¹⁴⁾; jenseits am Olympus findet sich kein Pfad. Bald nach dem Eintritt in die Schlucht findet sich am Wege rechts eine Öffnung im Felsen, drei Fuß im Umfange, woraus eine heftige, kalte Zugluft, wahrscheinlich von einem unterirdischen Flusse herrührend, hervorbraust, genannt das Windloch, ἀνεμοτρυπανα¹⁵⁾. Mitten im Thal erhebt sich eine halbbrunde Felsenfläche, deren Klippen überall senkrecht und in bedeutender Höhe abfallen¹⁶⁾, auf derselben Ruinen von römischen Festungswerken, genannt ἐπιχωμαστια¹⁷⁾, das die Einheimischen für das Grab einer früh gestorbenen Prinzessin ausgehen¹⁸⁾, und wovon noch ein viereckiger Thurm steht¹⁹⁾. Unter diesen Ruinen fällt ein aus den Felsen hervorfließender Bach in den Peneios²⁰⁾. Weiterhin findet sich in einer Höhe von zwölf Fuß über dem Weg im Felsen die Inschrift: L. Cassius Longin. Pro Cos. Timpi munivit²¹⁾. An der schmalsten Stelle ist der Paß nur 13 Fuß breit, sodas eben Raum ist für zwei Wagen²²⁾. An der Seeflässe beträgt die Ausdehnung des Ossa 80 Stadien, soviel wie die des Pelion²³⁾, und die Fahrt dafelbst ist beschwerlich.

Die älteste Erwähnung des Ossa gibt Homer in den berühmten Versen von den Aiciden, die als Knaben schon sich zu der Drohung vermessen, daß sie den Göttern Kampf auf den Olymp bringen wollen, indem sie den Ossa auf den Olymp und auf den Ossa den Pelion setzen wollen, damit der Himmel erstieglich sei²⁴⁾. Die Reihenfolge der Berge erklärt sich daraus, daß der Olymp der massenhafteste und höchste ist, diesen von der Stelle zu rücken also am schwierigsten und zwecklosesten gewesen wäre; der Ossa aber wird auf den Olymp gehäuft, weil er kleiner ist und ihm zunächst liegt; dann geschieht dasselbe mit dem etwas entferntern Pelion, der freitlich

1) Dodwell, Travels in Greece. II, 97. Strab. IX, 442. Wegen dieser Lage des Gebirges schildert Lucan (Pharsal. VI, 331) den Sonnenaufgang über dem Ossa. 2) Ovid. Fast. III, 441: Pelion altius Ossa. Doch rechnete auch Polybius den Ossa zu den höchsten Bergen Griechenlands XXXIV, 10. 3) Dodwell II, 106. 4) Ebend. 5) Holland, Travels II, 3. 6) Ebend. 120, wo eine Zeichnung. 7) Dodwell II, 98. 8) Holland II, 22. 9) Alian. Var. Hist. III, 1. 10) Pouqueville, Voyage dans la Grèce. III, 54, 2. Vergl. Dodwell II, 104. N. 2, 107. Holland II, 3. Hawkins in Walpole Memoirs on Turkey p. 538 leugnet diesen Epheuwuchs.

11) Clarke, Travels II, 3, 281 sq. Vergl. die Karte eb. S. 292. 12) Clarke 290 mit einer Zeichnung. Dodwell II, 109. 13) Ebend. 111. 14) Walpole 531. Liv. XLIV, 6. 15) Dodwell II, 111. 16) Holland 17. 17) Dodwell II, 112. 18) Bartholdy, Kenntniß Griechenlands. I, 148. 19) Walpole 532. 20) Holland 17. 21) Clarke 292. 22) Dodwell 113. 23) Strab. IX, 442. 24) Od. XI, 315. Vergl. Horat. Od. III, 4, 51: Fratresque tendentes opaco Pelion imposuisse Olympo.

etwas höher ist, als der Ossa, aber nicht ausgedehnter und jedenfalls kleiner als der Olympos. So ist die ganze Darstellung poetisch anschaulich, während es an der Darstellung Virgils, der die Titanen den Ossa auf den Pelion wälzen läßt und den Olympos auf den Ossa²⁵⁾, mit Recht gerügt ist, daß danach das breiteste Gebirge die höchste Stelle einnimmt und der ganze Bau eine umgekehrte Pyramide wird. Die Meinung der Himmelsstürmer kann aber nicht die sein, die ein neuerer Forscher²⁶⁾ ihnen beilegt, den auf dem höchsten Theile des Olympos befindlichen Göttersitz, der allerdings oft Himmel genannt wird, zu erreichen durch diese Aufhäufung; denn kein Dichter, der jene Berge gesehen hatte oder dessen Zuhörer sie kannten, konnte den Olympos als so hoch schildern, daß es der Aufhäufung des Ossa und Pelion auf seine Vorgebirge bedurft hätte, um den höchsten Gipfel zu erreichen, da jene beide sogar viel niedriger nicht sind; sondern die Hauptbeziehung des Gedankens liegt darin, daß den Griechen der, der am höchsten thront, als der Mächtigste erscheint. Das Göttergeschlecht der Kroniden hat seinen Herrschersitz aufgeschlagen auf dem höchsten Berg auf Erden, wer sie nun stürzen will, muß sich einen höhern bauen, einen so himmelhohen, daß er selbst noch auf sie herabschaut, wenn sie vom Olympos vertrieben, sich mit ihren Götterrossen und Wagen durch die Lüfte schwingen. Tiefere Beziehung liegt in dieser poetischen Hyperbel nicht.

Nächst dieser mythischen Erwähnung finden wir den Ossa als alte Grenze von zwei der berühmtesten Völker der verschiedenen Zeitalter Griechenlands. Während nämlich der Gipfel dem östlichen Abhange zu Magnesia gehörte, nahmen das südwestliche Land in alter Zeit die Lapithen ein, das nördliche aber, namentlich das Thal Tempe, war von den Dorern eingenommen und gehörte zu Hestiadotis. Die dorischen Wohnsitze daselbst sind so alt, daß die Sage dem Doros, Hellen's Sohn, selbst sie zuweist²⁷⁾. Nachdem die Dorer von hier verdrängt ins Land der Dryoper ausgewanderten, finden wir in diesen Gegenden, wenigstens nördlich vom Peneus, die Pelagonen wohnhaft²⁸⁾. Die Grenzen der einzelnen Völkerschaften waren übrigens in dem einsamen Gebirgslande keineswegs stehend. Strabon legt aus Simonides die Gegend um den Ossa in alter Zeit vermischten Lapithen und Perhäbern bei, und nach Überwältigung dieser den Thesalern von Larissa, daher sich auch eine Bergfestung Larissa im Ossa findet am südlichen Abhang²⁹⁾. Außerdem sind die bedeutendsten Orte in Ossa Homolion am nordwestlichen Abhang, im Eingange des Thales Tempe, Erymnä und Rhizus an der Seeküste³⁰⁾, sämtlich den Magneten zuständig. Das Binnenland am Ossa theilt auch Skylax den Perhäbern zu, natürlich unter thessalischer Herrschaft³¹⁾.

Wie wir schon in jener frühern Zeit verschiedene Völker in der Herrschaft über den Ossa und den Eingang Thessaliens durch das Thal Tempe wechseln sehen: so erscheint diese Gegend auch zur persischen Zeit als der Schlüssel Griechenlands, und war daher gegen Xerxes Einfall besetzt durch 10,000 Hopliten unter dem Lakädamonier Euenetos und dem Athener Themistokles nebst thessalischer Reiterei, ward aber verlassen, als man erfuhr, daß das persische Heer durch den nördlichen Gebirgsweg über den Olympos heranrückte³²⁾. So besetzte auch andererseits Perseus, um den von Griechenland her vordringenden Römern den Eingang in Makedonien zu verschließen, den Paß Tempe durch vier Bollwerke, eins in der Mitte des Thals, wo es am engsten ist, offenbar an der obenbeschriebenen Stelle, die beiden andern, Kondylon und Charax, in den Schluchten des Olympos, das letzte Genos am Eingang in den thessalischen Kessel am linken Ufer des Peneus³³⁾. Zum Ossa ist demnach von diesen nur das erste gehörig, und dies scheint nach der erwähnten Inschrift Cassius Longinus, den Caesar vor der Schlacht von Pyrrachium nach Thessalien geschickt hatte, gegen den durch Makedonien anrückenden Scipio hergestellt zu haben, ohne daß er jedoch sich daselbst verteidigen konnte³⁴⁾.

In neuerer Zeit ist der Ossa durch Räuber unsicher³⁵⁾. Der Gipfel ist besonders geeignet zur Übersicht der Umgegend, da er einzeln und kegelförmig emporsteigt, und man überblickt von ihm sowol ostwärts den Lauf des Peneus durch reichbebaute Felder, als auch westwärts die weite thessalische Ebene und die sich in den Peneus mündenden Flüsse, worauf dieser gegen den Ossa anströmt, aber von ihm seitwärts in die Schlucht gedrängt wird³⁶⁾, durch die nach der allgemeinen Meinung der Alten ein Erdbeben ihm Bahn gebrochen haben mußte³⁷⁾, weil die Wände beider Berge senkrecht abfallen. Eine einzelne Erzählung legt die Trennung des Ossa vom Olympos dem Herkules bei³⁸⁾. Ein neugriechisches Volkslied, dessen Anfang von Clarke aufbehalten ist, schildert ein Gespräch zwischen dem Olympos und Kiffavos über die Jahreszeit, während deren sie mit Schnee bedeckt seien³⁹⁾. Am Fuße des Ossa erreichte die Hige bei Walpole's Durchreise 85° Fahrenheit, war aber weder unerträglich, noch machte sie die Luft ungesund⁴⁰⁾. Auch in Elis zeigte man zwei Berge, Ossa und Olympos, zwischen denen auf einer Anhöhe im Thale der Quelle Pifa die alte Stadt Pifa gelegen haben sollte⁴¹⁾. Die Namen sind offenbar dahin verpflanzt wegen der Beziehung von Olympia auf Olympos.

(Klausen.)

OSSA, der südwestlichste Kreis des russischen Gouvernements Perm, im Norden an Dchan'sk, im Osten an

25) Virg. Georg. I, 281. 26) Böcker, Hom. Geogr. S. 9. Im Art. Olympos war diese Ansicht vor letzter Prüfung zugegeben. 27) Herod. I, 56. 28) Vergl. Müller Dor. I, 83. 29) Strab. IX, 440. Vergl. Dodwell II, 105. 30) Scyl. Periopl. 66. Strab. IX, 447. 31) Scyl. 66.

32) Herod. VII, 173. 33) Liv. XLIV, 6. 34) Caes. bell. civ. III, 86. 35) Pouqueville III, 65. 36) Walpole 530. 37) Herod. VII, 129. Strab. IX, init. 38) Lucan. VI, 345. Diese Trennung einerseits, andererseits die Aufwälzung des Pelion auf den Ossa wird zur stehenden Redensart. Lucan. VI, 409. 39) Martial. VIII, 86, 6. 40) Walpole 529. 41) Strab. VIII, 355.

Kungur, im Süden an Drenburg und im Westen an Widitka grenzend. Es hat nach Georgi einen Flächeninhalt von 264,725 Desätinen, wovon 15,231 auf Wohnplätze, Gärten und Gewässer, 50,042 auf Ackerland, 30,425 auf Wiesen und Weiden und 167,809 auf Baumwaldung kommen, die Kronforsten sind hier nicht gerechnet. Die Volksmenge war 54,871 im J. 1784. Der Kreis ist wellenförmig, mit schönen, weiten Thälern. Durch ihn fließt die Kama und macht lange Zeit die Grenze mit Widitka; in sie ergießen sich Sira, Dui. Im Osten fließt der Iren; die Oka entspringt in diesem Kreise. Ackerbau und Bergbau auf Eisen und Kupfer sind die wichtigsten Beschäftigungen. (L. F. Kämtz.)

OSSA, eine kleine Kreisstadt im permischen Gouvernement in Sibirien, im Kreis Ossa an der Kama und dem Bach Ossinka, ein geringer Ort mit etwa 1000 Einwohnern, welche größtentheils Landwirtschaft treiben, 2 Kirchen, 1 Hospital und 162 Häuser. Die Umgegend ist reich an Kupfer und Eisen. Sie hat eine alte hölzerne Festung (Ostrog), in welcher eine kleine Kirche, Kanzlei und das Woimodenhaus ist, wohin seit 1785 die Gerichtsbehörden verlegt sind. (J. C. Petri.)

OSSA, OSSABERG, OSSER, ein hoher Berg im Königreiche Baiern, im Landgerichte Kösting, an der böhmischen Grenze des Unterdonaukreises. Er wird in den kleinen und großen Ossaberg eingetheilt; dieser beträgt 3917,3 par. Fuß über der Meereshöhe, liegt unter 49° 12' 13,6" nördl. Br. und unter 30° 46' 3" östl. Länge, und ist ein trigonometrischer Hauptpunkt für die Landesvermessung. Es hat sich an diesem Berg ein schönes ausgebreitetes Glimmerschiefer-Gebirge angelegt, und an demselben wurde schon im 15. und 16. Jahrh. der Bergbau betrieben. (Eisenmann.)

OSSA oder Ozza oder Uzza (اوزة), seiner Form nach ein Femininum von اوسر mit der Bedeutung „die erhabenste, mächtigste,“ ist der Name einer der Gottheiten der alten Araber, deren auch im Koran Sure 53, 19 Erwähnung geschieht. Die Angabe der Stämme, welche sie verehrten, ist nicht bei allen Schriftstellern und Commentatoren dieselbe. Ibn Imädi meint zu obiger Stelle, sie sei ein Götzenbild der Gatafaniden, einer der Stämme Kais (nach Ramus, nicht Gatafaniden, wie gewöhnlich geschrieben wird) gewesen, und hiermit stimmt auch Firuzabadi überein. Nach Dschauhari gehörte es den Koreischiden und dem Stamme Kenänah und nach Schahrestani den Beni Selim an. Auch über die Gestalt ist man nicht einig, ob es wirkliches Götzenbild oder ein Strauch (شجرة i. e. spina Aegyptia, nach anderer Lesart شجرة d. i. Fruchtbaum) war. Als ersten Verehrer dieser Gottheit nennt der Ramus den Tzolim (ظالم) Ben As'ad, der sie oberhalb Djät-el-irf (ذات العرق) neun Meilen von Bosfan in der Wüste (im peträischen Arabien?) errichtete, und über das

Gewächs oder das Bild ein Haus unter dem Namen Bosf baute. Bosf (بوس) nämlich ist ein Berg nicht weit von ذات العرق, aber auch jenes Haus heißt

so, was Tzolim baute, als er die Koreischiden um die Kaaba herumgehen und sie den Zwischenraum zwischen Safa und Merwa durchlaufen sah. Er maß die Kaaba nach der Elle ab, nahm einen Stein von Safa und einen von Merwa, kehrte zu den Seinigen zurück, baute nun ein zweites Haus nach der Größe der Kaaba und brachte an ihm die beiden Steine an mit den Worten: „Das ist Safa und Merwa,“ sodas nun sein Stamm nicht mehr nach Mekka wallfahrtete. Das verdross den Kelbiden Joheir Ben Dschanab; er überfiel den Tzolim, tödtete ihn und zerstörte seinen Bau. Das Gebäude soll überdies die Eigenschaft gehabt haben, daß man darin einen Laut hörte. Das Schicksal desselben und der Göttin scheint aber durch den Angriff des Joheir nicht entschieden worden zu sein, denn Muhammed fand sich nach der Einnahme von Mekka im J. 8 der Flucht genöthigt, den Khalid Ben-el-weid dahin abzuschicken. Dieser hieb den Strauch um, und zündete das Haus an, sodas die Prieslerin, welche Scheitana, d. i. Diabolica, hieß, wenn unter diesem Namen nicht die Idee an eine die Gottheit darstellende Frau verborgen liegt, mit fliegenden Haaren und mit über dem Kopfe zusammengeschlagenen Händen schreiend herausstürzte, aber von Khalid mit dem Schwerte getödtet wurde. Auf die darüber von Khalid an den Propheten gegebene Nachricht befahl dieser, es solle diese Gottheit nie wieder verehrt werden. — Christen scheinen später die Ossa mit einer andern Gottheit verwechselt zu haben, denn nach Affemani (III, 109.) war König Roman, des Mondzir Sohn, ebenfalls ein Verehrer der Ossa, die aber ein Stern und zwar die Venus (زهرة) genannt

wird. Zugleich könnte man daraus schließen, daß ihr Dienst ziemlich weit bis nach Hira und Gassan verbreitet sein mußte. (Gustav Flügel.)

Ossa fossilis, lapidea, f. Osteolithi.

Ossa lignosa, f. Osteocolla.

OSSABLIKOWO, Marktort im Kreise Murom in der russ. Statthaltschaft Wladimir mit einem Schlosse der Familie Naryschkin, zwei steinernen Kirchen und gegen 3000 Einwohnern. (L. F. Kämtz.)

OSSADII, alter Name eines autonomen indischen Volkes bei Arrhian Anabas. Alexand. VI, 15, 3. (H.)

OSSAEA. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Melastomeen hat Candoille so genannt zu Ehren des Spaniers de la Ossa, welcher neuerdings die Pflanzen von Cuba sammelte und untersuchte. Char. Der Kelch fast kugelig oder eiglockenförmig, mit vierzähniem Saume; die vier Corollenblättchen lanzettförmig, zugespitzt; die Staubfäden gleich kurz; die Antheren fast ohne Anhängsel; die Beere mit den Kelchzähnen getrübt, vierfächerig; die Samen eckig.

Die neun bekannten Arten sind als Sträucher mit drei- oder dreifachnervigen Blättern und kleinen, weißlichen, einzeln oder zusammengehäuft in den Blattachseln stehenden Blüten und bläulichen Beeren in Westindien einheimisch. 1) *Oss. sculpta* Cand. (Prod. III. p. 168., *Melastoma acutipetala* Richard in *Bonpl. mel.* t. 38., *M. oxypetalum* Spreng. syst. *M. glomerata* Vahl ms., *Maieta sculpta* Ventenat choix t. 33.) auf St. Domingo. 2) *Oss. scabrosa* Cand. (l. c. p. 169., *Melast. scabrosa* Linné sp. pl.) auf den Bergen von Jamaika; 3) *Oss. lateriflora* Cand. (l. c., *Melastoma* Vahl eclog.) auf der Insel Montserrat; 4) *Oss. sparsiflora* Cand. (l. c. *Melastoma* Richard herb.) auf Guadeloupe; 5) *Oss. flavescens* Cand. (l. c. *Melastoma* Aubl. guian. I. t. 164) in Gujana; 6) *Oss. multiflora* Cand. (l. c. *Melastoma* Desrousseaux in Lamarck encycl., *Bonpland melast.* t. 37) auf St. Domingo; 7) *Oss. acuminata* Cand. l. c., ebenda; 8) *Oss. purpurascens* Cand. (l. c., *melastoma* Swartz fl. ind. occ.) auf den höchsten Bergen von Jamaika; 9) *Oss. amygdalina* Cand. (l. c., *Melastoma* Desrouss. l. c., *Bonpl. mel.* t. 36) auf Puerto Rico.

(A. Sprengel.)

OSSANNEN oder **OZANNEN** (Werner), oder (Walter) auch **Walter** van Assen. Über die Rechtschreibung des Namens, wie über die Unterscheidung der Künstler, denen er zukommt, herrscht eine große Unge- wissheit; doch ist es das Gerathenste, zwei Künstler dieses Namens zu unterscheiden. Nach einigen Katalogen oder andern Kunstautoren gebe es noch einen dritten Künstler dieses Namens, Cornelius von Djanen.

Fuesli, in seinem Künstlerikon, führt Werner von Dssannen als niederländischen Kupferstecher und Formens- schneider auf. Seine Blätter, sagt er, bestehen in 60 Bl., aus dem Leben Jesu, die Leidensgeschichte in zwölf und einige Reiterzüge aus 18 Stücken, er habe im Anfange des 16. Jahrh. geblüht und werde für Johann Walter van Assen gehalten.

Weniger befriedigt der Nachtrag in dem Fuesli'schen Supplement unter dem Artikel Dssannen; mehr aber das, was für die Richtigkeit stimmt und was auch mit dem Monogramm ¹⁾, auf den Arbeiten, die sich von den genannten zweifelhaften Künstlern herschreiben dürften, ist: daß er W. van Assen geheissen haben müsse, wie unter dem Artikel Assen (s. d.) gesagt ist.

Sene Irrungen, die von einem Autor zum andern übergehen, rühren jedenfalls von dem Abbé de Marolles ²⁾ und von Florent le Comte her, welche ihn sogar Waer van Hossanen, und Christ in seinem Dictionnaire des Monogrammes: Waer van Dssann nennen.

1) **IMA**

2) Mich. de Marolles, Abbé und Sohn

des berühmten Generals Marolles, hatte eine der größten Kupfer- stichsammlungen, von mehr als 6000 Meistern in 400 großen und 120 kleinen Bänden, welche über 123,000 Blätter enthielt und wovon er im J. 1666 einen merkwürdigen Katalog, der jetzt sehr selten ist, fertigte. Diese Sammlung, sowie eine zweite, später von ihm angelegte, wurde an die königl. Bibliothek in Paris verkauft.

X. Encycl. d. B. u. R. Dritte Section. VI.

In der Campe'schen Gemäldesammlung zu Leipzig welche sich durch zum Theil vortreffliche Gegenstände aus- zeichnete, befand sich ein schönes christlich symbolisches Altargemälde mit Flügelthüren, welches, soviel bekannt, nach Cassel verkauft wurde. Der 1827 erschienene Katalog jener Sammlung nennt unter Nr. 294 jenes Gemälde

mit dem Monogramm **IMA** 1523 unter dem Na- men von Joh. v. Mabuse? und Alb. Dürer? oder nach Brulliot's Auslegung Cornelius von Djanen.

Walter van Assen ist im Winkler'schen Kupferstich- katalog Tom. III. Ecole des Pays-bas p. 18 als be- rühmter Formschneider blühend zu Amsterdam 1510 als Zeitgenosse Lucas van Leydens aufgeführt, und wird dort als so charakterisirt, daß er das im Holzschnitte, was Lu- cas im Kupferstechen war. Dort sind zwei Blätter, Christus mit den Jüngern das Osterlamm essend, rund, im Durchmesser neun Zoll, und St. Hubert knieend vor dem Hirsch, als mit starken Strichen in Holz geschnitten, aufgeführt und als äußerst selten bemerkt.

Jenes runde Blatt gehört wahrscheinlich zu einer Passionsgeschichte, da wir einige ähnliche gesehen haben, die dazu passend wären und wo alles Lucas v. Leydens Charakter in sich trägt. (Frenzel.)

OSSARENE oder **Tossarene** heißt eine der 120 Landschaften, in welche nach Plinius (H. N. VI, 9), Groß- Armenien eingetheilt war; nach Ptolemäus ist sie am Cyrus gelegen, sonst weiter nicht bekannt. (Völker.)

OSSARIUM oder **OSSUARIUM**, Bezeichnung für Beinhaus, Beingefäß, bei *Ulpian* fr. 2. de sepulcr. violat. (47, 12.) und *Gruter. Inscr.* p. 915. nr. 3. (H.)

OSSAT (Arnauld Cardinal d') gehört zu den Männern, welche, begünstigt durch die Stellung und Verfassung der katholischen Kirche, sich durch eigene innere Kraft des Geistes aus den niedrigsten Verhältnissen ihrer Geburt bis zu den höchsten Würden der Kirche und einer damit verbundenen großen Wirksamkeit im Staat emporhoben. Am 23. August 1586 zu Laroque-en-Magnoac, einem Dorfe der Diöces Auch, geboren, fand er sich in seinem neunten Jahre so einsam und verlassen in der Welt, daß man nicht einmal wußte, wer seine Ältern gewesen. Ein benachbarter Edelmann nahm sich des Knaben an, indem er ihn mit einem seiner Neffen erziehen ließ, den d'Ossat aber bald an Reise des Geistes und des Charakters so übertraf, daß er seines ehemali- gen Mitschülers Lehrer ward, und als solcher jenen und noch zwei andere Neffen seines Wohlthäters im J. 1559 auf die Universität Paris führte. Hier schloß er sich hauptsächlich an den berühmten Ramus an, und vertheidigte auch diesen seinen Lehrer in einer kleinen Schrift: *Expositio in disputationem Jacobi Carpen- tarii de Methodo*, siegreich gegen die Angriffe Char- pentiers. Von Paris begab sich d'Ossat nach Bourges, um daselbst die Vorlesungen des Cujacius zu besuchen, in Folge welcher Studien er sich für den Stand eines Juristen bestimmte. Doch nur kurze Zeit blieb er diesem Berufe treu. Paul de Foix, damals Rath am Parla-

ment zu Paris, erkannte das Talent des jungen Rechtsgelehrten, zog ihn an sich und nahm ihn im J. 1574 mit sich nach Rom, woselbst d'Ossat sich zum geistlichen Stande wandte. Als Paul de Foix im J. 1581 als Gesandter Heinrichs III. von Frankreich wieder nach Rom kam, machte er d'Ossat zu seinem Secretair, welcher sich so in die Behandlung politischer Angelegenheiten fand, daß er bald alle Depeschen des Gesandten abfaßte, und seit dieser Zeit bis an sein Lebensende in diplomatischen Geschäften verblieb. Nach dem Tode Pauls de Foix fungirte er in demselben Amt eines Secretairs bei jenes Nachfolgern im Gesandtschaftsposten, Hippolyt von Este und Cardinal Joyeuse, und wußte sich bei dem König ein solches Vertrauen zu erwerben, daß dieser ihm nach Entfernung Willerois das Amt eines Staatssecretairs anbot. Dankbare Pietät gegen Willeroi, und wol auch die Überzeugung, daß er sich nicht gegen den Einfluß der Guise in Frankreich behaupten würde, bestimmten damals d'Ossat zur Ablehnung des königlichen Antrags.

Bei der nach dem Tode Heinrichs III. in Frankreich eintretenden allgemeinen Parteiung schloß sich d'Ossat an Heinrich IV. an, und seine Bemühungen bei Ausgleichung der Verhältnisse Heinrichs zum päpstlichen Stuhle sind der Glanzpunkt seiner gesammten diplomatischen Thätigkeit. Je mehr Schwierigkeiten bei der gewünschten vollständigen Ausöhnung des Papstes mit dem Könige zu besiegen waren, je wichtiger die Erreichung dieses Wunsches für die ganze Lage des Königs sein mußte; um so größer ist das Verdienst d'Ossats, der diese verwickelte Angelegenheit glücklich zu Ende führte. Den Einfluß der Spanier, für deren Plane in Frankreich durch jene Ausöhnung ein Hauptstützpunkt verloren ging, wußte er geschickt bei dem Papste zu entkräften und selbst das Cardinalscollegium von der Forderung abzubringen, daß sich Heinrich von Neuem durch den Papst in sein Reich einsetzen lassen sollte. Als endlich Alles zum Abschlusse vorbereitet war, ward Duperron nach Rom gesandt, um im Namen des Königs die päpstliche Absolution zu empfangen. Wie sehr beide Parteien den Vermittler ehrten, geht daraus hervor, daß der König denselben 1596 zum Erzbischofe von Rennes ernannte, der Papst aber die kostenfreie Ausfertigung der Bulle befahl. Vom Erzbischofe von Verona ward d'Ossat am 27. Oct. 1596 in der Kirche des heiligen Marcus zu Rom geweiht.

Doch entfernte ihn diese Ernennung nicht von seinem bisherigen Wirkungskreis, indem der König ihn von dem Residiren in seinem Erzbisthum als in Staatsdiensten nöthig, befreite, und ihn schon im September des folgenden Jahres zum Staatsrath ernannte. Alle Unterhandlungen, welche die Verhältnisse Heinrichs zu den italienischen Staaten herbeiführten, wurden größtentheils von d'Ossat geleitet, wenn er auch nicht den Titel eines Gesandten führte und meistens andere neben ihm in dieser Stellung zu Rom sich aufhielten. So beendete er glücklich in drei Wochen die Unterhandlungen über die Rückgabe der französischen Inseln If und Paneques, deren sich der Großherzog von Toskana in der Zeit be-

mächtigt hatte, als die Spanier siegreich gegen Heinrich IV. waren, zeigte in Person dem Senat von Venedig den Abschluß des Friedens von Bervins an, becomplimentirte im Namen des Königs die junge Königin von Spanien in Italien, und übernahm, als der französische Gesandte Herzog von Luxemburg 1598 von Rom abreiste, selbst die oberste Leitung der Geschäfte, unter welchen die Verhandlungen mit Savoyen über den Besitz von Saluzzo die wichtigsten waren. Sie zogen sich bis zum J. 1601 hin und wurden gegen den guten Rath von d'Ossat zum Nachtheile Frankreichs beendet, indem Heinrich die Landschaft abtrat, und sich dadurch eines Ortes beraubte, von welchem aus der Eintritt ins innere Italien ihm stets offen gestanden hätte. — Schon vor Beendigung dieser Angelegenheit war d'Ossat auf Ansuchen seines Königs vom Papst am 3. März 1599, zum Cardinal promovirt worden und blieb auch als solcher dem Interesse seines Herrn ergeben. Seiner Thätigkeit und Umsicht gelang es, den Papst für die Scheidung Heinrichs und Margaretha's von Valois zu gewinnen, die Curie über die in Frankreich verzögerte Publication der tridentiner Beschlüsse, sowie über die Erlassung des Edicts von Nantes zu beruhigen und selbst in der sehr schwierigen Dispensationsfache des Herzogs von Bar mit Glück zu unterhandeln, welcher gegen den ausgesprochenen Willen des Papstes die protestantische Prinzessin Katharina von Frankreich, Heinrichs Schwester, geheirathet hatte. Dieses war auch die letzte bedeutende Verhandlung, welche d'Ossat am römischen Hofe für seinen König führte, indem er nicht lange nach Beendigung derselben am 13. März 1604 von Allen geachtet und geliebt starb. Durch Gaben des Geistes, durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Klugheit ersetzte d'Ossat so sehr den Mangel einer vornehmen Geburt, wie Thuanus (Histor. lib. 132) schreibt, daß er in Rom allen durch Geburt oder Glücksgüter Angesehenen gleichgeschätzt, den meisten noch vorgezogen ward. Seine Geschäftsbriefe nach Frankreich erschienen zuerst von den Gebrüdern Dupuy besorgt im J. 1624 Fol., und wurden dann von Amelot de la Hauffaye 1697 in zwei Quartbänden mit Anmerkungen neu herausgegeben, welche Ausgabe mit vermehrten und verbesserten Noten zu Amsterdam 1707, 1714, 1732 in fünf Kleinoctavbänden nachgedruckt ward. Man rühmt seine Schreibart als rein, gedrängt und kraftvoll, die Art seiner Unterhandlung aber für den Diplomaten als so lehrreich, daß Ghesterfeld diese Briefe seinem Sohn als das beste Buch empfiehlt, aus dessen Lectüre er sich einen Takt für Behandlung politischer Verhältnisse bilden könne. — Natürlich enthalten diese Briefe auch einen Schatz von interessanten Notizen und Bemerkungen über allgemeine damalige Zeitverhältnisse*.)

(Roepell.)

*) Silberne Medaille, 4 Loth schwer. Le Cardinal d'Ossat. Brustbild dess. z. Linken. J. D. (d. i. J. Daffier, zu dessen Suite von Medaillen diese gehört). — Ein Grabmonument, auf welchem zwei kindliche Engel sitzen. Der eine hält einen Totenkopf, der andere bläst die Posaune. Auf der Schrifttafel steht M. 1604. (App. ad Catal. num. vir. doct. per quae serv. Brixiao

Ossau, f. Nieder-Pyrenäen, Departement.

OSSEGG. 1) Eine dem alten Cistercienser-Stifte gleiches Namens gehörige große Herrschaft des leitmeriger Kreises Böhmens, welche in der Ebene des Bilathales am Fuße des Erzgebirges liegt, deren Bevölkerung im J. 1830 5665 Seelen betrug, welche sich sämmtlich, wenige Protestanten abgerechnet, zur katholischen Religion bekennen und fast durchaus Deutsche sind. Die landwirthschaftlich benutzte Bodenfläche beträgt 14,134 Joch 1055 N. Kl., davon waren 5380 Joch 613 N. Kl. obrigkeitliche und 8754 Joch 442 N. Kl. Rustikal-Gründe und zwar enthält das Dominicale 1532 Joch 1496 N. Kl., ackerbare Felder, 144 Joch 1127 N. Kl. mit Aekern verglichene Teiche, 36 Joch 77 N. Kl. Gärten, 1 Joch 389 N. Kl. mit Wiesen parificirte Teiche, 239 Joch 1283 N. Kl. Hutweiden, 10 Joch 1532 N. Kl. Weingärten und 2858 Joch 272 N. Kl. Waldungen; — das Rusticale 6997 Joch 1394 N. Kl. Felder, 9 Joch 103 N. Kl. als Acker und Wiesen parificirte Teiche, 3 Joch 165 N. Kl. Trischfelder, 973 Joch 637 N. Kl. Wiesen, 126 Joch 34 N. Kl. Gärten, 423 Joch 654 N. Kl. Hutweiden und 221 Joch 655 N. Kl. Waldungen. An größern Hausthieren befanden sich am Ende des Monats April 1830 auf dieser Herrschaft 6 obrigkeitliche und 131 unterthänige Pferde, 431 St. Rinder der Obrigkeit und 3509 St. der Unterthänen, und Schafe besaßen Ende Mai 1828 die Unterthänen 3429 St. und die Obrigkeit 1643 St. Die Einw. treiben außer dem Feldbaue noch eine sehr ausgebreitete Obstbaumzucht, und etwas Schweine-, Bienen- und Geflügel-Zucht, und die Obrigkeit bei Dbernitz auch Weinbau. In 28 Teichen wird eine höchst ergiebige Fischerei und bei den vielen und ausgedehnten Forsten auch eine wildreiche Jagd getrieben. Am Fuße des Erzgebirges sind in der Ebene ausgedehnte Braunkohlenslöße, auf welche in sieben rusticalen und drei obrigkeitlichen Brücken gebaut wird, welche jährlich 30 bis 40,000 Kübel Braunkohlen ausbeuten. Auch mehre bedeutende Fabriken und Gewerbe sind auf dieser Herrschaft im Betriebe, besonders stark wird die Strumpfwirkerei und das Schuster- und Müllergewerbe betrieben. Das Justizamt der Herrschaft wird zu Neu-Ossegg verwaltet, wo auch das Wirthschaftsamt seinen Sitz hat. 2) Ein Dorf, welches zum Unterschiede von Alt-Ossegg auch Neu-Ossegg genannt wird, im leitmeriger Kreise Böhmens auf der gleichnamigen Herrschaft (50° 37' 29" nördl. Br., 31° 21' 23" östl. Länge und 145½ par. Kl. über der Elbe bei Hamburg, nach David), 4¼ Meilen von der Kreisstadt und 1¼ Meilen von Teplitz entfernt, am Fuße des Erzgebirges gelegen und vom Riesenbache durchflossen, mit 116 Häusern, 800 teutschen Einw., dem alten, berühmten Cistercienser-Stifte, der schönen Stifts-, und einer zweiten der heil. Katharina ge-

weiheten Kirche, einer wilden Fasanerie, Schäferei, einem Jägerhause, zu welchem ein Forstrevier von 987 Joch 671 N. Kl. Waldboden gehört, einem großen Meierhose, (Holzmühlhof), einem schönen und großen Stiftsgarten, der mehre hübsche Partien enthält, einem Brauhause, zwei Mahl- und einer Bretmühle. Es befinden sich dort eine Apotheke des Stiftes, drei Wundärzte, zwei Hebammen, zwei Handlungen und die k. k. privil. Kloster-ossegger Wollenzuchfabrik (wovon im folgenden Artikel), welche schon seit dem 17. Jahrh. besteht. Das Gebäude der letztern befindet sich einige hundert Schritte weit außerhalb des Klosters. Das Armeninstitut besaß am Schlusse des J. 1831 eine Stammvermögen von 1071 Fl. 38½ Kr. und die Einkünfte desselben beliefen sich im J. 1831 auf 3620 Fl. 28½ Kr., womit in demselben J. 143 Arme theilhaft wurden. In der Nähe dieses Dorfes sind mehre fischreiche Teiche. In Hinsicht der Seelsorge ist das Dorf dem pfarrlichen Sprengel von Alt-Ossegg zugewiesen. 3) Alt-Ossegg, ein östlich von Neu-Ossegg gelegenes Dorf der gleichnamigen Stiftsherrschaft im leitmeriger Kreise Böhmens, mit einer katholischen Kirche, Pfarrei und Schule, 20 Häusern und 123 teutschen Einw. Die hiesige Pfarre gehört zum biliner Vicariats-District der leitmeriger Diöcese und steht unter dem Patronat des obrigkeitlichen Stiftes. Eingepfarrt sind außer Alt- und Neu-Ossegg die Dörfer Haan, Deuten-dorf, Neurorf, Herrlich und Ladung, und die zur Herrschaft Neu gehörigen Dörfer Riesenberg und Langewiese mit einer Seelenzahl von 3125 Seelen im J. 1830. Die Pfarrkirche, welche den heil. Aposteln Petrus und Paulus geweiht ist, wurde schon im J. 1209 durch den prager Erzbischof Daniel consecrirt. Auf ihrem Kirchhose befindet sich das Grabmahl des hier im J. 1802 auf einer Reise nach Teplitz verstorbenen Prinzen Joseph von Sachsen, eines Sohnes des Prinzen Xaviers. In der Nähe dieses Dorfes befinden sich die Ruinen der Riesenburg, deren Besitzer einst die Herren dieser Gegend waren*). 4) Das Stift Osseg (s. den folgenden Artikel). Der Abt dieses Stiftes ist Prälat und Landstand des Königreichs Böhmen und Bisitator in Böhmen, der Ober- und Niederlausitz. Dem Stifte steht das Patronatsrecht über die Pfarreien und Localien zu Alt-Ossegg, Janich, Klostergrab, Kobschitz, Ugezd, Bissetschan und Wtelna zu, welche es auch durch Glieder seines Stiftes besetzt**).

(G. F. Schreiner.)

OSSEGG, richtiger OSEK (von osekat, abhauen, roden), berühmtes Cistercienserstift ad B. V. Mariam, in dem leitmeriger Kreise von Böhmen, verdankt seinen Ursprung dem Wladiken Milgost, der im J. 1192 aus Waldsassen einige Mönche, darunter der erste Vorsteher Rutherford berief, sie in das von ihm bei dem heutigen Städtchen Maschau erbaute Kloster einführte, und zum Unterhalte der Stiftung, laut Stiftungsbriefes vom J.

in [Calogera] Raccolta d'opuse. scientif. e filol. T. XL. in Venezia. 1749. 12. p. XXXIV. Muscum Mazzuchell. T. I. (Ven. 1761. fol.) p. 486. tab. 98. n. 3, wo n. 4 noch eine Med. desselben abgebildet ist. Appendice alla bibliotheca Firmiana. Mediol. 1783. 4. p. 26. n. 2.) Im Cab. zu Gotha. (G. Rathgeber.)

*) S. J. O. Sommer, Das Königreich Böhmen, statistisch-topographisch dargestellt. 1. Bd. leitmeriger Kreis. (Prag 1838.) S. 145 fg. **) Jarosl. Schallers Topographie des Königreichs Böhmen etc. (Prag und Wien 1787.) 5. Th. S. 146 fg.

1193, eilf Dörfer, worunter Maschau selbst, widmete. Die neue Anlage fand nur kümmerliches Gedeihen, vorzüglich litt sie durch die wiederholten Anfälle benachbarter Räuberbanden. In dem letzten dieser Anfälle wurden die Klosterbrüder lediglich durch das kräftige Einschreiten des Grafen Slawko von Bilin, aus dem Geschlechte der Herren von Riesenburg und Ossegg, gerettet. Dessen mächtigem Schutze für die Zukunft näher zu sein, verließ der größte Theil der Brüder das unheimliche Maschau, und ließ sich in dem von der Riesenburg nur eine Stunde entlegenen, außerdem aber noch durch eine eigene Burg bewahrten Dorfe Ossegg nieder. Die Flüchtlinge fanden bei dem Grafen Slawko die freundlichste Aufnahme, zumal dieser, wie es scheint, schon früher die Absicht gehabt, in Ossegg, wo seiner Ahnen Begräbniß, wo auch sein Bruder, der verstorbene oberste Kämmerer Grebis¹⁾, ruhete, ein Kloster zu begründen. Eine Kirche war demnach schon vorhanden, und ein nicht unbedeutendes Kirchengut, denn Borso, Slawko's anderer Bruder²⁾, hatte als ein solches den Zehnten in Schwintschitz und ein Gut (septimana) in Grebissin gewidmet, und Borso's Sohn, der jüngere Slawko, den Zehnten in Wodolitz hinzugefügt. Diese Kirche nun verließ der ältere Slawko den maschauer Flüchtlingen, er gab ihnen aus des obersten Kämmerers Nachlasse, hierzu von dessen Söhnen beauftragt, Biedna und Hirscher, einen Antheil von der Villa Telci (Teltsch) in Mähren, der von einem gewissen Bohuta eingetauscht worden, den Zehnten in Mochta und einen Antheil von der Villa Bognich, wozu Chosata, des Grebis Sohn, noch seinen Weinzehnten in Mochta fügte. Aus seinem persönlichen Eigenthume gab Slawko das Prädium Ossegg, in seinem ganzen Umfange, das halbe Dorf Haan, Herrlich (Hirdloch), Schönfeld, (bei Schlackenwald), Domschlauic, Duban, den Zehnten in Zavidow, Briechin und Bethscow, ein Ackergut in Wodolitz, und zwei Mansen in Fridbach; endlich schenkte sein Sohn Boguslaus die Mühle bei Hoslomis, den Fruchtzehnten in Sirchow, das Patronat der Kirche in Schlackenwerth³⁾, und das Dorf Pasengrün. Alles dieses wurde durch einen Majestätsbrief Przemisl Ottokars I. vom J. 1207 bekräftigt, hatte jedoch die Folge, daß der erste Stifter, Milgost, in dem heftigsten Zorne gegen die Flüchtlinge ent-

brannte, diejenigen ihrer Gefährten, die in Maschau zurückgeblieben waren, gewaltsam austrieb, und die gesammten Stiftungsgüter wieder an sich zog. Ruthards Nachfolger, der Abt Hermann von Ossegg, führte zwar hierüber Klage bei dem päpstlichen Stuhl, und die Bischöfe von Prag und Olmütz, und der Propst von Leitmeritz wurden vom Papst Innocentius III. im J. 1201 beauftragt, die Sache auf das Genaueste zu untersuchen, es ist indessen nicht bekannt, ob Hermanns Klage eine weitere Folge hatte. Er lebte noch im J. 1212. Sein Nachfolger, Slawko⁴⁾, legte freiwillig die Inful nieder, und ging 1240 nach Preußen, den christlichen Glauben zu predigen; starb auch daselbst als Bischof. Der vierte Abt Weinhard, war in dem Zwiste zwischen König Wenzeslaw I. und dem Prinzen Przemisl Ottokar auf des Königs Seite; ihn dafür zu bestrafen, wurde das Kloster 1249 von dem Prinzen erfliegen und auf das Härteste behandelt; Weinhard selbst mußte mit dem ganzen Convent die Flucht ergreifen. Der Schaden wurde jedoch unter dem folgenden Abte Giselbert vollständig geheilt, zumal Przemisl Ottokar, der jetzt selbst den Thron bestiegen hatte, sich auf jede Weise bemühte, seine frühere Härte in Vergessenheit zu bringen. Darum beschenkte er auch das Kloster mit dem Zeigefinger des heil. Johannes des Täufers, den er 1252 in Ungern erbeutet hatte. Giselbert war zuletzt Abt in Ossegg und in Walbsaffen zugleich. In Ossegg folgte ihm, durch Wahl vom J. 1266, Theoderich I. Im J. 1278 wurde das Kloster von den Bölkern Kaiser Rudolfs I. überfallen, ausgeplündert und in Brand gesteckt; der Abt hatte sich nach Dresden geflüchtet, und kam erst im J. 1280 wieder. Im J. 1282 erbaute er in dem durch ihn zugleich mit Wernsdorf angekauften Klostergrab die Pfarrkirche zu St. Barbara; im J. 1284 wurde er als Abt nach Walbsaffen versetzt. Auch der zehnte Abt Johann I. Gribelius, ein Mitglied der pariser Sorbonne, starb als Abt zu Walbsaffen. Dieser Nachfolger, Ludwig, erwählt 1322, erlangte das Patronat zu Pirna, und starb 1332. Unter seinem Nachfolger Konrad II. wurde das ganze Stift ein Raub der Flammen. Noch Schrecklicheres erlebte der 16. Abt, Johann III., erwählt 1397; zweimal wurde das Kloster, das erste Mal von den Prägern, den 12. Julius 1421, und dann den 23. Sept. 1429 von den Laboriten so vollständig verwüstet und zerstört, daß es lange Zeit im Schutt liegen mußte. Bei dem letzten Überfalle verloren auch viele der Conventualen das Leben, daher es bei Henriquez, in dem Menologium Cisterciense, heißt: Passio Beatorum Martyrum Sanctae Mariae de Ossek, qui in con-

1) Der Name Grebis ist wol nicht entstellt. „Grebis, Camerarius sub Friderico duce, 1183 et 1190, sub Ll. Cladrub“ heißt es in Balbins Verzeichnisse der größern und kleinern Reichsbeamten. Ohne Zweifel ist jedoch dieser Grebis eine Person mit dem Rabossa, Camerarius, der, laut des nämlichen Verzeichnisses, in Ll. eccl. Prag. anno 1194 vorkommt. 2) Wir sind, und nicht mit Unrecht, stolz darauf, den Namen dieses dritten Bruders gefunden zu haben. Er war selbst einem Willauer, in dessen Aufsatz über das Geschlecht der Riesenburge, Hesperus 1818, Junius Nr. 33 entgangen. In der Bestätigungsurkunde König Ottokars I. vom J. 1207 bei Jongelin, heißt es aber: „Quae duo borsa, Germanus praedictorum virorum, obtulit et filius ejus Zlauco decimas suas in Odiliz superaddens.“ während es heißen sollte: „Quae duo Borsa, germanus praedictorum“ etc. 3) Des Bruschius Meinung, daß Schlackenwerth von einem Slawko von Riesenburg erbaut worden, dürfte demnach nicht so grundlos sein, wie Schaller annimmt.

4) Dieser Abt möchte wol selbst, wie auch Willauer angenommen, dem Geschlechte von Riesenburg angehören. In diesem Falle würden wir sein Bisthum in Preußen für jenes von Pomesanien halten, und den Namen des ersten Bischofs von Pomesanien, des frommen Ernst, für die teutsche Übersetzung von Slawko; alsdann würde auch der Bischöfe von Pomesanien Hauptstede, Riesenburg, nicht von dem Lande Resla, sondern von des Bischofs Stammburg benannt sein. Leider befinden wir uns außer Stand, ein Verzeichniß der Bischöfe von Pomesanien zu Rathe zu ziehen.

fessione fidei constanter persistentes, ab Hussitis immaniter interemi, cum palma Martyrii victores evolarunt in coelum. Die folgenden Abte Franz II. erwähnt im J. 1430, und Johann IV. erlagen beinahe der Last des Unglückes, welches der hussitische König Georg noch gar sehr erhöhte, indem er 1460 eils Stiftsdörfer an Johann von Stambach verpfändete, gleichwie auch Bladislaw II. im J. 1485 die Dörfer Wodolitz, Mnichow und Sunicz, jezt sämmtlich zu der Herrschaft Liebshausen gehörig, veräußerte. Der Abt Johann IV. starb im J. 1492. Nach ihm regierten Michael, erwähnt im J. 1492, Martin, Bartholomäus, Jakob, Balthasar; die Zahl der Capitularen war aber so gering, die Mittel für ihren Unterhalt waren so dürftig, daß der kaiserliche Hof nach Balthasars, des 23. Abtes, Tode, 1579, beschloß, die sechs in Ossegg noch vorhandenen Geislichen in andere Klöster zu vertheilen, die Klöstergüter aber, gleichwie das benachbarte Schwag, zur Verstärkung der ganz unzureichenden Dotation des Erzbisthums Prag zu verwenden. Solches geschah, mit päpstlicher Genehmigung, durch Urkunde vom 13. Junius 1580, und das Kloster stand verlassen, bis Johann Kohelius zur Regierung des Erzbisthums Prag berufen wurde. Gleich im J. 1614 erließ er ein wehmüthiges Schreiben an den Papst Paul V., um ihm das unverdiente Schicksal der Abtei Ossegg zu klagen, und auf ihre Wiederherstellung anzutragen, und seine unausgesezten Bemühungen für diesen Gegenstand, hatten die Folge, daß der Orden im J. 1626 wieder in Ossegg eingeführt werden konnte, und zugleich den Besitz der ganzen Herrschaft übernahm. Der Abt von Königsaal, Georg Urath, zugleich Ordens-Bisitor und General-Vicar, trat an die Spitze der neuen Gemeinde, und stand ihr bis an sein Ende, im J. 1634, treulich vor. An seine Stelle gelangte Johann V. Greifenfels von Pilsenburg, zugleich auch Abt in Sedlitz, Bellehrad, Königsaal und Saar, der Stolz und die Säule seines Ordens, ein Mann sonder Gleichen in Heiligkeit und Klugheit, in Demuth und Wissenschaft, in eiserner Festigkeit und christlicher Milde. Er starb den 8. März 1650. Sein zweiter Nachfolger, der 27. Abt Benedict Littwerig, erwähnt im J. 1691, vollendete den seit Georg Urath begonnenen Neubau des gesammten Klosters durch Einweihung der prachtvollen Kirche, sammelte die wenigen Reste der ersten Stifter in einem eigenen Mausoleum, begründete sowol die Strumpf- als die Zeugfabrik des Klosters, und starb 1726 in hohem Alter. Der 30. Abt, Moriz Elbel, erwähnt 9. März 1776, und früher Propst des Königklosters in Alt-Brünn, hatte kaum die Drangsale des bairischen Erbfolgekrieges überstanden (1778 mußte eine Brandschabung von 40,000 Thln. an die Preußen bezahlt werden), als die Reformen Josephs beinahe den Untergang des Stiftes herbeiführten. Die Zahl der Ordensmänner wurde im J. 1785 von 50 auf 18 herabgesetzt, die Verwaltung der Güter dem Abte gänzlich entzogen. Diese Beschränkungen wurden aber im J. 1802 zurückgenommen, und im J. 1818 zählte das Stift 45 Individuen, worunter 1 Noviz, 6 Böglinge der Theolo-

gie, 9 Kapläne, 7 Pfarrer und Localpfarrer, 2 Pröpste, 8 öffentliche Professoren, 3 ökonomische Officialen, 9 Conventualofficialen und Quiescenten. Die stattlichen Klostergebäude liegen an der Südseite des Dorfes, erhalten unter andern eine eigene Apotheke, und gewähren insbesondere von der Prälatur aus die herrlichsten Ansichten. Einige hundert Schritte weiter, außerhalb der Klostermauern, befinden sich die Gebäude der seit dem Ende des 17. Jahrh. bestehenden, von Kaiser Karl VI. gleich zu Anfange seiner Regierung privilegirten Kloster-ossegger Wollenzugfabrik, welche gegenwärtig 12 Wirker beschäftigt, die sogenannten ossegger Zeuche liefert, und in Prag in dem ossegger Prälatenhause, Altstadt, Egidigasse, Nr. 447, eine Niederlage hat. Diese Fabrik wurde zunächst errichtet, um die hiesige Klostergeistlichkeit zu bekleden, fand aber auch bald Absatz in den böhmischen und mährischen Cistercienserköstern, sowie später bei andern Orden und bei der Weltgeistlichkeit. Ihre Glanzperiode fällt demnach in die Zeiten von 1719—1780. Im J. 1787 beschäftigte sie noch 766 Menschen, worunter 23 Wirkergefallen, 33 Kämmer, 27 Streicher, 21 Wicker, Zwirner, Sortirer, Wäscher, 620 Spinner für seines Wollengarn, 36 Baumwollenspinner, und damals verarbeitete sie jährlich 150 Stein inländische, 450 Stein sächsische Wolle, 5 Centner Baumwolle, für 1100 Fl. Farbezeug, woraus producirt wurden 70 Stück weiße Quinetten, farbige dergleichen 20 Stück, Berkan 20 Stück, Mantelzeug 80, Kronrasche 170, Tuchrasche 50, Futterrasche, Sardin 90, Multon 15, Brüsselerzeug 30, Kartinat 30, Rittei 200 Stücke. In den drei Jahren, von 1781—1783, wurden überhaupt für 53,780, von 1784—1786 nur für 38,948 Fl. Waare abgesetzt. Baaren Gewinn mag das Stift wol niemals von dieser Fabrik gehabt haben, in industrieller Hinsicht wurde sie aber für die Stiftsunterthanen sehr wohlthätig. Die Strumpffabrik, in der einst auf 15 Stühlen die so berühmten ossegger, oder wie sie später hießen, durer feinen Strumpfe gefertigt wurden, ist um die Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges eingegangen. Die Klosterherrschaft, größtentheils, obgleich am Fuße des Erzgebirges gelegen, flaches, fruchtbares und obstreiches Land, zählte im J. 1830 in 23 Dtschaften, wobei die in der Geschichte der böhmischen Rebellion so merkwürdige Berg- und Schuß-Stadt Klostergrab nicht eingerechnet, 5665 Seelen und 14,134 Joch Flächenraum; für den Betrieb der obrigkeitlichen Ökonomie bestehen sieben Meierhöfe und drei Schäfereien. Zu Dbernitz treibt die Abtei einen nicht sehr bedeutenden Weinbau. Die Braunkohlenbrüche bei Bernsdorf, Ugez und Strimitz, theils obrigkeitliches, theils Rusticaleigenthum, liefern jährlich 30 bis 40,000 Kübel. Herrlich hat einen sehr merkwürdigen, hepatischen Brunnen, den sogenannten Stänker. Außer dieser eigentlichen Klosterherrschaft besitzt Ossegg auch noch, von den Stiftungszeiten her, das Gut Skryl, saazer Kreises, welches in sieben Dtschaften, auf einem Flächenraume von 4835 Joch, 258 Häuser und 1182 Menschen, auch die berühmte pülner Bitterwasser-Quelle enthält. In einem ältern Taxe ist die eigentliche Stifsherrschaft zu

850,000, das Gut Skryl zu 165,500 Fl. gewürdigt. Im Mittelalter hatte Dsegg auch namhafte Besitzungen in Meissen; eine solche war besonders das für Freibergs Bergbau so wichtige Dörrenthal, woselbst auch bis zum J. 1540 der Gottesdienst von Religiosen aus Dsegg versehen wurde. Gleichwie Dörrenthal, Dorotheae vallis, von der einen Seite auf die St. Dorothea, und folglich auf Preußen, insbesondere Pomesanien, zurückweist, so dient dieser Ort von der andern Seite zum Beweise, daß das benachbarte Purschenstein wirklich von einem Borso (von Riesenburg) erbauet, und nachmals von den Slawos (Kreysigs Schlangen) von Riesenburg besessen wurde. Endlich müssen wir bemerken, daß das Frauenkloster Marienthal in der Oberlausitz dem Abte von Dsegg unterworfen war. — Vergl. *Analecta monasterii Ossecensis*. Dresdae, 1750. *Micro-Chronicon monasterii B. V. M. de Ossek*, ord. Cist. a fundatione usque ad praesentem annum 1709 deductum, per P. *Malachiam Welker*, S. Cist. ord. rel. Ossekiae professum. — Dito Steinbach von Kranichstein liefert in der diplomatischen Sammlung historischer Merkwürdigkeiten aus dem Archiv des gräflichen Cistercienserklosters Saar in Mähren S. 251—253 das namentliche Verzeichniß der Äbte von Dsegg. (v. *Stramberg*.)

OSSELIN (Charles Nikolas), geb. im J. 1753 in Paris; wegen einiger Jugendsünden war ihm die Aufnahme unter die pariser Notare abgeschlagen worden, ein Urtheil, welches vom Parlament bestätigt wurde, als er an dieses appellirte und selbst seine Sache vor demselben führte. Beim Ausbruche der Revolution war er Advocat, und ergriff, wie so viele andere seines Standes, die Sache des Volks mit dem größten Eifer, trat in die pariser Municipalität von 1789 und dann in die den 10. Aug. 1792 gebildete insurrectionelle Municipalität, die sich damals der Regierung bemächtigte, wie er denn zu den thätigsten Anstiftern des Aufstandes gehörte, der an jenem Tage die Monarchie begrub. Als ein außerordentlicher Criminalhof eingesetzt wurde, um unter dem Titel: „der Verschwörer des 10. Augusts“ alle die zu richten, welche an jenem Tage der Volkswuth entgegen waren, ward auch Osselin Mitglied desselben, zeigte aber mehr Mäßigung und Festigkeit als irgend einer seiner Collegen. Bald wurde er als Abgeordneter von Paris Mitglied des Nationalconvents; als solcher zeigte er, wie die andern pariser Abgeordneten, die entschiedenste Feindschaft gegen die Girondisten, stimmte für den Tod des Königs und redigirte die Proscriptionsgesetze gegen die Emigranten, in denen er doch einige mildernde Distinctionen zuließ. Gleichwol konnte er dem Vorwurfe des Moderantismus nicht entgehen und wie sehr er sich auch bald durch harte Anträge von diesem Vorwurfe zu reinigen gesucht hatte, verzieh ihm doch Robespierre nicht die unabhängige Stellung, die er sich zu verschaffen gewußt hatte. Die Gelegenheit, ihn zu vernichten, fand sich bald. Osselin hatte sich für eine junge gefangen gehaltene Dame, eine Frau von Charry, die der gegen die Emigranten ausgesprochenen Strafe verfallen war, interessirt, sie aus dem Gefängnisse befreit und ihr bei sei-

nem Bruder, einem Geistlichen in Saint-Aubin, bei Versailles, ein heimliches Unterkommen verschafft. Als dieses herauskam, wurde eine Anklage gegen ihn beschloffen und er zur Deportation verurtheilt, vorläufig aber in Bicêtre gefangen gehalten. Den 8. Fructidor des zweiten Jahres der französischen Republik wurde er von Neuem als Theilnehmer an einer von den Gefangenen unternommenen Conspiration vor Gericht gestellt, vom Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt, und im 40. Lebensjahre hingerichtet. Man hat von ihm eine kleine Schrift: *Almanach du juré*. 18. *)

OSSENBECK (Jan, Johann oder Josse), geboren zu Rotterdam gegen 1627, berühmter Landschafts-, Thier-, auch Bambochiadenmaler ¹⁾ und Kupferäher oder Radirer. Nach den Studien, die er in seiner Heimath getrieben, begab er sich nach Italien, hielt sich daselbst, besonders in Rom, längere Zeit auf, ein Aufenthalt, der, nach seinen Gemälden zu schließen, den lebhaftesten Eindruck auf ihn zurückließ, sodaß man, weil er in Figuren oder Nebendingen im römischen Geschmacke malte, zu sagen pflegte: „er habe Rom nach Holland übergetragen.“

In dem Charakter seiner Figuren als Thiere zeigt sich eine Ähnlichkeit mit P. de Laar, doch hat Ossenebeck mehr Coles, die Composition ist angenehmer, die Formen der Linien sind zarter gefühlt, es ist mehr Großartiges und überhaupt ein großer Reichthum der Ideen, wozu er, wie gesagt, Rom's Umgebungen trefflich benutzte. Da er der Zeichnung der Figuren und Thiere sehr mächtig war, so stellte er oft Jahrmärkte, Reitschulen, Volksfeste und ähnliche Gegenstände mit reichen Figurengruppen mit vieler Wahrheit vor ²⁾. Sein Colorit ist vorzüglich kräftig, die Ausführung fleißig und vollendet; er vereinte die fleißige vollendete Manier der Holländer mit der freien Behandlung der Italiener.

Zum kais. Hofmaler Leopolds I. ernannt, ging er mit Nikolas van Hove, der denselben Ruf erlangte, nach Wien, hielt sich längere Zeit an dem Hofe des Kaisers auf, wurde mit vielen Aufträgen versehen und hatte Manches von den damaligen Merkwürdigkeiten des Hofes für den Hof oder für andere Kunstliebhaber darzustellen ³⁾. Später ging er nach andern deutschen Städten, wie z. B. nach Frankfurt a. M., Regensburg, an welchem Ort er 1678 im 51. Jahre verstarb. Als Radirer zeichnete sich Ossenebeck auch aus, indem er nach Bartsch (*Peintre Graveur*) eine Zahl von 59 Blättern, von welchen 27 nach andern Künstlern, Gemälden und Zeichnungen sind, radirte, und den Kunstsammlern diese

*) Biogr. univ. XXII, 207.

1) Mehrere Kunstautoren begreifen unter dem Ausdruck: Bambochiaden diejenigen Gemälde, welche Bauern und ländliche Scenen, wie sie Peter de Laar, genannt Bambochio, malte, vorstellten. 2) Wie z. B. das radirte Blatt Bartsch Nr. 25 zeigt. 3) Dahin gehören z. B. die Festlichkeiten der damals zu Wien gehaltenen Vermählungsfeier, wo besonders das Ballet zu Pferde in 14 Bl. von van Hove radirt ist. Ein wenig gekanntes Blatt von George Bouttats nach Ossenebecks Zeichnung ist merkwürdig, weil es den 1666 zu Pferde gehaltenen Einzug des Kaisers in Wien darstellt, wo alle Reiter im Profil, und im Moment des Vorbereitens bei der Kaiserin den Hut abziehen.

rabirten Blätter hinterließ. Mehre derselben sind äußerst geistreich und sehr zart rabirt, einige andere weniger glücklich durch die nicht gelungene Operation des Scheidewassers vollendet. Unter den größern nach seinen eigenen Zeichnungen oder Gemälden rabirten Blättern ist, wie schon gesagt, das Campo vaccino und die Ansicht von Caffarelle von der Porta di S. Sebastiano zu Rom hervorzuheden, die Gruppen der Figuren sind äußerst lebendig und geistreich gezeichnet und geätzt. Ebenso gehören zu den bessern die großen Blätter nach Salv. Rosa, die Saujagd nach P. de Kaar und besonders auch Christus beim Sturm im Schiffe nach Simon de Blioger. Die guten Drucke der Blätter sind besonders die vor der Aufarbeitung mit dem Grabstichel und vor dem mit dem Grabstichel gestochenen Namen des Künstlers, und diese werden als selten betrachtet. Dahin gehört auch das Blatt „die Grotte der Egeria oder die Caffarelle“ (Bartsch Nr. 25). Hier darf bei den seltenen Abdrücken die Platte oben nicht um drei Zoll abgeschnitten sein, indem die ganze Höhe der Platte acht Zoll beträgt.

Unter den von Dffenbeek nach verschiedenen Meistern rabirten Blättern sind eilf Stück in der von D. Teniers zu Brüssel herausgegebenen Galerie des Erzherzogs Leopold von Oesterreich. Außerdem gibt es noch zwei Blätter nach seinen eigenen Zeichnungen, welche nicht im P. Graveur angezeigt, doch aber im Katalog von Rigal sich finden, nämlich: die Kinder zu Bethel von Bären zerrissen, 1 Zoll 6 Lin. hoch, 2 Zoll breit in quer Oval, und ein Blatt: einige Matrosen um ein Feuer sitzend, 2 Zoll 8 Lin. hoch, 4 Zoll breit. (Frenzel.)

OS SEPIAE, sogenanntes weißes Fischbein, (Meerschäum), Os de Seche ou Boufron; the Cuttlefish, Zeeschwim, ist die knochige Schuppe am Rücken des Tintenschwammes, namentlich der Seekäse (des Kuttelfisches), Sepia officinalis. Es kommt in großen, mannshandstarken, oben und unten bauchigen, auf einer Seite glatten, auf der andern rauhen, ovalen Schalen oder Krustsen zu uns, die ganz weiß, locker, mürbe, leicht zerreiblich, wie Bimsstein, sind und scharf schmecken. Größtentheils besteht es (nach Hatchett) aus kohlensaurem Kalk, mit weniger animalischer Substanz verbunden; daneben will Karsten (s. Scherer's a. Journ. d. Chemie. V. S. 661), Spuren von phosphorsaurem Kalk darin gefunden haben.

Das etwa mit Sand, Bimsstein etc., verfälschte Knochenschwammpulver ist schwerer, fällt mehr ins Silber- oder Graulichweiße, und stößt beim Ausglühen nicht den brandigen Geruch des reinen und echten aus.

Das zu Kohle gebrannte, Os Sepias ustum, Carbo oss. Sep., wurde sonst als ein magensäurewidriges Mittel, desgleichen unter Zahnpulver und, besonders von de Haen, gegen den Kropf gebraucht.

Übrigens kommt es unter die Zusammensetzung des venetianischen Malerlacks etc. (Vergl. d. Art. Sepie.)

(Th. Schreger.)

Osser, s. Ossa.

OSSERO, Dfferkogel, ein durch seine Form ausgezeichnet, aus der südlich von ihm sich ausbreitenden

hügeligen Ebene kegelförmig und ziemlich steil emporsiegender Berg im gräzer Kreise Steiermarks. Er liegt in jenem Gebirgszuge, der die Wasserscheide zwischen der Mürz und Raab bildet. Der Dffer bildet mit dem felsigen Lantsch und dessen nächster Umgebung einen Zug von Alpenkalkstein, welcher, getrennt von dem nördlich von ihm gegen Osten hinziehenden Zuge der nördlichen Kalkalpen, durch das rings umgebende Urschiefergebirge ganz isolirt wird. Sein ganzer Rücken ist mit einer dichten Rasendecke überzogen, und er hat auf seinen trefflichen Almen einen Viehtrieb von 80 Stück Rindern. In seiner Nachbarschaft befinden sich die mürzigen Höhle, der an seltenen Pflanzen reiche Lantsch, die Teichalm, durch eine gräßliche Nordgeschichte im Lande berüchtigt, der Tirnaugraben und die Breitenau, ein schönes Thal, das sich gegen das Mürzthal ausmündet. Theils auf seinem Rücken und theils auf den benachbarten Höhen und in den genannten Thälern findet der Botaniker die Pettavia alliacea, Campanula pulla, Arabis corymbiflora, Potentilla Clusiana, Saxifraga Aizoon, das Delphinium intermedium, Rhododendron ferrugineum und noch andere viel seltenere Alpenpflanzen*). Von seinem beiläufig 4600 w. Fuß hohen Gipfel hat man eine entzückende Fernsicht über die Hügel und Flächen des gräzer Kreises und des ganzen untern Landes im Süden, und gegen N. N. W. W. und S. W. reihen sich Berge an Berge, und thürmen sich nahe und fern die mächtigen Hochgebirge von Obersteier, Kärnten, Krain und Salzburg auf; der erstaunte Blick reicht von diesem Punkte von dem Dvanchiza-Gebirge hinter Tarasdin bis in die Nähe des Großglockners und von der Ebene des südwestlichen Ungerns bis an die Landesmarken Italiens um Tarvis und an die Ponteba. (G. F. Schreiner.)

Ossera, s. Osicerda.

OSSERO (44° 46' 35" n. Br., 33° 18' 40" östl. L.), Städtchen auf der südwestl. Küste der Insel Cherso, und im District von Dffero, im Kreis Istrien, im kustenländischen Gouvernement des Königreichs Illyrien, war sonst der Sitz eines eigenen Bisthums, dessen Sprengel aber jetzt der Diocese von Veglia einverleibt ist, dagegen ist ihr ein noch nicht wieder neu organisirtes Collegiat-Capitel geblieben. Sie hat eine reiche Kirche und Pfarre, mit welcher ein Dekanat verbunden ist, zu welchem außer der Pfarrei von Dffero noch die Local-Kapellaneien S. Giacomo, Punta Croce, Welles, Ustrine, S. Giovanni, Dnie und S. Martino in Valle gehören, eine Elementarschule für Knaben, eine Sanitäts-Deputazione (Deputazione di Sanità), welche dem Sanitätsamt in Cherso untergeordnet ist, 351 Häuser und 1463 Einwohner, welche einen kleinen Handel mit Bau- und Brennholze treiben. Ungefähr 120 Kl. von der Stadt gegen N. entfernt befindet sich der gegen alle Winde gesicherte Hafen von Biarro, 75 Kl. lang und 100 Kl. breit, mit einem sehr guten Ankergrund, über welchen dem Sani-

*) Steiermärkische Zeitschrift, herausgegeben vom Ausschusse des Lesevereins am Johanneum zu Gräg. (Gräg 1824.) 5. Heft. S. 162 fg.

täts-Amte zu Cherso die Hafenaufsicht zu steht. Er dient theils den Küstenschiffen bei widrigen Winden zum Zufluchtsort, und theils wird aus ihm auch Brennholz nach Venedig ausgeführt. Im J. 1824 ist über dem Kanal von Ossero, welcher die Stadt und die westliche Küste der Insel Cherso von der Insel Lussin trennt, eine Aufzugsbrücke zur Verbindung beider Inseln hergestellt, wodurch die Gemeindefraße, welche die Inseln Cherso und Lussin der Länge nach durchschneidet, mit einander verknüpft worden sind. Diese Gemeindefraße ist von ihrem Anfange, zu Faresina auf Cherso gegenüber von dem an der Küste Istriens liegenden Hafen Fianora, bis nach Ossero, auf einer Strecke von $8\frac{1}{2}$ Meilen und 210 Kl., bloß ein Saumweg, der nur theilweise mit Bauernwagen befahren werden kann, von Ossero aber bis Lussin grande, in einer Entfernung von $3\frac{1}{2}$ Meilen und 110 Kl., ist er ganz fahrbar, eine Verbesserung, welche unter der franz. Regierung in den Jahren 1810 und 1811 ausgeführt wurde. Von Ossero führt ein felsiger Saumweg nach Punta Croce, dem südlichsten Orte der Insel Cherso. Von den Bergen, welche sich in der Nähe der Stadt Ossero erheben, sind mehre bei Gelegenheit der Vermessungen zum Behufe der Einführung des regulirten Grundsteuerkatasters trigonometrisch gemessen worden, als: die Felsenkuppe Belo Strazza 79,14 w. Kl. (südöstlich von der Stadt); nördlich von Ossero die flache Felsenspitze Pescenie 91,98 w. Kl.; in derselben Richtung der Boinal-Berg 116,76 w. Kl.; endlich östlich von der Stadt die Bergkuppe Lese 33,53 w. Kl. über dem Spiegel des adriatischen Meeres. (G. F. Schreiner.)

OSSERO, Kanal von, la Cavanella di Ossero genannt, ein 24 Kl. langer und 24 Fuß breiter Kanal (Meeresarm) zwischen der nordöstlichsten Spitze der Insel Lussin und der gegenüberliegenden Küste von Cherso bei der Stadt Ossero, der zur Zeit der Ebbe sehr seicht und dessen südliche Einmündung schon bedeutend vertragen ist. Die Reinigung und Vertiefung dieses Kanals wäre um so nothwendiger, als derselbe zur Winterszeit, wo die Befahrung des quarnerischen Golfs der Seestürme wegen sehr gefährlich ist, den Handelsfahrzeugen eine gesicherte Fahrt darbietet; überdies bietet er die kürzeste Verbindung zwischen Istrien und Dalmatien dar, und endlich würde auch durch die Erhaltung dieses Kanals den Bewohnern des westlichen Theils der Insel Cherso der Absatz ihrer Producte und die Zufuhr der ihnen fehlenden Bedürfnismittel sehr erleichtert. Die venetianische Regierung würdigte auch diese Vortheile und erhielt den Kanal mit der größten Sorgfalt, und zwar um so mehr, als durch ihn alle öffentlichen Gelder, welche für die Erhaltung der Truppen in Dalmatien bestimmt waren, transportirt wurden, theils um die damit beladenen Schiffe gegen widrige Winde und Stürme, theils aber auch um sie gegen Corsaren zu sichern. Sie ließ daher die Quai-Mauern an demselben mit bedeutenden Kosten aus großen behauenen Werkstücken auführen und stets sorgfältig unterhalten. Seit dem Falle der Republik sind aber daran gar keine Arbeiten vorgenommen worden, obgleich ein Theil der Quai-Mauern in den Kanal gestürzt sind und die ver-

sunkenen Quadern Hindernisse für Schiffe darbieten, welche ein fünf Fuß tiefes Fahrwasser benöthigen. Es dient daher dieser Kanal gegenwärtig nur den kleinen Küstenschiffen, welche von Albanien und Dalmatien kommen, zu einer immer sichern Fahrt, und wird auch von ihnen sehr häufig benützt. Mittels dieses Kanals werden auch die zunächstliegenden Bezirks-Insassen mit den nöthigsten Bedürfnismitteln versorgt, und Schafwolle, Käse, Wachs, Lämmer, gesalzene Fische, Lorbeerbeeren und Blätter, besonders aber Bauholz in einer bedeutenden Menge ausgeführt. Gegen Norden von diesem Kanal, ungefähr 100 Kl. von der Küste entfernt, wird ein Thunfischfang betrieben, dessen Ausbeute meist nach Venedig verführt wird und der gegenwärtig verpachtet ist. In derselben Gegend liegt nördlich von der Punta d'Ossero das Felsenriff Scoglio Levrera, welches sich 101,23 w. Kl. über die Meeresfläche erhebt. (G. F. Schreiner.)

OSSERO MONTE, die höchste Felsenkuppe auf der Insel Lussin, welche sich nach der trigonometrischen Messung d. k. k. österr. Grundsteuer-Kataster-Personals 307,42 w. Kl. über den Spiegel des benachbarten quarnerischen Meerbusens erhebt. (G. F. Schreiner.)

OSSET, alter Name einer Stadt in Hispania Baetica, gegenüber von Hispalis, mithin am rechten Ufer des Bätis, mit dem Beinamen Julia Constantia, nach Plinius (H. N. III. 1, 3). Auf Münzen findet man die Aufschrift: OSET, OSSET, OSSAT, OSET und was man COSSET gelesen, ist Colonia Osset zu lesen; vergl. Eckhel D. N. I, 1, 27. Ukert II, 1, 373. (H.)

OSSETEN. Ein in der Mitte des Kaukasus zu beiden Seiten des Schnee-Alpengebirges und des russischen Passes nach Georgien von den Quellen des Terel bis zu den nördlichen Flüssen des Kur wohnendes rohes Gebirgsvolk, welches in ältern Zeiten einen Theil des Vorgebirges an der Kabardei inne hatte, von dessen Fürsten es immer noch in einigen Districten abhängig ist. Denn zu den Osseten rechnet man noch die an die große Kabardei stoßenden Duiguren mit dem kleinen Stamme der Tscherkesseten (welche einem besondern Rittergeschlechte, den Babileten, unterwürdig bisher die Oberhoheit der kabardinischen Fürsten anerkannten) und ihre trüglichen Nachbarn die Domsars. Die Sprache der Osseten, in der Pronunciation dem slavischen und dem Plattdeutschen, in dem Organismus und einzelnen Stammwörtern noch mehr dem Persischen ähnlich (s. Klaproth's Anhang über die Sprachen des Kaukasus zu seiner Reise. 2. B.), verdiente eine sorgfältige Untersuchung. Denn da ihr Land Ironistan, sie selbst Iri heißen (was an Iran und an die Ariani erinnert), so hat die Vermuthung Klaproth's, daß sie von jenen medischen Sarmaten der alten Geschichte abstammen, viel für sich. Die Meinung Gaerbers und Gildensstädt's, hier die Nachkommen der Uzen oder Polowzen, jenes den alten Russen so furchtbaren Räubervolkes, das im 14. Jahrh. bei der Ankunft der Mongolen verschwand, wiederzufinden, wird dadurch minder wahrscheinlich, daß man die uns bekannt gewordenen Wörterreste der uzischen oder polowzischen

Sprache vielmehr bei den benachbarten Tscherkessen als bei den Osseten gefunden hat (s. Klaproth's Reise. 1. Th. Einleitung. Instructionen). Es ist aber nicht zu übersehen, daß die Osseten, auch Ossii genannt, in den älteren Geschichten der Georgier immer mit dem Volke der Lek, oder Lekii zusammengestellt werden (so z. B. soll schon Alexander der Große einen Statthalter über die Ossii und Lekii gesetzt haben; beider Völker bedienten sich die alten georgischen Könige gegen Armenien, späterhin waren die Ossii besonders Verbündete der Chasaren und Feinde der Georgier¹⁾); daß diese Verwandtschaft auch durch die Etymologie des Wortes Lek, welches im Ossetischen Mann bedeutet, bestätigt wird²⁾; daß die Osseten jenes an die Stelle der Alanen getretene Gebirgsvolk im östlichen Kaukasus, die Lesgher, noch jetzt Lekii nennen; daß diese Lesgher, wenn sie gleich bei Strabon, Plutarch und Zonaras schon Legae (*Ληγαι* und *Ληγες*) heißen³⁾, sich als Alanen erweisen (s. Ritters Erdkunde. 2. Th. S. 846); sowie hinwiederum die Ossii als Ussi oder Ussen bei den Schriftstellern des Mittelalters mit den Alanen für gleichbedeutend gehalten werden, und daß also in dieser Hinsicht, wenn man nicht die Alanen (Albanen, Alpenbewohner) ganz allgemein als Bergbewohner erklärt, eine ganz andere Völkerverwandtschaft als die der medischen Sarmaten hier zum Grunde zu liegen scheint. Merkwürdig sind die verschiedenen Versuche zur Einführung des Christenthums, welche man bei den Osseten von jeher gemacht hat. Schon der christliche Kaiser Justinian I. setzte einen Osseten Kostow zum Statthalter von 39 Ortschaften am Flusse Ksani in Georgien. Die Königin Thamar von Georgien (1171—1198) verbreitete das griechische Christenthum über das ganze Gebirge und bis ans schwarze Meer⁴⁾. Als hierauf die Mongolen eindrangten, und die Osseten theils zerstreut wurden, theils sich in das Gebirge versteckten, trat eine völlige Verwilderung ein. Nur die ossetischen Stämme, welche den georgischen Königen unterworfen wurden, blieben in christlicher Tradition. Im J. 1742 stellte der georgische Erzbischof der Kaiserin Elisabeth vor „die seit der Zerstörung des alten georgischen Staates freien Ossetiner, reich an Silber und Gold, seien seither zum Heidenthume wieder übergegangen; wenn man ihnen rechtgläubige Lehrer sende, würden sie wieder christlich werden.“ Einige Jahre nachher, als auch die Ältesten der Osseten Rußlands Schutz nachsuchten, bauten die hieher gesand-

ten russischen Geistlichen (ein Archimandrit, zwei Äbte und ein Mönch) die Kirche zur Offenbarung des Herrn, und die neuerrichtete russische Commission zur Verbreitung des Christenthums, welche von 1746—1764 über 2000 Osseten taufen ließ, würde mehr Erfolg gehabt haben, wenn die hierauf zu Mosdoß errichtete christliche Schule besser verwaltet worden wäre. (Auch soll im J. 1769 ein russischer Geistlicher durch die Schändung einer ossetischen Frau eine Reaction bewirkt haben.) Der Einfluß des krimmischen Khans, mit dem die Muhammedanischen Tscherkessen in Verbindung standen, die Eifersucht der kabadinischen Fürsten, welche eine Oberherrschaft über die nördlichen Osseten ausübten, und die Widerspenstigkeit der Gebirgsvölker überhaupt, welche einige verheerende Kriegszüge der russischen Generale (von Medem, und Bizicmow) in diesen Gegenden zur Folge hatten, waren auch große Hindernisse. Als Spuren des alten Christenthums findet man hier noch mehre alte Kirchen, die in den Monaten bezeichnete Verehrung des heil. Nikolaus (dem bei den Domsars eine alte Höhle gewidmet ist) und Georgs (über welche jedoch Elias [Sia] als Schutzpatron des Landes, dem sie besonders Ziegen zum Opfer bringen, den Rang behauptet), die Feier des Sonntags (Gottesstages), und der Osterfasten, und das Essen des Schweinesfleisches. Aber die Taufe ist unter ihnen wieder abgekommen; sie feiern die Erscheinung des Neumondes, indem sie mit ihren Dolchen oder Messern gegen die Sterne und gegen den Mond schlagen, schwören bei Hunden, Katzen und Todten, behalten die alte Sitte der Blutrache, und haben, ungeachtet das Zeichen des Kreuzes bei ihnen eine große Rolle spielt, manchen jüdischen und heidnischen Aberglauben. Um das Vermögen beisammenzuhalten, heirathet der Ossete zu seiner Ehefrau noch die Witwe seines verstorbenen Bruders, bei den Duiguren oder Dugoren ist eine Art Lauberhüttenfest von acht Tagen. Um den Seelen der Verstorbenen Ruhe zu verschaffen (wie man sagt) reiten zwei oder drei Osseten einen schrägen Berg hinan, und der, welcher den höchsten Gipfel erreicht, wird von den übrigen, die hierauf tanzen und schmaußen, geehrt und beschenkt. Ihre Kleidung ist Tscherkessisch. In ihren braunen oder lichten Haaren, ihrem röthlichen Bart, und ihrer fast ganz europäischen Gesichtsbildung (blaue Augen sind hier nicht selten) gleichen sie meistens den Bauern des nördlichen Rußlands. Sonst sind sie reinlich, einfach, gaskfrei, vortreffliche Schützen, immer bewaffnet, hiezburch und als geborne Räuber fürchtbar; doch jetzt, da die russische Oberherrschaft ihnen immer mehr Schranken setzt, ruhiger und der Viehzucht, der Jagd und da, wo es das rauhe Schiefer- oder Kalkgebirge zuläßt, dem Ackerbau ergeben. Ihre Silber- und Bleierze sollen vormals ergiebiger gewesen sein, auch findet sich bei ihnen dem Namen nach ein Goldfluß (Kefil); an Schwefel und Salpeter haben sie Überfluß. Merkwürdig ist der dort im Schneegebirge bemerkte buntgefiederte große Vogel (aus dem Geschlechte der Feldhühner), der den Steinböcken bei der Annäherung eines Jägers ein verrätherisches Zeichen durch Pfeifen gibt. Ihre Ältesten, von denen sie ro-

1) Vergl. die georgische Geschichte vom König Wachtung in Klaproth's Reise in den Kaukasus. 2. Th. 2) Aus der Gewohnheit kaukasischer Völker, sich in ihrer Sprache Männer zu nennen, habe ich schon an einem andern Orte die Identität der Abassen und der von den Griechen sogenannten Achser deducirt, denn Agu, Achu heißt im Abassischen Mann. Siehe *Caucasiarum regionum et gentium Straboniana descriptio*. (Lipsiae 1804.) p. 12. 3) Vergl. meine in der angeführten Schrift (S. 60) vorgetragene Erläuterung des Namens der Lesgher, welcher Ritter in seiner trefflichen Erdkunde, 2. Bd. S. 854, beigetreten ist. Späterhin hat auch Klaproth (Kaukasische Sprachen. 1814. S. 1) dieselbe Erklärung gegeben. 4) Vergl. die 1827 zu München erschienene treffliche Geschichte des Königreichs von Trapezunt, von Fallmerayer. 3. Cap.

giert werden, heißen Aldar, Eldar (Herren) und ihre meistens durch die Schneeschmelze wie bei den ältesten Deutschen bestimmten Dörfer Kau, Kow (Gau); welches zur Erklärung des Wortes Kaukasus dient⁵⁾. (Vergl. überhaupt die in der Einleitung zu meiner *Caucasiarum regionum descriptio* verzeichneten Reisebeschreiber, nunmehr auch Klaproth's Reise und übrige Schriften; über die einzelnen Districte der Osseten die zu Weimar 1821 gedruckte Erdbeschreibung von Hassel u. 4. Abth. 1. B.) (Kommel.)

OSSETZ, ein kleiner Fluß im europäischen Rußland, der unweit Glugow, im Gouvernement Tflernigow, entspringt, von hier nach Kursk übergeht und in die Statthaltertschaft Njasan fließt, wo er in die Dsika fällt. (J. C. Petri.)

OSSIACH, 1) eine kärnthner Religionsfondsherrschaft im villacher Kreis Oberkärnthens, deren Verwaltungsammt in dem Markte Feldkirchen ist, mit einem Verbbezirk, in dessen Gebiete der Markt Feldkirchen, die Herrschaften Himmelberg, Dsfiach und Bregrad, Poitschach und Rattmansdorf, die Güter Dietrichstein, Greifenthorn und Lendorf, die Gülten Altendorf, Laab zu Rosenfeld und Schurian, das Pflegamt und Spital Feldkirchen, die Pfarrgülden Feldkirche, Glanhofen, Himmelberg, Tiefen und Wachsenberg, und die Kirchengülden Glanhofen, Gnesau, Himmelberg, Pernegg, Steuerberg, Teuchen, Tiefen, Wachsenberg und Verschlin liegen und der im J. 1832 eine Bevölkerung von 14,006 Seelen umfaßte, mit einem Ortsgericht und einem Burgfrieden. In dem Territorium dieses Bezirkes liegt der ossiacher See und das Magdalenenbad bei Feldkirchen; es befinden sich Senseschmieden zu Himmelberg, Kupferhämmer bei Feldkirchen, ebendasselbst auch Streck-, Stahl- und Schwarzblechhämmer und Dorfgräbereien. Bezirkswundärzte befinden sich zu Feldkirchen und Himmelberg. Diese Herrschaft war einst ein Eigenthum des aufgelassenen Benedictinerstiftes zu Dsfiach, und noch immer steht ihr das Patronatsrecht über die Pfarreien zu Dsfiach, St. Joseph an der Tratten und St. Ulrich bei Feldkirchen zu. 2) Ein Dorf in der gleichnamigen Herrschaft im villacher Kr. Kärnthens, am südlichen Ufer des gleichnamigen Sees zwischen Obstbäumen am Fuße bewaldeter Berge gelegen, mit einer kath. Pfarre, Kirche und Schule, zu welcher im J. 1834 417 Einw. gehörten (außerdem acht Protestanten). Die Pfarre liegt im Dekanat Feldkirchen des gurker Bisthums; das Patronatsrecht steht der gleichnamigen Religionsfondsherrschaft zu. Das große Gebäude des ehemaligen Stiftes dient gegenwärtig zur Wohnung für den Pfarrer, Lehrer und das Personale des

k. k. Ararial-Gestütes; bemerkenswerth sind in diesem Gebäude der sogenannte Kaiser- und der Capitelssaal. Kirche ist klein und unansehnlich und nur das Grabmal Polenfürsten Boleslavs des Kühnen, ein aus Holz künstlich geschnitzter Altar und die Fresken am Kirchengewölbe merkwürdig. Der 166 Schritte lange Stall des Gestütes ist schön und dient zur Aufnahme der Pferde im Winter; im Sommer werden sie auf die Alpen getrieben. Dieses k. k. Militairgestüte wurde mit einem großen Kostenaufwande hergestellt und eingerichtet, in viele Moorgründe trocken gelegt, die Wasser abgeleitet, Gestrüppe ausgerottet, Brunnen gegraben werden mußten u. dgl. m. Die vorhandenen Gründe begreifen 1 Joch Acker, 370 Joch Wiesen und 400 Joch Hutweiden, welche jedoch nicht im Zusammenhange liegen, sondern zu Dsfiach, Bregrad, Arnoldstein, am Tauern auf der Mühlstädter-Alpe zerstreuet liegen. Es sind überdies noch an 1200 Joch vorhanden, die nur zur Weidung umgewandelt werden dürften, um bessern Ertrag bisher zu liefern. Das Klima ist übrigens rauh, Schnee bleibt oft fünf bis sechs Monate liegen und Alpen können höchstens vier Monate benützt werden. Der Zweck dieses Gestütes besteht vorzüglich darin, die Hengste für die k. k. Beschäl-Stationen zu ziehen, welche bestimmt sind, im Lande vertheilt zu werden, um die Landesucht zu verbessern. Die schönsten jungen Stuten werden zu Ergänzung des Gestüttsfonds zurückbehalten, die nicht ganz tauglichen oder ältern werden mittels Versteigerung hintangegeben. Die gesammte Anzahl der Pferde belief sich im J. 1816 auf beiläufig 220 Stücke. Ein Gestüttszeichen ist O auf dem linken Hinterbacken¹⁾. Das ehemalige am ossiacher See bestandene, von Kaiser Joseph II. aufgehobene Benedictinerkloster, war das ältteste im Herzogthume Kärnten. Die Zeit seiner Stiftung ist ungewiß. P. A. Eichhorn meint es in das 6. oder 7. Jahrzehent des 8. Jahrh. setzen zu können²⁾. Nach der gemeinen Meinung und einer im Kloster erhaltenen Überlieferung zufolge soll es im J. 689 Dzzi, ein heidnischer Wende, Dynast von Treffen und mit Traub vermählt, dessen Sohn Poppo, nachheriger Patriarch von Aquileja, zu Rom Christ geworden und der nach seiner Sohnes Rückkehr auch zum Christentume bekehrt worden war, auf seinen Besitzungen am See gestiftet worden von ihm den Namen Ozziacquae, Ozziak, Oscewaue Ossiach erhalten haben. Nach dem Tode des Herzogs Khetimar, unter dessen Regierung die Stiftung des Klosters geschah, vertrieben die Karantener die Wende des neuen Glaubens und kehrten wieder zum alten Heidenthume zurück, damals zerfiel auch das kaum gegründete Stift wieder. Mehr als 100 Jahre hindurch sind

5) Nach *Isidori Etymologicon* heißt Cas, Casis in der syrischen oder alttatarischen Sprache weiß; ich habe früher mit Hinzuziehung des persischen *كاس* Gkau, Cow, den Kaukasus als Schneeberg erklärt (de nomine *Caucasi* p. 62 der angeführten Schrift), aber noch näher liegt das ossetische Wort. Die bei Strabon anerkannte Identität von Caspius und Caucasus (Caspian und Caucas) führt auf die auch in Alpen verborgene Wurzel *Pi* = Berg.

1) S. Michael v. Erdelyi's Beschreibung der einzelnen Gestüte des österreichischen Kaiserstaates, nebst Bemerkungen über Hornviehzucht, Schafzucht und Ökonomie. (Wien 1827.) S. 2) S. Beiträge zur ältern Geschichte und Topographie des Herzogthums Kärnten. Von Ambros. Eichhorn von St. Blas im Schwarzwalde, Mitglied des Benedictinerstiftes St. Pauli, Präfect des k. k. Gymnasiums zu Klagenfurt. (Klagenfurt 1811. Sammlung. S. 151 fg.)

man hierauf keine Spur von dem Dasein desselben in der Landesgeschichte. Erst im 9. Jahrh. taucht das Kloster wieder auf. Damals ließ König Karlman unter dem ersten bekannten Abte Verinolf dort eine ganz neue Kirche bauen und vergabte am 9. Sept. 878 im dritten Jahre seiner Regierung an dieselbe einen großen um das Stift herumgelegenen Bezirk. Im 9. Jahrh. wurde das Stift abermals durch die Magyaren zerstört. Wer es nach dieser Verwüstung wieder hergestellt, woher es seine neuen Bewohner erhalten, und wie lange es in seinen Ruinen gelegen sei, ist unbekannt; nur soviel ist gewiß, daß es nach der Mitte des 11. Jahrh. wieder in der Blüthe stand. Wolfram war damals Abt, er soll nachher Bischof in der treviser Mark geworden sein. In jener Zeit kam Gebhard, Erzbischof zu Salzburg (zwischen 1060 und 1065) nach Kärnten, um das verfallene Zehntrecht wieder in Ordnung zu bringen. Nach Maria Saal (Zol) beschied er den hohen und niedern Adel und alle Güterbesitzer, sich die Zehntbefreiung durch Geld zu erkaufen, oder sich zu pflichtschuldiger Leistung desselben zu bequemen. Auch Abt Wolfram fand sich dort mit seinem Advocaten Ditto ein, und lösete das Zehntrecht in allen Besitzungen seines Stiftes von den Ansprüchen des Erzbischofs um zehn Bauernhöfe, die er ihm abtrat³⁾. Auf Wolfram folgte als Abt Teucho. Damals starb zu Ossiach (1089) Boleslaus II., König von Polen, welcher, nachdem er seinen Bruder, den heil. Stanislaus, Bischof von Krakau, in der Kirche am Altar ermordet hatte, vom Papste Gregor VII. mit dem Kirchenbanne belegt und weil er Allen seiner Laster und Unthaten wegen verhaßt und seinem Reich entflohen war, und hier neun Jahre als Stiftsknecht gedient hatte. Erst vor seinem Tode hatte er seinen Stand und die Ursache seiner Flucht und Buße dem Priester entdeckt. Unter dem Abt Eggelino wurde (1136) zu Villach in der Kirche des heil. Jakob der Streit wegen des Zehntens mit dem Erzbischofe Konrad von Salzburg beigelegt. Abt Simon erhielt (1149) von K. Konrad II. die Bestätigung der alten Privilegien. Dem Abte Hilbeward bestätigte der letzte Trumgauer, Herzog Ottokar VI., die von seinem Vater dem Stifte gemachte Schenkung der Kirche zum heil. Jakob (quae sita est in Provincia, quae Rasse dicitur) in Gegenwart des Patriarchen von Aquileja Piligrin. Im J. 1262 zur Zeit des Abtes Berthold II. consecrirte der päpstliche Legat Thomas von Squillau, welcher vom Papste nach Salzburg geschickt worden war (pro reformatione Salisburgensis ecclesiae), die am nördlichen Ufer des See's gelegene Kirche St. Peter. Dem Abte Werner II. (gest. 30. Apr. 1300), der in den Acten des Stiftes der Heilige genannt wird, sind nach der Legende von der Mutter des Heilandes jene drei kristallinen Kugeln auf den Altar gelegt worden, welche die Mönche bei Befessenen, Rasenden, Tauben, Stummen, Blinden gebrauchten. Der Sessel, an den die

Kranken angebunden, hierauf in die Sonne gestellt und mit einer durch die Strahlen derselben erhitzten Kugel gebrannt wurden, wird in einer Seitenkapelle der Kirche noch immer gezeigt. Abt Ulrich II., der 34. in der Reihenfolge der Abte von Wolfram an, erhielt im J. 1401 vom Papste Bonifaz IX. den Gebrauch der Inful und das Recht, andere Pontificalien auszuüben, als: den Mönchen die untern Weihen zu ertheilen, die zum Gottesdienste gehörigen Gefäße einzuweihen u. dergl. Unter Leonhard brannte am Tage des heil. Leonhard im J. 1484 das ganze Stift ab. Von jener Zeit an hörte auch das früher hier bestandene Nonnenkloster desselben Ordens auf. Noch in demselben Jahre dankte dieser Abt ab und erhielt zum Nachfolger den Mönch Daniel, der alsogleich an die Wiederaufbauung der eingestürzten Stiftsgebäude Hand anlegte, deren Ausbau aber erst der Abt Erasmus (gest. 1570) unternahm. Für die Bibliothek sorgte besonders Adam (Schröttl) und vermehrte sie durch viele gute Werke (gest. 25. Jul. 1595), worin ihm Georg Wilhelm (Schweizer) rühmlichst nachstrebte (gest. 5. Nov. 1628). Unter dem Abte Christoph (Capponigg) gewährt im J. 1656, drohte das Kloster gänzlich auszusterben; man traf daher 1672 die Einrichtung, daß die Mönche, der gesündern Luft wegen, in dem neuangekauften Schlosse Vernberg an der Drau einige Zeit wohnen sollten. Auch die folgenden Abte zeichneten sich meist durch ihren Eifer für das Beste des Stiftes vortheilhaft aus⁴⁾.

(G. F. Schreiner.)

OSSIACHER SEE, ein anmuthiger, kleiner Gebirgssee, zwischen Villach und Feldkirchen, im villacher Kreis Oberkärnthens. Dieser See breitet seinen Spiegel, der einen Flächenraum von 700 Joch (zu 16,000 Q. Kl.) bedeckt und eine Länge von 6000 bei einer Breite von 40—350 Kl. hat, in einem schmalen, von beiden Seiten mit mäßig hohen Waldbergen eingefassten Becken aus, dessen westliches Ende den schönsten Prospect gibt, weil sich dort die stattlichen Ruinen der alten Burg Landskron zeigen, gegen Süden die hohen Kalkwände der kärnthnerisch-krainischen Grenzgebirge sich erheben, und das Thal und Schloß von Treffen einen sehr malerischen Anblick gewähren, der durch die Vorberge der görliger Alpen noch erhöht wird. Die beiden Endpunkte des Sees sind flach, sumpfig und mit Schilfe bewachsen; dem westlichen Ende entwindet sich der Seebach, der das Wasser dieses Sees der Drau zuführt. An seinen Ufern liegen die Dtschaften Sattendorf, Stäklweingarten, St. Urban, Thöran, Bodendorf und Steindorf; am nördlichen Ufer, Unternberg, Alt-Ossiach, Rappitsch, Ossiach, Ostriach und Heiligenstadt. In der Nähe des letztern Ortes strecken sich zwei Landzungen in den See hinein und bilden zwei Buchten, deren es aber auch noch mehre gibt. Die Schifffahrt auf diesem See ist höchst unbedeutend, dagegen der Fischfang um so beträchtlicher, da der See einer der fischreichsten Kärnthens ist und viele edle Fischarten beherbergt. Die kleinen Kähne der Fischer sind

3) S. Annus Melesimus antiquissimi Monasterii Ossiacensis Ordinis S. Patris Benedicti. Ab Adm. Rev. Religiosissimo etc. P. Josepho Wallner (Salisburgi 1749.) p. 60.

4) Die Abbildung des Stiftes findet sich bei Watvasor. S. 158.

fast die einzigen Fahrzuege, welche man auf seiner eng eingeschränkten Wasserfläche wahrnimmt. An seinem südlichen Ufer zieht sich der ossianer Bezirks- und Landweg und am nördlichen Gestade die feldkirchner Bezirksstraße hin. In diesen See ergießen sich der Steindorf-, Solzillech-, Gaschlobnig-, Langenerlach-, St. Joseph-, Eschöran-, Tiesel- und Tauerbach. (G. F. Schreiner.)

OSSIAN, OISIAN, berühmter Barde, der nach der gewöhnlichen, wiewol nicht ganz verbürgten, Angabe, ums J. 300 n. Ch. lebte. Sein Vater Fingal (Fionnghal), soll ein kaledonischer (hochschottischer), nach Andern ein irländischer Held gewesen sein. Mit vielen berühmten Sängern des Alterthums soll Ossian, einer durch Jahrhunderte unter den Bergschotten und Hebridiern fortgepflanzten Tradition zufolge, das Schicksal der Blindheit getheilt haben. Der blinde Ossian¹⁾ ist unter jenen Volksstämmen fast ebenso bekannt, wie der starke Simson oder der weise Salomo. Ossian, der letzte seines Stammes, ist dort zum Sprüchworte geworden, um einen Mann zu bezeichnen, der das Unglück hatte, sein ganzes Geschlecht zu überleben, und durch Gesang den trostlosen Schmerz über den Verlust seines im Kampfe gefallenen Sohnes Oskar zu mildern suchte. Daß die Hälten in Hochschottland und auf den Inseln Gesänge aufbewahrten, die ihren Stolz ausmachten, wußte man aus Buchanan's Historia Scotiae. Aber in ihrer unverstandenen Sprache blieben jene Lieder andern Völkern lange ein vergrabener Schatz. Den Namen Ossian erwähnt schon im 12. Jahrh. Giraldus Cambrensis. Noch öfter wird in alten englischen Handschriften, unter andern in einer vom J. 1489, Fingals, als eines großen Helden, gedacht. Der Bischof Carswell klagt in der Vorrede eines 1567 zu Edinburg gedruckten Gebetbuchs und Katechismus, daß das Volk mehr auf weltliche Geschichten von Kriegeren, wie Fingal, achte. In einem Gedichte vor der von Rief besorgten gälischen Ausgabe der Psalmen (Edinburg 1584) wird des Hochlandes und der Hebriden „als des edeln Sitzes des Helden Fingal“ gedacht. Ebenso wird in einem Anhang irländischer Gedichte, der sich bei der von F. D. Molloy herausgegebenen Grammatica Hibernica (Romae 1677. 12.) befindet, Fingal „die Blume der Großen und Helden“ genannt.

Der Erste, welchem die Idee kam, jene Bardengesänge zu sammeln, die bisher dem größten Theile der englischen Literatoren völlig unbekannt geblieben zu sein schienen, war ein Hochländer, Hieronymus Stone von Dunkeld. Er theilte in dem Scottish Magazine vom J. 1755 mehre jener Gesänge mit, von ihm in englische Verse übersezt. Die Urschrift ward durch Chalmers in London bekannt, welcher Stone's literarischen Nachlaß gekauft hatte²⁾. Es war die Geschichte des Todes

Trachts durch die Verrätherei seiner Schwiegermutter, welche Stone mit der Homerischen von Bellerophon gleich machte. Gleichzeitig machte A. Pope, ein Lausprediger zu Rea in Caithres, eine Sammlung mehr Gedichte Ossians bekannt. Entschieden lenkte sich in die Aufmerksamkeit auf jenen berühmten Barden erst J. 1759.

Um jene Zeit hatte James Macpherson, damals Hauslehrer bei Graham, auf Home's Verlangen, ein Bruchstück von altschottischen Liedern übersetzt, in dem man die Nachklänge von Ossians Harfe zu vernehmen glaubte. Diese Lieder wurden zu London im J. 1759 in Octav gedruckt unter dem Titel: Remains of ancient Poetry, collected in the Highland of Scotland, and translated from the Gaelic or Erse language. Nach Macpherson, um noch andere Gesänge ähnlicher Art zu sammeln, durch Home und Robertson unterstützt, zu den Bergschotten gereist war, ließ er im J. 1762 zu London das größere Gedicht Fingal, nebst 16 kleinen, und 17 Temora nebst 5 kleinen, sämmtlich in Quart, drucken. Im J. 1765 erschienen die Gedichte, die er auf diese Weise herausgeben wollte, gesammelt unter dem Titel The Works of Ossian, the son of Fingal translated in zwei Quartbänden, welche seit dem J. 1773 wiederholt in Octav und Duodez gedruckt wurden. Eine vorzügliche Ausgabe ist die, welche zu Glasgow 1799 in zwei Bänden in klein Octav unter dem Titel erschienen James Inrays pocket-edition of Ossian's Poems translated by James Macpherson, Esq., with the principal Dissertations, on the Aera and Poems of the author. Die neueste und beste Ausgabe führt den Titel: The Poems of Ossian, translated by James Macpherson, Esq., authenticated, illustrated and explained by Hugh Campbell. (London 1822) 2 Vö. Zur Zierde gereicht dieser Ausgabe eine Karte, welche die Scenen von Fingals Landungen und Kämpfen erläutert.

Die nähern Umstände, welche zur Auffindung der Werke Ossians Veranlassung gaben, schildert die nachfolgende Stelle eines Aufsatzes in den englischen Miscellen „Die Schotten,“ heißt es daselbst³⁾, „hatten schon früh gleich andern rohen Völkern, die Harfe und Sackpfeife. Der Dichter und der Spielmann vereinigten sich in der selben Person. Man wußte die Lieder Anfangs nicht besser, als im Gedächtnisse aufzubewahren. Aber im 6. und 7. Jahrh. nach Einführung des Christenthums zeichneten theils die Bardes, theils die Mönche einige von diesen Gedichten auf. Die Häuptlinge der schottischen Hochländer hielten in den folgenden Jahrhunderten noch immer ihre Bardes, aber Niemand bekümmerte sich um die meistens gedächtnißweise überlieferten Gesänge

1) Oisian dall. 2) Man findet diese Gedichte gedruckt in dem Report of the Committee of the Highland Society of Scotland, appointed to inquire into the nature and authenticity of the Poems of Ossian. Drawn up, according to the directions of the Committee, by Henry Mackenzie, Esq. With a copious appendix, containing some of the principal documents, on which

the Report is founded. (Edinburgh 1805.) Vergl. Ergänzungblätter zur Allgem. Literaturzeitung. 1817. Nr. 39. S. 305 Nr. 40. S. 313 fg.

3) Eine neue Ausgabe in einem Band in gr. 8., von dem Buchhändler Ernst Fleischer in Leipzig besorgt, führt den Titel The Poems of Ossian, translated by James Macpherson, Esq. to which are prefixed a preliminary discourse and dissertation on the Aera and Poems of Ossian. 4) 2. Bd. 1. St. S. 1

einen Umlauf sechs gedruckte Fragen⁷⁾ an mehre sachkundige Männer schickte, sie ersuchend, ihre Antworten mit der Strenge und Genauigkeit einer gerichtlichen Untersuchung abzufassen. Es liefen mehre Nachrichten mit bestätigenden Urkunden ein, unter andern zwei Briefe von Hume an Blair vom J. 1763, worin er ihm von den Zweifeln an der Echtheit jener Gedichte Nachricht gab, und ihn dringend auffoderte, diese Echtheit auch durch Zeugnisse über die von Macpherson angeblich benutzte alte Handschrift zu unterstützen, weil sonst, bei dem Stolz und Eigensinn, womit der genannte Gelehrte jeden Zweifel verachte und darüber spottete, das Ganze für untergeschoben gehalten werden möchte⁸⁾.

Daß Macpherson wenigstens mit jenen alten Liedern äußerst willkürlich, nachlässig, ja unredlich verfahren, zeigte der im Jahre 1807 veranstaltete Abdruck des gälischen Originals⁹⁾, besonders die zum ersten Gesange des Fingal von Ross hinzugesügten Anmerkungen¹⁰⁾. Eine mit gewissenhafter Treue dem gälischen Original nach-

7) S. diese Fragen (Queries) in dem bereits angeführten Report of the Committee of the Highland Society Edinburgh 1805, und in dem Preliminary Discourse vor den Poems of Ossian. (Leipsic 1834.) p. 8. 8) Macpherson, heißt es unter andern in jenem vom 19. Sept. 1763 datirten Schreiben, pretends, that there is an ancient manuscript of part of Fingal in the family, I think, of Clanronald. Get that fact ascertained by more than one person of credit; let these persons be acquainted with the Gaelic; let them compare the original and the translation; and let them testify the fidelity of the latter. — But the chief point, in which it will be necessary to merit yourself, will be, to get positive testimony, from many hands, that such poems are vulgarly recited in the Highlands, and have there long been the entertainment of the people. This testimony must be as particular as it is positive. It will not be sufficient, that a Highland gentleman or clergyman say or write to you, that he has heard such poems, nobody questions, that there are traditional poems in that part of the country, where the names of Ossian and Fingal, and Oscar and Gaul are mentioned in every stanza. The only doubt is, whether these poems have any farther resemblance to the poems published by Macpherson. 9) The poems of Ossian in the original Gaelic, with a literal translation into latin, by the late Robert Macferlane, A. M., together with a Dissertation on the authenticity of the poems, by Sir John Sinclair, and a translation from the Italian of the Abbé Cesarotti's dissertation on the controversy respecting the authenticity of Ossian, with notes and a supplemental essay, by John M' Arthur, LL. D. Published under the sanction of the Highland society of London. (London 1807.) 3 Voll. Eine neue Ausgabe, unter dem Titel: Dana Ossian erschien zu Edinburg 1808. Der Abdruck des gälischen Originals, welchen Ahlwardt für Teutschland beabsichtigte und dazu wiederholt aufgefordert worden war, unter andern in der musik. Zeit. 1811. S. 208 fg., unterblieb aus Mangel an Unterstützung. Vergl. die Vorrede zum ersten Bande von Ahlwardts Übersetzung. S. XXXIV. 10) Vergl. den teutschen Merkur 1810. S. 46 fg. Pantheon 1810. 2. Bd. 2. Heft und Ahlwardt's Probe einer neuen Übersetzung der Gedichte Ossians aus dem gälischen Original. (Edinburg 1807. 4.) Der Verfasser der obengenannten Schrift erklärt ausdrücklich: „daß die Gedichte Ossians alte echte Poesie seien, daß Macpherson bei weitem nicht hinlängliche Kenntniß des Gälischen besaßen, daß seine englische Übersetzung nichts weniger als wörtlich getreu, daß er durch Schwulst und nicht selten durch geliehene Gedanken und durch Unsin sein Original entstellte, und den hohen Geist, der darin athmet, vermischt habe.“ Wenngleich ein Theil dieses Urtheils sich durch die Übersetzung Ahlwardt's rechtfertigen

gebildete Übersetzung lieferte G. W. Ahlwardt (Leipzig 1811, 3 Bd.), nachdem mehre französische und italienische Gelehrte, besonders aber mehre von Teutschlands ersten Dichtern, unter andern Göthe, Herder und Bürger, den von Macpherson bearbeiteten und vielfach verfälschten Ossian übertragen hatten¹¹⁾.

Der vorhin erwähnte Abdruck des gälischen Originals enthält im ersten Band eine Abhandlung Sinclairs über die Echtheit der Gedichte Ossians. Es wird darin behauptet, daß Macpherson nicht Verfasser dieser Gedichte sein könne, weil er, obgleich in einer Gegend geboren, wo das Gälische gesprochen wird, zu wenig Kenntniß vom Gälischen gehabt; weil sich unter seinen hinterlassenen Papieren auch nicht eine Spur vorgefunden, daß er gälische Verse zu machen je versucht habe, und weil er alle Ossianischen Gedichte in einem Zeitraum von zwei bis drei Jahren herausgegeben, und es die Kräfte eines Menschen übersteige, in einer so kurzen Zeit gegen 15,000 Verse zu dichten. Auch durch diese Behauptung, und durch die Ausgabe der Ossianischen Gesänge in der gälischen Sprache, aus welcher Macpherson sie übersetzt haben wollte, ist für ihre Echtheit gar nichts bewiesen. Denn annehmen läßt sich doch immer, daß Macpherson dessen zweite Muttersprache das Gälische war, ein Gedicht nach Gefallen ebenso leicht in dieser Sprache, als in der englischen niederschreiben konnte. Nehmen wir aber die Gedichte so, wie sie im Englischen vor uns liegen, so dürfen wir sie, nach den Gründen der allgemeinen Kritik, ebenso wenig für unveränderte alte Bardengesänge, als für Macphersons eigene Arbeit halten. Zur höchsten Wahrscheinlichkeit steigert sich denn die Vermuthung: daß Macpherson alles, was jene Poesie Originales und Nationales hat, aus den alten Liedern der Hochschotten kennen gelernt, und daß er auf diese Weise eine Menge von poetischen Fragmenten gesammelt, die sich, auch ohne besondere Erfindungsgabe, mit einigen Zusätzen zu einem Ganzen vereinigen ließen. Bei einer solchen Zusammenstellung dessen, was er vorfand, nahm er sich wahrscheinlich bald mehr, bald weniger Freiheit, und bildete auch das Alte in jenen Gedichten ebenso nach dem Styl und Geschmack der neuen Zeit, wie er die rauh erklingenden Namen in lieblichere verwandelte, z. B. Minona. Besonders möchte eine solche Umbildung an den beiden größern Gedichten, Fingal und Temora, wahrzunehmen sein. Eine epische Einkleidung, wie sie Macpherson diesen Gedichten gab, ist dem Original ganz fremd. Manches, was aus diesen Gedichten vorzüglich anzieht, besonders die zarte Schwärmerei der Liebenden und der Edelmuth der Helden, scheint auch erst durch Macpherson ein erhöhtes Interesse erhalten zu haben.

läßt, obwohl dieselbe durch zu treues Nachbilden des Originals etwas Steifes und Gezwungenes hat, so würde es doch von Undank zeugen, die Verdienste Macphersons um die Ossianischen Gedichte, durchaus verkennen zu wollen. Er war es, der die Welt zuerst mit diesen Schätzen bekannt machte, und die erste Veranlassung gab, zu genauerer Nachforschung und zu einem gründlichen Studium der gälischen Sprache.

11) Siehe das Verzeichniß der Ossianischen Übersetzungen am Schluß dieses Artikels.

Außer der vorhin erwähnten Abhandlung Sinclair's im ersten Bande der Ausgabe des Originals enthält dieser Band acht kleinere Ossianische Gesänge, begleitet von Macpherlane's lateinischer Übersetzung, nämlich: 1) Cath-Lodwin (bei Macpherson Cath-Loda) drei Gesänge. 2) Caomb-mhala (Comala); 3) Carraig-thura (Carric-Thura); 4) Carthonn; 5) Oigh-nam-mor-shul (Oina-Morul); 6) Gaolnan-daoine (Colna-Dona); 7) Croma; 8) Oalthon is Caolmhall (Calthon and Colmal) und 9) Anmerkungen zu diesen Gedichten. Der zweite Band enthält: 1) Fionnghal (Fingal) sechs Gesänge; 2) Tighmora (Temora) zwei Gesänge und 3) Anmerkungen zu diesen Gedichten, verschiedene Abhandlungen, unter andern eine Topographie der merkwürdigsten Gegenden, die in den Gedichten Ossians erwähnt worden u. s. w. Zu bedauern ist, daß von den eils kleinern Gedichten, welche Macpherson's Übersetzung enthielt, nämlich: 1) von the battle of Lora; 2) The war of Inis-Thona; 3) The war with Caros; 4) Oithona; 5) The songs of Selma; 6) Berrathon; 7) Darthula; 8) The death of Cuchullin; 9) Lathmon; 10) Cathain of Clutha und 11) Sulmalla, die gälischen Originale, durch Macpherson's Schuld, wahrscheinlich während seines dreijährigen Aufenthalts in West-Florida verloren gegangen sind; dasselbe Schicksal hat auch die letzte Hälfte des Gedichtes Carthonn betroffen.

Durch den Abdruck des gälischen Originals und die demselben treu nachgebildete Übersetzung erhielt man zuerst eine Kenntniß von dem rhythmischen Periodenbau Ossians und von dem Sylbenmaße, dessen sich jener berühmte Barde in seinen Gesängen bediente. Ohne das gälische Original zu kennen, hatte Herder, von Ossians Geiste durchdrungen, in den Volksliedern Proben einer metrischen Übersetzung gegeben, die alles leistete, was man ohne Kenntniß des Originals leisten kann. Der Ossianische Vers, dem Anscheine nach sehr regellos, hat bei aller Mannichfaltigkeit und Freiheit des Maßes seine ebenso bestimmten Gesetze, als die Verse im Horaz und Pindar. Der Hauptvers, fast möchte man sagen, die Grundlage des Ossianischen Verses, ist der daktylische katalektische Trimeter, mit einer Sylbe, auch nicht selten mit zweien¹²⁾. Diese Daktylen können aber auch mit Spondeen und Trochäen verwechselt werden¹³⁾. Diesem Verse wird gewöhnlich noch eine Sylbe von unbestimmter Länge vorgesetzt¹⁴⁾, ebenso häufig aber auch statt einer Sylbe eine Basis von zweisylbigen Füßen, woraus diese Form entsteht:

- 12) Thigendh an oiche le dain
Komme die Nacht mit Gesang
Ullin, a Carnill a Roinne
Ullin, du Garull, du Roinne.
- 13) Glas an eabh na h-noise.
Grau im Haar des Alters.
- 14) A h-anam ag ospairn m'an righ.
Die See! um den König in Angst.

nach dieser Form ist der größte Theil der Ossianischen Gedichte gebildet. Das vollständige Schema wäre dieses:

unter den Füßen der Basis ist der Trochäus der gewöhnlichste, wodurch eine Menge scheinbar vierfüßiger trochäische katalektischer und akatalektischer Füße entstehen, die in jedem Fuße, den letzten ausgenommen, Daktylen und Spondeen erlauben. Diesen Versen sind nicht selten vierfüßige jambische akatalektische und hyperkatalektische beigemischt, welche in den ungleichen, und nicht selten auch in den gleichen Füßen, Spondeen aufnehmen, und die statt des Jambus den Anapäst in den gleichen sowol als ungleichen Füßen nicht verschmähen, doch so, daß äußerst selten mehr als zwei Anapäste in einem Verse vorkommen¹⁵⁾. Von jambischen Versen findet sich noch, aber äußerst selten, der vierfüßige katalektische (— — — —) der dreifüßige (— — —) und der zweifüßige (— —)¹⁶⁾. Lyrische Stellen werden öfters, zuweilen auch erzählende, durch kleinere katalektische Verse unterbrochen¹⁷⁾.

Durch die genaue Kenntniß des gälischen Originals ist, wenn auch der Skepticismus und Parteigeist einiger englischer Gelehrten auch noch länger, wie es wirklich geschehen, die Echtheit in Zweifel ziehen sollte, wenigstens so viel gewonnen, daß sich mit einiger Sicherheit das Zeitalter bestimmen läßt, dem die Ossianischen Gedichte angehören. Aus Verblendung und mißverstandenen Patriotismus waren diese Gedichte von Macpherson in die Römerzeit hinaufgeschoben worden. Um dieser Meinung Glauben zu verschaffen, hatte er sich sogar

Mhic Sheuma, rō'n oidhche dhuibh.
Sohn Seuma's, durch's Graun der Nacht.

Ghlas faobhar nan nial air Cromla.
Grau dämmert Gewölk auf Cromla.

- 15) Mar mhile sruth bha toirm an t-sluainigh.
Wie tausend Bäche tost das Heer.

Mar thaomas failens dubhra duinte.
Wie Graungewölke Schatten giesen.

Gun thaicinn cha shiubhail i gu mothar.
Bescheiden, nicht unbemerkt ergeht sie.
A chiabh 'na gagan an aisro na gaoith.
In Knoten schlingt ihm die Haare der Wind.

- 16) Is doilleir sol.
So dunkel ist's!
- 17) Mall air an reidh.
Langsam in's Feld.

erlaubt, den Text zu verfälschen. Ein auffallendes Beispiel hiervon findet sich in dem Gedichte Carthonn. Macpherson verwandelte dort einen Gegner Fingals, vermuthlich irgend einen Heersführer oder kleinen Fürsten auf den Hebriden am Garunn, der „Schilddburg-Fürst“ geheißen, in einen König der Welt (King of the world) und deutete es auf den weltbeherrschenden Cäsar Roms, ohne zu bedenken, daß Ossian jeden einigermaßen wichtigen Hauptling mit dem Namen eines „Königs der Schilde“ zu bezeichnen pflegt.

Daß die Ossianischen Gedichte aber nicht in die Römerzeit, sondern in eine viel spätere Epoche zu gehören scheinen, dafür spricht ihr Inhalt. In dem ganzen Sagenkreise, den jene Gesänge bilden, wird als wichtigste Handlung, die zugleich am meisten ein historisches Gepräge hat, in dem Gedichte Fingal, dessen Heldenthat dargestellt, Círian (Irland) gegen den Angriff des mächtigen Königs Suaran von Lochlin vertheidigt und errettet zu haben. Lochlin wird als ein mächtiges Reich geschildert. Ob darunter Jütland oder Norwegen gemeint sei, darüber sind die englischen Commentatoren uneinig. Beide Ansichten haben etwas für sich. Es werden in dem Gedichte Fingal mehre jütische und dänische Helden und Seekönige erwähnt. Doch scheint die Schilderung Lochlins als ein waldiges, schneebedecktes Felsenland mehr auf Norwegen zu passen. Die schottländischen und orkadischen Inseln erkennen in den Ossianischen Gedichten den König von Lochlin als ihr Oberhaupt. Dadurch wird es wahrscheinlich, daß diese Gedichte in die Epoche des Königs Harald Harfager fallen, der zuerst Norwegen zu einem Reiche vereinigte. Nach der Haupthandlung des Fingal zu schließen, scheint also Schottland und Irland, gälisch Alba und Círian, von einem Volke von gleicher Abkunft, gleicher Sprache und Sitte bewohnt gewesen zu sein¹⁸⁾. Demgemäß würden die Ossianischen Gesänge, wie Chalmers im vierten Bande seiner Caledonia (1807) meint, nicht in die römische Periode der ältern schottischen Geschichte (vom J. 80—447) auch nicht in das Zeitalter der Picten (von 446—843), sondern in die schottisch-sächsische Periode zu setzen sein, welche sich von 843—1097 erstreckt, und demgemäß dem Zeitalter der Normannen angehören.

Durch diese Versetzung in eine weit spätere Epoche, als Macpherson und Hugh Blair annehmen, werden in jenen Gesängen manche, außerdem fast unaufs löbliche Schwierigkeiten beseitigt. Zuerst das gänzliche Schweigen und Nichterwähnen des ganzen südlichen Theils der großen britischen Insel. Bei den häufigen Einfällen der Dänen konnten die damals in England herrschenden Sachsen kaum an eine Eroberung Schottlands denken. Beide Nationen trennte ohnedies die Religion. Die Sachsen in England bekannten sich zum Christenthume, welches sich in Schottland noch nicht so allgemein verbreitet haben mochte. Von einer eigentlichen Götterlehre findet sich in Ossians Gedichten keine Spur. Nur die

18) Vergl. Ahlwardts Übersetzung der Gesänge Ossians. 1. Bd. S. 1.

Geister verstorbener Helden erscheinen im Nebel und an Wolken. Sonst scheint Ossian keine Gottheit zu kennen als den Loduina, der aber nicht in Schottland und Island, sondern in Lochlin verehrt ward, und wahrscheinlich mit dem in Scandinavien verehrten Odin ein und dasselbe Wesen ist. Dieser Gottesdienst konnte durch die Normannen auf den orkadischen und schottländischen Inseln eingeführt worden sein. Auch mochte Ossian der Dienst des Odins kennen gelernt haben, durch den bei kriegerischen, bald gafffreundlichen Verkehr zwischen Fingals Geschlecht und den scandinavischen Helden¹⁹⁾. Zwar blieb die gälische und scandinavische Sinnesart immer wesentlich verschieden. Aber einigen Einfluß auf die Phantasie des schottischen Bardens mochte doch der poetische Geist der Normannen gehabt haben, der sich in Sagen und Gesängen von Abenteuern und kühnen Thaten gefiel.

Angenommen — wogegen wenigstens keine innere Wahrscheinlichkeit streitet — daß die Thaten Fingals und die Gesänge Ossians in das neunte oder zehnte Jahrhundert fallen, so gehören sie in eine an andern poetischen Erscheinungen reiche Zeit, unter denen hier nur die damals in Island sich ausbildende Edda genannt werden mag. Mit der oft wiederkehrenden wehmüthigen Erinnerung an die abgeschiedenen Vorfahren besang Ossian als Barde und Held seine eigenen und seines Geschlechts kühne Thaten. An Interesse gewinnt er besonders dadurch, daß er, in die Geschichte selbst verflochten, überall als Mittelpunkt des Ganzen erscheint. Ein Ganzes aber bilden diese Gesänge, ungeachtet der oft lockern Verknüpfung der einzelnen Episoden, in denen sich eine spätere überarbeitende Hand zeigt, schon durch ihren gemeinschaftlichen historischen Inhalt und durch ihre nahe Beziehung auf die Geschichten, Abenteuer und Thaten des Geschlechts Fingal.

Mit Rücksicht auf diesen historischen Inhalt, so wie auf ihre Würde und Gültigkeit, könnte man jene Gesänge in drei Classen eintheilen. Als Kern und Stamm des Ganzen wären diejenigen Lieder zu betrachten, in denen Irlands Befreiung von dem Angriffe der Normannen durch Fingal, folglich die historische Haupthandlung, geschildert wird. Diese rechnet Fr. Schlegel²⁰⁾ zur ersten Classe. „In die zweite Classe,“ sagt er, „gehören die ältern, jener Haupthandlung vorangehenden Abenteuer und Fahrten nach Norwegen, und denen die

19) Wie Bande der Liebe, der Freundschaft und selbst der Blutsverwandtschaft beide aneinander knüpften, sieht man aus der nachfolgenden Stelle:

Lochlins Fürst, sprach Fionnghal des Siegs,
Mir fließt in den Adern dein Blut.
Unsern Vätern war Streit ob dem Meer,
Ein Streit, den verewigt das Lied;
Doch oft in der Halle des Raßls
Umkreuzete froh sie das Horn.

S. Fingal, 6. Ges. Vs. 167—171. Gedichte Ossians, übersetzt von Ahlwardt. 1. Bd. S. 233 fg. 20) S. dessen Aufsatz über nordische Dichtkunst im deutschen Museum. 1812. 1. Bd. S. 16 fg. wieder abgedruckt in Fr. Schlegels sämmtlichen Werken. 10. Bd. S. 65 fg.

ählung, wie Fingal die Ermordung des jungen Ad-
s von Cirian gerächt habe, welches den Inhalt des
dicht's Temora ausmacht²¹). In die letzte Classe der
ianischen Gedichte gehören wol alle die übrigen ein-
nen Abenteuer, besonders die als Episoden so häu-
eingeflochtenen tragischen Liebes- und Mord-Ge-
hten. Diese letztern haben schon eine ziemlich starke
lichkeit mit den spätern, seit Perzy²²) so häufig ge-
melten schottischen Balladen, die meistens auch eine
tliche Katastrophe lieben. Nur herrscht in diesen eine
herzigere Ausmählung, auch zeigen sich einzeln, ob-
der düstere Nationalgeschmack noch derselbe ist, mil-
Züge und Strahlen aus den Zeiten der christlichen
terstitten."

In allen seinen Dichtungen erscheint Ossian als
kommenes Original, auf eigenthümliche Weise durch
Verhältnisse gebildet, in denen er lebte. Der In-
seiner Poesien, theils historisch, theils lyrisch, ist
ählung von Heldenthaten in Kämpfen, das Preisen
angener besserer Tage, Klagen über erlittenen Drang,
ie Trauer lieblicher Jungfrauen am Grabe gefalle-
Heldenjünglinge, die Schilderung von Heldefesten
f. w. Aus seinen Werken spricht nicht eine reiche,
umfassende Phantasie, welche die Natur kühn be-
schäft; aber überall tritt doch in seinen Gesängen ein
erhaft poetischer Geist hervor, der es verstand, mit
tional- und Local-Wahrheit das Natürliche zu ideali-
sen. Eine seltene Tiefe des Gefühls, das sich nicht
en zur Schwermuth neigt, charakterisirt seine maleri-
n, ohne allen Praefensprunk imponanten und anzie-
den Beschreibungen. Seine Bilder und Vergleichen-
scheint er der Natur unmittelbar abgelauscht zu ha-
Eine vorzügliche Stärke besitzet er in der Schilder-
g von rührenden und erschütternden, von sanften und
lichen Szenen. Den Ausdruck der Leidenschaft haben
wenige Dichter so glücklich getroffen. Die Erfolge
Begebenheiten werden bei Ossian bloß durch die
ergie der Helden selbst herbeigeführt, und seine ein-
Machinerie ist die Erscheinung von Geistern. Sie er-
en noch die melancholische Würde, die in Ossians Ge-
ten herrscht, können aber, da sie keine überirdischen

Mächte sind, die das Schicksal der Sterblichen leiten,
die fehlenden Götter nicht ersetzen. Schon durch diesen
charakteristischen Zug unterscheidet sich Ossian von den
meisten Poeten alter und neuerer Zeit, vorzüglich aber
von Homer, mit dem er oft verglichen worden. Das
Weltgemälde des griechischen Dichters übertrifft an Klar-
heit der Darstellung, an Reichthum und heiterer Fülle
des Lebens die Nebelwelt und die Schattengestalten Os-
sians. Die ganze Parallele zwischen diesem Dichter und
Homer sagt im Grunde nichts weiter, als daß Homer
kein Ossian und Ossian kein Homer ist²³). Gegend, Welt,
Sprache, die ganze Denkart und Empfindungsweise der
beiden Nationen, denen Homer und Ossian angehörten,
sind anders, das verschiedene Zeitalter, in welchem beide
lebten, ungerechnet. Homer besingt große, weitläufige
Unternehmungen, Ossian kurze, wenig verwickelte Kriegs-
züge. Homer liebt ausführliche Beschreibungen feierlicher
Opfer, Spiele und Feste, ceremonielle Anreden und
Botschaften, umständliche Zergliederungen jedes nur eini-
germaßen erheblichen Gegenstandes. Von alle dem fin-
det sich bei Ossian keine Spur. Selten stellt er andere
Gegenstände dar, als die Personen selbst und ihre Tha-
ten. Die für seine Schilderung gewählten Scenen sind
im Thale, von einem Flusse durchströmt, eine von Fel-
sen umgebene Seeküste, ein Hügel mit Eichen bewachsen,
eine natürliche Grotte, eine Halle oder ein Saal, wo
die Fremden bewirthe werden, und wo die Waffen der
Krieger, die Harfen der Barden ringsumher an den
Wänden prangen. Mit wenig Worten, aber mit mei-
sterhaftesten und malerischen Zügen wird jeder Gegenstand
hervorgehoben. Auch in den Reden der handelnden Per-
sonen herrscht dieser Lakonismus, von welchem sich bei
Homer keine Spur findet. Die Ossianischen Helden
eilen über das Reden hinweg zum Handeln. Ohne auf
ein umständliches Erzählen, Beurtheilen und Beweisen
einzugehen, begnügen sie sich mit einer kurzen Mitthei-
lung ihrer Gedanken und Empfindungen. Eine der
wichtigsten Botschaften, welche Homer mit vielem Wort-
prunk und in künstlichen Perioden ausgesprochen haben
würde, überbringt bei Ossian der Herold, der vor der
Schlacht mit Friedensanträgen erscheint, mit den weni-
gen, aber energischen Worten an Cuchullin:

Nimm Suarans Frieden, gib Zins,
Nimm Frieden, wie Herrschern er gibet,
Wann Heere gefallen im Streit!
Gib Cirian der Söhne und Ströme,

21) „So wenig auch hier,“ fügt Schlegel hinzu, „eine in-
historische Unwahrscheinlichkeit gegen das Ganze streitet, so
es doch auch leicht geschehen sein, daß von diesen Begeben-
m und Liedern manches an die Haupthandlung, welche den
tepunkt des Ganzen bildet, hinzugebichtet worden, nicht bloß
Spätere, sondern auch Älteres. In der Poesie sind die Vä-
oft jünger als ihre Söhne; ist eine berühmte That, ein gro-
held der Sage einmal gegeben und im Gesange beliebt ge-
den, so werden ihm von spätern Sängern und Barden leicht
ährten und Nachfolger in ähnlicher Laufbahn, Söhne, Väter
oft eine ganze Reihe von Ahnen und Nachkommen zugesellt,
es wird an dem ersten Gedicht immer mehr fortgedichtet.
selbe sich an das Gegebene anschließende und nachahmende Bil-
gstrieb, der sich in Zeiten der künstlichen Poesie durch die Nach-
ang alter Formen und Manieren äußert, wirft sich in den äl-
Zeiten der Sage auf den Stoff, ihn immer weiter entwi-
id und fortspinnend, oft noch lange, nachdem der ursprüngliche
k verflögen, die erste Kraft schon erloschen ist.“ 22) In
Relics of ancient english Poetry.

23) Das Einzige, was Ossian mit Homer gemein hat, sind
die Epitheta, um die Eigenschaften der Personen und Dinge zu be-
zeichnen. Aber die Art der Bezeichnung ist von der Homerischen
und noch mehr von der in neuern Sprachen gebräuchlichen wesent-
lich verschieden. Anstatt ein Adjectiv oder ein Substantiv als Ap-
position in gleichem Casus zu gebrauchen, z. B. der siegreiche
Fingal, der ruhmvolle Oskar, Suaran der Kämpfer, Althan der
Sänger, setzt Ossian, nach Art der Orientalen, die Bezeichnung
in den Genitiv, verwandelt das Adjectiv in ein Substantiv und
sagt: Fingal des Sieges, oder der Siege, Oskar des Ruhms, Su-
aran des Kampfs, Althan des Lieds zc., eine im Deutschen et-
was ungewöhnliche Art sich auszudrücken, obgleich sie sich hin
und wieder schon bei Luther findet.

erlaubt, den Text zu verfälschen. Ein auffallendes Beispiel hiervon findet sich in dem Gedichte Carthonn. Macpherson verwandelte dort einen Gegner Fingals, vermuthlich irgend einen Heersführer oder kleinen Fürsten auf den Hebriden am Carunn, der „Schilddburg-Fürst“ geheissen, in einen König der Welt (King of the world) und deutete es auf den weltbeherrschenden Cäsar Roms, ohne zu bedenken, daß Ossian jeden einigermaßen wichtigen Häuptling mit dem Namen eines „Königs der Schilde“ zu bezeichnen pflegt.

Daß die Ossianischen Gedichte aber nicht in die Römerzeit, sondern in eine viel spätere Epoche zu gehören scheinen, dafür spricht ihr Inhalt. In dem ganzen Sagenkreise, den jene Gesänge bilden, wird als wichtigste Handlung, die zugleich am meisten ein historisches Gepräge hat, in dem Gedichte Fingal, dessen Heldenthat dargestellt, Eirian (Irland) gegen den Angriff des mächtigen Königs Suaran von Lochlin vertheidigt und errettet zu haben. Lochlin wird als ein mächtiges Reich geschildert. Ob darunter Jütland oder Norwegen gemeint sei, darüber sind die englischen Commentatoren uneinig. Beide Ansichten haben etwas für sich. Es werden in dem Gedichte Fingal mehre jütische und dänische Helden und Seefürsten erwähnt. Doch scheint die Schilderung Lochlins als ein waldiges, schneebedecktes Felsenland mehr auf Norwegen zu passen. Die schottländischen und orkadischen Inseln erkennen in den Ossianischen Gedichten den König von Lochlin als ihr Oberhaupt. Dadurch wird es wahrscheinlich, daß diese Gedichte in die Epoche des Königs Harald Harfager fallen, der zuerst Norwegen zu einem Reiche vereinigte. Nach der Haupthandlung des Fingal zu schließen, scheint also Schottland und Irland, gälisch Alba und Eirian, von einem Volke von gleicher Abkunft, gleicher Sprache und Sitte bewohnt gewesen zu sein¹⁸⁾. Demgemäß würden die Ossianischen Gesänge, wie Chalmers im vierten Bande seiner Caledonia (1807) meint, nicht in die römische Periode der ältern schottischen Geschichte (vom J. 80—447) auch nicht in das Zeitalter der Picten (von 446—843), sondern in die schottisch-sächsische Periode zu setzen sein, welche sich von 843—1097 erstreckt, und demgemäß dem Zeitalter der Normannen angehören.

Durch diese Versetzung in eine weit spätere Epoche, als Macpherson und Hugh Blair annehmen, werden in jenen Gesängen manche, ausserdem fast unauflöbliche Schwierigkeiten beseitigt. Zuerst das gänzliche Schweigen und Nichterwähnen des ganzen südlichen Theils der großen britischen Insel. Bei den häufigen Einfällen der Dänen konnten die damals in England herrschenden Sachsen kaum an eine Eroberung Schottlands denken. Beide Nationen trennte ohnedies die Religion. Die Sachsen in England bekannten sich zum Christenthume, welches sich in Schottland noch nicht so allgemein verbreitet haben mochte. Von einer eigentlichen Götterlehre findet sich in Ossians Gedichten keine Spur. Nur die

18) Vergl. Ahlwardts Übersetzung der Gesänge Ossians. 1. Bd. S. 1.

Geister verstorbenen Helden erscheinen im Nebel und an Wolken. Sonst scheint Ossian keine Gottheit zu kennen als den Loduina, der aber nicht in Schottland und Island, sondern in Lochlin verehrt ward, und wahrscheinlich mit dem in Scandinavien verehrten Odin ein und dasselbe Wesen ist. Dieser Gottesdienst konnte durch die Normannen auf den orkadischen und schottländischen Inseln eingeführt worden sein. Auch mochte Ossian den Dienst des Odins kennen gelernt haben, durch den bald kriegerischen, bald gastfreundlichen Verkehr zwischen Fingals Geschlecht und den scandinavischen Helden¹⁹⁾. Im Uebrigen blieb die gälische und scandinavische Sinnesart immer wesentlich verschieden. Aber einigen Einfluß auf die Phantasie des schottischen Bardens mochte doch der poetische Geist der Normannen gehabt haben, der sich in Sagen und Gesängen von Abenteuern und kühnen Thaten gefiel.

Angenommen — wogegen wenigstens keine innere Wahrscheinlichkeit streitet — daß die Thaten Fingals und die Gesänge Ossians in das neunte oder zehnte Jahrhundert fallen, so gehören sie in eine an andern poetischen Erscheinungen reiche Zeit, unter denen hier nur die damals in Island sich ausbildende Edda genannt werden mag. Mit der oft wiederkehrenden wehmüthigen Erinnerung an die abgeschiedenen Vorfahren besang Ossian als Barde und Held seine eigenen und seines Geschlechts kühne Thaten. An Interesse gewinnt er besonders dadurch, daß er, in die Geschichte selbst verflochten, überall als Mittelpunkt des Ganzen erscheint. Ein Ganzes aber bilden diese Gesänge, ungeachtet der oft lockern Verknüpfung der einzelnen Episoden, in denen sich eine spätere überarbeitende Hand zeigt, schon durch ihren gemeinschaftlichen historischen Inhalt und durch ihre nahe Beziehung auf die Geschichten, Abenteurer und Thaten des Geschlechts Fingal.

Mit Rücksicht auf diesen historischen Inhalt, so wie auf ihre Würde und Gültigkeit, könnte man jene Gesänge in drei Classen eintheilen. Als Kern und Stamm des Ganzen wären diejenigen Lieder zu betrachten, in denen Irlands Befreiung von dem Angriffe der Normannen durch Fingal, folglich die historische Haupthandlung, geschildert wird. Diese rechnet Fr. Schlegel zur ersten Classe. „In die zweite Classe,“ sagt er, „gehören die ältern, jener Haupthandlung vorangehenden Abenteuer und Fahrten nach Norwegen, und denen die

19) Wie Bande der Liebe, der Freundschaft und selbst der Blutsverwandtschaft beide aneinander knüpften, sieht man aus der nachfolgenden Stelle:

Lochlins Fürst, sprach Fionnghal des Siegs,
Mir fließt in den Adern dein Blut.
Unsern Vätern war Streit ob dem Meer,
Ein Streit, den verewigt das Lied;
Doch oft in der Halle des Mahls
Umkreuzete froh sie das Horn.

S. Fingal, 6. Ges. Vs. 167—171. Gedichte Ossians, übersetzt von Ahlwardt. 1. Bd. S. 238 fg. 20) S. dessen Aufsatz über nordische Dichtkunst im deutschen Museum. 1812. 1. Bd. S. 16 fg. wieder abgedruckt in Fr. Schlegels sämmtlichen Werken. 10. Bd. S. 65 fg.

ählung, wie Fingal die Ermordung des jungen Rös von Cirian gerächt habe, welches den Inhalt des dichts Temora ausmacht²¹⁾. In die letzte Classe der ianischen Gedichte gehören wol alle die übrigen ein- ten Abenteuer, besonders die als Episoden so häufig eingeflochtenen tragischen Liebes- und Mord-Ge- sichten. Diese letztern haben schon eine ziemlich starke Ähnlichkeit mit den spätern, seit Perzy²²⁾ so häufig gemelten schottischen Balladen, die meistens auch eine tige Katastrophe lieben. Nur herrscht in diesen eine überzige Ausmählung, auch zeigen sich einzeln, ob- der düstere Nationalgeschmack noch derselbe ist, mil- tige Bäume und Strahlen aus den Zeiten der christlichen Terfiten."

In allen seinen Dichtungen erscheint Ossian als kommenes Original, auf eigenthümliche Weise durch Verhältnisse gebildet, in denen er lebte. Der In- t seiner Poesien, theils historisch, theils lyrisch, ist ählung von Heldenthaten in Kämpfen, das Preisen- zangener besserer Tage, Klagen über erlittenen Drang, ie Trauer lieblicher Jungfrauen am Grabe gefalle- Heldenjünglinge, die Schilderung von Heldenfesten f. w. Aus seinen Werken spricht nicht eine reiche, umfassende Phantasie, welche die Natur kühn be- sichtigt; aber überall tritt doch in seinen Gesängen ein behaft poetischer Geist hervor, der es versteht, mit tional- und Local-Wahrheit das Natürliche zu idea- en. Eine seltene Tiefe des Gefühls, das sich nicht en zur Schwermuth neigt, charakterisirt seine maleris- n, ohne allen Phrasenprunk imposanten und anzie- den Beschreibungen. Seine Bilder und Vergleichun- schein er der Natur unmittelbar abgelauscht zu ha-

Eine vorzügliche Stärke besitzt er in der Schilde- g von rührenden und erschütternden, von sanften und lichen Scenen. Den Ausdruck der Leidenschaft haben wenige Dichter so glücklich getroffen. Die Erfolge Begebenheiten werden bei Ossian bloß durch die ergie der Helden selbst herbeigeführt, und seine ein- Machinerie ist die Erscheinung von Geistern. Sie er- en noch die melancholische Würde, die in Ossians Ge- ten herrscht, können aber, da sie keine überirdischen

Mächte sind, die das Schicksal der Sterblichen leiten, die fehlenden Götter nicht ersetzen. Schon durch diesen charakteristischen Zug unterscheidet sich Ossian von den meisten Poeten alter und neuerer Zeit, vorzüglich aber von Homer, mit dem er oft verglichen worden. Das Weltgemälde des griechischen Dichters übertrifft an Klar- heit der Darstellung, an Reichthum und heiterer Fülle des Lebens die Nebelwelt und die Schattengestalten Os- sians. Die ganze Parallele zwischen diesem Dichter und Homer sagt im Grunde nichts weiter, als daß Homer kein Ossian und Ossian kein Homer ist²³⁾. Gegend, Welt, Sprache, die ganze Denkart und Empfindungsweise der beiden Nationen, denen Homer und Ossian angehörten, sind anders, das verschiedene Zeitalter, in welchem beide lebten, ungerechnet. Homer besingt große, weitläufige Unternehmungen, Ossian kurze, wenig verwickelte Kriegs- züge. Homer liebt ausführliche Beschreibungen feierlicher Opfer, Spiele und Feste, ceremonielle Anreden und Botschaften, umständliche Bergliederungen jedes nur einigermaßen erheblichen Gegenstandes. Von alle dem fin- det sich bei Ossian keine Spur. Selten stellt er andere Gegenstände dar, als die Personen selbst und ihre Tha- ten. Die für seine Schilderung gewählten Scenen sind im Thale, von einem Flusse durchströmt, eine von Fel- sen umgebene Seeküste, ein Hügel mit Eichen bewachsen, eine natürliche Grotte, eine Halle oder ein Saal, wo die Fremden bewirthe werden, und wo die Waffen der Krieger, die Harfen der Barden ringsumher an den Wänden prangen. Mit wenig Worten, aber mit meis- terhaftesten und malerischen Zügen wird jeder Gegenstand hervorgehoben. Auch in den Reden der handelnden Per- sonen herrscht dieser Lakonismus, von welchem sich bei Homer keine Spur findet. Die Ossianischen Helden eilen über das Reden hinweg zum Handeln. Ohne auf ein umständliches Erzählen, Beurtheilen und Beweisen einzugehen, begnügen sie sich mit einer kurzen Mitthei- lung ihrer Gedanken und Empfindungen. Eine der wichtigsten Botschaften, welche Homer mit vielem Wort- prunk und in künstlichen Perioden ausgesprochen haben würde, überbringt bei Ossian der Herold, der vor der Schlacht mit Friedensanträgen erscheint, mit den weni- gen, aber energischen Worten an Cuchullin:

Nimm Suarans Frieden, gib Zins,
Nimm Frieden, wie Herrschern er gibet,
Wann Heere gefallen im Streit!
Gib Cirian der Ebnen und Ströme,

23) Das Einzige, was Ossian mit Homer gemein hat, sind die Epitheta, um die Eigenschaften der Personen und Dinge zu be- zeichnen. Aber die Art der Bezeichnung ist von der Homerischen und noch mehr von der in neuern Sprachen gebräuchlichen wesent- lich verschieden. Anstatt ein Adjectiv oder ein Substantiv als Ap- position in gleichem Casus zu gebrauchen, z. B. der siegreiche Fingal, der ruhmvolle Dofar, Suaran der Kämpfer, Athan der Sänger, setzt Ossian, nach Art der Orientalen, die Bezeichnung in den Genitiv, verwandelt das Adjectiv in ein Substantiv und sagt: Fingal des Siegs, oder der Siegs, Dofar des Ruhms, Saa- ran des Kampfs, Athan des Liebs zc., eine im Deutschen et- was ungewöhnliche Art sich auszudrücken, obschon sie sich hin und wieder schon bei Luther findet.

21) „So wenig auch hier,“ fügt Schlegel hinzu, „eine in- historische Unwahrscheinlichkeit gegen das Ganze streitet, so es doch auch leicht gesehen sein, daß von diesen Begeben- en und Liedern manches an die Haupthandlung, welche den telspunkt des Ganzen bildet, hinzugebichtet worden, nicht bloß Spätere, sondern auch Ältere. In der Poesie sind die Vä- oft jünger als ihre Söhne; ist eine berühmte That, ein gro- Held der Sage einmal gegeben und im Gesänge beliebt ge- den, so werden ihm von spätern Sängern und Barden leicht ährten und Nachfolger in ähnlicher Laufbahn, Söhne, Väter oft eine ganze Reihe von Ahnen und Nachkommen zugesellt, es wird an dem ersten Gedicht immer mehr fortgebichtet. selbe sich an das Gegebene anschließende und nachahmende Bil- gstrieb, der sich in Zeiten der künstlichen Poesie durch die Nach- ung alter Formen und Manieren äußert, wirft sich in den äl- Zeiten der Sage auf den Stoff, ihn immer weiter entwid- und fortspinnend, oft noch lange, nachdem der ursprüngliche t verflögen, die erste Kraft schon erloschen ist.“ 22) In Relicts of ancient english Poetry.

Dein Weib und die Dogge der Jagd;
Braigghheal²⁴⁾ reizend und sanft;
Luath²⁵⁾, der überfliehet den Wind.
Beut dies, denn dein Arm ist schwach.
Dulde die Strafe! nicht trog' und du lebst!²⁶⁾

Dies ist eine der längsten Reden bei den Botschaften.
Noch kürzer ist Cuchullins Antwort:

Sage zu Suaran der Schilbe:
Nie gewichen, weich' ich nie.
Sieh, ihm biet' ich das Meer,
Dem Heere Gräber in Cirian.
Nein, nimmer erlebt er den Tag,
Der bring' ihm nach Norden den Lichtstrahl;
Nie fliehet auf Lochlin der Carn²⁷⁾
Hochastig ein Hirsch ihm vor Luath.

Ebenso kurz werden die feierlichsten Feste beschrieben, unter andern ein Mahl, welches Fingal nach einem glänzenden Siege seinem Heere gibt:

Am Hang Mora's vieler Höhn
Kamen die siegenden Helden zum Mahl.
Tausend Eichen stammten empor,
Die Kraft der Muscheln²⁸⁾ ging umher;
Die Tapfern glühten vor Sonne²⁹⁾.

Diese Kürze herrscht überall, mag der Dichter selbst sprechen, oder andere redend einführen. Der Vortrag ist daher mehr lyrisch, als episch. Selbst vieles, was zur Handlung nothwendig gehört, wird, wo es sich errathen läßt, übergangen. Dem Dichter scheint weniger an einer umständlichen, als an einer ausdrucksvollen Schilderung der Haupthandlung und der Nebenumstände gelegen. Die Schilderung seiner Helden ist der Hauptzweck. Daher hat auch das Gemälde, welches Ossian entwirft, ein minder lebhaftes und abwechselndes Colorit als das Homerische Epos, aber die Zeichnung ist kühner, Licht und Schatten sind unter den einzelnen Gruppen regelmäßiger vertheilt. Sehr wesentlich unterscheidet sich auch Ossian von dem ionischen Sänger durch die häufigen lyrischen Ergießungen. Wegen des minder reich-

haltigen Stoffs hatte er weniger nöthig, sich streng an die Erzählung zu halten, aus welcher er oft heraustritt, um mit sich selbst zu sprechen. Nicht bloß in der Anlage, auch in den Charakteren zeigt sich bei Ossian und Homer der Nationalunterschied. Ossians Helden haben fast nichts von dem heftigen, leicht zum Jähzorne sich neigenden Temperament der Griechen. Sie sind ruhig, kalt, besonnen, und gleichwol tapfer und unüberwindlich, zugleich erfüllt von einer edlen und rein menschlichen Gesinnung, die ans Erhabene grenzt. Ohne Erbitterung streiten sie um den Vorzug der Stärke und Tapferkeit. Ein edlerer Heldencharakter, als Fingal, ist selten geschildert worden. Er ist der veredelte Achilles. Überall, wo er erscheint, begleitet ihn der Sieg, und das Verlorene wird durch ihn wieder gewonnen. Die Größe seines Kriegerruhms, und den Schrecken, den seine Gegenwart dem Feind einflößte, schildert die nachfolgende Stelle in dem Gedichte Lemora (Zighmora)³⁰⁾, wo Fingal, der auf einer Anhöhe die Schlacht beobachtet und seinen Sohn Fillan hat fallen sehen, beim Einbruche der Nacht sich entschließt, selbst in den Kampf zu gehen, und diesen Entschluß, nach damaliger Kriegerstite, durch ein dreimaliges Klopfen an sein Schild seinem und dem feindlichen Heere kund thut. Die Wirkung dieses Zeichens schildert Ossian mit den Worten:

Am düstern Hange der Höhn
Klohn Scharen der Geister im Wind hin.
Aus braunem, vielgewund'nem Thal
Stieg die Stimme des Tods.
Wieder schlug er den wüthigen Schild:
Krieg schwebt in den Träumen des Heers.
Kampf greulicher Schwerter
Blitz über die Seelen der Krieger;
Heerführer, die eilen zum Kampf;
Volk, das flieht; Großthaten der Schlacht,
Halb sichtbar im Glanze des Stahles.
Als stieg das dritte Getöse,
Sprang Wild aus den Klüften der Höhn;
Schrei'n der Vögel durchscholl die Wildniß,
Wie am Windstoß jeder schwebt.

Aber Fingal, so furchtbar er in der Schlacht erscheint, hat ein Herz, dem die Empfindungen des Edelmuthe, der Bescheidenheit und gerechten Anerkennung des Verdienstes nicht fremd sind. Den im Zweikampfe von ihm überwundenen König Suaran übergibt er zweien seiner Helden (Gaul und Ossian) mit der Empfehlung:

Bewachet den König der Meerfluth;
Der Held ist tapfer und stark,
Wie Brandung, die den Strand bestürmt.
Sein Arm ist nicht schwach in der Feldschlacht;
Sein Stamm ist aus altem Geschlecht.
O Gall, der Tapfern Heerführer,
Ossian, Fürst der Gesänge du,
Freund meiner ersten Lieb' ist er;
Scheuchet hinweg ihm den Gram³¹⁾.

Daß dieser Gram seines Gegners sich durch nichts desänstigen läßt, Schmerz Fingal. „Auf,“ ruft er —

24) Cuchullins Gattin, die dieser in den gleichfolgenden Versen einen Lichtstrahl nennt. Schöne Frauen mit Sonnenstrahlen zu vergleichen, ist bei Ossian etwas sehr Gewöhnliches. 25) Cuchullins Hund. 26) S. Fingal, 2. Ges. Vs. 178 — 187. Gedichte Ossians, 1. Bd. S. 79 fg. 27) Große zusammengetragene Steinhaufen, von 50—60 Fuß im Durchschnitt — Begräbnisdenkmale alter Helden und Häuptlinge, deren Asche häufig in einem aus vier grauen Steinen bestehenden Sarge darunter oder daneben gefunden wird. Sie sind zum Theil mit einer drei bis vier Fuß dicken Lage von Erde bedeckt, aus welcher häufig Büsche und Bäume hervorwachsen. S. Faujas Saint-Fond Reise durch Schottland. 2. Bd. S. 4. Pennants Reise durch die Hebriden im J. 1772. 1. Bd. S. 206 u. 208. Engl. Ausg. in Quart und Zusätze hierzu Octavausgabe. S. 15. 28) Die Kraft der Muscheln, mitunter auch die Freude der Muscheln genannt (Fingal, 1. Ges. Vs. 537). Mit diesem Ausdrucke bezeichnet Ossian eine Art Bier, das bei Gastmählern aus großen Rammuscheln, wie sie an den Küsten Schottlands häufig sind, getrunken zu werden pflegte. S. Pennant a. a. D. 1. Bd. S. 344. Faujas Saint-Fond a. a. D. 2. Bd. S. 60. Dies Bier ward aus Fidekraut gebraut. Nach Smith (Gälische Alterthümer. S. 154) war es Birkenfäst, den man in Gährung gesetzt hatte, wodurch ein dem Wein ähnliches Getränk entstand. 29) Fingal, 6. Ges. Vs. 32—36. (Gedichte Ossians. 1. Bd. S. 231.)

30) S. Lemora, 7. Ges. Vs. 51—66. (Gedichte Ossians. 2. Bd. S. 252 fg.) 31) S. Fingal, 5. Ges. Vs. 75—88. (Ossians Gedichte. 1. Bd. S. 197 fg.)

Auf! Ullin, den Friedensgesang!

Hundert Harfen hierher auf die Höhn,
Zur Freude des Herrschers der Fiuth!
Nicht traurig verlass' er das Land;
Keiner schied voll Gram noch von mir³²⁾.

af edelmüthige Weise tröstet er ihn noch mit den Worten:

Suaran, König des Landes der Waldhöhn,
Wirf hinter dich den Schmerz!
Berühmt auch sind die Besiegten,
Wenn tapfer sie den Feind bestehn.
Sie gleichen der Sonn' im Gewölk,
Die oft sich im Sommer verhüllt,
Um bald zu beglänzen die Höhn³³⁾.

a ihrer ganzen Größe erscheint Fingals Bescheidenheit
den Abschiedsworten, mit denen er den überwundenen
egner entläßt:

Heute blüht uns am schönsten der Ruhm;
Wir schwinden dahin, wie ein Traum,
Ohne Preis von der Helden Gesitt.
Nicht kennt der Föger das Grab;
Nicht tönt unser Nam' im Gesang.
Nicht frommt's uns, daß man uns preist,
Kraftlos, farblos uns im Grab'.
Dissan, Cacull, Ullin, ihr,
Denen der Vorzeit Helden bekannt,
Hebt an Lieder von Tugen der Kraft,
Von Helden, die raffte der Tod³⁴⁾.

n erhabenem Glanz erscheint der Charakter Fingals in
r Anrede, mit welcher er den abtrünnigen Ailt em-
längt, der gegen die ihn verfolgenden Krieger des scan-
navischen Königs Feirgthonn, dessen Gemahlin er ent-
hrt, Schutz und Hilfe bei Fingal sucht:

O Ailt, du Seele des Stolzes,
Sprach Fionnghal und stammst in Born auf,
Soll schirmen ich dich vor der Wuth
Vor Soruchs beleidigtem König?
Und wer wird künftig mein Volk
Aufnehmen in seine Behausung?
Wer wird laden die Fremden zum Mahl,
Seit Ailt mit der kleinlichen Seele
Meinen Namen in Soruch entehrt hat?
Fleuch zu deinen Höhn, du Schwächling!
Fleuch! verbirg dich in Klüften der Heimath.
Unselige Schlacht, die uns nah' ist
Mit Soruchs finsternem König!
O Geist des edlen Treunmor,
Wenn wird Fionnghal rasten vom Kampf?
Geboren ward ich unter Schlachten.
Schreiten muß ich zum Grabe durch Blut.
Nie kränkte meine Hand den Schwachen;
Nie traf Wehrlose mein Stahl.
Ich sehe deine Stürm', o Worbheinn,
Die meine Hall' einst niederschmetterten,
Wenn in Schlachten gefallen mein Stamm,
Und Salma kein Bewohner bleibt,
Dann werden die Schwächlinge kommen;
Aber keiner kennt mein Grab.
Mein Ruhm lebt bloß im Gesang.

Dann werden die Thaten von Fionnghal
Sein der kommenden Zeit wie ein Traum³⁵⁾.

Charakteristisch für Fingals großartige Gesinnung ist
auch die nachfolgende Anrede an seinen Enkel Dskar,
als der Jüngling die ersten Proben seiner Tapferkeit ab-
gelegt hatte. Auf rührende Weise gibt er ihm Verhal-
tungsregeln für den Krieg und für den Frieden, und
sucht ihn durch Beispiele seiner Ahnen zu Thaten zu
spornen:

Sohn von meinem Sohn',
Dskar, so jung und ein Kampfheld!
Ich sah toben dein Schwert,
Voll Stolz ob meinem Geschlecht.
Folge dem Ruhm der Entschwundenen nach;
Den Ahnen sei gleich auch du,
Wie Treunmor, der erste der Helden,
Wie Trathal, der Tapfern Stamm.
Sie schlugen voll Jugend die Schlacht,
Sie leben im Bardengesang.
Mächtigen sei du ein Strom,
Den Schwachen in Waffen so sanft,
Als auf der Aue Frühlingshauch.
So war Treunmor der Schild,
Und Trathal, der Führer Haupt;
So auch meine Thaten auf Höhn.
Ich stand den Bedrängten zur Seite,
Rühn machte den Schwachen mein Schild³⁶⁾.

An der Denk- und Empfindungsweise, die aus den hier
mitgetheilten Proben spricht, scheint sich die Ansicht Her-
ders zu bestätigen, der den wesentlichsten Unterschied
zwischen Ossian und Homer darin findet, daß dieser rein
objectiv, jener rein subjectiv dichtet. „Homer,“ sagt Her-
der³⁷⁾, „ist bloß ein Erzähler, sein Hexameter schreitet ein-
und vielförmig dahin, ohne alle Theilnehmung, als die
ihm der Inhalt auslegt. An diesem gleichgehaltenen
Hexameter hastet gleichsam die ganze Kunst Homers; in
ihm trägt er alle Leidenschaften vor, in ihm schildert er
alle Gegenstände und Situationen im Himmel, auf Er-
den und im Orkus; mit ihm mißt er Helden, Götter
und Menschen gleichförmig. Aus dem gleichförmigen
Hexameter Homers und aus der ruhigen Weisheit, die
ihn belebt, entsprang daher jener Styl Griechenlands,
der von der heitern Denkart dieses Volkes zeugt.“

„Bei Ossian geht Alles von der Harfe der Empfin-
dung, von dem Gemüthe des Sängers aus; um ihn sind
seine Hörer versammelt, und er theilt ihnen sein Inneres
mit. In diese Welt zieht er sie hinein, diese Zauber-
welt verbreitet er rings um sich. Daher die Einleitun-
gen in seine Gesänge, durch welche er die Seele der Zu-
hörer in seine Lüne gleichsam stimmt und fügt. Er malt
die Gegenstände umher, den Ort, die Tages- und Jah-
reszeit. Meistens sind's Lüne des Dhrs, wodurch er sie
malt; denn diese stimmen das Gemüth mehr, als An-
sichten des Auges. Jede Sage ist mit seiner eigenen in-

32) S. Fingal, 6. Ges. Vs. 46—53. (Dissians Gedichte.
Bd. S. 232.) 33) S. Fingal, 6. Ges. Vs. 283—289.
Dissians Gedichte. 1. Bd. S. 245.) 34) S. Fingal, 6.
Ges. Vers 244—255. (Dissians Gedichte. 1. Bd. S. 243.)

35) S. die Schlacht von Lora. Vs. 107—134. (Gedichte
Dissians. 3. Bd. S. 431 fg.) 36) S. Fingal, 3. Ges. Vs.
426—443. (Gedichte Dissians. 1. Bd. S. 183 fg.) 37) S.
den Auffag: Homer und Ossian in Schillers Horen (1795), wie-
der abgedruckt in Herders sämmtlichen Werken zur schönen Li-
teratur und Kunst. 12. Bd. S. 387 fg.

dividuellen Empfindung wie mit dem Finger der Liebe bezeichnet, und sobald er kann, wird die Begebenheit selbst Stimme, Klage der Wehmuth, Harfengesang. Auch in den großen Gedichten Fingal und Temora geht alles von Tönen der einsamen Harfe aus, und kommt auf diese zurück; an ihren Saiten hängen alle Gefühle des Herzens, sowie die verlebten Schicksale der Väter, und der Gesang ändert sich nach jeder Empfindung.“

„Von alle dem weiß Homer nichts. Er ist ein epischer, Ossian ein lyrisch-epischer Dichter. Mit dieser verschiedenen Art des Gesanges aber unterscheidet sich auch der ganze Genius beider Dichter. Bei Homer treten alle Gestalten wie unter freiem und heiterm Himmel in hellem Lichte hervor; als Statuen stehen sie da, oder vielmehr sie schreiten handelnd fort, lebhaft in völliger Wahrheit. Auch alle seine Gleichnisse und Naturbilder nehmen an dieser völligen Sichtbarkeit Theil; langsam wälzen sie sich umher, um gleichsam von allen Seiten ihre Naturbestandtheit in ewig festen Zügen darzustellen und zu gewähren. Kein hellerer Platz ist als das Feld von Troja; unter dem immer heitern asiatischen Himmel geht eine Helbengestalt nach der andern hervor, und läßt keinen Zug ihrer Handlung, ich möchte sagen, kein Glied, mit welchem sie wirkt, in ungewisser Deutung. Auch für die Sonderung der Gruppen hat Homer dergestalt gesorgt, daß selbst im wilden Schlachtgetümmel das Auge des Zuschauers ohne Nebel und Verwirrung bleibt. Und was den Faden des Gedichts betrifft, so entwickelt sich solcher aus dem Anäuel der Geschichte so ununterbrochen und ruhig, als ob die Hand der Parze ihn führte.“

„Bei Ossian ist alles anders. Seine Gestalten sind Nebelgestalten und sollten es sein. Aus dem leisen Hauche der Empfindung sind sie geschaffen, und schlüpfen wie Lüfte vorüber. So erscheinen nicht nur jene in Wolken wohnenden Geister, durch welche die Sterne durchschimmern; auch die Gestalten seiner Geliebten deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellte und malte. Man hört ihren Tritt oder ihre Stimme; man sieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes, wie einen vorübergleitenden Strahl. Ihr Haar fliegt sanft im Winde, so schlüpfen sie her, so vorüber. Gleichergestalt malt er seine Helden, nicht wie sie sind, sondern wie sie sich nahen, wie sie erscheinen und verschwinden. Es ist eine Geisterwelt in Ossian, statt daß in Homer eine leibhafte Körperwelt sich bewegt. In ihm sieht man die Handlung, die man in Ossian an Dritten, Zeichen und Wirkungen gleichsam nur ahnt.“

„Was endlich die Exposition der Gedichte betrifft, so hätten Macpherson und Blair sich hüten sollen, hierin beide Dichter auch nur zu vergleichen³⁸⁾. Bei Homer erzählt sich Alles selbst; eins folgt aus dem andern unaufhaltbar; dagegen sind Fingal und Temora dunkel zusammengereihte Gedichte, voll Episoden, denen sinnlich

zu folgen hier und da schwer wird. Die lieblichste Gestalt macht Ossian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als reine lyrische Stücke betrachten kann, deren einige, z. B. Comala, sich dem Drama nähern. In solchen zeigt sich seine geistige Schildelei, sein Herz voll Wehmuth, Liebe und Unschuld. Eine epische Fortleitung, die vielleicht bloß Macpherson in die größern Stücke gebracht hat, scheint ihm ganz fremd.“

„Es ergibt sich hieraus, wie verschiedene Wirkungen und Folgen beide Dichter haben mußten. Wer Götter und Helden bilden will, gehe zu Homer, nicht zu Ossian; in diesem ist eine Gestalt wie die andere, und für den Künstler eigentlich keine gezeichnet. Der Maler, den Ossian begeistert, muß aus sich selbst schöpfen; aus seinem Dichter kann er nur die Farbe der Empfindung, und das Helldunkel der Situation anwenden³⁹⁾. Dagegen ist Ossian eine Quelle des Gefühls, voll der zartesten sittlichen Gefinnungen, die Homer seinen Helden nicht beilegen konnte.“

„Die intensive Kraft des Gesanges, wiewol in einem engerm Kreis, ist Ossians; die extensive im weitesten Felde der Mittheilung bleibt Homers großer Vorzug. Aus Homer entsprang also, was aus Ossian die Zeit nicht entwickeln konnte. — Er, der letzte des Heldenstammes seiner Väter, Zeuge der Thaten des rühmreichen Fingals und ihr Mithelfer, jetzt in seinem Alter die letzte Stimme der Heldenzeit für die schwächere Nachwelt — dies ist der Standpunkt des Sängers, der zugleich den ganzen Charakter seiner Dichtungsart mit sich führt. Er ist die Stimme voriger Zeiten, aber eine traurige Stimme, mit keinem erweckenden Aufruf für die Nachzeit begleitet. — Man sieht, daß die Ossianischen Gesänge in einem baldenden unterjochten Volke fortgesungen sind, das sich am Ruhm und an der Glückseligkeit seiner Vorfahren ohnmächtig labte. Aber auch Klagen sind nicht ohne Anmuth. An wessen Herz ertönte je eine Ossianische Klage des zurückgelassenen Sohnes und Vaters, der verlassenen Braut des einsamen Gatten, des verschwindenden Heldenstammes vergebens? Der Klage-ton ist dieser Muse so eigen, daß er bis in die Wurzeln der Sprache, in die Ableitung und Verkettung ihrer Worte eingedrungen ist.“

Die Begeisterung, mit welcher Ossians Gedichte, nach der Macphersonschen Bearbeitung, aufgenommen wurden, veranlaßte Übersetzungen derselben fast in alle europäische Sprachen: 1) Ins Italienische von Cesarotti (Padua 1763. Ebd. 1772 2 Bd. Ebd. 1783 4 Bd. 12. mit Anmerkungen). 2) Ins Französische: Carthon (London 1762). Carthon, Ryno et Alpin, Shirik, Connal, Dithona, Dartkula, Lathmon, Comala in den Variétés littéraires, und in dem Journal étranger (Amsterdam 1774). Sämmtlich von Le Tourneur (Paris 1777. 2 Bd. 12.) sehr

38) S. Macphersons Dissertation concerning the Poems of Ossian und Hugh Blairs Critical Dissertation on the Poems of Ossian; beide Abhandlungen befinden sich fast in allen englischen Ausgaben der Ossianschen Gedichte.

39) Diese Aufgabe hat der Künstler Chr. Ruhl trefflich gelöst in seinen radirten Umrisen zu Ossians Gedichten. (St. Petersburg, Penig und Leipzig 1805.)

frei und modernisirt), von J. Lombard (Berlin 1789 nur das Gedicht Fingal); Galtbon et Cleffamor (Paris 1791), von Jangurs (Ebd. 1801). 3) Ins Spanische von Artin, (Balladolid 1788). 4) Ins Holländische von Bilderdyck (1806). 5) Ins Polnische von Krasicki. 6) Ins Deutsche: Fragmente hochländischer Gedichte (Hamburg 1763) von J. A. Engelbrecht. Fingal, nebst verschiedenen andern Gedichten (ebd. 1764) von A. Wittenberg. Ossians, eines alten celtischen Dichters, Gedichte, aus dem Englischen von Michael Denis (Wien 1768 — 1769. 3 Theile 4. u. 8.) verbessert unter dem Titel Ossians und Sineds (Denis) Lieder (ebd. 1784. 5 Theile 4. N. A. ebd. 1791—1792. 6 Bd. 4.) (In Hexametern). Ossians, eines alten celtischen Helden und Bardens, Gedichte, aus dem Englischen und zum Theil der celtischen Ursprache übersetzt (in Prosa) von E. v. Harold (Düsseldorf 1775. N. A. Manheim 1782. 3 Bd.). Neue Gedichte Ossians, übersetzt von E. v. Harold (ebd. 1787. N. A. ebd. 1795). Ossians Gedichte, neu verdeutsch von J. W. Petersen (Tübingen 1782. N. A. ebd. 1808). Ossians Gedichte, rhythmisch übersetzt von J. G. Rhode. (Berlin 1800. 3 Bd.) Die Gedichte von Ossian, dem Sohne Fingals, übersetzt von F. L. Grafen zu Stolberg. (Hamburg 1806. 3 Bd.) Ossians Gedichte, übersetzt von F. W. Jung. (Frankfurt a. M. 1808. 3 Bd.) Ossians Gedichte nach Macpherson von L. Schubart. (Wien 1808. 2 Bd. N. A. ebd. 1822. 2 Bd. 12.) Ossians Gedichte, neu übersetzt von L. G. Förster. (Queblinburg 1827. 3 Bdeh. 16.)

The Songs of Selma, von Göthe übersetzt in den Leiden des jungen Werther. (In Göthe's sämtlichen Werken. 16. Bd. S. 166 fg.) Mehrere kleinere Gedichte, von Herder übersetzt, in dessen Volkstiedern (Füllans Erscheinung und Fingals Schildklang; Erinnerung des Gefanges der Vorzeit; Derthula's Grabgefäng), andere in der Schrift: Vom Geiste der ebräischen Poesie (Ossian an die Morgenröthe, die untergehende, den Mond und den Abendstern), noch andere in Herders Schrift vom Lande der Seelen (Ossians und Malwinas Sterbegefäng); die Gedichte: Carriethura, Comala und Cath-Loda übersetzt von Bürger. (In dessen sämtlichen Werken. Berlin 1823. 5. Bd. S. 109 u. f.) Ossians Fingal, von W. Schröder (Erlangen 1800) und von Neumann in drei Programmen, (1802—1805) von J. Gurlitt herausgegeben. Berenthon, metrisch übersetzt von J. H. Ristemaker (Münster 1800). Comala, übersetzt von Ludwig (Königsberg 1801). Außerdem einzelne Gedichte im teutschen Museum, in der Iris von J. G. Jacobi, und in den von Ursinus herausgegebenen Balladen altenglischer und altschottischer Dichtkunst (Berlin 1777. Armin an Kirmor. S. 137 fg. Kolma S. 291 fg.)⁴⁰⁾ (Heinrich Döring.)

40) S. Sulzers allgem. Theorie der schönen Künste. 2. Ausg. 3. Th. S. 631 fg. Nachträge zu Sulzers Theorie. 3. Bd. 2. St. S. 237 fg. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften.

OSSIERI, Stadt in dem Fürstenthume Montegabudo auf Sardinien mit einer Stiftskirche, zwei Mönchs- und einem Nonnenkloster, einem Hospital und 6000 Einwohnern, die gutes Getreide bauen und sich mit Schafzucht beschäftigen. (L. F. Kämtz.)

OSSIFICATIONEN. 1) Pathologische Verknochungen der Weichgebilde, gehören zu den animalischen Concretionen, da ihre Bildung nach denselben Gesetzen geschieht. Am meisten verknochern krankhafte Extremitäten der Muskeln und die größern Blutgefäße, sehr häufig auch die Stimmröhre alter Frauen, deren kreischende Stimme daher rühren mag; die seltensten Verhärtungen und Verknochungen kommen in der Krystalllinse u. s. w. vor. Überhaupt bilden sie sich vorzüglich bei bejahrten Personen, deren Blut und Säfte mehr phosphorsaure Salze bei sich führen, welche nicht mehr zur Bildung der Knochen verwendet werden.

In der Regel bestehen die verknocherten Theile aus mehr oder weniger phosphorsaurem Kalk und Thierstoffe. So fand Wallaston z. B. in mehreren Ossificationen der Arterien, der Herzklappen, der Bronchien, Venen, Zwerchmuskelflehen u. größtentheils basischen phosphorsuren Kalk, denselben Fourcroy auch in den knöchernen Anwüchsen der sehnigen Häute und Muskeln alter Rheumatiker. Aus der Ossification der Nasenmuschel eines rothigen Pferdes erhielt Lassaigue 45 thierische Materie, 35 unterphosphorsuren Kalk, und 20 kohlen-sauren Kalk*).

ten. 5. Bd. S. 13 fg. über Ossian, von Joh. Gurlitt. (Magdeburg 1802. Hamburg 1802.) 2 St. 4. Allgem. liter. Anzeiger. 1796. Nr. 5 und 17. Monthly Magazine. June. 1803. Report of the Highland Society of Scotland, by H. Mackenzie. (Edinburgh 1805.) Ergänzungsblätter zur Allgem. Literaturzeitung. 1817. Nr. 39. S. 305 fg. Nr. 40. S. 313 fg. Hugh Blairs critical Dissertation on the Poems of Ossian. (London 1763. 4. Deutsch von D. A. H. Dirichs. Hanover 1785) Dissertation on the authenticity of Ossians Poems, by J. Smith. (Edinburgh 1780. 4. deutsch Leipzig 1781.) By W. Shaw. (London 1781. A new Edition. Ibid. 1783) The Ossian Controversy stated, ein Aufsatz im London Magazine. Nov. 1782. (Deutsch im teutschen Museum. Februar 1783. Mémoire sur la Poesie d'Ossian. (1765. 12.) Osservaz. sopra le Poesie di Ossian, di A. Filalete. (Fior. 1765.) M. Laing, Critical and historical Dissertation on the antiquity of Ossians Poems. (Edinburgh 1805.) Vergl. A. Macdonalds Schrift: Some of Ossians lesser Poems, rendered into verse. (Liverpool 1805.) Hugh Campbells Abhandlung vor seiner Ausgabe der Gedichte Ossians, nach Macpherson (London 1822), und Sinclairs Abhandlung vor dem Abdrucke des gälischen Originals. (The Poems of Ossian in the original Gaelic. London 1807.) Adelungs älteste Geschichte der Deutschen. S. 392 fg. Ahlwards Vorrede zu seiner Übersetzung der Gedichte Ossians. (Leipzig 1811. 1. Bd. S. III—XXXV. Herders Werke zur schönen Literatur und Kunst. 8. Bd. S. 3 fg. 12. Bd. S. 339 fg. Fr. Schlegels sämtliche Werke. 10. Bd. S. 72 fg. Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 8. Bd. S. 370 fg. Koltens und Idlers Handbuch der englischen Sprache und Literatur. Poetischer Theil. S. 531 fg.

*) Vergl. Calculorum, qui in corpore ac membris hominum innascentur genera XII depicta descriptaque cum historiis singulorum admirandis, a Kentmanno. (Tiguri 1563. 4.) Wollaston in Philos. Transact. 1797. V. II. p. 386. Van den Sar-

Die bei der Peripneumonie in Form eines Überzugs auf den Brusthäuten, in den Lungen und Lungenbläschen abgelagerten Concretionen bestehen, nach Mascagni, (in den *Memorie della societa Ital. delle scienze. IX. p. 635 etc.*), bloß aus eiweißstoffartiger Materie.

Auch die unter den Hautdecken, besonders an den Gliedmaßen des weiblichen Geschlechts krankhaft gebildeten kleinen, festen, in Farbe und Ansehen constanten, äußerst schmerzhaften Tuberkeln scheinen hierher zu gehören. Sie sind einem Knorpel ähnlich, aber nicht so hart, und lassen sich ausschneiden, (vergl. Wood in *Edinburg. Medic. and Surgical. Journal. VIII.*)

II) Ossificationenpunkte, normale, heißen die in einem nicht bleibenden Knorpel, zuerst sich verknochern Stellen, von denen die weitere Osteogenese oder Knochenbildung ausgeht (vergl. d. Art. Verknöcherung). (Th. Schreger.)

OSSIGI, mit dem Beinamen Laconicum, alter Name einer Stadt bei Hispania Baetica, deren Gebiet, Ossigitania, der Bätis noch vor seinem Eintritt in Bätica durchströmt. (Plinius H. N. III, 1, 3.) Harduin hält es für Mengiber, Ukert (II, 1, 369.) für Maquiz. (H.) Ossigitania, s. Ossigi.

OSSIKOW, OSZIKÓ, OSIKO, OSZIKOW, ein im Székler (sp. seltischer) Bezirk an der von Eperies nach Galizien führenden Hauptstraße, zwei Stunden südlich von dem Bade Barthfeld gelegenes, 2½ Meilen von Eperies nordwärts entferntes Dorf im sároser (sp. scharoscher) Comitatus Oberungerns, mit einer zum barthfelder Vice-Archidiaconats-Distrikt gehörigen katholischen Pfarre des Bisthums Kaschau, einer dem h. Michael geweihten, von dem Primas Franz, Grafen von Forgács, consecrirten katholischen Kirche und Schule, über welche der gräflichen Forgácsischen Familie das Patronatsrecht zusteht; mit 109 Häusern und 804 slavischen und 20 jüdischen Einwohnern, welche Feldbau treiben. Die hiesige Pfarre wurde im J. 1621 errichtet und zählte 1831 1577 katholische Pfarrkinder, 6 Protestanten und 68 Juden in ihrem Sprengel, zu welchem die Dörfer Dzikó, Frittske und Banistósz gehören. Das Dorf liegt am linken Ufer des von Frittske herabfließenden Baches. (G. F. Schreiner.)

OSSILAGO, Weinhärte, Verhärtung der Knochen; auch der römische Name einer Göttin, die den Kindern die Gebeine befestigt; quae durat et solidat infantibus parvis ossa, Ossilago ipsa memoratur, hat Arnob. III, 148, IV, 165 Hard. Man findet auch die Lesart Ossipaga, Ossipanga. (H.)

OSSILEGIUM (τὸ ὀστολόγιον; bei Diodor. Sicul. ἡ ὀστολογία) war ein Theil der Leichengebräuche im classischen Alterthum. Es ist wol bloßer Zufall, daß der Ausdruck bei keinem Schriftsteller, sondern nur in

de, in v. Mons Journ. de Ch. et de Ph. IV. p. 181 sq. Walter in Baumé's Versuchen u. S. 105 fg. Fourcroy in dem Mém. de la soc. R. d. med. (à Par. 1788.) p. 488. Deutsch in von Crell's chem. Ann. II. S. 359.

Glossarien¹⁾ vorkommt; man müßte denn annehmen, die Classiker hätten eine Zusammensetzung vermieden, in der legere, wie aus Sacrilegium und Sacrilegus ersichtlich, einen der Sache fremden Begriff enthält. In Griechenland und Italien wurden die Todten schon in vorhistorischen Zeit entweder beerdigt, wie es vom Kretops, Aeneas u. A. erzählt wird²⁾, oder, nach dem Vorgange der aus dem Orient zu den Abendländern herübergekommenen Brandpyramiden des Herakles³⁾, auf einem aus trockenem Brennholze dazu errichteten Scheiterhaufen verbrannt⁴⁾. Der Leichnam wurde so auf den Scheiterhaufen gelegt, daß die übrigbleibenden Gebeine und die Asche des Abgeschiedenen von den Resten der andern oft zahlreich mit ihm verbrannten animalischen und vegetabilischen Substanzen unterschieden waren. Die Meinung, man habe den Leichnam, um die Überreste desto leichter wieder aufzufinden, in indische Leinwand, deren Unverbrennlichkeit Plinius rühmt, oder in Gewänder aus Asbest (Amianthus) gehüllt, wird schon von Kirchmann zurückgewiesen⁵⁾. War die helle Flamme des Holzstoßes verlöscht, so besprengte man, wenn die Götter keinen, in diesem Falle, vorzüglich für glücklich angesehenen Regenguß sandten, das zurückgebliebene Kohlseuer (savillae) mit Wein⁶⁾, dessen Gebrauch aber schon Numa, aus Rücksicht auf den Weimangel in Rom's Umgegend, verboten haben soll, sofern das angeführte Gesetz wirklich aus jener Zeit abstammt⁷⁾. Hierauf schritten die nächsten Anverwandten und Freunde⁸⁾, selten andere (wie bei der Leichenfeier des Augustus die Angesehensten aus dem Ritterstande⁹⁾, unter Gebeten und Anrufung der Manen des Verstorbenen zu der frommen Pflicht, die theuern Überreste zu sammeln. Aus Ehrfurcht vor dem Abgeschiedenen nahte man der Brandstätte mit nacktem Fuß, in gürtellos herabfließendem Gewand und mit reinen Händen, in lauterer Quelle gebadet. Die Asche wurde in besondere Krüge (cineraria) gesammelt, die man in dem Columbarium, einem Theile des Sepulcrum, befestigte; die Gebeine aber las man zusammen in den Faltenwurf des Gewandes (sinus) und legte sie, vorher mit Wein, weißer Milch, wohlriechenden Ölen, sogar mit Thränen befeuchtet, in besondere je nach Stand und Vermögen der Familie aus Ebon, Porphyrt, Marmor, Erz, Silber oder gediegenem Golde gearbeitete Gefäße (ollae ossuariae, ossuaria, ossaria, ὀστοδοχεῖα, ὀστοδοχεῖαι¹⁰⁾), und setzte sie (componere et condere) in

1) Gloss. Philox., wo auch ossilegus durch ὀστολόγος erklärt ist. 2) Cic. de legg. II, 25, 68. Liv. I, 2. 3) Wörterger, Vorlesungen über Kunstmythologie. S. 68 fg. 4) Über griech. Gebräuche. Hom. Iliad. XXIII, 127 sq. XXIV, 790 sq. Wachsmuth, Hellenische Alterthumskunde. II. 2. S. 78—83. 5) Plin. H. N. XIX, 1. XXXVI, 19, 31. Dioscorid. V, 156. Casaub. Sueton. Aug. 101. Kirchmann de funeribus III, 7. p. 872 sq. 6) Hom. I. c. πρῶτον μὲν κατὰ πυρκαϊκὴν ἀβέσαι ὀστοῖσι οἴνω πάντων, ἔποσσον ἐπεσχε πύρρος μένος. 7) Plin. H. N. XIV, 14, 24. Bip. 8) Ὀστεα λευκὰ λέγοντο καὶ ὀστοδοχεῖαι τὰ ὀστοδοχεῖα. Hom. I. c. Vor allen Tibull. III, 2, 9—30 und daselbst die Erklärer. 9) Sueton. Aug. 100. 10) Ossuaria olla bei Orelli, Inscr. Lat. 2896. Ossuarium, das. 4511. 4556. Ossarium Ulpian Dig. XXXVII, 12, 2. Inscript. bei

der Todtengruft bei. Ein solches Sammeln der Gebeine heißt ossilegium, von ossa mortui legere. Vor dem Zwölftafel-Gesetze war es außerdem Sitte, daß man dem Leichname, bevor er verbrannt wurde, kleinere Glieder, z. B. einen Finger, abschnitt und aufbewahrte¹¹⁾. Man nannte dies homini mortuo ossa legere¹²⁾, eine Redensart, die von der bei Chirurgen üblichen „ossa vivis legere“, d. h. ossa extrahere, decidere, entlehnt ist¹³⁾. Das Gesetz der Zwölftafeln hob den Gebrauch auf: homini mortuo, heißt es, ne ossa legito, quo post funus faciat. Doch gestattete die Folgezeit jenes Abschneiden eines Gliedes bei Römern, die außerhalb ihres Vaterlandes starben, und von denen man einen Überrest in der heimischen Erde beizulegen wünschte¹⁴⁾.

(Schadeberg.)

OSSILEGIUM. In anatomischer Bedeutung bezeichnet Ossilegium das kunstgemäße Verfahren, ein Gerippe zu bereiten.

(Wiegand.)

OSSINGEN, reformirtes Pfarrdorf im eidgenössischen Canton Zürich, im Oberamt Andelfingen; das ganze Kirchspiel zählt 1120 Seelen. Es hat bedeutenden Weinbau, aber meist von geringerer Qualität. Das Pfarrhaus und der Gottesacker sind zu Hausen, ungefähr eine Viertelstunde von dem Dorf Ossingen, wo die Kirche steht. Der Ort ist bemerkenswerth als Geburtsort des berühmten zürcherischen Philologen und Kritiker J. Jakob Hottinger (s. d. Art.), der 1819 starb.

(Escher.)

Ossipaga, Ossipanga, Ossipagina, s. Ossilago.

Ossiten, s. Osteolithen.

Osskol, s. Oskol.

OSSLOWAN. 1) Eine dem Freiherrn von Scharf gehörige Herrschaft des brünner Kreises Mährens, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamt und einer grundobrigkeitlichen Berggerichts-Substitution. Gegenwärtig enthält sie 486 Häuser und 3133 Einwohner, an unterthänigen Gründen über 3000 Joche größtentheils mehr als mittelmäßig fruchtbares, theilweise aber auch sehr gutes Ackerland, gegen 500 Joche an Wiesen, 20 Joche Weinberge und einen guten Waldstand; die obrigkeitliche Schätzung betrug nach der Josephinischen Steuerregulirung 37 $\frac{1}{2}$ Lahn, 3748 Fl. 41 $\frac{1}{2}$ Kr. Die ganze Herrschaft ist landtäglich auf 172,996 Fl. 55 Kr. geschätzt. Die Einwohner sind sämtlich Slaven, wohnen in sieben Dörfern und sind größtentheils mit Acker-

bau und der Hilfeleistung bei dem bedeutenden Bergbau beschäftigt, den die Herren Johann und Anton Müller auf Steinkohlen und Alaun betreiben. Der Bergbau auf dem Gebiete dieser Herrschaft ist schon sehr alt; schon in einer Urkunde des Königs Ladislaus vom J. 1457, in welcher er der Stadt Brünn eine vom Könige Wenzel im J. 1297 ausgestellte Bergfreiheit bestätigte, wird der Bergwerke bei Dslowan gedacht. Außer dem noch im Betriebe stehenden nicht unbedeutenden Alaunwerke, welches im J. 1783 angelegt wurde, ist vorzüglich die Gewinnung der Steinkohlen von großer Wichtigkeit. Die hier vorkommende Kohle ist Schieferkohle, deren Grundgebirge Sandstein, das Kohlendach Thonschiefer und Kiesel ist; das Kohlenlager ist 2 $^{\circ}$ —1 $^{\circ}$ 5' mächtig; die Seigerteufe des Baues betrug im J. 1819 13—26°. Die Ablagerung der Kohle ist zu Dslowan weniger als zu Rossitz durch Rückensprünge und Querklüfte gestört und unterbrochen. Im J. 1819 wurden zu Dslowan von 91 Bergknappen 26,625 Etr. Kohlen gewonnen; gegenwärtig soll sich die jährliche Ausbeute über 30,000 Etr. belaufen. Der Localpreis der Kohle war in dem genannten Jahre 34 Kr. und der Gelobetrag der ganzen Ausbeute 15,087 Fl. 30 Kr. Als erste Besitzerin von Dslowan und mehreren andern Dörfern erscheint Hedwig, eine edle Matrone, die Stifterin des hier bestandenen Nonnenklosters, welche dieses Dorf mit mehreren andern Orten dem neu gestifteten Kloster vergabte. Nach der Zerstörung desselben durch die Hussiten verließ König Wladislaw im J. 1471 den Genuß der Klostergüter dem Herrn Wilhelm von Pernstein, und im J. 1490 dehnte er die Verleihung dieses Genusses auch auf dessen Söhne aus; im J. 1509 übergab er diese Stiftsgüter dem Wilhelm von Pernstein abermals und im J. 1512 trat er ihm alle seine landesfürstlichen Rechte auf das Stift ab. Während dieser und in der Folgezeit scheint das Stift von der Gnade der Herren von Pernstein abhängig gewesen zu sein. Gegen die zweite Hälfte des 16. Jahrh. hatte das Gut schon seine Besitzer gewechselt und ging durch die Hände mehrerer Eigenthümer*), bis es in den Besitz der Herren Kragirz von Greigl kam; Katharina, die letzte ihres Geschlechts, brachte es um den Anfang des 17. Jahrh. ihrem Gatten Wolf Dietrich von Althann zu, bei dessen Familie die Herrschaft bis gegen die Mitte des Jahrhunderts verblieb, in welcher Zeit sie durch Kauf an das adeliche Geschlecht Mollart überging. Im J. 1713 wurde das Gut von Peter Ernst von Mollart an das cistercienser Nonnenstift zu Altbrunn verkauft, in dessen Besitz es bis zur Aufhebung des Convents im J. 1782 verblieb. Im J. 1789 wurde die Herrschaft dem k. k. Hofrath Johann von Scharf für jährlich 9290 Fl. 55 $\frac{1}{2}$ Kr. in Erbpacht überlassen, und später ganz verkauft. 2) Ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriger Markt im brünner Kreise Mährens, am Dslowaflusse, von dem er durchschnitten wird, drei Stunden von Schwarzkirchen entfernt, mit einem

*) Fr. Jos. Schwon, Topographie vom Markgrasthume Mähren. (Wien 1798.) 2. Bd. S. 284 fg.

Grüter 1043, 1. Zur Kritik des ossuarium die bemerkenswerthe Schreibart ossua statt ossa auf Inschriften, siehe Orelli 2906, 4361 etc.

11) Fest. membrum abscindi mortuo dicebatur, cum digitus ejus decidebatur, ad quod servatum justa fierent relicuo corpore combusto. Vergl. Kirchmann l. c. p. 366 sq. 12) Cic. de legg. II, 24, 60. 13) Senec. cons. ad Mar. 22. de benef. V, 24 unrichtig emendirt von Dav. ad Cic. de legg. II, 24. Quinct. VI, 1, 30 (nicht funeribus statt vulneribus), VIII, 5, 21. 14) Cic. l. c. daselbst die Erklärer in der Ausgabe von Moser und der Excurs S. 506. Jac. Raevard. ad legg. XII. Tab. c. XV. Merul. de legg. Romm. IX, 9. Boxmann, De legg. sumptuaria, p. 26. Dirksen, Zwölftafel-Fragmente. S. 672. Kirchmann l. c.

alten Schloß, einem Meierhof und einer Schäferei, 169 Häusern und 945 Einwohnern, worunter 481 weiblichen Geschlechts sind, welche die mährische Sprache sprechen, Ackerbau und städtische Gewerbe treiben, einer Kirche, Schule und Pfarre. Diese gehört zum rössiger Dekanat der brünner Diöcese, wird von zwei Priestern besorgt, steht unter dem landesfürstlichen Patronat und zählt in ihrem Sprengel 2169 Katholiken und 11 Aka-tholiken. In diesem Markte werden jährlich 3 Märkte der vierten Classe gehalten, welche nach dem Patent vom 22. Oct. 1774, zwei Tage dauern und auf welchen Tuch, Leinwand, Stoffe für weibliche Kleidung, Vieh, Schneidwerkzeuge u. dergl., verhandelt werden. Hier war vormals ein um den Anfang des 13. Jahrh. gegründetes Nonnenkloster des Cisterzienser-Ordens, dessen Stiftung König Przemisl Ottokar I. im J. 1228 bestätigte. Die Äbtissin des Klosters hatte das Patronatsrecht über die Pfarrkirche St. Jakob in Brünn. Im J. 1423 überfielen die Taboriten unter ihren Anführern Jiska und Prokop dem Kahlen auch dieses Stift, erlöseten die Nonnen in dem Dslawafluß und zerstörten die Gebäude bis auf den Grund. Später wurde das Kloster zwar wieder hergestellt, aber der Genuß seiner Güter den Herren von Pernstein überlassen, die höchst wahrscheinlich dafür die Verpflichtung übernahmen, die Nonnen zu erhalten. Zur Zeit der sich ausbreitenden Kirchenreformation ging endlich das Stift ganz ein. — In der Nähe dieses Marktes nimmt die Dslawa den Jamostnybach auf, in ihrem Flußbette finden sich sehr reine Bergkrystalle und Granaten und in dem benachbarten Gebirge schöne Zaspis, Feldspath, Trippel und andere Fossilien. (G. F. Schreiner.)

Ossogna, s. Riviera.

OSSOLENGO, ein Gemeindegort in der Provinz Cremona des lombardisch-venetianischen Königreichs, eine Stunde von Cremona, an der nach St. Vito führenden Straße im District V. von Robecco gelegen, mit 1200 Einwohnern, einem eigenen Vorstand und einer eigenen Pfarre S. Maria Annunziata und einer Kapelle. Die ganze Umgebung ist eben, reich bewässert und gut bebaut. (G. F. Schreiner.)

OSSOLINSKY. Als den ersten Ahnherrn des Geschlechts nennt Dkolsky einen Topor, mit dem Beinamen der Alte (Starza), der ein Zeitgenosse der ersten polnischen Fürsten gewesen sein soll. Unter dessen Namen erwähnt der nämliche Schriftsteller vornehmlich den Großgrafen von Panigrod, Luckina (Lucina, unweit Pulawy?) und Denaborz. Zbyluta, magnus comes de Panigrod, soll 1153 das Kloster Wangrowiec an der Wartha, Cisterzienserordens, gestiftet haben, eine Angabe, der wir jedoch, mit aller Ehrfurcht für des Dkolsky Autorität, widersprechen müssen. Dieses Kloster wurde vielmehr 1145 von dem Herzoge Miecislauß von Großpolen gegründet, aus Dankbarkeit für den über seinen Bruder, den Herzog Wladislaus von Krakau, erfochtenen Sieg, und mit Mönchen aus dem berühmten bergischen Kloster Altenberg besetzt. Diese Fremden wußten sich hinwieder dem frommen Stifter so wohlgefällig zu machen,

daß Miecislauß verfügte, es sollten in sein Kloster nur edelnische Kinder, gleichviel aus der Stadt oder der Diöcese, aufgenommen werden. Bis in die Mitte des 15. Jahrh. wurde dieses Gebot genau befolgt. Mit besserem Rechte möchte Dkolsky hier, statt des angeblichen Stifters Zbyluta, anführen den Setegius (Siecich), vir nobilis et comes, mit dessen Bewilligung und auf dessen Grund, in anmuthiger und waldiger Stelle an der Weichsel im Sandomirschen, König Woleslaus im J. 1010 das Benedictinerkloster Siecichow, vielleicht nach diesem Siecich genannt, gründet und welchem Siecich aus seinem Eigenthume zwölf Meierhöfe schenkte. Ein Abkömmling dieses ältern Siecich war Siecich, der Boywode von Krakau, der mit Ruhm des Herzogs Wladislaus Kriege gegen die Pommern (1092) und Mährer (1094) führte, allmählig aber zu so großer Macht gelangte, daß in Polen nur sein Wille galt. Die Söhne des alten Herzogs, Woleslaus und Zbigniew, sahen das mit großem Unwillen; sie fürchteten, daß der Mann, der beinahe alle Schlösser des Landes selbst, oder durch seine Brüder innehatte, ihnen wol gar die Krone streitig machen könne. Es entbrannte zwischen dem Vater und den Söhnen darüber eine erbitterte Fehde (1098), die zu beendigen, der Vater eidlich versprechen mußte, er wolle den Günstling für immer von sich entfernen, ihn auch nie mehr zu seinen vorigen Würden gelangen lassen. Siecich ritt von dannen, und floh nach einer Burg, die er sich auf dem linken Weichselufer, zwischen Pulawy und Maciejowice erbaut, mit mehren Gräben und starken Werken verwahrt, und nach seinem Namen, wie das nahe Kloster, Siecichow genannt hatte. Augenblicklich wurde er durch die Prinzen belagert. In der Nacht erlah der Vater, den sie gezwungen hatten, ihren Zug mitzumachen, seine Gelegenheit; entfloß mit nur drei seiner Getreuen, warf sich in ein Schifflein, und kam glücklich über die Weichsel in des Siecich Burg. Der Krieg empfing hierdurch neues Leben, und verbreitete sich durch alle polnische Provinzen; als endlich der Prinzen Übergewicht nicht mehr zweifelhaft und sie eben mit der Belagerung von Plocl beschäftigt waren, vermittelte der ehrwürdige Erzbischof Martin von Gnesen einen neuen Vergleich. Der geächtete Siecich suchte Zuflucht bei den Russen, wurde nach mehren Jahren von Woleslaus zurückgerufen, konnte aber mit aller seiner Gewandtheit niemals auch einen Schatten der vorigen Wichtigkeit wieder erlangen. Ein Sohn von ihm könnte wol der königliche Mundschenk Siecich gewesen sein, der sich bei dem Angriff auf der Pommern Stadt Sczecin (1167), durch verwagene Tapferkeit auszeichnete, plötzlich aber, — so erzählt die Sage — wie von dem Engel des Todes getroffen, aus dem Kampfe schied, und seine Gefährten durch die Versicherung überraschte, er werde sein Schwert nicht mehr ziehen gegen die Stadt, er habe denn zuvor durch reumüthige Beichte seiner Sünden Vergebung erlangt. Doch, als am andern Morgen die Trompete den Angriff verkündigte, da war Siecich nicht vermögend, dem Rufe der Ehre zu widerstehen, und abermals schloß er sich den Stür-

menden an, bis die Stadt der Gewalt erlag und ihre Thore sich dem Sieger öffneten. Nirgends ferner Gefahr oder Feinde ahnend, spottete nun Sieciech selbst der empfundenen Gewissensangst, nicht umsonst, rühmte er sich gegen seine Waffenbrüder, habe er Buße und Beichte aufgeschoben, da er dieser Zögerung sein Leben verdanke, während augenblicklicher Gehorsam ihm das Leben gekostet haben würde. Beifällig lauschten die Jünglinge seines Gelichters der frechen Rede, während die erfahrenen Männer ihm scheu den Rücken kehrten. Sieciech legte sich schlafen, da stand ein ehrwürdiger Greis vor ihm, in dem er, noch nicht gänzlich entfremdet den Erinnerungen der Kinderwelt, alsbald den heiligen Abt Agidius erkannte: „Du Sieciech hast geprahlt, du seist durch deine Zögerung zu Beichte, Gebet und Buße dem Tod entgangen, ich aber verkündige dir nahen, sehr nahen Untergang.“ Das Gesicht war verschwunden, Sieciech erschreckt, nicht gebessert. Er folgte dem Herzoge Boleslaus zur Jagd in den Forst Ufosin, von Alters her durch die Menge der Auerochsen berühmt. Manches edle Wild wurde erlegt, endlich ein Stier aufgetrieben von ungeheurer Größe und Wildheit, dergleichen man vorzugsweise Dbiniec zu nennen pflegt. Das Thier, durch Jäger und Hunde ohne Zahl erschreckt, wollte fliehen, und hatte sich schon dem Kreis entrückt, da stößt zufällig der Mundschenk Sieciech ihm auf. Im Angesichte des Herrn und des Hofes zu fliehen, oder auszuweichen, konnte dem Jünglinge nicht einfallen, er steigt vom Pferde, des Willens, den Stier mit dem Jagdspieße zu empfangen. So fest er aber auch stand, dem Kampfe war er nicht gewachsen: das Anthier, durch das Eisen nur gereizt, nicht verletzt, wirft ihn zu Boden und wüthet gegen seinen Feind, wie der Stier gegen den Gefallenen zu wüthen pflegt, tritt ihn mit Füßen, faßt ihn auf die Hörner, schleudert ihn zu wiederholten Malen in die Lüfte, und läßt ihn endlich mit gebrochenen Gliedern, mehr todt als lebendig, in einem Dornbusche liegen. Einige Jäger kommen dazu, Sieciech wird mühsam erhoben und nach dem nächsten Hause gebracht, um dort zu sterben, denn es schien unmöglich, daß er den Tag überlebe; den Blutverlust wußte Niemand zu stillen, und furchtbarer Wahnsinn, die Folge der heftigen Erschütterung, verzehrte die letzten Kräfte. Sichtlich lag Sieciech im Todeskampfe, da erschien ihm der heilige Agidius, genau wie er ihn früher gesehen, und sprach: „Wenn du mich nicht als deinen Fürbitter anrufst, so bist du dem Tode verfallen.“ Der Sterbende in dem Heiligen Gottes gleichsam einen Bekannten erblickend, fühlte sich urplötzlich mit freudiger Hoffnung erfüllt, und lächelte kaum vernehmbar: „Demüthig bitte ich dich, den Auserwählten des Herrn, du wollest mir vor allem meine Genesung erwerben, dann aber bei dem Gotte der Barmherzigkeit mein Fürsprecher sein, damit ich die Gnade erlange, mein Leben, meine Sitten und Werke zu bessern; ich meiner Seits, um die begangene Sünde zu büßen, will sobald, wie möglich, zu Fuße dein Grab und dein Kloster besuchen.“ Und abermals sprach der Heilige: „Du hast mich gebeten, und ich bin bei dem

A. Encycl. d. B. u. R. Dritte Section. VI.

Allerhöchsten, der keinen verderben, sondern Alle erretten will, dein Fürsprecher geworden, ich schenke dir von feinewegen die volle Gesundheit wieder. Hüte dich aber zu sündigen und der alten Last eine neue hinzuzufügen, deine Strafe müßte dann viel härter werden.“ Es zerfloß die Erscheinung, der Mundschenk aber fühlte sich in allen seinen verletzten, gebrochenen und verlorenen Gliedmaßen auf der Stelle geheilt und ergänzt, zum größten Erstaunen der Anwesenden, die sich nicht zu erklären wußten, wie ein Sterbender so schnell, ohne die mindeste Anwendung menschlicher Hilfsmittel, genesen könne. Zur Stunde trat er auch die versprochene Wallfahrt an. Einsam und zu Fuße wanderte er nach der Provence, nach dem Kloster St. Gilles, wo des heiligen Agidius Leib ruht; er brachte Geschenke dar, verkündigte die Wunder, die der Heilige an ihm gethan, und kehrte nach der Heimath zurück, um seine Sünden im Staub, in zerknirschem und gedemüthigtem Herzen zu beweinen.

Im J. 1241 erscheint als des gesammten Stammes Oberhaupt Zegotha, und er und sein Stamm waren für den Herzog Konrad von Masovien, als dieser den Versuch machte, mit gewaffneter Hand die Provinzen Krakau und Sendomir einzunehmen. Ein anderer Zegotha, aus demselben Stamm entsprossen, und sein Vetter Ditto unternahm es auf des Herzogs Boleslaus des Schamhaften Betrieb, den pflichtvergessenen Bischof Paul von Krakau aus seiner Residenz zu Kunow zu entführen, und ihn zu sicherer Haft nach Sieradz zu liefern. Als aber der Herzog sich mit dem Bischofe versöhnte, mußte er versprechen, die beiden, den Ditto, wie den Zegotha, von seinem Hofe zu entfernen; nicht zufrieden damit, ließ er sie in Fesseln schlagen, und einen ganzen Monat lang, so lange hatte der Bischof aushalten müssen (1271), einkertern. Demnächst auf ihrer Brüder und Freunde Anhalten entlassen, schien es ihnen thöricht, ferner einem Fürsten angehören zu wollen, der empfangene Dienste so schön belohnte, darum verkauften sie ihr Eigenthum in dem Krakauischen und Sendomirischen, und zogen zu Herzog Wladislaus von Dypeln, in dessen Gebiete sie auch Landbesitz erwarben. Ein dritter Zegotha, Woywode von Krakau, führte in der Schlacht bei Rowne (1283), denjenigen Flügel des polnischen Heeres, der zuerst die barbarischen Feinde, die Lithauer, zum Weichen brachte. Von einem der Söhne dieses Zegotha stammt das große Geschlecht der Herren von Pilcza (man vergl. d. Art.); ein anderer, Navogius, Woywode von Sendomir, Graf von Przeginca, in dem Krakauischen, wurde um das Jahr 1319 der Erbauer der berühmten Burg Tenczyn, westlich von Krakau, von der sein älterer Sohn, Andreas, den Namen annahm, und demnach der Ahnherr der Grafen von Tenczyn geworden ist (vergl. d. Art.). Des Woywoden Navogius jüngerer Sohn, Johann oder Jasko, gewöhnlich von Balice genannt, nach einem Gute dieses Namens, das er in der Nähe von Krakau besaß, wurde der Vater von Nikolaus, dem Castellan von Wislica, der zuerst das Schloß Ossolin, in dem Sendomirischen, 3½ Stunde von Dpatow,

erbaut, darum mehrentheils Nicolaus de Ossolin heißt, und in des Königs Ludwig von Polen und Ungern Zuge gegen die Lithauer (1377) einen abgesonderten Heerhaufen befehligte. Diefes Sohn, Johannes, der abwechselnd von Lenczyn, von Balice, von Ossolin, benannt wird, und zugleich als Castellan von Radom erscheint, wurde der Vater von Andreas de Ossolin, Castellan von Radom und Erbherrn von Klimontow (in dem Sandomirſchen, vier Stunden von Spatow), und der Großvater von Johann Ossolinsky, dem Castellan von Wislica, der kurz vor dem J. 1459 erschlagen wurde, als er sich bemühte, das Eigenthum seines Sohnes Johannes, des Kanonikus zu Sandomir, gegen den unruhigen Lucas Stupecky zu verteidigen. Johannes Urenkel Zbignew, Woywode von Sandomir, besuchte in der Jugend den Hof König Karls IX. von Frankreich, und verdankte vorzüglich diesem Umstande die Oberst-Kammerherrenwürde bei Heinrich von Anjou, der nach der Stände Willen den Thron der Jagellonen einnehmen sollte. Mehr als einer seiner Landsleute gewann Zbignew, der seit Kurzem die große Grafschaft Lenczyn an sich gebracht hatte, des Monarchen Vertrauen, und er war daher der erste, der Heinrichs Absicht zu entfliehen argwohnte. Als die Flucht wirklich angetreten wurde, setzte er mit einer starken Reiterſchar dem Könige nach, er konnte ihn aber erst bei Pitschen, auf österreichischem Boden, erreichen. Während stellte Ossolinsky dem Flüchtlinge das Unglück vor, welches aus seinem Schritte für Polen entstehen könne; sichtlich bat er um des Monarchen Rückkehr. Allein seine Vorstellungen waren vergeblich, Heinrich versprach zurückzukehren, sobald es die Lage von Frankreich erlauben werde, empfahl dem Oberst-Kammerherrn die in Polen zurückgebliebenen Franzosen, schenkte ihm zum Andenken einen Diamant von Werth, und jagte mit verhängtem Bügel davon. Später fand Zbignew an König Siegiſmund III. einen Herrn, der seine Treue besser zu schätzen wußte. Er starb im J. 1623, in dem Alter von 67 Jahren, mit Hinterlassung der drei Söhne Christoph, Maximilian und Georg. Christoph, Woywode von Sandomir, war ein Vater von mehren Söhnen, von denen Baluin in dem bei Zborow, den 15. August 1649, den Tataren und Kosaken gelieferten Treffen den Tod fand. Von Christophs Enkeln kommt Adam Wenceslaus, Graf von Lenczyn-Ossolinsky, 1699 als Landeshauptmann des Fürstenthums Teschen, und Christoph Baluin 1717 als k. k. Kammerherr vor. Maximilian, des Ober-Kammerherrn Zbignew anderer Sohn, war Hoffschatzmeister und Starost von Marienburg, auch Großvater des Grafen Franz Maximilian von Lenczyn-Ossolinsky, der als Kronschatzmeister, Castellan von Chmielnik und Oberster bei der Kronarmee sich durch unverbrüchliche Treue für den zum andern Male zum König in Polen gewählten Stanislaus auszeichnete, auch an dessen Seite in Danzig und Königsberg bis zum Ende aushielt. Gezwungen, jeder Hoffnung eines Glückswechsels zu entsagen, verzichtete Ossolinsky durch Schreiben vom Junius 1736 auf die Schatzmeisterstelle, um seinem Könige nach Lo-

thringen zu folgen, und schon im Mai 1737 trat er als Oberst-Hofmeister und Gouverneur des Schlosses zu Luneville an die Spitze des in Luneville gebildeten neuen Hofstaates. Am die nämliche Zeit erkaufte er auch von dem Banquier Paris-Duvernoy die große, unweit Barle-tuc gelegene und damals etwa 40,000 Livres jährlich eintragende Herrschaft Ligny, in Betracht deren er in Frankreich zum Herzog ernannt wurde, gleichwie er in der Promotion vom 1. Januar 1737 den heiligen Geißorden erhalten hatte. Vom Kaiser Karl VII. wurde er in des heil. röm. Reiches Fürstenstand erhoben. Er starb zu Malgrange bei Nancy den 1. Julius 1756, nachdem er in seiner Ehe mit Katharina Jablonowka, der Muhme des Königs Stanislaus, vermählt zu Warschau den 21. März 1732, gestorben den 5. Januar 1756, zwei Söhne und eine Tochter gezeugt. Das erlauchtes Ehepaar ruht zu Notre-Dame-de-Bonsecours, zu Nancy in der königlichen Gruft, im Tode wie im Leben von dem geliebten König unzertrennlich. Ligny hatte König Stanislaus längst eingelöst, die Güter in Polen, obgleich anfänglich sequestrirt, blieben den Kindern, aus denen der Graf Joseph im J. 1752 als Kronhoffahndrich vorkommt. Von dessen fernern Schicksalen wissen wir aber nichts zu berichten, so wenig als von der neuern, merkwürdigen Geschichte des Hauses, und seinen mannichfachen, großartigen Stiftungen. Dagegen haben wir noch von Georg Ossolinsky zu sprechen, dem dritten Sohne jenes Zbignew, der bei König Heinrich die Ober-Kammerherrenstelle bekleidete. Georg, geboren im J. 1595, erhielt seine Bildung auf der Universität zu Grätz, die, von den Jesuiten geleitet, sich der ganz besondern Aufmerksamkeit des Landesherren, des Erzherzogs Ferdinand erfreute; vor allen Studenten wurde aber der geistreiche und wißbegierige Pole von dem Erzherzog ausgezeichnet. Nach zurückgelegten Universitätsjahren bereiste Georg die Niederlande, England, Frankreich und Italien, um sich sodann dem Prinzen Wladislaw, dem ältesten Sohne König Siegiſmunds III. anzuschließen. Er machte die Feldzüge gegen die Moskowiter bis zu dem Waffenstillstande von Deulina mit, und ging 1621, als des Königs Siegiſmund Abgesandter nach England. Die lateinische Rede, in welcher er bei der ersten Audienz den König begrüßte, fand rauschenden Beifall, und wurde in die englische, teutsche, französische und spanische Sprache überseht. Der Zweck der Sendung war, für den blutigen Zwist mit Schweden König Jakobs Vermittelung anzurufen, und zugleich die Erlaubniß zur Anwerbung von 5000 Engländern zu erhalten, die gegen die Türken gebraucht, und auf Kosten Jakobs nach Danzig geliefert werden sollten. Gegen diese Vergünstigung wollte Polen sich bei dem Kaiser für die Rückgabe der Rheinspalz verwenden. Als einer der Commissarien für die Conferenzen von Altmark hatte Ossolinsky wesentlichen Antheil an dem Abschlusse des Waffenstillstandes vom 8. Oct. 1629, wodurch Polen eine sechsjährige Ruhe erkaufte. Nach Siegiſmunds Tode half er nach Kräften die Wahl des Prinzen Wladislaw befördern, darum er auch ausersehen wurde, sie dem päpstlichen

Hose zu notificiren. Seit langen Zeiten hatte Rom keinen Einzug gesehen, der dem seinigen (1633) an Ordnung und Pracht zu vergleichen; aber noch mehr als durch alle die Pracht, durch den Reichthum der ungewohnten, halb morgenländischen Tracht, durch die 300 arabischen oder persischen Kasse, die hier zur Schau gestellt waren, fühlten die Römer sich angezogen durch die martialische Haltung der im Glanze so vieler Siege (über Russen und Türken erfochten) erscheinenden Sarmaten. Allein nicht bloß glänzen sollte der Kron-Großschahmeister, denn das war Ossolinsky seit längerer Zeit, auch Geschäfte hatte er mit dem heil. Vater abzumachen, vornehmlich betrafen sie die wegen der Behnten zwischen Adel und Klerus entstandenen Streitigkeiten, dann auch eine reichlichere Türkenhilfe. Auf der Rückreise besuchte Ossolinsky den großherzoglichen Hof in Florenz, desgleichen die stolze Republik in den Lagunen; er schloß auch einen Vertrag, nach welchem die Venetianer die von Sandbänken verstopften Mündungen des Dnieper reinigen, und längs derselben einige Forts errichten sollten, damit ihre Schiffe frei einlaufen, und zur Vertheidigung der fruchtbaren Ukraine gebraucht werden könnten. Der Krieg um Candia nöthigte die Venetianer an andere Dinge zu denken. Zum Schlusse seiner Reise mußte Ossolinsky auch noch den kaiserlichen Hof in Wien besuchen, und er fand an Ferdinand II. jenen huldreichen Gönner wieder, der ihm schon in Grätz so nützlich gewesen war. Bei einer zweiten Gesandtschaft nach Wien von ihm schon im nächsten Jahre 1634 verrichtet, wurde er von dem Kaiser in des heil. röm. Reichs Fürstenstand erhoben, gleichwie Paps Urban VIII. ihn 1633 zum Fürsten von Ossolin gemacht hatte. In Wien scheint er auch die Idee von seinem Kriegsorden von der unbesleckten Empfängniß gefaßt zu haben; in Polen entwarf er jedoch erst die Statuten, und sie wurden von König Wladislaw gutgeheißen. Auf dem Reichstage von 1635, wo der mit den Russen am 15. Junius 1634 zu Biasma abgeschlossene Friede, und zugleich die Erwerbung von Kiow, Severien und Czernigow sanctionirt wurde, bekleidete Ossolinsky das Marschallamt, und er benutzte die Gelegenheit, um dem Reichstage den Entwurf zu einer Verbindung der Ostsee mit dem schwarzen Meere, mittels des Muchawiec und der Pina, wovon diese in den Bug, jener in den Przypiec sich ergießt, vorzulegen. Der Entwurf wurde genehmigt, und in spätern Zeiten mit einem von der Republik bestrittenen Aufwande von 40,000 Dukaten ausgeführt; es darf dieser Kanal aber keineswegs mit dem Dginskyschen, der ein Privatunternehmen, der die Szcvara und Tasiolda benutzt, verwechselt werden. Der Waffenstillstand mit Schweden lief indessen zu Ende, und es wurde einige Anstalt zu Wiederaufnahme der Feindseligkeiten getroffen, Ossolinsky namentlich als Kriegsgouverneur nach Preußen geschickt (1635). Sichtlich war eben jetzt, wo Schweden in dem prager Frieden den wichtigsten seiner Allirten in Deutschland, den Kurfürsten von Sachsen, verloren hatte, der Augenblick gekommen, die alte Unbild zu rächen, und den rastlosen, unverzöhnlichen Feind für immer nach dem

Nordpole zurückzuschicken. Es bedurfte hierzu leblich eines kräftigen Zusammenwirkens mit Osterreich. Aber Ossolinsky wußte das nicht zu fassen, ihm genügte der augenblickliche Vortheil, und die Schweden ließen gern ihre Eroberungen in Preußen fahren, um den Krieg gegen den Kaiser mit ungetheilten Kräften fortzusetzen. So kam am 12. Sept. 1635 zu Stummsdorf eine Verlängerung des Waffenstillstandes auf 26 Jahre zu Stande; Polen aber hat es grausam büßen müssen, daß seine zwei ausgezeichnetsten Großkanzler, Zamoiscky und Ossolinsky, sich so schwer in ihrer auswärtigen Politik gegen Türken und Schweden irren konnten. Den Dienst, der für Osterreich so wichtig, für Polen so ersprießlich gewesen wäre, hatte König Wladislaw verweigert, zu einem andern, den Niemand foderte, Niemand bedurfte, war er williger; als sein Gesandter ging Ossolinsky zu dem Kurfürstentage nach Regensburg, um die Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum römischen Könige zu befördern. Von 80 Personen und 60 Pferden prächtig begleitet, hielt er am 28. Julius 1636 seinen feierlichen Einzug, und da der Zweck seiner Sendung sobald erreicht gewesen, benutzte er seine Muße, um den Ehevertrag der Erzherzogin Cäcilia Renata mit seinem König aufs Neue zu bringen. Nach seiner Rückkehr legte er das Kronschahmeisteramt nieder, um die Boywodschaft Krakau anzutreten; als Boywode wurde ihm die Ehre, im Sept. 1637 die königliche Braut nach Warschau zu geleiten. Auf dem Reichstage von 1638 hatte er große Anfechtungen zu bestehen; die Ritterschaft machte ihm den Vorwurf, er habe die Grundsätze der republikanischen Gleichheit verletzt, indem er vom Paps und Kaiser den Fürstentitel angenommen, und dem Könige die Stiftung eines Ritterordens angerathen. Die Vertheidigung blieb er nicht schuldig, aber doch erfolgte ein Reichstagschluß, der es allen Polen ohne Unterschied untersagte, von fremden Mächten Titel anzunehmen, auch wurde der Ritterorden von der unbesleckten Empfängniß aufgehoben. In der unwandelbaren Gunst seines Königs fand Georg für solche Widerwärtigkeiten indessen reichlichen Trost; im J. 1639 empfing er das Amt eines Vicekanzlers, 1643 wurde er Krongroßkanzler, und nach Koniecpolsky's Tode mußte er, wenn auch nur für kurze Zeit, zugleich das Kronen-Großfeldherrenamt bekleiden. Im J. 1645 wohnte er, Namens des Königs, dem Colloquium charitativum in Thorn bei. Im J. 1647 wurde auf seinen Betrieb die erste Post für Polen angelegt. Im J. 1648 bot er seinen ganzen Einfluß auf, um die Wahl des Prinzen Johann Kasimir durchzusetzen, sie war aber kaum vollbracht, als die Siege der empörten Kosaken und der Tataren dem Reiche selbst den Untergang drohten. Durch geschickte Unterhandlungen wußte Georg die Tataren zu bethören, daß sie nach Hause gingen; dann wirkte er mit gleichem Erfolg auf die Anführer der Kosaken, und der ebenso nothwendige als vortheilhafte Friede vom 17. August 1649 war ganz eigentlich sein Werk. Nochmals sollte er als außerordentlicher Gesandter nach Wien und Rom gehen, schon hatte er sich bei dem Könige beurlaubt, aber wenige

Stunden darauf vom Schlage getroffen, starb er zu Warschau den 9. August 1650. Am besten hat sein Leben beschrieben Thadäus Mostowsky, in dem 3. Bde. der polnischen Biographie (Warschau, 1805). Mostowsky konnte des Großkanzlers Tagebuch benutzen, und wußte durch einen Anhang von 57 Urkunden seiner Arbeit noch größern Werth zu geben. In diesen Urkunden sind nämlich die dem Kanzler in seinen verschiedenen Gesandtschaften gegebenen Instructionen, sowie seine Gesandtschaftsberichte, mitgetheilt. Die von Georg bei seinen Gesandtschaften gehaltenen Orationes oder Anreden, sechs an der Zahl, hat Georg Förster 1640 (oder 1647) zu Danzig in Quart drucken lassen. Man hat auch eine zu Krakau, in Quart gedruckte lateinische Beschreibung von Georgs großer Gesandtschaftsreise vom J. 1633. Aus seiner Ehe mit Isabella, des Krongroßschatzmeisters, Nikolaus Danielowiz Tochter, hinterließ Georg einen Sohn, Franz, der als Starost zu Bromberg vorkommt.

(v. Stramberg.)

OSSOLINSKY, Joseph Maximilian von Tenczyn, Graf von, Commandeur des königlichen ungrischen St. Stephanordens, k. k. wirklicher geheimer Rath, Präfect der k. k. Hofbibliothek, Oberst-Landhofmeister in dem Königreiche Galizien und Lodomerien, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften u., war aus einem alten, in Polen historischen edeln Geschlecht, auf dem väterlichen Gute Wola Mielecka in der vormaligen Boywodtschaft (Palatinat) Sendomir, oder dem heutigen galizischen tarnower Kreise geboren. Die Pfarrbücher geben den 8. Juni 1754 als den Tag der feierlichen Taufe an; da aber diese nach der damaligen Sitte, und wie er selbst öfters seinen Freunden versicherte, mehre Jahre der Geburt nachfolgte, so mochte Ossolinsky, als er am 17. März 1826 starb, ein Alter von beinahe 80 Jahren erreicht haben. Seine Ältern, Michael Graf von Tenczyn-Ossolinsky, und Anna, geborne Szaniawska, wollten dessen Erziehung keinen andern als geistlichen Händen anvertrauen, sendeten ihn aus diesem Grund in das adelige Collegium der Jesuiten zu Warschau, und empfahlen den geliebten Sohn der besondern Obhut des berühmten polnischen Geschichtsforschers Adam Stanislaus Naruszewicz, welcher eine Zierde der Gesellschaft Jesu war. Die erste Jugend des durch Kenntnisse und alle Vorzüge des Geistes und Herzens ausgezeichneten Polen fiel in die verhängnißvolle Zeit der Unruhen seines Vaterlandes, welches trotz der Conföderation von Bar und trotz der Constitution vom 3. Mai 1791 durch beklagenswerthe Anarchie im Innern und den unheilbringenden Einfluß der Politik von Außen seinem Untergang entgegenreiste. Ohne in öffentliche Verhältnisse zu treten lebte er im väterlichen Hause den Wissenschaften, und nahm nur wie ein weiser Dulder an dem Schicksale der unglücklichen Heimath Theil. Eine mit der Gräfin Theresie Jablonowska geschlossene, und später getrennte Ehe blieb kinderlos, und Graf Ossolinsky nach so manchen für sein ganzes Leben wichtigen Erfahrungen unvermählt.

Nach dem Tode des Kaisers Joseph II. kam Graf Ossolinsky mit der ständischen galizischen Deputation

nach Wien, und seine rege warme Thätigkeit für die Angelegenheiten des Landes, besonders für die Erziehung adeliger Jünglinge aus Galizien in den österreichischen Instituten jeder Art, ward mit Erfolge gekrönt. Nach dieser Sendung und seit dem J. 1793 hatte er die Hauptstadt der österreichischen Monarchie zu seinem bleibenden Aufenthalte bis an seinen Tod gewählt. Wo konnte er auch mehr zum Nutzen seiner galizischen Mitbürger, der hier studirenden Jugend, und für die Befriedigung seiner wissenschaftlichen Neigungen wirken? Sein Haus stand nun allen gebildeten Männern der Hauptstadt, einheimischen und fremden Gelehrten gastfreundlich offen. Schon im J. 1794 nahm Graf Ossolinsky, nachdem er eine Büchersammlung besonders für slavische Literatur, anzulegen begonnen hatte, den nunmehrigen Director des warschauer Lyceums, Samuel Gottlieb Linde, aus Thorn, als Bibliothekar zu sich, der mit staunenswürdigem Fleiß, und mit Benutzung von mehr als 800 polnischen Schriftstellern das vergleichende Wörterbuch der polnisch-slavischen Mundart, gleich den gelehrten Werken des Engländers Johnson und des Deutschen Adelung verfaßte, eine Arbeit, welche schon durch den außerordentlichen Schatz von Gelehrsamkeit als das Werk eines einzelnen Mannes um so mehr in Erstaunen setzte, als sie der angestrengtesten Thätigkeit einer ganzen Akademie Ehre machen würde¹⁾. Linde widmete dieses Werk dem Grafen Ossolinsky, und seinem zweiten erlauchten Mäcen, dem verstorbenen k. k. Feldmarschall Adam Fürsten Czartorysky. Dankbar erkannte er die große Unterstützung des Grafen bei diesem Unternehmen, theils durch eigene literarische Mitwirkung, theils durch großmüthige Aufopferung. Andere hoffnungsvolle Studirende, Joseph Siegert und Dr. Karl Joseph von Hüttner, fanden nach Linde eine Stelle in der Ossolinskyschen Bibliothek; beide hat der Tod der österreichischen Literatur entrissen, und zwar den letztern als Professor der europäischen Staatenkunde an der leMBERGER Universität, und als Mitglied der krakauer gelehrten Gesellschaft, welcher seine literarischen mit Beifall aufgenommenen Arbeiten ebenfalls diesem Gönner zueignete²⁾. So vielfache Verdienste blieben nicht unbeachtet. Sie wurden nicht nur von der gelehrten Welt, sondern auch von dem Staat in reichlichem Maße gewürdigt. Sein Landesherr, Kaiser Franz I., ertheilte dem Grafen die Würde eines geheimen Rathes (5. Jan. 1808) und ernannte ihn zum Präfecten der k. k. Hofbibliothek (17. Febr. 1809), eine ebenso ehrenvolle als den Neigungen des nur für die Wissenschaften lebenden Mannes höchst willkommene Bestimmung. Im J. 1817 erhielt er das Commandeurkreuz

1) Słownik Języka Polskiego „Wörterbuch der polnischen Sprache.“ 6 Thle. 4. (Warschau 1807—1814.) in der Druckerei der Piaristen; das vollständigste Sprachdenkmal, das irgend ein slavischer Volkszweig bisher aufweisen kann. 2) Hüttner, über die rückwirkende Kraft der Gesetze. (Wien 1817.) Ausführliche Entwicklung der Lehre von der gesetzlichen Erbfolge. (Wien 1809.) S. Mat. für Gesetzkunde und Rechtspflege in den österreichischen Staaten. 6. Bd. S. 431.

des St. Stephanordens, und die ständische Würde eines Oberst-Landmarschalls, sowie (am 5. Oct. 1825) jene eines Oberst-Landhofmeisters in dem Königreiche Galizien und Lodomerien. Schon früher war ihm auch vom J. 1805—1823 die Curatel des galizischen Landwirthschafts-Instituts in Wien übertragen.

Nicht minder bezeugten ihm auch die gelehrten Gesellschaften und wissenschaftlichen Vereine des In- und Auslandes durch Ehrendiplome ihre Achtung. Die leMBERGER Universität ernannte ihn honoris causa zum Doctor der Philosophie; die Landwirthgesellschaft in Wien (28. Dec. 1828), die mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Länderkunde (6. Sept. 1824), die Gesellschaft der Wissenschaften in Prag und das vaterländische Museum in Böhmen (23. März 1825), die Akademie der bildenden Künste zu Wien, dann die auswärtigen gelehrten Gesellschaften in Göttingen (25. Aug. 1808), in Warschau (28. April 1811), Krakau und Witna, sowie die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde (1820) nahmen ihn als Mitglied auf.

Diese allseitige Anerkennung einer unermüdbaren literarischen Thätigkeit liefert den Beweis, daß Graf Ossolinsky die Fortdauer seines Andenkens seiner eigenen Persönlichkeit, und nicht den glücklichen Verhältnissen seiner Lage in der Gesellschaft verdanken wollte; — Verhältnisse, die nur allzuoft zum Übermaß im Genuß und einem zerstreuten Leben verlocken. Das ruhmwürdigste und schönste Denkmal hat er sich noch bei seinen Lebzeiten gesetzt, welches von hochherziger Gesinnung eingefloßt und mit Beharrlichkeit ausgeführt, für sich allein dem polnischen Völkchen ein bleibendes Andenken sichern würde; so gewiß eine edelmüthige Erhebung über alltägliche Gemeinheit und kleinliche materielle Interessen den Beifall der Gegenwart und Zukunft erwarten darf. Graf Ossolinsky hatte die Wahrheit erkannt, und oft eindringend ausgesprochen, daß die Wohlfahrt der Menschen nur auf dem Wege der Civilisation zu erreichen sei, und daß alle Anstalten und Versuche, sollen sie nicht fehlschlagen oder gar mit Unheil enden, auf diese einzige Grundidee zurückgeführt werden müssen. Er wollte daher, von diesem Gedanken lebhaft ergriffen, seinen slavischen Mitbürgern ein dauerndes Vorbild und zugleich ein mächtiges Hilfsmittel zur Erreichung dieses Zweckes zurücklassen. Schon im J. 1804 faßte er den Entschluß, in Verbindung mit dem Grafen Stanislaus Jamosky, Besitzer der Ordniazin (Majorat) Jamosc, eine öffentliche Bildungsanstalt in Jamosc zu begründen. Die Kriegereignisse des Jahres 1809, und die darauf folgende Territorial-Veränderung mit Jamosc mußten eine andere Wahl herbeiführen; sie fiel auf Lemberg, als die Hauptstadt des Königreichs Galizien. Seine mit vieljähriger Sorgfalt und Aufopferung geschaffene Bibliothek sollte, nebst den Sammlungen an Kupferstichen, Karten, Medaillen u. nach seinem Tode dem öffentlichen Gebrauche für alle Zeiten geweiht, und zur ersten Grundlage eines Nationalinstituts für Galizien gemacht werden, zu dessen Erweiterung und Theilnahme Graf

Ossolinsky, mit völliger Verzichtung auf ausschließende Eitelkeit, alle Mitbürger auffoderte. In seinem Sammlereifer soll er, nach der Aussage seiner eigenen Landsleute, soweit gegangen sein, daß er häufig seltene oder wenigstens ihm noch fehlende Bücher aus andern Bibliotheken mitgenommen, und als er nach Bekanntwerdung solcher Vorfälle von den Bibliothekaren beobachtet wurde, dieselben zum Fenster hinausgeworfen haben, wo sie alsdann ein Diener in Empfang nahm. Wäre auch diese Beschuldigung begründet, so stände sie nicht einzig in ihrer Art da; die Geschichte der menschlichen Gessittung kennt selbst bei sonst ganz edeln Menschen mehre Beispiele ähnlicher Verirrung. In dem Entwurfe der Stiftungsurkunde, und den nachgefolgten Ergänzungen hat der großmüthige Stifter zur Erhaltung und allmäliger Ausbildung der Anstalt eine für seine mäßigen Vermögensumstände sehr beträchtliche jährliche Rente von sieben-tausend rhein. Gulden in Metallgeld auf seinen Besitzungen in Galizien versichert, einen bedeutenden Beitrag zum Ankaufe des schicklichen Locals und zur ersten Ausföhrung gewidmet, und das Institut als erfahrener Literator mit zweckmäßigen Reglements versehen, von denen wir, mit Übergehung vieler anderer, als das Wichtigste hervorheben, daß der Stifter eine zweifache getrennte Curatel und Leitung anordnete. Die literarische umfaßt die Erhaltung und Erweiterung der Bibliothek, die Wahl des Personals und alles zur Literatur und Kunst Gehörige; sie ward von einem andern hohen Gönner der slavischen Literatur, dem Fürsten Heinrich Lubomirsky, für sich und seine Nachfolger in dem Majorat Przework ohne allen eigenen Vortheil übernommen. Die ökonomische Curatel beschränkt sich auf die Verwaltung der Bibliothekgüter und die Leistung der jährlichen Rente; sie ist vom Stifter mehren Familien, nach einer bestimmten Reihenfolge (zuerst seinem Neffen und Erben, Theodor Broniewsky) zugebach. Das Ganze der Anordnung stellte Ossolinsky in der Urkunde unter die Aufsicht der Behörden und seiner galizischen Mitstände; mehre Begünstigungen wurden bewilligt, und auf seine Bitte nahm Kaiser Franz I. mit Wohlgefallen das Protectorat des Instituts huldreich an³⁾.

Das Beispiel fand bald eine rühmliche Nachahmung; schon früher (1807) hatte eine polnische Dame, Marcella, Gräfin Borcell, dem Institut eine großmüthige Unterstützung zugesichert, und dazu später (23. Juni 1824) das Gut Rakowiec in Galizien gewidmet; der obenerwähnte Curator, Fürst Heinrich Lubomirsky, erklärte edelmüthig, seine eigenen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen mit demselben vereinigen zu wollen, anderer Beiträge nicht zu gedenken. Diese ausgezeichnete Anstalt, besonders reich an Werken über polnische Geschichte und Literatur, ist jetzt schon über 30,000 Bände angewachsen,

3) Die von S. M. dem Kaiser am 4. Jun. 1817 vollzogene Stiftungsurkunde ist vollständig in der lemberger Monatschrift Pamietnik (der Erinnerer), Nr. 5 und 6 des Jahrg. 1818 abgedruckt. Eine weitere höchste Entschliesung vom 23. April 1825 genehmigte die spätern Anordnungen.

und hat an dem Bibliothekar Slotwinsky einen ebenso fleißigen als gelehrten Pfleger. Die öffentliche Theilnahme gab sich schon bei Lebzeiten des Stifters kund, obgleich die Ausführung noch nicht begonnen hatte; die galizischen Stände ehrten die Unternehmung in einer geprägten Medaille mit dem Bildnisse des Grafen und der Aufschrift um einen Tempel: *Musis patrii Bibl. Publ. Leopoli Fund. MDCCCXVII.* Später erschien ein gestochenes Bildniß mit der polnischen Devise: „Für die Anlegung der öffentlichen Bibliothek in Lemberg — Die Mitbürger“ 1820.

Bis in die letzte Zeit seines Lebens blieb er selbst literarisch thätig. Von seinen zahlreichen gelehrten Arbeiten mögen die wichtigsten hier eine Stelle finden. Vollständigkeit dieser Angabe war bei dem Mangel an polnischen Hilfsquellen in Teutschland nicht zu erreichen. Nach kleinern Artikeln in der warschauer Zeitschrift: *Zabawy* (Unterhaltungen) 1775—1777, erschien ebenda eine dem Könige Stanislaus August gewidmete polnische Uebersetzung der *Trostreden Seneca's ad Helviam, ad Marciam und ad Polybium* in Quart. Im J. 1784, ebenda, seines Urgroßvaters Georg Ossolinsky (unter Bladislaw IV. Kronkanzler, vom Kaiser Ferdinand II. in den Reichsfürstenstand erhoben) „Gesandtschaftsreden, aus dem Latein. vom Urenkel ins Polnische übersezt.“ Nach einer mehrjährigen Forschung wurden 1815—1822 in Krakau vier Bände: *Wiadomosci historyczno-krytyczna do dzieiow literatury Polskiey o pisarzach polskich, takze postronnych, ktorzy w Polsce albo o Polsce pisali* (Historisch-kritische Nachrichten zur Literaturgeschichte Polens, von den polnischen Schriftstellern, ingleichen von den Auswärtigen, die in Polen oder über Polen geschrieben haben) herausgegeben; gleichsam die erste Probegabe einer Bearbeitung der höchst zahlreichen Collectaneen des Grafen im geschichtlichen Fache, die sowol in seiner Heimath, als im Ausland eine dankbare Aufnahme fand (s. *Revue encyclopédique* Tom. 5. année 1820. p. 552. und *Götting. gel. Anzeig.* 1822. S. 1377, 1636 und 1823. S. 737). Dies Werk ist eine der wichtigsten neuern Erscheinungen nicht bloß für die polnische Literatur, sondern im Felde der historischen Kritik überhaupt. Ist ihm die Beweisführung gelungen, so fällt ein guter Theil von Schötzers sonst höchst verdienstvollen Untersuchungen über slavische Geschichtsforschung zusammen. Schon allein die kritischen Arbeiten über Kadlubek haben ein neues Licht in den dunkeln Regionen der frühern slavischen Geschichte angezündet. Der erste Band jener historisch-kritischen Nachrichten enthält die Lebensbeschreibung des durch seine *Annales ecclesiastici* bekannten Dominikaners Abraham Bzovius (Bzowsky), Melchior aus Mościcki, Lucas von Lemberg, Sewerin aus Lubomla (der Hebräer genannt), Fabian Birkowsky, Simeon Dkolsky (durch sein *Wapenbuch: Orbis polonus* auch im Auslande bekannt), Johann Kanus Berdzinsky, Stanislaus Maschewitsky, Hieronymus und Andreas Moskorzewsky, Martin Polonius, Erasmus Witellius, Martin und Joachim Bielsky, Bernhard Naporsky, Stanislaus Gorsky, Octavian

Wolgnier (Baumeister zu Krakau). Den zweiten Band eröffnet: Bernardin Dchinus, Laur. Goslicky, Paul Wisiecky, Petrus Rozzinius Maureus, Anton Schneeberger, Christ. v. Dorohostay; dann folgen die Abhandlungen über den Gebrauch des römischen Rechts in Polen, und über Vincenz Kadlubek. Der dritte Band beschäftigt sich ausschließlich mit dem Leben und den Schriften des berühmten Stanislaus Drzechowsky. Ein fünfter Band, enthaltend die Biographien: Michael Friedwalds, Gregor Pauly's, Peter Goniady', Raph. Skrzylusky's, Andreas dell' Acqua's, Stanislaus Lutomirsky's, Martin Krowichy's, Hieronymus Ossolinsky's, Thomas Perkowicz's, Franz Stancar's, Adalbert Senkowsky's, Alexander Lencowicz's, Joseph Wachalsky's, Andreas Pickarsky's, Theoph. Buttha's, Kaspar Wilkowsky's, Clemens Janicky's und Koribut Koszysky's, lag bei seinem Tode beinahe vollendet und druckfertig da. Andere Geschichtsmaterialien und Biographien fanden sich gleichfalls unter seinem Nachlasse, lauter Früchte eines anhaltenden Quellenstudiums, welches Ossolinsky als Prodrromus jedes literarischen Versuches zu betrachten gewohnt war. Nicht nur biographische Notizen und kritische Beurteilung der Werke, sondern auch Andeutungen über die Ursachen vieler wichtigen Begebenheiten, des Ganges der Cultur und der Wissenschaften in Polen, verbunden mit einer genauen Bekanntschaft des ganzen europäischen Mittelalters, bilden den Hauptinhalt derselben. Für die warschauer Gesellschaft der „Freunde der Wissenschaften“ hatte er die älteste Periode der Geschichte Polens, die *Origines polonicas*, die bekannlich Naruszewicz wegen ihrer Dunkelheit unberührt gelassen, und deshalb seine Geschichte der polnischen Nation mit dem zweiten Band (ohne den ersten) begonnen hatte, zu bearbeiten übernommen.

Alle diese Materialien sind bestimmt, in einer von dem Institut statutenmäßig herauszugebenden Zeitschrift benützt zu werden; denn der Verfasser selbst ward durch den gänzlichen Verlust des Augenlichtes seit dem Jahre 1822 gehindert, seine historischen Forschungen in den zerstreuten Quellen fortzusetzen und zu berichtigen. Allein weder diese fühlbarste aller Entbehrungen, noch andere Gebrechlichkeiten des Greisenalters vermochten ihn, den Studien ganz zu entsagen, und mit heiterer Resignation wiederholte er oft den Ausspruch des weisen Römers: *haec studia senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfrugium ac solatium praebent etc.* Er wählte als blinder Greis lateinische Classiker zu Uebersetzungen und zu Dictaten ins Polnische, worunter Livius bis zum 30., Plinius Briefe bis zum 4. Buch und Juvenal bis zur sechsten Satyre vorgefunden worden.

Nach einer kurzen Krankheit, und nachdem Graf Ossolinsky die Tröstungen der Religion empfangen hatte, verschied er sanft am 17. März 1826 in seinem Hause in einer Vorstadt Wiens, wo er so lange einer glücklichen Abgeschiedenheit von den politischen Stürmen der Zeit und des Umganges aller Stände genoss. Seiner Dienerschaft und seinen Unterthanen bewies er sich noch in seinen letzten Anordnungen wohlthued. Seine Hülle

wurde zu Wien mit großer Feierlichkeit von seinen zahlreichen Landsleuten und Freunden zur letzten Ruhestätte begleitet, und von ihnen selbst mit Wehmuth ins Grab gesenkt.

Soviel uns bekannt geworden ist, hat das lemberger Blatt Rozmaitowscy („Varietäten“) vom 18. April (Nr. 17.) und vom 26. Mai (Nr. 21) 1826 einige Notizen über den Grafen Ossolinsky mitgetheilt, die hier und da einer Berichtigung bedürfen. Den ersten literarischen Denkstein hat ihm der um die slavische Literatur so hoch verdiente Kopitar, Custos der k. k. Hofbibliothek zu Wien, durch einen gutgeschriebenen Nekrolog im österreichischen Beobachter gesetzt. (Karl Falkenstein.)

Ossone, s. Ossuna.

OSSONOMA, alter Name einer Stadt in Lusitanien bei *Plinius* IV, 35, 22. *Antonin. Itiner.* 426. *Pompon. Mel.* III, 1, 6, während sich bei Ptolemäus *Ὀσσονομα* und anderswo *Ὀσσονομα* findet; eine Inschrift hat *Resp. Osson*. Man hält es für das heutige *Estoy* oder für *Estombar*. (Vergl. *Ukert* II, 1, 387.) (H.)

OSSORIO. Des großen Hauses Stammvater, soll nach des großen Genealogen Ludwig de Salazar y Castro System, der Graf Don Ossorio, der um das J. 1149 vorkommt, gewesen sein. Des Ossorio und der Donna Theresia Sohn, Gonzalvo Ossorio, war des Königs Ferdinand II. von Leon Major-domo, besaß auch die väterliche Herrschaft Villalobos. Sein Sohn Rodrigo Gonzalez Ossorio, *Ricco hombre*, wurde in seiner Ehe mit Major Alvarez de Asturias Tochter ein Vater von vier Söhnen. Einer, Gonzalvo Rodriguez, war Bischof von Zamora, ein anderer, Alvarez Perez Ossorio, war des Ordens von S. Jago Dreizehner und Comthur zu Mora, ein dritter Rodrigo Alvarez Ossorio stiftete die Linie der Marqués von Astorga, von der alsbald. Der älteste endlich, Nuno Ruiz Ossorio, ist lediglich wegen seines Sohnes merkwürdig. Dieser Alvaro Ruiz Ossorio, Herr der weitläufigen Gebiete von Cabrera und Ribera, wurde von König Alfons XI. zu seinem Major-domo ernannt, und gewann bald unbegrenzten Einfluß auf seines Gebieters jugendliches Gemüth. Im J. 1328 wurde ihm die Grafenwürde, zugleich mit der Grafschaft Trastamara, verliehen, unter folgenden von dem Geschichtschreiber Mariana aufbewahrten Feierlichkeiten: „Man that drei Brodschnitte in einen Becher mit Wein; der König und der Graf nöthigten einander, dreimal davon zu nehmen, nachmals nahm der König einen davon und der Graf einen andern, hierauf wurde dem Don Alvaro die Erlaubniß gegeben, für seine Leute in des Königs Lager eine eigene Küche zu haben, nicht weniger eine besondere Fahne, ein Wappen und Sinnbild zu führen; auch wurde für ihn ein Feldgeschrei ausgemittelt. Zur Stunde wurde auch die Urkunde, worin diese Standeserhöhung ausgedrückt, der Versammlung vorgelesen, worauf der Ruf erscholl: Es lebe der Graf!“ Hiermit nicht zufrieden, wußte sich Alvaro auch noch den Besitz der Grafschaft Lemos und Sarria, in Galicien, zu verschaffen und hiermit dem Glück die letzte Günstbezeugung abzulocken. Wie es

der Günstlinge gewöhnliches Schicksal, war er dem Volk und den Höflingen gleich verhaßt, und als der König nach Valladolid schickte, um seine Schwester, die Infantin Eleonore, von dort zu entfernen, wußte man das Gerücht zu verbreiten, es geschehe solches, um sie an den Grafen von Trastamara zu verheirathen. Es erneuerten sich die Auftritte, die früher in Soria stattgefunden, wo Garcilasso de la Vega, nächst dem Juden Joseph der einzige, mit dem der Graf von Trastamara sich in des Königs Gunst zu theilen hatte, während der Messe ermordet worden. Es brach in Valladolid, um die Abreise der Infantin zu verhindern, ein heftiger Aufruhr aus, und Ferdinand Rodriguez de Balboa, der Prior des Johanniterordens, war sogleich bei der Hand, um die Auführer mit gewaffneter Macht zu unterstützen. Der König, eben mit der Belagerung von Escalona beschäftigt, hob sie auf, um alle seine Kräfte gegen die Rebellen von Valladolid zu wenden. Sie geriethen durch mehre heftige Angriffe in solche Noth, daß der Prior Balboa schon daran dachte, sich heimlich davon zu schleichen, weil er aber den Hof kannte, beschloß er zuvor noch zu versuchen, inwiefern der Haß der Großen gegen den Günstling ihm förderlich sein könnte. Ein vertrauter Bote wurde an Johann Martinez de Leyva abgeschickt, um ihm zu eröffnen, daß sich die Stadt ergeben würde, sobald der König den Don Alvar weggeschafft habe. Dieser, der Alles nach seinem Willen lenke, sei die einzige Ursache aller Unruhen in Castilien. Der Bote fand es nicht schwierig, den Martinez de Leyva und auch noch Andere zu gewinnen, daß sie dem Grafen eine Ungnade zu bereiten, suchten und es wurde von ihnen bei dem König Audienz begehrt, mit dem Zusatze, daß der Graf hierbei nicht zugegen sein dürfe. Den König befremdete ein solcher Antrag, der Graf aber, dem nicht unbekannt, was man damit bezweckte, suchte noch in der nämlichen Nacht den Leyva auf, um ihn niederzustößen. Der Bedrohte war auf seiner Hut, den andern Morgen nahm er die königliche Standarte zu sich, dann verließ er, von mehren andern Herren und ihren Banderien begleitet, das Lager. Als bald entsank dem Könige der Muth, und er bewilligte den Misvergnügten die Unterredung unter der vorgeschlagenen Beschränkung. Leyva, ihr Wortführer, klagte, daß der Graf Don Alvar die Person des Monarchen und das Königreich gewaltsamer Weise beherrsche, und alle seine Kunst aufbiete, um den Adel überhaupt zu demüthigen und die Unruhen in den Provinzen zu unterhalten; aus diesem Grund allein hätten die Städte Zamora, Toro und Valladolid sich empört, und den Entschluß gefaßt, sich nicht eher zu unterwerfen, bis der König den Grafen von sich gewiesen haben würde. Wollte er darauf bestehen, diesen Tyrannen bei sich zu behalten, so würden noch viele andere Städte dem Beispiele der genannten folgen, er selbst, der Sprecher, aber mit allen seinen Begleitern nach Hause ziehen. Diese kühne Rede, welcher der gesammte Hof beipflichtete, vollendete den Eindruck, zumal der König nicht vergessen haben konnte, welches eiserne Joch der Graf und sein College, der Jude Joseph, ihm aufgelegt, „wie sie ihn zu Zeiten

gar mit Schlägen tractiret," und Don Alvar erhielt den Befehl, das Hoflager zu verlassen. Er begab sich nach dem Schlosse Belber, versah dasselbe mit einer starken Besatzung, verordnete in den übrigen Schlössern und Festungen, die er für den König inne hatte, starke Kriegsrüstungen, und suchte mit dem rebellischen Don Juan Emanuel ein Bündniß zu errichten. In solcher Beschäftigung mochte er auf des Königs Gebot, seine Festungen zu übergeben, nicht viel achten; König Alfons gerieth in Verlegenheit, aus der ihn Don Juan Ramirez de Guzman bald errettete. Dieser erbot sich, den Grafen zu tödten, und erhielt dafür nicht nur die königliche Genehmigung, sondern auch das Versprechen einer angemessenen Belohnung. Sie zu verdienen, suchte er Zuflucht in dem Schlosse Belber, vorgebend: es verfolge ihm des Königs Zorn. Alvar, der schon früher sein Freund gewesen, empfing ihn gütig und gab ihm während der Tage, die sie mit einander zubrachten, vielfältige Beweise von Werthschätzung. Als endlich ein günstiger, unbewachter Augenblick kam, erfas Ramiro ihn auf der Stelle, und der unglückliche Graf fiel von seiner Hand, die Besatzung aber unterwarf sich. Zur Belohnung wurde das Schloß Belber dem Mörder zum Eigenthume verliehen, die Schätze aber, die der Graf Alvar zu Tordehumos aufgehäuft hatte, nahm der König an sich. Die Herrschaften Cabrera und Ribera blieben dem Sohne des Ermordeten, dem Ruij Alvarez Ossorio, dessen Sohn Alvaro Ruij Balcarcel im J. 1388 testirte. Des Alvaro Ruij und der Maria del Balcarcel Sohn, Ruij Alvarez Ossorio, war mit Aldonza Henriquez, des ersten Amirante von Castilien, Tochter verheirathet, und Vater von Peter Alvarez Ossorio, dem Herrn von Cabrera und Ribera, der als einer der mächtigsten Herren des Landes von dem Erzbischofe von S. Jago, von Rodrigo de Luna, gewonnen wurde, ihm in seiner Fehde mit dem Grafen von Trastamara beizustehen (1459), gleichwie er schon früher (1457) von König Heinrich IV. zum Grafen von Lemos ernannt worden war. Diese Herrschaft nämlich, die schon einmal in seinem Hause gewesen war, hatte Peter mit seiner ersten Gemahlin, Beatrix de Castro, erheirathet. Peters und der Beatrix Sohn, Alvaro de Castro Ossorio, starb vor dem Vater, als der Donna Leonore Pimentel, einer Tochter des vierten Grafen von Benavente, Bräutigam; die Erbfolge schien daher der ältesten Tochter aus Peters anderer Ehe mit Maria de Bazan, der an Ludwig Pimentel, den ältern Sohn des vierten Grafen von Benavente, verheiratheten Beatrix Ossorio zu gebühren. Allein ihr Bruder, Don Alvaro, hatte einen natürlichen Sohn, den Rodrigo de Castro Ossorio, hinterlassen; diesen ließ der Großvater durch den Papst legitimiren, um ihm nicht nur die Besitzungen des Hauses Castro, sondern auch die eigenen zuzuwenden zu können. Darüber gerieth aber Rodrigo, jetzt zweiter Graf von Lemos, mit dem Hause Pimentel in schwere Fehde, er eroberte Ponferrada (1486), besiegte die Pimentel, obgleich ihnen eine Verstärkung von königlichen Truppen zugekommen, in offener Feldschlacht, und verübte so argen Unfug, daß, ihm zu steuern, die katholischen Könige

selbst nach Galicien kommen mußten. Weiter wollte der Graf das gefährliche Spiel doch nicht treiben, er warf sich zu Palacios de Balduerna den Königen zu Füßen und erhielt Verzeihung, unter der Bedingung, daß er Galicien für eine Zeit lang weide, Ponferrada räume, und Cabrera, Ribera und Millafranca del Bierzo an Ludwig Pimentel abtrete; die Gelegenheit, in dieser Art des Hauses Ossorio große Gewalt in den festen, von einem streitbaren Geschlechte bewohnten Gebirgen zu theilen, war den Königen ohne Zweifel erwünscht. Rodrigo, der zweite Graf von Lemos, vermählte sich mit Theresia Ossorio, des Peter Alvarez, zweiten Marquez von Astorga, Tochter, für eine aber nur eine Tochter, Beatrix, die sich in erster Ehe mit Dionys, des dritten Herzogs von Braganza jüngern Sohne, vermählte, und hierdurch die Staaten von Lemos in das Haus Portugal trug.

Rodrigo Alvarez Ossorio, von den vier Söhnen des Rodrigo Gonzalez der dritte, und folglich ein Dheim von des Königs Alfons XI. Mayor domo, war mit Elvira, der Tochter des Bischofs Nuno von Astorga, verheirathet. Sein Sohn, Johann Alvarez Ossorio, kommt als Merino Mayor von Leon und Asturien vor, und wurde in seiner Ehe mit Maria Fernandez de Biedma der Vater jenes Peter Alvarez Ossorio, der bei Peter dem Grausamen in besondern Gnaden stand, und von ihm zum Adelantado mayor des Königreichs Leon gemacht wurde. Sein Verhalten in dem Treffen bei Arviana (1359), wo Peters Liebling, Hinojosa, von dem Grafen Heinrich von Trastamara geschlagen und erlegt worden, machte ihn jedoch dem König in hohem Grade verdächtig. Er suchte in Leon dem Sturm auszuweichen, allein dahin kam auch der König in Verfolgung des Pedro Nuñez de Guzman. Ossorio sah sich genöthigt, dem Monarchen aufzuwarten und fand ziemlich geneigtes Gehör, als er seine Entweichung von der Grenze zu entschuldigen suchte. In seiner eingebildeten Sicherheit nahm er eine Einladung nach Villanubla, zu Diego de Pabilla, dem Großmeister von Calatrava, an, kaum hatte man sich aber zur Tafel begeben, als einige Massirer (Keulensführer) des Königs erschienen, um den Kopf des Gastes zu verlangen, und der Großmeister willfahrte ihnen auf der Stelle (1360). Peter Alvarez soll, wie Alfons de Haro berichtet, den Titel eines Herzogs von Agujar geführt haben. Gewisser ist, daß er neben andern Herrschaften auch Fuentes de Ropel besaß und mit Maria Rodriguez de Villalobos, Roderichs Tochter, Villalobos, Antillo und andere Orte erheirathet hat. Von seinem jüngern Sohne, Rodrigo Alvarez Ossorio, dem königlichen Montero Mayor, stammt das Haus de las Regueras in Astorga ab. Der ältere, Alvarez Perez Ossorio, Herr des gleichnamigen Hauses und von Villalobos, vertheidigte (1387) Benavente mit gleichviel Muth und Glück gegen den König von Portugal und den Herzog von Lancaster, wiewol seine eigenen Festen, Villalobos und Pinalos, von den Portugiesen eingenommen wurden, und starb im J. 1396 mit Hinterlassung der Söhne Johann, Alvarez und Garfias. Von diesem, als dem jüngern, stammen die Linien in Cerralvo und Abarta,

berem wir am Schlusse gedenken. Der ältere, Johann Alvarez, Mayor domo des Königs Heinrich III., starb im Jahre 1417, aus seiner Ehe mit Aldonca de Guzman einen Sohn und zwei Töchter hinterlassend. Der Sohn, Peter Alvarez Ossorio, Herr von Villalobos, wurde (1445) vom Könige Johann II. zum Grafen von Trastamara ernannt, führte (1452) wegen des Besitzes einiger Plätze eine hartnäckige Fehde mit dem Grafen von Benavente, und suchte im J. 1458 den Grimm der Insassen des Erzstiftes S. Jago gegen ihren ruchlosen Erzbischof Rodrigo de Luna, zu benutzen, um diese reiche Pfründe seinem Sohne Ludwig zuzuwenden. Wirklich wurde ihm die Stadt S. Jago mit allen ihren festen Punkten nach Rodrigo's Vertreibung überliefert, und von dem Domcapitel Ludwig zum Coadjutor und Verweser des Erzbisthums erwählt; wirklich gelang es ihm, S. Jago gegen die von dem Erzbischofe zusammengebrachte Armee zu behaupten (1459), allein nach des Erzbischofs Tode verließ der König das Erzbisthum dem Erzbischofe von Sevilla, und dieser war mächtig genug, seine Ernennung mit Waffengewalt durchzusetzen. Nach einigen unentschiedenen Gefechten mußte der Graf seines Sohnes Ansprüche aufgeben. Er starb den 11. Jun. 1461 an Gift, das ihm sein Haushofmeister gereicht. König Johann soll sich nämlich, wie Alfons de Haro erzählt, seiner haben bedienen wollen, um einige ihm gehässige Große aus dem Wege zu räumen. Zur verabredeten Stunde habe sich auch der Graf mit seiner Mannschaft am Hof eingefunden, um die ihm verfallenen Schlachtopfer in Empfang zu nehmen. Mittlerweile habe der König aber Reue gefühlt, und sie recht anschaulich zu machen, habe er seinen Gästen Alles erzählt, sowol sein böses Vorhaben, als des Grafen von Trastamara Willfährigkeit, und sie sodann unverleht entlassen. Die so wunderbar Erretteten hätten aber dem Grafen seine gute Meinung niemals verziehen und am Ende seinen Haushofmeister erkaufte, daß er ihre Rache übe. Von Peters vier Söhnen ist der jüngste, Ludwig, bereits genannt worden. Er erhielt in spätern Jahren (1482) als Archidiaconus von Astorga, das Bisthum Jaen und starb 1496 in Brabant, wohin er die Infantin Johanna geführt hatte. Isabelle de Posada hatte ihm vier Kinder geboren. Der jüngste Sohn, Alvaro, des S. Jago-Ordens Ritter, war der Beatrix de Castro Ossorio, der dritten Gräfin von Lemos anderer Gemahl, und hatte von ihr mehrere Kinder, worunter Rodrigo de Castro, Bischof von Zamora, und nachmals Erzbischof von Sevilla, im J. 1583 den Cardinalshut erhielt, und im J. 1600 das Zeitliche gefegnete. Franz, Ludwigs ältester Sohn, besaß Balbonquillo, das seine Enkelin Katharina Ossorio an ihren Gemahl Ferdinand de Valdes brachte. Von Diego, des ersten Grafen von Trastamara drittem Sohne, stammt das Haus Villacis, von Peter, dem zweiten Sohne, das Haus Altamira ab, beide werden an ihrer Stelle besprochen werden. Der älteste Sohn, Alvaro Perez, zweiter Graf von Trastamara, Herr von Villalobos, wurde im J. 1465 vom Könige Heinrich IV. zum Marquez von Astorga ernannt und erhielt die bedeutende Stadt Astorga

und den gesammten Umfang ihrer Gerichtsbarkeit, der sich auch über mehre Marktflecken erstreckte, zum Geschenk. Im J. 1466 befehlete er die Grafen von Benavente und Luna als Bundesgenossen des Infanten Don Alfons. Seine Reiter stießen im Laufe dieser Fehde auf eine Schar von 300 Mann, die der Graf von Benavente ausgesendet hatte, und verfolgten dieselben bis an die Kirche von Gordoncillo, darin verrammelten sich die Benaventiner, denen sich auch die Einwohner, sammt ihren besten Habseligkeiten, angeschlossen hatten. Die gehoffte Freistätte fanden sie aber nicht, denn die Sieger legten Feuer an den Thüren an, und verbrannten die Kirche sammt Allem, was sich darin befand. Der Marquez von Astorga starb im J. 1471, aus seiner Ehe mit Eleonora Henriquez, einer Tochter des zweiten Amirante von Castilien, drei Kinder hinterlassend. Der jüngere Sohn, Friedrich, besaß die Herrschaft Villarin, die seine Tochter Isabella an ihren Gemahl, Diego von Carvajal, den Herrn von Zodar, brachte. Der ältere Sohn, Peter Alvarez, folgte dem Vater als zweiter Marquez von Astorga, als dritter Graf von Trastamara, und als Herr von Villalobos, und starb im August 1505, aus seiner Ehe mit Beatrix von Dulñones, des Grafen Diego Fernandez von Luna Tochter, vier Kinder hinterlassend. Der jüngere seiner Söhne, Diego, wurde mit Posada abgefunden, der ältere, Alvarez Perez, dritter Marquez von Astorga, erheirathete mit Isabella de Sarmiento die bedeutende Grafschaft S. Martha, östlich von Ferrol und Cap Ortegal in Galicien, und wurde der Vater von Peter Alvarez, dem vierten Marquez von Astorga, der am 1. Nov. 1566, mit Hinterlassung von vier Söhnen starb. Einer, Peter Alvarez war Comthur von Biboras, in dem Orden von Calatrava, ein anderer (unehelicher Sohn) Diego, war Abt von Alcala de Henares. Der älteste Alvaro Perez, fünfter Marquez von Astorga, starb in dem Alter von 30 Jahren, den 29. Sept. 1567; seine Gemahlin, Beatrix de Toledo, des dritten so berühmten Herzogs von Alba Tochter, hatte ihm nur einen einzigen Sohn geboren, den sechsten Marquez von Astorga, Anton Peter Alvarez, der mit Maria de Quiñones, einer Tochter des fünften Grafen von Luna, in kinderloser Ehe lebte, und am 12. Februar 1589 starb. Sein Dheim und Nachfolger in dem Majorat, Alfons Perez, siebenter Marquez von Astorga, war ebenfalls kinderlos, diesem succedirte daher am 25. Dec. 1592 seines Bruders, des Comthurs von Biboras und der Constantia de Castro Ossorio Sohn, Peter Alvarez, achter Marquez von Astorga u., auch Comthur von Almabobar, in dem Orden von Calatrava. Dieser starb den 28. Jan. 1613, nachdem er in seiner Ehe mit Blanca Manrique de Aragon, des vierten Marquez von Aguilar Tochter, einen Sohn und zwei Töchter erzeugt. Der Sohn, Alvaro Perez Ossorio, neunter Marquez von Astorga, zehnter Graf von Trastamara, achter Graf von S. Martha und Villalobos, Comthur von Almabobar, und Herrera in dem Orden von Calatrava, geb. den 28. Febr. 1600, war dreimal verheirathet, starb jedoch ohne Nachkommenschaft, den 21. Nov. 1659, daher das Ma-

jorat an den Sohn seiner ältern Schwester Constantia, die mit Anton Sanchez de Avila, dem dritten Marquez von Velada und S. Roman verheirathet gewesen, an Anton Sanctius Peter de Avila y Ossorio fiel. Dieser zehnte Marquez von Astorga, Velada und S. Roman, Graf von Trastamara und S. Martha, Comthur von Manzanares, war nach einander Gouverneur von Dran, Vicekönig von Navarra und Valencia, Gesandter am päpstlichen Hofe, Vicekönig von Neapel, und endlich General-Capitain der spanischen Artillerie, Staatsrath und Obersthofmeister der Königin Marie Louise, Gemahlin Karls II. Von ihm erzählt die Gräfin von Kunoy Folgendes: „Der Marquis von Astorga war einer der lebenswürdigsten Männer seines Zeitalters gewesen, und blieb es noch trotz der Bürde von 68 Jahren, die auf ihm lastete. Sein Geist war höchst ergötzlich, er wußte von allen Dingen mit Anmuth und Scharfsinn zu sprechen. Er war der jungen Königin Oberst-Hofmeister (s. d. Art. Orleans). Ein ausgezeichnet schönes Mädchen, das er sich zur Geliebten erwählt, reizte seiner Gemahlin Eifersucht; sie überfiel in Begleitung mehrerer Taugenichtse das arme Kind, tödtete das wehrlose Geschöpf und riß ihm das Herz aus dem Leibe, um solches als Ragout bereiten zu lassen. Das Ragout wurde dem Marquis aufgetischt, er speisete davon und fand es wohl-schmeckend. Das glaube ich gern, verfeßte die Furie, die ihn darum befragt hatte, es ist ja Feinsliebchens Herz. Und damit zog sie das blutige Haupt unter der Schürze hervor und ließ es auf den Tisch kollern, an dem der Marquis mit vielen Freunden Platz genommen hatte. Man wird sich denken, wie dieser Anblick auf ihn wirkte. Sie entkam nach einem Kloster und verließ dasselbe nicht mehr, denn Wuth und Eifersucht hatten sie wahnsinnig gemacht. Des Marquis Schmerz grenzte an Verzweiflung. Er war unmäßig reich.“ Sein Ende erfolgte den 27. Febr. 1689, und da er ebenfalls ohne Kinder, so gelangte die Erbfolge in dem Majorat an seine Schwester Anna de Avila, die mit Don Emanuel Ludwig de Guzman y Juniga, viertem Marquez von Villamanrique und Ayamonte, verheirathet war. Sie starb den 20. Jul. 1692 und hatte ihren ältern Sohn, Melchior, zum Nachfolger. Dieser, zwölfter Marquez von Astorga, war in erster Ehe mit Antonia de la Cerda, des achten Herzogs von Medinaceli Tochter, in anderer Ehe mit Mariana Fernandez de Cordova, einer Tochter des sechsten Marquez von Priego, verheirathet, regierte die Provinz Galicien als Gouverneur und General-Capitain, war nachmals Staatsminister und starb den 15. April 1710. Einige Tage vorher hatte er eigenhändig an König Philipp V. geschrieben, und dieser Brief, der, wie er gewollt, unmittelbar nach seinem Tod übergeben wurde, soll zuerst dem Könige die geheimen Umtriebe des Herzogs von Medinaceli (Schwager des Briefstellers) enthüllt und ihn veranlaßt haben, denselben nach der Festung zu schicken. Melchiors einzige Tochter zweiter Ehe, Anna de Guzman Ossorio Avila y Juniga, 13. Marquez von Astorga, Velada, S. Roman, Villamanrique und Ayamonte, Gräfin von Trastamara, S. Martha und Vil-

alobos, wurde an Anton de Moscoso Ossorio, den neunten Grafen von Altamira verheirathet, und hat ihre sämtliche Majorate in dieser Linie des Hauses Ossorio vererbt.

Die Linie von Altamira wurde von Peter Alvarez, Ossorio, dem zweiten Sohne von Peter Alvarez, dem ersten Grafen von Trastamara, begründet, nachdem derselbe in der brüderlichen Theilung mit Navia, Buron und Valle de Lorenzana (alle drei in dem nördlichen Galicien, an den Grenzen von Asturien, unweit Mondoñedo) abgefunden worden. Er vermählte sich mit Uraca de Moscoso, Roderichs de Moscoso und der Johanna de Castro, der Erbin von Altamira, Tochter, der nach ihres Neffen, des Lopo Sanchez de Moscoso Uloa, kinderlosem Abgange die wichtige Grafschaft Altamira anheimfiel. Peters jüngerer Sohn, Alvaro, war Dominikanermönch, des Infanten, nachmaligen Kaisers Ferdinand Lehrer und zuletzt Bischof von Astorga; der ältere, Roderich de Moscoso Ossorio, dritter Graf von Altamira und Herr des Hauses Moscoso, fand in dem glorreichen Feldzuge nach Bugia im J. 1510 den Tod und zwar durch einen Pfeil, der unversehens seiner Armbrust entsprang, als er eben aus seines Dieners Händen das gespannte Gewehr ergreifen wollte. Sein Urenkel, Lopo, sechster Graf von Altamira, Herr von Moscoso, Comthur des S. Jagoordens, Stallmeister und Mayordomo der Königin Margaretha von Oesterreich, starb den 15. Sept. 1636, aus seiner Ehe mit Eleonora de Sandoval y Roxas fünf Söhne hinterlassend. Der jüngste, Anton, war Domherr zu Toledo, resignirte, um sich mit Francisca Portocarrero, der Erbin des Marquezado Villanueva del Fresno, zu verheirathen, starb jedoch ohne eheliche Nachkommenschaft. Melchior war Archidiaconus von Alarcon, Roderich Prior von Soriano und Domherr zu S. Jago. Balthasar, Bischof zu Jaén, erlangte durch den Einfluß des Hauses Lerma das Erzbisthum Toledo, sowie im J. 1615 den Cardinalshut, und starb in dem Alter von 76 Jahren, im Sept. 1665. Kaspar endlich, der älteste von des Grafen Lopez fünf Söhnen, sieben-ter Graf von Altamira, erhielt im J. 1622 die Ehren eines Grande von Castilien, nachdem er durch seine Vermählung mit Antonia de Mendoza, des Franz Hurtado de Mendoza, des zweiten Marquez von Almazan Erbtöchter, seinem Hause eine große Erwerbung zugesichert, und starb im J. 1672, daß er demnach Sohn und Enkel überleben mußte. Der Sohn, Lopez Hurtado de Mendoza Moscoso, in seiner Mutter Rechte vierter Marquez von Almazan und achter Graf von Monteagudo (zwei sehr bedeutende Gebiete der Provinz Soria, zwischen Medinaceli und Soria) vermählte sich mit Johanna de Roxas y Cordova, fünfter Marquezin von Poza, der Witwe von Franz von Cordova, die zum zweiten Mal im J. 1668 Witwe, sich in dritter Ehe mit Diego Messia Felipez de Guzman, erstem Marquez von Leganez verheirathete. Ihr Sohn zweiter Ehe, Kaspar de Moscoso y Mendoza, fünfter Marquez von Almazan und neunter Graf von Monteagudo, fiel nur 33 Jahre alt im Zweifampfe mit Dominic de Guzman, dem Bruder des Herzogs von Medina de las Torres, den 23. Mai 1664,

aus seiner Ehe mit Agnes Messia de Guzman einen Sohn und zwei Töchter hinterlassend. Der Sohn Ludwig de Moscoso Dfforio Mendoza y Moras, geb. im J. 1656, folgte dem Urgroßvater als achter Graf von Altamira, war auch zugleich Marquez von Almazan und Poza, Graf von Monteagudo und Lodosa, Herr des Hauses Villalobos; er bekleidete den Posten eines Vicekönigs von Valencia, ging sodann als Gesandter nach Rom und starb daselbst den 23. Aug. 1698. Er war in erster Ehe mit Mariana de Benavides Ponce de Leon, des Marquez Ludwig de Fromista und Caracena Tochter, in anderer Ehe mit Angelika de Aragon, einer Tochter Ludwigs, des sechsten Herzogs von Segorbe und Cardona, verheirathet, und wurde von der letzten Frau um viele Jahre überlebt. Sie starb im Nov. 1736, nachdem sie seit 1716 der Königin Oberst-Hofmeisterin gewesen. Ihr älterer Sohn, Anton de Moscoso Dfforio, geb. im J. 1690, folgte dem Vater als neunter Graf von Altamira u., erbt auch, nach dem im J. 1710 erfolgten Tode des dritten Marquez von Leganez, dessen sämtliche Majorate: Leganez, Morata, Mayrena, Azarcollar, das Herzogthum S. Lucar la mayor, vermählte sich mit Anna de Guzman Dfforio Avila y Juniga, der 13. Marquezin von Astorga, starb aber kinderlos als königlicher Obermundschenk den 3. Jan. 1725. Sein Bruder Joseph wurde sein Nachfolger in den Majoraten, hat auch, wie es scheint, seine Witwe geheirathet, und Kinder mit ihr erzeugt, wenigstens sünden wir, daß Bonaventura Moscoso Dfforio Fernandez de Cordova, Marquez von Astorga, Graf von Altamira, Herzog von Sessa und Atrisco, Fürst von Aracena*), Ritter des goldenen Bließes und des Ordens Karls III., erster Stallmeister des Prinzen von Asturien, sehr plötzlich zu Madrid den 6. Januar 1776 in einem Alter von 42 Jahren verschied. Die Güter der Herzoge von Sessa hatte er ohne Zweifel von seiner Mutter ererbt. (Vergl. den Art. Cordova.) Nach solchen Erbschaften ist es nicht zu verwundern, wenn der Graf von Altamira im J. 1806 überhaupt 1500 Güter besaß.

Diego, des ersten Grafen von Trastamara dritter Sohn, stiftete die Linie in Villacis, also genannt von einer Herrschaft, die Diego von dem Vater, zugleich mit Cervantes, in Galicien, an der Grenze von Asturien und Leon, ererbt hatte. Sein Urenkel, Alvarez Perez Dfforio, vierter Herr von Villacis, Cervantes, Villace und andern Orten, führt den Beinamen El grand Zuzador. Diefes Enkel, Anton, sechster Herr von Villacis, wurde zugleich fünfter Graf von Villanueva de Cagnebo, durch seine Vermählung mit Anna Maria de Fonseca und starb im J. 1650, mit Hinterlassung eines Sohnes, Alvaro Perez Dfforio de Fonseca y Guzman. Diefes Sohn, Emanuel Joseph Dfforio de Guzman, siebenter Graf von Villanueva de Cagnebo und achter Herr

von Villacis, war mit Maria Aloysia de Cardenas, der ältesten und Erbtochter von Lorenz de Cardenas, Alfoa y Juniga, achtem Grafen von la Puebla del Maestre, von Villalonso und Rieva, auch Marquez de la Mota de Union und Bacares verheirathet.

Die Linie in Cerralvo stammt von Garfias Alvarez Dfforio, dem Dheime des ersten Grafen von Trastamara, ab. Des Garfias Sohn, Johann Alvarez, hatte zwei Söhne. Der jüngere Ludwig de Dfforio y Acuña, war Abt zu Valladolid, perpetuirlicher Administrator des Bisthums Segovia und endlich Bischof von Burgos, hinterließ aber auch Nachkommenschaft, die Linie von Abarca, welche mit einem andern Ludwig, dem fünften Herrn von Abarca und Villaramiro, erloschen ist. Die Güter trug dieses Ludwigs Tochter, Louise, in das Haus Ayala, durch ihre Vermählung mit dem zweiten Grafen von Villalba. Des Bischofs von Burgos älterer Bruder, Alvaro Perez Dfforio, erheirathete Cerralvo mit des Stephan Pacheco Tochter Maria, weshalb seine Nachkommen auch den Namen Pacheco angenommen haben. Unter denselben sind besonders seine Urenkel Roderich und Franz Pacheco zu merken. Franz wurde als Domherr zu Toledo von Paps Pius IV. den 26. Febr. 1561 zum Cardinalpriester, bald darauf zum Protector von Spanien, zuletzt zum Erzbischofe von Burgos, als welche Kirche um seinetwillen zu einem Erzbisthum erhöht worden, ernannt, und starb zu Burgos den 23. Aug. 1579. Sein Bruder Roderich, sechster Herr und nachmals durch Karls V. Ernennung erster Marquez von Cerralvo, war auch Statthalter von Galicien und Gesandter am römischen Hofe. Ihm folgten in Cerralvo sein Sohn Johann und sein Enkel Roderich Pacheco, von denen letzterer, gleichwie der Großvater, Gouverneur und General-Capitain von Galicien und mit Franziska de la Cueva, des sechsten Herzogs von Albuquerque Tochter, verheirathet war. Diefes Sohn, Johann Anton Pacheco y Dfforio, vierter Marquez von Cerralvo, Graf von Villalobos, Vicekönig von Catalonien, früher aber General-Capitain der dänischer Flotte und Oberst-Stallmeister des Don Juan d'Austria, starb ohne Kinder den 29. Jul. 1680, und es wird ihn seine Tante, Victoria Pacheco, die an Gabriel de Velasco y Cueva, den siebenten Grafen von Siruela, verheirathet war, beerbt haben.

Auch in Portugal hat sich ein Zweig des Hauses Dfforio niedergelassen, und gehört einem derselben an, der bekannte Geschichtschreiber, Hieronymus Dfforio, Sohn von Johann Dfforio Fonseca und von Franziska Agidia de Souvea, geboren zu Lissabon im J. 1506 (über ihn s. unter Osorio). (v. Stramberg.)

Ossory (Thomas Butler, Graf von), Sohn Jakobs, Herzogs von Ormond, s. Ormond.

OSSOVA BITISEKKA. 1) Eine Herrschaft des Grafen v. Haugwitz im iglauer Kreise Mährens, dicht an der Grenze des znaymer und nicht fern von der des brünner Kreises. Die Gegend dieser Herrschaft ist hügelig und zum Theil von Mittelgebirge durchzogen, der Boden mittelmäßig fruchtbar, hier und da sandig und trocken, aber dafür reich an Föhrenwäldern. Die ganze

*) Wahrscheinlich hat der Zeitungschreiber, dessen Nachricht wir hier benugen, falsch gelesen und muß es statt Atrisco und Aracena, Fromista und Caracena heißen. Fromista liegt unweit Carrion, in der Provinz Palencia, Caracena in der Provinz Guenca, südöstlich von Puete. Beide sind Marquezados.

Herrschaft zählt 320 Häuser und 2400 slavische Einwohner und ist mit 3231 Fl. 26½ Kr. obrigkeitlicher Schätzung im Kataster verzeichnet. Zu ihr gehören die Dörfer Borwnik Brzezy, Brzeczow, Mieschin, Neudorf, Dn-drusky, Kogetin, Rohy, Rosetsch, Widomi, Wiczkow und Wikowy. Im 15. und 16. Jahrh. gehörte dieses Gut den Herren von Dubrawitz, welche davon den Beinamen annahmen und fortführten, bis es im J. 1613 in der Person des Saul Drowsky von Dubrawitz auf Trebitsch ausstarb.

2) Ein Marktflecken der gleichnamigen Herrschaft, eine Stunde nordwestwärts von Groß-Bittesch und von der von Brünn nach Tzlau führenden Poststraße gelegen, mit 72 Häusern und 531 Einwohnern, einer eigenen katholischen Pfarre, Kirche und Schule. Eine Viertelstunde von dem Ort entfernt liegt das alte Schloß Ds-sowa, welches mehre Beamtenwohnungen und einen Meierhof enthält. (G. F. Schreiner.)

OSSTROG, ist in Rußland eine hölzerne, mit Palisaden umgebene kleine unhaltbare Festung oder Fort. Solche dienen gemeinlich zum Straf- und Bewahrungsorte für Gefangene. (J. C. Petri.)

OSSTROGOSCHSK, eine hübsche Kreisstadt an der Dsrogotschka und dem Don, im Gouvernement Woronesch, im europäischen Rußland (51 Gr. 41 Min. n. Br. und 56 Gr. 40 Min. L.), 188 Meilen von St. Petersburg. Sie ist schon im 17. Jahrh. erbaut worden, hat 850 Häuser, mehre Kirchen, einen ansehnlichen Kaufhof und über 4000 Einwohner, welche viele Branntweimbrennereien unterhalten, ländliche und städtische Gewerbe auch ziemlichen Handel treiben. Die hiesigen drei Jahrmärkte werden stark besucht, selbst von Kaufleuten aus den entferntesten Gegenden und auch von Griechen, welche viele türkische Waaren in den Handel liefern. — Am rechten Donufer, wo die Sosna einmündet, etwa 2½ Meilen von der Stadt sind sonderbar gestaltete Kreidberge, auf welchen viele Säulen stehen, die ihnen ein seltsames Ansehen geben, welche daher von den Russen den Namen Diwni gori (wunderbare Berge) erhalten haben. In denselben sind auch vormals bewohnt gewesene Zellen, welche zu dem dabei liegenden und davon benannten Kloster Dwingorskoi Monastir (zum wunderbaren Berge) gehören. — Dreiviertel Meile von der Stadt ist auch eine im J. 1769 angefundene teutsche Colonie von einigen 70 Lutherschen Familien, welche meistens Landbau treiben, aber auch Handwerke und eine Fabrik thönerner Tabakspfeifen unterhalten, die den holländischen gleichkommen sollen. (J. C. Petri.)

Ossuaria, s. Osteodes.

Ossulago, s. Ossilago.

OSSUN, Marktflecken im Bezirke von Tarbes, Departement der Oberpyrenäen in Frankreich, an der Sardane liegend, mit 400 Häusern und 1800 Einwohnern. In der Nähe befinden sich Überreste eines römischen Lagers; auf der benachbarten Ebene Lanne-Mourine wurde im Anfange des 8. Jahrh. eine Schlacht gegen die Sarazenen geliefert; in der Erde werden hier viele Gebeine gefunden. (L. F. Kämtz.)

OSSUNA (Geogr.), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirkes in der Provinz Sevilla in Spanien, unweit des Solado liegend. Sie ist ummauert, hat ein Schloß, eine Pfarr- und Stiftskirche, 15 Klöster, drei Hospitäler und ein Collegium, welches von der ehemaligen Universität übriggeblieben ist, eine ökonomische Gesellschaft und 15,000 Einwohner. Die Stadt ist reinlich, die öffentlichen Gebäude und Brunnen gut gebaut und gehalten. In der Nähe auf der Grenze von Granada breitet sich ein mehre Meilen großer Wald von hohen Rosmarinstauden aus. Gute Bienen- und starke Schafzucht. (Vergl. auch den folgenden Artikel.) (L. F. Kämtz.)

OSSUNA (Genealogie), im Alterthum Ursao, Orson, Orsona, bedeutende Stadt (zu Anfange des 18. Jahrhunderts wurden zwischen 4—5000 Feuerstellen gezählt) der span. Provinz Andalusien, Hauptort einer davon benannten Tesoreria, hat eine von Johann Tellez Giron im J. 1535 für 36 Chorherren gegründete, und mit ausgezeichnet kostbarem Ornat besetzte Collegiatkirche, zehn Manns- und fünf Nonnenklöster, worunter Clarissen, die des Johann Tellez Gemahlin, die Gräfin Maria, als ihre Stifterin verehren, drei Hospitäler, das Findelhaus mitgerechnet, und eine nicht unberühmte Universität, welche der nämliche Johann Tellez Giron im J. 1549 anlegte und reichlich ausstattete. Auch hat er ihr alle die Auszeichnungen und Privilegien verschafft, welche von den Universitäten Salamanca, Valladolid und Alcalá befehen werden. In frühern Zeiten galt Ossuna für eine Festung, zumal sich in seinen Mauern eine reichliche Quelle befindet, während der ganze Umkreis von mehren Meilen Wassermangel erleidet, wie namentlich Julius Cäsar bei der Belagerung von Ursao erfuhr. Wasser und andere Bedürfnisse mußten ihm aus weiter Ferne zugebracht werden. Des Alonso Tellez Giron, des Herrn von Frechoso und Belmonte jüngerer Sohn, Peter Giron, gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem Marquez von Villena, der Urheber aller der greuelvollen Unordnungen während Johanns II. und Heinrichs IV. Herrschaft, benutzte die Schwäche der Regierung und seine Stellung als Großmeister des Ordens von Calatrava, um sich mächtigen Güterbesitz zu erwerben. Nicht nur Moron, unweit Marchena, Pugnafiel, in der Provinz Valladolid, Briones, in der Rioja, Santivagos, nördlich von Burgos, und das durch ihn 1462 den Mauren entriessene Archidana ließ er sich zu Eigenthume schenken, sondern auch sein eigener Orden mußte eine seiner wichtigsten Comthureien, Ossuna, aufgeben, damit der Großmeister sie dem von ihm gestifteten Majorat hinzufügen könne. Nach viel Höherm noch strebte Peter; er stand im Begriffe, sich die Infantin Isabella, die Erbin von Castilien, trotz ihres entschiedenen Widerspruchs, antrauen zu lassen, als der Tod ihn auf der Brautfahrt, zu Villarubia de los Djos de la Guadiana, am 2. Mai 1466 überraschte. Isabella de las Casas, eines adeligen Geschlechts aus Sevilla, hatte ihm, bevor sie seine Gemahlin geworden, drei Söhne geboren. Den jüngsten, Roderich, erwählten die Dreizehner von Calatrava zum Nachfolger seines Vaters in dem Großmeistertum, er

blieb vor Loja den 23. Julius 1482. Der älteste, Alfons Tellez Giron, erhielt vom Könige Heinrich IV. die Grafschaft Uruña, westlich von Medina de Riosecco und Tordesillas, succedirte auch in dem von dem Vater gestifteten Majorat in Ossuna, Peñañel, Gumiel, Briónes und Moron; starb aber nicht lange nach dem J. 1469 unvermählt, wiewol er mit Blanca de Herrera, Frau auf Pedraza, verlobt gewesen. Es folgte ihm als zweiter Graf von Uruña sein Bruder, der mittlere von Peters Söhnen, Johann Tellez Giron, der, wie sein Bruder, der Großmeister in dem Kampf um das Erbrecht von Castilien, die Partei des Königs von Portugal ergriff, und diesem namentlich seine Feste Uruña öffnete. Nach der Schlacht bei Toro (1476) fanden die beiden Brüder es jedoch gerathen, der katholischen Königin Verzeihung zu suchen, und sie wurde ihnen um so williger, da Johann sich anheischig machte, des ersten Connetable von Castilien Tochter, die Eleonora de la Vega Belasco, zu heirathen. Johann wurde der Vater einer zahlreichen Familie, aus der uns besonders die Söhne Peter, Roderich, Johann Tellez, dann die Tochter Maria interessiren. Letztere war an Heinrich de Guzman, den vierten Herzog von Medina-Sidonia, verlobt, als es dem Könige Ferdinand beliebte, sich diesen Herzog zum Gemahle seiner Enkelin Johanna, der Tochter des Erzbischofs von Saragossa, auszuwählen. Der König unternahm zu dem Ende selbst eine Reise nach Andalusien, erweckte aber dadurch Verdacht, und Peter Giron, des Grafen von Uruña ältester Sohn, der in Hinsicht seiner Vermählung mit Mencia de Guzman, der Tochter des dritten Herzogs von Medina-Sidonia, dem jungen Herzoge zum Vormunde gegeben war, eilte um so mehr, die Vermählung seines Münbels mit seiner Schwester vollziehen zu lassen. Der König empfand das sehr übel, wußte sich jedoch zu beherrschen und entbot den Herzog und seinen Vormund zu sich nach Sevilla. Sie gehorchten, und der Herzog wurde zum Handkuffe gelassen, empfing auch von dem Könige andere Gnadenbezeugungen. Nicht so ehrend wurde Don Pedro Giron empfangen, vielmehr erhielt er den Befehl, die Stadt zu verlassen, die Vormundschaft niederzulegen und mehre Festungen des Herzogs von Medina-Sidonia der königlichen Hut zu überliefern. Wegen dieses letzten Punktes verwies Peter an den Herzog selbst, indem er zugleich Zuflucht in dem Kloster las Cuevas suchte. Aber auch da hielt er sich vor des Königs Zorne nicht sicher; noch in der nämlichen Nacht kehrte er nach Sevilla zurück, er ließ den Herzog von Medina-Sidonia wecken und sprach mit demselben soviel von des Königs bösen Absichten, und wie kein anderes Mittel vorhanden, sich gegen dieselbe zu schützen, als augenblickliche Flucht nach Portugal, daß der Jüngling sich blindlings seiner Leitung überließ. Sie stiegen demnach augenblicklich zu Pferde und erreichten die portugiesische Grenze (1508), während die königlichen Truppen alle Plätze des Herzogthums Medina-Sidonia einnahmen. Nicht zufrieden hiermit, verlangte König Ferdinand des Giron Auslieferung, und als diese verweigert worden, ließ er ihm den Pro-

cess machen. Die Sache wurde noch sehr verschlimmert, da der König im Laufe derselben die Gewißheit erlangte, daß Peters Vater, der Graf von Uruña, sowie der Groß-Capitain und der Herzog von Najera, mit dem Kaiser geheime Verbindungen unterhalte; dessenungeachtet sah sich Ferdinand am Ende veranlaßt, Gnade für Recht zu üben, und Peter und der Herzog von Medina-Sidonia erhielten im J. 1510 die Erlaubniß, nach Castilien zurückzukehren. Die Stadt Ossuna wurde Peters und auch des Herzogs gewöhnlicher Wohnsitz, und letzterer starb daselbst den 20. Jan. 1513 ohne Kinder, jedoch mit Hinterlassung mehrerer Brüder, aus seines Vaters zweiter Ehe. Diese Brüder, von denen der älteste Alvaro Perez de Guzman noch dazu geisteschwach, konnten einigermassen als Kinder einer ungeseglichen Ehe betrachtet werden, alsdann war Mencia de Guzman, des verstorbenen Herzogs vollbürtige Schwester, auch seine nächste Erbin. Die Sache war aber zum Mindesten zweifelhaft, und Peter Giron fühlte die Nothwendigkeit, dem Rechte seiner Gemahlin durch ein rasches Verfahren zu Hilfe zu kommen. Daher verheimlichte er den Tod seines Schwagers auf das Sorgfältigste, zugleich aber brachte er einige Truppen zusammen, mit denen er sich der Stadt Medina-Sidonia und anderer Plätze bemächtigte. Hierdurch erregte er zuerst Verdacht, und der Erzbischof, der Seneschall und die Gemeinde von Sevilla schickten nach Ossuna, zu dem alten Grafen von Uruña, und verlangten, er solle der Unruhe ein Ende machen, ihren Abgeordneten, den Herzog von Medina, vorzeigen, wenn derselbe, wie er und seine Beamten behaupteten, noch am Leben sei; der Graf meinte aber, es sei nicht nöthig, sie den Herzog in seinen Fieberschauern sehen zu lassen. Inzwischen rüstete man sich von beiden Seiten; Giron rief den Marquez von Genete um Beistand an, erhielt auch Truppen aus Ubeda, Baëza und Guadix, und die verwitwete Herzogin von Medina-Sidonia hatte an den Herzogen von Arcos und Bejar und an dem Grafen von Ayamonte mächtige Helfer. Inzwischen sollte es ihr wol schwer gefallen sein, ihren Gegner aus dem Besitze von Medina-Sidonia zu verdrängen, denn er hatte den Ort mächtig befestigt, und hielt ihn mit seinen Haustruppen aus Moron und Ossuna besetzt, gleichwie er längs dem Rio Salado, die von dem Marquez von Genete und dem Herrn von Teba erhaltenen Hilfstruppen aufgestellt hatte, allein die Herzogin wußte den König für sich zu interessiren und die Kanzlei von Granada erhielt den Befehl, sie als Vormünderin in den Besitz aller Plätze des Herzogthums einzuweisen. Zu S. Lucar de Barrameda, Chiclana und anderwärts, wurde das ohne Mühe bewerkstelligt; in Ansehung von Medina-Sidonia fanden aber die Räte von Granada einige Vorsichtsmaßregeln nothwendig. Der Doctor Tello, einer aus ihrer Mitte, ging mit einem Corps Cavalerie und mehren Compagnien Bogen- und Büchenschützen dahin ab, und foderte die Übergabe der Stadt, zugleich eilte der Graf von Uruña dahin, um seinen Sohn von unnützer Widersegligkeit abzuhalten. So geschah es denn, daß die königlichen Truppen ohne Blutvergießen

Stadt und Castell in Besiz nehmen konnten (1513). Seinem Rechte hatte aber Peter keineswegs entsagt, und nicht sobald schloß König Ferdinand die Augen, als er abermals im Feld erschien, um dasselbe durchzusetzen. Er berannte San Lucar de Barrameda, belagerte Gibraltar, dem er aus dem groben Geschütze heftig zusetzte und brachte, von dem Herzoge von Arcos unterstützt, ganz Andalusien in Aufruhr, benahm sich auch höchst übermüthig gegen die Commissarien, welche die Kanzlei von Granada an ihn abgeschickt hatte, um Frieden zu gebieten, sowie gegen einen königlichen Steuereinnehmer. Wie er im Süden, so trieb es sein Bruder Roderich im Norden. Ihr Vater, der Graf von Uruëña, lag mit Gutierrez Quijada, dem Herrn von Villa-Garcia, im Proceß wegen der Herrschaft Villar de Frades, ganz nahe bei Uruëña. Die Entscheidung fiel zu Gunsten des Quijada aus, und zwei Diener der Kanzlei von Valladolid erhielten den Auftrag, das Urtheil zu vollstrecken. Allein Roderich Giron zog ihnen entgegen und spielte ihnen so übel mit, daß sie froh waren, nach Valladolid zurückzukehren. Der Präsident von Valladolid, Anton de Roxas, Erzbischof von Granada, ließ aber ein starkes Truppcorps anrücken, und setzte sich damit gegen Uruëña in Bewegung, des Willens, die Frevler zu züchtigen. Der Connetable eilte ihm nach, stellte die That als das Werk jugendlichen Leichtsinnes dar, und erhielt soviel, daß ihm vergönnt wurde nach Uruëña vorauszugehen, um seinen Nessen ihre Thorheit begreiflich zu machen. Seine Ermahnungen fruchteten soviel, daß Roderich und die vornehmsten Theilnehmer seiner That ungesäumt die Stadt verließen, und sie wurde von den Truppen des Präsidenten ohne Widerstand genommen. Hiermit aber nicht zufrieden, ließ der Präsident unter dem Vorwande, daß die Einwohner an der Mishandlung der Commissarien Theil genommen hätten, an mehren Stellen Feuer einwerfen. Eine solche Execution, verbunden mit dem Streit um Medina-Sidonia, war nicht geeignet, die Familie Giron mit der Regierung zu versöhnen, und Peter war alsbald bereit, die Unruhen der Gemeinheiten zu seinem Vortheile zu benutzen. Vorzüglich gelang ihm dieses zu Valladolid, dessen Bürgerschaft ihm schon früher sehr zugethan gewesen. Durch ihren Einfluß gelang es ihm insbesondere, sich von der Versammlung von Tordeßillas, zu welcher alle conföderirte Städte ihre Deputirten abgesendet hatten, zum General-Capitain der Conföderation wählen zu lassen (1520), so sehr sich auch Pabilla und Laso hierdurch gekränkt fühlten. Ein Heer von 10,000 Fußgängern, 400 Lanzen und 800 leichten Reitern wurde seiner Anführung übergeben, er nahm das von einer guten Besatzung vertheidigte Tordehumos mit Gewalt (27. Nov. 1520), und zeigte sich am 30. Nov. vor Riosecco, um den Königlichen eine Schlacht anzubieten. Diese erwarteten aber noch wichtige Verstärkungen, verhielten sich daher ganz ruhig, und Giron scheint die Kunst nicht verstanden zu haben, den Gegner zum Schlagen zu zwingen. Nachdem er drei Tage lang vor Riosecco in Parade gestanden, und sein großes Geschütz auf den Platz abfeuern lassen, führte er seine Trup-

pen in ihre Quartiere um Tordehumos zurück, daß es ihm unmöglich wurde, den Marsch des Grafen von Haro, der den Königlichen ein bedeutendes Corps zuführte, zu beunruhigen. Aber auch um Tordehumos war kein Bleiben für die Conföderirten, die Lebensmittel waren aufgezehrt, und dabei mißtrauete Giron der Stimmung seiner Armee, die ihn eines geheimen Verständnisses mit den Leitern der königlichen Partei, mit dem Connetable und dem Amirante, beschuldigte. Er verordnete daher (2. Dec.) eine rückgängige Bewegung nach Villalpando, die der Graf von Haro alsbald benutzte, um das von den Insurgenten besetzte Villagarcia wegzunehmen, und ein noch weit wichtigeres Unternehmen gegen Tordeßillas einzuleiten. Dort haufete nämlich die Königin Johanna, die zwar wahnsinnig, jedoch die wahre Erbin des spanischen Thrones war, deren Besiz also der Rebellion eine ganz andere Farbe geben konnte. Giron allein scheint das übersehen zu haben. Eögernd setzte er sich in Bewegung, um der bedrohten Stadt zu Hilfe zu kommen, und als er auf dem Marsche hörte, daß sie nach einem fünfständigen Sturme genommen worden, daß neun oder zehn der städtischen Deputirten von den Siegern gefangen seien, kehrte er alsbald nach Valladolid zurück. Diese Stadt selbst gerieth bald durch die von den Königlichen ausgesendeten Parteien in solche Noth und Unruhe, daß der Gemeinderath, um sie wenigstens von einer Seite sicher zu stellen, den Befehl gab, die Visuergabrücke zu Simancas abzubrechen. Selbst in die Vollziehung dieses Befehls wußte Giron die strafbarste Nachlässigkeit zu legen, obgleich er zu dem Ende mit seiner ganzen Armee ausgezogen war. Die Unordnung, die zugleich in der Armee ausbrach, benutzte er, um sie heimlich zu verlassen und in Peñañiel Zuflucht zu suchen (Ende Decembers 1520). Pabilla wurde an seine Stelle gewählt, er aber erfuhr keine weitem Ansetzungen von Seiten des Hofes, was den gegen ihn gerichteten Argwohn gar sehr zu bestätigen scheint, und succedirte seinem Vater, als derselbe am 21. Mai 1528 das Zeitliche gesegnete, als dritter Graf von Uruëña, Herr von Ossuna &c. Er selbst starb den 25. April 1537, mit Hinterlassung einer einzigen, an Innigo de Velasco y Tovar, den Marquez von Berlanga, verheiratheten Tochter Maria; in dem Majorat folgte ihm daher sein Bruder, Johann Tellez Giron, ebenderjenige, von dessen großartigen Stiftungen in Ossuna bereits die Rede gewesen. Der nämliche hat sich daselbst auch eine Begräbnißkapelle erbaut, deren bedeutende Aufschrift: Si vivere pulchrum est, mori utile est, von ihm selbst herrührt. Johann, ebenso geehrt, um seiner Frömmigkeit willen, als sein Bruder gefürchtet gewesen, starb den 19. Mai 1558. Seine Gemahlin Maria de la Cueva, des zweiten Herzogs von Albuquerque Tochter, hatte ihm vier Kinder geboren. Der Sohn, Peter, fünfter Graf von Uruëña, widmete sich von früher Jugend an dem Staatsdienste, ließ im J. 1562 Ossuna, als die bedeutendste seiner Besitzungen, zu einem Herzogthum erheben, ging 1579 als außerordentlicher Gesandter nach Portugal, um seines Königs Anspruch auf die Erbfolge

in diesem Reich auszuführen, und wurde im J. 1581 Vizekönig von Neapel. Eine Theuerung, durch übermäßige Getreideausfuhr nach Spanien veranlaßt, erzeugte einen wüthigen Aufruhr in der Hauptstadt, der doch endlich durch des Vizekönigs Versprechen, daß man der Noth reichlich abhelfen würde, besänftigt wurde (1585). Nachdem er sich aber durch Ankunft neuer Truppen hinlänglich gesichert glaubte, ließ er eine große Menge der Straffälligen einziehen, und 70 hinrichten. Ein solches Blutbad machte aber die Herrschaft des Tyrannen, wie Peter seitdem in Neapel hieß, vollends unerträglich, und Philipp II. sah sich genöthigt, ihn abzurufen, bevor noch die gewöhnliche Wechselzeit gekommen war. Peter war zweimal verheirathet, 1) mit Eleonora Anna de Guzman, des sechsten Herzogs von Medina-Sidonia Tochter, 2) mit Isabella de la Cueva, hatte aber nur in der ersten Ehe Kinder. Der ältere seiner Söhne, Johann Tellez Giron, zweiter Herzog von Ossuna, sechster Graf von Urueña, Marquis von Peñañel, geb. d. 20. Oct. 1554, ist einzig darum merkwürdig, daß er in seiner Ehe mit Anna Maria de Velasco, einer Tochter des fünften Connetable von Castilien, der Vater des so berühmten Peter Tellez Giron¹⁾, des dritten Herzogs von Ossuna, wurde. Peter, geboren zu Valladolid, den 17. Dec. 1574, konnte noch nicht buchstabiren, als der Großvater ihn mit nach Neapel nahm, und wurde demselben durch eine finstere schweigsame Trägheit oft ein Gegenstand des Verdrusses. Weder die Verweise des alten Herzogs, noch die von dem Lehrer aufgegebenen Strafen vermochten den Knaben aus seiner Apathie zu wecken. „Nehmet mir doch,“ so seufzte er eines Tages, „diese langweiligen Pedanten weg, und gebt mir Lehrer, deren Unterricht mich ergötzt. Vielleicht könnte dann etwas aus mir werden.“ Der Großvater war sogleich willig, den Versuch zu machen, und Peter wurde, gleichwie ein mächtiger König unserer Zeit, der Aufsicht einer Gouvernante, einer muntern Frau, übergeben, während der Spanier Savona, ebenso reich an Kenntnissen, wie an guter Laune, sein einziger Lehrer sein sollte. Savona brachte ihm das Lateinische spielend bei und entwickelte zugleich in seinem Schüler jene Lachlust, jenen Hang zur Satyre, die sein ganzes Leben erheiterten, ihm aber auch Feinde ohne Zahl erweckten. Savona führte ihn im J. 1588 auf die Universität Salamanca, wo er vorzugsweise Geographie, Mathematik und Architektur, sowie später unter einem zweiten Hofmeister Geschichte trieb. Mit ungewöhnlichen Kenntnissen, gänzlicher Unbekanntheit mit den Verhältnissen und großer Dreistigkeit, trat er an dem Hofe Philipps II. auf, und er brauchte nicht gar viele Zeit, um sich den Haß der Höflinge und die Ungnade des Monarchen zuzuziehen. Wegen einer ungeziemenden Antwort nach Saragoßa erlirkt, kam er dort in Berührung mit dem vormaligen Staatssecretair Antonio Perez, und er blieb nicht ohne Antheil an der aufrührerischen Bewe-

gung, welche diesem Verbrecher die Mittel reichte, nach Frankreich zu entkommen. Auch Peter fand es gerathen, sich jenseit der Pyrenäen umzusehen, bereisete Portugal, und befand sich hierauf im Gefolge der Gesandtschaft, die nach Frankreich ging, den Frieden von Verdun zu schließen. Durch den Tod Philipps II. aller Besorgnisse enthoben, kehrte er nach Spanien zurück, um das Majorat seines Hauses anzutreten, sich mit Katharina Henriquez de Ribera, der Tochter des zweiten Herzogs von Alcalá de los Gazulos, zu verheirathen, und eifrig um die Gunst des Herzogs von Lerma zu buhlen. Er mißfiel dem allmächtigen Minister nicht, vergaß sich aber so sehr gegen den König, daß er es wagte, diesen wiederholt und öffentlich den Groß-Tambour der Monarchie zu nennen. Solche Frechheit mußte ihm den Hof verschließen und zugleich jede Aussicht, seine Talente anzuwenden. Voll Verdruss über eine Unthätigkeit, die durch ihn selbst veranlaßt, beschloß er in den Niederlanden Kriegsdienste zu nehmen; er reisete in Gesellschaft des Connetable von Castilien, der an dem Hofe Heinrichs IV. eine Botschaft auszurichten hatte. In der feierlichen Audienz stand der Herzog von Ossuna dem Connetable zur Seite. Da nun der König diesem befohl, sich zu bedecken, setzte Ossuna als Grande von Spanien ebenfalls den Hut auf, obgleich die anwesenden Prinzen von Geblüt alle unbedeckt waren. Diese entsetzten sich ob solcher Verwegenheit nicht wenig, und hielten sie für eine Beschimpfung, verbargen aber doch ihren Unwillen, aus Ehrfurcht für den König, bis zum andern Tage, wo sie dann vorstellten, welche große Verkürzung in ihrem Range sie durch des Herzogs von Ossuna Verfahren erlitten. Es erfolgte hierauf eine Entscheidung, wodurch den Prinzen das Recht, sich zu bedecken, wie sie es bis zu den Zeiten Franz I. geübt, wiedergegeben wurde. Ubrigens fand Heinrich IV. an des Herzogs wüthigen Einfällen soviel Geschmack, daß er ihn mehrmals an seine Tafel zog. In den Niederlanden angekommen, warb Peter auf eigene Kosten ein Regiment, an dessen Spitze er sechs Feldzüge machte, und sich besonders in der Belagerung von Ostende, sowie vor Groll, auszeichnete. Groll, seit längerer Zeit von dem Prinzen Moritz belagert, war dem Falle nahe, da durchbrach Ossuna mit nur 4000 Mann die feindlichen Linien; was ihm vorkam, wurde geschlagen, eine Verstärkung von 800 Mann, ein Vorrath von Kriegs- und Lebensbedarf in die Festung geschafft, dann verschwanden die Sieger, Groll aber war auf lange Zeit gerettet. Peter besuchte auch, eine augenblickliche Waffenruhe benutzend, den Hof Jakobs I. und fand dort die nämliche günstige Aufnahme, wie in Paris, und mußte mehrmals mit dem König in lateinischer Sprache disputiren. In der Zwischenzeit hatte aber der Herzog von Lerma Mittel gefunden, Ossuna's Kriegsdienste in den Niederlanden in dem günstigsten Lichte darzustellen, und hierdurch die Bosheit der Höflinge zu entwaffnen. Ossuna wurde 1607 zurückgerufen, mit dem Kammerherrenschlüssel und dem Orden des goldenen Blicßs beehrt, und in den Rath von Portugal eingeführt. Außerdem wurde bei allen wichti-

1) Nicht aber Tellez v Giron, wie die Biographie universelle meint, indem sie aus dem Vornamen Tellez einen Zunamen macht.

gen Angelegenheiten sein Rath gefordert, und es läßt sich derselbe in dem Abschlusse des Waffenstillstandes mit den Holländern (1609) und der hierin ausgesprochenen Anerkennung der neuen Republik keineswegs verkennen. Auch wegen Austreibung der Morisken wurde er befragt, und er widerrieth sie in zwei Denkschriften, die man bewunderte, aber doch bei Seite legte und die der Inquisition Anlaß gaben, eine Untersuchung gegen ihn anzustellen. Man wollte die Reinheit seines Glaubens verdächtig machen, und sogar eine Neigung zu den Lehren Muhammeds bei ihm finden, fand aber nicht hinreichenden Stoff, um ein Verdammungsurtheil gegen ihn zu begründen (1610). Im nächsten Jahre (1611) wurde Ossuna zum Vicekönige von Sicilien ernannt, mit doppelt so viel Gehalt, als je einer seiner Vorgänger gehabt; er erhielt nämlich monatlich 4000 Dukaten. Er fand die Insel in der kläglichsten Verwirrung, unterdrückt durch die großen Barone, mißhandelt und geplündert durch Scharen von Banditen, welche in der Barone Schutz oder Sold fanden, und alle Zweige der Verwaltung in bedauernswerthem Verfall. In kurzer Zeit war die Macht und der Stolz der Barone gebrochen, das Heer der Banditen gesprengt, eine regelmäßige Justizpflege hergestellt, und die Ruhe kehrte nicht sobald wieder, als Ossuna begann, dem Ackerbau und dem Handel der Insel seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eins allein stand dem Wiederaufblühen des Landes noch im Wege, die stets erneuerten Raubzüge der Türken. Ossuna untersuchte auf das Genueste den Zustand sämtlicher Küsten, ließ verfallene Festungswerke erheben, neue anlegen, war bemühet, eine Seemacht anzuschaffen, und das mit solchem Erfolge, daß er bereits im J. 1613 den Octavio d'Aragon mit acht sicilischen Galeeren gegen die Türken ausfenden konnte. Octavio's Siege bei der Insel Chios und an den Küsten von Valencia sind ganz eigentlich als des Vicekönigs Werk zu betrachten, bei Chios wurden sieben Galeeren genommen, 400 Türken, worunter Sinan Pascha, getödtet, 600 gefangen und 1200 Christensklaven befreiet. Noch bedeutender waren die Erfolge der sicilischen Flotte im J. 1615 und namentlich gehört der dreitägige Kampf, den ihr Anführer Francisco de Ribera, vom 14. Juli an, unweit der Küste von Karamanien, mit einer Flotte von 55 Galeeren bestand, in die Reihe ausgezeichnetener Großthaten. Sechszehn Galeeren wurden genommen und 2000 Türken erschlagen, obgleich Ribera nur sechs Gallionen gehabt hatte. Von dem an wurde Sicilien nicht weiter durch die Barbaren beunruhigt, Ossuna aber, dessen drei Jahre zu Ende gingen, berief einen Reichstag nach Palermo, empfing von demselben die schmeichelhaftesten Huldbigungen, und schiffte sich sodann nach Spanien ein. Das freundliche Andenken, das er den Sicilianern hinterließ, ist noch heute nicht erloschen, obgleich er neue Auslagen eingeführt, jede Gelegenheit, sich zu bereichern, aufgesucht, und zu Zeiten die Vorurtheile des Landes wahrhaft mit Füßen getreten hatte. Im J. 1616 kam er als Vicekönig nach Neapel, und seine ersten Schritte waren sämtlich berechnet, sich jene Popularität zu verschaffen,

deren seine Vorgänger sämtlich entbehren mußten. Er that einige Schritte, um den Preis des Brodes herabzusetzen und die ungeheuern auf dem Volke ruhenden Lasten zu erleichtern. Er bezeugte den Großen und den Collegien ungemein viele Rücksichten, während er von der andern Seite kräftig einschritt, um den gemeinen Mann gegen die launenhafte Willkür des Adels zu schützen, auch in den ersten zwei Jahren seiner Herrschaft nicht weniger als 30 Edelleute hingerichtet wurden. Er verwendete seine Besoldung, 2000 Dukaten monatlich, zur Unterstützung der Nothleidenden, und namentlich zur Erlösung armer Schuldner; daß er sich diesen Aufwand reichlich ersetzen ließ, dürfen wir wol nicht erinnern. Gleich im J. 1617 mußten die Reichsstände ihm ein freiwilliges Geschenk von 40,000 Dukaten machen. Es war eben das Jahr, in welchem die langverhaltene Feindschaft zwischen dem Erzherzoge Ferdinand von Gräß und den Venetianern zum Ausbruche kam, wobei der spanische Hof kein müßiger Zuschauer bleiben konnte. Ossuna erhielt den Befehl zu einer reichlichen Truppenendung nach Mailand, glaubte aber für sich selbst mehr Ehre einzulegen, und die Republik am schmerzlichsten zu verwunden, indem er ihre Herrschaft in dem adriatischen Meere störte. Den Anfang machte er mit der Wegnahme eines venetianischen Schiffes, das ungeachtet der von dem Gesandten Tritti erwirkten königlichen Befehle nicht zurückgegeben wurde. Zugleich erlaubte er den räuberischen Uskoken, daß sie frei von der gewöhnlichen Abgabe in die neapolitanischen Häfen einlaufen und die den Venetianern abgenommenen Waaren öffentlich verkaufen durften. Die Vorstellungen der Zollbedienten, daß auf diese Weise die Einnahme bei den königlichen Böllen geschwächt, und die Betrachtung, daß der neapolitanische Handel selbst durch die Unsicherheit des adriatischen Meeres gar sehr leide, machten auf ihn keinen Eindruck. Er drohte vielmehr, die Böllner, die ihn noch einmal mit Klagen behelligen würden, aufknüpfen zu lassen, und schmeichelte den Uskoken, welche in dem Kapern venetianischer Schiffe am glücklichsten waren, auf alle Weise. Dieses Verfahren insbesondere fand in dem Ministerium zu Madrid große Mißbilligung; es scheint aber, daß sie nicht aufrichtig gewesen, daß der Hof sich nur eine Thüre offen halten wollte, um die Friedensunterhandlungen fortzusetzen, mittlerweile aber den scheinbar ungehorsamen Vicekönig seine Taktik fortsetzen ließ, in der Hoffnung, durch dieselbe von der Republik die Annahme auch der härtesten Bedingungen zu erhalten. Des Herzogs Anstalten waren in der That ernstlich genug. Er drohte, die istrischen Häfen zu überrumpeln, die Inseln zu verwüsten, und bis in die Stadt Venedig selbst einzudringen, zu welchem Ende er eigene Fahrzeuge bauen und Maschinen verfertigen ließ, durch die er die Lagunen überschreiten, und in die Kanäle gelangen könnte. Wenn er sich auch trotz aller seiner Eitelkeit nicht verhehlen konnte, daß er so große Dinge auszuführen kaum vermöge, so erreichte er doch mittelbar seinen Zweck, indem er der Republik noch größere Unkosten verursachte und sie abhielt, ihre ganze Macht ge-

gen den Erzherzog zu wenden, oder den unruhigen Ehrgeiz des Herzogs von Savoyen zu unterstützen. Der Vicekönig versuchte sogar den türkischen Hof gegen die Republik zu bewaffnen. Diese Unterhandlung hatte keinen Fortgang, aber mittlerweile waren die Rüstungen in den neapolitanischen Häfen soweit gediehen, daß eine Flotte von zwölf vollkommen ausgerüsteten Schiffen in See gehen konnte. Sie wurde von Francisco de Ribera befehligt, führte nicht die spanische Flagge, die fortwährend neutral bleiben sollte, sondern des Herzogs angeerbte Flagge, und begann ihren Kreuzzug durch das adriatische Meer, sobald man erfuhr, daß ein neapolitanisches, nach Triest bestimmtes Schiff aufgebracht worden sei. Ihre Bestimmung war die Küste von Friaul, wo sie die Operationen des Erzherzogs unterstützen sollte, sie sah sich aber, nachdem sie kaum die Höhe von Ragusa erreicht, durch eine weit überlegene feindliche Flotte bedroht, und eiligst kehrte Ribera nach Brindisi zurück, bis wohin ihn der venetianische Admiral verfolgte. Ein zweiter Seezug lief ebenso unfruchtbar ab, obgleich der Vicekönig des Ribera Geschwader durch 19 von Pedro de Leiva befehligte Galeeren hatte verstärken lassen. Ribera versäumte die Gelegenheit, bei Lesina zu siegen und begnügte sich mit der Wegnahme von zwei geringen Schiffen. Dafür wurde er des Oberbefehls verlustig, und obgleich die Türken den Venetianern zum Besten eine Landung an den Küsten von Calabrien bewerkstelligten, mußte die Flotte zum dritten Male von Brindisi aus unter Segel gehen. Bei Lesina bestand sie eine Kanonade mit den Venetianern, und während diese sich vorsichtig in den Hafen zurückzogen, landete Ottavio d'Aragon, jetzt des Vicekönigs Admiral, in der Nähe von Trau vecchio, und die unbewachte Küste würde arger Verheerung kaum entgangen sein, hätte nicht des Vicekönigs ausdrücklicher Befehl zu einem Unternehmen auf Pola, oder einen der andern Häfen Istriens getrieben. Indem die Flotte bei der dalmatischen Klippe Morter vorbeisegelte, wurde sie zweier Kauffahrteischiffe, die von sieben Galeeren escortirt, ansichtig. Von der Stärke der Bedeckung auf den Reichthum der Ladung schließend, gab der spanische Admiral das Zeichen zum Angriffe, dessen es doch kaum bedurft hätte; denn die Galeeren verschwanden alsbald in einem der zahllosen Kanäle jenes Insellandes, bis auf eine, die sammt den Kauffahrern und einer starken Anzahl geringerer Fahrzeuge den Neapolitanern in die Hände fiel. Ebendiese große Anzahl der eroberten Schiffe und die reiche Beute wurden jedoch dem Sieger in weitem Unternehmungen hinderlich, und er sah sich gezwungen, nach Brindisi zurückzukehren, um dort seiner Bürde ledig zu werden. Mit so geringen Resultaten war nun abermals der Vicekönig höchst unzufrieden; nichtsdestoweniger ließ er die erbeuteten Waaren und Schiffe nach Neapel bringen, und erstere, meist türkische und persische Producte, öffentlich zur Schau ausstellen, wobei er ebenso öffentlich der Venetianer spottete. In Venedig aber erregte der so unerwartete, für einzelne Kaufleute sehr fühlbare Verlust große Gährung, die nicht wenig dazu beitragen mochte,

den Abschluß des Friedens (6. Sept. 1617) zu beschleunigen. Nach einer mündlichen Zusage von dem spanischen Gesandten in Venedig, dem Marquez de Becmar, dem Senat ertheilt, sollten die von dem Herzoge von Ossuna genommenen Schiffe und Waaren zurückgegeben werden; statt dessen drohte er mit einem neuen Angriffe zur See, als dessen Vorwand ihm die holländischen Schiffe auf dem adriatischen Meer, und der Venetianer angeblicher Festungsbau zu S. Croce dienen mußte. Sein Admiral Ribera erschien mit 19 Kriegsschiffen im Angesichte von S. Croce, beschränkte sich jedoch auf eine bloße Kanonade. In der Nacht suchte er sich den Küsten von Apulien zu nähern, er wurde aber lebhaft von der gesammten venetianischen Flotte verfolgt, und es begann eine neue Kanonade, bis ein heftiger Sturm die Streitenden trennte. Fünf venetianische Galeeren scheiterten an den Klippen von Melada, Ribera aber erreichte nicht in den besten Umständen die Rhede von Manfredonia. Hiermit hätte Ossuna sich überzeugen können, daß er allein den Venetianern nichts anhaben werde, allein stolz auf die von dem Erzherzoge Ferdinand empfangenen Beweise von Huld glaubte er sich verpflichtet, diesem Fürsten zum Vortheil, einen entscheidenden Streich gegen die Venetianer zu führen. Die kühnsten Hauptlinge der Uskokon, aus ihrem Vaterlande durch den Frieden vertrieben, fanden Schutz in den neapolitanischen Häfen; Schiffe, in Holland und England gemiethet, sollten Ossuna's Flotte verstärken, und seine geheimen Unterhändler mußten nochmals in Constantinopel das Äußerste versuchen, um die Pforte gegen Venedig zu bewaffnen. Ein nach Venedig bestimmtes Handelsschiff wurde zu Tarent angehalten und nicht frei gegeben, obgleich der König selbst solches geboten, und von Brindisi aus schickte die neapolitanische Flotte ihre Kreuzer bis nach Triest. Jetzt rieth auch der Papsst ernstlich zum Frieden, allein unumwunden erklärte Ossuna, er werde ihn nicht vollziehen, die Republik habe denn die holländischen Hülfsvölker nach Hause geschickt und auf alle Abgaben verzichtet, welche von spanischen Unterthanen an sie, als die Gebieterin des adriatischen Meeres, entrichtet werden mußten. Hierdurch auf das Äußerste gebracht, ließ der Senat seine ganze Flotte, wobei sich auch viele englische und holländische Schiffe befanden, überhaupt 42 Galeeren, 6 Galeassen und 36 andere Schiffe auslaufen, mit dem Befehle, alle spanische Schiffe, die ihr aufstoßen möchten, wegzunehmen. Die neapolitanische Flotte hatte sich aber in den Hafen von Brindisi zurückgezogen und trohnte den Anstrengungen der Feinde; die Venetianer wurden genöthigt, das Weite zu suchen, und diesen Moment benutzte Ossuna, um seine Flotte nach Neapel zu rufen.

Große politische Ereignisse hatten nämlich mittlerweile stattgefunden. Wol hatte Ossuna, obgleich seine Verwaltung im Innern ebenso willkürlich, als seine Politik war, obgleich er ohne Bedenken Gesetze, Vorrechte und Verträge verletzete, eine Verlängerung seiner Würde für drei Jahre erlangt, allein der Staatsrath in Madrid schien doch nicht länger geneigt zu bulden, daß ein Wi-

cekönig die Rechte des Monarchen sich anmaße. Das erste Zeichen hiervon war der Befehl, die neapolitanische Flotte nach Spanien zu senden; ihm folgte schnell eine Verfügung, wodurch der Cardinal Borgia beauftragt wurde, statt des Herzogs das Geschäft mit den Venetianern wegen Rückgabe der Schiffe und Waaren zu beendigen. Diese Zeichen waren von zu ernster Bedeutung, um mißverstanden zu werden. Zum andern mußte der unerwartete Ausgang der großen Bewegung in Venedig selbst, von der Ossuna Kenntniß gehabt haben wird, ohne daß er darum nöthig gehabt hätte, mit Bedmar und Toledo an ihrer Spitze zu stehen, seine Hoffnung für den günstigen Ausgang des Zwistes gar sehr niederschlagen. Deshalb zog er seine Flotte aus dem adriatischen Meere zurück, und geraume Zeit mußte er seine ungetheilte Aufmerksamkeit den Verhandlungen mit dem Ministerium zuwenden. Vorzüglich hatte er es mit dem venetianischen Gesandten in Madrid zu thun, der alle seine Kräfte aufbot, um den Feind seines Vaterlandes zu stürzen und hierbei durch die Klagen vieler vornehmen Neapolitaner und fast des ganzen Adels unterstützt wurde; Stolz, ausschweifende Lebensart und Bedrückungen hatten dem Vicekönig eine Unzahl von Feinden geweckt. Glücklicher, als sein College in Mailand, wurde er für dieses Mal noch durch den Herzog von Lerma gerettet, und alsbald schien das alte Spiel mit den Venetianern wieder zu beginnen. Die Auslieferung der Waaren mußte er zu verzögern, seine Galeeren lagen stets segelfertig, und hierbei ließ er die Welt in Zweifel, ob seine Rüstungen wider die Türken in Albanien, die in dem mittelländischen Meere zu mächtig wurden, oder wider die Venetianer in Dalmatien gerichtet wären. In beiden Provinzen unterhielt er geheime Verständnisse, und seine Truppen hielten sich an den Küsten von Apulien zum Einschiffen bereit. In Venedig zweifelte Niemand, daß es auf die Republik abgesehen sei, und man sagte öffentlich, daß der Herzog dem Muhammed geneigter sei, als dem h. Marcus. Alles beschränkte sich aber zuletzt auf einen Seerzug nach dem Archipel und auf einen Vorrath Pulver, den der Uskoke Ferletich zur See nach Triest schiffte. Es scheint, daß Ossuna die Feindseligkeiten nur scheinbar fortgesetzt, um einen Vorwand zu haben, die Truppen, die er auf die Beine gebracht, zusammenzuhalten, und sich hierdurch in den Augen des Ministeriums ein Gewicht zu geben. Denn seine Stellung im Lande selbst, das mußte er fühlen, war sehr zweifelhaft geworden. Die Neapolitaner ertrugen seine Herrschaft nur mit dem äußersten Widerwillen. Sein Stolz und seine Ehrsucht waren unermesslich, seine Aussprüche willkürlich, und die Gesetze, Rechte und Freiheiten des Königreiches kamen bei ihm nicht in die geringste Betrachtung. Er begegnete den Großen verächtlich, und selbst die Geistlichkeit fand bei ihm in billigen Dingen keinen Schutz. Seine Lebensart war höchst ärgerlich; es war ihm nicht genug an dem Verkehre mit liebertlichen Weibspersonen, er verführte auch die Weiber und Töchter in den vornehmsten Familien, wodurch die Zahl der Mißvergnügten nicht wenig zunahm. Nur das

gemeine Volk der Hauptstadt und die Soldaten waren mit ihm zufrieden. Das Volk beschützte er in allen Fällen gegen den Adel, und er wußte ihm auch den Glauben beizubringen, als sollten die Abgaben vermindert werden, obgleich Ossuna selbst sich rühmt, daß er die Abgaben um 1,100,000 Dukaten jährlich erhöht habe, obgleich er sogar die Bank plündern ließ. Diesen Glauben zu erhalten, wußte er verschiedene Kunststücke anzuwenden, wie das auch wol in der neuern Zeit geschehen soll; so hieb er einst mit dem Regen die Stricke der Mehlwage entzwei, um anzudeuten, daß er die Mehlfsteuer für unbillig achte. Die Soldaten, größtentheils Landstreicher von allen Nationen, waren ihm nicht minder ergeben, indem er ihnen zur Last der Bürger und des ganzen Landes alle ersinnliche Freiheit verstattete, und ihrem Muthwillen keinen Einhalt that. Alle Versuche der Großen um Abhilfe ihrer Beschwerden waren bisher an dem Einflusse des Erzherzogs Ferdinand und des Herzogs von Lerma, dessen Stelle seit kurzem sein Sohn, der Herzog von Uzeda, einnahm, gescheitert; jetzt versuchten sie ihre Klagen durch den Capuciner, den P. Laurentius von Brindisi, unmittelbar vor den König bringen zu lassen. Laurentius war als ein heiliger und untadelhafter Mann berühmt, und dem Könige selbst als ein solcher bekannt. Nicht ohne Mühe konnte er die Reise machen, denn der Protector des Franziskanerordens, der Cardinal von Montalto, ließ ihn, dem Herzoge von Ossuna gefällig zu sein, geraume Zeit in Genua festhalten. In Madrid angekommen, warf er sich dem Könige zu Füßen, und schilderte mit der ganzen Tiefe seines Geistes, mit unwiderstehlicher Redegewalt die tyrannische Regierung des Vicekönigs, und sein gefahrvolles, unheildrobendes Beginnen; — Philipp III. wurde bis in sein Innerstes erschüttert. Zwar bediente sich der Herzog von Uzeda, dessen Tochter mit dem Sohne des Herzogs verheirathet war²⁾, alles seines Ansehens, um ihm zu helfen, und auch der Erzherzog Ferdinand ließ durch Rhevenhiller vorstellen, wie nützlich Ossuna der gemeinsamen Sache sein würde, wie nothwendig es sei, ihn wenigstens bis zur Beendigung der deutschen Unruhen in Neapel zu lassen; der von Laurentius gemachte Eindruck war unauslöschlich, und es ward fest beschlossen, den Herzog seiner Würde zu entsetzen und ihn nach Spanien zur Rechenschaft zu fordern (Ende 1619). Nur kam es darauf an, wie man ihn aus Neapel herausbringen könnte, ohne sich einen Feind im Innern zu erwerben, denn dem Hofe waren auch des Vicekönigs neueste Handlungen nicht verborgen, man kannte seine Kühnheit und seinen unermesslichen Stolz, und man wußte, daß ihm der Pöbel, die Soldaten überhaupt und vornehmlich die fremden Truppen gewogen waren, und daß er große Vorräthe von Waffen und Kriegsbedürfnissen aufgehäuft hatte. Denn Ossuna, sobald er die Reise des Pater Laurentius nicht mehr verhindern konnte,

2) Die Biographie universelle läßt die Tochter des Herzogs von Ossuna den Sohn des Herzogs von Lerma heirathen, irrt sich aber damit größtlich.

hatte sich nicht begnügt, seinen vertrauten Freund, den Ottavio d'Aragon, mit den prächtigsten Geschenken für den König und die königliche Familie nach Madrid zu schicken, um hierdurch die Bemühungen Uzeda's zu unterstützen; er hatte, wie man glaubt, auch auswärtige Hilfe gesucht, und deshalb Unterhandlungen mit der Pforte, mit Venedig³⁾ und Savoyen angeknüpft, und war überall abgewiesen, zuletzt doch von Savoyen dem Könige von Frankreich und dem berühmten Lesdiguières empfohlen worden. Lesdiguières, der alles Außerordentliche liebte, schickte einen Vertrauten nach Neapel, um sich nach dem eigentlichen Zustande der Dinge zu erkundigen, blieb aber unthätig, sowie sein Hof. Ossuna überzeugt, daß er auf ausländischen Beistand nicht hoffen dürfe, verzichtete auf jeden Gedanken, sich gegen den Willen der Regierung in seinem Posten zu erhalten, und war nur bemühet, den Hof zu überreden, daß ihm von Savoyen und von Lesdiguières der Antrag geschehen sei, sich zum Könige von Neapel aufzuwerfen, daß er aber diesem Antrag, als ein treuer Unterthan, niemals Gehör gegeben habe. Ohne sich darüber auszusprechen, fand es der Staatsrath doch nicht rathlich, einen neuen Vicekönig aus Spanien abzuschicken, indem die Länge der Reise dem Herzoge von Ossuna Zeit zu neuen Anschlägen leihen konnte. Man hielt es für besser, dem in Rom residirenden Cardinal Borgia den Befehl zu ertheilen, daß er in möglichster Eile sich nach Neapel verfüge und zusehe, wie er sich der Regierung bemächtigen könne. Borgia wußte aber weder zu schweigen, noch zu eilen; Ossuna erhielt Nachricht von dem ihm gewordenen Auftrage und suchte ihn zu bewegen, daß er seine endliche für den Mai 1620 festgesetzte Reise abermals bis zum October verschiebe. Als der Cardinal davon nichts hören wollte und bereits zu Gaeta eingetroffen war, versuchte Ossuna ihn nach Pozzuolo zu locken, hielt auch daselbst eine Wohnung für ihn in Bereitschaft, die wahrscheinlich nicht sobald zu verlassen gewesen wäre. Dem Cardinal mißfiel aber die Einladung, und er zog es vor, eine Spazierfahrt nach der Insel Procida zu machen. Mittlerweile hatte Julio Genovino, des Herzogs Vertrauter, der als einer der städtischen Cletti großen Einfluß übte, sich mit seltener Thätigkeit bemüht, zu des Herzogs Vortheil eine Empörung einzuleiten, und seine Reden machten starken Eindruck auf das Volk. Die Massen hielten sich überzeugt, daß mit Ossuna's Entfernung nicht nur die bisher empfangenen Wohlthaten aufhören würden, sondern daß auch von den Spaniern die härteste Behandlung zu erwarten stehe, und darum erhoben sich alle zum Widerstande. Der Cardinal fühlte, daß er nicht

länger zögern dürfe; er warf sich in einen Kahn, landete zu Pozzuolo, und erschien zur Nachtzeit vor dem Castell Nuovo, dessen Commandant ihm alsbald die Thore öffnete. Am Morgen gaben die Kanonen des Castells den Einwohnern das herkömmliche Zeichen von der Ankunft eines neuen Vicekönigs.

Ossuna war überrascht. Ob wirklich noch ein Versuch gemacht wurde, das Volk und die Soldaten durch Versprechungen und Geschenke zu bewaffnen, mag bezweifelt werden, gewiß aber ist, daß der Herzog zur Stunde noch eine weitläufige Denkschrift an den König entwarf, worin er sich vor Allem beklagte, über die Art und Weise, wie sich der Cardinal in das Castell Nuovo eingeschlichen, ungeachtet er ihm die Galeeren angeboten, um ihn nach der Hauptstadt zu bringen. Er könnte sich wegen dieser Beleidigung rächen, er zöge es aber vor, ein neues Opfer den wichtigen der Krone geleisteten Diensten hinzuzufügen; und wie es ihm leicht gewesen sein würde, dem Cardinal die Thore von Neapel zu verschließen, so würde es ihm auch jetzt nicht schwer fallen, mit Hilfe der Flotte und einer ihm gänzlich ergebenen Besatzung von 6000 spanischen Veteranen, ihn zu zwingen, daß er das Castell verlasse. Des Cardinals Besiznahme von seiner Würde könne er nur als eine gewaltsame und unrechtmäßige Handlung ansehen, die noch überdies an einem ungewöhnlichen Ort, und ohne die herkömmlichen Ceremonien vorgenommen worden. Auch führte er Beschwerde über das Verhalten des Commandanten vom Castell Nuovo, welcher ohne sein Vorwissen die Thore des Castells in der Nacht offen gelassen habe, wie über die ihm beigegebenen Räte und Cletti, welche sich das Recht, die Vicekönige abzusetzen und neue einzuführen, anmaßten. Und ob er wol befügt wäre, sie wegen solcher Vergehungen zu bestrafen, so wolle er dennoch auch diese Klage dem Wohle des Reichs opfern, und die Reise nach Madrid antreten, um sich und seine Handlungen vor dem Könige zu rechtfertigen. Wirklich trat er am 14. Jun. 1620 in Begleitung des Don Ottavio d'Aragon die Reise an, sie ging aber äußerst langsam vor sich, denn der Herzog wünschte Zeit zu gewinnen, und es dauerte zwei Monate, ehe die kleine Flotte Marseille erreichte. Hier wollte Ossuna auf gute Nachrichten aus Madrid warten, wodurch sich Ottavio veranlaßt fand, mit seinen Galeeren nach Neapel zurückzukehren. Ossuna mußte zu Lande seine Reise fortsetzen, unter mancherlei Zögerungen, die er auf Rechnung des Podagra's schrieb, die aber vielleicht lediglich durch die großen Schätze, die er mit sich führte, veranlaßt worden. In Madrid angelangt, fand er, daß die Zeit und der Herzog von Uzeda nicht ermangelt hatten, günstig auf des Königs Gemüth zu wirken. Er erhielt Audienz und wußte sich so vollkommen zu rechtfertigen, daß es sogar im Werke war, ihn auf seinen Posten nach Neapel zurückzuschicken, und daß dieses nur durch die äußersten Anstrengungen des P. Laurentius verhindert werden konnte. Doch wurde der Cardinal Borgia zurückgerufen und an seine Stelle der Cardinal Zapata gesetzt. Ossuna durfte sich aber seiner trüglichen Sicherheit nicht

3) Die Venetianer wollten von ihrem Erzfeinde nichts hören, und Daru meint, sie seien schon 1618 mit ihm einig gewesen, und die berühmte Verschwörung sei nur eine Maske gewesen, ihr beiderseitiges Einverständnis zu verbergen. Was soll man aber von einem Rebellen denken, der, nachdem er seine Rüstungen beendet, und jeden Augenblick gewärtig, abgerufen zu werden, noch zwei volle Jahre verstreichen läßt, und dann ruhig abzieht? Gewiß ging sein Ehrgeiz nicht weiter, als zu dem Wunsche, sich in seinem Posten zu behaupten.

lange erfreuen. König Philipp III. starb den 31. März 1621 und alsbald mußte der Herzog von Uzeda den Hof verlassen. Acht Tage später, den 7. April, wurde Ossuna in seinem Hause verhaftet und zwar durch die königliche Leibwache, ein Vorzug, den er dem Umstande verdankte, daß er auf seine Würde als Vicekönig noch nicht verzichtet hatte. Öffentlich wurden die schon mitgetheilten Beschuldigungen als Grund hierzu angegeben, eigentlich aber wollte der neue Minister Olivarez sich des kühnen und gefährlichen Mannes, doppelt gefährlich durch seine Anhänglichkeit zu Lerma und Uzeda entledigen. Diese Anhänglichkeit hatte sich besonders in der Krankheit Philipps III. ausgesprochen. Denn als der Herzog von Sea an seinen Großvater, den Cardinal-Herzog von Lerma, einen Courier abfertigte, mit der Meldung, daß er schleunigst sich bei dem sterbenden König einzufinden und sich als ernannter Executor wieder in Ansehen zu bringen habe, so schickte Ossuna dem Cardinal nicht nur Wagen und Sänfte entgegen, um dessen Ankunft zu beschleunigen, sondern er schrieb ihm auch: Nichts dürfe ihn von dieser Reise abhalten, seine alten Freunde würden seine Partei wieder ergreifen und ihn zu seiner Feinde Verdruß in seine vorige Würde wieder einsetzen. Dieser Brief kam dem Könige zu Händen, davon unterrichtet, erbat sich Ossuna in geheimer Audienz die Erlaubniß, auf vier Monate nach Neapel zu gehen. Der König versprach sein Begehren in dem Staatsrath in Erwägung zu ziehen, da erwiederte Ossuna trozig, wenn er ihn nicht länger in seinen Diensten haben, und nach Neapel reisen lassen wollte, so wären andere Könige vorhanden, welche ihm gern Dienste geben würden. Dieser Ausfall erzürnte den König dergestalt, daß er den Verwegenen stehen ließ und sich entfernte, worauf der Herzog zu den Umstehenden noch in höchst ungeziemenden Ausdrücken von des Königs Person und Jugend sprach. Seine Worte blieben aber nicht verschwiegen und beschleunigten die Ausfertigung des Verhaftsbefehls. Zugleich wurde eine Commission niedergesetzt, um ihm den Proceß zu machen. Alle seine Handlungen sowol in Sicilien als in Neapel wurden untersucht; aus dem ersten Lande kamen nur Lobsprüche für den alten Vicekönig, aber zu dem Klaglibell der Neapolitaner wurden 17 Rieß Papier verbraucht. Erschreckt über diese Papiermassen erkalteten die Richter in ihrem Eifer, und Olivarez, der den Herzog wohl verwahrt zu Almeyda wußte und ihn darum nicht mehr fürchtete, fand keine Veranlassung, ihren Eifer zu wecken. Die Untersuchung wurde nur schläfrig betrieben, Langeweile, Gemüthsunruhe und Ungeduld verkürzten den Lebensfaden des Gefangenen, und er starb, wol schwerlich an dem ihm angeblich von seiner Frau zugesendeten Gifte, den 25. Sept. 1624, nachdem er sich mit großer Gottseligkeit zum Tode bereitet hatte. Jetzt endlich wurde sein Urtheil verkündigt, wonach er von allen Beschuldigungen frei und für des Königs treuen Diener erklärt wurde. Gewiß geht wenigstens aus diesem Spruche hervor, daß er niemals des Willens gewesen, das Königreich Neapel zu usurpiren.

Der Herzog hinterließ einen einzigen Sohn, Jo-

hann Tellez Giron, der dem Vater in allen Majoraten succedirte (sie waren durch das Urtheil gerettet) und als Vicekönig von Sicilien zu Palermo den 12. Oct. 1656 das Zeiliche gesegnete, nachdem er in seiner Ehe mit Isabella de Sandoval y Roxas, des ersten Herzogs von Uzeda Tochter, einen Sohn gehabt. Dieser Kaspar Tellez, fünfter Herzog von Ossuna, Marquez von Peñañel, Graf von Uruña, Clavijo des Ordens von Calatrava, Generalgouverneur von Mailand, Mitglied des Staatsraths und des Raths von Aragonien, Präsident des Ordensrathes, Obrist-Stallmeister (Cavallerizzo major) der Königin, starb plötzlich, als er sich eben zu einer Conferenz in dem königlichen Cabinet niedergelassen, den 2. Jun. 1694. Seine erste Gemahlin, Felicia de Sandoval, die jüngere Tochter des Herzogs Franz Gomez von Lerma und Uzeda, und als solche Erbin des Majorats von Uzeda hatte ihm nur Töchter geboren, von welchen die älteste, Isabella Maria de Sandoval y Giron Uzeda, an ihren Gemahl, Johann Franz Pacheco, den dritten Grafen von Montalvan, trug. Des Herzogs Kaspar andere Gemahlin, Anna Antonia de Benavides Carrillo y Toledo, Marquizein von Fromista und Caracena, vermählt im J. 1673, hatte ihm vier Kinder gegeben. Der ältere Sohn, Franz Maria de Paula Tellez Giron, sechster Herzog von Ossuna, Marquez von Peñañel, Fromista und Caracena, Graf von Uruña, vermählte sich den 7. März 1695 mit Maria de Belasco y Benavides, des achten Connetable von Castilien Tochter und Allodialerbin, mit der er zwar nicht die vergnügteste Ehe führte, war einer von den vier Hauptleuten von den Gardes-du-corps, erschien auf dem Friedenscongreß zu Utrecht, als erster spanischer Gesandter, in außerordentlicher Pracht und starb zu Paris den 3. April 1716, seine Witwe den 1. Dec. 1734. Er hatte nur Töchter, von denen die ältere, Maria Dominika, früher dem Bruder ihres Vaters bestimmt, im J. 1727 dem Marquez von Belmonte angetraut wurde. Auf die Majorate ihres Hauses scheint sie aber keinen Anspruch gehabt zu haben, denn es folgte ihrem Vater, als siebenter Herzog von Ossuna u., sein jüngerer Bruder, Joseph Tellez Giron, der bisher Graf von Pinto geheißen hatte, nach einer von der Mutter ererbten Grafschaft. Joseph, geb. den 25. Mai 1685, hatte ein sehr lockeres Leben geführt, besserte sich aber, nachdem er seines Bruders Titel, Güter und ungeheure Schulden ererbte. Im J. 1721 kam er als außerordentlicher Gesandter nach Frankreich, um die Hand der Mademoiselle de Montpensier für den Prinzen von Asturien zu begehren. Im J. 1723 wurde er Obrist-Hofmeister der dem Infanten Don Carlos verlobten Mademoiselle de Beaujolais. Er war auch des Königs Camarero major, Obrister eines Regiments von der spanischen Garde und Generallieutenant. Eine Feuersbrunst, die im September 1723 seinen Palast in Madrid verheerte, verursachte ihm einen Schaden von 30,000 Pistolen. Im J. 1724 erhielt er den h. Geisorden, neben dem er auch das goldene Vließ besaß. Er starb zu Madrid den 18. März 1733. Er war seit dem 21. Sept. 1722 mit Francisca de Guzman, des zwölften

Herzogs von Medina-Sidonia Tochter, verheirathet, und hatte von ihr mehre Kinder, von denen doch nur ein Sohn, geb. im Juli 1728, den Vater überlebte. In der neuern Zeit hat das Besizthum des Hauses durch mehre glückliche Heirathen außerordentlichen Zuwachs erhalten, ohne daß doch die Einkünfte durch den Erwerb so vieler und großer Majorate, wie z. B. Benavente, Gandia, Arcos, Bejar in gleichem Verhältnisse zugenommen hätten. Im J. 1792 wurden sie zu 600,000 Gulden berechnet, es waren aber auch bei der Buchhalterei 29 Rechnungsbeamte angestellt, und vier Equipagen mußten allein für den Advocaten, den Leibarzt, den ersten Secretair und den Schatzmeister gehalten werden. Die bedeutendsten Besizungen, die zu dem Majorat von Ossuna selbst gehören, sind Moron, Uruña, Peñaafiel, Gumiel, Briones, Archidona; letzteres hatte Napoleon in dem Krieg in der Halbinsel für gut gefunden, seinem Domaines privé anzueignen. Der älteste Sohn führt bei des Vaters Lebzeiten den Titel eines Marquez von Peñaafiel. (Vergl. die Art. Giron und Pacheco.)

(v. Stramberg.)

OST (Osten, franz. Est), eine der vier Hauptweltgegenden, auch der Morgen oder Aufgang (le levant) genannt. Der Schiffer, dem die genaue Bestimmung der Richtung, woher der Wind kommt, nothwendig ist, theilt diese Weltgegend nicht nur in Nordost und Südost, sondern unterscheidet auch:

Dstnordost	die Gegend zwischen Nord und Nordost		
Dst Südost	— — — — —	Dst und Südost	
Dst gen Nord	— — — — —	Dst und Dstnordost	
Dst gen Süd	— — — — —	Dst und Dst Südost	
Nordost gen Dst	— — — — —	Nordost und Dstnordost	
Südost gen Dst	— — — — —	Südost und Dst Südost;	

und benennt danach auch die daher kommenden Winde. Auf der Windrose besteht jede dieser Richtungen wieder aus drei Strichen (s. Strich und Windrose *).

(v. Carisien.)

OSTA, nach Ptolemäus Stadt der Parapioten, auf der Dstseite des Flusses Namadus in India intra Gangem, unter 22° 30' der L. und 23° 30' der Br., sonst unbekannt.

(Völcker.)

OSTACIA (teutsche Heldensage), eine gewaltige Zauberin, Tochter des Königs Runa's von Ostenreich¹⁾, Gemahlin des Königs Hernit von Wilkinaland, war von ihrer Stiefmutter so in der Zauberkunst unterrichtet worden, daß sie darin ebenso mächtig als diese war, kam, als Hernit die Feldschlacht mit dem König Ifung von Bertangenland schlug, mit allerlei Thieren, Löwen und Bären und großen fliegenden Drachen, die sie durch Anrufung der Götter zu sich beschworen, ihrem Gemahle zu Hilfe, und kämpfte selbst als fliegender Drache, verschlang den König Ifung, brachte auch seine Söhne um, ward aber im Kampfe mit Dietlieb dem Dänen, bevor

dieser den Tod fand, mit der Lanze in den Rücken gestoßen, sodaß sie drei Tage darauf starb²⁾.

(Ferdinand Wächter.)

OSTAD (استاد oder استان), eigentlich Lehrer, aber auch Künstler, welche letztere Bedeutung z. B. der Dstād Dsman, d. i. der Künstler oder Maler Dsman, beweist, von dessen Hand sich einige Bildnisse in dem dresdener Codex Nr. 373 befinden. Dann ist es Beiwort mehrerer Erzieher, wie des weißen Eunuchen Abu'Isotuh Berdschewan, welcher der Führer des Prinzen und nachmaligen Herrschers und Drufengottes Hakim (Chrest. Arab. I, 131), aber auch vom J. 387 (997 Chr.) sein Minister zwei Jahre acht Monate lang war, nach welcher Frist er sein Amt mit dem Tode bezahlte — und größerer Gelehrten, von denen hier folgende genannt sein mögen:

1) Schitāb-ed-din Abu Dschafar Ahmed Ben Ahmed Ben Abd-el-rahman, gewöhnlich Ibn Dstād, des Lehrers Sohn, genannt und aus Tilimsan in Afrika gebürtig, der einen großen Commentar mit beigelegtem Text unter dem Titel: „Hinlänglichkeit des Werkes (كفاية العمل)“ zu dem logischen Werk: „Inbegriff, ein Auszug aus dem Endpunkte der Hoffnung (جمل في مختصر نهاية الامل)“ auch „Inbegriff der Grundlehren (جمل القواعد)“ genannt, schrieb.

Dieser „Endpunkt der Hoffnung“ hat den Ibn Merzuk aus Tilimsan zum Verfasser, und es machte sein Schüler Abdhal-ed-din Abu Abdallah Muhammed Ben Namur unter dem Titel: „Inbegriff“ den Auszug daraus.

2) Ibn-elostād Kemāl-ed-din Ahmed Ben Abdallah aus Haleb oder wie Andere wollen, aus Hamat, ist Verfasser eines Commentars in vier Bänden zu des schafitischen Imams Abu Hamid Muhammed Ben Muhammed Gazālī Werk über die abgeleiteten Rechtsvorschriften seiner Secte unter dem Titel: Wesid „Das Mittlere,“ das eines der sechs kanonischen Rechtsbücher der Schafititen ist. Gazālī starb im J. 505 (beg. 10. Jul. 1111) und Ibn Dstād im J. 721 (1321).

3) Dstād Abu Bekr Muhammed Ben-elhasan Ben Zurek, Metaphysiker, Grammatiker und Parānet (واعظ),

aus Isfahan, der eine Zeit lang in Irak lehrte, dann nach Rei ging und dort mehre ausgezeichnete Neuerer hörte. Hierauf wünschten die Gelehrten Nisaburs ihn in ihrer Mitte zu haben, und er gab ihrem Gesuche Gehör. Man baute ihm daselbst ein Collegium und ein Haus, worauf er eine Menge Wissenschaften mit dem glänzendsten Erfolge lehrte. Als nun die Zahl seiner Schriften über die Grundlehren des Rechts und der Religion (Dul-ed-din, daher auch Dsuli genannt) und über die Gedanken des Korans das volle Hundert beinahe erreicht hatte, erhielt er eine Einladung nach Gazna, wo er viele merkwürdige gelehrte Streite führte. Auf

*) Die sich hier nicht findenden Composita von Ost- und Osten s. m. unter den Hauptwörtern.

1) Der Küstenstrich von Esthland, Eivland und Kurland.

2) Wilkina-Saga. c. 355. (Übersetzung durch v. d. Hagen, 3. Bd. S. 20, 21.) c. 329, 330. (S. 27—32.)

seiner Rückkehr nach Misabur wurde er unterwegs vergiftet, darauf nach Misabur gebracht und daselbst im J. 406 (beg. 21. Juni 1015) begraben. Seine Grabesstätte ward dem Volk eine heilige Stätte. Unter seinen Werken nennen wir a) einen Commentar, nicht nach gewöhnlicher Art, sondern in Fragen unter der Form von Dictaten zu den „Anfängen der Beweise über die Grundlehren der Religion (أوائل الأدلة في أصول الدين)“ vom Scheich und Imam Abu'ikāsim Abdallah Ben Ahmed Balchi, der im J. 319 (931) starb; b) einen Commentar (تفسير) zum Koran, von dessen Anfang er erst seinen Schülern einen ausführlichen Theil dictirte, dann auszog, und das Ganze in Fragen und Antworten zusammendrängte, bis er auf diese Weise zum Ende kam; c) Classen, d. h. Biographien der Metaphysiker (طبقات المتكلمين); d) das Schwierige der Übersieferungen (مشكل الآثار); e) ein Werk über die Grundlehren der Religion unter dem Titel: „Das Misamische (النظامي)“ weil er es dem berühmten Besir Misam eimulk geschrieben hatte. (Gustav Flügel.)

OSTADE (Adrian van) geb. zu Lübeck ¹⁾ 1610, gest. zu Amsterdam 1685, Schüler des Franz Hals zu Harlem, von welchem er viel in der Behandlung des Pinsels behielt, Mitschüler und vertrauter Freund von Adriaen Brouwer. Ostade hatte jedoch, abgesehen von seinem künstlerischen Talent, zarteres Gefühl und einen viel edlern Charakter als Brouwer, der bei aller Gerechtigkeit, die man ihm angedeihen läßt, dennoch, wie in seinen Darstellungen so in der Ausführung zwar originell genug, aber weit weniger Ausbildung als Ostade hat.

Über die Jugendzeit Ostade's und den Aufenthalt in Harlem wird von den Kunstautoren wenig, und nur soviel berichtet, daß er dem Brouwer, da beide bei dem geizigen Lehrmeister ein schlimmes Joch zu tragen hatten, immer Muth zum Vorwärtsgen eingestößt habe.

Ostade hatte seinen Aufenthalt zu Harlem mit vielem Erfolg und nicht geringem Ruhme benutzt, als er durch den Ausbruch des holländisch-französischen Kriegs und die Annäherung der Alles verheerenden und viele Grausamkeiten ausübenden französischen Truppen diese Stadt zu verlassen und nach seinem Vaterlande zurückzuziehen beschloß.

Er ging nach Amsterdam, um sich nach Lübeck einzuschiffen, als eben ein freundlicher Kunstliebhaber ihm dort sein Haus anbot. Dieses Anerbieten verursachte, daß er seinen Reiseplan aufgab. Er erwählte Amsterdam zu seinem Aufenthaltsort und blieb daselbst bis an seinen Tod, der im J. 1685 erfolgte.

1) Daher rechnen auch manche Sammler ihn zu den deutschen Meistern, aber diese Ansicht ist nicht ganz richtig, da die Lehr der Malerei ihm in Holland zu Theil wurde.

Ostade gehört zu den größten Malern, die sich für das Fach der Bauernscenen, Tabagien und dergleichen Scenen bildeten; seine Compositionen und die einzelne Zeichnung seiner Figuren, deren Verhältnisse etwas gedrängt oder kurz erscheinen, sind voller Lebendigkeit und Ausdruck. Er verstand es, die Naturen aus den Classen des Landmanns und der eigentlich für das Volksleben geschaffenen Menschen von der niedern Stufe der Ausbildung auf die wahrste Art mit Treue und freundlicher Auffassung zu geben, ohne in eine ganz gemeine Art der Darstellung, die vielleicht Ekel erregend wäre, zu fallen.

In ihm findet man bei den verschiedenartigsten Scenen die gewisse wahre Behaglichkeit des Lebens und der frohen Laune, wo jene Classen die niederländischen oder holländischen Bauern ganz ohne irgend einen Gedanken der Unruhe im Gemüthe bemerken zu lassen, ganz sorglos sich dem Augenblick ihres Seins beim Spiele, beim Glas oder sonst bei der komisch-launigen Unterhaltung, die nach ihrer Art mit Witz gepaart ist, hingeben. Man sehe z. B., welche vortreffliche Laune der alte Trinkbruder besitzt, um einer schon etwas genährten Bäuerin den Hof zu machen, von Corn. Vischer gestochen. Man sehe den Bretspieler oder den Musiker von Suyderhoef gestochen, oder das Blatt le tatonneur von J. Vischer u. s. w. Andererseits ist er in der Darstellung von Raufereien und Bänkereien, von Trinkern, Rauchern oder in der Darstellung sich unter einander zankender Frauen, in dem ernstesten handelnden Tone, man sehe das Messergesicht von Suyderhoef gestochen. Kurz man sieht den Handlungen jener kurzstämmigen Figuren an, daß die Außenwelt sie nichts angeht, sie sorgen bloß für den heutigen Tag. Besonders sprechen sich die Köpfe seiner Figuren wie ganz aus dem Leben genommen aus; wahrhaft treu stehen sie vor uns und scheinen uns ihre Handlungen vortragen zu wollen.

Nächst diesem wußte der Künstler die Figurenscenen seiner Gemälde mit Nebendingen höchst reich auszuschnücken, die entweder einen Bauerhof, oder das Innere eines Hauses, eine Schenke oder Kneipe (guinguette) mit allen darin befindlichen Gegenständen auf die trefflichste Art wiedergeben.

Ostade war ein trefflicher Colorist, besonders verstand er das Studium vom Hell dunkel und die Harmonie eines Gemäldes auf höchst magische Art zu geben, wobei man, wenn man die eigentliche Behandlung der Töne und die Art, wie er seine Gemälde überwalte, genau betrachtet, in die größte Verwunderung gesetzt wird, mit wie anspruchslosen Mitteln er die große Zahl kleiner sich abtufender Töne in ein Ganzes zusammenbrachte und bei alledem eine freie und doch zugleich höchst zarte Handhabung des Pinsels ihm eigen war. Alle in dem Gemälde dargestellten Körper sind mit einem solchen Luftkreis umgeben, daß jeder sich auf die leichteste Art von dem andern frei und los abhebt.

Will man nun von der großen Zahl seiner Gemälde, welche die ersten öffentlichen und Privatsammlungen zieren, nur etwas im Charakter seiner merkwürdigen Gaben im Hell dunkel kennen lernen, so betrachte man nur das

auf der dresdener Galerie befindliche Bild, was ihn selbst in seiner Werkstatt vorstellt. Man wird über die zarte, höchst geniale Vollendung, über das darin herrschende Hell- dunkel erstaunen und sogar hinsichtlich der wahren, sinn- reichen Anordnung und Auffassung des Gegenstandes eine Art poetischer Tendenz finden, wodurch dieses Werk allein ihn als einen großen Meister verkündet.

Über den Künstler sind von verschiedenen Kunst- autoren so verschiedene Urtheile abgegeben, daß für die, welche mit ihren Werken nicht genau vertraut sind, Zweifel entstehen kann, wem sie als dem gerechten folgen sollen. Descamps²⁾ sagt kurz von ihm das Beste: „Er copirte die Natur immer nach dem Häßlichen, aber in seinen grotesken Figuren herrscht ebenso ein großer Geist als Zartheit und Wahrheit, daß man die unzärtlichen Gegenstände vergißt, um sein Talent zu bewundern.“

Taillasson³⁾ sagt: Daß er viel Wahrheit und Nachahmung des Häßlichen und Niedrigen in die Fi- guren legte, und er habe sich im Gegensatz zu dem An- tiken, zum Erhabenen der Häßlichkeit und der Niedrig- keit in den Figuren erhoben, seine Gegenstände sind fast niedriger als die des D. Teniers. Seine Helden sind Handwerker, frohe Bauern, Trinker, Raucher und Spie- ler. Die Frauen sind ihrer immer würdig, indem er sie zuweilen im Tanze beim kreischenden Lode der Dorfgei- gen darstellte, neben ihrer freien und lärmenden Lustig- keit ihre naive und komische Anmaßung zu gefallen, mit der größten Wahrheit ausdrückte u.

Watelet⁴⁾ Urtheil, ist kürzlich: „Wenn auch er niedrige Gegenstände bei der Wahl einer schlechten Na- tur, die er noch verschlechterte (?), darstellte, so läßt er den Beschauer dennoch vergessen, daß dieselben der ge- meinen Natur entnommen sind, indem der Geist, die Zartheit und Wahrheit, welche er seinen komischen Figu- ren gab, dieses alles verbergen.“ Seine Gemälde stehen in außerordentlich hohem Preis und werden in Holland, England, Frankreich zu den höchsten Summen bezahlt.

Sowie seine Gemälde geschätzt werden, ebenso sucht man seine Originalzeichnungen, die er theils mit der Feder sehr leicht und geistreich umrissen und mit Wasser, zuweilen auch mit Wasserfarben, leicht colorirt und ge- tuscht vollendete⁵⁾. Auch diese werden besonders in Holland zu den höchsten Preisen bezahlt.

Nächst seinen Malereien erhob sich Ostade auch zu einem hohen Range durch seine radirten Blätter, deren nach Bartsch, Peintre Graveur 50 Blätter, nach Rigals Katalog aber 51 Blätter und zwei Stück als zweifel- haft, vorhanden sind (von letztern ist eines in Bartsch unter den 50 Blättern notirt). Wasan sehr ungewiß, da

er einige Blätter, die nicht von Ostade sind, ihm zueig- net, gibt 52 Blätter an.

Bartsch theilt diese Blätter in drei Classen 1) in die Büsten, 2) in die halben und 3) in die ganzen Fi- guren; jede dieser Classen wieder in einzelne Unterab- theilungen, und gibt von allen eine genaue Beschreibung, sowie er die seltenen Abdrücke mit den besondern Eigen- heiten bezeichnet. Jedoch findet sich darüber in Rigals und später in Wilsons Katalog eine vortreffliche Nach- lese, worin die Zahl derselben mit Abänderungen in den Drucken weit größer als in Bartsch ist, und dieser Arti- kel als ein vorzügliches Supplement jenes Werks dienen kann.

Wie so viele der holländischen radirten Blätter sich durch den darin herrschenden Geist ausprechen, so sind auch Adrian van Ostade's Blätter durch den Charakter der Scene und des Vortrags mit Geist und viele mit sehr zarter Nadel gegeben, und dabei ist in der Zeich- nung mit wenigen Zügen ein vollendeter Ausdruck der Handlung und die höchste Wahrheit, ohne Anspruch einer sich bloß dem Auge zeigenden Mechanik der Behandlung. Somit rechtfertigt sich für die Liebhaber der radirten Blätter die geistige Arbeit, da sie gewiß in jeder Samm- lung besonders in alten Drucken, die jetzt sehr selten sind, eine wahre Piere ausmachen⁶⁾.

Bartsch sagt sehr richtig, daß man, was Descamps in der Lebensbeschreibung des Künstlers behauptet, durch- aus auch von diesen Radirungen, da sie kleinen Ge- malden gleichen, sagen und anwenden könne.

Von der Mehrzahl dieser Blätter gibt es recht gute und einige sogar als betrüglich zu nennende Copien.

Außer jenen genannten, von ihm eigenhändig radir- ten Blättern sind sehr viele nach ihm gestochen worden, worunter als von ältern Kupferstechern die vortrefflichen Blätter von Cornel. de Vischer und Johann. de Vis- scher, von Jonas Suyderhoef, von Dankerts, dann die von Wille, G. Fr. Schmidt, Aliamet, Beauvarlet und vorzüglichern andern französischen und englischen Kupfer- stechern, sowie von neuern die Blätter zu dem Musée Napoleon von Bovinet, Chataigner u. s. w. gehören⁷⁾. Unter den in Zeichnungsmanier gegebenen Blättern, die gleichsam Facsimiles sind, sind die vorzüglichern von Ploos van Amstel, Janninet und Katharina Chalou mehr als vortrefflich zu nennen. (Frenzel.)

OSTADE (Isaac van), Adrians jüngerer Bruder und Schüler, geb. gegen 1612, widmete sich auch dem Fache seines Bruders, doch mehr für das Landschaftliche, worin er Vieles vollendete, aber ohne den Ruf seines ältern Bruders zu erreichen. Verschiedene Kunstautoren

2) Descamps, Vie des peintres Flamands etc. 3) Von Taillasson gibt es eine Charakteristik der holländischen Maler. 4) Watelet, Dictionnaire des arts etc. Vol. IV. p. 408. 5) Wer nicht Gelegenheit hatte, Originalhandzeichnungen Ostade's zu sehen, kann für colorirte besonders sich leicht eine Ansicht in den vortrefflichen Facsimiles von Ploos van Amstel verschaffen. Das königl. Handzeichnungscabinet zu Dresden unter der Leitung des Verfassers besitzt einen Schatz Zeichnungen von Ostade, als auch von seinen Schülern Wega und Corn. du Sart.

6) Eins der seltensten Blätter, das in vielen Sammlungen fehlt, ist unter dem Namen die Kaiserin (Bartsch Nr. 35) be- kannt. Man bezahlte zuweilen einen solchen Druck mit 25—30 Thln. Fast ebenso theuer bezahlte man die ersten Abdrücke des Blattes der Maler (Bartsch Nr. 32), wo die ersten Drücke mit spüher hoher Mühe sein müssen. 7) Die königl. Kupferstichga- lerie zu Dresden besitzt nach ihm 151 Stück. Das Musée Na- poléon von Laurent und Veronville enthält 6 schön gestochene Blät- ter. Die kleine Ausgabe von Filhol 10 Blätter.

schildern ihn als einen guten Coloristen von warmem Tone, welcher wirklich in seinen Gemälden zu finden ist. Dessenungeachtet liegt etwas Unbestimmtes in den Formen und in der Vollendung.

Seine landschaftlichen Gemälde, oft mit Figuren geziert, enthalten ebenfalls immer Wirthshäuser, vor welchen sich Bauern mit Trinken oder Tanzen betheiligen. Keinesweges aber sind diese Figuren mit demselben Geist und Charakter als die von Adrian von Ostade erfaßt; es liegt bei zwar sehr gefälliger Manier, doch ein gewisser gleichgültiger Ausdruck in ihnen, der den Kenner wenig befriedigen kann. Isaaß van Ostade starb sehr jung. (Frenzel.)

OSTAMA, nach Ptolemäus eine Stadt in dem Innern des glücklichen Arabiens, sonst unbekannt. (Völcker.)

OSTANKOWO, ein ansehnliches Kirchdorf, eine kleine halbe Meile von Moskau, mit einem prächtigen, aber überladenen Palast und Garten, dem reichen Grafen Scheremetjew gehörig. (J. C. Petri.)

OSTAR, OSTER, OSTERA, wurde nicht bloß früher ¹⁾ als Göttin der Sachsen, sondern wird auch noch in neuester Zeit als solche aufgestellt ²⁾; soll eins mit der Astarte sein, und aus dem Morgenlande herübergebracht, von dem altnordischen Aft, Liebe, den Namen haben, oder auch ihr Name aus dem Namen der Freia Astartis (d. h. Liebesgöttin), Aftargod (Liebesgotttheit) entstanden, und sie eins mit Freia und Venus, und Luna und dem Monde sein, und auch der Mond Ostar geheissen haben ³⁾, und vorzüglich unter den größten Eichen verehrt worden, und die Benennungen vieler Orte, Wälder und Berge noch deutliche Spuren ihrer ehemaligen Verehrung sein, z. B. Ostarholt, ein Holz, in welchem die Ostar, Ostar, verehrt worden, der Ostarberg bei Brunshausen, auf welchem ein Hain der Ostar sich befunden, Ostarode ⁴⁾, bei welchem die Verehrung der

Ostar stattgehabt habe u. s. w. Doch ist man zur Ostar nur durch Vermuthung gelangt, nämlich durch die angelsächsische Göttin Eostre, nach welcher, wie Beda berichtet, der Eosturmonath (Ostermonat, April) genannt war ⁵⁾. Vergleichen wir den Eosturmonath der Angelsachsen mit dem Ostarmonath der Franken, und das Angelsächsische eastron, Ostern, und das Althochdeutsche ostrun, Ostern, so muß die Eostra, welche die Angelsachsen aus Germanien mit nach Britannien gebracht hatten, in den andern teutschen Mundarten allerdings Ostar oder Ostur gelautet haben. Auch mag die der Verehrung der Ostar zugeschriebene Osterfeier von ihr ihren Ursprung haben. Aber die Orte nachzuweisen, wo die Ostar verehrt worden, ist schon als Vermuthung ausgesprochen sehr ungewiß, und als Thatsache vorgetragen ganz unstatthaft, da ostar, später oster (Altnordisch austr) nach Osten hin bedeutete, so z. B. in Ostarriche (regna Orientalia bei Otfried), Osterreich (Osterreich, marchia orientalis), Ostarlant (oriens, das Morgenland, Tation), Ostarland (terra orientalis), Ostervorsten (principes orientales), Ostarherren (s. d. Art.), Ostarbranken ⁶⁾. Folgerichtig zu bleiben müßte man alle diese Namen der Verehrung der Ostar, Ostar zuschreiben. Daß bei Namen von Orten, Bergen, Wäldern, die nach Ostar, Ostar genannt sind, nicht allemal ein Gegensatz von Weste sich mehr findet, oder je gefunden, dieser Einwand kann nicht gelten, da z. B. auch zu Ostarherren und Ostarfürsten, als Gegensatz keine Westeherren genannt, wenn auch gedacht, sich finden. Ähnlich kann ein Ort recht gut ein Ostarholz oder einen Ostarwald, einen nach Osten liegenden Wald haben, ohne daß sich jedesmal als Gegensatz ein Westewald findet ⁷⁾. Daß dem Ostarholz entgegengesetzte Holz oder der dem Ostarberg entgegengesetzte Berg hatte dann einen andern Namen, der den Gegensatz zwar nicht ausdrückte, aber zur Bezeichnung des Berges oder Waldes hinreichte.

(Ferdinand Wächter.)

OSTARBURG, OSTERBURG, ein Gau in Sachsen, welcher schon im neunten Jahrh. vorkommt, nämlich eine Afsuit von dem Gau Ostarburg, aus dem

1) Sowol in eigenen Schriften, als von *Mushardus de Ostera Saxonum* (Bremae 1704. 4.) und *Theodor Haseus de Saxonum Idolo Ostera*, als auch anderwärts, z. B. in *Pauli Hogenbergii Germania Media*, dissert. VIII. de Religione Gentili. Cap. X. Edit. III. *Guilielm. Turck* p. 186. *Cluverus*, Germ. Ant. Lib. I. c. XXVII. p. 237. *Meinders*, Tract. hist. de statu religionis et reipublicae sub Carolo Magno et Ludovico Pio in veteri Saxonia. p. 23. *Crusius*, De Vita et rebus praecclare gestis Witikindi. Cap. XII, bei *Leuckfeld*, Scriptt. Rer. Germ. p. 104 und *Leuckfeld* selbst, Antiq. Gandersheim. p. 3. 2) *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 650. Siegel und *Bihelmi*, Einladung zur Theilnahme an den Ausgrabungen der Stadt Einshelm im Sophronizon von Paulus (10. Bd. 3. H. S. 118), wo es heißt: „das einst der Göttin Ostar geweihte Ostarholz zwischen der Elsenz, Elz und Schwarzbach.“ 3) S. außer den in Not. 1 angeführten Schriftstellern z. B. *Hummel*, Compendium teutscher Alterthümer. S. 62, wo Ostar, Ostar unter den Namen des Mondes aufgeführt werden; jedoch ist dagegen zu bemerken, daß der Mond, wie sowol die Sprache, als auch die Götterlehre der Nordmannen zeigt, eine männliche Gottheit war. 4) Nach dem Märchen von *Bonifacius* zerfiel dieser an dem Orte, wo nachmals Ostarode erbaut ward, den Götzen Astarod. *Serrarius*, Montgunt. Rer. Lib. III. N. 21. p. 474, bei Ostarode hat man sich auch gestritten, auf welchem Berge die Ostar verehrt worden, s. das Nähere bei *Leuckfeld*, Antiq. Gandersh. p. 4.

5) *Beda Venerabilis*, de temporum ratione. Cap. 13. de mensibus Anglorum, *Beda* Op. Göttinger Ausg. von 1612. T. II. p. 68. 6) S. die Nachweisungen bei *F. Wächter*, Gesch. Sachsens. 3. Bd. S. 275 und Forum der Kr. 1. Bds. 1. Abth. S. 91, 92. 7) Außer dem Weste wald findet sich bekanntlich auch ein Weste wald (niederteutsch), Weste wald (Dorf im Amis Gifhorn), Weste wald (Dorf ebendasselbst), Weste wald (Dorf zwischen Schwoll und Haselt und Dorf unweit Rdmühl), Weste wald (für Weste wald, Dorf auf dem Eichsfeld und Dorf am Harz), wer wollte bei diesen und vielen andern mit Weste zusammengesetzten Ortsnamen an eine Göttin Weste denken, und doch soll man Ostarode, Ostarholz u. c. als vormalige Verehrungsplätze der Göttin Ostar annehmen! — Über die Ostar als Götze, und die von ihr genannten Berge siehe außer den bereits angeführten Schriften *Falkenstein*, Nordgauische Alterthümer. S. 161. *Kreuzler*, Angelsächsische und Sorbische Alterthümer. (Leipzig 1825.) S. 82 fg. *Trommler*, Sammlungen zur Geschichte des böhmischen Böhmenlandes. Schwabe, historisch-antiquarische Nachrichten von der kaiserl. Pfalzstadt Dornburg an der Saale. (Wormar 1825.) S. 11.

Orte Baldrikeswich¹⁾. Ferner schenkt im Gau Osterburg ein Hrorih von Sachsen dem Stifte Fulda Güter. Unser Gau ward sonst gewöhnlich²⁾ in der Altmark gesucht, weil hier an der Ucht Schloß und Stadt Osterburg sich findet. Aber dieses Osterburg lag im Gaue Belisem; und man hat den Beweis geführt, daß der Gau Osterburg in der Grafschaft Schaumburg und im Stifte Minden³⁾, oder näher bestimmt an der Weser, um Blotho und Rinteln, gelegen habe⁴⁾.

(Ferdinand Wächter.)

OSTARIA. 1) Ein Dorf im josephsthaler Bezirk des oguliner Regiments, im karlstädter Generalat der österreichischen Militairgrenze am Mresznicza-Flüßchen, das gleich dem josephsthaler Bache sich nach einem kurzen Lauf in die Erde verliert, an der von Zengg nach Karlstadt führenden sogenannten josephinischen Hauptpost- und Commercialstraße zwischen Josephsthal (2047 Kl. entfernt) und Thum (1896 Kl. davon entfernt) gelegen mit einer zur katholischen Diocese Zengg und Modrussa gehörigen katholischen Pfarre und Kirche, 210 Häusern und 1264 katholischen Einwohnern. Von Josephsthal im Cervoivlie- oder Maniava-Thale führt bis Ostaria eine Alee, die von hier auf der Seitenstraße weiter bis zum Stabsquartierort Ogulin fortgeführt ist. Das ehemals in Ostaria befindliche Hauptmannsquartier ist jetzt nach Josephsthal verlegt. 2) Ein Dorf im licaner Bezirke des gleichnamigen Regiments, im karlstädter Generalat der croatischen Militairgrenze, mit einer katholischen Pfarre und Kirche, 18 Häusern, und 90 katholischen Einwohnern. Dieses Dorf ist auf der Höhe des Bellebith-Gebirges an der von Gospiach nach Carlopago führenden Abfah- und Commercialstraße zwischen Brusane und dem letztern Hafen, von Brusane eine Meile und von Carlopago 2 Meilen entfernt gelegen, auf welcher Strecke die Straße hauffemäßig gebaut ist. Zwischen Brusane und Ostaria liegt der $1\frac{1}{2}$ Stunde lange Berg Takolicze und zwischen diesem Dorf und Carlopago erhebt sich der Bellebith, über den die genannte Straße sehr steil bergab führt. (G. F. Schreiner.)

OSTASCHKOW, Kreis im russischen Gouvernement Lwer, den westlichen Theil desselben bildend und an die Gouvernements Nowgorod und Pskow grenzend. Seine Oberfläche beträgt gegen 540,000 Desätinen, worauf 70,000 Menschen wohnen. In ihm befindet sich eine stark bewaldete Hügelreihe, mit vielen Sümpfen und Moräften, aus denen die Wolga und Duna entspringen. Außer diesen beiden Flüssen befinden sich in

ihm der Ina, Koscha, Balkola u. s. w.; sodann die Seen Seliger, Wseluk, Wolgo, Peo, Glubokoe, Sig, Sonina, Sterz, Sabro u. s. w. Die Waldkultur beschäftigt viele Bewohner, indem diese theils Barken bauen, theils Theer schwelen; einige Dörfer beschäftigen sich fast nur mit Böttcherarbeit, andere machen Schlitten u. s. w. Auf den Seen wird viel Fischerei getrieben; weniger bedeutend sind Ackerbau und Viehzucht.

(L. F. Kämtz.)

OSTASCHKOW, eine bedeutende Kreisstadt in der russischen Statthaltschaft Lwer, unter $57^{\circ} 9'$ nördl. Br. und $50^{\circ} 52'$ L., 69 Meilen von Petersburg und 48 Meilen von Moskau, auf einer Halbinsel des Seliger-Sees, in welchem auf einer Insel ein schönes Kloster liegt. Sie ist regelmäßig gebaut, hat über 900 Häuser, unter welchen 100 steinerne, 6700 Einwohner, welche durch Handel und acht Leberfabriken gute Nahrung haben, sonst aber wenige städtische Gewerbe treiben. Ihr Handel ist fast bloß auf Landeserzeugnisse eingeschränkt, die meistens nach St. Petersburg gehen und einen Gegenstand von mehr als 300,000 Rubel ausmachen; auch werden vier besuchte Jahrmärkte gehalten. Die öffentlichen Gebäude sind das Stadthaus, einige Gerichtshäuser, eine Schule für 250 Kinder, eine kaufmännische Lehranstalt und ein Findelhaus.

(J. C. Petri.)

OSTE (Peter Dall' Oste), gest. am 26. Febr. 1822, ward den 17. Junius 1790 in Dberzo geboren. Er studirte Medicin in Padua, und daselbst zum Doctor creirt, besuchte er mehre Hochschulen Italiens. In Mailand wurden ihm Locatelli und Roscati, in Pavia Scarpa und Raggi besonders gewogen. Als er sich eben in Venedig als praktischer Arzt niederlassen wollte, berief ihn die Regierung nach Padua zum Assistenten und zweiten klinischen Lehrer. Hier wurde er bald vertrauter Freund Brera's, dessen klinische Jahresberichte er abfasste, und in dessen Journal mehre Abhandlungen von ihm, mit und ohne seinen Namen, eingerückt stehen. Auch besorgte er zwei Ausgaben des Brera'schen klinischen Recepttaschenbuchs mit zwei verschiedenen Vorreden, worin er über die Grundsätze seines Lehrers und Freundes vieles Licht verbreitet.

Zunächst nahmen ihn die gelehrten Vereine in Padua, Treviso, Bologna und Ferrara zu ihrem Mitglied auf; von der Regierung ward er bald darauf zum medicinisch-klinischen Lehrer bei der chirurgischen Schule in Padua ernannt. Als solcher zeichnete er sich besonders aus, und wirkte viel für Wissenschaft und Kunst, überbot sich aber in seinen Anstrengungen, und starb in der Blüthe seines Lebens an der Luftröhrenschwindsucht, als grade sein Scharfsinn und seine Kenntnisse zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. (Vergl. A. v. Schönberg in d. allgm. medic. Annal. des 19. Jahrb., 10. Quartalheft des Supplementbandes. 1821 — 1825. S. 1414 fg.)

(Th. Schreger.)

OSTEIN, Dörfchen, vormals in die oberelsässische Herrschaft Isenheim, gegenwärtig in das franz. Departement des Oberrheins und den Canton Sulz des Bezirks von Kolmar gehörig, ist das Stammhaus des zu-

1) De pago Osterburge, ex villa nomine Baldrikeswich. (Vita S. Willehadi. Cap. 9. bei Pertz, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 387. Osterburge ist Beugung für Osterburg. Everhardus Fuldensis Cap. V. Nr. 67 führt unter den Schenkungen von Sachsen auf: Hohrih de Saxonia tradidit bona sua in villis Nortfeld, Elisungen, Rintehi, Bichlingen, Welize, item bona sua in Rota in pago Osterburga; Osterburga ist als Beugung für Osterburg zu betrachten. 2) So vom Chron. Gottwicons. p. 724. Beckmann Chron. Brandenburg. T. I. p. 112 und andere. 3) S. Falke, Tradit. Corbej. p. 11. Gercken, Fragmenta Marchica. T. 6. p. 130—132. 4) Pertz zur Vita S. Willehadi l. c. p. 387.

leht gräflichen Hauses Ostein; fälschlich hatte man bis-
her das viel bedeutendere, an der Landstraße zwischen
Kolmar und Schlettstadt gelegene Pfarrdorf Ostein da-
für gehalten. „Karl Ferdinand von Ostein hat,“ so er-
zählt man, „im J. 834 unter dem Papst Paschali und
dem römischen Kaiser Lothario das Schloß Ostein im El-
saß erbauet. Er hinterließ einen Sohn, Namens Lud-
wig Ferdinand von Ostein, welcher im J. 859 gedach-
tes Schloß vermehret, auch einen Sohn zurückgelassen,
dessen Namen man aber nicht weiß.“ Wir glauben die-
sen Unsinn, denn als solchen verräth er sich auf den er-
sten Anblick, mittheilen zu müssen, indem es noch grade
wieder Mode werden will, das Publicum mit derglei-
chen Dingen zu unterhalten. Die Wahrheit zu sagen,
so reichen die Nachrichten von dem ursprünglich ritter-
bürtigen Geschlechte kaum bis zum Anfange des 15.
Jahrh. hinauf. Maximin oder Schmasmann von Ostein
soll drei Söhne hinterlassen haben. Einer, Peter, trat
im J. 1390 zu Murbach in den Benediktinerorden,
wurde Propst zu St. Leodegar in Lucern und zuletzt,
1427, nach Wilhelms von Wassenheim Tode, zum ge-
fürsteten Abt in Murbach erwählt. Als solcher errich-
tete er Bündnisse mit den Städten Kolmar, Ruffach und
Sulz, und die Bürger halfen ihm die Raubschlößer Hohen-
hattstatt und Freundstein einnehmen und zerstören. Er
erweiterte auch des Stiftes Gebiet durch Erwerbung der
Schlößer Hugstein, Hungerstein und Friedburg, und
starb im J. 1434. Sein Bruder Bernhard oder Bene-
dikt diente dem Stifte Murbach in mehren Fehden und
war mit einer von Mörsberg verheirathet. Bernhards
Urenkel, Johann Jakob von Ostein, fürstl. murbachscher
Rath und Amtmann zu Gebweiler, wurde in seiner Ehe
mit Apollonia von Hallweil ein Vater von drei Söh-
nen. Einer, Johann Heinrich, geboren im J. 1579,
wurde 1629 zum Bischöfe von Basel erwählt, und hatte
samt seinen Unterthanen im 30jährigen Kriege viel Un-
gemach zu erleiden: abwechselnd wurde das Stift von
Kaiserlichen, Schweden und Franzosen verheert. Beson-
ders schrecklich war das Jahr 1637, als der Herzog von
Sachsen-Weimar hier Winterquartiere nahm, ungeheure
Contributionen erhob und seinen Soldaten die ärgsten
Frevel erlaubte. Auch im J. 1639 wurde das Stift in
gleicher Weise heimgesucht, obgleich der größte Theil der
weimarschen Armada in Hochburgund stand und der
Herzog selbst sein Hauptquartier in Pontarlier hatte.
Von dort aus entsandte er eine Besatzung nach dem
Schloß Erguel, von dort aus kamen auch die streifen-
den Parteien, die, nicht zufrieden mit der wiederholten
Ausplünderung der zum teutschen Reiche gehörigen Ge-
biete des Stiftes, jetzt auch in die der Eidgenossenschaft
zugewandten Orte einbrachen, und vornehmlich das St.
Immerthal mit Feuer und Schwert verwüsteten, die Ar-
chive und die öffentlichen Kassen wegnahmen, und die
fürstlichen Beamten absetzten. Als die Räuber endlich,
auf die wiederholten Vorstellungen der sieben katholischen
Cantone wenigstens diesen Theil des Hochstiftes verlie-
ßen, legten sie an mehren Orten Feuer an, namentlich
ging das Dorf Renan größtentheils in Flammen auf.

Der Fürst selbst hatte längst schon Bruntrut verlassen
müssen, um abwechselnd seine feste Burg Birsack, oder
der Solothurner Haus Dornach zu bewohnen, und der
Wahlspruch, den er sich erwählte: Nasci, pati, mori,
bezeichnet genugsam das Klägliche seiner Lage. Er starb
zu Delsberg den 18. Nov. 1646. Der ältere seiner
Brüder, Johann Georg, österreichischer Statthalter zu
Ensisheim, vermählte sich den 7. Oct. 1602 mit Agnes
Faust von Stromberg und starb im J. 1635, mit Hin-
terlassung eines Sohnes und zweier Töchter. Die äl-
tere Tochter, Maria Esther, wurde an Franz Friedrich
von Sickingen, die jüngere, Maria Agnes, an Johann
Christoph von Stabion verheirathet. Der Sohn, Jo-
hann Jakob, fürstl. baselscher Geheimrath und Landhof-
meister zu Bruntrut, starb im J. 1664, nachdem er in
erster Ehe mit Anna Margaretha von Rippenheim,
Witwe von Sandizell, in anderer Ehe mit Anna Mag-
dalena von Dalberg, Witwe von Sickingen, verheirathet
gewesen. Eine seiner Töchter, Maria Regina, geb. 1643,
hat sich als gefürstete Äbtissin des Stiftes St. Fridolin
zu Sickingen, in dem von ihr neuerbauten Münster
ein stattliches Monument gesetzt und starb im J. 1718.
Von seinen Söhnen erster Ehe starb Johann Heinrich,
geb. im J. 1642, als Domcustos zu Würzburg und De-
chant des Rittersiftes zu Kumburg, den 2. Febr. 1695.
Der ältere, Franz Georg, war des Erzherzogs Ferdinand
Karl von Tyrol Obrist-Silberkammerer und mit Anna
Maria Franziska von Freiberg verheirathet, hatte aber
nur eine Tochter, Maria Franziska, die das siebente
Jahr nicht erreichte. Von Johann Jakobs Söhnen an-
derer Ehe war der ältere, Johann Franz Karl, Graf
von Ostein, den 4. Oct. 1649 geboren, und hat derselbe
als Domherr zu Bamberg, Würzburg und Kumburg,
kurmainzischer, fürstl. bambergischer und würzburgischer
Geheimerath und Consistorial-Präsident, durch weise
Sparsamkeit den Grund zu dem Reichthume seines Hau-
ses gelegt, wie er denn überhaupt ein erfahrener Ge-
schäftsmann gewesen ist. Er starb den 20. März 1718.
Der jüngere, Johann Franz Sebastian, erster Freiherr
und Graf von Ostein, Herr zu Heinsbrunn, geb. zu
Bruntrut den 4. Nov. 1652, war kurmainzischer Ge-
heimerath, Kammerherr und Oberamtmann zu Amorbach,
verkaufte den zerstörten Stammsitz in Ostein um 12,000
Livres an die Antoniter-Comthurei zu Isenheim, erkaufte
dagegen im J. 1710 um 400,000 Gulden die große, in
dem fruchtbarsten Theile des czaslauer Kreises von Böb-
men gelegene Herrschaft Maleschau, empfing am 22.
Dec. 1711, dem Krönungstage Kaiser Karls VI., von
dessen Hand den Ritterschlag, wurde im J. 1712 sammt
seinem Bruder in des h. R. R. Grafenstand erhoben,
und starb zu Aschaffenburg den 24. Jun. 1718. In
seiner Ehe mit Anna Charlotte, des Grafen Melchior
Friedrich von Schönborn Tochter, verm. den 12. Jan.
1687, gest. zu Aschaffenburg im J. 1746, hatte er 18
Kinder gesehen, von denen aber nur neun, Johann
Friedrich Karl, Ludwig Karl Johann Egbert, Johann
Franz Heinrich Karl, Johann Franz Wolfgang Da-
mian, Lothar Johann Hugo Franz, Maria Anna Char-

lotte Franziska, Johann Philipp Karl Franz, Ludwig Wilhelm Johann Maximilian und Maria Antonia Franziska, den Vater überlebten.

1) Johann Friedrich Karl, geb. den 6. Jul. 1689, wurde von Jugend auf dem geistlichen Stande bestimmt und daher mit besonderer Sorgfalt zu dem Studium der gelehrten Sprachen angehalten. Er war des Erz- und Hochstiftes Mainz und Würzburg, wie auch des Ritterstiftes St. Alban zu Mainz Capitular, als er durch Wahl vom 20. Oct. 1724 auch noch die Propstei des St. Bartholomäusstiftes zu Frankfurt erlangte. Nach dem Tode des Kurfürsten von Mainz, Philipp Karl (27. März 1743), wurde der Graf von Ostein als Domcustos, mit noch zwei andern Domherren ernannt, um Namens des Domcapitels die Interimsregierung zu führen. Sie war aber von sehr kurzer Dauer, denn Kaiser Karl VII., von dem französischen Hofe mächtig unterstützt, wollte durchaus dem Domcapitel seinen Bruder, den Bischof Johann Theodor von Freysingen und Regensburg, aufdringen, während die seit dem Februar 1743 durch das Sülzische und Sölnische gegen den Main vorrückende pragmatische Armee nicht undeutlich die Absicht merken ließ, eine solche Wahl durch alle Mittel zu hintertreiben. Um der Ungewißheit so schnell wie möglich ein Ende zu machen, versammelte sich das Domcapitel am 22. April 1743, und noch an demselben Tage wurde der Graf von Ostein zum Kurfürsten erwählt. Die pragmatische Armee hatte dabei wenigstens nicht geschadet; ihre Generale eilten, dem neuen Kurfürsten, dem bekannten Anhänger Osterreichs, ihre Huldigungen und Glückwünsche darzubringen. Auch König Georg II. erhob sich am 24. Aug. nach Mainz, um den Besuch, den er am 16. in Diberich von dem Kurfürsten empfangen, zu erwidern. Als der König sich beurlaubte, sprach er, den Kurfürsten traulich an der Hand fassend: „Ew. Edd. werden jederzeit ein wahrhaft teutsches Gemüth in mir finden.“ Am 15. Sept. empfing der neue Kurfürst in dem Dome zu Mainz von dem Kurfürsten von Söln die erzbischöfliche Weihe. Hierdurch vollständig in seiner Würde besetzt, säumte Friedrich Karl nicht länger, seine Neigung für Osterreich auch durch die That zu bewähren. Die Königin von Ungern hatte ihn durch Schreiben vom 27. Aug. 1743 ersucht, alle bisher von der östereichischen oder böhmischen Gesandtschaft zur Verwahrung ihrer Gerechtsame bei dem Reichsdirectorium übergebene Schriften zur Dictatur zu bringen, und er ließ wirklich am 23. Sept. diese königliche Verwahrungsurkunden durch seinen Directorial-Gesandten zu Frankfurt, wohin der Reichstag verlegt worden, zur Dictatur bringen. Dieses nahm der Kaiser so übel auf, daß nicht nur der bairische Comitialgesandte bei dem kurfürstlichen Collegium eine Beschwärde gegen Kurmainz eingeben und behaupten mußte, es sei durch diese Dictatur der neuesten Wahlcapitulation zu nahe getreten worden, sondern er gab auch selbst am 28. Sept. ein nachdrückliches Circular heraus, worin dargethan werden sollte, daß der wiener Hof nichts anderes gesucht habe, als sich den Weg zu wirklicher Activität bei der gegenwärtigen Reichs-

versammlung zu bahnen, welches doch unmöglich statt finden könne, so lange dieser Hof das Reichsoberhaupt nicht anerkannt habe. Verschiedene Kurhöfe, besonders Hanover, suchten in der Beantwortung des kaiserlichen Circular-Rescripts sowol die Königin als den Kurfürsten zu rechtfertigen; nichtsdestoweniger wurden durch kaiserliches Commissions-Decret vom 11. Dec. 1743 die obgedachten Schriften nicht nur pro non dictatis, ja für null und nichtig erklärt, sondern auch den sämtlichen Reichsständen angetragen, besagte Schriften auf gleiche Weise anzusehen, und sie daher durch einen gemeinsamen Reichschluß sowol pro non dictatis zu erklären, als auch von den Reichsacten abzusehern und als nichtig zu verwerfen. Dieser Reichschluß ist aber nicht erfolgt, vielmehr wurden den 3. und 6. Julius 1744 der Königin von Ungern fernere Schriften durch Kur-Mainz zur Dictatur gebracht, welches den Kaiser dergestalt erbitterte, daß er am 12. Sept. ein nachdrückliches Schreiben an den Kurfürsten ergehen ließ, darin er ihm den vermeinten Mißbrauch des unter kaiserlicher und Reichsautorität zu verwaltenden Reichs-Directorialamtes zu erkennen gab, ihn ermahnte, künftig eine genauere Beobachtung seiner Amtschuldigkeit zu erweisen, auch zu ernstlicher Abstellung von dergleichen Directorial-Gebrechen wirklich Hand anzulegen, und dadurch zu verhüten, daß Sr. Maj. genöthigt würden, durch andere Mittel und Wege Dero höchst kaiserliche Würde und Ehre sowol, als des Reiches Hoheit gegen alle weitere Beleidigungen zu vindiciren. Hierauf antwortete der Kurfürst in einem am 30. Sept. zur Reichsdictatur gebrachten Schreiben, gleichwie er schon vorher gethan hatte, als er am 21. Sept. zu Frankfurt dem Kaiser seine Aufwartung machte. Er wurde mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten empfangen, und von dem Kaiser mit in sein Zimmer genommen, wo der Kurfürst sein bisheriges Verfahren bestens entschuldigte. Der Kaiser hörte seine Rede mit ernster Miene an, ohne ein Wort zu sagen — wahrscheinlich wollte ihm nichts einfallen — und zog darauf den Kurfürsten an seine Tafel. Er kam zwischen die Kaiserin und die älteste Prinzessin in einen Armsessel zu sitzen, und präsentirte nach der Tafel das aus den Händen einer Dame empfangene Handtuch. Am 23. Sept. erfolgte der kaiserliche Gegenbesuch, incognito, und am folgenden Tage kehrte der Kurfürst in seine Residenz zurück.

Ausgesöhnt war er mit dem Kaiser nicht; dazu war keine Möglichkeit vorhanden, nachdem Karl Friedrich schon im April 1744 mit Großbritannien einen Subsidienvortrag abgeschlossen hatte, kraft dessen er, gegen eine jährliche Subsidie von 18,000 Pf. Sterl., eine Besatzung von 6000 Mann in seiner Residenzstadt unterhalten, und den Übergang über den Rhein keinen andern, als den alliirten Truppen verstaten wollte. Der Zwist sollte aber gar bald ausgeglichen werden; Karl VII. starb den 20. Januar 1745, und der Kurfürst von Mainz als Director des kurfürstlichen Collegiums ließ sämtliche Kurfürsten, auch die Königin von Ungern, wegen Böhmen, zur Kaiserwahl, nach Frankfurt auf den 1. Junius

1745 einladen. Ebenfalls und seit der Mitte des vorigen Jahres, litten die mainzischen Kurlande unendlich durch ein französisches Occupationsheer, das schwere Contributionen und fast unerschwingliche Lieferungen an Fourage, Proviant und sonstigen Kriegsbedürfnissen eintrieb, in den Quartieren auf Kosten der Unterthanen gewaltig zehrte, und dabei noch arge Frevel verübte, wahrscheinlich um den Unterschied zwischen Franzosen und Engländern recht fühlbar zu machen. Kurz vorher hatte nämlich König Georg II., den durch die englischen Truppen in dem Kurfürstenthume Mainz während des Feldzuges von 1743 angerichteten Schaden zu vergüten, 21,000 Pf. Sterl. übermacht. Indessen, je näher der Wahltermin herbeikam, je mehr näherte sich auch die alliierte Armee den mainzischen Landen und der Stadt Frankfurt, um die Wahl zu befehlen, wodurch die Franzosen genöthigt wurden, sich über den Rhein nach der Pfalz zurückzuziehen. Der Großherzog von Toskana kam hierauf selbst, in Begleitung vieler Generale, nach Mainz, dem Kurfürsten einen Besuch abzustatten. Der französische Hof nahm hiervon Anlaß, in einer öffentlichen Schrift zu behaupten, der Kurfürst habe, die Wahl des Großherzogs zu befördern, seine Residenz den österreichischen Truppen einräumen, und ihnen damit den Rhein öffnen, die Wahlversammlung aber nach Erfurt, oder anderswohin verlegen wollen, um nöthigenfalls die Stimmen der Kurfürsten für den Großherzog zu erzwingen; die vornehmsten Minister des mainzischen Hofes seien erkauft worden, um solchen Projecten ihren Beifall zu geben u. s. w. Es bedurfte indessen dieser ausschweifenden Projecte keineswegs, um die Kaiserkrone dem Großherzoge zu verschaffen; die Wahl kam am 13. Sept. zu Stande, und am 4. Oct. wurde der neue Kaiser von dem Kurfürsten von Mainz unter Beistande des Kurfürsten von Trier und des ersten kurbairischen Wahlkurfürsten des Grafen von Hohenloern, gewählt und gekrönt. Er hat Karl Friedrich nach Mainz zurückberufen, mußte er noch den neuen Reichsdietrich erwählen, und den Kurfürstentum bedürftigen. Von Mainz aus aber schickte er einen Directorial-Brief an die vier vorliegenden Reichskreise Ober- und Niederrhein, Schwaben und Franken nach Frankfurt aus um die Berathschlagungen, die jeder Kreis dieser einzeln gehalten gemeinschaftlich vorzutragen und sich wegen der immer näher rückenden Kriegslage geneigt zu verbinden; die Deputation dieser Kreise kam auch vornehmlich durch des Kurfürsten Vermittlungen zu Stande. Dagegen endlich in etwas gegen äußere Angriffe geschützt: begann der Kurfürst, den im neuen Anzuge des Reiches keine Anstalten zu thun. Um die Universität zu Mainz in bessere Anstalten zu bringen erneuerte und verordnete er im J. 1746 die Kurfürstliche Hochschule und Friedhöfe; er ließ die beiden zum öffentlichen Gebrauche seine jedoch lange Zeitlang sehr einen botanischen Garten ein Theatrum anatomicum und eine Medicin zu drucken vornehmlich das juristische und medicinische Studium zu fördern. Dagegen sollte aber auch die höhere Schule zu Mainz zu sein. Im J. 1747 wurden die erneuerten

akademischen Gesetze und Privilegien publicirt. Dagegen konnte der Kurfürst die Bulla eligibilitatis, die er in Rom gesucht, um zu dem durch den Tod seines Oheims, des Grafen Friedrich Karl von Schönborn, erledigten Bisthume Bamberg zu gelangen, nicht erhalten. Im Februar 1748 überließ er den vereinigten Niederlanden doch nur für die Dauer eines Jahres, einige Bataillone von seinen Truppen. Der Hauptstadt Mainz bewilligte er drei Messen, wovon die erste den 26. Mai 1748 den Anfang nahm. Um auch in anderer Beziehung den Flor der Handlung zu befördern, setzte er eine Commercien-Commission nieder, auch erhielt die Stadt Mainz eine Börse und ein Pfandhaus, oder eine Leihbank. Am 7. Oct. 1748 wurde Karl Friedrich zum Coadjutor des Bisthums Worms erwählt. Im Nov. 1749 gerieth er mit dem Fürstbischöfe von Würzburg in große Irrungen, indem der von Wolfsehl, der den Forst Gaisbach von Würzburg zu Lehen trug, darin eigenmächtig einen Holzschlag vornahm, ohne den mainzischen Hof darum zu begrüßen, während dieser nicht nur die Hoheit, sondern selbst das Eigenthum des Forstes in Anspruch nahm. Beide geistliche Fürsten ließen schon Truppen marschiren, doch wurde die Sache noch vor Ausgange des Jahres gütlich beigelegt. Als der Papst am 4. Dec. 1752 die Abtei Fulda zu einem Bisthume erhob, dem Bischofe von Würzburg aber das Pallium verließ, widersetzte sich besonders Karl Friedrich, sowel als Reichsdirector, wie als Erzbischof, diesen Neuerungen, in denen er den Untergang der teutschen Hierarchie erblicken wollte. Seine Beschwerden, so nachdrücklich sie auch vorgetragen wurden, machten jedoch in Rom den gehofften Eindruck nicht. Im J. 1754 gründete er zu Erfurt die Akademie natürlicher Wissenschaften, die auch nach seinem Namen die Friedrichs-Akademie hieß. Am 24. Julius 1755 verkündigte er das „Kurfürstlich-mainzische Landrecht und Ordnungen für sämtliche kur-mainzische Landen, einschließlich deren erfürstlichen und eichsfeldischen, sodann deren gemeinheitsrechtlichen Orten.“ und man muß geteilt haben, daß er sich durch dieses Werk als Gesetzgeber großes Verdienst erworben hat. Im J. 1756 fiel ihm durch den am 16. Januar erfolgten Tod seines Oheims, des Kurfürsten von Trier, das Bisthum Worms zu. Als Reichsdirector hatte er an den Verhandlungen der Reichsversammlung, wodurch der König von Preußen für einen Freund des Reiches erklärt auch gegen ihn ein Reichs-Commissariat beauftragt wurde, sehr thätigen Antheil nehmen müssen. Diese Thätigkeit und seine bekannte Anhänglichkeit an Oesterreich trugen jedoch den Ursachen des großen Reichthums. Er gab dem Kurfürsten öffentliches Geld, daß er dem vorzüglichem Comitialgehalt zu Regensburg bei jeder Gelegenheit zumitter gegeben ist, daß sein vornehmliches Verdienst dahin gegangen, dem König an dem Reichstage Grunde zu erweisen, daß er gegen einen Theil seiner Anwesen in fremdem Lande gegeben habe um sie gegen Preußen zu haben. Seine Anhänglichkeit an Oesterreich war, daß der Kurfürst Mainz wurde in Thüringen und beauftragt die Stadt Erfurt zu verschiedenen Malen. und

besonders im Junius 1757, und im Februar 1759, von den Preußen sehr hart heimgesucht wurden. Auch das Eichsfeld, abwechselnd von den Franzosen oder von den Allirten eingenommen, litt unendlich, und wurde von Freund und Feind gleich sehr mißhandelt. Im J. 1760 wurde der Stadt Frankfurt, wegen der Herstellung des verfallenen Münzwesens, durch eine kaiserliche Commission, deren Anerkennung zwar der Magistrat verweigerte, sehr hart zugesetzt. In seiner Bedrängniß stellte der Magistrat vor dem Reichshofrath die Behauptung auf, es gehe die Steigerung der guten Geldsorten größtentheils von den Mainzer Messen aus; diese Beschuldigung gab dem Kurfürsten Veranlassung, dem oberrheinischen Kreisconvent ein Memorial zu übergeben, darin er sich über das Anbringen der Stadt beschwerte, und dabei bezeugte, der Magistrat habe solches lediglich in der Absicht erfunden, um sein in dem Münzwesen gebrauchtes unverantwortliches Betragen wegen des den häufigen Münzverbrechen in den Ringmauern der Stadt bisher ertheilten Schutzes mit ungebührlicher und der Wahrheit zuwiderlaufender Verunglimpfung seiner, als eines Reichs-Erzkanzlers und Kreisdirectors, zu beschönigen. Den hubertsburger Frieden überlebte Karl Friedrich nicht lange; er starb an der Wassersucht zu Mainz, den 4. Juni 1763, und wurde am 25. Juni unter großen Feierlichkeiten beigesetzt. — Er war ein Fürst von großer Einsicht und vielen guten Eigenschaften, liebte Künste und Wissenschaften, besaß die Kunst, Menschen zu beherrschen, und hatte in Verwaltungsangelegenheiten viele Erfahrung gesammelt. In seiner Politik hielt er sich streng zu Oesterreich, und war daher seine Erhebung auf den mainzer Stuhl für Oesterreich ein wahrer Glücksfall; er, als Reichsdirector, hat den siegreichen Waffen der Königin von Ungern zuerst auch den Anstrich der Gefeßlichkeit verliehen. Als leidenschaftlicher Jäger machte er zu Zeiten große Pausen in den Regierungsgeschäften, und dann befand sich der Staat in den Händen einiger Günstlinge, die ihre Erhebung lediglich dem Zufalle zu verdanken hatten. Bis zu dem letzten Athemzuge blieb dem Kurfürsten die vollkommenste Geistesgegenwart. Am 4. Juni kamen der Kanzler und der geheime Secretair noch zur Audienz; ihnen sagte Karl Friedrich: „Ich bin 20 Jahre ein hiesiger Einwohner gewesen, 20 Jahre ein Domherr und 20 Jahre ein Erzbischof; ich bin nun nahe an dem Ende des 74. Jahres, und ich habe nicht die geringste Ursache, mein Leben zu bedauern; da ich bereit bin, vor dem Richterstuhle des Höchsten zu erscheinen, so übergebe ich meine Seele in seine Hände.“ Wenige Minuten darauf war er verschieden. Drei oder vier Millionen Gulden, die er erspart, wurden seinem Neffen zu Theil.

2) Ludwig Karl Johann Egbert, Domherr zu Bamberg, des Ritterstiftes St. Burkard zu Würzburg Capitular, kurmainzischer und fürstlich-bambergischer Geheimerath und Kammerpräsident, war geb. den 6. August 1694 und starb den 10. Oct. 1734. 4) Johann Franz Wolfgang Damian, geb. den 3. Mai 1694, war Domscholaster zu Würzburg, Scholaster zu Romburg, Propst zu

St. Burkard in Würzburg und zu St. Peter in Mainz, k. k. und kurmainzischer Geheimerath, Oberamtmann zu Amorbach; er starb den 5. Januar 1778. 5) Lothar Johann Hugo Franz, geb. den 21. Juni 1695, war Domherr zu Eichstädt und Augsburg, Propst zu St. Moritz in Augsburg, Capitular zu St. Burkard, k. k. kurmainzischer, fürstlich-augsburgischer, eichstädtischer und suldischer Geheimerath, und starb den 27. Febr. 1759. 6) Maria Anna Charlotte Franziska, geb. den 3. Oct. 1700, starb unvermählt, den 5. Mai 1766. 7) Johann Philipp Karl Franz; Domherr zu Trier und Lüttich, geb. den 3. Oct. 1697, starb zu Paris, den 9. Dec. 1719, und fand daselbst seine Ruhestätte. 8) Ludwig Wilhelm Johann Maximilian, geb. den 6. Dec. 1705, empfing als k. k. Oberlieutenant und Generaladjutant, am 19. Febr. 1736 den Kammerherrenschlüssel. Seit dem 27. Juni 1745 Generalmajor von der Cavalerie, befand er sich in der Armee, welche in demselben Jahre Frankfurt und die Kaiserwahl bedecken mußte, und wurde ausersesen, um in Gesellschaft des Reichserbmarschalls, des Grafen von Pappenheim, die Nachricht von der Wahl dem Großherzoge nach Heidelberg zu überbringen. Ein sehr kostbarer Ring war der Lohn der willkommenen Botschaft. Am 13. April 1750 ward Ludwig Wilhelm Reichs-General-Feldmarschall-Lieutenant, 1753 k. k. Feldmarschall-Lieutenant, und den 14. Dec. 1755 k. k. Geheimerath. Er starb unverheirathet zu Wien, den 29. Aug. 1757. 9) Maria Antonia Franziska, geb. den 8. Jun. 1710, vermählte sich den 30. Jun. 1726 mit dem Grafen Rudolf Johann Walpot von Bassenheim und starb zu Coblenz, den 8. Oct. 1788 (nicht 1738), nachdem sie seit dem 29. Juni 1731 Witwe gewesen. Wir haben demnach nur noch von

Nr. 3) dem Grafen Johann Franz Heinrich Karl zu sprechen. Geb. den 2. Februar 1693, trat er als Kammerrath und des böhmischen Hoflehenrechts Beisitzer, in k. k. Dienste. Im J. 1725 wurde er in den Reichshofrath eingeführt. Im J. 1734 ging er als k. k. Gesandter nach Petersburg, wo er bis zum 22. Febr. 1739 verweilte, nur daß er inzwischen auch den zu Niemirow, im J. 1737 abgehaltenen Friedenscongreß, als erster k. k. Bevollmächtigter besuchte, und denselben mit einer zierlichen lateinischen Rede eröffnete. Im J. 1740 wurde er an den König von England nach Hanover abgesendet, er folgte dem Monarchen sogar nach England, wurde aber im J. 1741 zurückgerufen. Das scheint ihn verlezt zu haben, denn schon im folgenden Jahre trat er in Kaiser Karls VII. Dienst als Geheimerath und Reichshofraths-Präsident. Am 17. März 1742 eröffnete er zu Frankfurt den neubestellten Reichshofrath, nachdem er zuvor sämtliche Räte in Pflicht genommen; sechs Wochen später war er schon eine Leiche. Er starb zu Frankfurt den 30. April 1742. Er hatte im J. 1728 die wichtige, in dem iglauer Kreise von Mähren gelegene Herrschaft Datschitz von dem Grafen Franz Maximilian von Fürstenberg um 430,000 Gulden erkaufte, und mit seiner ersten Gemahlin, der Gräfin Maria Karolina von Berlepsch, die zu dem westfälischen Kreise gehörige

Gemeine und die Eingepfarrten bauten eine neue auf ihre eigene Kosten und aus ihren eigenen Mitteln. Der Bau hat 30,000 Rthlr. gekostet, und sie ist die schönste und regelmäßigste im ganzen Lande. Beide Pfarrstellen werden vom Consistorium in Stade besetzt. (Rotermund.)

OSTEN *), OSTEN-SACKEN. Die Urstände dieses berühmten und weit verbreiteten Geschlechts glaubt man in dem Erzstifte Bremen, an den Ufern der Dstie, wo heute das Gericht Osten, wiederzufinden; gewiß ist es wenigstens, daß es unter den Ministerialen der bremser Kirche, gleichwie unter den Burgmännern von Horneburg, ein Geschlecht von der Osten gab, und wenn

dieses Geschlecht auch nicht das Kämmeramt bei den Erzbischöfen von Bremen bekleidete, der Schlüssel in derer von der Osten Wappen mithin auch nicht das bremensche Kämmeramt bezeichnen kann, so ist es doch immer von einiger Bedeutung, daß zwei silberne Schlüssel im rothen Felde das bremensche Wappen ausmachen. Von den Ufern der Dstie hat sich die Familie nachmals durch Holstein, Mecklenburg und Pommern bis nach Polen verbreitet. Nach Mecklenburg scheint sie zwar aus Pommern gekommen zu sein, als der Fürst von Rügen Wiglaw, im J. 1303 dem Geschlechte den Garaus machen wollte, und dasselbe bei Nikolaus II., dem Fürsten zu Wenden, Schutz

*) Osten, von der (Geneal.), ein edles Geschlecht, das im nördlichen Teutland, Kurland, Livland, und Danemark schon seit den ältesten Zeiten reich begütert war, und noch ist. Die Abstammung der verschiedenen Linien von einander hat bis jetzt noch nicht nachgewiesen werden können, doch läßt das, einige Abweichungen abgerechnet, ziemlich gemeinsame Wappen auf gemeinsame Abstammung schließen.

I. Die Linie in Westfalen und in Niedersachsen. Hermann I. von dem Osten (ab Oriente) Unterschrift erscheint in einer Urkunde v. J. 1216, worin der Bischof Bernhard von Paderborn dem Kloster Abdinghofen Güter schenkt. Seine Brüder waren Eginhart (1220) und Bernhard, letzterer hat im J. 1250 als Zeuge den Vergleich zwischen dem Erzbischofe von Eöln und dem Abte von Corvey wegen der Stadt Gresberg bestätigt. Verheirathet waren sie wahrscheinlich alle drei, da mehre von diesem Geschlechte in den Urkunden vorkommen, die nicht Brüder sind. So war Albert v. d. D. Ritter, Zeuge, wie der Bischof Bernhard von Paderborn die Klöster Wilsbach und Hardehausen mit Gütern ausstattet (1243). Johann v. d. D., Ritter, kommt ebenfalls als Zeuge vor, als der Bischof Simon von Paderborn den Einwohnern zu Warburg die Erlaubniß erteilt ihre Stadt zu besetzen (1260). Heinrich I. v. d. D. war Vasall des Erzbischofs von Bremen, und half in dieser Eigenschaft den Vergleich zwischen dem Erzbischofe Hildebold von Bremen mit der Stadt Stade zu Stande zu bringen (1272). In der nämlichen Eigenschaft verglich er und sein Bruder Augustin mit mehren andern bremischen Vasallen den Erzbischof Gisbert mit Herzog Otto dem Strengen von Braunschweig und war einer der Bürgen, daß das Bündniß in allen seinen Theilen in Ausführung kommen sollte (1286). Letzterer kommt noch bis zum Jahre 1301 vor. Der Erzbischof hatte ihnen das wichtige Schloß und die Stadt Horneburg anvertraut, welche ihre Enkel Heinrich V. und Hermann IV. als Burgbesitzer in den Jahren 1380 und 1397 noch besaßen. Ihr Vater Weddig (Weddece) v. d. D. zeichnete sich als tapferer Ritter in dem Heere des Grafen Gerhards von Holstein gegen den König Christoph von Danemark aus und half die Schlacht (1331) gewinnen, verlor aber auch sein Leben dabei, worüber der Graf Gerhard untröstlich gewesen sein soll, daß er lieber den Sieg als seinen Freund verloren hätte. Heinrich IV. v. d. D. war Reichsrath und Schloßhauptmann in Wesenburg auf der Insel Samsøe. Im J. 1370 besiegelt er den Vergleich, welchen der König Christian IV. von Danemark mit den Hansestädten abschloß. Einer seiner Nachkommen, Karl Heinrich v. d. D., starb 1678 als k. dänischer Obrister und Gouverneur von Christianstadt. Dessen Enkel waren ebenfalls in k. dänischen Diensten; die Brüder Otto Christoph und Johann Wibbe v. d. D. waren Generalmajore der Infanterie und Kammerherren bei dem Könige Christian VII. Letzterer war Commandant in Norwegen und der dasigen Festungen, auch Ritter der königlichen Ordens. Der dritte Bruder, Adolf Siegfried v. d. D., wurde in den dänischen Grafenstand erhoben und war geheimer Conferenzrath, Kammerherr und Ordensritter. Sein Sohn Jakob Friedrich v. d. D. starb als Generalmajor und Inhaber des odenburgischen Infanterieregiments im J. 1796. — Diese Linie, welche auch noch im Königreiche Hannover blüht, be-

sitzt die Rittergüter Hörne und Wetterdieck daselbst. Friedrich Ludwig v. d. D. war im J. 1770 Oberappellationsgerichtsath in Celle und seine Söhne stehen im k. handv. Dienste. Die noch blühende Linie in Mecklenburg auf Krenshagen und Kappelow stammt von einem der Söhne von Weddig I. v. d. D. In der fünften Generation war Weddig Reimar v. d. D. mit Katharina von Schwerin, aus dem Hause Grelenberg vermählt, dessen Sohn Hieronymus II. k. dänischer Geheimerath und Landdrost der Grafschaften Ottenburg und Delmhorst war. Joachim v. d. D., mecklenburg-schwerinischer Oberjägermeister, pflanzte sein Geschlecht weiter fort.

II. Die Linien in Pommern, in den Marken, auf Rügen und in Preußen theilen sich in mehre Seitelinien. Die Hauptstämme sind: 1) zu Plüggetin auf Rügen, mit den Nebenästen zu Barth und Penkun in Pommern; 2) zu Woldeburg, mit den Nebenästen zu Platen und zu Karsdorf; 3) zu Schildberg in der Neumark und 4) zu Hasenfler mit den Nebenästen zu Pinkow und zu Eulenburg. — Als Stammvater aller dieser Zweige nennt Micrätus in seiner Beschreibung des alten Pommerlandes Jerus oder Gerd ab Osta, welcher (1160) der erste Christ aus diesem wendischen Geschlechte gewesen sein soll. Er bemerkt auch ferner, daß dieser das Stifft zu Wollin nach Camin verlegt und die Klöster Brode und Wennaek, im Mecklenburgischen, (1176) gestiftet habe. Die Brüder Johann I. und Burhard, die Osten genannt, schenken (1254) einen Theil ihres Grund und Bodens bei Stralsund den Grafen von Münden, zum Baue des Johanniisklosters daselbst. Johann II. v. D., Ritter, war Rath und Marschall des Fürsten Wiglaw von Rügen; in dieser Eigenschaft besiegelte er (1290) die Schenkung vom Bischofe Jaromir von Camin, an das Kloster Doberan. Als Brüder von demselben werden genannt: 1) Henning, advocatus de Osten (1292), 2) Heinrich, Ritter, welcher als Rath und Marschall bei dem Herzoge Wratislaw von Pommern (1294) und 3) Bertold, welcher in der nämlichen Eigenschaft bei dem Herzoge Bogislaw um dieselbe Zeit vorkommt. Alle vier Brüder pflanzten ihr Geschlecht fort und ihre Nachkommen treten öfters in den Urkunden mit den nämlichen Würden ihrer Väter bekleidet auf. So war Otto v. d. D. Ritter, Zeuge, als der Herzog Otto von Pommern der Kirche zu Selcis zwei Hufen Land (1304) schenkt. Ulrich v. d. D. bestätigt die Schenkung des nämlichen Herzogs mit dem Dorfe Gunow an die Stadt Wollin (1309). Nikolaus und Arnold v. d. D. Ritter, wovon der erstere Marschall des Fürsten Szambor, wie auch Diederich v. d. D. Rath des Herzogs Bogislaus von Pommern war, bekräftigen mit ihrer Unterschrift die Schenkung des Dorfes Plögin an das Kloster zu Wollin (1306). Die Brüder Wittig (Weddig, Wittekind) und Bernhard v. d. D. kommen ebenfalls als Zeugen in einer stralsundschen Urkunde vor (1331). Dettlaf v. d. D. wurde (1342) zum Burgemeister in Danzig erwählt und nach seinem Tode traf die Wahl seinen Vetter Stephan v. d. D. (1347). Dobergast v. d. D. erhielt von den Herzogen von Pommern die Oberaufsicht über die Oder (1361), und sein Bruder Konrad v. d. D. der Ritter, erscheint als geheimer Rath dieser Herzoge. Wicus (Wincenz) und Claus v. d. D. kommen als Hofdiener (1451) der Herzoge Swantehor und Bogislaus vor, und

scher Generalmajor das erledigte Regiment Zweibrücken, wurde im Januar 1759 Generalleutenant, im Nov. 1762 Gouverneur der Festung Düsseldorf und zugleich commandirender General in den Herzogthümern Jülich und Berg, erhielt auch im Junius 1766, in Betracht der Verdienste seines Vaters, den russischen St. Alexander-Newskorden, war aber 1778 nicht mehr unter den Lebenden. Er hatte mehre Kinder, worunter Karl Joseph, Freiherr von der Osten, kurpfälzischer Kammerherr seit dem J. 1743, Generalmajor seit 1767, noch 1787 als Generalleutenant und Inhaber eines Infanterieregiments vorkommt.

Als derer von der Osten eigentliches Vaterland muß indessen Pommern, insbesondere Hinter-Pommern, betrachtet werden; hier haben sie am tiefsten gewurzelt und am weitesten sich verbreitet; hier hat sogar ein ganzer Kreis von ihnen den Namen erhalten. Jer und Hermann von der Osten standen, nach des Micrálus Berichte, schon zu den Zeiten des Herzogs Bogislav IV. in hohem Ansehen. Ihre Nachkommen gelangten Anfangs gemeinschaftlich mit den Grafen von Eberstein und mit denen von Blankenburg, von Plöz und von Troyen, aber seit dem 15. Jahrhunderte, zum alleinigen Besitze der Stadt Plathe. Claus von der Osten wurde im J. 1462 an des erschlagenen D. Rubenow Stelle Bürgermeister in Greifswald, und im nämlichen Jahre begann Dionys von der Osten auf Woldenburg, was er kurz vorher von Henning von Lockstedt erkaufte, jene denkwürdige Fehde mit der von dem Bischöfe von Camin gebannten Stadt Kolberg, in deren Laufe Kolberg selbst von denen von der Osten bestürmt, aber durch die Standhaftigkeit des Bürgermeisters von Schlieffen gerettet wurde, wogegen die Kolberger im J. 1465 Plathe einnahmen, und das Städtchen, gleichwie die feste Burg, den Flammen übergaben. Im J. 1470 kommt Heinrich von der Osten als Kanzler der Universität Greifswald, und gleichzeitig Alexander als Domdechant zu Camin vor. Nachgehends theilte sich das Geschlecht in die vorpommer- und rügische und in die hinterpommerische Hauptlinie. Von jener war David im J. 1576 herzoglich-pommerischer Landrath, ein Amt, welches auch sein Sohn Friedrich bekleidete. Von dieses Friedrichs Söhnen blieb der eine, Georg Friedrich, als schwedischer Rittmeister, den 20. Dec. 1635, der andere, David (nicht Georg Wilhelm) war König Gustav Adolfs von Schweden Kammerherr, auch eine Zeit lang schwedischer Statthalter in dem Hochstift Augsburg, der Markgrafschaft Burgau und dem Fürstenthume Neuburg. Dieser vorpommerischen Hauptlinie gehörte ferner an Henning von der Osten, fürstlich-pommerischer Hof- und Landrath, Erbherr auf Plüggentin, auf der Insel Rügen, und auf Bartevis, in dem franzburg-barthschen District, wozu er auch noch das Städtchen Penkun und die Güter Radewitz, Wollin, Stecklin, Luckow, Schönersfeld und Petershagen, randowschen Kreises, durch Vertrag vom 2. April 1615, erblich von Joachim von der Schulenburg zu Lieberose, um 122,333 Gulden erkaufte. Henning, der Zeitlebens auch fürstlicher Hauptmann zu Werchen

gewesen, starb den 10. April 1626. Einer seiner Söhne, Henning, blieb als schwedischer Capitainleutenant vor Hameln, den 13. August 1633; durch seinen letzten Willen hat er 1000 Thlr. auf die penkunschen Güter verschrieben, wovon die Zinsen armen Theologen zu Gute kommen sollen. Des Landrathes Henning anderer Sohn, Heinrich, fürstlich-pommerischer Landrath, Erbherr auf Penkun, Plüggentin, Bartevis und Dubkevis, auf Rügen, starb den 18. August 1659, dessen Witwe, Isabe Katharina, geb. von der Osten, den 11. März 1670. Heinrichs Sohn, ebenfalls Heinrich genannt, Oberst in herzoglich-holsteinischem Dienste, verbesserte die penkunschen Güter durch Anlegung der Vorwerke Battingssthal und Friedefeld, erwarb theils tauschweise, theils durch Kauf den alleinigen Besitz des Dorfes Storkow, hinterließ jedoch bei seinem Tode, im J. 1722, seine Angelegenheiten in großer Unordnung. Die Besitzungen auf Rügen und von den penkunschen Gütern Grünz, Luckow, Neuhof, Petershagen, Radewitz, Sommersdorf und Stecklin wurden subhastirt, und des Obersten Söhnen Christian und Heinrich blieben allein Penkun, Wollin, Storkow, Battingssthal und Friedefeld. Auch diese Güter hat Christians Sohn, Heinrich Karl, durch Vertrag vom 25. Sept. 1756, tauschweise gegen Frauenhagen und Kuhweide, in der Uckermark, und eine hinzugefügte Summe von 30,000 Thlr., an die verwitwete Gräfin von Hader, geb. von Creutz, abgetreten. Ob Heinrich Karl Nachkommenschaft hinterlassen, können wir nicht sagen, Frauenhagen und Kuhweide sind aber längst ein Eigenthum der Grafen von Arnim zu Boykenburg.

Von der hinterpommerischen Hauptlinie, die bei weitem die zahlreichere ist, können wir nur einzelne Personen anführen, zunächst die drei Brüder Peter Christoph, Franz Jakob und N. N., die alle drei in Dänemark ihr Glück suchten. Franz Jakob, früher königlich-dänischer Oberkuchenmeister, dann geheimer Conferenzrath, Amtmann zu Ringssted und Soroe, des Danebrogordens Ritter, starb den 8. Nov. 1739, sein Bruder, N. N. königlich-dänischer Generalmajor und Commandant zu Drontheim, im J. 1728. — Der dritte Bruder, Peter Christoph, königlich-dänischer Hofmarschall, wurde später und schon 1699, preussischer Landdrost zu Minden und Geheimerath. Aus seiner Ehe mit Louise Benedicta von Reichow kamen fünf Töchter und sechs Söhne. Einer derselben, Wilhelm August, starb den 15. Januar 1764, als königlich-dänischer geheimer Conferenzrath, Director des Sundzolles und Ritter des Elephanten-, Union parfaite- und Danebrogordens. Wie nahe mit diesem der insbesondere aus Struensee's Katastrophe bekannte Graf Adolf Siegfried von der Osten verwandt gewesen, ist uns unbekannt. Adolf Siegfried war im J. 1754 als Kammerjunker in Dienste getreten, erhielt im Januar 1757 den Kammerherrenschlüssel, und ging zugleich als Gesandter nach Rußland, wo er bis zum Jahre 1761 verblieb, dann in gleicher Eigenschaft nach Polen. Nach Peters III. Tode mußten die Verhältnisse zu Rußland neu angeknüpft werden, und dieses zu bewerkstelligen, schien Adolf Siegfried vor Allen andern tüchtig.

tiger sind aber die zwei Werke, die er in der Handschrift hinterlassen hat, nämlich Geschlechtstafeln von allen pommerischen Adelsgeschlechtern, mit historischen Erläuterungen über alle männliche Erben, dann ein raisonnirendes Verzeichniß über sämtliche pommerische Münzen und Medaillen. Letzteres allein würde einen ziemlich ansehnlichen Band ausmachen. Die „kurze Nachricht zur pommerischen Münzwissenschaft, abgefaßt von Friedrich Wilhelm von der Osten, königlichem Kammerherrn, Johanniterordens-Ritter und Landrath [Greifswald, 1782. 4.] 2½ Bogen“, ist hiervon nur ein Auszug. Die Geschlechtstafeln, zum Theil nur Berichtigungen der Zwischigen Genealogien, füllen eine ganze Reihe von Folianten aus. Wider die Weise der meisten Sammler hatte Friedrich Wilhelm sein Vermögen sogar vermehrt; durch seines Vaters Cession, vom 21. Oct. 1745, besaß er, als Äquivalent für mütterliche und andere erbchaftliche Forderungen, im Gesamtbetrage von 56,000 Thlrn., die alten Ostenschen Lehen Altenhagen, Justin, Wandekow, Muddelmow, Pipenburg und Heydebeck, wie auch die Korn- und Schneidemühle in Plathe, sodann ließ er sich durch Rechtspruch vom 12. Julius 1751, nach des Vaters Tode, das große Gut in Plathe und das Gut Zowen für 10,000 Thlr. zuerkennen. Endlich erkaufte er um 2000 Thlr. am 3. Juni 1777 das kleine Gut in Plathe und den Antheil in Heydebeck. Er starb im J. 1793. Seine zwei Söhne haben sich in die Güter getheilt und mehre davon veräußert. — Heinrich Levin von der Osten, bisher Oberst in preussischen Diensten, wird im Februar 1755 Generalmajor bei der kursächsischen Armee. Julius Levin Heinrich wird den 4. Febr. 1763 Oberhofmeister der regierenden Herzogin von Würtemberg. — Der Ostensche oder genauer der Ostens-Büchersche Kreis, indem die von Blücher 1577 von denen von der Osten das große Gut in Plathe und das Dorf Zowen erkaufte hatten, außerdem auch Neuenhagen, und Antheil an Madvitz und Liezow besaßen, grenzte nördlich mit dem greiffenbergischen, östlich und südlich mit dem borkischen, westlich mit dem daberz- und bewigischen Kreis, enthielt eine Mediastadt, Plathe, 22 Dörfer (Wandekow, Kardemin, Kummerow, Geiglit, Gruchow, Heydebeck, Justin, Kuger, Liezow, Madvitz, Muddelmow, Natelov, Pinnow, Pipenburg, Radduhn, Reselkow, Wisbow, Wigmitz, Woldenburg, Groß-Zapplin, Zimmerhausen, Zowen), sieben einzelne Vorwerke (Altenhagen, Gramhausen, Neuenhagen, Groß-Rübenhagen, Klein-Rübenhagen, Sorenborg und Stölit), war vor der Classification zu 217½, seitdem zu 164½ Landhufen angeschlagen, und entrichtete an Steuern und Abgaben in die Kriegskasse, nach dem Etat von 179½ in Summa 3888 Thlr. 2 Gr. Hierunter befanden sich, als Ablösung für die 15 von dem Kreise zu stellenden Lehenpferde, 267 Thlr. 23 Gr. 6 Pf. Lehen- und Allodificationskanon. Bei der Generaldirection der Feuersocietät für Hinterpommern war das platte Land im J. 1799 mit 108,530, bei der städtischen Feuersocietät die Stadt Plathe für 18,510 Thlr. versichert. Alles dieses war einst der von derer Osten Eigenthum. Als Schloß- und

Burggefessene in Hinterpommern hatten sie auch Austerlehnteute, unter welchen wir die von Borntin, die von Koppenow und die von Manteufel zu Rottenow nennen können; dieser Lehenhof war ebenfalls mit denen von Blücher gemeinschaftlich geworden. Vergl. genealogische Beschreibung des Hochadeligen Geschlechtes von der Osten, Burg- und Schloßgefessenen in Pommern. Gedruckt 1738. 4. 10½ Bogen. — Zur Wappens- und Alterthumskunde des Geschlechtes der von der Osten. In Gesterdings pommerischem Museum, 3. Thl. S. 417—428.

Aus Pommern waren die von der Osten frühzeitig nach Polen gewandert, wo sie, ihre Lage an einer zweifelhaftesten Grenze benutzend, bald zu den Markgrafen von Brandenburg, bald zu den sarmatischen Fürsten sich hinneigend, allmählig zu großem Besitz und Einflusse gelangten. Burkard und Heinrich von der Osten wurden im J. 1317 von Boldebar, dem Markgrafen zu Brandenburg und Lausitz, mit der Stadt Driesen, in der heutigen Neumark, belehnt, wogegen der Graf von Driesen (Bodze oder Ulrich von der Osten) im J. 1365 bekennt, daß die Schlösser Driesen und Zantoch, in dem landbergischen Kreise der Neumark, von Alters her zu Polen gehörten, und daß er dieselben, nebst ihrem Gebiete, von Polen zu Lehen trage. Bodze de Ordzen unterhielt auf eigene Kosten während mehrer Jahre den Thronprätendenten Wladislaw den Weissen, verschaffte ihm auch zuletzt die Mittel, sein Erbherzogthum Gaiwlowo mit bewaffneter Hand wieder einzunehmen, während des Bodze Sohn, Ulrichus de Osthen, mit einer abgefonderten Schar, das Unternehmen zu unterstützen, die Belagerung von Raciawek führte, dort abgewiesen, plötzlich vor Gniwlowo selbst erschien, und durch einen kühnen, von mancherlei Zufällen begünstigten Angriff, die Besatzung zur Übergabe nöthigte (1375). Im J. 1402 huldigte Ulrich, Herr von Driesen, dem Könige Wladislaw von Polen, als seinem einzigen und wahren Herrn. Ihre zweifelhafte Politik trug denen von der Osten indessen die nämlichen Früchte, wie ihren Nachbarn, denen von Wedel; ihre Besitzungen unter brandenburgischer, wie unter polnischer Hoheit gingen verloren, und wir wagen kaum die Vermuthung, daß die von der Osten-Sacken, die 1792 und 1805 als Besitzer der Güter Battrow, Landeck, Radownitz und Ragow, in dem kaminschen Kreise des Negdistriets vorkommen, schwache Überbleibsel jener mächtigen Grafen von Driesen sein könnten, und daß sie den Beinamen Sacken angenommen hätten, um der polnischen Indigenatsrechte eines andern, in Kurland ansässigen, Zweiges ihres Geschlechtes theilhaftig zu werden.

Die von der Osten-Sacken in Kurland betrachteten als ihren Stammvater einen Friedrich von der Osten, der in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. mit Sophia, der Tochter von Johann dem Friedfertigen, dem Fürsten zu Wenden und Herrn von Rostock, verheirathet gewesen. Ein Abkömmling dieses Friedrichs, Weddich von der Osten, soll 1380, oder 1436 nach Kurland gekommen sein, um sich in dem Stifte Piltten niederzulassen. Hier bestand schon früher eine reichbegüterte Familie von Sacken, aus welcher Ditto und Weddich, als Bevollmächtigte der Rit-

ter- und Mannschaft des Stiftes Piltten, am Sonntag nach Dorothea 1457 zu Wolmar, das auf zehn Jahre errichtete Bündniß sämmtlicher Stände von Livland besiegelten (ihr Siegel enthält drei Sterne). Diese Familie erlosch, wie es scheint, vor Ausgange des 15. Jahrh. und ihre Besigungen kamen, vermuthlich durch Heirath, an die von der Osten, die hierdurch mit einem Male den reichsten Geschlechtern des Landes gleichgestellt waren. Noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. besaßen sie innerhalb des Stiftes Piltten, das Haus Sacken, in dem sackenhaus'schen; Bathen, Dfelden, Größen und Elkesem, in dem ambothenschen Galwen, in dem neubauschen Kirchspiel, und wenige Jahre später auch noch Appricken und Lahnen, in dem turbenschen, und Lehnen, in dem ambothenschen Kirchspiele. Heinrichs, alias Johanns, von der Osten genannt Sacken, sechs Söhne theilten sich im J. 1522 in den väterlichen Nachlaß. Der älteste von ihnen, Johann, der den Kebr- (Loos-) Zettel gemacht hatte, erhielt zu seinem Antheil Appricken. Ditto nahm Dfelden, Martin das Stammhaus Sacken, Arndt Lehnen, Heinrich Lahnen, Alexander Bathen. Martin und Arndt hinterließen keine Nachkommenschaft. Von Alexander ging die appricckische und die zuletzt fürstliche Linie aus. Ditto's Nachkommenschaft, oder die dfeldensche Linie, hat sich in die Häuser Elkesem, Wangen, Dubenalken, Kaltenbrunn, Delsen und Größen vertheilt. Der Linie von Lahnen gehören die Sacken von Schnepeln, der Linie von Bathen die Häuser Baynoden und Kalitzen an. Hier kann nur von der Nachkommenschaft des ältesten und des jüngsten Bruders gehandelt werden.

Die zuletzt fürstliche Linie. Johann Ulrich von der Osten genannt Sacken, königlich-polnischer Kammerherr, Landrath von Piltten, Erbherr auf Bathen und Lehnen, hatte zwei Söhne. Der ältere, Ewald, fürstlich-kurländischer Kanzler und Oberrath, Erbherr auf Dondangen und Pfandherr zu Piltten, starb vor dem Jahre 1729. Der jüngere, Johann Ulrich, dessen-casselscher Oberstlieutenant, Starost von Piltten, Erbherr von Dondangen und Bathen, war 1685 geb., und starb den 6. Aug. 1731, aus seiner Ehe mit Benigna Elisabeth von Firds einen Sohn und fünf Töchter hinterlassend. Der Sohn, Karl, geb. 13. Nov. 1726; königlich-preussischer Oberkammerherr, geheimer Etats- und Kriegsminister, früher kursächsischer Cabinetsminister, des schwarzen Adlers, St. Andreas- und Alexander-Newskjorden's Ritter, Starost von Piltten, Erbherr von Dondangen, Groß- und Alt-Bathen, Neucampen, Gulben und Lardien, wurde (1762?) von dem Kaiser Franz I. in des heil. röm. Reichs Grafenstand, und von König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, bei dessen Thronbesteigung 1786 in den Fürstenstand erhoben. Er starb den 31. Dec. 1795, und wurde zu Dondangen in der lettischen Kirche beigesetzt. Seine erste Gemahlin, die Gräfin Henriette Edmuth Eleonora von Brühl, verm. den 27. Febr. 1753, starb zu Stockholm, wo ihr Gemahl als königlich-polnischer Gesandter residirte, im Wochenbette, den 19. April 1762. Die einzige Tochter, die sie den 17. April 1762 geboren, Christiana Henriette Maria Elisabeth,

starb den 29. Januar 1766. Am 10. Nov. 1771 schritt Karl hierauf zur zweiten Ehe mit Christiana Charlotte Sophie von Dieskau, des Grafen Ludwig Gebhard von Hoym zu Droyßig Witwe; von ihr hatte er keine Kinder, gleichwol erbt sie ihres Gemahls großes Vermögen, insbesondere die prachtvollen Güter in Kurland, die sie jedoch vor ihrem zu Berlin, den 6. Julius 1811 erfolgten Ableben an einen Grafen von der Osten-Sacken zurückgab (vielleicht an den Grafen Friedrich Ludwig von Osten-Sacken, den zweiten Gemahl ihrer Tochter erster Ehe).

Aus Alexander's Nachkommenschaft nennen wir einen spätern Alexander, der als königlich-schwedischer Commissarius und Waisenherr in Esthland, auch Erbherr auf Kabis, Bennefer, Peude und Kaunispaß vorkommt, und 1653 starb, mit Hinterlassung der Söhne Georg und Alexander. Georg, geb. 1617, Mannrichter und Rittmeister, hierauf öfelscher Landrath, endlich Statthalter auf Dsel, auch Präsident in dem Oberlands- und Consistorialgerichte, Erbherr auf Kaunispaß, Eiefer, Grita, Forsund und Göljall, wurde zu Folge königlicher Briefe am 17. Sept. 1675 auf dem stockholmschen Ritterhause unter Nr. 832 introducirt, und starb den 27. August, 1690, sein einziger Sohn, Johann Gustav, im J. 1717. Dieser, Oberstlieutenant in schwedischen Diensten, besaß Kaunispaß und Göljall, auf Dsel, Eiefer, in Esthland, und Kymmenegard, in Finnland, hatte aber in seiner Ehe mit Wilhelmine Gertrude von Fersen keine Kinder. Georgs jüngerer Bruder, Alexander, war der Vater von Alexander Friedrich, der Großvater von Johann Gustav, dieser Landrath, Landrichter und Consistorialdirector der Provinz Dsel, Erbherr auf Kaunispaß, Göljall, Eiefer, Zerel, Repäh, geb. den 6. März 1692, starb den 13. Juni 1778, nachdem er in seiner Ehe mit Hedwig Beata von Nolden zehn Kinder, darunter die Söhne Reinhold Friedrich, Johann Gustav, Ditto Georg, Karl Magnus, Ludwig Christoph und Lorenz Gottlieb gesehen. Alle sechs haben Nachkommenschaft hinterlassen, die zum Theil in der neuesten Geschichte Rußlands eine bedeutende Rolle spielt; Johann Gustav insbesondere, Erbherr auf Kirna und Engdes, war kursächsischer Generalleutenant, Chef eines Regimentes Chevaux-legers und bevollmächtigter Minister an dem russischen Hofe, Karl Magnus russischer Geheimerath und Gouverneur des Großfürsten Constantin. Dieses Karl Magnus (unechter) Nachkommenschaft führt den ebenfalls nicht unehrlich gewordenen Namen Nekas (Saken rückwärts gelesen).

Die von der Osten in Pommern führen in dem der Länge nach getheilten Schilde, in dem rothen Felde zur Rechten, einen silbernen Schlüssel; in dem blauen Felde zur Linken drei silberne Flüsse. Das Wappen derer von der Osten genannt Sacken ist geviert; 1 und 4 Osten, 2 und 3 drei goldene Sterne im blauen Felde. (Bergl. S. 464.

(v. Stramberg.)

OSTENBURG, Burgruine in der Nähe des Städtchens Wöllstein, im gleichnamigen Canton der großherz. hess. Provinz Rheinhessen. Am Eingang in das roman-

tische Münsterthal, durch welches sich der Weg nach Neubamberg zieht, erheben sich die grauen Trümmer. Das nahe Wöllstein gehörte in den ältesten Zeiten der Abtei St. Maximin bei Trier, welche 1125 noch im Besitze war. Ob damals schon die Ostenburg vorhanden, ist nicht bekannt. Erst nachdem Wöllstein an die Raugrafen gekommen, findet sich auch jene in deren Besitze, aus welchem sie in den der Bildgrafen überging. Als die Franzosen 1690 die Uferlande des Mittelrheins gleich Kannibalen verwüsteten, sank durch sie auch die Ostenburg in Trümmer. (G. Landau.)

OSTENDE, Bezirk und Stadt im Königreiche Belgien. In der Provinz Westflandern liegt der Bezirk Ostende, der eine Stadt und 27 Gemeinden enthält und in der neuesten Zeit von beinahe 37,000 Menschen bewohnt war (36,991 ist die genauere Angabe). Er hat seinen Namen von der Stadt Ostende, die, an der Nordsee, unter 51° 13' 57" Br. und 20° 34' 53" L., gelegen, stark besetzt und mit Außenwerken umgeben, den wichtigsten Hafen Belgiens besitzt. Er ist zwar, obgleich er zwei Bassins hat, nur klein und dabei wegen der davor liegenden Sandbänke schwer zugänglich, allein seine Lage und der Mangel besserer Häfen geben ihm eine große Bedeutung. Die Stadt ist gut gebaut, hat grade und reinliche Straßen, 1820 Häuser und 11,390 Einwohner. Zu den öffentlichen Gebäuden, unter denen das 1711 erbaute Rathhaus das ansehnlichste ist, gehören zwei Hospitäler und zwei Kirchen, und zu den sehenswerthen Bauwerken das Pfahlwerk zur Befestigung der Seedämme, und der Leuchtturm. Ein Uebel für die Stadt ist der Mangel an süßem Wasser, welches man ¼ Stunde weit aus dem Kanale von Brügge herbeiholen muß. An Handel und Betriebsamkeit ist sie sehr bedeutend. Sie hat Schiffswerfte, acht Brauereien, vier Seilereien, drei Talglichter- und drei Wachskerzenfabriken, vier Tabakfabriken, eine Segeltuchfabrik, Leinwandereien, Salzfassinerien und viele Sägemühlen. Sehr bedeutend war ehemals der Handel. Joseph II. hatte ihn dadurch sehr belebt, daß er die Stadt 1781 für einen Freihafen erklärte. Am meisten nahm er im englisch-amerikanischen Kriege zu; aber er sank auch bald wieder, als die Franzosen die Niederlande besetzten und die Engländer den Hafen blockirten. Durch Kanäle, welche Ostende mit Brügge und Nieuport verbinden, wird er beträchtlich unterstützt. Die Stadt selbst hat eine Börse, zwei Jahrmärkte und drei Wochenmärkte, und setzt besonders Vieh, Butter, Farbehölzer und Getreide um. Andere Erwerbszweige sind das stark besuchte Seebad, die Austersichereien, die Seefischerei und der Kadljaufang. Von öffentlichen Behörden befinden sich hier ein Friedensgericht, ein Handelsgericht und eine Handelskammer. In der Geschichte ist Ostende vornehmlich durch seine Belagerung von 1601 bis 1604 bekannt, welche einer ungeheuern Menge Menschen das Leben kostete und mit ihrer Übergabe an den spanischen General Spinola endigte*). (Eiselen.)

*) Man sagt, daß Ostende seinen Namen erhalten hätte im

Ostendionst, soviel wie Hostendienst (latein. Hostenditia) s. d. Art. Hostenditia.

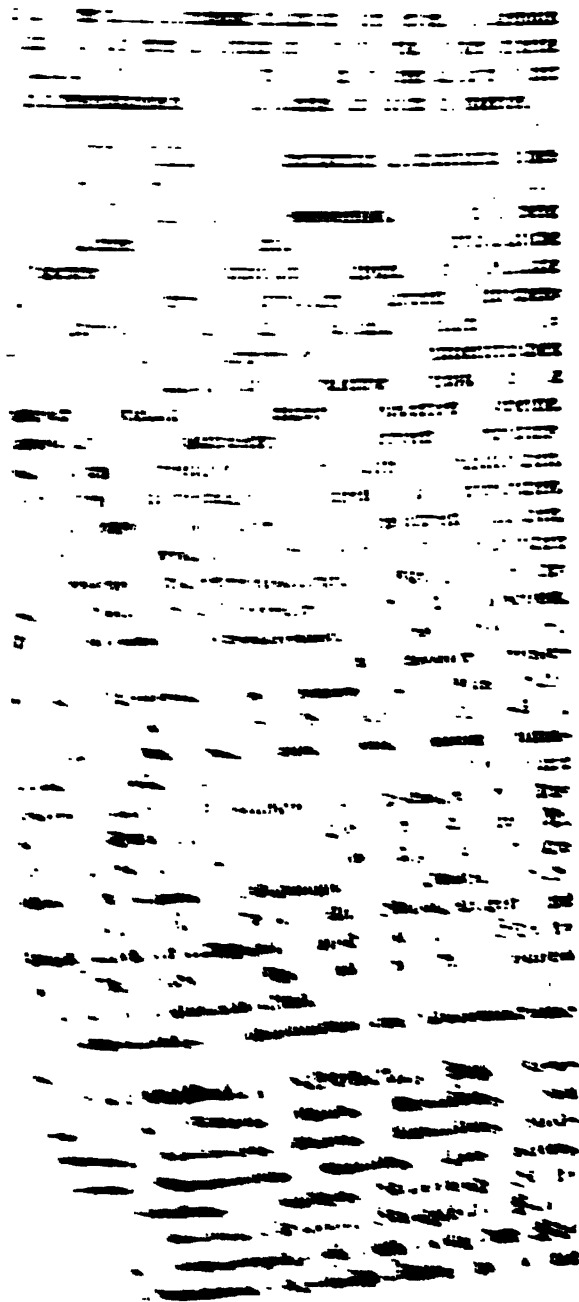
OSTENGAU, im bremenschen Sprengel an der Dste gelegen, welcher der Gau seinen Namen verdankt. Es wird seiner im J. 804 zum ersten Male gedacht, wo es heißt, daß Karl der Große seine Scharen gegen Wimodia, Hosingabi und Rosogabi gesandt habe¹⁾. Eben derselbe Gau wird uns, wiewol in sehr entstellter Form und in zwei verschiedenen Lesarten, in einer Urkunde des Klosters Kemnade von 1004 genannt, nämlich als Gau Hoftrunga mit den Orten Holana und Aunsetila²⁾, welche wir unbedenklich für Hollen und Abbenseth in der Börde Lamstedt erklären würden, wenn nicht die zweite Lesart³⁾, die den Gaunamen in Hoftrunga verunstaltet, aus jenen zwei Ortsnamen drei machte, nämlich Holana, Aun und Setila, welche Theilung der Namen nicht allein in der Bestätigungsurkunde von 1017 eine Stütze findet⁴⁾, sondern auch in dem Umstande, daß sich in ebender lamstedter Börde sowol ein Aun als ein Seth findet. Da nun zu dem Gaue Wigmodi bereits die Kirchspiele Ohrel⁵⁾ und Beverstedt⁶⁾ gehörten, in dem verdenschen Gaue Woltfaten das Kirchspiel Wilsstedt⁷⁾ genannt wird, worin aller Wahrscheinlichkeit nach auch Nahde und Seisingen als zum verdenschen Sprengel gehörig, gelegen haben⁸⁾; da ferner die Kirchspiele Heeslingen, Nulsum und Bargstedt in dem Gaue Heilanga⁹⁾ lagen, und die kleinen Gaue oder Lande Kehdingen, Habeln und Wursten den Ostengau ostnord- und westwärts einschlossen, so bleibt für diesen Gau nur der kleine Landstrich an den Ufern der Dste, den die Börden Lamstedt und Ringsstedt und das Gericht Dsten einnehmen.

(Leopold v. Ledebur.)

OSTENGERN, darunter ist der auf der Dsteite der Weser gelegene Theil Engerns, im Gegensatz zu dem am Westufer des Flusses gelegenen Westengern zu verstehen (vergl. Ostfalen). Es ist dies eine rein geographische, nicht auf politischen Eintheilungen beruhende, oder durch Rechtsverschiedenheiten begründete Bezeichnung, welches schon daraus hervorgeht, daß der Strom, nicht

Gegenüber gegen das eine Stunde davon gelegene Westende. Es wurde erst im J. 1470 von Karl dem Kühnen mit Mauern umgeben und dadurch zur Stadt gemacht. (II.)

1) Et deinde misit imperator scaras suas in Wimodia et in Hosingabi et in Rosogavi, ut illam gentem foras patriam transduceret. (Chronica Moissiac. ap. Pertz I, 307.) 2) Der Abdruck der Urkunde in *Gruppen*, Orig. Pymont. p. 11. 3) Der Abdruck nach dem Autograph in *Falke*, Cod. trad. Corbej. p. 905. 4) Ap. *Schaten* ann. Paderb. 5) In pago Unimoti (l. Uuimoti) in comitatu Wigmar. in duo loca Urlaha et Ottin-gha. 937. (Lünig, Reichsarchiv. 16. B. 2. Abth. 3.) 6) De Wigmodis ex villa Westristan-Beverigiseti (vita S. Willehadi ap. Pertz II, 333). Es ist dies Wester-Beverstedt. 7) Ex Waldsatis ... de villa Willianstedi (vita S. Willehadi ap. Pertz II, 337.) 8) v. Wersebe, Beschreibung der Gaue zwischen Elbe und Weser. S. 240. 9) In loco Heslingoa in pago Heilanga 1040 (Stanhorst, Hamb. Kirchengesch. I, 390). Wila, Waldersidi, Kokerbiki in Heilanga 1004 (Falke, Trad. Corbej. p. 905) welches die Dörfer Wedel im Kirchspiele Nulsum, ferner Wohlerstedt und Katerbeck, im Kirchspiele Bargstedt sind.



in *Memoir de l'acad. roy. de Berlin* 1748, 1.
Bd. *Annales* VIII. 6. 574 fg.) und Schröb-
er *Methodus* VIII. 6. 574 fg.) und Verbal-Lexikon V, 178
(H. G. Bronn
sc. dolor, 1
den Alten überhaupt jeder h
brechende Schmerz, bei
der venerische Knochenschmerz.
so lange bekannt, als
beschreibt schon Leo
Steißsteller über die venerif
diesem Namen diesen oft so fürchterlid
nur die ausgebildete volke
begleitet, dann aber an
Symptom ist
die Gefahr desselben
indem der bald höre
und brennende Schm
an und für sich, theils du
unvermeidlich herbeiführt,
die Verzweiflung,
aufreibend erschöpft. Sch
haben ihren Eig vorzu
in solchen Knochen, die
bedeckt sind, daher in
(Migraine), dem Brustbe
den Knochen der Gliedma
den Radius und der Tibia; sie versch
andere Knochen nicht
namentlich die der Hals
die härtesten K
bleiben nach den alt
Knorpel und Bänd
der nach der Reini
die Knochen ergreift,
hing
aufgeht, noch weit d
entpringt, und
die Knochen selbst eindri
als nd
Infall angefahren we
entweder von Anfang
Aufreibur
sowie vermehrte Wä
auch wol eine schre
bedeckenden Hautstelle

bunden zu sein pflegen. Charakteristischer als der Sitz des venerischen Knochenschmerzes ist indeß noch die deutliche Periodicität desselben, indem er am Tag entweder gänzlich schweigt, oder doch nur im geringern Grade wahrgenommen wird, in den Abendstunden aber sich jedesmal von Neuem einstellt, an Heftigkeit meistens bis Mitternacht zunimmt, und nachdem er eine oder zwei Stunden auf seiner Höhe verweilt hat, gegen den Morgen allmählig nachläßt, endlich beim Anbruche des vollen Tages meist gänzlich verschwindet, ein Verhältniß, dessen Grund zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden angegeben worden ist. Irrigerweise glaubten die Ältern es durch die von ihnen angenommene Kälte der materia peccans einerseits, wie durch die Kälte der Nacht im Gegensatz zu den erwärmenden Sonnenstrahlen andererseits, durch die bei Nachtzeit sich schließenden, am Tage geöffneten Hautporen erklären zu können. Was manche Neuere für die Ursache jener nächtlichen Exacerbation des venerischen Knochenschmerzes halten, daß nämlich die Stille und Einsamkeit der Nacht zu dem körperlichen Schmerze das Gefühl der Verlassenheit hinzufüge und überhaupt empfänglicher für die Empfindung mache, würde, wenn es zur Erklärung überhaupt hinreichte, auch den Stachel jedes andern Schmerzes zur Nachtzeit schärfen, was doch augenscheinlich der Fall nicht ist. Viel trägt dagegen ohne Zweifel zum nächtlichen Auftreten des syphilitischen Knochenschmerzes die Bettwärme bei, da sich nicht bloß in der Regel die Kranken außer dem Bette mehr oder weniger erleichtert fühlen, sondern diese Erleichterung oft auch schon dadurch gewinnen, daß sie den leidenden Theil von einer erwärmten Stelle des Bettes auf eine kühlere legen. Wir räumen indessen gern ein, daß auch dies zur vollständigen Erklärung der fraglichen Thatsache noch nicht ausreicht, und gestehen, daß wir uns bei jedem Kranken dieser Art an eine wissenschaftliche Lücke erinnern sehen. (Vergl. *A. Murat, De l'influence de la nuit sur les maladies.* Paris 1806.)

Mit andern Knochenschmerzen können venerische in der Regel nicht leicht verwechselt werden, da — abgesehen von dem bisher Gesagten — der rheumatische oberflächlicher zu sein pflegt, oft von einem Theil auf den andern überspringt, immer mit einem bedeutendem Leiden der nahe gelegenen weichen Theile verbunden ist, und in der Wärme nachläßt, der gichtische vorzugsweise die Gelenke ergreift, die von dem venerischen sehr selten und niemals gleich Anfangs befallen werden, der scorbutische nur auf dem Gipfel des ausgebildeten, nicht zu verkennenden, Scharbocks vorkommt, und die den Krebs begleitenden Schmerzen — nächst der Eigenthümlichkeit der krebstartigen Verderbniß des leidenden Theiles — sich schon dadurch auszeichnen, daß sie auch in den leidenvollsten Stunden den Kranken Augenblicke der Erholung gönnen, und nur von Zeit zu Zeit ihn aufschrecken, während der syphilitische zur Nachtzeit ununterbrochen wüthet. Indessen stehen diese Unterscheidungsmerkmale theils an und für sich nicht so fest, daß keines von ihnen Ausnahmen zulassen sollte, theils und insbesondere wird die Diagnose doch nicht selten durch die häufigen Complica-

tionen der Lustseuche mit Sicht, Scharbock u. bedeutend getrübt, und wir können auch hier einem Irrthume nur durch die treue Beherzigung des Galenschen: *χρη ἀντὶ τὸν δούλον τὰ σπυλῆτα*, und durch die sorgfältige Erwägung des ganzen Verlaufes der Krankheit entgehen. Complicirt mit dem rheumatischen oder arthritischen Knochenschmerze namentlich kommt der syphilitische häufig bei Individuen vor, die sich nach vorangegangener venerischer Ansteckung noch längere Zeit jedem Einflusse einer übeln Witterung bloßzustellen genöthigt waren, wie z. B. Soldaten.

Syphilitische Knochenschmerzen bezeichnen nach dem vorher Gesagten die Höhe der Lustseuche, und sind schon in dieser Hinsicht, und wegen ihrer nächsten in Vorstehenden angeführten Wirkungen auf den Organismus ein Krankheitszufall von größter Bedeutung. Außerdem sind aber noch die Zerstörungen zu fürchten, welche die diesen Schmerzen zum Grunde liegende Entzündung in den Knochen so oft hervorbringt, und aus welchen die Gummigeschwülste (Gummata), Knochenerweichungen (Osteosarcosis), die Tophi, die syphilitischen Erostosen, eine ungewöhnliche Sprödigkeit der Knochen und häufig selbst der Weinsraß hervorgehen, ohne daß nach dem Eintritt dieser Wirkungen jene Schmerzen nachließen. Die Prognose ist vielmehr in Bezug auf diese letztern am ungünstigsten, wenn der Schmerz in Erostosen wüthet, bereits Weinsraß eingetreten ist u. s.; etwas günstiger im entgegengesetzten Fall, auch wenn die Ursache eine complicirte wäre (wenigstens gilt dies von einigen Complicationen und namentlich den rheumatischen) am günstigsten verhältnißmäßig bei dem einfachen und noch nicht veralteten venerischen Knochenschmerze.

Die Unbekanntschaft mit der Natur des Übels und der Aberglaube haben früher auch gegen syphilitische Knochenschmerzen manches Mittel angewandt, welches wir hier der verdienten Vergessenheit nicht entreißen wollen. Wir müssen vielmehr daran erinnern, daß diese Schmerzen, Folge einer Entzündung, zunächst ein antiphlogistisches Heilverfahren fordern, und daß namentlich gleich Anfangs das Ansehen von Blutegeln an die schmerzhaften Stellen, kleine Gaben von Mittelsalze, und besonders von Salpeter, örtliche lauwarme Bäder aus Milch oder den Abkochungen schleimiger Vegetabilien mit Zuzugabe von Mohnköpfen, Schierling oder Bilsenkraut bereitet, manchmal treffliche Dienste leisten. Auf gleiche Weise nützen oft narcotische Kataplasmen, oder mit einer Opiumauflösung befeuchtete Compressen, warm auf den leidenden Theil gelegt u. dergl. m. Wesentliche und gründliche Hilfe kann jedoch begreiflicherweise nur eine schickliche Behandlung des gesammten kachektischen Leidens versprechen, als dessen Wirkung der Knochenschmerz auftritt. Wenn man aber in dieser Beziehung gegen denselben früherhin vorzugsweise Mercurialräucherungen angewandte, so sind diese dagegen jetzt fast ganz außer Gebrauch gekommen, und ihre gefährlichen Nebenwirkungen lassen um so weniger die Erneuerung dieses Heilverfahrens wünschen, als wir in den jetzt gebräuchlichen Inunctionsmethoden, namentlich der Ruffischen, ein weit siche-

wie Elbe und Saale, Saue scheidet, sondern durchfließt; wie sich dies auf dem ganzen Laufe desselben an den Gauen Augau, Tilitz, Osterburg, selbst an den nördlichen Gauen Grundergau, Loergau und Wigmodi nachweisen läßt. (Leopold v. Ledebur.)

OSTENO, eine am östlichen Ufer des Busens von Porlezza am malerischen Iuganer See, an der Mündung des Thales Intelvi, im sechsten District (von Porlezza) der Provinz Como liegende Gemeinde des lombardischen Königreichs. In der Nähe dieses Ortes befindet sich eine sehenswerthe Tropfsteinhöhle mit einem kleinen Hafen, in welchem ein Zoll erhoben wird. Hier ergießt sich der nach diesem Orte benannte Bach in den See. Oberhalb Osteno hat der See urgefähr in der Hälfte seiner Breite eine Tiefe von 161,00 Metri. Von diesem Dorfe führt ein Verbindungsweg nach Argegno an dem Comer-

(G. F. Schreber)

OSTEOCELE, die knochenartige Verhärtung oder beider Hoden.

OSTEOCHEMIE, osteochemia, der Zoochemie, und enthält: 1) als Osteochemie, eine systematische Uebersicht aller bis jetzt chemisch untersuchten Gattungen und Thierknochen, nach Alter, Geschlecht, wie der fossilen Knochengebilde, der Muschel u. a.; 2) als pathologische Osteochemie umfassen die chemische Zerlegung der krankhaft veränderten, namentlich: der entzündeten, der eiternden, rhachitischen, skorbutischen, syphilitischen, arthritischen, carcinomatösen, caridösen und nervösen der Winddorn-, Wasserkopf- u. a. monströsen Knochen, der krankhaft erweichten, der hyper- oder erostiotischen u. a. abnormen Knochenvegetationen. Vergl. John

sonne'sche Tabellen des Thierreichs x., den Art. Knochen, Mein Specimen Osteochemiae., (Vitob. 1810. 4.) Geoffroy de St. Hilaire in dem Mémoire tropéologique sur l'organism. des Insectes etc. (Paris. 1820) nr. II.; f. auch Denis Isis. 1820. 6. S. 543 u. Thilenius Djas. hist. diag. chem. omnium humorum. (Götz. 1823. 4.) Laffaigne, Über die Knochen, Callus, Verbindungen und Auswüchse der Knochen in Schweiggers x. Jahrb. der Ch. u. Pharm. 1828. 9. Heft. S. 109 fg.; Herrm. Aug. v. Sars Handb. der animal. Oöchiologie x. (Helmst. 1828. S. 43 fg.) R. Troja, Neue Beobachtungen über die Knochen, deutsch von Zellerberg (Erl. 1828). Vergl. oben den Artikel Osteoclasia f. Knochenbruch u. Osteomalacia.

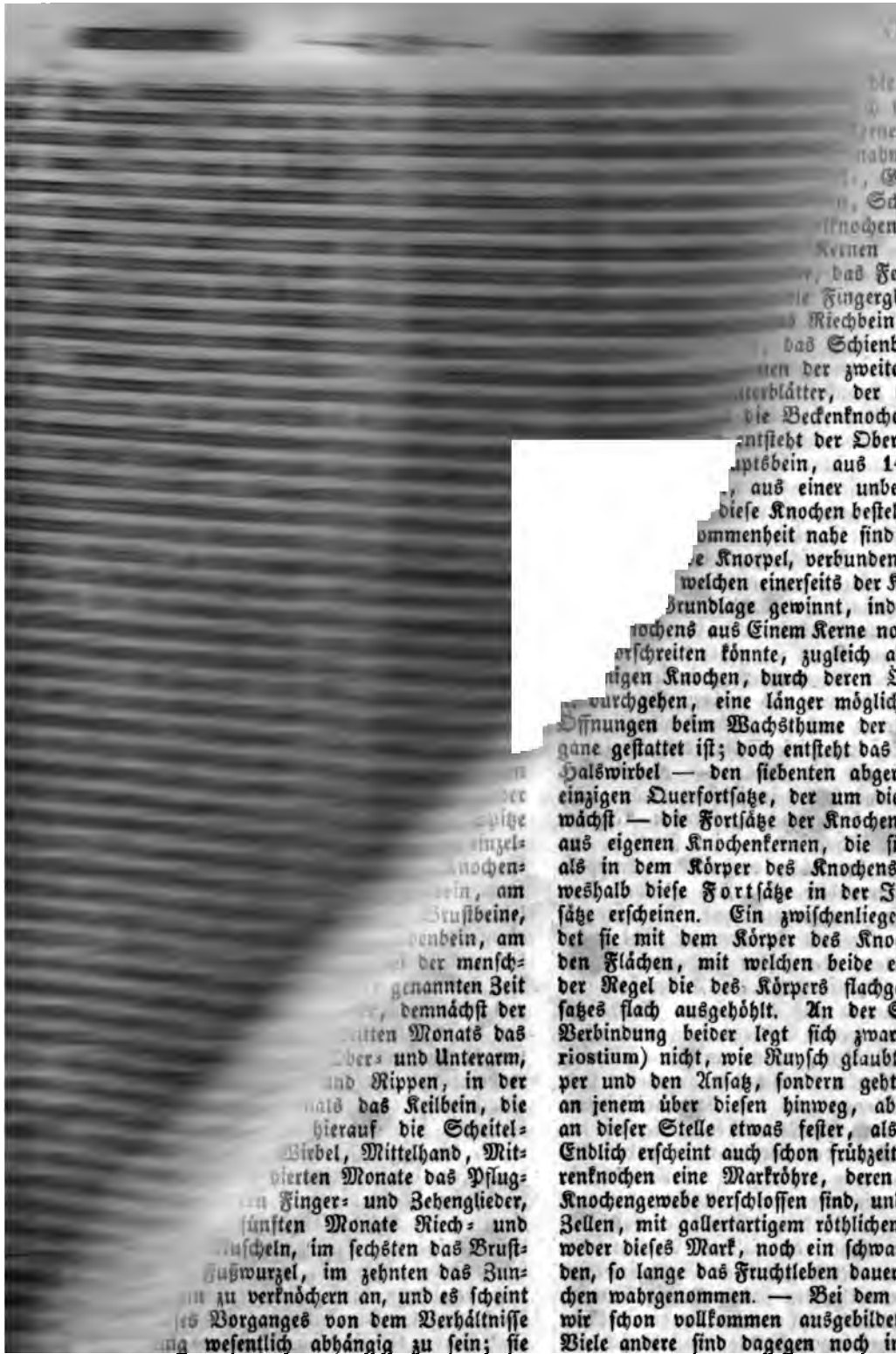
Osteoclasia f. Knochenbruch u. Osteomalacia.

OSTEOCOLLA, OSTEOCOLLE, dann Osteita, Osteites, Osteolignosa, Ammosteos, Enosteos, Osteostom, Psammosteum, Steleostom, L. morochius, L. ossifragus, Steinbein, Beinwell, Steinbein, Steinbein, nannte man eine fossile Schwämme, leicht zerreib-

durchlöcherter Oberfläche, welche zuweilen sandig ist und fest an die Zunge klebt, und bald für Korallenreste, bald für verwitterte Knochenstücke, bald für Baumwurzeln bald für eine Art Mergel ausgegeben wurde, Ähnlichkeit mit zerbrochenen Knochen hat, und zur Heilung von Beinbrüchen gute Dienste leisten sollte. — Was man in der Regel so genannt, sind Baumwurzeln, die, im Moose als sie sich in mergeligem Boden zersetzen, von Kalksalz durchdrungen wurden, der zuletzt mit der Form dieser Wurzeln allein übrigblieb. Wol mögen auch wirklich verwitterte Knochen oft darunter begriffen worden sein. Sehr ausführlich behandeln diesen Gegenstand Gleditsch in den Memoir. de l'acad. roy. de Berlin 1748, III (Hamburg. Magaz. VIII. 6, 574 fg.) und Schröber im lithologischen Real- und Verbal-Lexikon V, 1782, S. 59 und I. 143—150. (H. G. Schmidt)

OSTEOCOPUS (Osteocopus) sc. dolores, Hippocrates, Galen und den Alten überhaupt, die Knochen gleichsam brechende Schmerzen, namentlich ausschließlich der venerische Knochenkrankheit, in diesem Sinn ist das Wort so lange bekannt, als die Syphilis selbst, und namentlich bei Syphilis, einer der ältesten Schriftsteller, die Krankheit, unter jenem Namen die Krankheit, der jedoch nur eine Lustsuche auf ihrer Seite, die Kranken oft mehr, als die Krankheit selbst, martert, und zuweilen die Länge bedeutend, die Krankheit, der sündende, bald durch seine Schläflichkeit, auch durch

er erre gen



Die meisten Knochen entstehen aus vergrößerten und so genannten Kernen. Aus Einem Kerne entstehen das Schwanzbein, das Hals-, Gaumen-, Foch-, Nasen-, Schlüsselbeine, Knie- und Ellenknochen (mit Ausnahme der Kernen das Stirnbein, das Hinterhauptbein, das Fersenbein, Mittelhand- und Mittelfußknochen, die Fingerglieder; aus drei Kernen das Riechbein, der Oberkiefer, die Unterkiefer, das Schienbein und das Wadenbein, die ersten drei Halswirbel, die ersten sechs Rippenblätter, der Ellbogenknochen, der Humerus, die Beckenknochen; aus sieben Kernen entsteht der Oberarmknochen, aus eilfen das Mittel- und Endphalanxbein, aus 14 das Keilbein, aus einer unbestimmten Anzahl das Hinterhauptbein. Diese Knochen bestehen daher auch, wenn die Verbindungspunkte nahe sind, aus mehreren, durch Gelenke oder Knorpel verbundenen Stücken, ein Umstand, welcher einerseits der Körper in kürzerer Zeit die Grundlage gewinnt, indem die Entwicklung des Knochens aus Einem Kerne nothwendig nur langsam voranschreiten könnte, zugleich aber auch andererseits die Verbindungspunkte zwischen Knochen, durch deren Öffnungen Blutgefäße durchgehen, eine länger mögliche Erweiterung dieser Öffnungen beim Wachstume der hindurchgehenden Organe gestattet ist; doch entsteht das Wirbelarterienloch der Halswirbel — den siebenten abgerechnet — aus einem einzigen Querspross, der um die Schlagader herumwächst — die Fortsätze der Knochen verknöchern meistens aus eigenen Knochenkernen, die sich bald ebenso früh, als in dem Körper des Knochens zeigen, bald später, weshalb diese Fortsätze in der Jugend noch als Anknorpel erscheinen. Ein zwischenliegender Knorpel verbindet sie mit dem Körper des Knochens, und es ist an den Flächen, mit welchen beide einander berühren, in der Regel die des Körpers flachgewölbt, die des Anknorpels flach ausgehöhlt. An der Stelle der knorpeligen Verbindung beider legt sich zwar die Weinhaut (periostium) nicht, wie Ruysch glaubte, zwischen den Körper und den Anknorpel, sondern geht ohne Unterbrechung an jenem über diesen hinweg, aber sie sitzt allerdings an dieser Stelle etwas fester, als an andern Punkten. Endlich erscheint auch schon frühzeitig innerhalb der Röhrenknochen eine Markhöhle, deren beide Enden durch Knochengewebe verschlossen sind, und es bilden sich darin Zellen, mit gallertartigem röthlichem Mark erfüllt, aber weder dieses Mark, noch ein schwammiges Gewebe werden, so lange das Fruchtleben dauert, in den flachen Knochen wahrgenommen. — Bei dem reifen Embryo finden wir schon vollkommen ausgebildet die Gehörknöchelchen. Viele andere sind dagegen noch in mehrere Stücke getrennt, wie das Stirnbein, das Riechbein, der Unterkiefer, der Oberarm, der Oberschenkel und der Atlas in zwei Stücke; das Keilbein, die Wirbel und die Beckenknochen in drei, das Schläfenbein, Hinterhauptbein und

... mit jener der Knorpelbildung nicht die Zahl der Verknöcherungspunkte in den Knorpeln ist verschieden, denn nur für wenige einfach gebildete Knochen bildet sich ein ein-
 v. B. u. R. Dritte Section. VI.

der zweite Halbknöchel im vier, das Kreuzbein im 21 Jahre. Manche Knochen sehen nach einzelnem Verknöcherungsgrade, zumeist am Rickenbeine die senkrechte Linie, am Schenkelbeine die Fortsätze, am Oberarm und an den Fingern und Zehengliedern das obere Endstück, sowie das untere am Schenkelbeine, den Mittelhand- und Mittelfußknochen; ferner am Oberarm das obere Endstück und die zwei Köpfe, das hintere Endstück an den Rippen; das obere und untere am Oberarm, der Speiche und dem Radiusbeine, am Ulna der Rippen. Die oberen Hörer des Zungenbeines, die Kniebeine, die unteren Schambeine, die vier Knochen der oberen Kehle in der Handwurzel, das große und kleine viersichtige Bein, das Kniebein der Fußwurzel und die drei Keilbeine zeigen alsdann noch gar keine Spur der Verknöcherung. Die Knochenbildung des Organismus zu vollenden ist demnach dem Leben nach der Geburt vorbehalten, während dessen immer mehr und mehr erdige Theile in die knorpelige Grundlage der Knochen niedergelegt werden. Ohne in eine genauere Schilderung dieses letzten allmählichen Fortschreitens der Knochenbildung nach der Geburt einzugehen, welche die Leser ausführlich bei Meade (Anst. Handb. der gerichtl. Med. IV. S. 74—92) nach Becard und vorzüglich nach Meckel gelehrt finden, bleibt uns über diesen Gegenstand nach Folgendem im Allgemeinen zu bemerken. Die knorpeligen Zwischenstücke der aus mehreren Stücken bestehenden Knochen werden nach der Geburt allmählig mit Knochenstoff angefüllt, und diese Stücke dadurch zuletzt in Eins verwandelt, und die Ansätze — obwohl nicht alle zu gleicher Zeit, und früher in stärkern (dabei auch in männlichen), als in schwächlichen, kranken Körpern, zumal bei vorhandener Rachitis — im Fortsatz, an denen zuletzt jede Spur der früher vorhandenen knorpeligen Verbindung verschwunden ist. Im gleichen Verhältnisse sehen wir Hervorragungen und Vertiefungen, welche früher an den einzelnen Knochen gar nicht wahrnehmbar waren, entstehen, oder früher vorhandene flacher werden, z. B. den Rippenfortsatz, die Tuberosität der Speiche, die Vertiefungen auf der inneren Fläche der Hirnschale u. dergl. m., welche Erscheinungen man einerseits vom Zuge der Muskeln, welche an solche allmählig flacher hervortretende Punkte der Knochen angeheftet sind, wie namentlich des Biceps und des Sternocleidomastoideus, andererseits vom Druck weicher Theile, wie namentlich der Schlagadern, der Hirnhäute und des Gehirns, abgeleitet hat, — gewiß nicht ganz mit Unrecht, obwohl diese allerdings rein mechanische Ansicht die von manchen Neuern dagegen erhobenen Einwürfe, daß man nämlich Erhabenheiten auch an solchen Stellen der Knochen wahrnimmt, an denen gar keine Muskelinsertion stattfindet, daß andere vorhanden sind, ehe die Muskelkraft jene Höhe erreicht hat, auf welcher sie die in Rede stehende Wirkung hervorbringen könnte, daß es sich auf ähnliche Weise mit den Knochenvertiefungen verhält, nur daß insbesondere bei Kranioccephalen das Schädeldgewebe und der Schädelgrund dieselben Eindrücke wahrnehmen lassen, welche beim Vorhandensein des Gehirns

als Wirkungen desselben angesehen werden u., nicht ganz zu erledigen vermag. Wie dem aber auch sein mag, allmählig werden die Oberflächen der Knochen ebener, die Röhrenknochen nehmen mehr oder weniger eine prismatische Gestalt an. Es bilden sich allmählig die innern Höhlen der Knochen, z. B. die Stirnhöhlen, die Röhre der Schädelknochen, die Größe des Kopfes tritt nach und nach in ein richtiges Verhältniß zum übrigen Körper, indem das Wachsthum des Kopfes sich gegen jenes des Beckens und der Beine verändert, bis endlich im männlichen Alter das Gerippe seine höchste Entwicklung erreicht hat, von welcher es im höhern Alter wieder herabsteigt. Die Knochen, welche in diesem höhern Alter eine gelbe Farbe annehmen, werden zugleich, sowie die Starrheit der Faser im Körper überhaupt allmählig immer größer wird, die kleinern Schlagadern unwegsam werden, und die Ernährung mangelhaft wird, allmählig dünner und beträchtlich leichter, besonders die weiblichen; die Diploe der flachen Knochen verschwindet nach und nach ganz, und die zunehmende Menge der erdigen Theile im Körper erhöht die Sprödigkeit der Knochen, weshalb Brüche dieser letztern im Greisenalter so leicht erfolgen. Wenn Ribes (Bulletin de la faculté de Paris, 1819. nr. 11.) diese größere Brüchigkeit der Knochen nicht, nach dem Beispiel anderer Physiologen, dem Uebermaß an phosphorsaurer Kalkerde beimessen zu dürfen glaubt: so fehlt es zur Zeit noch diesem Widerspruch an triftigen, entscheidenden Gründen, während es unbezweifelte Thatsache ist, daß bei den Knochen älter Leute auch die Markzellen verschwinden, und das Mark, wenn auch seine Menge sich nicht überhaupt vermindern sollte, eine mehr dünne und wässrige Beschaffenheit annimmt. Aber auch der bisher beschriebene eigentliche Verknöcherungsvorgang ist dem Greisenalter keineswegs fern; er geht alsdann vielmehr in gewissen Theilen sehr lebhaft von Statten. Die Knorpel namentlich, welche ebenfalls mit dem Alter dichter und spröder werden, daher auch ihre Federkraft verlieren, verknöchern in dieser Zeit des Lebens sehr häufig, die sogenannten unbeständigen meistens bald nach dem 60. Jahre, die beständigen in der Regel erst später, oder sie werden, wenigstens Anfangs, wie von einer Art von Knochenrinde überzogen, wobei jedoch eine genauere Untersuchung meistens einen Knochenkern in ihrer Mitte nachweist. Ähnlichen Veränderungen sind alle Gewebe des Körpers, das Zellengewebe, die Muskelsubstanz, die Sehnen, besonders auch die Häute der Schlagadern u. im Alter unterworfen, und so häufig ist in dieser Lebenszeit die Verknöcherung der Knorpel des Kehlkopfes, der Luftröhre, der Rippen u., daß Morgagni (De causa et sedit. morbor. epist. 236) es bei einer Frau von 64 Jahren als sehr auffallend bezeichnen durfte, daß an ihrer Leiche keine Verknöcherung der Rippenknorpel wahrnehmbar war. Freilich fand Harvey (Philosoph. Transact. Lond. 1669. p. 887) selbst in der Leiche eines Mannes, der ein Alter von 152 Jahren erreicht hatte, und dessen Körper fleischig und fett bis zum Tode geblieben war, die Eingeweide gesund und keinen Knorpel verknöchert; ja es scheint überhaupt

eine erwiesene Thatsache, daß grade bei Individuen, die ein ganz ungewöhnlich hohes Lebensalter erreichen, diese Verkünderungen der Knorpel u. nicht wahrgenommen werden. Nichtsdestoweniger ist dieser Vorgang im Allgemeinen als ein charakteristischer des Alters anzusehen, und es ist mit Recht schon von Andern als sehr bemerkenswerth bezeichnet worden, daß er mit einem entzündlichen, mindestens congestiven Zustande des verkündernden Theiles im wesentlichen Zusammenhange zu stehen scheint, indem er dem Greisenalter keineswegs ausschließlich zukommt, man vielmehr oft in den Leichen jüngerer Personen die Knorpel des Larynx nach entzündlichen Affectionen desselben, die der Rippen nach chronischen Pneumonien u. findet, auch diesen Befunden analog viele Erscheinungen genannt werden müssen, welche wir in Folge arthritischer Affectionen u. zu sehen gewohnt sind.

Ihre letzten Umwandlungen erleiden die Knochen nach dem Tod, obwol sie, als die härtesten Theile des Körpers, der Verwesung am spätesten anheimfallen. Zuerst wird die thierische Materie unter Einwirkung der Luft und des Wassers zerstört und verflüchtigt, und nach dem später auch die Phosphorsäure zum Theil ausgelaugt oder zersetzt ist, wird der Knochen mürbe, leicht zerreiblich und zerfällt endlich in Staub. Daß dies, besonders unter gewissen Umständen, oft erst sehr spät geschieht, ist bekannt, und wir beschränken uns darauf, noch zu bemerken, daß man in Knochen, welche 700 Jahre in der St. Genovesen-Kirche gelegen hatten, ein purpurrothes Pigment und Krystalle von phosphorsaurem Kalk mit Ueberschuß von Phosphorsäure und etwas phosphorsaurem Talk angetroffen hat. (*Fourcroy* und *Vauquelin*, *Annal. du muséum national d'hist. nat. Paris*. Vol. X. p. 1 sq. *Rob. Nesbitt*, *Human osteogeny explained*. (London 1736.) *A. de Haller*, *Deux mémoires sur la formation des os*. (Lausanne 1758. 12.) *Scarpa*, *De penitiori ossium structura*. *Bichat*, *Anatomie générale*. T. III. K. F. *Burdach*, *Die Physiologie als Erscheinungswissenschaft*. 2. Thl.)

OSTEOGLOSSUM *Vandelli* (Pisces). Eine von Cuvier angenommene Gattung mit *Sudis* nahe verwandt, besonders durch zwei Bartfäden unterschieden, welche von der Verbindung des Unterkiefers herabhängen, die Aterflosse mit der Schwanzflosse vereinigt, die Zunge knochig, durch eine Menge kleiner, kurzer, grader und abgestufter Zähne so raub, daß man sie benutzte als Raspel, um Früchte zu zerkleinern. Typus dieser Gattung ist ein ziemlich großer Fisch aus den brasilischen Gewässern. *O. Vandelli* *Cuv.* zu dem Cuvier als Synonym *Ichnosoma bicirrhosum* *Spix* *Taf. 25* zieht. Gehört zur Familie *Clupeidae*. (*D. Thon*.)

OSTEOLEPIS (Paläozoologie). Der Name *Osteolepis* (von *ὀστέον*, Knochen, und *λεπίς*, Schuppe = Knochenschuppe) bezeichnet, nach Valenciennes' Vorschlag, ein Geschlecht fossiler Fische, wahrscheinlich dem Süßwasser angehörig und mit *Lepisosteus* verwandt, welches *Sedgwick* und *Murchison* in den zwischen *Dred* Sandstone und *Beckstein* liegenden Schiefen von *Gaitth-*

neß gefunden, *Agassiz* aber nur mit Zweifel in sein System der Ganoiden aufgenommen hat, da es nach seiner Vermuthung wol zu *Amblypterus* oder *Palaeoniscus* gehören könnte. Eine Diagnostik davon ist bisher noch nicht gegeben worden. *Osteolepis* hat die Schuppen von *Lepisosteus*, die Bauchflossen sehr weit nach Hinten, die Aterflosse fast ganz unter der Rückenflosse, welche mithin selbst weit nach Hinten steht. Schwanzflosse (?) gabelförmig, wodurch dieses Genus besonders von *Lepisosteus* abweicht. Zwei Arten: *O. macrolepidotus* und *O. microlepidotus* *Valenc.*, *Sedgwick* et *Murch.* p. 144 sind nur durch die Größe der Schuppen von einander verschieden *). (*H. G. Bronn*.)

OSTEOLITHI (Paläozoologie), Knochensteine (aus *ὄστρον*, Knochen, und *λίθος*, Stein) ist die üblichste Benennung zur Bezeichnung der fossilen Knochen im Allgemeinen und ohne Rücksicht auf Thierart und Versteineringzustand.

Luyb und Andere haben jedem dieser Knochen, die sie nach Glibed und Thierart gar oft nicht zu deuten wußten, nach ihrer Form und allerlei Zufälligkeiten einen besondern Namen beigelegt, als: *Cartilago*, *Craticulum*, *Locularia*, *Maxillaria*, *Scapularia*, *Solearia*, *Vertebella*, *Xylosteon* etc. Andere theilten die fossilen Knochen ein in *Osteolithi hominum*, *mammalium*, *avium* etc. (*S. Linné*, *Gmelin* u.) Vorzüglich durch die Bemühungen *Cuviers*, von *Sömmerings*, *Goldfuß*, *Rosenmüllers* u. sind spätere *Dryktozoographen* zur bessern Deutung fossiler Gebeine in Stand gesetzt worden.

Die Classen und Ordnungen der Thiere sind nicht wohl durch Charakter zu erkennen, welche allen Knochen einer ganzen Classe oder Ordnung gemeinsam wären. — Was den chemischen Bestand der fossilen Knochen anbelangt, so ist solcher, abgesehen von den Zersezungen und der Imprägnation mit Mineralsubstanzen, welche sie im fossilen Zustand erfahren haben, mehr von der Nahrung eines Thieres, als von der Classe und Ordnung abhängig, der es angehört, wie folgende Zusammenstellung der Analysen von *de Barros* ¹⁾ ergibt, welche vorzüglich auf den Gehalt von kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk gerichtet waren.

	Kohlenf. Kalk.	Phosphors. Kalk.
Löwe	0,025	0,950
Hammel	0,193	0,800
Huhn	0,104	0,886
Frosch	0,024	0,952
Fische	0,053	0,919

Doch ist insbesondere bei den aus den Säugethieren entnommenen zwei Beispielen ersichtlich, wie die von animalischer Kost lebenden Thiere noch mehr phosphorsau-

*) *Sedgwick* und *Murchison* in den *Transact. of the geological Society of London*. New Series. 1829. III. 144. *Woodward*, *Synoptical Table of British organic remains*, p. 37. *Agassiz*, *Recherches sur les poissons fossiles*. (Neufchâtel. 4.) II. 5. *Jahrb. f. Min.* 1833. S. 472. v. *Meyer*, *Palaeologia* (Frankf. 1832.) S. 305.

1) *Journ. de Chim. médic.* 1828, Juin, p. 289.

ren Kalk in der Zusammensetzung ihrer Knochen enthalten, als die bloßen Herbivoren.

Dem Gefüge nach erscheint die zellige Structur der Knochen unterer Classen gröber (was besonders im verwitterten Zustande mehr hervortritt) als die der Säugethiere, während bei den Vögeln die Röhrenknochen größtentheils, vorzüglich die der Flügel von Tertur dichter, innen hohl, die Höhle mit glatten Wänden versehen sind, wodurch theils ihre zum Fluge bei ihrer verhältnißmäßigen Länge nöthige Stärke ohne Vermehrung der Schwere zunimmt, theils eine Art von Respiration auch im Innern der Knochen möglich wird, indem aus dem Körper Luft durch besondere Öffnungen in jene Knochen treten und sich darin erneuern kann. Der Schädel zerfällt bei den drei niedrigeren Wirbelthierclassen in eine viel größere Anzahl durch Nähte mit einander verbundener, und auch in höherem Alter sich nicht vollständig vereinigender Knochenstücke, als bei den Säugethiern, sodas jedes Schädelbein dieser letztern bei erstem wieder aus mehreren zusammenge setzt ist und der Schädel sich weniger leicht vollständig erhalten hat.

Man ist häufig in Verlegenheit, die erst neuerlich in die Erde gekommenen Knochen rücksichtlich ihres geologischen Alters von denen der Diluvial- und ganzen Terturzeit zu unterscheiden, da beide auf ähnliche Art vorkommen können, nämlich bloß calcinirt, mehr oder weniger ihrer organischen Bestandtheile (die im frischen Zustande bis zu 0,40 betragen können) beraubt, mürbe oder hart — oder (in Tropfsteinhöhlen und Breccien) mit Kalksinter so durchdrungen, daß dieser nur einen Theil der Knochenzellen ausfüllt, und die ursprüngliche Knochensubstanz und Textur immer sichtbar erscheint. Ent halten die kalkhaltigen Wasser noch andere Erdbestandtheile chemisch, oder in sehr fein zerkleinertem Zustande mechanisch aufgelöst, so werden die Knochen auch davon imprägnirt (Kalkerde u.). Liegen die Knochen an freier Luft, der Sonne und dem Regen wechselsweise ausge setzt, so zersehen sie sich schneller, büßen schneller ihre organischen Bestandtheile ein, als im beständigen Schat ten, unter Dach, oder in der Erde, und hier in der Luft und Wasser durchlassenden Sandschichten schneller, als in undurchlassendem Thone. Werden sie von mineralhaltigen und abseigenden Wassern durchzogen (was aber wieder eine lockere Mergel- oder Kalksanderde vorauszusetzen pflegt), so verlieren sie ihre organischen Gemengtheile um so schneller, je rascher aus jenen sich Erdbestandtheile in ihnen absetzen. Daher ist weder das Imprägnirtsein der Knochen mit Kalkerde, noch jenes mit in dem sie umschließenden Boden nur höchst spärlich vorkommenden Erdarten (M. de Serres), noch der Mangel an organischen Elementen und das hievon bedingte Anhängen derselben an die feuchte Lippe (Buck land) ein sehr sicheres Kennzeichen des geologischen Alters der Knochen. Jene sehr durchlassenden oberflächlichen Erdschichten können in wenigen Decennien weiter zerseht sein, als die seit Jahrtausenden in dichten Bodenschichten eingeschlossen waren, wie durch Marcel de Serres aus vergleichenden Analysen erwiesen worden gegen

Buckland, der die Behauptung aufgestellt hatte, daß das Anhängen an der Zunge oder Lippe bei den Knochen der Breccien und Diluvial-Niederschläge ebenso beständig, als das bei denen der Alluvionen, Torfmoore, römischen Gräber und Druidenhügel (zu Pairland und Wofey-Hall) selten sei²⁾.

Die kleinen, innen dichten, nach allen Richtungen ungefähr gleichgroßen Beine der Hand und des Fußes pflegen sich gegen mechanische Zerstörung jeder Art am besten zu erhalten; ebenso die mit Schmelz überzogenen Zähne, welche von größern Raubthieren nie mit gestresen werden, aber ihrer ungleichen Zusammensetzung wegen, wenn sie einmal stärker abgenutzt worden, sich auch ungleich zusammenziehen und ausdehnen, und daher leicht bersten und sich zersplittern; sie sind glücklicher Weise die zum Erkennen der Thiere nach Classe, Genus und Art am meisten geeigneten Theile. Schwieriger erhalten sind die Unterkiefer und die langen Röhrenknochen, welche letztere ihres markigen Inhaltes wegen von Raubthieren immer gern angenagt werden. Die flachen Knochen (Schulterblatt, Schädel und Beckentheile) werden durch jeden auf ihre große Fläche wirkenden mechanischen Druck am meisten zerstört. Schulterblatt und Becken kommen daher nur selten vor. (H. G. Bronn.)

Osteolithus, f. Osteocolla.

OSTEOLOGIE (*Ὀστέον* — *λόγος*), Knochenlehre, derjenige Theil der Anatomie, welcher sich mit der Untersuchung und Beschreibung der Knochen, sie mögen sich im frischen oder getrockneten Zustande befinden beschäftigt, weshalb die Erweiterung des medicinischen Lehrgebäudes durch eine Osteographie, wie sie von Manchen als eigenthümliche Doctrin angenommen worden ist, schwerlich nothwendig genannt werden, wenigstens in dem allgemein angenommenen Begriffe der Osteologie ihre Rechtfertigung nicht finden kann. Dieser älteste Zweig der anatomischen Wissenschaften — denn er ist der einzige, mit welchem schon die Alten vertraut waren, welche Schwierigkeiten auch ihren Forschungen in diesem Gebiet entgegenstanden — ist zugleich, wenn überhaupt irgend einem dieser Zweige der Vorzug vor den andern gegeben werden könnte, der wichtigste von allen insofern zu nennen, als auf ihm ebenso die gesammte Anatomie ruht, wie das Skelet die Grundlage des Körpers ausmacht. Gründliche osteologische Studien haben daher am sichersten allen anatomischen den Weg, und da dem Hippokratischen Irrthume, nach welchem die Anatomie dem Maler nützlicher sein soll, als dem Arzte, Kossint ganz richtig die Behauptung entgegenstellte, daß die Anatomie das Auge der Medicin genannt werden dürfe: so bedarf es keines Beweises, daß osteologische Studien, wie trocken sie auch an sich selbst unlesbar sind, dem ganzen medicinischen Studium die sicherste Basis gewähren, abgesehen von dem besondern Nutzen, welchen sie dem Wundarzt und dem Geburtshelfer bringen.

Die Knochen des menschlichen Körpers, denn von

²⁾ Buckl. in Ann. of Philos. 1827, August, und Journ. in n. Edinb. philos. Journ. 1827, July, p. 382, 383.

eine aus fibrösen Theilen und Zellstoffe gebildete, in der Frucht locker, im ältern Körper dichter den Knochen bekleidende, das ganze Gerippe überziehende Haut, von welcher nur die Gelenkflächen freibleiben, und welche am festesten an denjenigen Punkten des Knochens sitzt, wo der Körper eines Knochens mit dem Ansätze desselben grenzt, oder Flecken angeheftet sind. Sie ist sehr gefäßreich, zumal in jüngern Individuen, besitzt auch höchst wahrscheinlich zahlreiche einsaugende Gefäße, läßt aber keine in sie eindringende Nerven wahrnehmen, weshalb sie auch wenigstens die von den Alten ihr beige-messene hohe Empfindlichkeit jedenfalls nicht besitzt. An der Färbung der Knochen durch Färberröthe nimmt sie keinen Antheil. — Der Knorpel (cartilago), ein halb durchsichtiger Körper von milchweißer Farbe, glatt, in einem hohen Grade mit Federkraft begabt, dessen Natur zwar noch nicht genügend bekannt ist, der aber aus einem festen, mit zäher Lymphe angefüllten Zellgewebe zu bestehen scheint, und wenig Blutgefäße und keine Nerven besitzt, desto reichlicher aber mit Haargefäßen versehen zu sein scheint, durch welche er ernährt wird. Er ist mit der wesentlich von der Weinhaut nicht verschiedenen Knorpelhaut (perichondrium) überzogen. Der Knorpel selbst unterscheidet sich aber desto wesentlicher vom Knochen dadurch, daß er weder Knochenstoff, noch Mark enthält, durch Färberröthe nicht gefärbt, durch Säuren nicht angegriffen wird, gebrochen nicht, wie der Knochen, durch eine Schwiele (callus), sondern durch eine Narbe heilt, auch vom Weinfraße nicht verzehrt wird. Im ausgebildeten Knochen befinden sich die Knorpel an den Enden desselben, doch bestehen auch viele andere Theile: die Ohrmuschel, die äußere Nase, der Kehlkopf u. aus Knorpelsubstanz, und da ursprünglich alle Knochen Knorpel sind, und nur ein Theil dieser letztern zu verknochern bestimmt ist: so ergibt sich hieraus von selbst der Unterschied der verknochernenden von den bleibenden Knorpeln (cart. ossoscentes — permanentes). Die nähere Untersuchung beider hat man zuweilen einer eigenen Doctrin, der Knorpellehre, Chondrologia (χόνδρος — κόρυς) überweisen zu müssen geglaubt. — Das Knochenmark, eine fette, ölige Substanz, welche sich in der Höhle der Röhrenknochen und der Diploë der flachen befindet, oder genauer in den mit der Markhaut, der sogenannten innern Weinhaut (tola medullaris Blumenb., periostium int.) überzogenen Zellen der Knochen. Diese Substanz, deren Masse in den Röhrenknochen am größten ist, erscheint in den Knochen der Embryonen nur als eine Gallerte, die sich aber allmählig in Fett verwandelt, zeigt in Erwachsenen eine grüngelbe, im Alter eine dunkelgelbe — beim Geruche der Färberröthe unverändert bleibende — Farbe. Zahlreiche Blutgefäße, Zweige der erkrankenden Schlagadern des Knochens, verbreiten sich in seiner Markhaut, welche durch das diese Gefäße bekleidende Zellgewebe mit der äußern Weinhaut gewissermaßen verbunden ist, doch ist es unerwiesen und ungewiß, ob die Knochenmark Nerven besitze.

Die Verbindung der Knochen unter einander

sehr fruchtbarer für die Kunst des Wundarztes. Es sind aber im Allgemeinen die Knochen theils unter einander so verbunden, daß dadurch Bewegung derselben vermittelt wird (Diarthrosis), theils dergestalt, daß eine solche Bewegung der verbundenen Knochen unmöglich ist (Synarthrosis). Dieser letztere Fall findet statt, wo entweder zwei Knochen mit ihren zackigen Rändern ineinander greifen (wahre Nähte, Suturae verae), oder wenigstens mit rauhen Rändern aneinanderstoßen (falsche Nähte, Suturae spuriae, harmonia), oder wo ein Knochen in den andern, wie dies jedoch ausschließlich von den Zähnen gilt, eingeklebt ist (Gomphosis), oder wo zwei Knochen, wie z. B. die Schambeine unter sich, durch einen Zwischenkörper — Knorpel, starke sehnige Bänder — unbeweglich verbunden sind (Symphysis). Die zur Bewegung bestimmte Verbindung zweier Knochen ist nach dem Grade der stattfindenden Beweglichkeit verschieden, und diese letztere am geringsten bei der Amphiarthrosis, z. B. zwischen den Rippen und den Wirbelbeinen, größer beim Ginglymus, der eine Beugung und Ausstreckung erlaubt, noch freier bei der Rotatio, die einen Knochen sich um den andern in einem Halbkreise bewegen läßt, am freiesten bei der Arthrodia, die eine völlig kreisförmige Bewegung zuläßt. In diesen verschiedenen Fällen der Diarthrosis finden sich an den Verbindungsstellen der Knochen, dem Gelenke (junctura) gewisse Theile, welche jene Bewegung der Knochen befördern, und es gehören namentlich dahin die Gelenkkapsel, der Gelenkfaß und die schon erwähnten überknorpelten Gelenkenden der Knochen. Die erstgenannte (Ligamentum capsulare) besteht da, wo die Bewegung sehr stark ist, aus einem äußern durch dichte fibröse Fasern gebildeten Theile, und der unter diesen befindlichen Synovial-Membran, welche letztere in allen Gelenken gefunden wird und einen verschlossenen Saß bildet, dessen innere Fläche feucht und daher glatt ist. Diese Membran ist es, welche den Gelenkfaß absondert, eine eiweißähnliche Feuchtigkeit, die aus der Gelenkkapsel, wenn sie geöffnet wird, sogleich hervorquillt, und es ist nicht weniger die Synovial-Membran, welche die überknorpelten Gelenkenden der Knochen beständig schlüpfrig erhält, wobei noch der Umstand die Bewegung erleichtert, daß die Wölbung des Endes eines der beiden verbundenen Knochen mit dem flachen oder ausgehöhlten Ende des andern grenzt, wodurch die Reibung beider vermieden wird. Außerdem ist die Bewegung mancher Gelenke auch noch durch die innern Knochenbänder, welche die Knochenenden stärker vereinigen und den Meniscus (Cartilago interarticularis), einen selbständigen Knorpel von zwei glatten, etwas ausgehöhlten Oberflächen, die von der Synovial-Membran überzogen und den überknorpelten Enden beider Knochen zugekehrt sind, mithin den gegenseitigen Druck derselben vermindern, erleichtert. — Wie nahe sich übrigens bei dieser ganzen Angelegenheit Knochenlehre und Bänderlehre (Syndesmologia, s. d. Art.) berühren, bedarf nicht erst der Bemerkung; doch scheint in syndesmologischer Hinsicht hier nur noch soviel angeführt werden zu müssen, daß die Knochenbänder weiße saferige

Bündel darstellen, die an mehreren Stellen schichtenweise über einander liegend ein gestreiftes Ansehen erhalten, und nach Maßgabe ihrer Bestimmung und der hiernach verschiedenen Stärke ihrer Fasern auch einen verschiedenen Grad von Federkraft zeigen.

Schon nach allem bisher Gesagten dürfte es nicht zweifelhaft erscheinen, daß wir im Obigen mit Recht die Rolle, welche das Knochen-system im thierischen Haushalte spielt, als eine sehr wichtige bezeichnet haben, und Näheres über diesen Gegenstand bleibt billig der Physiologie überlassen. Einige Worte über denselben mögen uns indessen hier noch vergönnt sein. Wenn die Knochen im Allgemeinen — theils mittelbar, theils unmittelbar — allen weichen Theilen zur Stütze, zum Befestigungspunkte, vielen edeln Organen (dem Gehirne, dem Herzen u.) zum Schutze gegen Angriffe der Außenwelt dienen, wenn sie — wie vornehmlich Krankheitszustände zeigen — einen entschiedenen Einfluß auf die Gestalt, die Beweglichkeit u. der weichen Theile haben, und wenn, wie sich von selbst versteht, die Muskeln nur mittelst der Knochen ihrem vielumsfassenden Zwecke genügen können; so ist unverkennbar, daß auch die einzelnen Theile jedes Knochen wichtigen Bestimmungen ihre eigenthümliche Beschaffenheit verdanken. Die Fortsätze der Knochen z. B., abgesehen davon, daß sie oft eine wesentliche Bedingung der Bewegung sind, dienen den Muskeln und Knochenbändern zur Befestigung, und sind daher auch meistens erst die Frucht der Wirksamkeit dieser Theile. Auf ähnliche Weise bilden sich und nutzen die Gruben der Knochen. Die Löcher und Kanäle derselben bieten den Gefäßen und Nerven Durchgangspunkte aus einer Höhle in die andere dar. Die Weinhaut, aus welcher freilich nicht, wie die Alten glaubten, der Knochen selbst entspringt, erleichtert doch bedeutend die Bewegung, indem sie die äußere Fläche der Knochen, an welcher die Muskeln unmittelbar befestigt sind, glatt macht, und trägt überdies zur Ernährung der Knochen bei, indem sie den

in dieselben eindringenden Gefäßen zur Befestigung dient. Das Mark vermindert jenes Gewicht, welches die Knochen nothwendig haben müßten, wäre ihre Höhle mit Knochenstoff oder einem andern schweren Körper erfüllt. Ob sich indeß der Nutzen des Knochenmarkes, wie Sommering annahm, hierauf beschränkt, ist noch unentschieden. Wol möglich, daß es, wie Andere meinen, auch dazu Einiges beiträgt, die Sprödigkeit des Knochen, dessen Poren er durchdringt, zu vermindern, wovon der Gegenbeweis wenigstens darin nicht gesucht werden kann, daß die Knochen des Embryo, ehe sie Mark enthalten, grade am wenigsten spröde sind. Sie verdanken offenbar in diesem Zeitraum ihre Geschmeidigkeit nicht dem Mangel des Markes, sondern lediglich ihrem geringen Gehalt an Knochenstoff.

Die Zahl der Knochen des menschlichen Körpers ist — auch abgesehen von dem Unterschiede, welchen in dieser Hinsicht der Körper der Frucht von dem des Erwachsenen darbietet, bei welchem letztern viele in der Frucht getrennte Knochenstücke in eins verschmolzen sind — nicht ganz genau zu bestimmen, da die Individualität der Bildung zahlreiche Anomalien (mitunter so häufig, daß sie kaum diesen Namen erhalten können) mit sich führt. Doch kann man ungefähr jene Zahl auf 249 bestimmen, von denen 59 auf den Kopf, 58 auf den Rumpf und 132 auf die Gliedmaßen zu rechnen sind. Durch ihre Ligamente in Verbindung erhalten, stellen sie ein natürliches Gerippe, durch Draht mit einander zur Form desselben vereinigt aber ein künstliches dar *).

(C. L. Klose.)

*) *Albinus*, De ossibus c. h. (Vindob. 1756.) De sceletio humano. (Lugd. Bat. 1762. 4.) *Icones ossium foetus humani.* (Lugd. Bat. 1737. 4.) *Tabulae sceleti et musculorum. c. h.* (Lugd. Bat. 1747. fol.) *Tabulae ossium.* (1758. fol.) *J. F. Blumenbach*, Geschichte und Beschreibung der Knochen des menschlichen Körpers. 2. Aufl. (Göttingen 1807.)

eine aus fibrösen Theilen und Zellstoffe gebildete, in der Frucht locker, im ältern Körper dichter den Knochen bekleidende, das ganze Gerippe überziehende Haut, von welcher nur die Gelenkflächen freibleiben, und welche am festesten an denjenigen Punkten des Knochens sitzt, wo der Körper eines Knochens mit dem Ansätze desselben grenzt, oder Flecken angeheftet sind. Sie ist sehr gefäßreich, zumal in jüngern Individuen, besitzt auch höchst wahrscheinlich zahlreiche einsaugende Gefäße, läßt aber keine in sie eindringende Nerven wahrnehmen, weshalb sie auch wenigstens die von den Alten ihr beige-messene hohe Empfindlichkeit jedenfalls nicht besitzt. An der Färbung der Knochen durch Färberröthe nimmt sie keinen Antheil. — Der Knorpel (*cartilago*), ein halb durchsichtiger Körper von milchweißer Farbe, glatt, in einem hohen Grade mit Federkraft begabt, dessen Natur zwar noch nicht genügend bekannt ist, der aber aus einem festen, mit zäher Lymphe angefüllten Zellgewebe zu bestehen scheint, und wenig Blutgefäße und keine Nerven besitzt, desto reichlicher aber mit Haargefäßen versehen zu sein scheint, durch welche er ernährt wird. Er ist mit der wesentlich von der Weinhaut nicht verschiedenen Knorpelhaut (*perichondrium*) überzogen. Der Knorpel selbst unterscheidet sich aber desto wesentlicher vom Knochen dadurch, daß er weder Knochenstoff, noch Mark enthält, durch Färberröthe nicht gefärbt, durch Säuren nicht angegriffen wird, gebrochen nicht, wie der Knochen, durch eine Schwiele (*callus*), sondern durch eine Narbe heilt, auch vom Weinsäure nicht verzehrt wird. Im ausgebildeten Knochen befinden sich die Knorpel an den Enden desselben, doch bestehen auch viele andere Theile: die Ohrmuschel, die äußere Nase, der Kehlkopf u. aus Knorpelsubstanz, und da ursprünglich alle Knochen Knorpel sind, und nur ein Theil dieser letztern zu verknochern bestimmt ist: so ergibt sich hieraus von selbst der Unterschied der verknochernenden von den bleibenden Knorpeln (*cart. ossescentes — permanentes*). Die nähere Untersuchung beider hat man zuweilen einer eigenen Doctrin, der Knorpellehre, *Chondrologia* (*χόνδρος — λόγος*) überweisen zu müssen geglaubt. — Das Knochenmark, eine fette, ölige Substanz, welche sich in der Höhle der Röhrenknochen und der Diploë der flachen befindet, oder genauer in den mit der Markhaut, der sogenannten innern Weinhaut (*tela medullaris Blumenb., periostium int.*) überzogenen Zellen der Knochen. Diese Substanz, deren Masse in den Röhrenknochen am größten ist, erscheint in den Knochen der Embryonen nur als eine Gallerte, die sich aber allmählig in Fett verwandelt, zeigt in Erwachsenen eine grüngelbe, im Alter eine dunkelgelbe — beim Genuße der Färberröthe unverändert bleibende — Farbe. Zahlreiche Blutgefäße, Zweige der ernährenden Schlagadern des Knochens, verbreiten sich in jener Markhaut, welche durch das diese Gefäße bekleidende Zellgewebe mit der äußern Weinhaut gewissermaßen zusammenhängt, dagegen ist es unerwiesen und unwahrscheinlich, daß das Knochenmark Nerven besitze.

Auch die Verbindung der Knochen unter einander ist ein lehrreicher Theil der Osteologie, insbesondere ein

sehr fruchtbarer für die Kunst des Wundarztes. Es sind aber im Allgemeinen die Knochen theils unter einander so verbunden, daß dadurch Bewegung derselben vermittelt wird (*Diarthrosis*), theils dergestalt, daß eine solche Bewegung der verbundenen Knochen unmöglich ist (*Synarthrosis*). Dieser letztere Fall findet statt, wo entweder zwei Knochen mit ihren zackigen Rändern ineinander greifen (wahre Nähte, *Suturæ verae*), oder wenigstens mit rauhen Rändern aneinanderstoßen (falsche Nähte, *Suturæ spuriae, harmonia*), oder wo ein Knochen in den andern, wie dies jedoch ausschließlich von den Zähnen gilt, eingekleift ist (*Gomphosis*), oder wo zwei Knochen, wie z. B. die Schambeine unter sich, durch einen Zwischenkörper — Knorpel, starke sehnige Bänder — unbeweglich verbunden sind (*Symphysis*). Die zur Bewegung bestimmte Verbindung zweier Knochen ist nach dem Grade der stattfindenden Beweglichkeit verschieden, und diese letztere am geringsten bei der *Amphiarthrosis*, z. B. zwischen den Rippen und den Wirbelbeinen, größer beim *Ginglymus*, der eine Beugung und Ausstreckung erlaubt, noch freier bei der *Rotatio*, die einen Knochen sich um den andern in einem Halbkreise bewegen läßt, am freiesten bei der *Arthrodia*, die eine völlig kreisförmige Bewegung zuläßt. In diesen verschiedenen Fällen der *Diarthrosis* finden sich an den Verbindungsstellen der Knochen, dem Gelenke (*junctura*) gewisse Theile, welche jene Bewegung der Knochen befördern, und es gehören namentlich dahin die Gelenkkapsel, der Gelenksast und die schon erwähnten überknorpelten Gelenkenden der Knochen. Die erstgenannte (*Ligamentum capsulare*) besteht da, wo die Bewegung sehr stark ist, aus einem äußern durch dichte fibröse Fasern gebildeten Theile, und der unter diesen befindlichen *Synovial-Membran*, welche letztere in allen Gelenken gefunden wird und einen verschlossenen Sack bildet, dessen innere Fläche feucht und daher glatt ist. Diese Membran ist es, welche den Gelenksast absondert, eine eiweißähnliche Feuchtigkeit, die aus der Gelenkkapsel, wenn sie geöffnet wird, sogleich hervorquillt, und es ist nicht weniger die *Synovial-Membran*, welche die überknorpelten Gelenkenden der Knochen beständig schlüpfrig erhält, wobei noch der Umstand die Bewegung erleichtert, daß die Wölbung des Endes eines der beiden verbundenen Knochen mit dem flachen oder ausgehöhlten Ende des andern grenzt, wodurch die Reibung beider vermieden wird. Außerdem ist die Bewegung mancher Gelenke auch noch durch die innern Knochenbänder, welche die Knochenenden stärker vereinigen und den *Meniscus* (*Cartilago interarticularis*), einen selbständigen Knorpel von zwei glatten, etwas ausgehöhlten Oberflächen, die von der *Synovial-Membran* überzogen und den überknorpelten Enden beider Knochen zugekehrt sind, mithin den gegenseitigen Druck derselben vermindern, erleichtert. — Wie nahe sich übrigens bei dieser ganzen Angelegenheit Knochenlehre und Bänderlehre (*Syndesmologia*, s. d. Art.) berühren, bedarf nicht erst der Bemerkung; doch scheint in syndesmologischer Hinsicht hier nur noch soviel angeführt werden zu müssen, daß die Knochenbänder weiße faserige

Bündel darstellen, die an mehren Stellen schichtenweise über einander liegend ein gestreiftes Ansehen erhalten, und nach Maßgabe ihrer Bestimmung und der hiernach verschiedenen Stärke ihrer Fasern auch einen verschiedenen Grad von Federkraft zeigen.

Schon nach allem bisher Gesagten dürfte es nicht zweifelhaft erscheinen, daß wir im Obigen mit Recht die Rolle, welche das Knochen-system im thierischen Haushalte spielt, als eine sehr wichtige bezeichnet haben, und Näheres über diesen Gegenstand bleibt billig der Physiologie überlassen. Einige Worte über denselben mögen uns indessen hier noch vergönnt sein. Wenn die Knochen im Allgemeinen — theils mittelbar, theils unmittelbar — allen weichen Theilen zur Stütze, zum Befestigungspunkte, vielen edeln Organen (dem Gehirne, dem Herzen u.) zum Schutze gegen Angriffe der Außenwelt dienen, wenn sie — wie vornehmlich Krankheitszustände zeigen — einen entschiedenen Einfluß auf die Gestalt, die Beweglichkeit u. der weichen Theile haben, und wenn, wie sich von selbst versteht, die Muskeln nur mittelst der Knochen ihrem vielumfassenden Zwecke genügen können; so ist unverkennbar, daß auch die einzelnen Theile jedes Knochen wichtigen Bestimmungen ihre eigenthümliche Beschaffenheit verdanken. Die Fortsätze der Knochen z. B., abgesehen davon, daß sie oft eine wesentliche Bedingung der Bewegung sind, dienen den Muskeln und Knochenbändern zur Befestigung, und sind daher auch meistens erst die Frucht der Wirksamkeit dieser Theile. Auf ähnliche Weise bilden sich und nutzen die Gruben der Knochen. Die Löcher und Kanäle derselben bieten den Gefäßen und Nerven Durchgangspunkte aus einer Höhle in die andere dar. Die Weinhaut, aus welcher freilich nicht, wie die Alten glaubten, der Knochen selbst entspringt, erleichtert doch bedeutend die Bewegung, indem sie die äußere Fläche der Knochen, an welcher die Muskeln unmittelbar befestigt sind, glatt macht, und trägt überdies zur Ernährung der Knochen bei, indem sie den

in dieselben eindringenden Gefäßen zur Befestigung dient. Das Mark vermindert jenes Gewicht, welches die Knochen nothwendig haben müßten, wäre ihre Höhle mit Knochenstoff oder einem andern schweren Körper erfüllt. Ob sich indeß der Nutzen des Knochenmarkes, wie Sömmering annahm, hierauf beschränkt, ist noch unentschieden. Wol möglich, daß es, wie Andere meinen, auch dazu Einiges beiträgt, die Sprödigkeit des Knochen, dessen Poren er durchdringt, zu vermindern, wovon der Gegenbeweis wenigstens darin nicht gesucht werden kann, daß die Knochen des Embryo, ehe sie Mark enthalten, grade am wenigsten spröde sind. Sie verdanken offenbar in diesem Zeitraum ihre Geschmeidigkeit nicht dem Mangel des Markes, sondern lediglich ihrem geringen Gehalt an Knochenstoff.

Die Zahl der Knochen des menschlichen Körpers ist — auch abgesehen von dem Unterschiede, welchen in dieser Hinsicht der Körper der Frucht von dem des Erwachsenen darbietet, bei welchem letztern viele in der Frucht getrennte Knochenstücke in eins verschmolzen sind — nicht ganz genau zu bestimmen, da die Individualität der Bildung zahlreiche Anomalien (mitunter so häufig, daß sie kaum diesen Namen erhalten können) mit sich führt. Doch kann man ungefähr jene Zahl auf 249 bestimmen, von denen 59 auf den Kopf, 58 auf den Rumpf und 132 auf die Gliedmaßen zu rechnen sind. Durch ihre Ligamente in Verbindung erhalten, stellen sie ein natürliches Gerippe, durch Draht mit einander zur Form desselben vereinigt aber ein künstliches dar *).

(C. L. Klose.)

*) *Albinus*, De ossibus c. h. (Vindob. 1756.) De sceletto humano. (Lugd. Bat. 1762. 4.) Icones ossium foetus humani. (Lugd. Bat. 1737. 4.) Tabulae sceleti et musculorum. c. h. (Lugd. Bat. 1747. fol.) Tabulae ossium. (1753. fol.) J. F. Blumenbach, Geschichte und Beschreibung der Knochen des menschlichen Körpers. 2. Aufl. (Göttingen 1807.)

100

101

102

103

104

105

106

107

108

109

110

111

112

113

114

115

116

117

118

119

120

121

122

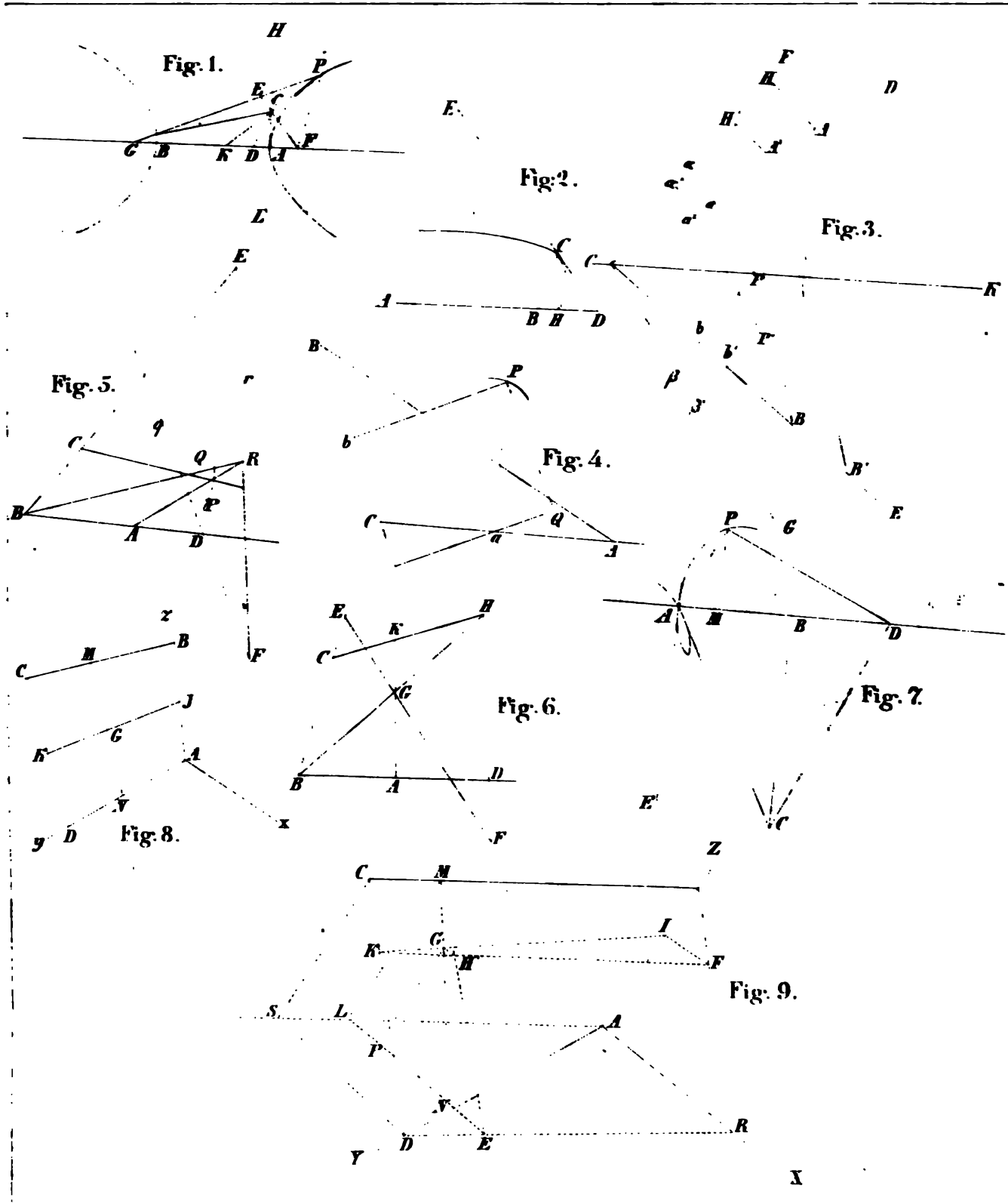
123

124

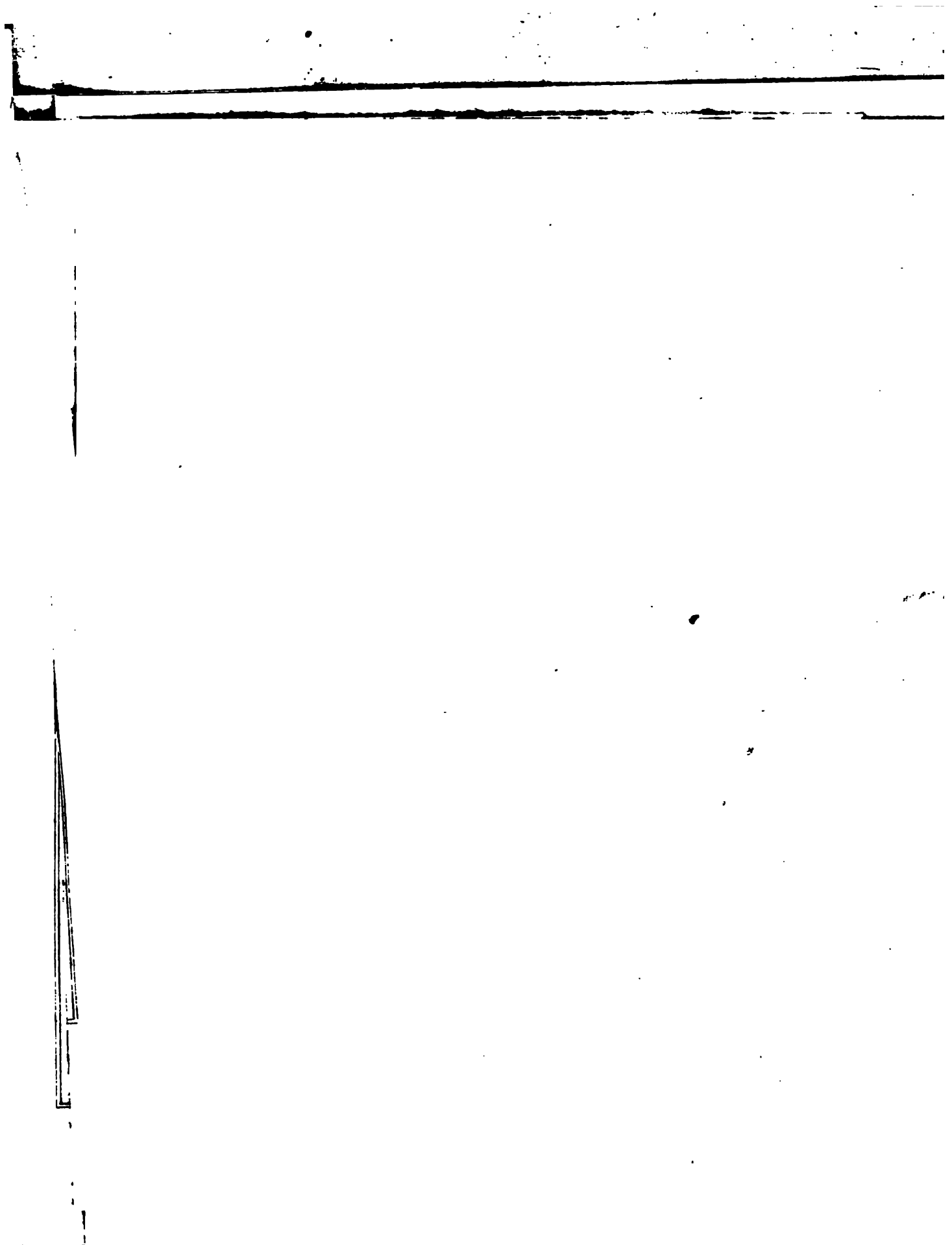
125

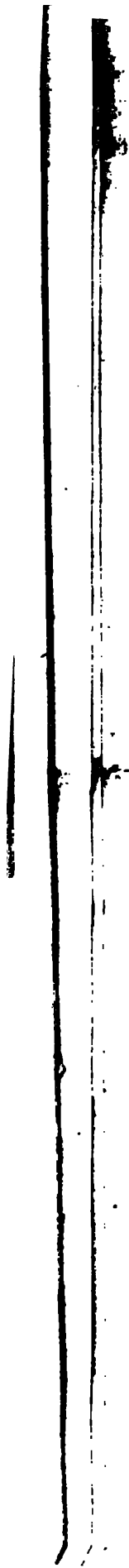
126

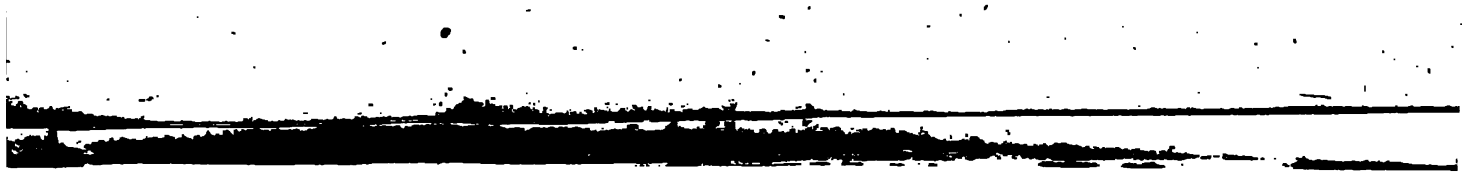
Zum Artikel: Ort, (geometrischer)

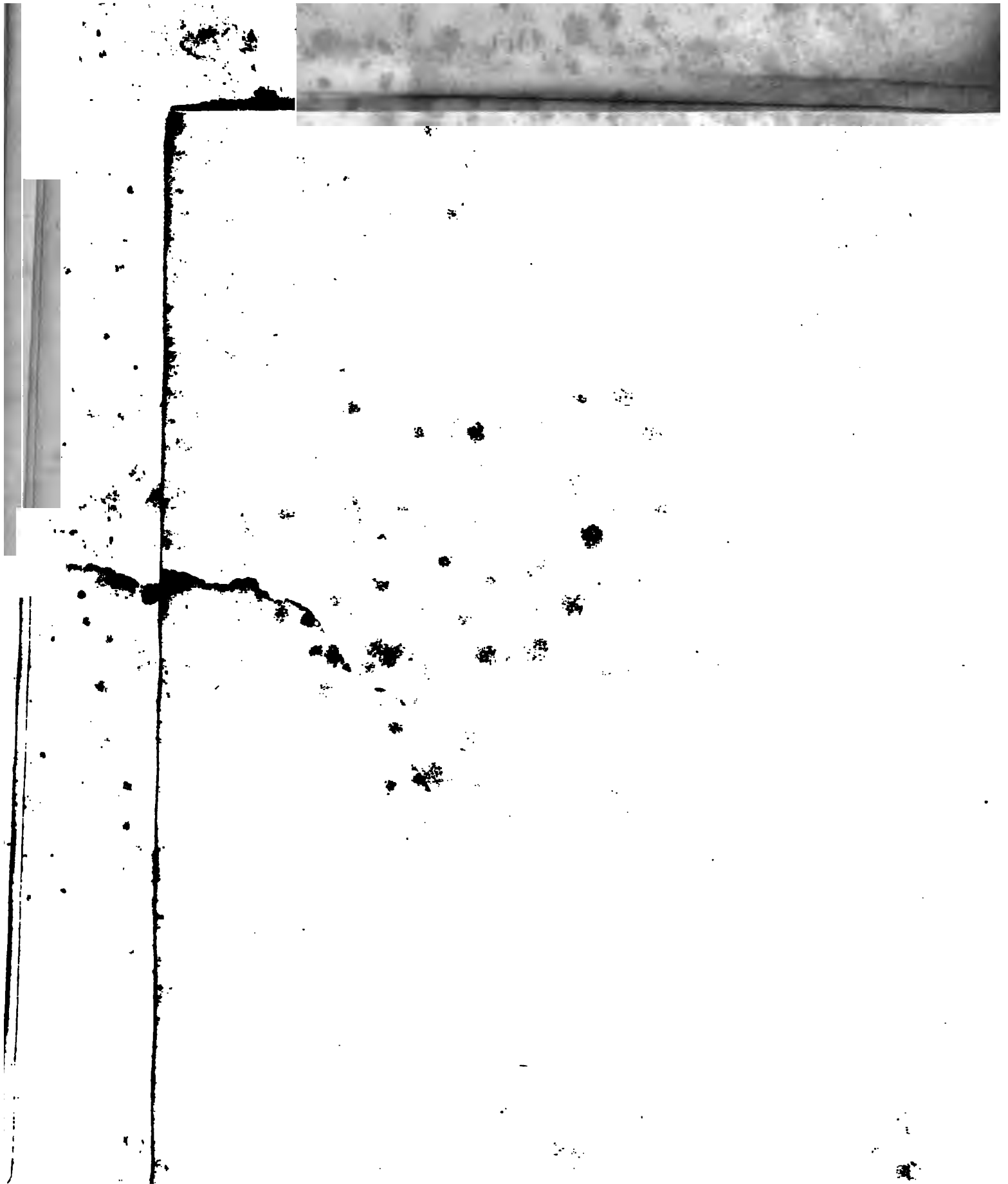


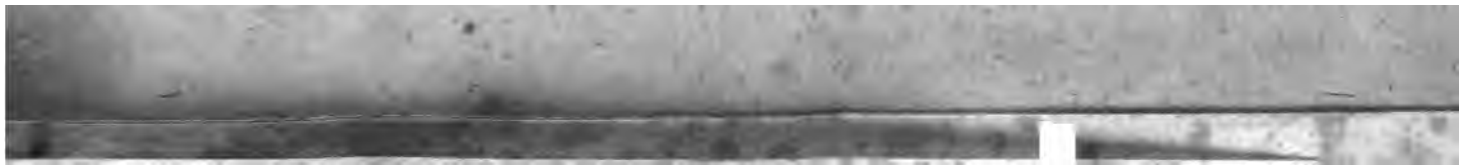


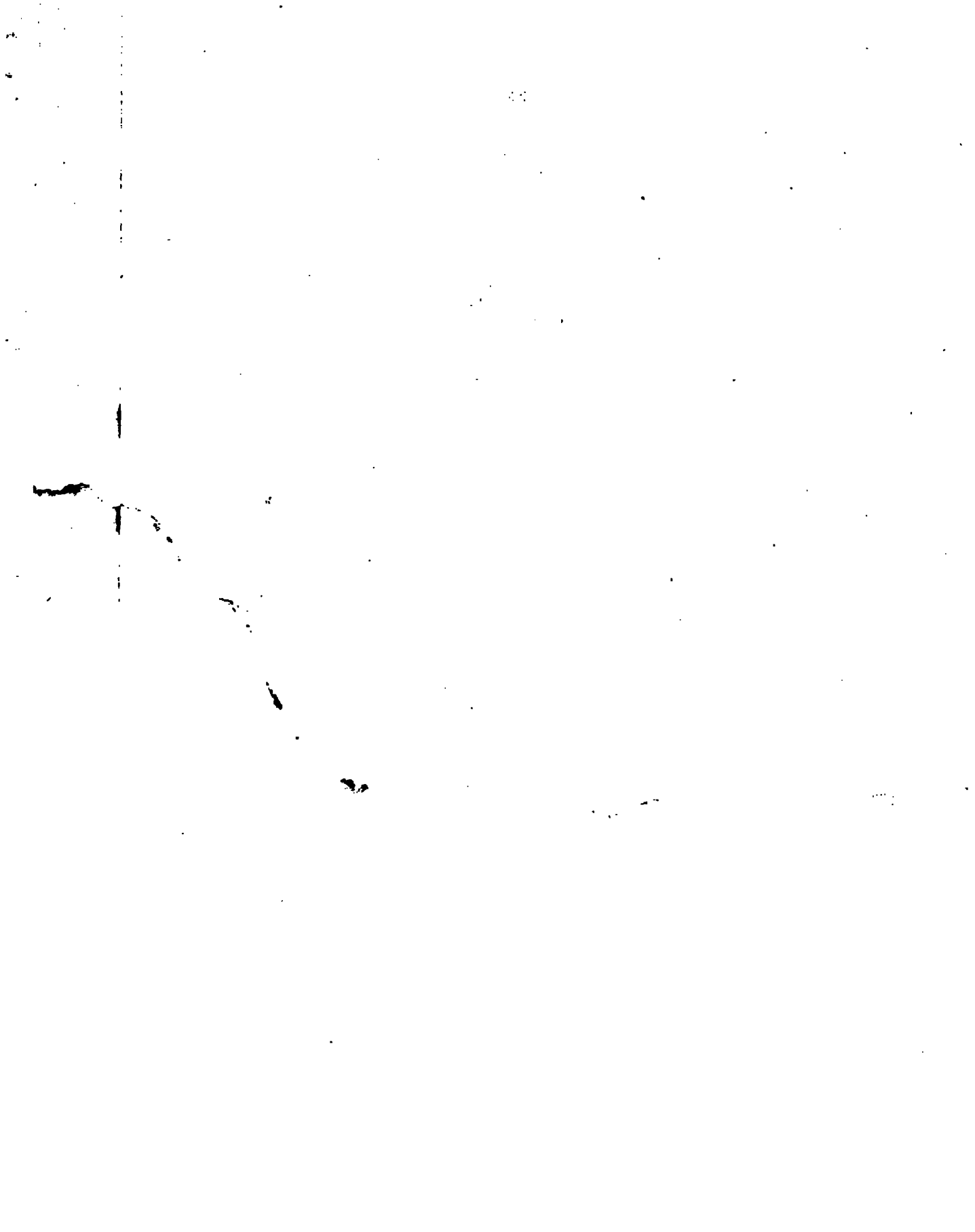


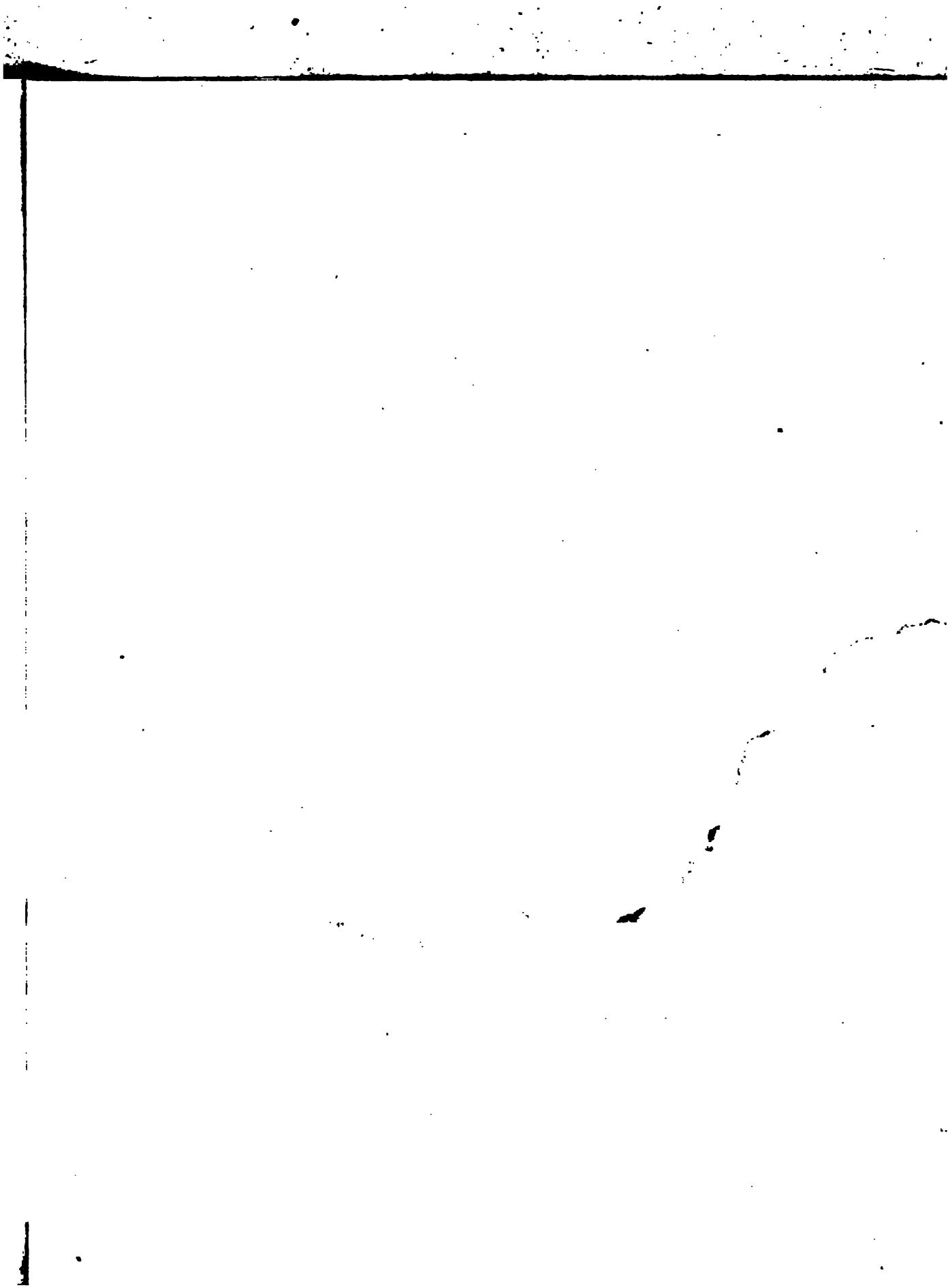


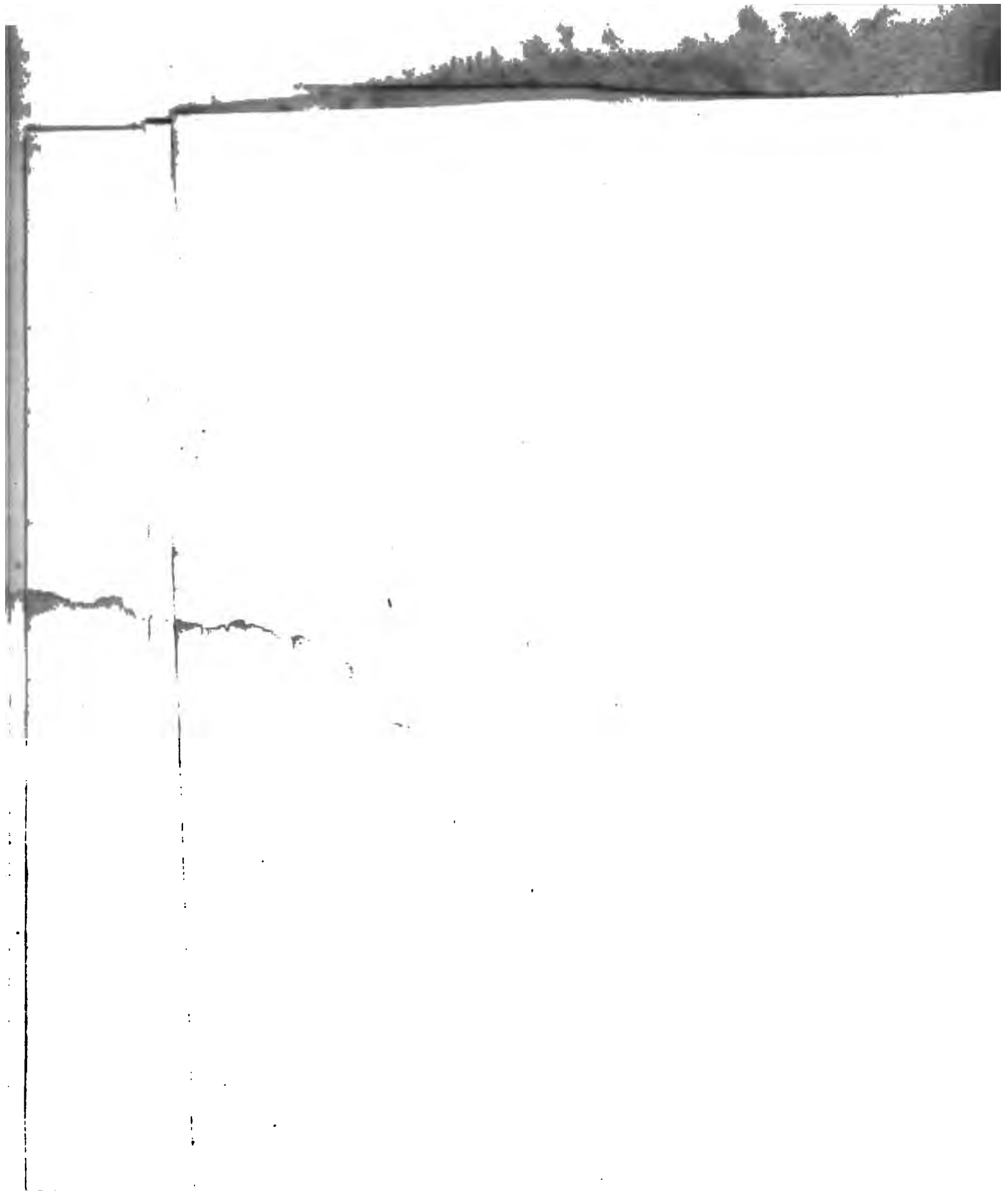


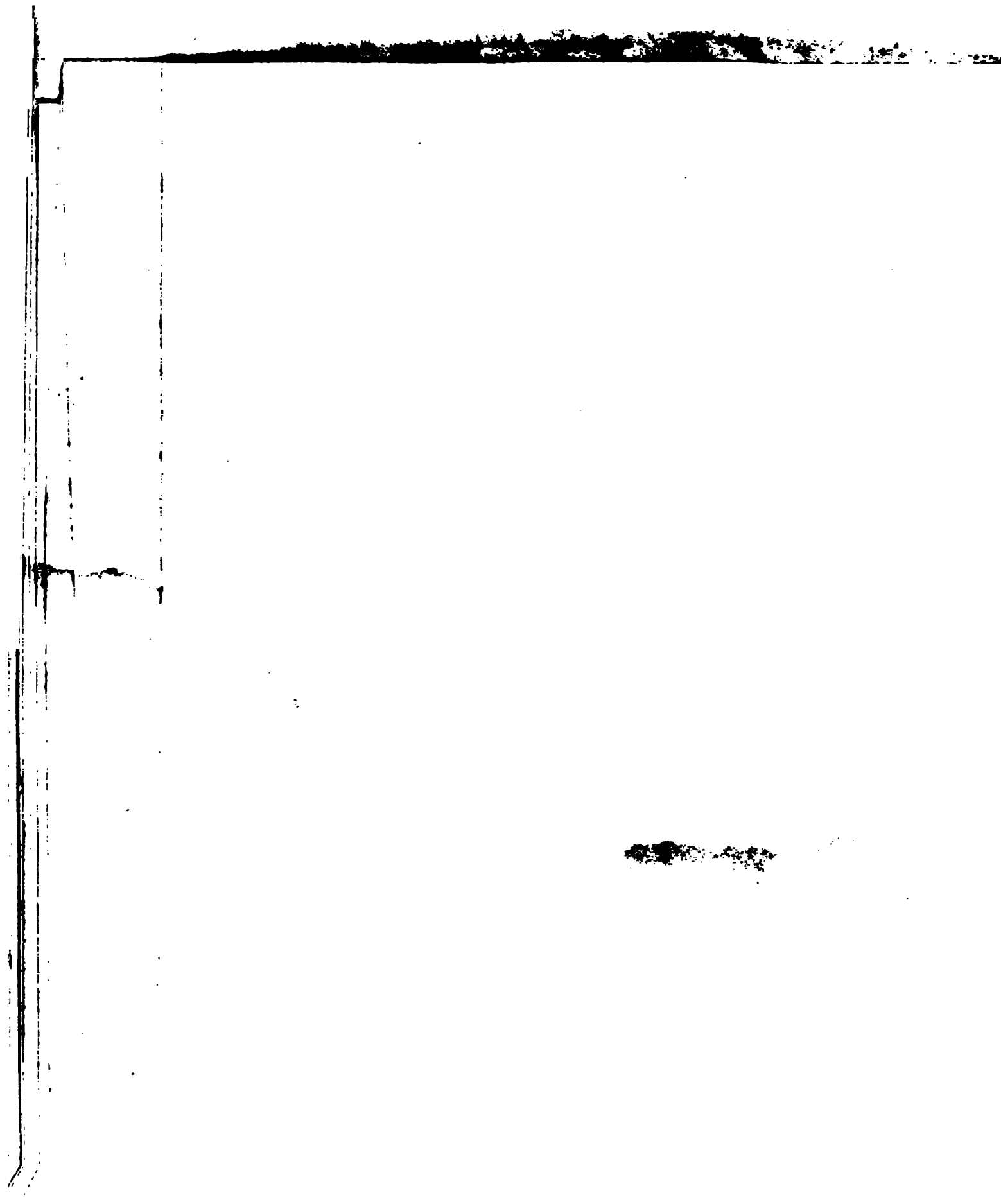


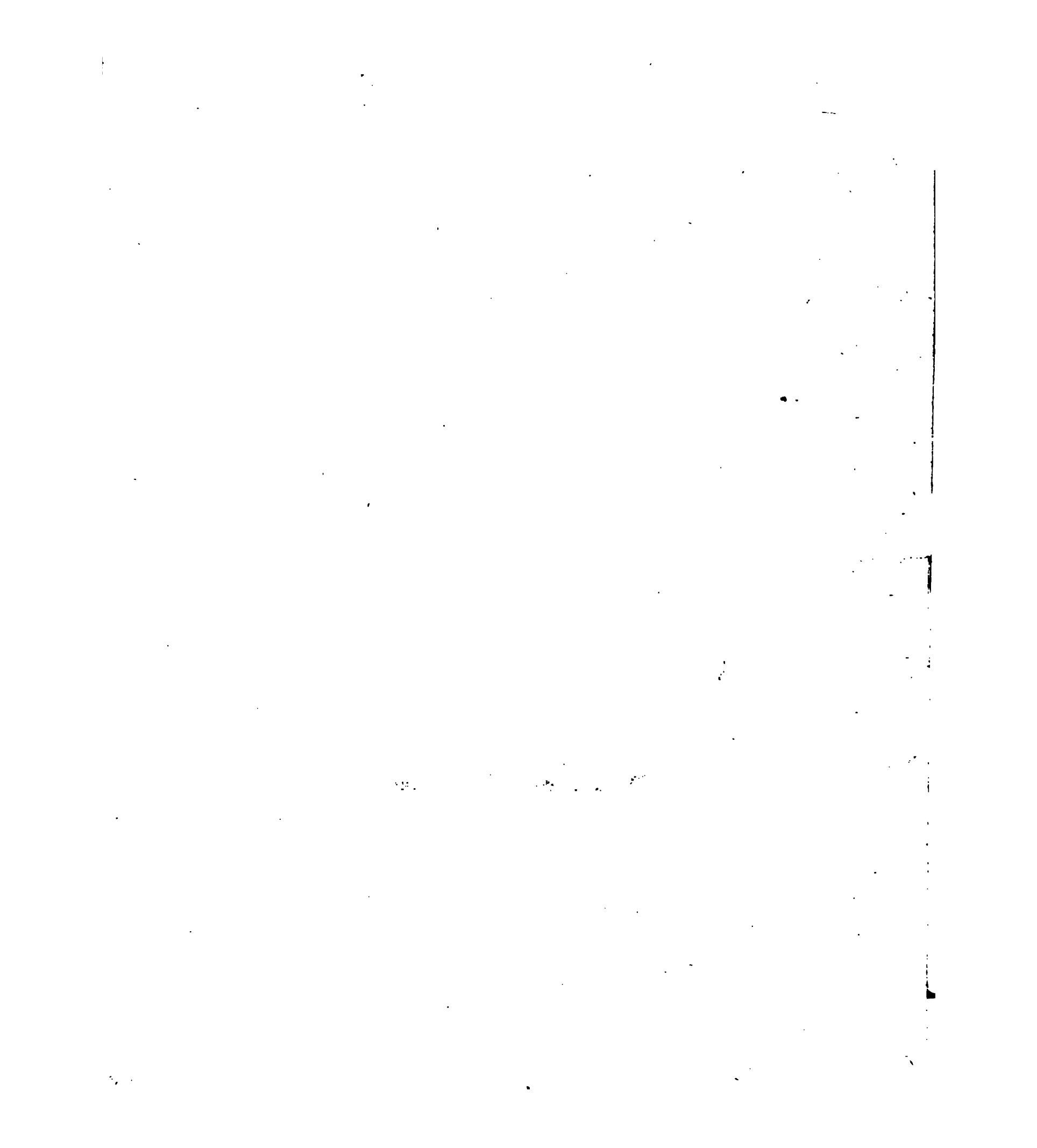
















AE
27
A6
Sect. 3
v. 6

**Stanford University Libraries
Stanford, California**

Return this book on or before date due.

--	--	--

